
32101 067920957


DEI SVB NVMINE VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY



Literatur = Blatt

auf das Jahr 1824.



Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1824.

Alphabetisches Verzeichniß.

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. Januar 1824.

Blicke auf merkwürdige Erscheinungen in der Literatur.

Nicht immer muß ein redlicher Wegweiser — und das ist dieß Literaturblatt — alle Stege und Wege meilenweit anzeigen und vorangehen. Zuweilen genügt es, wenn er auch nur die Hand aufhebt, und den Zeigefinger ausstreckt. Es werden jezt viele Vorschläge zur Verbesserung und Vervollständigung des Leipziger Meßkatalogs gethan. Auch ist es ganz billig, daß der kundige Inhaber der Weidmannischen Handlung, bey dem es zweifelhaft ist, ob er mehr mit dem ersten oder zweyten Worte des Compositum Buchhandel vertrauter sey, — für diesen feststehend und privilegirten Artikel — recht thätig seine Vermittlung anwende. Nun, da hoffen wir, daß jenes in alten Drucken so häufig vorkommende Handzeichen am Rande mit dem vorgestreckten Zeigefinger beym nächsten Meßkatalog in Anwendung komme, und jedem Titel, der wirklich ein Buch anzeigt, zugesellt werde. Was wir jezt und in der Zukunft unter der Rubrik: „Blicke im Literaturblatt" zusammenzufassen gesonnen sind, soll durchaus für nichts weiter, als für ein solches Handzeichen gelten. Wer mehr verlangt, gehe mit unsern Literaturzeitungen, Annalen und Repertorien zu Rathe. Hier gilt es nur Uebersichten.

I.

Namhafte Unternehmungen.

Die ehrenvollste Erwähnung verdienen die Buchhandlungen, welche bey den jezt so gehäuften Gefahren und Schwierigkeiten, bey kostspieligen und langathmigen Unternehmungen den Muth, bleibende Werke von mehreren Bänden und ungewöhnlichen Verlagskosten zu unternehmen und fortzusetzen, nicht verlieren. Daß die J. G. Cotta'sche Buchhandlung noch immer die würdigsten Unternehmungen nach allen Kräften fördere, zeigt unter andern die ununterbrochene Fortsetzung des kostbaren Werkes von Gau's Nubien und von Tischbeins Homerischen Bildern von Schorn, vor allem aber das prachtvolle Unternehmen des Doms zu Cöln von Sulpiz Boisserée, von dessen bevorstehender Vollendung wir so eben die ausführliche Anzeige in der Allgemeinen Zeitung lesen, ein Blatt, das selbst auch in seiner umfassenden und allseitigen Berichterstattung ein Muster für alle politischen Tageblätter in und außer Deutschland genannt werden muß. Die ersten zwey Theile von v. Raumers Geschichte der Hohenstaufen (zusammen 1240 S. in gr. 8.) werden in drey verschiedenen Auflagen und Formaten von der in ungeschwächter Kraft und verständiger Umsicht fortwirkenden Brockhaus'schen Handlung in Leipzig bis jezt für einen so billigen Subscriptionspreis ausgegeben, daß nur die Zuversicht auf ein dankbar ermunterndes Publikum sich einem solchen Werke zu unterziehen, dem Verleger Muth einflößen konnte. Dieß schöne Zutrauen ist würdig erwiedert worden. Dieß Musterwerk deutscher Forschung der Geschichtschreiber liegt bereits auf dem Lesetische aller Geschäftsmänner und aller, die — eine Schüssel kunstgerecht zubereitetes Rostbeef der oft leererfundenen Bonbonniere der Taschenbücher und Tageblätter vorziehn. Da das Werk mit einiger Vorbereitung gelesen seyn will, so rathen wir, die von einer Kennerhand darüber niedergeschriebene Bemerkungen im Conversationsblatt (N. 266. 277 ff.) nicht ungelesen zu lassen. Auch dieß Conversationsblatt, welches sich in seiner politischen und kritischen Tendenz an den Hermes anschließt, der an dem scharfsinnigen Verfasser des Büchernachdrucks im Gesichtspunkte des Rechts gegen Griesinger (Jena, Frommann 1823) in Jena einen tüchtigen Redacteur gewonnen hat, verdient Beachtung und noch weit größere Verbreitung. Die bibliographischen Werke von Ersch und Ebert in derselben Handlung verdienen gewiß auch laute Anerkennung. Mit Vergnügen erwähnen wir die Vollendung der neuesten Ausgabe von Wielands Werken, welche der auch im 71sten Jahr noch rüstige Göschen zu einer Zeit übernahm, wo ein neues Geschlecht der Dichter des Agathon und Oberon nach dem Feldgeschrey einer sehr klang- und sangreichen Schule schon antiquirt zu haben schien. Allein die achtbarste Classe des deutschen Volks, die auch noch auf Büchersammlungen hält und nicht blos von den Brosamen der

Leihbibliotheken und dienstfertigen Freunde lebt, zeigte, daß jene verächtlich-absprechenden Wortführer keinen Eindruck auf sie gemacht hatten. Die seit 5 Jahren ununterbrochen fortgesezte Ausgabe fand die erfreulichste Aufmunterung und wird so eben mit dem 49sten Band, was die sämmtlichen Werke selbst anbetrifft, geschlossen seyn. Der kritische Herausgeber, Prof. Gruber in Halle, wurde Wielanden, was Palisot Voltaire's Werken in 100 Bänden wurde, begleitete die Meisterstücke seines Autors, den er in dem lezten Jahre seines Lebens oft sich und über seine 56jährige literarische Laufbahn vertraulich sprechen hörte, überall mit Anmerkungen und Abhandlungen und arbeitet jezt noch an Wielands Leben, indem er einen frühern Versuch der Art jezt selbst nicht mehr für zureichend hält. Der Verleger macht bekannt, daß dieses Leben in zwey Bänden, dem Käufer jener Ausgabe sämmtlicher Werke, die bis zur Jubilatemesse Zahlung leisten, unentgeldlich nachgeliefert werde. Zugleich wird eine äußerst wohlfeile, correcte, und im Format mit Schillers und Klopstocks Werken völlig übereinstimmende Handausgabe sämmtlicher 49 Bände der Gruberschen Ausgabe für 14 Thaler, in 4 Terminen vorauszuzahlen, angekündigt. Wir halten diese Vervielfältigung für ein wahres Hermäon, da nun erst Vater Wielands Werke allgemeine Popularität erhalten können, wünschen aber recht sehr, daß nun auch im Einverständniß mit Göschen die Verleger seiner eben so belehrenden als geistreichen, wenn auch nicht nach der stricten Observanz gefertigten Uebersetzungen von Horaz, Lucian, Aristophanes, Euripides, Xenophon, Isokrates, und den Briefen des Cicero (wovon der 7te und lezte Band erst nach Wielands Tod von Gruber ganz im Geiste des ehrwürdigen Altvaters vollendet, aber viel zu wenig anerkannt worden ist) eine kritisch revidirte Ausgabe derselben in gleichem Format veranstalten mögen, ein oft sehr schmerzlich gefühltes, aber durch die Schläfrigkeit oder den Eigennuz einiger Verleger *) noch immer nicht befriedigtes Bedürfniß.

Die Caspar Fritsch'sche, jezt Hahnsche Verlagshandlung in Leipzig hat sich stets durch solide und schwere Verlagskosten fordernde Unternehmungen ausgezeichnet. Dahin gehört in der neusten Zeit nicht nur das mit Recht beliebte, in dem preußischen Staate selbst unmittelbar von der Regierung begünstigte volksthümliche deutsche Wörterbuch von Heinsius, wovon die lezte Abtheilung im Jahr 1822 erschien, (zusammen 353 Bogen in Lexikonformat für 10 Thaler!) sondern ganz vorzüglich auch des würdigen Veterans in der Geschichte und ihren Hülfswissenschaften, Mannerts in Landshut, Geographie der Griechen und Römer, wovon so eben der 9te Theil, Italien nebst den Inseln enthaltend, in 10 Büchern (in zwey Abtheilungen, zusammen gegen 1400 S. in gr. 8.) ausgegeben worden, und dadurch ein vor 30 Jahren begonnenes Werk theils fortgesezt, theils in einer neuen, fast ganz umgearbeiteten Ausgabe fortgeführt worden ist. Der treffliche Verfasser hat die Fortsetzung, so wie die neue Auflage der längst vergriffenen ältern Theile völlig aufgegeben, bis die jetzige eben so bemittelte, als thätig fördernde Hahnsche Handlung das Werk aus dem Grattenauerschen Nachlaß an sich brachte, und nun schon einige hundert Bogen mit großem Aufwand ans Licht gefördert hat. Man kennt die redlich aus den Quellen schöpfende, und das Gefundene schmucklos doch treu wiedergebende Methode des gewissenhaften Forschers, der, nachdem er seine eigenen Forschungen vollendet hatte, zu dem Neuen überging, und von dem fleißigsten aller Sammler, von Cluver ausgehend, auch die neuen Erdbeschreibungen nicht unbefragt ließ. Die besten Reisebeschreibungen (wenn wir doch den theuren de Non nicht rechnen möchten) wurden benuzt und belobt. Als die glänzendste Partie dieser Geographie Italiens ist die historische Entwickelung der Völkerschaften Italiens und der Stammbaum seiner Urbewohner, wobey er dem Scharfsinn des gelehrten Bossi in seiner in Mailand 1819 erschienenen Geschichte des alten Italiens seine besondere Hochachtung zollte. Mögen die Reisenden aus Deutschland nach Italien diese Geographie ihrem Reisegepäcke zuzulegen nicht verschmähn. Es ziemt uns Deutschen überall gründlich zu seyn. Wie manchen dort in allen Wegweisern fortgepflanzten Irrthum werden sie an der Hand dieses Führers vermeiden lernen!

Daß das große encyclopädische Werk, die allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber seinen langsamen, gemessenen aber sichern Schritt — die Elephanten rennen nicht — muthig fortschreitet und so im Laufe des lezten Sommers auch der eilfte Theil (Bleiberg — Bolingbroke 420 S. in 4. mit 3 Karten) unter dem Regiment des rastlos thätigen, die Sporen noch öfter als die Zügel brauchenden Ersch, durch den fleißig Rath schaffenden Inhaber der Gleditsch'schen Handlung in Leipzig, Enoch Richter, ausgegeben werden konnte, muß allen, welche in diesem bis jezt einzigen Unternehmen ein wahres Nationalwerk zu achten und zu fördern wissen, zu großer Genugthuung gereichen. Ein sich gern unterrichtender Staatsbeamter verlangte zu seiner Badereise nach Mariendad ein unterhaltendes Buch in kleinen, unterbrochenen Zeitabschnitten zu lesen. Die neusten Supple-

*) Es gränzt ans Unglaubliche, daß seit 1789, wo Lucians Uebersetzung in 6 Bänden in der Weidmannischen Handlung zuerst erschienen ist, unsres Wissens keine neue Auflage davon angekündigt wurde. Und doch ist es Thatsache, daß gleich in den ersten 3 Jahren mehrere hundert Exemplare davon in die damals noch bestehenden Klöster und Abteyen abgesezt worden sind.

mente zum Conversationslexikon befanden sich schon im Reisegepäck. Wir gaben ihm den 11ten Theil der Leipziger Encyclopädie mit auf den Weg, und er bezeugte bey seiner Rückkehr die volleste Zufriedenheit. Es habe ihm in den vier Wochen mitten in dem Böhmischen Waldgebirge nie an Unterhaltung gefehlt, und er habe in häufiger Besprechung mit Eingebornen Gelegenheit gehabt, einen der sachreichsten Artikel: Böhmen (von S. 178—240) aus der Feder des jezt in Stuttgart wirkenden Hofraths André, in allen seinen politischen, statistischen, naturhistorischen und literarischen Abschnitten genau zu prüfen. Der Aufwand an Fleiß und Literatur in diesem wohl für sich ein selbstständiges Werk bildenden Artikel sey bewundernswürdig. Wir führen dieß darum an, um den Einwurf wo möglich zu beschwichtigen, daß niemand leicht das Ende dieses auf 50 Bände zu berechnenden Riesenwerkes erleben werde und man sich doch nicht entschließen könne, etwas Unvollständiges zu erwerben. Als wenn hier von Alltagswisserey im bequemen Taschenformat die Rede wäre, als wenn nicht jeder Artikel ganz neu ausgearbeitet schon durch den Reiz der Neuheit und Darstellung ein Interesse für sich hätte, als wenn man sich nicht recht wohl fühlte, beym Aufschlagen dieses Buchs sich in so auserlesen guter Gesellschaft zu finden, wo mehrere Koryphäen und Hauptleute unserer Literatur, wo Kurt Sprengel über botanische und arzneygeschichtliche Gegenstände, ein Jacobs und Ottfried Müller über Philologie und Materie des klassischen Alterthums, die Bibliothekaren Ebert, Wachler und Wilh. Müller über Bibliographie; v. Hammer, dem wohl in jedem Divan das erste Wort gebührt, Gesenius, Hartmann über den Orient u. s. w. uns aus ihren Schätzen das Erwählteste recht freundlich entgegentragen. Wir freuen uns unsrer Seits, unter den ehrenwerthen Mitarbeitern auch ein ganzes Dutzend wackerer Dresdner zu finden, und so auch in diesem Bande unsern Seiler über Heilmittel und thierarzneyliche Gegenstände reden, unsern Karl Förster am Schluß des trefflich gearbeiteten Artikels Bodmer das wahre Wort sagen zu hören: „Möge einmal die deutsche Kritik den wohlfeilen Tadel dessen aufgeben, was sich längst überlebt hat, und lieber bey Verdiensten verweilen, die in segensreichen Wirkungen fortleben!" unsern Bibliothekar Hempel aus archivalischen Nachrichten eine Menge Irrthümer über Böttcher, den Erfinder des weißen Porzellans, zum erstenmal gründlich widerlegen zu sehn. Wie brav hat Petri in Zittau den so zweydeutigen Artikel über den Mystiker Böhme, Nese den Artikel Bode, wobey so wichtige Aufschlüsse über den Gang der Freymaurerey mitgetheilt werden, A. G. Hoffmann die Blutrache durch alle Zeitalter, Schrege gerade jezt, wo der Leinwandhandel ein neues Leben erhält, die nahe liegenden Bleichanstalten, Merren den umfassenden Artikel Boa, Gottfr. Weber die Bogeninstrumente, der scharfsinnige Mitterwein so viele Artikel der Rechtskunde abgehandelt! Gewiß, Deutschland ist noch für den Umfang der gründlichsten Forschung und Gelehrsamkeit der Mittelpunkt europäischer Cultur, und wäre unsere schwierige Kernsprache erst eine allgemeine europäische Gelehrtensprache, übersezten die Italiäner, Franzosen, Britten, wie wir fast zur Ungebühr thun: so würde diese für Aufklärung und Popularisirung der Wissenschaften hier aufgespeicherte Masse bald europäisches Gemeingut werden. Mängel und Unvollkommenheiten giebt es denn freylich auch bey einem solchen Werke, weil es ein menschliches ist. Sehr zu beklagen ist z. B. daß die zum Werke unentbehrlichen Karten so spärlich und so langsam beygelegt werden. Eine tüchtige Karte von Böhmen durfte bey André's schöner Arbeit durchaus nicht fehlen, und wie ungern vermissen wir bey dem gelehrtesten Artikel dieses ganzen Bandes, bey Ottfr. Müller's Böotien, wo bis auf die neueste Reiseentdeckung und Inschriften alles zusammengefaßt wurde, was Hellenische Sagenkunde und Archäologie nur immer darbietet, die nach der früher entworfenen Karte in der Hellenischen Geschichte vom Verfasser selbst aufs Neue gezeichnete Karte. Auch sind offenbar mehrere Artikel, z. B. Börse, zu kurz abgefertigt, doch dieß läßt sich anderswo nachholen. Jeder Theil sollte auch eines doppelten Registers des Bearbeiteten und der Arbeiter, nur zur einstweiligen Uebersicht, nicht entbehren.

Böttiger.

Periodische Literatur.

Palaeophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch-kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Erstes Stück. Berlin, Dunker und Humblot. 1823. S. XIV und 318.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift beabsichtigt nach Seite V. der Einleitung, „uns eine Einsicht über das gesammte ästhetische Gebiet in der neuern und ältern Zeit zu verschaffen," und diesem Plane gemäß zerfällt der Inhalt dieses ersten Stückes zuvörderst in zwey Theile, deren erster Antikes, der zweyte aber Modernes behandelt. Diesen zwey Abtheilungen schließt sich eine dritte an, welche „Allgemeines" überschrieben ist, und welche in Betrachtungen über Ethik, Kunst, Literatur zerfällt.

Dasjenige, was wir in der ersten Abtheilung (Antikes) verhandelt sehen, bezieht sich größtentheils auf das

Epos und Homer und ist als Seitenstück oder anreihende Ergänzung zu Hrn. Schubarths gehaltreichen Ideen über Homer anzusehen. Wie dort greift der Verf. hier tief in das innere Nervengewebe des ersten aller Dichter und zeigt mit anatomischer Genauigkeit und glühendem Wissenschaftseifer die mannichfaltigen Verflechtungen, das weise Jueinandergreifen der verschiedenartigen Werkzeuge, in denen sich der große Schöpfergeist kund giebt. Zuerst wird Achilles Thun „den Feeunden dieses Helden zu lieb, welche gefunden haben wollen, daß Hr. S. diesem Helden in seinem ersten Versuche nicht genug Ehre angethan" bis in das Kleinste verfolgt und glänzend genug hingestellt, so daß Homer gewiß mit diesem Nachbilde seines Helden nicht unzufrieden wäre. Weniger anziehend schien uns, was Hr. S. über des Dichters Geschicklichkeit in Benutzung ungünstiger Umstände vorbringt; was über die Wirkung des Contrastes und über die der homerischen Poesie gesagt ist, ist zu fragmentarisch und bliebe hier dem scharfsinnigen Forscher noch ein weites Gebiet, wie vielfach bebaut es auch scheinen mag. Dafür entschädigte uns der klare, scharfe Blick in die Haupttheile der Ilias (S. 46—56) und neben anderm die Epochen der griechischen Poesie (von S. 77 an).

Wenn uns in der ersten Abtheilung der Verf. zuweilen wie ein geschickter Anatom vorkömmt, so scheint uns derselbe in der zweyten wie ein geübter Sternkundiger dazustehen; eine schon darum nicht unpassende Vergleichung, weil sich der Anatom blos mit dem, was lebte, beschäftigt; der Astronom aber den hellen Sternenhimmel vor sich hat. Es ist nämlich in der zweyten Abtheilung hauptsächlich Goethe als das Gestirn angenommen, dessen Gang und Kern der Verf. untersucht und prüft. Die Leser werden manches Neue, manche scharfsinnige und tüchtige Bemerkung finder.

Die dritte Abtheilung schien uns ein wenig öder, trockner, und was schlimmer ist, gehaltloser und oberflächlicher, als die beyden ersten. Doch sind auch hier Blitze eines denkenden und eindringenden Geistes sichtbar. Nehmen wir, um ein Beyspiel zu geben, die achte Abhandlung: „Von dem Lebensalter und dem Maaße der Söhne des Laocoon" überschrieben, wo es am Ende heißt: „hiedurch (der Verf. hat vorher darzutdnn versucht, daß Größe und Zierlichkeit die Bestandtheile des Schönen seyen, was nicht weit von Aristoteles Definition von Schönheit — τὸ καλὸν ἐν μεγέθει καὶ τάξει ἐστι — abweicht) gelangen wir zu der Erkenntniß, daß Schönheit, als von der Bedeutung unzertrennlich, eben so wenig durch Nachahmung der Natur, als durch ein absolutes Maaßverhältniß, vielmehr nur durch relative Entgegensetzung verschiedener Maaße, durch ein intentionelles Verkleinern und Vergrößern, Abnehmen und Zunehmen, bewirkt werden kann, und daß die großen Meister des Alterthums hierbey, in den kleinsten Theilen, wie in dem ganzen Werke, mit dem sichersten Bewußtseyn der Absicht und Wirkung verfuhren;" u. s. w.

Wir haben schon bemerkt, daß diese Definition der Schönheit nicht sehr von der des Aristoteles abweiche. Wie nun nach dieser aristoteles'ischen Erkläeung ein Miniatur-Bild, eine Kamee nie schön seyn könnte, noch weniger ein eingestürzter Tempel, so könnte auch nach der Bestimmung unseres Verfassers keine einzelne Statue, keine Büste schön seyn, denn wo wäre da eine Relativität der Entgegensetzung verschiedener Maaße, u. s. w.? Wir würden, wenn wir die Schönheit definiren sollten, die Nachahmung der Natur keineswegs so weit wegwerfen, wie unser Verf. thut, denn dieß ist und bleibt das Medium, durch welche die Idee der Schönheit verkörpert wird.

Hören wir Hrn. S. weiter.

„Die Werke der neuesten Kunst erscheinen dagegen mehr wie Naturwerke (zuweilen auch weniger). Die Künstler sehen sich meistens nur auf die Natur gewiesen, wie sie vor ihnen liegt, oder aus ihrem Innern spricht (wer blos die Natur kopirt, ist kein Künstler); auch sind sie deßhalb ängstlich besorgt, ihre Werke in Einem Maaße zu halten (wir geben dem Hrn. Verf. das Einzige zu bedenken, daß unsere Künstler nicht, wie die griechischen Künstler so oft thaten, ihre Kunstwerke für eine gewisse Entfernung oder Erhöhung in Tempeln u. dgl. bestimmten), wodurch sie um so mehr sich den Weg versperren, Größe und Schönheit zu erreichen (vorher sagte aber Hr. S.. Schönheit beruhe auf Größe und Zierlichkeit; das ist nicht logisch gedacht). Gelingen ihnen solche, wie vom Ungefähr (o du heiliger Raphael!) so würden sie erschrecken zu erfahren, was sie thun. Gefälligkeit und Zierlichkeit erreichen sie eher, nach ihrer individuellen Natur und der ihrer Umgebungen." (Wir möchten hier den Verf. vor einen der Kartons des unsterblichen Raphael führen, und indem wir ihm, einen Ananias z. B., zeigen, fragen, ob der Künstler hier an Gefälligkeit und Zierlichkeit gedacht habe?)

„So entstehen denn — fährt Hr. S. fort: — unter der Hand zarter, sinniger, gelehrter Meister, sinnreiche, gefällige, allerliebste Puppen, die man eben so gern in Porzellan ausgeführt, im Zimmer auf Putzschränken, als draußen in Stein zur Verzierung der Prachtgebäude angewendet sähe. (Dergleichen Popanzen und Puppen hat es zu allen Zeiten gegeben, und kein Kunstwerk ward noch durch den Platz geehrt, wo man es aufstellte.) Andere mit kräftigem, größerem Geiste, geben ihren Gestalten Charakter und geistiges Leben; dennoch kommen auch sie, mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, nicht über die Natur hinaus und das Colossale macht ihre Werke nicht groß."

Unser Verf. würde wahrscheinlich schamroth über diese seine weitausgesponnenen Phrasen werden, wenn wir ihn vor den Heiland eines Dannecker führten, und wenn er im Stande wäre, die Gewalt zu ahnen, mit welcher dieser hohe Künstler seine Idee hier verkörperte. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Künstler über die Natur hinauskommen wolle: die Formen, welche die Natur zeigt, sind reicher und schöner, als irgend ein Stubengelehrter ahnt; und daß die alten Künstler sie (die Natur) nicht überbieten wollten, beweisen die Elgin'schen Marmorn.

Wir wünschen übrigens dem Herausgeber und seinen Freunden Glück und Theilnahme, und werden uns freuen, die Fortsetzung dieser interessanten Zeitschrifr recht bald anzeigen zu können. Das Papier ist ziemlich gut und der Druck bequem.

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. Januar 1824.

Taschenliteratur für 1824.

Minerva. Sechzehnter Jahrgang. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 448 S.

Cornelia, herausgeg. von Aloys Schreiber. Neunter Jahrgang. (Neue Folge, erster Jahrgang). Heidelberg bey Engelmann. 302 S.

Urania. Neue Folge, sechster Jahrgang. Leipzig bey Brockhaus. 349 S.

Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet von Dr. St. Schütze. Frankfurt a. M. bey Wilmans. 314 S.

Frauentaschenbuch. Nürnberg bey Schrag. 496 S.

Wenn man die Menge Pfefferkuchen betrachtet, welche gegen Weihnachten aufgeputzt, überzuckert und goldbekleckt auf den deutschen Bäckerläden liegt; so sollte man glauben, Pfefferkuchen wäre die Lieblingsspeise der deutschen Nation. Gleichwohl ist es nicht einmal der beliebteste Leckerbissen der Kinder, und der Absatz dieses Gebäckes beruht hauptsächlich auf den drey Umständen: daß es gekauft wird von Leuten, die es nicht essen sondern verschenken wollen, daß es einmal Mode ist, zur Christzeit Pfefferkuchen zu verschenken, und daß die Empfänger ihn zu essen pflegen, weil sie ihn geschenkt bekommen haben. So ungefähr ist es auch mit denjenigen Taschenbüchern, welche ein Kunstragout in zierlicher Schüssel darbieten. Ihr Heil ruht jezt wesentlich darauf, daß es Bücher sind, die in der Regel derjenige nicht liest, welcher sie kauft, und derjenige, welcher sie liest, nicht zu bezahlen braucht, mit anderen Worten: die nur von donatoribus gekauft und nur von donatariis gelesen werden. Erwägt die Kritik dieses Verhältniß; so muß sie sich nothwendig bewogen finden, weniger nach dem Inhalt als nach der typographischen, chalcographischen und buchbinderlichen Ausschmückung zu fragen, denn darauf sehen der Käufer und der Schenknehmer, und sie — die Kritik — hat bey dieser Richtung ihres Augenmerkes den Vortheil, sich das leidige Lesen, wenn nicht ganz ersparen, doch ziemlich bequem machen zu können. Und das thut wahrlich Noth, wenn man 8 Tage vor Weihnachten fünf solche literarische Pfefferkuchen zum Behuf der Anzeige zugetheilt erhält mit der redactorischen Weisung, daß sie von einer Sortimentshandlung à condition genommen sind, und entweder noch vor den Weihnachtsfeyertagen unbefleckt zurückgegeben, oder — gekauft werden müssen. Da ist keine Zeit, gegen drittehalbtausend engbedruckte Seiten durchzulesen! Da muß man es bey'm Durchblättern bewenden lassen, und bey einer fliegenden Kritik.

Minerva. Ramberg-Kupfer nach Göz von Berlichingen. S. XII ein Eichhörnchen, aber sonst weder Hund noch Katze, mit Ausnahme des Zigeunerlebens, wo nicht nur ein Hund zu sehen, sondern auch ein Schwein, das eben ausgeweidet wird. Man bringe das auf die Bühne, in Berlin, in Leipzig, wo man will! Ist ein zahlreiches Metzgerhandwerk im Orte: so wird dieses Ramberg'sche Schwein gewiß das Theaterpublikum von Goethe's Götz von Berlichingen ansehnlich vermehren. Serina, Mährchen von Prätzel. Daß die Heldin eine Zeisigin ist, giebt der Name, und wir sehen eben am Schlusse, daß auch ein Stieglitz darin vorkommt. Die Naturgemälde von L. Neuffer sind leider in Versen, und größtentheils in reimlosen. Wer liest jezt noch Verse? Karoline Pichler erzählt eine Malergeschichte, Quintin Messis. Sie fängt, wie sie gewohnt ist, mit Decorirung und Erleuchtung des Theaters an: „Die Sonne näherte sich dem Meere. „Ihre Strahlen vergoldeten die Masten und Wimpel der „Schiffe, welche aus der See, den breiten Strom der „Schelde herauf, bis vor die Mauern Antwerpens segel„ten, um von den fernen Ufern des Morgenlandes die „kostbaren Schätze desselben in die Waarenlager der rei„chen Handelsleute dieser Stadt zu bringen." Da weiß man denn doch gleich, nicht nur was für Wetter ist, sondern auch, an welchem Orte man sich befindet, obwohl wir bekennen müssen, daß uns an den Ort der

Handlung der Anfang der asiatischen Panise (oder Banise? wir haben das alte Buch eben nicht zur Hand) auf eine genialere Weise versezt, ungefähr so: „Blitz Donner und Hagel zerschmettern deine mit Gold bedeckten Thürme, du stolzes Peru!“ Gustav Schwab erzählt geschichtliche Sagen aus dem 9. und 10ten Jahrhundert in Mengrede, d. h. bald in Prosa bald in Versen. Das Gedicht von Herrn van der Velde, Darthula nach Ossian, fesselt die Kritik gleich mit der ersten Stanze, wo die Muse Ossians also entboten wird:

O schwebe nieder zu dem Erdgefilde,
Das Haupt geschmückt mit grünem Eichenkranz,
Als Heldin prangend hoch mit Lanz' und Schilde,
Vereinend Stärke mit der Schönheit Glanz,
Ein Liebestaumel sanft und lieblich milde,
Und schrecklich schön im blut'gen Waffentanz,
Sieh deine Hörer bang entzücket lauschen,
Nah auf des Sturmes majestät'schem Rauschen.

Die Kritik nämlich findet sich hier angezogen durch die grammatikalische Dunkelheit, welche besonders in der lezten Zeile herrscht; aber wir haben dieser Anlockung widerstanden, und das Gedicht ungelesen gelassen, hoffend, Herr v. d. Velde werd' es bald in seinen Omnibus anderweit zu Tage fördern. Maria erzählt: Das Mädchen im Walde; die Geschichte hebt ungefähr an, wie das Fräulein vom See, mit einer Jagd, aber das Mädchen im Walde tritt viel geschwinder auf, als das Fräulein vom See. Daß Karoline Pichler über Wahrheit im Erkennen, Denken und Empfinden philosophirt, steht ihr, in einem Almanache, gar nicht übel, und hätten wir nur Zeit, diese Abhandlung zu studieren; so wollten wir wohl den galanten Beweis daraus entnehmen, daß die Frau Verfasserin eine Kantin sey. Den Beschluß machen Räthselspiele mancherley Art, gesammelt von Theodor Hell. Auf welchen Feldern er diese Aehren gelesen, hat er nicht angezeigt, und wir lesen Charaden, Logogryphen rc., wie sie die Abendzeitung, der Merkur rc. bieten, zu selten, um sie errathen zu können.

Cornelia erscheint mit geschmückterem Titel, als im vorigen Jahre, auch ist das Format, wenn wir richtig gemessen und gezählt haben, um drey Buchstaben breiter und um zwey Zeilen länger geworden; da aber der Herausgeber derselbe geblieben, so sehen wir nicht recht ein, warum er eine neue Folge begonnen hat, es müßte denn etwa wegen der veränderten Firma seyn: diese hieß 1823 J. Engelmann, und heißt nun E. Engelmann. Doch wie dem auch seyn mag, die Veränderung im Format wird immer denjenigen unwillkommen seyn, welche die früheren 8 Jahrgänge besitzen, und in ihrer Taschenbibliothek gern alles nach der Schnur haben. Die Kupfer sind im Durchschnitte gut, und Herrn Karl Geib's Romanzen, zu denen sie gehören, auch. Elise von Hohenhausen hat ein romantisch-historisches Gemälde aufgestellt: Germaniens Lucretia. Sie hat den Pinsel mit männlicher Hand geführt, soviel wir im Durchblättern bemerkt haben. Ueber Neuffers Romanze Albert und Helena sind wir gänzlich hinweggegangen, aus Verdruß, weil eine Romanze sich herausnimmt, 20 Seiten und über 100 Stanzen lang zu seyn. Gern gelesen hätten wir: Aus dem Leben eines Geringen, von Ulrich Hegner: denn es ist uns längst aufgefallen, daß die Erzähler so selten aus der Sphäre des gemeinen Mannes ihre Stoffe nehmen, und uns fast immer in die flache Welt der Vornehmen führen, wo für Lebensansicht und Menschenkenntniß selten viel zu holen ist. Aber wo die Zeit hernehmen, da wir noch eine Thekla vom Herausgeber, eine Leontine von Johanne Schopenhauer, einen Edmund von Elise Ehrhardt, und der Treue Leid und Sieg von Helmina Chezy zu durchblättern hatten? — Alles Erzählungen von ziemlicher Länge, zwischen welche kleine Gedichte von Geib, Gittermann und Riese eingestreut sind. Der Einband ist sehr geschmackvoll.

Urania. Schmächtiger als gewöhnlich. Statt der vormaligen, meist übel erfundenen und ausgeführten Kupfer, Umrisse Canova'scher Bildhauerwerke, nebst Canova's Bildnisse und einem „allegorischen Kupfer,“ welches eine Venus vorstellt, die auf dem Schwane zum Olymp sich schwingt, und ebenfalls nur Umriß einer Antike ist. Diesen Gegenstand hat, nach der Erklärung sub Nr. 8, Böttiger vorgeschlagen, und in der Erklärung macht er eine Urania draus, wobey er natürlich nicht unterläßt, dem Unternehmer dieses Taschenbuchs weidlich zu schmeicheln, und die gedruckte Urania wenn nicht unter die Sterne, doch unter die „perennirenden Blumen in dem blüthenreichen Kalathiskus unsrer Taschenbuchsflora“ zu versetzen. So hatte es der selige Mann gern, und druckte es gern. Die Bildwerke Canova's sind von Herrn Schröter jun. gestochen, und nehmen sich schlecht aus, wenn man sie auch eben nicht mit den chalcographischen Darstellungen berühmter Antiken von Bondon und Niquet vergleicht. Der verstorbene Herausgeber ist indessen wegen dieser dürftigen Ausstattung billig zu entschuldigen, die Krankheiten seines lezten Lebensjahres mögen ihn wohl gehindert haben, für eine bessere zu sorgen. Der Künstlerschwank von Soltmann, der dicke Tischler, S. 1—64 war uns zum Lesen zu dick. Ob die Erzählung von Streckfuß, der Falk, poetisch sey, wie im Index steht, mögen die Leser selbst ermitteln, wir haben blos bemerkt, daß sie versificirt und gereimt ist. Aber gar sehr poetisch sind die Lieder von Rückert, vor allen das XVIte, welches so lautet:

Mir ist, nun ich dich habe,
Als müßt' ich sterben.
Was könnt' ich, das mich labe,
Noch sonst erwerben?

Mir ist, nun ich dich habe,
Ich sey gestorben.
Mir ist zum stillen Grabe
Dein Herz erworben.

So etwas begeistert auf der Stelle die Kritik zu ähnlichem Fluge, z. B. so:

Mir ist, wenn ich dich lese,
Als müßt' ich gähnen,
Wenn ich im Lehrstuhl säße,
Würd' ich mich dehnen.

Mir ist, wenn ich dich lese,
Ich läg' im Bette;
Dein Liedchen — sey nicht böse! —
Wird Ruhestätte.

Wilhelm Müllers italienische Ständchen sind meist auch im Rückert'schen Geiste. Nicht so die Gedichte von Gries; und das von Friedrich Kuhn würde nicht hinter diesen zurück bleiben, wenn der Verfasser ein wenig freyer und lichtvoller versificirte. Das Festspiel zu Petermichelthal von Mosengeil ist ein ergötzlicher Schwank.

Aber alles das hat nicht ausgereicht, in diesem magern Jahre die Urania zu füllen; Casanova's Memoiren haben abermals herhalten müssen, über 100 Seiten lang. Sollte nicht dieser merkliche Mangel noch eine Nachwehe von der Zeit her seyn, wo der Unternehmer die Anmaßung seiner Preißgerichtsbarkeit so weit trieb, die zurückgewiesenen Concurrenzaufsätze in der Urania selbst zu nennen und zu kritisiren? Da diese kaum glaubliche Indiscretion hoffentlich auf seine Erben nicht übergegangen ist, und überdem die Preißgerichtsbarkeit der Urania, obschon Böttiger a. a. O. sie belobt hat, jezt außer Thätigkeit ist; so wird wohl künftig die Urania auch wieder besser von Dichtern bedacht werden. Den Beschluß macht ein Prolog an Goethe, zu einer Uebersetzung Hafisischer Gedichte, von August Grafen von Platen. Diesen Prolog haben wir aufmerksam durchgelesen, und obwohl wir es für völlig überley halten, daß der berühmte Dichter gegen seine moralästhetischen Widersacher in Stanzen vertheidiget werde, zumal von Jüngern der Dichtkunst; so können wir doch dem Herrn G. v. P. das Zeugniß nicht versagen, daß er — nach Ehrenfried Blochmann's ästhetischer Naturgeschichte — ein recht tüchtiger Gœthocorax ist. Z. B.:

Was hast du nicht ertragen und erfahren!
Wie theuer mußtest du den Ruhm erkaufen!
Verkannt von ferne tausenden Barbaren,
Von Narren und von Gecken überlaufen,
Die Uebelwollenden zu ganzen Schaaren,
Die Mißverstehenden zu ganzen Haufen,
Und um auch nicht das Kleinste zu verhehlen,
Der Krittler schmuzige Castratenseelen.

Man hört, daß es keine Castratenkehle ist, die hier singt.

Die kaum erkennbaren Kupferchen, welche Stephan Schütze alljährlich der Liebe und Freundschaft zu widmen pflegt, sind ein wenig gewachsen; aber immer noch so klein, daß sie nach Aristoteles unmöglich schön genannt werden können. τὸ γὰρ καλὸν ἐν μεγέθει καὶ τάξει ἐςί. διὸ ὄυτε πάμμικρον ἄν τι γένοιτο καλοὺ ζῶον etc. (Poet. VII. 9.) (Die Schönheit beruht auf Größe und Ordnung, daher kann ein ganz kleines Thier nicht schön seyn.) Bilder dieser Art wirken ungefähr, wie das Vaterunser auf einen Fingernagel geschrieben: man sieht mit bloßen Augen soviel wie nichts, und braucht ein Vergrößerungsglas, um die Mühe zu ermessen, die auf das Werk verwendet worden ist. Indessen giebt es hier neben den Monatsbilderchen auch einige nicht mißrathene Kupfer nach gewöhnlichem Almanachsmaßstabe. Erzählungen giebt's von Bührlen, Prätzel, Schwab, Trommlitz, Miltiz und Laun. Die Namen, bis auf den wenig bekannten Trommlitz, lassen Genießbares vermuthen. Eben so die Idyllen der Brachmann. Unter den Gedichten nichts Erhebliches, und im ganzen Büchlein vom Herausgeber nichts, als ein Gedicht, der Jubelpokal, von 16 Zeilen, das ist doch für einen Redacteur allzuwenig, man müßte denn die Erklärung der Bilder mit in Anschlag bringen.

Das Frauentaschenbuch von Fouqué begonnen, von Rückert fortgesezt, hat vergessen, auf dem Titel seine Ahnen (Jahrgänge) zu zählen. Kupfer, nach Calderons dramatischen Dichtungen, nicht ohne Kunstwerth. Vom Grafen Platen (dem obgedachten Gœthocorax) verschiedene Poesien, ein Erzählungsfragment des verstorbenen Hoffmann, Frühlingswehmuth und Herbstklagen vom Grafen F. Kalkreuth ic. ic. ic. — denn was hilft es, daß wir Namen und Titel nennen, da wir nichts eigentlich gelesen haben, nicht einmal des Herausgebers Uebersetzung aus Nisami's Alexander-Buche. Haben wir doch kaum Zeit, eine Stelle zur Probe abzuschreiben, welche, da sie von den Griechen und Mohren handelt, geeignet ist, andere Leute zum Lesen einzuladen.

Wie andern Tags der Feuerquell der Sonne
Die Gluten sprudeln macht aus Meeres Bronne;
Zusammen trafen beyder Heere Gruppen
Wie eines Schachbrets weiss' und schwarze Truppen.

(Warum nicht lieber: beyder Feinde Truppen, und des Schachbrets Puppen?)

Geformt aus Elfenbein und Ebenholz,
Die edlen Griechen und die Mohren stolz.
Ein weißes Perlhuhn und ein Rabe schwammen
Hier zur gefleckten Falkenbrust zusammen.

Der Mohr wie Nacht, wie Tag der Grieche, ganz
Als wie ein Ros' und seines Auges Glanz.
Die Weste kam, gerötet aus dunklem Mohre (!)
Und goß ein Meer von Blut aus ihrem Flore.

Reim dich, oder ich freſſ' dich!

Im Papiere iſt das Frauentaſchenbuch unter obengenannten Fünfen das ungewaſchenſte, nur wenig beſſer iſt die Urania, die Lieb' und Freundſchaft hat, (in unſerem Exemplare à condition) vergelbte Bogen, auch die Minerva trägt nicht an allen Theilen ihres Leibes gleich weiſſe Wäſche, und nur die Cornelia iſt in dieſer Hinſicht ohne Tadel, wie es einer deutſchen Hausfrau geziemet. Der Preis von 2 Rthlr. mag für Minerva angehen, aber für Urania und Frauentaſchenbuch iſt er überſpannt, und der von 2 Rthlr. 12 gr. — für die Cornelia dito; koſtet doch die Wiener Aglaja, durch die John'ſchen Meiſterkupfer unbedingt der ſchönſte deutſche Almanach, nur Einen Thaler mehr, und die Lieb' und Freundſchaft Einen weniger.

So ſind wir denn nun, Dank dem Himmel, mit dem aufgetragenen Geſchäfte, fünf Taſchenbücher zu recenſiren, nicht nur zu Ende, ſondern wie haben ſie auch alle fünf wieder fortgeſchickt, damit ſie noch zu den Weihnachtsfeyertagen abgeſetzt werden können, welches beym Drucke dieſer Recenſion gewiß längſt geſchehen iſt. Es wird Leute geben, die uns tadeln wegen der eingeräumten Flüchtigkeit dieſer Kritik; aber wir müſſen bekennen, daß, wenn die geehrte Redaction dieſe Werke auch 6 Wochen früher hätte kommen laſſen, und wenn wir ſogar 12 Wochen Zeit zur Arbeit gehabt hätten, wir dennoch im Weſentlichen nicht viel anders recenſirt haben würden. Denn was ſoll die Kritik bey Almanachen ſo gemiſchten Inhalts ſich wohl zum Hauptaugenmerk erwählen? Soll ſie alle einzelnen Beyträge beurtheilen? Das iſt bey ihrer Menge nicht wohl möglich. Soll ſie es nur einigen thun? Da klagen die Uebergangenen über Partheylichkeit, Zurückſetzung. Soll ſie es verſuchen, den Geiſt eines jeden Mengtaſchenbuches zu charakteriſiren? Aber ſie haben alle Einen oder keinen; Mannigfaltigkeit iſt ihre Tendenz. Die Redactoren denken:

Wer vieles bringt, wird Manchem etwas bringen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus —

und ſelbſt der eigene Geſchmack derſelben läßt ſich aus dem Aufgenommenen nicht füglich beurtheilen, wenn man weiß, wie es mit der Sammlung des Inhalts zugeht, und wie wenig die Sorge für die Zukunft, die Sorge um beliebte Namen, ihnen Freyheit zur Auswahl übrig läßt. Kurz, wir wiſſen die Sache nicht anders anzufangen, als wir eben gethan haben, es wäre denn, daß wir dieſe ephemeren Erſcheinungen ganz übergiengen, da ihnen die Kritik ohnehin nicht nachkommen kann auf ihrer Eilbahn durch die Leſewelt.

Auf dieſer Eilbahn ſtiften ſie inzwiſchen Schlimmes und Gutes genug, was ſich viel leichter recenſiren läßt, als ſie ſelbſt. Sie vermehren z. B. die Diarrhée der Belletriſtik, und machen, daß dieſelbe immer mehr von Kräften kommt: aber ſie bringen auch viel Geld in Umlauf in der literariſchen Republik, und ſchaffen ſogar den Buchbindern guten Verdienſt. Sie verderben zum Theil den Leſern die Augen durch kleinen Druck, und den Geſchmack durch ſchlechte Bilder und ſchale Erzählungen: aber ſie machen den Frauen Vergnügen, und ſchaffen ihren Geiſtes- und Feder-Kindern ein leichtes und anſtändiges Unterkommen. Um dieſes reellen Nutzens willen läßt ſich der intellectuelle Schade wohl überſehen; und diejenigen, welche den letzterwähnten zu Herzen nehmen, mögen ſich mit der Hoffnung tröſten, daß die Kalenderperiode ihr Ende haben wird, wie die Romanenperiode. In Frankreich wird darüber geklagt, daß die politiſchen Broſchüren die Autoren und die Verleger abhalten, das Wachsthum der ſoliden Literatur zu befördern; Heil dem kindlich unſchuldigen Volke, bey welchem belletriſtiſche Kalenderchen ein Intereſſe erregen, welches die Neigung zur politiſchen Flugliteratur in Schranken hält!

Der Fliegenwedel der Kritik, auch wenn er es vermöchte, würde daher Unrecht daran thun, dieſe bunten Inſekten zu verſcheuchen. Man hat prophezeihen wollen, daß ſie einander bald ſelbſt auffreſſen werden. Nach und nach könnte das wohl geſchehen, zumal wenn das Leſepublikum dahinterkommt, daß es faſt in allen dieſelben Poeten und Erzähler wiederfindet. Aber wahrſcheinlicher iſt, daß einmal plötzlich Ein Almanach alle übrigen verſchlingen wird. Wenn die Redaction der Wiener Aglaja im Stande geweſen wäre, ein Dutzend Dichter zu gewinnen, wie ſie einen Kupferſtecher ſich verbunden hat; wir glauben, es wäre ſchon geſchehen. Denn fürwahr, wer dann einen Almanach verſchenken wollte, der würde dem Geſchmacke der Empfängerin ein ſchlechtes Compliment machen, wenn er ihr einen andern, als die Aglaja, zu Füßen legte.

Nachweiſung.

Scotts Quentin Durward iſt im Lit. Bl. No. 94. bey Gelegenheit der Spiker'ſchen Ueberſetzung zum drittenmal kritiſirt worden. Der geehrte Rec. hat auf die frühern Beurtheilungen keinen Rückblick geworfen, (er hat ſie vielleicht nicht gekannt), und es iſt daher Sache der Redaction, dieſelben hier Behuf's der Vergleichung zu allegiren, welches ich hiemit nachhole: In Nr. 65. iſt das Original, von London aus, angezeigt; und in Nr. 91. die Ueberſetzung Methuſ. Müllers, mit kritiſcher Berückſichtigung des Originals; und mit einem Rückblick auf das geiſtreiche Urtheil in Nr. 65. beleuchtet worden.

Müllner.

Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Freitag den 9. Januar 1824.

Blicke auf merkwürdige Erscheinungen in der Literatur.

II.

Jos. v. Hammers neueste Werke.

Der K. Oesterreichische Hofrath und Hofdolmetsch, Joseph von Hammer in Wien, ist nicht nur einer der größten und umfassendsten jezt lebenden Orientalisten, und wird es bleiben, wenn ihm auch unser Goethe selbst in seinem ostwestlichen Divan nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, weil hier die Richter selbst nur aus fremden Berichten zu urtheilen vermochten; sondern überhaupt ein so ausgezeichneter Philolog und Polyhistor, daß die Kunst und Wissenschaften stets kräftig fördernde Kaiserstadt an der Donau ihn nur mit Stolz den ihren nennt. Seine fast südlich erglühende und lebhaft aufgeregte Phantasie, durch ein vortrefflich ausgestattetes Gedächtniß genährt, wird dem Sänger der Schirin und dem Uebersetzer des Hafiz auch einen hohen Ehrenplaz unter den deutschen Dichtern anweisen, wenn die unerschöpfliche Fülle seiner Sach- und Sprachstudien, verbunden mit einer langen Anwesenheit an den Pforten des Orients, ihm des Stoffes nicht oft zu viel zuführte, und wenn nicht die Lebhaftigkeit seines zu neuen Beschäftigungen und Darstellungen rasch forteilenden Geistes ihm die mühsamere Ausfeilung zu wenig gestattete. Daher wäre es schnöder Undank, wenn wir den rastlosen und produktiven Eifer eines solchen Mannes, den die Gelehrtenvereine an der Newa und am Ganges, zu Philadelphia und Paris ihn und sich selbst ehrend sich zugesellten, die ihm so gerecht zukommende Erwähnung und Belobung, durch engherzige Berechnung kleiner Mängel oder persönliche Rücksichten gehemmt, nicht in unsern Uebersichten aus voller Ueberzeugung und mit zuerst spenden wollten. Wo sind die Literatoren und Dichter unter uns, die in Einem Jahre so Vieles und so Ausgezeichnetes hervorbrachten? Zu Anfang des Jahres 1823 erschien von dem Verfasser der Schirin und des Rosenöls Mohammed oder die Eroberung von Mekka, ein historisches Schauspiel in gereimten Jamben, in fünf Aufzügen (Berlin, Schlesinger 138 und XVIII S.) worin er, vor vielen Jahren von der geistreichen Frau von Staël dazu aufgefordert, den Verunstaltungen und Verunglimpfungen, der sich Voltaire in seinem allgepriesenen Trauerspiel dieses Namens schuldig machte, muthig entgegentretend, den begeisterten Stifter des Islams in dem glanzvollsten Moment seines thatenreichen Lebens, wo er im Allerheiligsten der Kaaba von seinen vier Jüngern Omar, Osmar, Ebubekr und Ali umgeben, an der Seite seiner vier Frauen, der listigen, im Stück selbst hart bezüchtigten Aische, der schönen Saima, die ihm sein Pflegsohn Said freowillig abtritt, der sich demüthigenden Gonaira, dann der Tochter des Fürsten des Stammes Mosseleb und Ommi Haliba, der Tochter des aus dem Todfeind Mohammeds zu seinem feurigsten Bekenner bekehrten Scherifs von Mekka Abusofian, auf Kameelen ihren Einzug halten, wo alles Volk die erste große Liturgie feoert, und das berühmte Opferlamm schlachtet. Die erstere Aufzüge hieses bald das Innere des Haeems, bald den Sturm der Volksversammlung, bald den Wettkampf der vier Dichter darstellenden, höchstbeweglichen Dramas spielt in Medina, der vollendende fünfte in Mekka. Konnte auch die dramatische Verflechtung einer so schwer zusammenzudrängenden Masse von Thatsachen nicht ganz schulgerecht seyn; mußte die Einwebung ganzer Stellen aus dem Koran und unerläßliche Anspielungen auf die Lehre des Islams die Einheit des Vortrags und des Colorits sehr unterbrechen; findet sich auch der verfeinerte, oft überverfeinerte Sinn abendländischer Schicklichkeit durch manche Scene, durch manches höchst befremdende Bild fast unzart berührt; so müssen wir doch den Hauptzweck des Verfassers, historische Treue und echte Farbe des Morgenlandes zur Zeit der Hedschira, vor allem ins Auge fassen, und es dem Verfasser großen Dank wissen, daß er die Wünsche des Dichters, der seinen Mohammed ja lieber selbst auf unsere Bühnen gebracht sähe, der Pflicht des wahrhaften Sitten- und Charaktermalers unterordnete. Denn wir getrauen uns zu behaupten, daß Mohammeds innerstes Feldherrn- und Prophetenleben noch nie so wahr und so lebendig uns vors Auge gebracht wurde, und daß dieß Drama doch

weit häufiger von Geschichtsfreunden und Forschern, als von Dilettanten, die nur belustigt seyn wollen, gekauft werden dürfte. Keine geschriebene Urkunde des Orients blieb seinem gewissenhaften Quellenstudium in den 14 Jahren, seit er in einer Abendgesellschaft des Fürsten von Ligne den ersten Anstoß dazu erhielt, unbenuzt. Dennoch gesteht er selbst in der inhaltreichen Vorrede, daß er aus allem, was er aus Büchern und Reisebeschreibungen gelernt hatte, er doch immer nur schwankende Bilder, unbestimmte Umrisse vom Stifter des Islams gewann. Das wahre Licht gieng ihm erst im ägyptischen Feldzug von 1801 auf, als er die persönliche Bekanntschaft eines Alles um sich herum begeisternden, dem Feuerschlunde der Franzosen muthig entgegenziehenden jungen Beduinenscheichs machte. Man muß, so wie Hammer, mit Arabern unter Palmen und Zelten gelebt, mit Emiren in den Städten, mit Beduinen in der Wüste Umgang gepflogen haben, um den Gottbegeisterten Sohn der Wüste, Mohammed, ganz auffassen und würdigen zu können. Hier ist nun der schönste Stoff in Hülle und Fülle. Möge der edle Matthias von Collin, dem der Verfasser dieß Drama zueignet, oder ein anderer ebenbürtiger Dramatiker unserer Tage, nur zu Einem Stücke wenigstens — es liegt zu zehn der Vorrath da aufgeschichtet — das Thema hier auswählen und es bühnengerecht bearbeiten. Der neidlose, nur weil er so viel hat, auf Vieles gern verzichtende Hammer wird gewiß der erste seyn, der dem gelungenen Versuch den lautesten Beyfall zollt.

Nur wenige Monate später erscheint nun auch der Sultan der arabischen Dichtkunst, Motenebbi, aus drey ihm zu Gebote stehenden zum erstenmal ganz übersezt. Motenebbi, der größte arabische Dichter, übersezt von Jos. v. Hammer (427 und LVI S. im größten Octav) Wien, bey Hauber 1824. Man erstaunt über die Aufgabe, die sich der Uebersetzer hier zutheilte. Reiske, Sylvestre de Sacy, Millin, Jones, Ouseley, Horst, hatten nur Bruchstücke gegeben. Hammer giebt den ganzen, unverkürzten Divan und die unabsehbare Reihe seiner Lobgedichte oder Kassidets in möglichst angemessenem deutschem Sylbenmaaße zugleich mit einem dreyfach untergesezten Commentare, die Quintessenz von Al-Wahadi's, die Weisheit von 40 Scholiasten über diesen Dichter umfassenden Erklärungen, und eröffnet uns dadurch eine unversiegbare Quelle der Kunde der arabischen und ägyptischen Sinnes- und Landesart zu der Zeit, wo dieser Dichter, der Gott im Busen und an Kraft des Wortes dem großen Propheten sich ebenbürtig fühlend, die Kühnheit hatte, nicht nur als Dichter, sondern auch als Prophet seines Volkes auftreten zu wollen und daher, da er eigentlich Ebuttaib hieß, Motenebbi d. h. Prophet seyn wollende genannt wurde. Ist er gleich vorzugsweise nur Panegyriker, Satyriker und Schlachtensänger, so steht er doch keinem arabischen Dichter in gnomischer Weisheit und elegischer Empfindung nach. Im Hafis spricht sich nur der Genuß der Liebe und des Weins aus, bald bacchantisch, bald mystisch in lachenden Bildern, wie sie der Perser sich erschuf und Moore uns neuerlich wiedergab; Motenebbi ist nur der Sänger des Kriegs durch die Verkündigung der Waffenthaten und gewonnenen Schlachten seiner Helden, und alle Mystik ist ihm völlig fremd. Immer hat er das Lob eines bestimmten Gegenstandes zum Zweck, des Pferdes, des Kameeles, des Schwertes, des Mädchens oder der drey Kardinaltugenden des Arabers, die Beredsamkeit, Tapferkeit, Freygebigkeit, oder eines bestimmten Helden, oder sein selbst, denn er ist auch der ungemessenste Panegyriker seiner selbst, wie eine ganze Reihe Selbstbelobungen, die Hr. v. Hammer am Schlusse der Einleitung als Takris, oder Durchgerbung des Leders (so nennt der Araber die Lobhudeley) anführt, zur Genüge beweisen. Der ganze Divan des Dichters, oder sämmtliche 289 Gedichte desselben, hat der Uebersetzer nach den Epochen des Lebens des Dichters in 6 Classen getheilt, welche nach den Personen, die darin besungen sind, benannt werden. Nur die erste Classe, welche alle seine zahlreichen Jugendgedichte bis in sein 33stes Jahr enthält, 160, sind nach dem früheren Aufenthalt des Dichters in Syrien, die syrischen betitelt. Die zweyte Classe, Seifiat, enthält die köstlichste Sammlung unter allen, 82 Gedichte zum Preis Seifaddewlets, des großen Fürsten der Dynastie Hamdan, der in beständigem Kriege mit dem byzantinischen Kaiserthum verwickelt, seine siegreiche Fahne bis nach Brussa in Bythinien trug, das er 1534 belagerte. Sie enthalten zugleich einen Schatz von historischen und geographischen Notizen, wodurch manche Lücke in den so mangelhaften Geschichtschreibern jener Zeit ergänzt wird. Ueber Sylbenmaaß, Ton und Vortrag der Uebersetzung steht natürlich das Kennerurtheil nur dem zu, der die Urschrift vergleichen kann. Man wird aber gewiß im Ganzen mit der Methode zufrieden seyn, die er bey einem so schwierigen Unternehmen der so langen Ausgabe befolgte, und wovon er selbst S. XXXIV der lesenswerthen Einleitung die gewissenhafteste Rechenschaft giebt. Vieles mußte der Deutlichkeit wegen als Commentar gleich eingeschoben werden. Darüber wird der strenge Kunstrichter viel mit ihm rechten wollen. Man vergesse aber nicht, daß der Uebersetzer eine allgemein verständliche, auch uns genießbare Uebertragung liefern wollte, nicht für Gelehrte blos, auch für Liebhaber arbeitete. Da die ursprüngliche Reimfolge des arabischen Grundtextes unerreichbar war, begnügte sich der Uebersetzer mit den uns bekannten Versarten, die er doch immer dem Gegenstand anzupassen suchte. Doch sollte der Reim, der Hauptschmuck des arabischen Gedichts, möglichst beybehalten werden. Darin hat er sichs sehr schwer gemacht, daß

jedem Vers des Textes auch nur Ein deutscher zugemessen wurde. „So viel mit der Einschmelzung der Erklärung bey so engzezogenen Grenzen zur Deutlichkeit gethan werden konnte, ist wirklich geleistet worden. Nur wo das Sylbenmaß oder die Wortstellung solche Verschmelzung unmöglich machte, ist die nöthige Erläuterung in den untergesezten Noten gegeben worden. Wir hoffen, daß unsere Literaturzeitungen und größere kritische Institute nicht säumen werden, diese neue herrliche Errungenschaft für den Schatz der deutschen Kunde vom Orient nach Gebühr und mit Anführung einzelner Proben zu würdigen. Hier genüge es, zu sagen, daß wir um so viel reicher geworden sind. Wir enden diesen Fingerzeig mit den Schlußworten der Vorrede: „glücklich Motenebbi, daß er als größter Dichter seines Volks in vollendeten Gedichten Ruhm spendend, Ruhm erwarb und ein ritterliches, ehrenvolles Leben durch einen ehrenvollen ritterlichen Tod besiegelte; glücklich auch der Uebersetzer, wenn es ihm gelingt, durch seine Arbeit (wie es ihm durch seine Uebersetzung Hafises mit dem Perser gelungen ist) deutsche Dichter, wie Goethe, Rückert und Platten zu seiner Einbürgerung des deutsch-umgekleideten Arabers zu bewegen.“ Möge insbesondere Friedrich Rückert, der vielseitigste, begabteste und allen Formen gerechteste Berechner unsers Bardenhaynes, wie so eben wieder die 36 unvergleichlichen Lieder seiner Liebe in der Urania von 1824 beweisen, aus diesem Born die klareste Aganippe schöpfen!

Endlich erhalten wir auch die noch fehlenden Mährchen von 1001 Nacht nach einer wahrhaft treuen Bearbeitung der arabischen Urschrift. Und auch dieß ist allein das Verdienst des Hrn. v. Hammers. Der erste Band ist so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen. Der Titel heißt: Der Tausend und Einen Nacht noch nicht übersezte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum erstenmal aus dem Arabischen ins Französische übersezt von Joseph v. Hammer und aus dem Französischen ins Deutsche von A. E. Zinserling, Professor (in Warschau) 1ster Band. 1823. 398 und LVI S. Man erfährt hier zuerst in dem von Hammer vorgesezten Vorberichte die ganze Geschichte des vollständigen Manuscripts, welches er auf Befehl des damaligen K. Staatsministers, des Barons von Thugut, während seines Aufenthalts in Aegypten von dem damaligen östr. Generalconsul, Ritter von Rosette in Cairo kaufte (die Doublette erhielt Italinsky) und daraus die französische Uebersetzung verfertigte, die dann später Sylvestre de Sacy dem H. Coussin de Perceval mittheilte, Hr. v. Hammer aber, als dieser sie als seine eigene Handarbeit nach Willkühr handhabte, von ihm zurückbegehrte, und der Cotta'schen Buchhandlung zur Herausgabe sowohl der französischen Originalübersetzung, als einer daraus auf Kosten der Handlung gemachten deutschen Uebersetzung übergab. Warum nun diese erst jezt erscheint und die traurigen Abentheuer, wodurch die ursprünglich französische Uebersetzung, die durch Kuriersgelegenheit im Jahr 1820 von Paris nach London geschickt werden sollte, aber dabey unwiederbringlich verloren ging, das muß man im Vorbericht selbst lesen, denn es blizt selbst wie ein arabisches Mährchen. Schon im Jahr 1804 schrieb Hammer an seinen Freund de Sacy nach Paris, die von ihm zuerst gemachte Entdeckung des originellen Endes der 1001 Nacht, welches Galland, der nur 282 Nächte kannte, und von dem wahren Ende nichts wissen konnte, nach Willkühr selbst erdichtete. Denn nach Galland schenkt nach der verlaufenen 1001 Nacht der König Scheherezade das Leben wegen ihres Talents im Erzählen, während nach dem Original er dieselbe, weil sie ihn zulezt gar sehr gelangweilt, hinzurichten befiehlt, und sie endlich nur aus Rücksicht des Kindes, mit dem sie in dieser 1001 Nacht von ihm in die Wochen gekommen, begnadigt. Der hier erscheinende erste Band beginnt mit den übersezten Anecdoten und Mährchen des zweyten Bandes der arabischen Handschrift, oder mit der 268sten Nacht und geht bis zur 536sten Nacht. Da aber Galland davon schon 84 Nächte übersezt hatte, so sind die hier erscheinenden noch 236. In drey noch folgenden Bänden dürfte das Ganze vollendet seyn. Die kleinen Anekdoten und Erzählungen abgerechnet, sind hier die Mährchen von Alischar und Smaragdine, das Mährchen Lieberraut und Rosenärmel, vor allen aber die phantasiereiche Erzählung Dschamasb oder die Königinn der Schlangen von so reicher Unterhaltung, daß wir nicht zweifeln, es werde schon im künftigen Jahre diese Fundgrube für Taschenbücher und Operntheater tüchtig benüzt werden. Was Lichtenberg schon vor 30 Jahren gesagt hat, daß in der 1001. Nacht mehr gesunder Menschenverstand zu finden sey, als in hundert Kathederheiten, wird wohl ein jeder wenigstens heimlich bey sich zu erwägen wissen. Auch hier lassen wir es dabey bewenden, das Daseyn dieser dreymal willkommenen Erscheinung anzukündigen, dabey aber in näherer Beziehung auf Hrn. v. Hammers Verdienst darum nur noch folgendes zu bemerken. Er war, als er selbst in Constantinopel zur Uebersetzung ins Französische schritt, davon überzeugt, daß Galland den echten Ton bey seiner Uebersetzung getroffen habe, indem allzuwörtliche Treue untreu gewesen wäre, und verfertigte nun in diesem Geiste auch die Seinige. Der Leser muß nun nicht vergessen, daß er, so sehr auch Zinserling die Sache sich angelegen seyn ließ, hier nicht wohl das Abbild des Originals, wie es im Spiegel der französischen Uebersetzung zurückgeworfen erschien, sondern nur aus diesem ersten Spiegel in den zweyten die deutsche Uebersetzung wieder abgespiegelt erhält. Da die französische

Uebersetzung verloren, das Original selbst aber im Besitz des Grafen Rzamuski in Polen dem Hrn. v. Hammer nicht zur Hand war, so war eine neue vergleichende Durchsicht jezt nicht möglich. Es bleibt also immer noch einem künftigen Herausgeber eine vollständige deutsche Uebersetzung aus der nur theilweise das Ganze umfassenden Uebersetzung ein Ganzes zusammenzuordnen übrig (wozu auch hier im Vorbericht noch die Nachricht von den 12 in Europa vorhandenen Handschriften der Uebersicht des Inhalts aller 1001 Nächte sehr einladet) und es wird ihm eine Meisteraufgabe seyn, die selbst in dem vielfach zusammengewürfelten arabischen Originale fehlende Gleichheit des Styls herzustellen. Die ursprünglich indische, dann aus dem Persischen ins Arabische übergetragene Grundlage ist ins Unendliche erweitert und verfälscht worden, da ja die meisten dieser Mährchen erst in Aegypten unter den Sultanen der Mameluken ausgeheckt sind. Aber eben deßwegen enthalten sie auch ganz unschätzbare Beyträge zur Sittengeschichte aus der Zeit der Kreuzzüge, wenn auch die Szene selbst in viel ältere Zeit verlegt ist. Aus diesem Gesichtspunkte sind sie ein köstlicher Beytrag zur Cultur des Mittelalters im Orient und in Aegypten. Unläugbar bleibt es ferner, daß die erste Nachricht von dem ganzen Cyclus der 1001 Nacht zuerst durch Hammer 1802 nach Paris an de Sacy kam, wie dieses auch Caussin selbst in seinen contes inédits T. VIII. p. XII. eingesteht. Jezt ist Caussin selbst sein Versprechen, die ganze Tausend und Eine Nacht mitzutheilen, schuldig geblieben. Da ferner die französische Uebersetzung Hammers ohnstreitig gestohlen worden ist, so durfte, damit niemand anders sich mit fremden Federn schmücke, wenigstens die noch vorhandene deutsche Uebersetzung nicht länger ungedruckt bleiben, und diese verdanken wir nun der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, der alleinigen rechtmäßigen Besitzerin. Aber Baron Thugut, als ein treuer Liebhaber dieser Mährchen, gab die erste Veranlassung zu diesem Fund, und der Baron Herbert von Rothkeel erneuerte an Hammer den Auftrag in den Verhaltungsbefehlen, die er ihm bey seiner Bereisung der asiatischen Consulate im Jahr 1800 ganz besonders einschärfte. Darum hielt sich Hammer für verpflichtet, diese Uebersetzung seinen verstorbenen Gönnern, den Ministern von Thugut und Herbert, und deren Andenken aus Dankbarkeit zu widmen und ihren Manen als Opfer darzubringen. Aus der Vorrede ersehen wir auch noch, wie diese Mährchen in der davon erwähnenden Nachschrift den mit unbeschreiblichem Heißhunger darüber herfallenden Uebersetzer vom Ertrinken im Nil retteten. Und so hat jedes redliche Streben in der Literatur und Kunst seinen unausbleiblichen Lohn. Für jezt wünschen wir dem Unermüdlichen die Freude, daß sein alles Edle und Schöne fördernder Kaiser die Fortsetzung der Fundgruben des Orients, wozu kein tüchtigerer Schichtmeister gefunden werden kann, als Hammer, gnädig anordnen möge.

Böttiger.

Unterhaltungs-Literatur.

Frühlingsblüthen von Louise Krause, geb. von Fink. Liegnitz bey Kuhlmey. 1822. 179 S. 8.

Die Verfasserin dieser Frühlingsblüthen entfaltet in diesen Produkten ihrer schriftstellerischen Thätigkeit ein Talent, welches ermunternde Anerkennung verdient, frey von aller Phantasterey, und dem eitlen Streben durch gewaltsame Anspannung einer nicht eben sehr energischen Einbildungskraft den Leser mit Verwunderung oder Erstaunen zu erfüllen, verweilt sie bescheiden in dem Kreise, den die meisten Frauen besser kennen, als die Männer, dem Herzen, und wenn man auch nicht sagen kann, daß sie sich in seine Tiefe so versenkt habe, daß ihr der sinnende Forscher und ernste Denker mit besonderm Antheil folgen möchte, so weiß sie doch das, was ihr beobachtender Blick nicht eben auf der Oberfläche gefunden hat, mit Anmuth und auf eine Antheil erweckende Weise mitzutheilen und darzustellen. Sie hat in diesem kleinen Bändchen gespendet eine Erzählung, ein kleines Drama und ein zur reflektirenden Poesie gehörendes Gedicht. In allen dreyen ist eine edle und schöne Ansicht der Welt und des Lebens, eine ansprechende Wärme des Gefühls, und eine gewisse Gewandtheit des Geistes in Behandelung des Stoffes unverkennbar. Die Erzählung ist mit Lebendigkeit, und so geschrieben, daß der Leser der Entwickelung dieser einfachen Begebenheit nicht ohne Antheil folgt bis zu dem befriedigenden Schlusse. Das Drama behandelt einen Zug sittlicher Schönheit, aber eine edle, mit Zartheit ausgeführte Handlung, und erfreut durch die leichte, natürliche Art der Darstellung, und den raschen Gang bey ganz einfacher Verwickelung. Das Gedicht zeugt von Geschick in Behandlung des Verses und verräth — ein tief und zart empfindendes Gemüth, wenn schon nicht zu leugnen ist, daß viele prosaische Stellen darinnen sich finden. Ueberhaupt ist die Muse der Verfasserin nicht mit derjenigen Phantasie ausgestattet, welche nöthig ist, um den Leser fühlen zu machen, daß er Poesie liest. Die Erzählung, aber nicht die eigentlich poetische, scheint ihr eigentliches Feld zu seyn.

X. r.

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. Jänner 1824.

Ueber den kritischen Lakonismus.

Es gereicht Recensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurtheilen, zum großen Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen, und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht, erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur, wer die Menschen entbehren gelernt, kann sie belehren. Aber schreiben dürfen Recensenten nicht wie Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also, freysprechend oder verdammend, ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht — so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedieß, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieses gut, warum dieses schlecht sey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern, und bey dieser Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unserem Wege liegt. Sie verdienen um so größere Vorwürfe, da Schriftsteller in unseren Tagen gar nicht nöthig haben, so ängstlich auf Kürze bedacht zu seyn; für das Erforderliche hierin sorgen schon andere Leute.

Da sind zuerst die Kritiker der Büchertitel. Manchmal fehlt in einem Titel ein ablatives e, manchmal ein Comma, manchmal das multiplicirende n. Mikroskopische Recensenten bemerken diese Mängel, und schieben das fehlende Comma hinein, und zwar behutsam in ein Parenthesen-Futteral gesteckt, damit die kostbare Verbesserung nicht beschädigt werde. Wie kann ein Recensent, der nur etwas menschliches Gefühl hat, so hart seyn, den Titel eines Buches zu kritisiren? Ist er nicht selbst Mensch? Ist er nicht selbst Schriftsteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel nir eegeschrieben? War er nicht selig an diesem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauscht: heute habe ich auf meinen Todesfall gesorgt, heute habe ich meine Unsterblichkeit in die Wittwenkasse gebracht? War er an jenem Tage fähig, auf ein Comma zu merken? Fürchtet aber der Recensent, das fehlende Comma könne die Schuljugend verführen, so verbessere er es im Stillen; der Schriftsteller wird dann den bescheidenen Vorwurf gerührt annehmen, und dem Recensenten bey der nächsten Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt ist es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftsteller grammatisch richtig zu schreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es sind aber nicht immer die schlechtesten Werke, die in der Eile geschrieben werden. Ich war einmal dabey, als der verstorbene berühmte Physiker Ritter eine ungeheuer hohe galvanische Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutschland hätte sanguinisiren können. Ritter brachte aber nur Krebse und Frösche in ihren Wirkungskreis, und stellte Versuche an. Zu gleicher Zeit schrieb er seine Beobachtungen nieder, und indem er dieses that, stand ein kleiner untersetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule, und wartete auf Manuscript. Daß Ritter, wie es die Physiker manchmal thun, die Natur auf die Folter gespannt, und ihr Bekenntnisse abgepeinigt, die sie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hierher. Nur so viel ist daraus zu entnehmen, daß unter solchen Umständen Ritter nicht an jedes Comma denken konnte.

Als kritische Lakonismen sind auch die Frage- und Ausrufungs-Zeichen zu tadeln, welche Recensenten und Redakteurs zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften, und in die Aufsätze ihrer Mitarbeiter hinein bringen. Wenn ein Recensent oder ein Redakteur sich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann soll er dieses deutlich heraussagen, und es nicht blos pantomimisch zu erkennen geben. Ein solches Ausrufungszeichen gleicht dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienste seines in die Schenke desertirten Herrn übernommen. Ein treuer Recensent darf sich aber nicht auf seinen Spieß verlassen; sondern er muß selbst Wache halten, und jeden Einpassirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literaturwächter zu fragen hat. Das Schlimmste

hierbey ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder der Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesezt, sondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eignen Behauptungen verwundert, und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig seyn. Welcher, der Weib und Kinder hat, wird es wagen, drucken zu lassen: „Der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreyte sie" — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Recensent oder der Redakteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur seine Verwunderung oder seine Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreyte (!) sie;" sondern er muß drucken lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreyte *) sie."

Oho jam satis est! . . . ich sage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieses auf eine feinere Art zu verstehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es giebt aber Recensenten, die, wenn sie nichts mehr zu sagen wissen, oder müde sind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Oho jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber Oho und Eheu, und alle solche Interjectionen (oder Empfindungslaute, wie man sie während des Befreyungskrieges in den deutschen Frauenvereinen nannte), sind sehr, sehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der schlechteste Schriftsteller nicht verdient. Man soll zwar einen schlechten Schriftsteller nicht schonen, man soll ihn tödten — sothaner Schaden ist nicht groß; aber man soll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein solcher gefühlloser Empfindungslaut ist auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Recensionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bey der Hand hätte, worin alle Farbenabstufungen des sic stehen, der kann sich freylich erklären lassen, was der Recensent in jedem einzelnen Falle unter sic verstand; wer aber auf dem Rigi eine deutsche Recension liest, wie soll der sich helfen? das sic ist oft räthselhaft. Also keine sic's, sondern frey heraus mit der Sprache, wie es einem deutschen Manne geziemt. Man kann wohl lateinisch beten, denn der liebe Gott versteht alle Sprachen; aber lateinisch kritisiren soll man nicht.

*) ! !

Anmerkung des Redakteurs.

Endlich sind auch die kritischen Mottos zu rügen, die Sibyllenartig in Versen ihre Meynung sagen. Es giebt nämlich deutsche Tagesblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen, und das Blatt verkündigt, das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Mottos ist, mit den Aufsätzen, welche zuoberst im Blatte stehen, in Verbindung zu treten; sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt seyn. Die Redaktionen aber vergessen dieses oft, und erlauben sich, in den Mottos die Aufsätze zu kritisiren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier seyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bey dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redakteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freylich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eignen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Giebt es denn etwas Komischeres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft, und den Lesern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt! So habe ich neulich in einem solchen Blatte einen Aufsatz gelesen, dessen Verfasser sich die undankbare Mühe gab, den Deutschen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu sagen. Das Motto zu jenem Aufsatze lautete (in Versen) ungefähr: „Vernichtung nur ist euer Loos. Frieden ist euch hienieden nicht beschieden." Wäre ich der Verfasser jenes Aufsatzes, hätte ich der Redaktion gesagt: mit diesem Motto bin ich gar nicht zufrieden, und von nun an sind wir geschieden. Ein gewissenhaftes Motto darf kein Gewissen haben; es muß heute demokratisch, morgen aristokratisch gesinnt seyn. Ein weltkluges Motto muß sich zum Motto wählen: vive le roi! vive la ligue!

Zu solchen und andern Unschicklichkeiten, die sich manche Redaktionen erlauben, werden sie nur dadurch verleitet, daß sie sich als moralische Personen betrachten, wir statt ich sagen, und die Redaktion, statt der Redakteur unterschreiben. Wen wollen sie damit täuschen? Jedermann weiß, daß die Redaktion und der Redakteur allerdings identische Personen sind.

D. B.

Unterhaltungs-Literatur.

1. Popular Tales and Romances of the Northern Nations. 3 Vol. London, Simpkin and Marshall etc. 1823. 12.

Die „Northern Nations", von denen auf dem Titelblatte dieses Buches die Rede ist, sind größtentheils deutschen Stammes und die Schriftsteller, von welchen hier Erzählungen behandelt und hie und da mißhandelt worden sind, gehören uns Deutschen sämmtlich an. Veit Weber, Musäus, L. Tieck, Büsching, Lann, Fouqué, Backzo, Ottmar u. s. w. liefern den Stoff, und wenn wir uns freuen müssen, daß die Engländer sich den lieblichen Musäus, den geist- und phantasiereichen Tiek aneignen, so ist es auf der andern Seite um so betrübter, daß der Uebersetzer nicht mit mehr Wahl und Geschick zu Werke gieng. Ein guter und geläuterter Geschmack hätte manches ausgestoßen, was uns nun langweilt; und ein guter, oder nur erträglicher Uebersetzer hätte nicht so barbarische, deutsch-englische Phrasen geschrieben, wie sie uns die und da aufstoßen. Der Plan, welcher dieser Bearbeitung zum Grunde liegt, ist nicht übel, aber die Ausführung ist höchst mißlungen: auch sollten und dürfen die Engländer von ihren Literatoren fordern, daß sie ihre Nation erst mit dem Besten bekannt machen, was die deutsche Literatur erzeugte, ehe sie Arbeiten von Schriftstellern übersetzen, welche nur für die Mitwelt schreiben zu wollen scheinen.

2. Ringan Gilhaize, or, the Covenanters. 3 Vol. Edinburgh, 1823, 12.

Der Verf. dieses Romans, dessen Titel selbst Engländer nicht ohne Schauer und Verzerrung der Gesichtsmuskeln auszusprechen vermögen, heißt Galt, und hat seit einigen Jahren so viele Romane geschrieben, daß man nicht begreift, warum sie nicht noch schlechter sind. An Talent und Kraft fehlt es dem Verf. nicht, aber an Geduld, seinen Plan aus zudenken und an Fleiß, das Mechanische gehörig zu Stand zu bringen. Die Covenanters, denen Hr. Galt ängstlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen strebt, waren eine nichts weniger als liebenswürdige Menschenrace. Man bewundert ihre Standhaftigkeit, ihre strengen Tugenden, ihre Nüchternheit, ihre anständigen Sitten, und Geduld im Leiden; aber alles das giebt nicht das Mannigfaltige, Malerisch-Leidenschaftliche und die bedeutungsvollen Vorfälle, welche dichterische Erzählungen fordern. Menschen, deren Hoffen und Fürchten nur auf einer andern Welt ruht, haben in dieser Welt wenig zu wagen, das unsere Theilnahme für ihr irdisches Loos erregen könnte, und ob ein Heiliger im Bett, oder in der Schlacht, oder am Strange stirbt, ist höchst gleichgültig in dieser Beziehung. Die Geschichte Ringan Gilhaize's ist die einer Familie von Presbyterianern, und der Zweck scheint zu seyn, diese Secte im Farbenglanz zu zeigen, während die römischen Katholiken und Episcopalianer in Schatten gestellt werden; jene sind glänzender, diese dunkler gezeichnet, als in Old mortality von Walter Scott. Als Abhandlung hätte das Werk einigen Werth; als Roman ist es höchst langweilig, höchst öde und zurückschreckend. Die Verfolgungen und Schlachten in dem armen Schottland mögen wahr und richtig, Sitten- und Landschaftsgemälde mögen noch so treu gezeichnet seyn, es fehlt dasjenige, wodurch solche Schilbereien erst Werth und Bedeutung erhalten, das Interesse am Menschlichen. Auch ist die Scenerie selbst für eine bessere Staffage viel zu gedehnt und dieselben Farbentöne kehren zu oft wieder, so daß dem Leser zu Muth ist, als säß' er in einem holländischen Postkarren, der nicht von der Stelle rückt, und wenn er je von der Stelle rückt, dieselbe trostlose Einförmigkeit jenes Landes „der Wiesen und Kanäle" zeigt. Des Verfassers gelungenstes Werk ist und bleibt der Roman: The Annals of the Parish.

3. Liber Amoris, or, the New Pygmalion. London, Hunt. 1823. 12.

Der Titel dieses Büchleins ist lockend wie Sirenengesang und eben so trügend. Dieser neue englische Pyg ist nichts anders, als ein lächerlich sentimentaler, phantastischer Geck, der alle Kraft seiner armen Seele aufbietet, ein, wie es scheint, nur gegen ihn grausames Liebchen sich geneigt zu machen. Dieses Liebchen's Charakter haben wir hiermit schon gezeichnet. Man nennt einen bekannten Literator (Hrn. Hazlitt) als Verfasser dieses Machwerks, das blos durch seine Albernheit dieß und da ergözt. Bey dem Mangel an Stoff für die Menge literarischer Blätter, welche täglich und wöchentlich hier erscheinen, ist es daher nicht zu wundern, wenn man einer Production der bezeichneten Art vier und fünf enggedruckte Spalten geweiht sieht.

4. The King of the Peak. A Romance. By the Author of „the Cavaliers." 3 Vol. London. Longman etc. 1823. 12.

Dieser Roman, so wie „the Cavaliers" werden einem Sohne Roscoe's zugeschrieben, dem ein schönes Erzähler- und Darsteller-Talent inne wohnt. Walter Scott's Einfluß ist unverkennbar, aber der Verf. gehört zu den guten Schülern dieses Meisters, das beweist in diesem Romane unter andern der Charakter der Margaret Vernon, eines der liebenswürdigsten und anziehendsten weiblichen Wesen, welche jemals geschildert werden. Die Fabel des Romans gründet sich auf eine in England verbreitete Sage, vermöge welcher der Car

von Derby auf den englischen Thron gelangen sollte. Edward Stanley, des Earls Sohn, ist der Hauptagent der Verschwörung gegen Elisabeth und überhaupt der Held des Romans; sein Charakter ist aber leider so gezeichnet, daß er nie Theilnahme, sehr oft aber nur Abscheu einflößt. Unser Verfasser ist in dem Wahn, in welchem auch die englischen Maler sich befinden, daß grelles Zeichnen der Leidenschaften die Tiefe der Leidenschaft und Menschennatur darstelle: aber das wahre innere Wirken der Leidenschaft wie des Schmerzes spiegelt sich nur gebrochen nach außen ab, und der Dichter muß noch außerdem den sich brechenden Strahlen die Richtung geben, welche künstlerisch schön, nicht aber zerrhaft gräßlich ist. Ref. fühlte während des Lesens dieses Romans eine Art von Unbehaglichkeit, welche er sonst wohl in Häusern empfand, in denen statt des milden Geistes weiblichschöner Sitte und reinlicher Anordnung, die Alleinherrschaft eines wüsten Männersinnes sichtbar war. So oft Margaret und ihre Schwester erscheint, wird uns wohler zu Muth; die schöne Weiblichkeit zerstreut die Schatten, welche sich grell um das Thun der Männer gelagert haben. Griffe diese Weiblichkeit mehr und bedeutender in das Gewebe der ganzen Handlung ein, so würde dieser Roman vielleicht zu den bessern Erzeugnissen dieser Art in der neuesten Zeit zu rechnen seyn.

5. Characteristics, in the manner of Larochefaucault's maximes. London, Lingskin and Marshall, 1823. 12.

Wir setzen dieses Büchlein unter die Rubrik der Unterhaltungs-Literatur, weil es uns wahrhaft unterhalten hat, im besten Sinne des Worts. Der Verf. kennt die Welt, er hat Scharfsinn, Belesenheit und ein moralisches Gefühl, das alle jene Eigenschaften überstrahlt. Einige Stellen aus seinem Werke werden nirgends am unrechten Platze seyn.

„Wir bemühen uns mehr um frivole Vorzüge, die einen glänzenden Erfolg haben, als um die schätzenswerthesten Eigenschaften ohne diesen Erfolg. Johnson beneidete Garrick, den er verachtete, und machte Goldsmith lächerlich, den er liebte.“

„Leute, die auf ihren Verstand stolz sind, sind häufig zurückhaltend und starr; die nach Witz streben, sind höflich und gesellig: das Glück dieser hängt an dem Beyfall der Gesellschaft, und sie müssen sich um die gute Meinung Anderer bemühen, denn das Wohlgefallen an einem Scherz liegt im Ohre dessen, der ihn hört. Wenn die Gewohnheit zu scherzen, einen Menschen erniedrigt, so erniedrigt sie ihn tief.“

„Teniers hat Affen in Mönchskleidung dargestellt. Der Effect ist komisch genug. Dem bessern Menschen sind die Ansprüche auf große Heiligkeit und Tugend gleich lächerlich.“

„Nur die verdienen ein Monument, welche keines bedürfen.“

Hinsichtlich der Frauen ist unser Verf. aber sehr „nord-nord-westlich,“ wie ein englisches Sprichwort von dem sagt, der auf einem falschen Wege ist. Es ist ganz ehrenrührig, was er in dieser Beziehung vorbringt; z. B.

„Die Frauen haben so wenig Einbildungskraft als —“ (Ref. hat in allen englischen Wörterbüchern nachgeschlagen, ob „reason“ noch etwas anderes als Vernunft heiße); sie sind keine Egoisten. Sie können nicht aus sich selbst herauskommen. Es gibt kein Beyspiel, daß eine Frau etwas Großes in der Poesie oder Philosophie geleistet hätte. Sie treten in der Tragödie auf, weil dieses sehr von dem physischen Ausdruck der Leidenschaften abhängt, — sie können singen, weil sie bewegliche Kehlen und gute Ohren haben, — sie können Liebesromane schreiben, und Tagelang über nichts sprechen.“

„Frauen sind weder Philosophinnen, noch Dichterinnen, noch Patriotinnen, — sie sind blos Frauen.“

Wir würden den leztern Ausspruch nicht so übel deuten dürfen, wenn unser Philosoph hier nicht den Schein hätte, den Schalk zu spielen, und sich nicht ganz so auszudrücken, wie er's im Sinn hat.

Schulliteratur.

Der Tugendspiegel. Züge aus dem Jugendleben guter und edler Menschen. Zur Nacheiferung für die Jugend gesammelt vom Verf. d. Werkes: Selam oder die Sprache der Blumen. Berlin b. Aug. Rücker. 1824. VI u. 344 S.

Der Verfasser vom Selam ist ein geschmackvoller, ein geistvoller Compilator. Sein Werk über die Blumensprache giebt alles an, was die Dichtkunst den Blumen seit Jahrhunderten angedichtet hat, insofern sie eine sinnbildliche Deutung gewähren. Er ist von allen, die nachher über die Blumensprache schrieben, trefflich benuzt worden, ohne daß sie ihre Quelle nannten. Auch dieser „Tugendspiegel ist eine zweckmäßige Compilation. An moralischen Beyspielsammlungen für die Jugend fehlt es zwar nicht. Aber die wenigsten — vielleicht keine — nimmt ihre Beyspiele aus dem Leben der Jugend selbst. Und doch kann man der Jugend billig nur das als Muster darstellen, was Kinder, was Jünglinge von Kraft und gutem Herzen selbst geübt haben. Die Handlung des Mannes geht über die Kräfte des Knaben. Der Sammler dieses Tugendspiegels folgte dem angedeuteten Pfad. 54 Gegenstände der praktischen Moral, mancher 6—12 und noch mehrmal, werden durch nicht weniger als 200 historisch begründete Züge und Anekdoten erläutert, und ein vollständiges Namen- und Sachregister erleichtert den Gebrauch in Schulen, für welche, in Betracht des geringen Preises: 18 gr., das Buch als praktischer Commentar in der Religionsstunde zu empfehlen seyn dürfte. Dazu würde es ein, jede Erzählung schließender, Denkspruch eines Dichters gleichfalls brauchbar machen. *)

*) Würde machen? Wenn doch der Herr Rec. hübsch deutlich seyn wollte! hier ist man in Zweifel, ob er dergleichen Denksprüche desiderirt, oder ob sie da sind.

M.

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. Januar 1824.

Periodische Literatur.

Orpheus. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Herausgegeben von Dr. Carl Weichselbaumer. 1stes Heft. Nürnberg bey Riegel und Wießner. 1824.

Die Ansicht des Herausgebers von dem Bedürfniß des Publikums, und seine Absicht ihm auf dem offenen Wege abzuhelfen, ist so ehrenwerth, daß sein Versuch sowohl Achtung als Aufmerksamkeit verdient. Er sezt in dem Leser das Bedürfniß einer weniger leckeren Speise, als die der Tagblätter voraus. — Dieses ist ohne Zweifel vorhanden, besonders in der achtungswürdigsten und durch ihre Mehrzahl wichtigsten Klasse, derer die nicht zur glänzendsten Welt gehören, und selbst unter dieser ist es nicht ganz fremd, nur weniger klar und schwerer zu befriedigen, weil es einen Anstrich von gutem Geschmack bedarf — der nicht unsrer Literatur Hauptverdienst ist — um ihre nahrhaftere Speise angenehm zu machen. Gesegnet sey also das Unternehmen des Herrn Weichselbaumers! — Unsere Großväter wären freylich über die vielen kleinen, dünnen Bücher, die wir Zeitschriften nennen, erschrocken, aber noch mehr über das Unternehmen erstaunt, den Schaden, welchen sie verursachen, durch noch Eines zu heilen. — Allein die Großväter sprechen eben wie sie's verstehen! Wir in unserer Zeit sind, als Nation betrachtet, in der Bildungsepoche, auf welche jener Spruch des Confuzius anzuwenden ist:

> Mußt ins Breite dich entfalten,
> Soll sich dir die Welt gestalten —

Und für das Wirken in die Breite, auf die Menge und durch vielfache Gegenstände, sind Blätter und kleine Bücher zweckmäßiger wie große. Warum, wollen wir hier nicht entwickeln, es könnte ihnen Verdruß zuziehen. Als unverfängliche Ursache können wir bemerken, daß einige Bogen leichter umhergesandt werden können, wie dicke Bücher; also dem Postregal die Journalversendung vortheilhaft ist, da durch den Transport der Bücher im eigentlichen Sinn die Kärner allein gewinnen. Genug, daß unserm jetzigen Bedürfniß Zeitschriften sehr angemessen sind, und daß Herr Doktor Weichselbaumer die löbliche Absicht hat, eine vorzüglich zweckmäßige in Gang zu bringen.

Giebt uns das erste Heft, welches wir hier vor Augen haben, Hoffnung, daß er seine Absicht erreichen werde? — Um unsre Ansicht darüber zu rechtfertigen, müssen wir ein Wort über die Geisteseigenschaften sagen, deren Erweckung und Pflege die Absichten des Herrn Doktor Weichselbaumers befördern würden. Als diese Geisteseigenschaften möchten wir allgemeine Theilnahme an der sinnlichen und moralischen Welt nennen, Kunstfreude, und moralischer Sinn in der Kurzweil. Als Mittel, allgemeine Theilnahme zu erwecken, erscheint uns die reiche Quelle, welche die Geschichte der Natur und die des Menschen und der Völker uns beut, am nächsten zu liegen. Dieses muß aber nicht in Auszügen, noch lang fortlaufenden Abhandlungen, nicht in polemischen Erörterungen und Erweisen relativer Wahrheit; sondern einfach und zuversichtlich in Bruchstücken geschehn, die einzelnen Episoden der Weltgeschichte, die, wie es auch im Menschenleben geschieht, das Walten des ewigen Schicksals näher zusammengerückt zeigen, so daß unser kurzsichtiges Auge einen Theil seiner ungeheuern Gestaltungen erkennen kann. Durch diese Behandlung der Geschichte in Zeitschriften wird der Leser angereizt, sich weiter in ihr umzusehen, und dieses Geschichtsinteresse entwickelt den Sinn, der unsre armselige Persönlichkeit unbedeutender, Gott und seine Welt aber immer herrlicher und größer erscheinen läßt. — Die Kunst aber, welche für die Mehrzahl ein Gegenstand seyn soll, der sich als Ideal an sein religiöses Gefühl anschließt, denn von den schönen Götterbildern ausgehend, die uns das Alterthum ließ, erinnert sie uns an Gottes Ebenbild, nach welchem, wie die heiligen Bücher der Vorzeit sich ausdrücken, der Mensch geschaffen ist — als Verschönerungsmittel der Außenwelt aber berührt sie sein tägliches häusliches und öffentliches Leben. Die Kunst sollte der Mehrzahl in einer ihr nicht wissenschaftlich gewidmeten Zeitschrift, von aller Kunstgrübeley, Schulweisheit, erstaunlichen Ausdrücken und mystischer Unklarheit befreyt, vor-

getragen werden. Sie hat das Göttliche mit allen Kirchenlehren gemein, daß ihre Lehre für alles Schöne und Große, bis zum Unbegreiflichen hinauf, Raum hat; weil aber das Unbegreifliche relativ ist, muß es nie als Dogma behandelt, also nie in den Kunstunterricht aufgenommen werden. Hypothesen tragt euern Lesern vor, so viel ihr wollt! sie regen den Leser an, weitern Unterricht, Vergleichspunkte und Beweise zu suchen, und deßhalb glauben wir, daß Creuzer der Kunst mehr Liebhaber erweckt hat, troz der Abirrungen, die ihm vielleicht mit Recht vorgeworfen werden mögen, wie die Kunstraisonnements, Zergliederungen und anatomischen Kunstpräparate, welche dem großen Publikum von unsrer deutschen Schule dargeboten werden. Der Ungelehrte bedarf Ideen und Bilder; seine Theilnahme wird durch die Phantasie nicht durch Zergliederungen in erstaunlich gelehrten Ausdrücken angeregt. Ach, könnten unsre wackern Schriftsteller im Fache der Kunst nur in die Köpfe ihrer Bewunderer blicken — sie würden weniger mit wenigen Worten sagen. — Die Erweckung des moralischen Sinnes durch die Kurzweil, wäre wohl unsern Dichtern, von dem Heldengedicht bis zum Madrigal, den Roman und das Bühnengedicht mit einbegriffen, zunächst übertragen. Daß hier der literarische Krebsschaden unsrer Zeit liegt, bedarf keiner Erörterung. Nicht die Erscheinung entschieden schlechter Bücher, vor denen sich — ehmals — rechtliche Leute geschämt hätten, wie Herr Casanova und dgl., sind es, die wir anklagen; diese tragen ihre Verworfenheit an der Stirn; sondern die Sündfluth empfindelnder, stolpenfüßiger, lüstelnder, frömmelnder, und in der gemeinsten Alltäglichkeit schwankender Begriffe von Recht und Unrecht umherschleppender Geschichten, welche keine einzige Seelenkraft anregen, sondern alle zu einem sinnlich phantastischen Brey zusammenrühren (das vornehme Wort: Chaos, paßt hier gar nicht her), in dem Selbstherrschaft und Thatkraft untergehn, die klagen wir an. Daß Bücher oben benannter Art öffentlich (denn das Geheime mache jeder mit seiner lezten Stunde aus) — aber öffentlich genannt, gelesen werden, gibt unsern bejahrten Zeitgenossen einen traurigen Maaßstab für die gesunkene Scham der heutigen Zeit. Sie erinnern sich, wie die geistvollen Schriften unsrer Nachbarn von keinem ehrbaren Mann, vor keiner ehrbaren Frau genannt werden durften, indeß heut zu Tage die geistesarme Schmuzerey eines gemeinen Schmarotzers über seinem morschen Grabe ausposaunt wird. Nicht der bildenden Kunst allein gilt Schillers herrliches Wort:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie —

es legt auch dem Dichter eine furchtbare Verantwortlichkeit auf. Er möge nach dem Sinn dieses ganzen Gedichtes, das an Gedanken-Fülle und Schönheit keines übertrifft, sein Dichtergewissen bilden.

Auf einem Umweg, den uns Herr Weichselbaumer verzeihen wird, weil er unsre Theilnahme an seiner Unternehmung bezeugt, und den unsre Leser doch nicht alle überhüpfen werden, treten wir dem Inhalt des ersten Heftes des Orpheus nun näher. Der Vorbericht sagt viel Gutes und Wahres, und giebt sich Mühe, den Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen. Fast zu viel Mühe, wenigstens in zu viel Worten. Das ist aber ein deutschthümlicher Fehler, den wir den Einzelnen gar nicht vorwerfen dürfen: haben wir doch eben auch erstaunlich viele Worte gesagt, um bis zum Vorwort des Orpheus zu kommen. Der Aufsatz über Julio Romano und Correggio möchte wohl bey vieler Gründlichkeit der Kunst wenig Liebhaber gewinnen, möchte sie für Unkundige nicht zur veredelnden Freudenbringerin machen. Der Verfasser hat geachtete Vorgänger in dieser Art sie zu behandeln gehabt; wir wollen glauben, daß Eingeweihte sich daran erbauen; allein der Ungeweihte, und aus solchen besteht doch die Mehrzahl der Leser einer belletristischen Zeitschrift, die von dem Anblick eines schönen Kunstwerks innig gerührt und erhoben werden kann, wird nach getreulicher Durchlesung dieser Blätter mit uns wünschen: möchten doch die guten Gedanken, die darin enthalten, für uns verständlicher gemacht werden! — Die Meister werden uns mit Recht Böotier und Vandalen nennen, aber ohne mit dem Publikum verschworen zu seyn, glauben wir, daß unser Wunsch in Vieler, Vieler Brust Widerhall findet.

Das Bruchstück aus dem Trauerspiele „Henriette von England,“ bezeugt, daß Schillers Zunft bey diesem Dichter nicht verloren gieng. Wir ahnen einen Plan, vor dem wir uns fast fürchten, denn wir begreifen nicht, wie es der Phantasie des Dichters gelingen kann, in dem Sündenpfuhle jener Hofepoche einen Charakter zum nothwendigen Kontrast aufstellen zu können. Wir können nicht leugnen, daß uns die Sitte, dramatische Bruchstücke in die Zeitschriften zu schicken, für das Gedicht nachtheilig scheint. Giebt der Dichter das Anziehendste, so leidet, wenn es dem Publikum übergeben wird, durch den Vergleich endlich das Ganze. Scheint das Bruchstück nicht besonders anziehend, so flößt es ein Vorurtheil ein, von dem die Menge nicht zurück kommt. Den aufmerksamen Leser muß dieser Akt der Henriette von England sehr spannen; er stellt uns diese Fürstin in einem Gesichtspunkt dar, den die Geschichte nicht berührte, und der ihren geschichtlich bekannten Tod als ein furchtbares Verbrechen ahnen läßt. Anlage der Charaktere, Sprache und Versbau giebt Hoffnung, daß die Neugier des Lesers durch das Ganze zur Genugthuung seines Geistes und Herzens befriedigt werden wird.

Die Erzählung „Egilone" wird, wie viele der Art, von dem großen Publikum gelesen werden. In Rücksicht frommer und heldenmäßiger Gesinnungen erinnert sie an die Legende und den Caloandre Fidèle, als Darstellung mahnt sie uns an eine Landschaft, die sich bey Goethes Farben-Lehre findet, wo die Bäume roth, der Himmel gelb, das Wasser violett war. Man erkennt die Gegenstände auf den ersten Blick, sagt sich aber, anfangs befremdet, bald aber ermüdet: so sieht die Natur ja nicht aus. So erkennt der Leser in dieser Geschichte: Liebe, Treue, Frömmigkeit, Heldenmuth, sagt aber bald überdrüssig: so drücken sich ja aber keine natürlichen Menschen, am wenigsten Gothen und Sarazenen des achten Jahrhunderts aus. Der Gegenstand würde, einfach erzählt, ohne die den Geschmack sehr gefährdenden Dialoge und Standreden, Interesse einflößen. Ist die Geschichte eine Fiktion, so wünschten wir, der Verfasser schenkte uns die Früchte seiner lebendigen und kräftigen Einbildungskraft in einfacherm, angemessenerem Farbenschmuck, sie würden dann gewiß den gebildeten Leser erfreuen.

Eduard Schenks Gedicht: Orpheus, giebt dem Namen, den die neue Zeitschrift trägt, einen neuen Werth. Ernst und edel stellt es den hohen Dichtersinn dar, der nach keinem irdischen Lohn strebt. Nach einer Sage, die uns fremd ist, wird der Drache, der das Vließ hütet, durch Orpheus Leyertöne, nicht durch Medeens Zauberkünste eingeschläfert, und ohne an der Beute Theil zu nehmen, verläßt der thracische Sänger die Helden der Argo bey ihrer Rückkehr ins Vaterland. Einen Vers müssen wir anmerken, den wir in keiner Rücksicht zu rechtfertigen vermögen. Es heißt dort von dem Lande „wo das Vließ verzaubert ruht"

> Wo ein unnahbarer Drachen
> Flammenathmend aus zehn Rachen — — —

Hat der Dichter Gründe für diese Sprachbehandlung?

Bey dem herrlichen Sinn folgender zwey Schlußstrophen wird der Leser, durch sie bestochen, die leichtesten für hinreichend halten

> Nicht zu nehmen, um zu geben,
> Um die Schätze nur zu heben,
> Die verborgen sind in Ruhe,
> Nicht um selbst sie zu vergraben,
> Walten hier der Weisheit Gaben
> Und des Wissens hohe Macht.
>
> Liebe kann des Todes Schlingen,
> Kunst kann die Natur bezwingen,
> Doch was ist hier beyder Sold?
> Nimmer blüht ihr Lohn hienieden,
> Droben ist für sie beschieden,
> Was auf Erden sie gewollt.

Vermischte Schriften.

Les loisirs d'un Banni, par M. A. v. Arnault, ancien membre de l'Institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris 1823.

Arnault war einer jener acht und dreyßig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahr 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Thiere sich heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich seyn! Würde einem Deutschen die Miethe aufgesagt, würde er aus seinem Vaterlande verbannt, dann gienge er nach Strasburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst nichts fehlte. Ja mancher wäre sogar im Stande, und spräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe sie verdammt, dort zu bleiben."

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er Artikel für den vrai libéral. Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwey Bände der „loisirs d'un banni" ausfüllen. Der Vice-Kanzler Steube tändelte in seinen Nebenstunden mit der Gelehrsamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungsspiele Arnaults nicht. Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, selten von Werth. Aufsätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht seyn, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist, und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltärisirt gern, und heuchelt Gottlosigkeit, so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung.

Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnaults veranstaltet, und ist noch dabey so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andre Naivetät des Hrn. Imbert ist das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
La feuille, hélas! parait flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur?..
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom?

Aus Gefälligkeit für den Nürnberger Correspondenten will ich folgendes Geschichtchen anziehen. Auf den Niederländischen Universitäten müssen alle Vorlesungen in lateinischer Sprache gehalten werden. Sämmtliche Professoren fügten sich auch dieser Regel; nur ein deutscher Philosoph wollte sich derselben nicht unterwerfen. Er begann seinen Cursus mit folgender Rede: „Mes gers élèves, la médavisique est la plus siplime des siences. On veut gue je vous l'enseigne en lâdin. Je bense pien en lâdin, mais le lâdin est-il assez riga pour siffire à doutes les pelles joses gue j'ai à vous gominiquer? — Nun wohl! riefen die Zuhörer, theilen Sie uns diese schönen Sachen französisch mit. — En vrossais! mes gers Messieurs, elles sont si siplimes, ces pelles joses, gue je ne buis les benser et les exbrimer gu'en allemand. C'est la blus pelle des langues gue l'allemand. Zavez-vous l'allemand, mes gers élèves? — Nein, nein, antwortete man ihm von allen Seiten. — Eh pien! allez abrendre l'allemand, et gand vous saurez l'allemand, nous gommencerons à étudier la médavisique."

D. B.

Unterhaltungs-Literatur.

The Hermit Abroad. 4 Vol. London, Colburn. 1823. 12.

Der Verf. des Einsiedlers auf der Chaussée d'Antin u. s. w. hat nicht nur auch einen Einsiedler in London, einen Einsiedler auf dem Lande, sondern nun auch einen Einsiedler außerhalb des Landes (Englands), oder auf der Wanderschaft, erzeugt, dem es nicht an Scharfsinn, seltner Beobachtungsgabe und einem Körnchen Witzes fehlt: aber er ist nicht Mr. Jouy, er hat nicht die leichte, lebhafte Darstellungsgabe dieses Meister-Einsiedlers, noch weniger seine glänzende Ironie und seinen esprit de conversation. Jouy ist, besonders in seinem Hermite en Province, zuweilen matt, nie aber langweilig; in seinen frühern Werken und wieder hier und dort in den Hermites en prison zeigt er sich des Namens „der französische Addison" sehr würdig. Er hat, wie Addison, Seele und Gemüth; er fesselt und reißt uns fort, wie jener; leicht, flüchtig, eine Schmetterlings-Natur, und wieder wo es gilt, ernst und tief; er lüftet den Schleyer einer reizenden Paeiserin, mit welchem sie ihre Schönheit oder ihre Schwächen bedeckt, mit zarter Hand, während er mit wildgeballter Hand das Gebäude der Verbrechen zertrümmert, oder doch die Außenwände wegreißt: er ist so bekannt in den ärmlichen Häusern der Vorstadt St. Marceau, wie in den glänzenden Salons in der Rue de Bourbon; der milde Reiz des Thals von Montmorency und der erhaben schauerliche Charakter des Departements der „Hautes-Alpes"; die düsteren Scenen der Savoyischen Natur, wie der lächelnde Sitz der Liebe, wo Petrarcha sich mit Lorbeern und Laura mit Rosen kränzte, leben gleich frisch und wahr unter seiner Hand auf. Nicht so unser Englischer Einsiedler. Er malt breit und lang, und wir wissen doch nicht recht, was er will: er ist satyrisch, aber der Zwang sieht überall durch, sein Witz ist ein eingesammeltes Almosen, das er, wie ein gutmüthiger Einsiedler in der That, wieder unter andere vertheilt. — Wo der Englische Einsiedler an Sterne, den mildlächelnden Sterne, erinnert, verleidet er uns das Lesen nun vollends. Wer nun aber Sterne und Addison nicht hundertmal lesen und wieder lesen kann (solcher Ehre wollen wir freylich auch Jouy nicht werth halten), der durchgehe immerhin die vier leichten Bändchen des wandernden Einsiedlers; er wird z. B. sogleich zu Calais den französisch sprechen wollenden Engländer ergötzlich genug finden. Die hie und da eingestreuten lateinischen Brocken hätten wohl übersetzt werden können, wie dieß bey Jouy immer geschieht.

Man nennt uns in dem Augenblicke, wo wir unsere Anzeige schließen, einen Capitaine M'Donnough und Hrn. Walker als Verfasser des „Hermite Abroad."

Verbesserungen.

In No. 94. v. vor. J. Sp. 1. zweyter Absatz ist anstatt: „Zweig des menschlichen Wissens und Thätigkeit." zu lesen: Zweig des menschlichen Wissens und der menschlichen Thätigkeit.

Ebendas. S. 375. Sp. 2. a. E. ist in der Stelle: „die Zauberkunst, auch bisher für sehr uninteressant gehaltenen Erscheinungen interessant zu machen." entweder nach auch der Artikel die einzuschalten, oder statt gehaltenen zu lesen gehaltene.

Ebendas. S. 376. Sp. 2 Z. 23. v. u. lese man vor Schiller statt von Schiller, und Z. 7. v. u. excerpiren statt exerziren.

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. Januar 1824.

Dichtkunst.

Shakespeare's Vorschule. Herausgegeben und mit Vorreden begleitet von Ludwig Tieck. Erster Band. Leipzig bey Brockhaus. 1823. S. XLII und 420. 8.

Hr. Tieck hat sich eine Zeit lang in England aufgehalten, und allem möglichen nachgespürt, was in Bezug auf die altenglische Bühne Shakespeare und dessen nächste Vorzeit berührte, und ihn also sowohl in seinen Untersuchungen über Sh. selbst, welche er in dieser Vorrede abermals verspricht, als auch in den Nachforschungen nach den seltenen Bühnenstücken jener Zeit fördern konnte. – Damit sich niemand durch vermeintliche Schwierigkeiten, Gebrauch von den Schätzen des brittischen Museums zu machen, abschrecken lasse, erlaube man uns zuvörderst zu bemerken, daß sich durchaus kein Hinderniß, von den Handschriften, welche im brittischen Museum aufbewahrt sind, Abschriften zu nehmen, oder nehmen zu lassen, für den findet, der sich geziemėnd bey einem der Vorsteher dieses Instituts einführt oder einführen läßt; besonders wird den Deutschen ein solcher Zutritt erleichtert, da zwey unsrer Landsleute (Hr. König und Hr. Noehden) daselbst angestellt sind, und die andern Vorsteher (z. B. Hr. Joseph Planta, Hr. Ellis u. A.) einen uns ehrenden Maaßstab an das wissenschaftliche Streben unserer Nation legen. So viel, damit man eine Stelle (S. VI) in der Vorrede des Hrn. Tieck nicht mißverstehe.

Hr. Tieck bemüht sich in der Vorrede zu dem vorliegenden Werke zuvörderst, den Anfang der dramatischen Kunst in England übersichtlich darzulegen. Wir hätten hier größere Ausführlichkeit gewünscht und durften erwarten, daß Hr. Tieck sich auch mit den Handschriften auf dem brittischen Museum zu London beschäftigt hätte, welche Aufschluß über die alten Mysterien geben. Es enthält nämlich diese Manuscripten-Sammlung einen großen Reichthum an solchen alten Festspielen, welcher bis jezt, wenn man Hr. Markland, der in frühern Jahren eine Mysterie mit einer jedoch etwas verworrenen Vorrede herausgab, und Hrn. Hone, welcher in den lezten Monaten aus den alten Mysterien Bruchstücke mit Bemerkungen und historisch antiquarischen Nachweisungen in die Welt schickte, ausnehmen will, fast ganz unbenuzt geblieben ist. Doch dürfen wir noch hoffen, daß das Wenige aus dieser Zeit, das Spuren in die Shakespeare'sche hinübertrug, in dem versprochenen Werke über Shakespeare angedeutet werde.

Eine Bemerkung (S. XIV) ist uns höchlich aufgefallen: es heißt da, „Shakespeare habe für die Bühne viel früher geschrieben, als man gewöhnlich von ihm glaube.“ Nun sezt aber Drake Shakespeare's erstes Werk *) in das Jahr 1590, wo Sh. 26 Jahre alt war, bemerkt aber dabey, daß er bereits 1587 als Dichter aufgetreten. Obgleich nun zu vermuthen, daß ein Geist wie der Shakespearsche nicht bis zum 23sten Jahre unthätig gewesen, so dürfte doch seine Laufbahn als dramatischer Schriftsteller wohl schwerlich vor seiner Ankunft in London begonnen haben, diese fällt aber nach Drake's gründlichen Untersuchungen in das Jahr 1586 oder 87. Wir sind daher auch hier auf die nähere Beweisführung eines uns ganz unwahrscheinlich vorkommenden Satzes sehr neugierig.

Das erste Stück, mit dessen Verfasser und ästhetischem Gehalte uns Hr. Tieck bekannt macht, ist „die wunderbare Sage vom Pater Baco.“ **) Der Verf. ist Robert Green, ein Schriftsteller, der in der zweyten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, und aufrichtig genug war, seine Charakterschwäche und seine Verirrungen als abschreckende Beyspiele für Jung und Alt in Schriften mancherley Art dem Publikum vorzuführen. Eine Flugschrift, betitelt: Never too late (niemals zu spät) gibt

---

*) Nach Drake ist Perikles Sh's erstes Werk. Nach Malone schrieb er seinen Titus Andronicus schon 1589. – Locrine ist wahrscheinlich das früheste dramatische Werk Sh's.

**) Der Titel des Spiels im Originale heißt: The Honorable History of Frier Bacon and Frier Bongay.

am besten Auskunft über sein wüstes Leben, wo Ausschweifung und Reue, beyde in potenzirtem Grade, wechseiten. Er starb 1592. Unter seinen Spielen sind Fair Emm (die ihm Tieck mit Unrecht absprechen will) und der hier übersezte Bruder Bacon die bekanntesten und beliebtesten. Das Spiel vom Bruder Bacon enthält viele glückliche Züge und einen Reichthum an einzelnen Schönheiten. Das schöne Förstermädchen Margaret und die spanische Prinzessin Eleonor sind allerliebste Bilder. Die drey Zauberer sind eher rohe Holzschnitte. Lacy und der Prinz von Wales mögen treue Porträts aus jener Zeit seyn, wo das ächte Ritterleben noch im Angedenken, Ausschweifung und Sittenlosigkeit aber bereits unter hohen und niedern Ständen eingerissen war. Des Königs Narr und Miles, des Zauberers Famulus stehen tief unter Shakespeare's Grotesken dieser Gattung. Wir theilen den Lesern folgende Stelle als Probe mit. Eduard, Prinz von Wales, droht Lacy, Graf von Lincoln mit dem Tod, weil er ihm Margaretha's Liebe entzogen; darauf sagt diese:

Ich war's, mein Prinz, die fehlte, Lacy nicht.
Denn oftmals fleht' und bat er mich für euch.
Und ward stets für den Herrn in Grün gekleidet:
Doch ich, von Liebesphantasie bethört,
Sucht' ihn mit süßen Blicken zu gewinnen.
Mein Auge nährt' ich, in sein Antlitz schauend,
Bezaubert liebt' ich Lacy mit den Blicken,
In Seufzern sprach mein Herz, das Aug' in Thränen.
Mitleid und Freude stritten mir im Antlitz
Und alle diese stumm beredten Zeugen
Sie sollten meines Herzens Andacht künden.
Drum, mächt'ger Eduard, miß es nach dir selbst,
Ob Frauengunst den Mann zum Fall nicht zwinge;
Ob Schönheit und der heißen Liebe Pfeil
Nicht mächtig sind, der Freundschaft Bund zu lösen.

Eduard.

Gretchen, nur ich will deine Gunst besitzen,
Eduard, sonst keiner, soll dein Herz erobern.
Im Schiffe, das aus Cedern reich gezimmert,
Die Maste hohe Fichten Libanons,
Umlegt von hellpolirtem Elfenbein,
Geschmückt mit goldnen Decken Persiens,
Sollst du, wie Thetis, auf den Wogen prangen,
Daß deinem hellen Aug' Delphine folgen
Und frohen Tanz in Purpurflut beginnen:
Mit Saitenspiel und Harfenton Syrenen
Dem Schiff nachziehn, dir mit Musik zu dienen,
Und Margarethe durch Gesang zu feyern.
England und Englands Schätze sollen dein seyn.
Britanien soll sich meiner Liebsten beugen
Und treue Huld'gung deiner Schönheit bringen,
Willst du nur Edwards Margarethe seyn.

Margarethe.

Verzeiht mir, Herr. Wenn Jovis Majestät
Mir Goldglanz so wie Danaen verliehe,
Und schritt' Apoll, gekleidet von Latona,
Schön von der Himmelsburg, um mir zu dienen,
Nicht könnte selbst des Hermes süßer Ton,
Noch aller Reichthum, den der Himmel faßt,
Von Lacy mich, noch seiner Lieb' entlocken.

Das hübsche Förstermädchen hat es, wie man sieht, in der Mythologie weiter gebracht, als manche unserer Stadtdamen, und wenn sie ihre Kenntnisse aus den damals beliebten Romanen schöpfte, so wollen wir ihr dieß, wo ein schönes edles Gefühl sich mythologisch bildernd ausspricht, gern nachsehen.

Der Sage vom Bruder Bacon folgt ein Trauerspiel: „Arden von Feversham." Der Verfasser dieses Stückes ist unbekannt und Hr. Tieck scheint es für eine Jugendarbeit Shakespeare's annehmen zu wollen. Wir bemerken dabey folgendes: Einmal ist die Sprache von der Sh's, selbst von der im alten King John, Cromwell, Pericles und Locrine sehr verschieden, dann sieht man in diesen einen großartigen Hebel, auf dem das dramatische Interesse begründet ist, und interessirt sich wenigstens Eine Person des Stücks; in Arden aber ist keine Figur angestellt, an welche sich eine reine Theilnahme knüpft. Arden ist geitzig, er hat einem armen Menschen sein Eigenthum vorenthalten, und dieser spricht den Fluch über ihn in einer Art wahnsinniger Verzweiflung aus, und dieser Fluch wird auch an ihm erfüllt. Ardens Frau ist eine niedrige Furie, die Sklavin geilen Gelüstes: es wäre furchtbar, diesen Charakter wahr oder in irgend einem Moment dichterisch aufgefaßt zu nennen. Wollte man uns an Lady Macbeth erinnern, so würden wir erwiedern, wie groß der Dichter gedacht, der das Weib erst geschlechtlos machte, ehe er sie uns als Blutfurie zeigte. Mosbie ist ein gemeiner, schlechter Mensch, den Gerichten verfallen. Die Mörder sind recht eingefleischte Teufel, und ihre Wirkung wäre groß und künstlerisch gelungen, wenn ein Contrast da wäre. Ein ganz düsterer Nachthimmel, wo kein blaues Himmelsfleckchen, kein goldenes Sternenflämmchen durch das Dunkel bricht, ist nicht malerisch, nicht dichterisch. Der einzige Michel, Ardens Diener, mit seinem stets von neuem erwachenden Gewissen, läßt bey aller seiner Schwäche und Nichtswürdigkeit, zuweilen ein grelles Licht in das Schattengemälde fallen. Das vier- bis fünfmalige Mißlingen des Ermordens zieht die Handlung sehr in die Länge. Nach dem Gesagten wird man in dem Ganzen ein wahres und tief erschütterndes Gemälde, aber doch nicht viel mehr als eine dramatisirte Criminalgeschichte finden, welcher der Dichter treu folgte: und dieß ist das Verdienst dieses Stückes, daß es eine wahrhaftige Geschichte (denn das muß sie seyn) so ergreifend, und wo dieß zulässig war, in einer so tragischen Beleuchtung darstellt. Einzelnheiten sind auch hier höchst gelungen und des dichterischen Kranzes werth. Auch hier soll eine Probe nicht fehlen, und unsere Wahl fällt auf einen Monolog Mos-

die's, der, wenn auch nicht Shakespeare, doch seine nächste Vorzeit gewissermaßen abspiegelt:

Mosbie.

Verstörtes Sinnen treibt mich fort von Menschen,
Und dörret mir das Mark im wachen Grübeln;
Beständ'ge Unruh meines finstern Geistes
Schwächt mir durch Uebermaß des Weins den Leib,
Und macht mich krank, wie scharfer Nordostwind
Des Frühlings zarte Blüthen trifft mit Frost.
Wohl geht's dem Mann, wie auch sein Mahl gewürzt sey,
Der nicht am Tisch mit bösem Argwohn sizt;
Der aber schmachtet auch bey feinen Speisen,
Deß finstern Geist das Mißvergnügen foltert. —
Du goldne Zeit, als ich kein Gold noch hatte!
Ich lebt' in Mangel, aber schlief so süß;
Die Qual des Tages schuf mir Ruh der Nacht;
Nach nächt'ger Ruh war frisch das Morgenlicht.
Doch seit ich zu des Baumes Wipfel klomm,
Um in die Wolken mir mein Nest zu baun,
Nun schüttelt jeder leichte Wind mein Bett
Und weckt mir Furcht, zur Erd hinab zu stürzen.
Doch wohin will mich die Betrachtung führen?
Den Weg such' ich dahin, wo Freude wohnt; —
Er schloß sich hinter mir, ich kann nicht rückwärts.
Vorwärts muß ich, auch durch Gefahren selbst.
Drum sterbe, Arden, du, es ist beschlossen.
Green *) pflügt das Land und jätet dich heraus,
Damit ich reines Korn nur ärndten möge;
Dafür zum Lohn mag er jezt Honig sammeln,
Doch bald erstick' ich ihn, sein Wachs zu haben.
Nicht lebe Green, als Biene je zu stechen! —
Dann ist **) noch Michel und der Maler auch
Bey Ardens Sturz die stärksten Helfershelfer;
Wenn die mich sitzen sehn in Ardens Stuhl,
So trotzen sie mir wohl, Gewinn zu ziehn,
Oder sie drohn, sein Ende zu entdecken.
Sey Beydes nicht! ich werf' 'nen Knochen hin,
Daß sich die Hund' einander selbst zerreißen.
Dann bin ich einz'ger Herrscher meines Eig'nen! —
Doch lebt Alice — Ei, sie ist wie mein Selbst —
Die heil'ge Kirche macht uns zwey zu Einem —
Doch was thut das? ich kann dir drum nicht trauen,
Du schaffest Arden meinethalben fort,
Und wirst für einen andern mich vertilgen —
Furchtbar, in einer Schlange Bett zu schlafen!
Und frey will ich die Hand behalten.

George Lillo, der Arden von Feversham umarbeitete (und verdarb), machte sich nicht um das Jahr 1740 als Dichter bekannt, wie Hr. Tieck (S. XXVII) behauptet; sein London Merchant war während seines Lebens oft mit großem Glück, wie bekannt, aufgeführt worden; am 3. Sept. 1739 starb aber Lillo. S. XXX wird auf John Lily's Todesjahr als wahrscheinlich gegen 1598 fallend unrichtig angegeben. Nach Ralph Wewitzer's Dramatic Chronology, einem eben so selten gewordenen, als mit Fleiß und Genauigkeit verfaßten Büchlein, lebte John Lily noch um das Jahr 1632.

Das dritte Stück: „die Hexen von Lancashire" (The Late Lancashire Witches) von Thomas Heywood, ist unseres Wissens 1634 zuerst in 4. erschienen. Richard Broome und Heywood sollen dieses Spiel gemeinschaftlich gefertigt haben. Broome starb 1652; wann Heywood geboren worden und gestorben, ist ungewiß; man sagt nur, daß seine erste dramatische Arbeit 1601 entstanden seyn soll und daß er 1655 noch am Leben war. Außer drey Dramen in J. Martin's und Rodwell's Ancient Drama (N. XXII — XXIV) kennt Ref. nur wenige Bruchstücke von Heywood und glaubt sich zu seinem Urtheil berechtigt. Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und eine etwas weitgetriebene Unbesorgtheit um das, was man auf der Bühne sagen darf und nicht, charakterisirt die Stücke, welche Ref. las. Nach der Lectüre der vorliegenden Uebersetzung stimmen wir vollkommen in Hrn. Tieck's Ansicht von dem Werthe dieses Drama's ein und bedauern, daß der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, einige Proben zu geben.

Anerkennend, daß Hr. Tieck durch seine geistreiche Vorrede und die Herausgabe dieser Uebersetzungen sich von neuem das deutsche Publikum verpflichtete, schließen wir mit dem Wunsch, uns vor allem andern und recht bald mit dem so lange versprochenen und so lange erwarteten Werke über Shakespeare zu erfreuen. — Druck und Papier sind schön, aber eine Menge Druckfehler entstellen das Buch.

X. Y. Z.

Taschenliteratur für 1824.

Penelope,

Taschenbuch von Theodor Hell besorgt, ist dießmal stockprosaisch, d. h. sie liefert keine Verse; sondern blos Erzählungen in ungebundener Rede, von denen das Horoscop des Herrn van der Velde und Claurens Gränzcommission diejenigen sind, welche die meiste Unterhaltung gewähren. Wenn von ästhetischem Werthe die Rede ist; so zählt freylich nur allenfalls die erste. Aber die zweyte wird die liebe Lesewelt schon darum mehr anziehen, weil es in Claurens Erzählungen immer Geld giebt wie Heu. Wer ist nicht gern unter Leuten, denen die Millionen so zu sagen aus den Aermeln fallen?

Außerdem finden sich hier noch eine historische Skizze von Elisen von Hohenhausen: Karoline Mathilde von Dänemark, recht gut gehalten; ferner ein Dreykönigsabend vom Herrn von Miltiz, sehr unbedeutend; dann ein Sohn der Wildniß von Fr.

*) Green ist der, dessen Eigenthum Arden an sich gezogen hat, und den Ardens Frau beredet, sich an Arden zu rächen.

**) Muß „sind" heißen.

v. Heyden, ein ungerathener Sohn, und endlich eine Nachtigall von Prätzel, breit und schwatzhaft, wie eine Aelster. Die Kupfer, wozu Schiller's Gedichte die Gegenstände geliefert haben, sind fast durchgängig schlechte Fabrikarbeit, und überhaupt sticht Penelope in ihrem Aeußern unvortheilhaft ab gegen die meisten dießjährigen Taschenkalender. Freylich steigt dieser Kalenderluxus von Jahre zu Jahre, jeder Almanach macht auf den Beutel seines Verlegers eben so übertriebene Ansprüche, wie eine Prima Donna, die in einer neuen Oper auftreten soll, an den Beutel des Directors; aber was hilft's? Die innerliche Mittelmäßigkeit unserer Taschenliteratur läßt sich nur decken durch äußerliche Pracht, wer nicht reich gekleidet, glänzend geschmückt ist, wird übersehen.

Daß Theodor Hell hier nicht selbst etwas erzählt hat, wollen wir eben nicht rügen, es ist gerade nicht seine starke Seite; aber ein heiteres, lebenslustiges Liedchen hätt' er doch honoris causa singen sollen. Da er für andere Taschenbücher schreibt, warum schweigt er in seinem eigenen? Muß das Almanachs-Publikum nicht glauben, er halte denselben nicht mehr für verbreitet genug, um seine eignen Arbeiten gehörig unter die Leute zu bringen? Müssen die Mitarbeiter nicht denken, andere Taschenbücher honorirten höher? Wir halten es für die Pflicht eines Almanachs-Redacteurs, daß er thue, wie es in den Göttern Griechenlands geschrieben steht:

> Seiner Güter schenkte man das Beste,
> Seiner Lämmer Liebstes gab der Hirt.

Wären wir Verleger eines Almanachs, wir würden verzweifelt eifersüchtig seyn, wenn wir merkten, daß der Redacteur seine besten Lämmer auf fremden Altären opferte. Nur Fremdes, ohne Eigenes, herausgeben heißt, — wenn nicht Natur und Zweck der Sammlung es nothwendig machen — das Redigiren als Handwerk betreiben.

Dramatische Dichtkunst.

Tordenskiold. Drama mit Gesängen nach Oehlenschläger von Georg Lotz. Cassel bey Bohne. 1823. S. 134. 8.

Auf der dänischen Bühne mag dieses Drama gefallen, da Friedrich der vierte und sein berühmter Seeheld darin auftreten. Da sie aber nichts darin thun, als daß sie auf eine, von Seiten Tordenskiolds zwar ziemlich bizarre, sonst aber durchaus nicht interessante Weise, ein Paar Liebende vereinigen, welche der Vater des Mädchens um zeitlicher Güter willen trennen wollte; so wird es außer Dänemark schwerlich Glück machen, und der Uebersetzer scheint blos auf den, in Deutschland rühmlich bekannten Namen Oehlenschläger's gerechnet zu haben. S. 40 ff. singt der König folgende Arie:

> Einst zog's mich nach Südlands Auen
> Von dem eis'gen nord'schen Strand,
> Dorthin, wo nur Lust zu schauen,
> Wo der Freude Heimathland.
> Wo, wenn sich die Sonne senkt,
> Zwiefach gold'ne Sterne glänzen,
> Wo das Herz nur Liebe denkt,
> Wonneschauer es umkränzen.
>
> Ach es prägten Welschlands Freuden
> In des Jünglings Brust sich tief,
> Da mußt' er von dannen scheiden,
> Weil das Vaterland ihn rief.
> Er gehorcht der ernsten Stimme,
> Doch selbst mitten in der Schlacht,
> Wild umtobt von Kriegesgrimme,
> Hat des Südens er gedacht. —
>
> Meine Rosen sind geschwunden,
> Meine Veilchen längst dahin,
> Doch giebt's auch noch frohe Stunden
> Für den männlich ernsten Sinn.
> Ist gleich Jugendglanz verronnen,
> Werd' ich hier im Blüthen-Hayn
> Mich oft der Erinn'rungswonnen
> Meines frohen Lenzes freu'n.

Daß die Wonneschauer das Herz umkränzen, anstatt es zu durchdringen, daß der Jugendglanz verrinnt, als ob er Wasser wäre, und daß der König der Erinnerungswonnen sich freu'n will — das sind Schnitzer gegen die Poetik, welche die Reimnoth schlecht entschuldiget. Und wenn der liebende Gustav S. 82. singt:

> Grausames Schicksal, konnt' ich es wähnen,
> Mädchen und Freyheit beraubt mich zu sehn —

so spricht er sehr unbeholfen. Der Genitiv, welchen das Zeitwort berauben erfordert, brauchte den Artikel, um kenntlich zu seyn. Fiel denn Herrn L. nicht ein, daß Grammatik und Verskunst so vereiniget werden konnten:

> Mädchen und Freyheit geraubt mir zu sehn?

Er scheint das ganze Drama halb im Schlafe versificirt zu haben, und wir besorgen, daß dieser Zustand des Uebertragens für die Leser ansteckend seyn werde, wie das Gähnen. Druck und Papier fallen gut in's Auge, aber jener ist sehr ungelesen. S. 120. sagt Bachus: „Du mußt dich meiner (meinem) Dienste weihn," und gleich auf der ersten Seite reimt der Setzer bauen und traun (trauen).

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. Januar 1824.

Reise-Literatur.

Reise in Brasilien auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Baiern, in den Jahren 1817 bis 1820 gemacht und beschrieben von Dr. Joh. Baptista von Spix, Ritter des Königl. Baierischen Civilverdienstordens u. s. w. und Dr. Carl Philipp Friedrich von Martius, Ritter des Königl. Baierischen Civilverdienstordens u. s. w. Erster Theil. München, 1823, gedruckt bey M. Lindauer.

Es lebt ohne Zweifel noch mancher unter uns, der sich der Zeit erinnert, wo unser Landsmann Georg Forster 1778 seine Reise bekannt machte, und bald darauf selbst nach Deutschland kam. Damals hatte es ein deutscher Reisender-übers-Meer gut! er war Einzig, oder hatte doch so wenig seines Gleichen, daß die Theilnahme, welche er erregte, die Wichtigkeit der Erscheinung und die Wißbegierde des Publikums bezeugte. Was wußten wir damals von der außereuropäischen Welt? von Asien hatte man Tavernier, Chandler, Niebuhr; von Egypten, Jerin; vom Cap, Kolbe; von Südamerika gar keinen neuen Reisenden: von Nordamerika, Schapf — die Australländer waren uns damals sehr sonderbarer Weise schon bekannter als Asien, die Wiege des Menschengeschlechts; oder als Afrika, das ein neuerer Reisender (Hornemann?) für den im Absterben begriffenen Welttheil hält, und besser, als Amerika, das mit Europa, seit der Entdeckung seiner Ostküsten, durch gemeinschaftliche Beherrscher am nächsten verbunden war. Das kam daher, daß Australien zu einer Zeit entdeckt ward, wo der Handelgeist schon die Wissenschaft zu ihrer Handlangerin gebrauchte, und die Wissenschaft den Handel zu seinem Werkzeug. Durch dieses Verhältniß angetrieben, machte uns Byron, Wallis, Caeteret, Bougainville mit jenem fernsten Osten bekannt; allein um das Interesse an den Ländern der Südsee populär zu machen, that Georg Forsters Ankunft in Deutschland mehr, als alle geschriebene Bücher. Dieses jungen Mannes Reiseunternehmen konnte dem mit tausend Armen über das Weltmeer greifenden England unmöglich unerhört vorkommen, fand aber in Deutschland eine Anerkennung, die dessen Bescheidenheit so unerwartet kam, daß der unerfahrne edle Mensch oft Neugier mit persönlicher Theilnahme verwechselte, und aus Dankbarkeit noch bescheidner seine Wissensschätze darbietend, um seinen zahlreichen neuen Freunden nicht lästig zu werden, vieles unerzählt ließ, was sie erfreut und ihre Kenntnisse vermehrt haben würde. Wie hat sich in den seitdem verflossenen 46 Jahren der Stand der Kenntnisse von andern Welttheilen geändert! Wir würden Bekanntes sagen, wenn wir in ein grösseres Detail eingingen; wünschten aber, daß der jetzige Bestand unsrer Bekanntschaft mit dieser fernen Welt von einem umfassenden Auge in ihrem Eingreifen in unsere politischen und religiösen Bildungsstufen dargestellt würde. Das nur beyläufig; denn wir haben durch obige Betrachtung nur zeigen wollen, wie schwer es jezt einem Reisenden seyn muß, die Aufmerksamkeit der grossen Lesewelt durch seine Berichte zu fesseln. Von Asien sind so zahlreiche Reisebeschreibungen, besonders von England aus, erschienen, daß es verdienstlich seyn würde, eine zusammenhängende Erd- und Völkerkunde als sogenanntes Lesebuch zu schreiben, allein nicht streng-wissenschaftlich, sondern aus den vielfachen Reisenachrichten eine Beschreibung der Gegenden und ihrer Bewohner zusammensetzend, wozu eine Charte von ganz Asien beygefügt werden müßte, welche durch Färbung die von neuern Reisenden gekannten und beschriebenen Länder auf den ersten Blick unterscheiden ließe, auch Berge und Flüsse so genau als möglich angäbe. Freylich müßte der Unternehmer solch einer Compilation sich begnügen, nur das Nothwendige zu sagen; Theorien, Widerlegung und Ergründung des Gegenstandes müßten beseitigt bleiben, das Verdienst des Autors untergehen in der Belehrung des Lesers. Wer wird sich finden, der so uneigennützig Andere belehren möchte, ohne selbst zu glänzen? *)

Bald werden wir mit Amerika eben so weit seyn, wie mit der Kenntniß von Asien, und bey dem Gang,

*) Ritters Erdkunde, von der des zweyten Theiles zweyte Auflage bald erscheinen mag, wird gewiß alles bisher über Asien Bekannte enthalten, diesen Wünschen entsprechen und noch den Vortheil der Ordnung und Sichtung des Stoffes gewähren.

welchen die Völker dort begonnen haben, könnten wir die ganze Neue Welt schneller kennen lernen, als den durch keine Meere von uns geschiednen, nie aus dem Verkehr mit uns ganz getrennt gewesenen Osten. Außer der Freude, welche der Fortschritt jeder Wissenschaft dem gebildeten Menschen giebt, hat der Deutsche auch die, daß die reichste Ernte an Kenntnissen von den reichsten Ländern Amerikas durch Deutsche gemacht worden ist. Humbold ragt hier vor allen hervor; die Geistesfreyheit und Geistesfülle, welche aus seinen Berichten hervorblickt, zeigt uns ihn als den geistigen Eroberer der reichen Natur, die er beschreibt; der Prinz von Neuwied bereichert mit sichtbarer Liebe zur Sache einzelne Theile des großen Gemähldes, indem er die von ihm besuchten Gegenden von Brasilien und ihre Einwohner, sowohl Thiere als Menschen, recht lebhaft beschreibt; mit ungleich mehr Ernst und Vielseitigkeit und zur Vergrößerung der ernstern Wissenschaften ihre Wege wählend, haben Martius und Spix, mit allen Vorkenntnissen ausgerüstet, einen Theil Brasiliens durchkreuzt. Diese beyden baierischen Gelehrten gingen auf Befehl ihres Königs im Frühjahr 1817, im Gefolg der, dem damaligen Erbprinzen von Portugal, heutigen Kaiser von Brasilien, zur Gemahlinn bestimmten, k. österreichischen Prinzessinn, nach Brasilien ab. Wir können in dem Buch selbst keine Nachweisung finden, welcher der beyden Reisenden der Verfasser des Textes ist; so wenig sich ein gleicher Antheil beyder Reisenden an der äußeren Form des Werkes denken laßt, so wenig fühlen wir uns versucht, uns dabey aufzuhalten, da es genug ist, daß es ein gleichmäßig gebildetes Ganzes von Styl und Darstellung macht, welches dem Leser Unterricht und Unterhaltung gewährt. Die wissenschaftliche Beurtheilung dieser Reise mag eine andere Feder für einen andern Theil des Publikums übernehmen, wir wollen die Mehrzahl unserer Leser, die nur gebildeten, nicht auch gelehrten, mit einigen der Gegenstände bekannt machen, mit welchen sie diese Reisebeschreibung unterhalten wird.

Schon auf den ersten Blättern derselben beweist uns die Schilderung von Malta, von Gibraltar, die des Eindrucks, welchen der gleichzeitige Anblick der Küsten zweyer Welttheile bey den Reisenden hervorbringt, ihre empfängliche Seele und ihr Darstellungsvermögen. Wir folgen ihnen über Madera hinaus, bis zum tropischen Meere, dessen Schönheit wir in des V. eignen Worten schildern wollen. —

„Während die Zusammenwirkung der Elemente sich immer harmonischer und großartiger darstellte, begann auch der gestirnte Himmel für die Bewohner des kleinen Fahrzeugs immer mehr ins Gleichgewicht zu treten. Am 15ten Juni erschien uns zum erstenmale jenes herrliche Sternbild des südlichen Himmels, das Kreuz, welches jedem Seefahrer ein Zeichen des Friedens, und, nach seiner Stellung, ein Weiser der nächtlichen Stunden ist. Schon lange hatten wir auf dieses Gestirn als einen Führer zur andern Hemisphäre gehofft, unbeschreiblich war daher unsere Freude, als wir dessen an dem feyerlich glänzenden Himmel ansichtig wurden. Von Allen ward es als ein Zeichen des Heils mit den Regungen tiefer Andacht betrachtet, vorzüglich aber wurde das Gemüth bey seinem Anblick durch den Gedanken gehoben, auch bis in diese Region, welcher dieses schöne Sternbild unter dem bedeutungsvollen Namen des Kreuzes leuchtet, hat der Europäer den Adel der Menschheit: wissenschaftliche Bildung, getragen, und sucht ihn, angetrieben von hohen Gefühlen, bis in die fernsten Gegenden mehr und mehr zu verbreiten. In eben dem Grade, als sich der südliche Stern am Himmel über unsern Horizont erhob, sank jener der nördlichen Hemisphäre hinab. Nur mit schmerzlichen Empfindungen blickten diejenigen, welche Europa ausschließend ihr Vaterland nannten, auf den immer tiefer sinkenden Polar-Stern hin, bis er endlich in den dichten Nebeln des Horizonts verschwand.“

„Glänzend taucht in dieser Gegend die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die den Horizont umlagernden Wolken, welche bald darauf in großartigen und mannigfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Bergen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologische und andere wunderbare Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmählig rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch blauen Himmel aufwärts, die feuchten grauen Nebel fallen nieder, das Meer ruht, oder steigt und fällt sanft, mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle blaßschimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einemmale die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen; doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platz-Regen unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ocean gespannt, und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des Schauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von Neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigen Bewohner des Oceans steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen, Elemente empor.“

„Taucht die Sonne allmählig an dem bewölkten Horizont hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Pracht-Gewand.

das brennendste Roth, Gelb, Violett glänzen in unendlichen Schattirungen und Kontrasten, verschwenderisch an dem azurnen Grunde des Firmaments, und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Himmel nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feyerlich in dem nebellosen oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre ab, häufige, besonders von Süden her, fallende Stern-Schnuppen erhellen magisch die Luft, das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf den ruhigen Gewässern abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean selbst, von dem leisesten Lüftchen bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes FeuerMeer."

Ohne gefährliche Vorfälle kamen die Reisenden in Rio Janeiro an. Die Nachrichten, die wir hier von den Veränderungen finden, welche die Anwesenheit des Königs von Portugal hervorgebracht hat, gaben zu sehr ernsten Betrachtungen Anlaß. Bis zu jener Epoche hatte Brasilien in allem Druck des von beschränkter Frömmeley und blindem Golddurst erfundnen und von kurzsichtigem Eigennutz beybehaltenen Kolonial-Regiments gelebt. Sein politisches Daseyn war ein Nichts, seine Goldquellen flossen immer ärmlicher, seinen reichen Boden wußte es noch gar nicht zu würdigen, die weißen Menschen erschöpften das Land, die Farbigen lebten in einer sitten verderblichen Zweydeutigkeit ihrer persönlichen Gattung; die Ureinwohner waren vogelsfrey, wenn die Missionarien sie nicht, oft nur vorübergehend, der rohesten Wildheit entzogen. Des Königs Gegenwart veränderte die Gestalt der Sachen. Der merkwürdigste Vorgang zum Wohle Brasiliens und der Verarmung Lissabons war die bald nach des Königs Ueberkunft 1808 gegebene Akte, welche den Brasilianern einen selbstständigen Handel erlaubte, da ihnen bisher ihre reichen Produkte nur nach Portugal auszuschiffen vergönnt war. Die Kolonie wird eine Provinz, und weil sie sich der Gegenwart des Herrn zu erfreuen hatte, wurden in ihr die Verbesserungen versucht, welche den Abstich seiner gegenwärtigen Umgebungen von denen in Portugal weniger grell machen konnten. Das war im Ganzen nicht viel, aber für das mißhandelte Stiefkind ist das Vaterwohlwollen schnell fühlbar. In den Brasilianern erwachte Selbstgefühl, die Farbigen lernten die Vorzüge, nach denen sie zu streben hatten, erst kennen, und der Ureinwohner in seinen Wäldern hörte auf, ein gehetztes Wild zu seyn. Wie nun in der Folge der König Brasilien verließ, und diesem seiner Jugendkräfte sich bewußt gewordenen Lande keine Bürgen gab, daß diese Kräfte ihm Rechte verschafft hätten, wie der mit Augen Begabte das Recht hat zu sehen, der mit Händen Versehene, sie zu seinem Besten zu gebrauchen: da mußte wohl der Gedanke der Unabhängigkeit vom Stiefmutterland sich in ihm bilden, und durch ein merkwürdiges und in Brasilien nicht zum erstenmale dargestelltes Schicksal wurden die Maaßregeln, welche Umwälzung unterdrücken sollten, zur Verbreitung derselben behülflich.

Der König war sehr bald nach seiner Ankunft in Rio Janeiro (welches meistens nur Rio genannt wird) darauf bedacht, seinem neuen Regierungssitz eine Universität zu schenken, welches die Reisenden für unerläßlich hielten, um den Brasilianern Selbstständigkeit zu geben. Dieser Grund muß auch den königl. Räthen kräftig geschienen haben, denn der Vorschlag fand bey allen denen, welche die Mündigkeit der Kolonien haßten und fürchteten, einen so lebhaften Widerstand, daß sie ihn hintertrieben. Der heilsame Eifer des Königs ward nun zu einem sehr unzweckmäßigen Entwurf verwendet: — man stiftete eine Akademie der Künste — in einem Lande, das noch Menschenfresser beherbergt, hat dieses Institut seine komische Seite. — Die Sache gedieh jedoch, natürlicher Weise, nur ärmlich, und mag nun eingeschlummert seyn. In einem Lande des Nordens von Europa haben wir vor hundert Jahren ähnliche Unternehmungen machen gesehen — was dieses Land seitdem für das Ausland ward, wäre für Brasilien eine glänzende Vorbedeutung; doch die Basis, von der Brasiliens Cultur nun ausgehen zu wollen scheint, giebt ihm für seine innere Entwicklung genügendere Aussichten. Ueber die Statthaftigkeit einer Akademie der Künste in einem Staat, der sich noch in seiner Kindheit befindet, macht der Reisende folgende wahre Bemerkung:

„Man mußte bald einsehen, daß die schönen Künste nur dann erst sich hier (in Brasilien) niederlassen können, wenn die mechanischen, welche die ersten Bedürfnisse befriedigen, für den Empfang derselben vorbereitet haben; und daß in einem Volke, nur nachdem das nach außen gekehrte Leben des Handels begründet und befestigt ist, das Streben nach Kunstgenuß und künstlerischer Ausbildung erwachsen kann."

Bey dem Gang, welchen die Cultur heut zu Tage nimmt, und dem Platz, welcher unsrer Kunst in den bethätigten Fähigkeiten der Gesellschaft angewiesen ist, hat der Verfasser recht. Was auch unsre Künstler sagen mögen, und unsre Dichter singen: Die Kunst ist in unserm Zeitalter leider eine Dienerin des Luxus; nur zufällig verschönert und veredelt sie das Leben. Der Handel, welcher alle Wissenschaften in Anspruch nimmt oder befördert, ist der Milderer der Sitten, er bereichert, er eröffnet die Quellen des Unterrichts, und dann finden die Künste erst Schutz. Ohne Zweifel gab es glücklichere Zeiten, wo die Kunst, mit der Religion Eins, die Cultur herbeyführte, und mit ihr die Blüthe der Menschheit entwickelte — aber diese Zeiten, diese Blüthe sind nicht

mehr, Raphaels Madonnen führten sie nicht zurück, und die wohlmeynenden Nachahmer der alten deutschen Malerschule müssen endlich sehr froh seyn, ihre Bilder in den Salons der Weltleute und dem Speisezimmer israelitischer Reichen hängen zu sehen. Was die bildende Kunst in jenen Ländern werden kann, wo das Auge an so viele grelle Erscheinungen der menschlichen Bildung gewöhnt ist, wird die Zukunft lehren. Ihre Entwicklung in Indien gibt nicht viele Hoffnung für sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

The Fire-Eater. Edinburgh et London. 1823. 12.

Der Verfasser dieses Romans ist ohne Zweifel ein englischer Offizier auf halbem Solde, der sich nach Bath oder nach — Paris zurückgezogen hat, und nun sich die Langeweile damit vertreibt, daß er andern Langeweile macht. Wir haben — man darf uns glauben — sein Büchlein „The Fire-Eater" durchgelesen; allein es hielt sehr schwer, und es bedurfte einer ungewöhnlichen kritischen Gewissenhaftigkeit, um es nicht nach den ersten acht Blättern wegzulegen und alles Urtheil in dem furchtbaren „langweilig" zu concentriren. Der Offizier, der sich selbst als Helden erzählend einführt — eine Einführungsweise, die noch andere Nachtheile hat, als daß der Held verbunden ist, sich selbst zu loben — ist mehr denn geckenhaft, er ist abgeschmackt, eitel, fade, u. s. w., ein wahrer Dandy, wie sie in der Bond-street zu London und in den Corridors der Theater dort herumlaufen. Die schöne Pauline, in die er sich ex abrupto verliebt, aber ein Körbchen davonträgt, da sie bereits einen Liebhaber hat — ist uns zu geschwätzig: alle ihre schönen Eigenschaften werden von der Virtuosität und Volubilität ihrer Zunge überstrahlt; als gegen Ende des Buchs ihr Liebhaber zu ihrem Gatten geworden, wegen Theilnahme an einer Verschwörung aber mit Frau und Kind in das Gefängniß geworfen ist, wird der englische Offizier aus London nach Frankreich herübereitirt und hier, wo Pauline den ehemals so feurigen, nun aber verhölzerten Liebesritter um Mitleiden und Hülfe anfleht, fließt ein solcher Strom von Beredsamkeit über ihre Lippen, daß man gar nicht begreift, wie des Engländers Felsenherz nicht daran bricht — oder vielmehr, wie man in so viel Unglück so viele Worte finden kann. In dem Gatten der schönen Pauline soll eine Art von Heldenratur geschildert seyn, wie Napoleons Heldengeist sie erzeugte; aber eine rechte Heldennatur gibt sich nicht zu so niedrigen Rollen und Verkappungen her, wie unser Autor sie Duchesne übernehmen läßt. Kurz, der Fire-Eater ist ein öder, geschwätziger, empfindsamer Roman, dessen wir hier nicht gedacht hätten, wenn man ihn nicht in England so überaus lobte, und auf allen Toiletten fände.

Gelegenheits-Literatur.

Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden. Beylage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken. Erste Sammlung. Zum 28sten August 1823. Berlin bey Dümmler 1823. IV u. 396 S. 8.

Der 28. August ist bekanntlich der Geburtstag des ehrwürdigen Dichtergreises, und ein ungenannter Verehrer desselben hat bey dieser Gelegenheit vorliegende Sammlung von Zeugnissen veranstaltet, von denen sich nicht wohl sagen läßt, was sie eigentlich bezeugen sollen. Den hohen Werth seiner Werke? Der ist von kunstverständigen Leuten nicht bezweifelt worden. Den Umfang der Theilnahme, welchen sie erregt haben? Der liegt am Tage in der Verbreitung seiner Schriften. Die Zusammenstellung der hier theils mitgetheilten, theils nachgewiesenen Aeußerungen in Bezug auf Goethe ist offenbar nichts weiter, als ein Geburtstags-Compliment, aber ein sehr übel gerathenes. Wer soviel Anerkennung gefunden, soviel Bewunderung erregt, soviel Huldigungen empfangen hat, wie Goethe, den kann nur eine Auswahl der ehrenden Zeugnisse seiner Zeitgenossen erfreuen, und daran fehlt es hier gänzlich. Dedications-Weihrauch, zum Theil von sehr unbedeutenden Schriftstellern gestreut, kunstphilosophische Salbadereyen, an Goethe's geniale Schöpfungen angeschlossen, gehaltlose Lobhudeleyen, von Ungenannten in den Tageblättern vorgebracht, füllen bey weitem den größten Theil des Buches an, und wenn nicht glücklicher Weise ein Namenregister beygefügt wäre, würde man Mühe haben, aus diesem leeren Complimentenschwalle die wenigen, gewichtigen Zeugnisse herauszufinden, welche hier aufgenommen worden sind. Und doch giebt es deren so viele, so gründlich motivirte, so instructive!

Daß der Verf. auch tadelnde Aeußerungen, z. B. von Lessing, von Wieland, von Friedrich dem Großen aufgenommen, möchten wir zwar unter andern Umständen nicht mißbilligen, aber hier, und bey dem angedeuteten Gelegenheits-Zwecke, scheint es uns nicht sonderlich schicklich zu seyn.

Spaßhaft ist die auf dem Titel ausgesprochene Hoffnung des Verlegers, aus dem geistlos und ohne Plan compilirten Buche „eine Beylage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken" zu machen. Dazu würde eine ganz eigne Liebhaberey des großen Publikums erforderlich seyn. Der Druck ist gut und ziemlich correct. Im Namenverzeichnisse ist jedoch der Franzos Vanderburg angeführt, wo nur eine höchst unbedeutende, beyläufige Anerkennung Goethe's von Charles Villers anzutreffen ist. M. s. S. 276.

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. Januar 1824.

Reise-Literatur.

Reise in Brasilien auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Baiern, in den Jahren 1817 bis 1820 u. s. w.

(Fortsetzung.)

Die Aufmerksamkeit der Reisenden beschäftigte sich auf jeder ihrer Ruheplätze mit dem Gesundheitszustand und den vorkommenden Krankheiten der Landes-Einwohner. Sie sagen bey dieser Gelegenheit ein sehr beherzigendes Wort, welches nicht nur den Fernhinreisenden zur Beachtung zu empfehlen ist, sondern bey jeder Ortsveränderung, welche die des Climas und der Nahrung in sich schließt; sie erkennen nämlich die Nothwendigkeit an, die Lebensregeln der Landes-Einwohner in ihrem diätetischen Verhalten nachzuahmen, weil diese von dem Clima bedingt sind. Diese einfache Maßregel würde wohl überall die Gefahr Neuangekommener in fremden Gegenden vermindern. Bey der Erwähnung der Hospitäler in Rio findet sich folgende Bemerkung: Es giebt sehr wenige Irren in diesem Lande, in dem die Bildung noch nicht weit fortgerückt ist; sie deutet auf eine traurige Folge unserer Cultur, die einer nähern Untersuchung werth wäre; nur müßte der Untersucher den in unserm gebildeten Gesellschafts-Verein so häufigen Wahnsinn nicht den Fortschritten der Cultur zuschreiben, sondern ihrem Mangel an Vollendung. Jene Ansicht könnte gewissen Leuten heut zu Tage äußerst willkommen seyn, und würde, einseitig aufgefaßt, des Genfer Philosophen trübselige Ansicht der Menschen-Cultur verherrlichen. Die Reisenden machen von der Umgegend von Rio die reizendste Beschreibung! Sonnenglanz, Quellen-Kühle, Geräusch der Wasserfälle, farbenreiche Vögel, goldglänzende Käfer, endlich eine Pflanzenwelt, deren Herrlichkeit an's Mährchen fast streift, sind die Bestandtheile der zauberischen Landschaft. Ueberraschend für uns, wie für die Reisenden, ist es zu erfahren, wie sie in den Urwäldern Brasiliens in der Nähe von Rio ein Landhäuschen fanden, welches ein Holländer, Graf Hohendorp, bewohnt, der sich beschäftigt, Kohlen für den Gebrauch der nahen Stadt zu brennen. Dieser Mann hat von Jugend an die Wechsel des Schicksals erfahren, sein Vater war Gouverneur von Java, verlor aber seinen Posten und sein Vermögen. Einer seiner Söhne, vielleicht derselbe, welcher jezt bey Rio lebt, ward in Berlin in einer Militär-Anstalt erzogen, der, von dem hier die Rede ist, war Diplomat, Staatsmann, Krieger, schlug sich zulezt, als Napoleons treuer Anhänger bey Waterloo, schiffte sich dann nach Amerika ein, und unseren Reisenden war es vorbehalten, seine jetzige Lage bekannt zu machen. Möchten alle, die wie er Ruhe suchten, sie finden wie er! — So fanden sie auch an einem der bezauberndsten Plätzchen das Landgütchen eines französischen Landschaftsmalers, der mit seiner Familie hier lebt — er heißt Taman. Wir nennen hier seinen Namen, weil, sollten brasilianische Aussichten erscheinen, die ihn tragen, er ihnen den Werth der Authenticität geben würde. Die Reisenden fanden Herrn von Langsdorf, dessen Colonisations-Versuche in den lezten Jahren einen unklaren Begriff von seinen Absichten und Mitteln gegeben haben, als Eigenthümer eines artigen Landguts, auf welchem er mancherley nützliche Versuche machte, und gute Beyspiele gab. Das Schicksal der Auswanderer nach Brasilien wird auch von unsern Reisenden erwähnt, mit der Besonnenheit, welche ihre Bemerkungen charakterisirt. Sie gestehen alle die Hindernisse ein, welche die Beschaffenheit des Landes und die Eigenheiten, zum Theil auch die schädlichen Einwirkungen des Climas ihnen entgegensetzen. Sie bemerkten sehr richtig, daß besonders der Norddeutsche mit der Kenntniß der Bearbeitung seines Landes und des Anbaues seiner Cerealien in Brasilien ohne die Anweisung früher dort eingewanderter und erfahrner Landleute zu Grunde gehen muß. Sonderbar ist es, daß die einfachste Analogie die Menschen nicht belehrt. Wenn eine Colonie Otaheiter an den Neckar käme, und daselbst Brodfrüchte und Yamswurzeln bauen wollte, wie in ihrem Lande, so würden unsre Bauern sie verlachen; der Schwabe, der aber bisher Spelt, Roggen und Klee baute, und diese in Brasilien wieder bauen will,

thut nichts Klügeres. Herr von Langsdorf hatte einen Pflug mitgebracht, ein Instrument, das wenige Einwohner von Rio je gesehen — auf dem mit Wurzeln durchwachsenen Boden zerbrach die Pflugschar zur Schadenfreude der Eingebornen, und unsre Nachrichten bemerken, daß der Pflug bey Anpflanzungen, die nicht gesäet, sondern gesteckt worden, wie die jenes Landes, auch wirklich entbehrlich sey. So sollte man denn wünschen, daß Südamerika sich durch Auswanderungen aus dem Süden Europas bevölkern möchte. Das wäre billig! Spanien und Portugal entvölkerten einst grausam dieses Land um des Goldes willen; das Schicksal legt es ihnen jezt nahe, ihm bessere Kinder wieder zuzuführen, in den Besitz eines edleren Gutes.

Unserer gelehrten Landsleute Abreise nach St. Paulo sezt den Leser sehr in Sorgen. Er kann sich nicht darein finden, daß sie zu Anfang der Regenmonate Statt hat; denn er kennt in unsrer angenehmen Breite von 49 Graden nichts Schrecklicheres, als Monate langen Regen, und er zürnt ihnen, daß sie diesen nicht erst vorüber gehen ließen, und nicht warteten, bis sie die gehörigen Führer gefunden. Der Leser muß die Details alle der Hindernisse und Plagen selbst nachsehen, unter welchen die kleine Caravane mit einer peinigenden Langsamkeit vorrückt. Diese Plagen alle hindern sie nicht, die Naturgegenstände um sich der mit der größten Aufmerksamkeit zu beobachten und zu beschreiben. Unter den Vögeln jenes Landstrichs erwähnen sie einer Drosselart, deren genau angegebener Gesang manchem Leser Gelegenheit geben wird, ihn mit dem unserer einheimischen Drosseln zu vergleichen. Er geht in häufigen Wiederholungen die Tonleiter von H¹ bis A² so regelmäßig durch, daß auch kein einziger Ton darin fehlt. Gewöhnlich singt sie jeden Ton vier- bis fünfmal, und schreitet dann unmerklich zu dem nächsten Viertels-Ton fort. Auf dieß Gesetz des Vogelgesangs, dem wir unsre musikalischen Gesetze so leicht anpassen, könnte man eine musikalische Mystik gründen, die an Ort und Stelle nicht vernachlässigt werden sollte.

Bey Retiro, einer elenden Herberge in der Nähe von St. Marco, brachten unsere Reisenden die erste Nacht unter freyem Himmel zu. Wir schildern das Bild einer tropischen Nacht mit ihren eignen Worten.

„Der Amboßschläger (ein Specht, der mit seinem Picken in die Baumstämme einen so lauten Ton hervorbringt, daß er sich diesen Namen erworben) hatte seine zauberhaft klingenden Töne vollendet; das Heer der Cicaden schrillte mit dunkelnder Nacht in stetiger Monotonie fort, dazwischen erschallten die paukenartigen Töne eines großen Frosches, die Klage der Capueira, der düstere Ruf des Ziegenmelkers. Durch die stets wiederkehrenden Eindrücke angeregt, fühlten wir uns in der einsamen Wildniß in eine seltsam feyerliche Stimmung versezt, die sich noch steigerte, als das Firmament in aller Pracht der südlichen Sternbilder auf die dunkeln Wälder herabglänzte, und Millionen leuchtende Käfer ihre Lichtkreise durch das Gebüsch zogen; bis endlich ein heftiger Platzregen alles rings um in dichte Finsterniß hüllte."

Mit eben so wenigen Worten, einfach und wahr drücken unsre Landsleute die Rührung aus, welche sie empfanden, als sie, durchnäßt von unendlichen Regengüssen, in der Nähe des Paraiba-Stroms, in einem elenden Wohnplatz am Christabend eine Krippe erleuchtet und aufgepuzt fanden, in der Art, wie sie in katholischen Ländern in kindlich heiterm Angedenken an diesem Tag errichtet wird. Die Beschreibung der lustigen, von Hausgeräth leeren, an Bequemlichkeit armen Wohnungen der dasigen Stadt-Bewohner, der Weißen, und selbst der Angesehensten, giebt freylich keinen günstigen Begriff von der Cultur des Landes, und flößt ernste Sorgen ein über den Culturgang eines Volkes, das, sobald sein Verkehr mit den europäischen Fabriken keine Fessel mehr trägt, mit Bequemlichkeiten überschwemmt werden wird. Einen sehr anziehenden Bericht finden wir von der Stadt St. Paul, welche nebst Tabaté, ihre politische Nebenbuhlerinn, (mit so ernstlicher Feindseligkeit, daß unser Autor ihre langen Zwiste mit den Fehden der wetteifernden Städte Italiens im Mittelalter vergleicht) an Alter und Betriebsamkeit mit der Hauptstadt Rio wetteifert; St. Paul hat den Vorzug eines ziemlich unblutigen Ursprungs. Die Jesuiten fanden hier einen indianischen Stamm von ruhigem Charakter, der sich mit den europäischen Eingewanderten vermischte; sie bildeten sich einen Sinn von Vaterlandsliebe an, waren kriegerisch und betriebsam zugleich. Mit dem ehrenwerthen Charakter dieser Provinz durch diese Nachricht bekannt, wird der Leser in der Geschichte der jezt in Brasilien Statt habenden Vorfälle mit Interesse forschen, wie die Paulisten, wie die Bewohner der ganzen Provinz hier heißen, sich dabey benahmen. Die Umgegend von der Stadt St. Paul enthält Eisenschmelzen und Fabriken, welche dieses Metall für die nothwendigsten Geräthschaften der Landwirthschaft und des Hauswesens verarbeiten. Eine der Schmelzhütten war von einigen Schweden errichtet, die in der neuen Welt, jenseits der Linie, der Bayer mit inniger Freude als Landsleute begrüßte. — In der Provinz von St. Paul hat sich das weibliche Geschlecht die Heilkunde vorbehalten, und macht sich dazu durch eine genaue und gründliche Kenntniß der in diesem Lande so zahlreichen, kräftigen Pflanzen geschickt. Gegen die so häufig vorkommenden Kröpfe gebrauchen sie aber auch als Getränk das Wasser, in dem mehrere Tage ein zerriebener Ameisenhaufen aufgeweicht ist. Da der und der Qualm eines Aufgusses von Ameisen gegen Gichtschmerzen gebraucht

wird, könnte diese Analogie unsern Aerzten zum Fingerzeig dienen. Unerachtet dieser ärztlichen Verdienste des weiblichen Geschlechts wurden unsere Reisenden an mehreren Orten, und namentlich in Ypanema von hülfesuchenden Kranken belagert. Leider berichtet man uns, daß Melancholie und hysterische Uebel dort sehr allgemein sind. Das ist ein trauriges Loos, welches einem, der Uncultur so nahen, Volke die Uebel der Uebercultur leiden läßt! Unsere Reisenden wendeten bey einem jungen Neger den Magnetismus an. Ihm war durch eine Verkältung der eine Arm ganz erlahmt, allein das Uebel wich nach einer sehr kurzen, ganz einfachen Manipulation. Die Fremden wurden für Wunderthäter gehalten, und waren zum Glück zu einer so schleunigen Fortsetzung ihrer Reise gezwungen, daß ihr Ruhm ihre Anwesenheit überlebte. Da die Wirksamkeit des Magnetismus von seiner physischen Ueberlegenheit über den Patienten abhängt, veranlaßt die an dem jungen Neger so schnell geglückte magnetische Cur unsere Berichterstatter zu folgender Bemerkung:

„Diese Erfahrung schien uns die Ansicht zu bestätigen, auf welche der Physiolog durch viele andere Verhältnisse hingewiesen wird: daß der Europäer an Intensivität des Nervenlebens die gefärbten (farbigen) Menschen übertreffe, und auf eine ganz spezifische Weise, sowohl somatisch als psychisch, die übrigen Racen übertreffe," u. s. w.

Diese Ansicht, welche unser wackerer Meiners, gelehrten Andenkens, leicht als mit der seinigen von den Negern, verwandt ansehen könnte, erklärt, nebst dem Einfluß magnetischer Behandlung eines Bayern auf einen Neger, auch die Weltherrschaft der Europäer, die beym Ueberblick der Zeitgeschichte freylich nicht zu läugnen ist.

Die Nachrichten von den wilden Stämmen, besonders der Guaycuros südlich von St. Paul an den Ufern des Paraguay, sind sehr anziehend. Sie scheinen viel glücklichere Anlagen zu haben, wie die Stämme, die wir später in der Provinz von Minas Geraës (nordwärts von St. Paul) beschrieben finden. Sie sind beritten, ihre häufigen Kriege mit benachbarten erblich feindseligen Stämmen haben den Gewinn von Kriegsgefangenen zur Absicht, die sie als Sklaven verkaufen; ihre Weiber tragen eine nothdürftige Bedeckung — die jedoch den Männern noch ganz fehlt, sie sind mit allen Mühseligkeiten der Wirthschaft belastet. Die Mannigfaltigkeit der ihnen obliegenden Arbeiten deutet schon einen Grad von häuslichem Leben an; um so trauriger scheint uns die, auch unter dieser Völkerschaft übliche Sitte der Weiber, ihre Mühseligkeiten dadurch zu vermindern, daß sie vor ihrem dreyßigsten Jahr ihre Leibesfrucht nie zur Reife kommen lassen. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem Clima, das meist erschlaffend einwirkt, nach dem dreyßigsten Jahre, nach solcher unnatürlichen Mißhandlung, ein Weib noch lebendige Kinder zu gebären im Stande ist. — Die Rindviehzucht ist in diesem Lande sehr häufig. Mancher Landbesitzer hat viele tausend Stück Vieh. Man rechnet eine Quadratmeile für das Bedürfniß einer Heerde von 3 bis 4000 Stück, und 6 Knechte sind hinreichend, um diese Heerde zu bewachen; wohl nur vor gänzlichem Zerstreuen in die weite Ferne abzuhalten; sie werden vorzüglich als Schlachtvieh gehegt; die Melkkühe müssen in einem engern Gehege in der Nähe der Wohnungen gehalten werden, und sind ungeachtet der fetten Weiden, deren sie genießen, nicht von so reichem Ertrag, als die unsern; sie geben höchstens ein Drittel des bey uns zu gewinnenden Maaßes von Milch. Den Gebrauch der Pferde lernten die Indianer erst durch ihre Eroberer kennen. Diese Thiere leben in völliger Freyheit, und werden nur zu gewissen Zeiten und Zwecken in Gehege getrieben. Die Art, sie zu zähmen, scheint uns, die wir diese Thiere mit einer Art Auszeichnung zu behandeln gewohnt sind, hart und verletzend. Unsere Reisende sagen folgendes von der Art, wie sie auf der Weide zum Gebrauche eingefangen werden:

„Es dauerte einige Stunden, bis die Pferdeknechte einen Rudel dieser ungezähmten Thiere in einen Winkel des Geheges treiben und mittelst Schlingen einige aus den übrigen Haufen auffangen konnten. Die gefangenen Thiere suchten nun, bald zitternd vor Furcht, bald voll brausender Wuth durch die seltsamsten Verdrehungen und ausgelassensten Sprünge gegen die Bereiter sich zu vertheidigen; gelingt es diesen endlich, ein Thier bey den Ohren und Lippen mit Zangen festzuhalten, ihm einen Kappzaum anzulegen, und ihm auf dem Rücken statt des Sattels ein Schaffell zu befestigen, so schwingt sich einer der Piões hinauf, und sucht die Halsstarrigkeit des Pferdes durch die Keule zu bezwingen. Nach vielen widerspenstigen Bewegungen und Sprüngen wird das Thier so weit gebracht, daß es mit seinem Reiter wie im Koller davon rennt, und, erst nach einem langen Laufe ermüdet, der Gewalt des Zaumes einigermaßen gehorcht. Nach dieser Demüthigung bleibt es traurig mit hängendem Kopfe stehen, wobey alle übrigen sich von ihm absondern. Am folgenden Tage wird dieses Manöver wiederholt, und nach wenigen ähnlichen ist das Pferd gezähmt und fähig zum Reiten."

(Der Beschluß folgt.)

Dramatische Literatur.

Almanach dramatischer Spiele. Angefangen von Kotzebue, fortgesezt von Mehrern. 22ster Jahrgang. Leipzig bey Kummer 1824. 308 S. 12.

Da Kotzebue seinen vormals so beliebten Almanach nicht redigirte, sondern selbst schrieb, so liegt immer ein wenig Unsinn in dem Ausdrucke: fortgesezt von Meh-

reren; es ist ungefähr, als ob jemand herausgeben wollte: Schiller's Theater, fortgesezt von Mehreren. Indessen wissen wir wohl, daß bey dem Almanachshandel die Kunden an dem Namen des Herausgebers und an der Anzahl der Jahrgänge kleben, obschon Kotzebue's Schatten voriges Jahr in der Hekate (No. 2. S. 15.) nicht der Meynung war, daß darauf viel zu bauen wäre, denn er sang, eben in Bezug auf diesen fortgesezten Almanach:

> Mehrere setzen mich fort? Ich kann es den Mehrern nicht wehren.
> Denn in der Hekate setz' ich mich selber ja fort;
> Aber den Absatz werden die Mehreren schwerlich vermehren.
> Weil das Schiff man nicht will, sondern die Waaren am Bord.

Wir wollen daher auch mit dem Verleger, der wenigstens die Etikette dieses Verlagsartikels gern erhalten wollte, um dieses „Fortsetzen" nicht rechten, und nichts dagegen einwenden, daß es mit Almanachstiteln gehalten werde, wie mit den Firmazeichen auf Tabackspaketen: sie gehören eigenthümlich der Handlung an, welche zuerst sie gebraucht hat.

Wie sehr aber auch der Verleger sich bemühen mag, den verewigten Kotzebue fortzusetzen; ersezt ist er noch nicht, und keiner der „Mehreren" erreicht ihn in Hinsicht der leichten Hand, womit er dergleichen dramatische Spiele componirte, und des ergötzlichen, aller Welt verständlichen Witzes, womit er den so lebhaft als natürlich sich bewegenden Dialog zu würzen wußte. Was davon auf dem Theater, durch Darstellung von Rollen aus Kotzebue's Stücken, sich hat einlernen und anüben lassen, das besitzen zwar die beyden Schauspieler. Lebrün und Costenoble, deren jeder hier ein Stück beygetragen hat; aber Bühnendichter wie Kotzebue sind sie darum eben so wenig, als der Schauspieler Wolff in Berlin dadurch, daß er in Weimar unter Goethe und in Calderon'schen Werken gespielt hat, ein Dichter wie Goethe oder Calderon geworden ist. Ein Herr von Ernsthausen hat ein Lustspiel in Alexandrinern, die falsche Braut, mitgetheilt. Obwohl die Verse gerade nicht schlecht sind; so glauben wir doch, daß dieses Stück in Prosa oder in Knittelversen sich besser ausnehmen würde, weil es durchaus prosaisch gedacht ist. Das vaterländische Drama Simon Kemény, von dem Ungar Georg von Gaal, ist eigentlich eine kleine Heldentragödie (so gut wie Körners Zriny eine breite), sie ist mit Dichtersinn' ausgeführt, eignet sich aber, ungeachtet ihrer Kürze, des scenischen Apparates und der Comparsen halber, gänzlich nicht zur Darstellung auf Privatbühnen.

Die Heimkehr endlich, von Stephan Schütze, ist eine pikante Parodie der Heimkehr von Houwald, eines Stückes, von welchem im Lit. Bl. 1822. No. 10. bemerkt worden ist, daß es eine Tragödie sey, deren Grundgedanke zwar schön, aber nicht erhaben genannt werden könne. St. Schütze hat weniger die Grundidee, als die Ausführung, die allerdings etwas kleinlich gerathen ist, in das Lächerliche gezogen. Der Feldwebel Wolf hat die Putationwittwe des Korporals Löwe geheirathet. Am Geburtstage des Erstgenannten, dessen Feyer durch kleine, komische Zwischenfälle, besonders durch das Ungeschick der beyden Kinder, auf mancherley Weise gestört wird, kommt Löwe zurück, aber weit entfernt, sich selbst umzubringen, umarmt er seinen Nachfolger im Torus um so aufrichtiger, da er selbst eine Marketenderin geheirathet hat. Ein poetischer Schneider, der in die Frau Feldwebelin verliebt ist, spielt die eigentliche komische Person des Stückes, und ist wirklich recht à la Kotzebue gehalten. Die possenhafte Scene, wo er mit der Marketenderin, die er für den heimgekehrten Korporal selbst hält, sich duellirt, muß in guter Darstellung nothwendig Lachen erregen. Ueberhaupt fehlt es nicht an witzigen Einfällen, doch hat es uns geschienen, als ob der parodistische Zweck ihrer Wirkung bisweilen einigen Abbruch thäte. Vielleicht liegt der Grund darin, daß alle Parodie der Empfindung des Komischen eine Schadenfreude beymischt. Die Travestie des Tragischen wirkt in dieser Hinsicht reiner, weil sie eigentlich ihr Original nicht ansicht, sondern blos dazu benuzt, im Contraste die Verwandtschaft des Erhabenen und Lächerlichen anschaulich zu machen. Inzwischen darf Houwald über dergleichen parodistische Anfechtungen nicht klagen: denn wir erinnern uns, vor einiger Zeit in irgend einem Almanach' eine Posse von ihm gelesen zu haben, welche die Parodie einer berühmten Schicksalstragödie vorstellen sollte, oder der Schicksalstragödie überhaupt. Hanc veniam damus petimusque vicissim.

Literarische Notizen aus England.

Von Lord Byron ist eben der 12te, 13te und 14te Gesang des Don Juan erschienen. Wir werden darüber nächstens ausführlich in diesem Blatte sprechen.

Von Coleridge ist nicht, wie neuerlich in einem deutschen Unterhaltungsblatt behauptet worden, Schiller's Wallenstein in einer Uebersetzung angekündigt, sondern eine solche Uebersetzung von Coleridge bereits vor Jahren im Buchhandel erschienen, und wohl auch in Deutschland längst als klassische Uebertragung bekannt.

Der zweyte Jahrgang von Ackermann's Forget me not (vergiß mein nicht) gefällt hier nicht sehr. Die Erzählungen sind alltäglich. Die Gedichte Montgomery's und Barton's haben poetisches Verdienst. Unter den 12 Kupfern sind vier oder fünf ausgezeichnet schön, die andern sind flüchtig gearbeitet. Indessen hat dieser Jahrgang dem Gehalt nach doch Vorzüge vor dem ersten.

Die eben erschienenen Tales of Humour, Gallantry and Romance sind nach dem Plan der früheren Points of Humour gearbeitet, und sowohl des Inhalts, als der beygegebenen schönen Stiche wegen sehr anziehend. Die Erzählungen sind den italienischen Novellisten entlehnt und geistreich nachgebildet.

Literatur-Blatt.

Freitag den 30. Januar 1824.

Reise-Literatur.

Reise in Brasilien auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Baiern, in den Jahren 1817 bis 1820 u. s. w.

(Beschluß.)

Die gesellschaftliche Freude ist unter den Einwohnern Brasiliens keineswegs fremd. Die Gastfreyheit ist herzlich, in einem Lande, wo die einheimischen Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden, und die fremden unbekannt sind. In Ypanema waren den Hausvätern alle Gäste willkommen, der Tisch reichlich besezt, ein aus der hier vorzüglich gedeihenden Ananas verfertigter Wein vermehrte die Freuden des Mahles, an dessen Schluß ein oder der andere der Gäste, mit dem Glas in der Hand aufstehend, die gegenwärtigen Frauen durch einige Verse aus dem Stegreif feyerte. Auf ihrer weitern Reise von St. Paulo nach Minas Geraës hatten die Reisenden Gelegenheit, diese gesellschaftliche Lustigkeit auch unter der geringern Volksklasse bey ihrem National-Tanz zu beobachten. Die regnigte Jahreszeit, welche jene in Verzweiflung brachte, ließ dieser Zeit, sich der Fröhlichkeit zu überlassen. Ihr Lieblingstanz heißt Baducca, er wird von einem einzelnen Paare getanzt, und mit Schnalzen der Finger begleitet, besteht meistens aus den wunderlichsten Gebärden, Verdrehungen des Körpers, besonders der Hüften, welche Verrenkungen gleich sehen, und dem gesitteten Deutschen sehr unanständig däuchten. Er dauert bey dem eintönigen Geschwirr der Guitarre mehrere Stunden lang fort, von dem Gesang kurzer Strophen, eben so wenig strengen Gehalts, wie die Gebärden des Tanzes, unterbrochen. Dieser Tanz, den die Reisenden von den Negern hierher gebracht, und darum äthiopischen Ursprungs halten, wird von dem Landvolk so leidenschaftlich geliebt, daß ein Verbot der Geistlichkeit ihn noch nicht hat außer Gebrauch zu bringen vermocht.

Die Beschreibung der Goldwäschen, welche die Provinz Minas Geraës enthält, machen einen zu wichtigen Theil der Reise aus, um in einzelnen Zügen dargestellt werden zu können. Der allgemeine Eindruck, den man aus der Beschreibung derselben empfängt, erregt die wehmüthigsten Gefühle und die ernstesten Betrachtungen. Diese Gegenden, welche ein ganzes Zeitalter durch die Phantasie der Dichter erfüllte, den Muth der Abenteurer anfeuerte, das Gewissen der Habgierigen einschläferte, bietet dem Auge den Anblick kahler, mit farbigen Lehmhügeln bedeckter Strecken, die die Arbeit der Sklaven spärlich lohnen. Die mißhandelte Mutter Erde stößt verarmt ihre lieblosen Kinder zurück. Wo diese aber, hie und da, statt nur in ihrem Schooße zu wühlen, Anpflanzungen versuchen, bekleidet sie ihre Oberfläche mit freygebiger Hand, und geht mit den Menschen den von ihr überall heilig gehaltenen Bund, seine Arbeit zu lohnen, bereitwillig von Neuem ein. Der traurige Eindruck dieser Gegenden ward für die Reisenden noch dadurch vermehrt, daß sie, gerade bey dem Eingang des an Goldwäschen reichen Distrikts bey St. Anna de Sapakahy statt Entrantmünze Papiergeld eingeführt fanden. Diese Einrichtung war seit fünfzehn Jahren getroffen, um die kleinere Zahlung in Goldstaub zu vermeiden, und diesen sicherer in die öffentlichen Kassen zu bringen. Die Art der Einrichtung ist sehr sinnreich, scheint uns doch aber dem Unterschleif keineswegs gänzlich vorbeugen zu können. Der Goldstaub wird von jedem Eigenthümer sämmtlich in eine öffentliche Schmelzanstalt gebracht, wo er gewogen, der Antheil des Königs abgezogen, in Stangen (bis zum kleinsten Gewicht) geschmolzen, mit einem Zeichen gestempelt und so dem Eigenthümer zurückgegeben wird. Eine andere Art, das Gold zu gewinnen, wie durch Waschen, sowohl des Lehmes, der aus Gruben gezogen wird, als des Flußsandes, wird nicht geädt; ersteres wurde sogar ehemals, wie die Erde noch reicher war, so nachlässig getrieben, daß einige Besitzer die damals ausgespülte Erde jezt noch einmal durchwaschen lassen. Bey einer wissenschaftlichen Behandlung dieses Bodens würden vielleicht neue Schätze entdeckt.

In der Umgegend von St. Barbara fanden die Reisenden einen Baum, Hymenea Carbaril nach Linné, welcher den Gumi anime erzeugt. Sein Harz findet sich

zwischen der Rinde und dem Holz und senkt sich stets gegen die Wurzel des Baumes; so, daß man bey dessen Umhauen unter demselben oft Kuchen von vier bis sechs Pfund davon findet. Es deutet dieser Umstand auf die mögliche Entstehung des Bernsteins, mit welchem dieser Gummi auch die Aehnlichkeit hat, kleine Insekten in sich zu verschließen, so daß sich die Möglichkeit wohl denken läßt, wie bey einer Wasserfluth das neu hinzutretende Element unter irgend einer Bedingung, den Bernstein zu bilden, behülflich war. Im Verfolg der Reise finden wir sehr abwechselnde Bilder: die der Natur, welche bey ihrer anspruchslosen Einfachheit unsern wackern Landsleuten so sehr gelingen, bleiben herzerhebend durch den Reichthum und die Größe der Pflanzenwelt und die bunte Zier der beflügelten Thiergattungen. Wir machen den Verfassern eine Bemerkung, welche alle Beschreibungen der Natur-Scenen angeht, und früher ihren Platz hätte finden sollen, wenn es nicht eine Ungebühr wäre, mit eigner Weisheit anzufangen, wo man von Anderer Wissen Vortheil zieht. Die Verfasser würden die Phantasie des Lesers bey der Darstellung der südlichen Erde viel mehr angeregt haben, wenn sie neben den lateinischen Pflanzen- und Thiernamen (die vielleicht besser sämmtlich unter den Text gehören möchten?) allenthalben einen analogen deutschen Namen gesezt hätten, der ihm ein Bild des Gegenstandes gegeben hätte. Wenn es eine Lilien-Art betraf, so würde der Ausdruck: Lilie, Schwertlilie, Wasserlilie u. dgl. plötzlich ein Bild in des Lesers Seele erwecken, da der bloße lateinische Name neben der Palme, dem Pisang u. dgl. statt einem Bilde geschriebene Worte einschiebt. Der wissenschaftlich Gebildete bedarf das nicht, aber so ein Buch gehört der Nation, und ihre Mehrzahl, des geistigen Genusses so bedürftig, kennt die lateinischen Namen nicht.

Die Schilderung von Villa de Campanha betrübt den Leser. — Diese Stadt ist wohlhabender, wie ein anderer Wohnsitz der Provinz, weil sie noch sehr ergiebige Goldminen besizt; aber der Luxus und das Sittenverderbniß nebst seinen scheußlichen physischen Folgen ist dort auch allgemein. Die Goldwäscherey, obschon die Quelle ihres Reichthums, wird als eine niedre Arbeit nur von den Negersklaven getrieben, und die Menschen aller Farben leben in gänzlichem Müssiggang. Gleich nach diesem traurigen Ort zogen die Reisenden durch anmuthige Gegenden, die Regenzeit war ihrem Ende nahe, die Beschwerlichkeiten nahmen ab, und wir erkennen sympathetisch unsere deutschen Landsleute in der gemüthlichen Schilderung ihrer Abende in jener südlichen Wildniß, wo sie unter einem Laubdach oder in einer Hütte ihre Pflanzen auslegen, ihr Tagebuch schreiben, vom Vaterland sprechen, und endlich mit dem Spiel ihrer Geige den Geist zur Ruhe bereiten.

In diesen Blättern der Reise wird über den, in allen diesen Landschaften häufigen Biß der giftigen Schlangen viel Interessantes gesagt. Die Cur-Art wird von eigenen Männern geübt; wird ihnen der Verwundete sehr bald, das heißt, vor der zweyten Stunde nach dem Biß übergeben, so gelingt es ihnen oft, ihn zu retten; allein die Cur ist gewaltsam, langwierig, — denn der Curadoro versichert, daß bis zum sechzigsten Tage die Gefahr noch nicht gehoben ist — und der Leidende bleibt oft sein Lebenlang siech, die Heilmittel bestehen in Umschlägen frischer, zerquetschter Kräuter, in Absuden krampfstillender, auf Ausleerungen jeder Art wirkender Mittel, und ist mit Handgriffen verbunden, die Zauberformeln gleichen, vielleicht magnetische Wirkungen erzwecken; dahin gehört die stete nahe Gegenwart des Arztes (Curadoro) während der ersten Tage der Cur, Anhauchen, Reiben ꝛc. *)

Noch immer auf dem Weg von Ypanema nach Villa Rica, kommen die Reisenden bey dem Durchwandern der einsamen Gebirgswälder in ein einzeln stehendes Haus: Facenda do Corrego dos Pinheiros, wo sie gastfrey aufgenommen, gegen ein ungeheures Gewitter Schutz finden. Hier unterhalten sich die Landleute mit dem Gesang von Volksliedern, die sie mit der Guitarre begleiten. Ihr vorzüglichster Dichter, dessen Lieder noch lange an den Gränzen der Urwälder Brasiliens nachtönen werden, ist Gonzaga; er war vor wenigen Jahren Beamter in St. João del Rey, bekannte sich nachmals zu den Grundsätzen der französischen Revolution, und ward nach Angola verwiesen, wo er starb. So wußte also die Gewalt dem Schwärmer für Freyheit an den Ufern des Rio das Mortes, wie den Hößling Augusts (Ovid) ein Tome anzuweisen, wo Beyder Grab der Vergessenheit anheim gefallen ist.

Der Abschnitt über die Topasen, bald nach dem des Goldreichthums von Villa de Campanha, mahnt uns endlich an das Eldorado unserer Mährchenerzähler. Wenn wir die Begriffs-Seuchen unserer Tage betrachten, wie Menschen jeder Art in großer Anzahl Träumen, Irrwischen, Hirngespenstern nachjagen, so können wir begreifen, wie es vor dreyhundert Jahren Hansen von Abenteuern geben konnte, welche auf die Nachrichten von diesen damals noch viel reichern Schätzen über das Weltmeer eilten, dort untergehen, oder — mit viel Schuld und geringem Reichthum beladen, zurückkehren und neue Mährchen verbreiten konnten. Die Menge der in dieser Gegend gewonnenen Topasen jeder Farbe be-

*) Ganz ähnliche Behandlung fanden wir kürzlich in den Nachrichten eines bey den Kirgisen gefangen gehaltenen Russen. Sie beschrieben die Cur eines mit Krämpfen behafteten Mädchens, und thaten die, dem Verfasser unbekannte, Wirkung des Magnetismus ziemlich deutlich dar.

trägt jährlich wirklich funfzig bis sechszig Arroben. Wohin sich diese Zahl funkelnder Steinchen verlieren, begreifen wir, die deren Anblick zählen können, freylich nicht.

Die Beschreibung von Villa Rica, dem Mittelpunkt des Goldhandels, berühren wir nicht, sondern führen unsere Leser an den Rio Ripoto, wo er endlich die Bekanntschaft mit Ureinwohnern, Wilden und Menschenfressern zu machen hoffen darf. Ihr Weg führte sie über die wildesten Gebirge, und wir können uns nicht versagen, die Beschreibung einer der Gegenden auf dem Morro de Gravier einzurücken. Der Leser wird selbst wahrnehmen, mit welchem scharfen Beobachtungssinn der Verfasser mit einem Zuge jedes der anscheinend so flüchtig genannten Thiere charakterisirte, so daß er, wäre er Zeichner, ein jedes mit einem Theil seiner Individualität auf die Landschaft eintragen könnte.

„Aus den dunkeln, tief liegenden Urwäldern in diese freyen, offenen Gefilde versezt, wie ganz anders wird es dem Reisenden zu Muthe! Hier auf den heitern und friedlichen Höhen verstummen die lauten Kinder des Waldes; hier vernimmt man nicht mehr das Geheul der in Heerden versammelten Affen, das immer lärmende Geschrey der Papageyen, das fernschallende Klopfen der Spechte, die metallisch klingenden Töne der Uraponga, die vollen Laute der Pipern, das Rufen der Hoccos u. s. w. Um so häufiger summen still gleich Bienen die Colibris an blumenreichen Stauden; bunte Schmetterlinge flattern um die tiefrinnenden Quellen, zahlreiche Wespen fliegen um ihre von den Bäumen lang herabhängenden Nester ein und aus; große Hornissen schwärmen über den, weit umher zu Wohnungen durchlöcherten Boden; der rothkappige und der gehäubte Fliegenschnäpper, der Barbados, kleine Sperber, und die sich während der Mittagshitze auf den Gesträuchen sonnende rostrothe und getupfte Cabore lauern, zwischen Aesten versteckt, auf die vorüberfliegenden kleinen Vögel und Insekten; die Jabelrs spazieren langsam zwischen Ananas-Stauden, die Enapure im Grase umher; einzelne Tukane hüpfen, Beeren suchend, zwischen den Aesten, und die purpurrothen Tanagren verfolgen sich, in Liebe girrend, von Baum zu Baum. Der Caracara und der Caracarai folgen, ganz zahm auf den Wegen einherfliegend, dem Hornvieh oder den Lastthieren, um auf dem Rücken derselben auszuruhen. Indessen klettern kleine Spechte still die Bäume hinauf, und suchen Insekten in der Rinde, der rosenrothe João de Barros kittet sorgenlos sein backofen-ähnliches Nest ganz niedrig zwischen die Aeste, der zeisigartige Klettervogel schlüpft unvermerkt aus seiner gleich jenen der Tauben aus Reißig erbauten, viele Schuh lang von den Zweigen herabhängenden Wohnung hervor, um sie für dieses Jahr gleichfalls mit einer neuen Abtheilung zu vermehren. Ruhig schaut der Caoha von der Spitze der Bäume, um die auf den Wegen sich sonnenden Schlangen, selbst die giftigen zur Nahrung auszuersehen, und erhebt zuweilen sein menschenähnliches, ängstliches Geschrey. Nur höchst selten wird die Ruhe der Gegend unterbrochen, wenn geschwätzige Pirolen, kleine Papageyen heerdenweis aus den Mais- und Baumwollenpflanzungen in dem benachbarten Gehölze auf die einzelnen Bäume der Campos niederfallen, und unter fürchterlichem Geschrey gleichsam um die Ausbeute zu kämpfen scheinen; oder Banden von immer beweglichen Anus, dicht auf Zweigen zusammen sitzend, ihr gemeinschaftliches Nest voll grau marmorirter Eyer vertheidigen. Durch solches Geräusch, oder durch vorüberziehende Reisende aufgeschreckt, fliehen dann zahlreiche Familien oft sperlingsartiger Tauben von Busch zu Busch; die einsam zwischen den Stauden umher suchenden größern Tauben eilen beunruhigt den höchsten Gipfeln des benachbarten Waldes zu, und prangen dort in den Sonnenstrahlen mit ihrem metallisch glänzenden Gefieder. Zahlreiche Heerden kleiner Affen jagen pfeifend und zischend in das Dickicht des Gehölzes zurück, und die an den Felskuppen herum laufenden Mocos verkriechen sich schnell zwischen das verwitternde Gestein; die familienweise zusammen weidenden amerikanischen Strauße galoppiren bey dem geringsten Geräusche gleich Pferden über das Gesträuch, durch Hügel und Thäler von ihren Jungen begleitet. Die den Schlangen nachstellenden Siriemas fliehen, theils im Gras niedertauchend, theils auf Bäume fliegend, oder den Gipfel der Hügel erklimmend, von wo sie ihr weitschallendes, betrügerisches, dem des Auerhahns ähnliches Falzen vernehmen lassen. Das bestürzte Armadill rennt furchtsam umher, um einen Schlupfwinkel zu finden, oder verbirgt wenigstens sich bey annähernder Gefahr in seinen zusammengerollten Panzer; der abentheuerliche Ameisenfresser galoppirt schwerfällig durch die Fluren hin, und droht im Nothfall, sich auf den Rücken legend, dem Verfolger mit seinen spitzigen Klauen. Fern von allem Geräusch, weiden am Waldsaume das schlanke Reh, der schwarze Tapir oder ein zutrauliches Pecari. Ruhig, und über alles dieses erhaben, wiegt sich der rothköpfige Aasgeyer in den höhern Lüften, die gefährliche Klapperschlange schreckt, im Grase verborgen, durch ihr zischelndes Rascheln; die Riesenschlange spielt, vom Baume mit dem Kopf auf die Erde herabhangend, und das Krokodil sonnt sich, einem Baumstrunke ähnlich, an dem Ufer der Teiche. Nachdem während des Tages diese abwechselnden Erscheinungen vor dem Auge des Wanderers vorüber gegangen sind, vollendet mit dem Eintritt der Nacht das Schwirren der Cicaden, das monotone Geschrey des Ziegenmelkers, das Bellen des umherziehenden Wolfes und des scheuen Fuchses, oder das Brüllen der Onzen, das seltsame Bild der Thierwelt in diesen einsamen Campos.

In den Wäldern unfern der Serra de S. Geraldo begegneten unsern Reisenden die ersten Wilden (von dem Stamm der Coroados), doch ohne mit ihnen nähere Bekanntschaft machen zu können; sie mußten sie jenseits des Presidio de S. João Baptisto aufsuchen, wo der Generaldirektor die Fazenda de Guidowald mitten unter ihren Aldeas, oder Laubhütten besitzt. Der Weg dahin führte durch dichte, finstere Urwälder. Bey der Beschreibung dieser Wanderung theilt sich dem Leser die Spannung mit, in welcher die Reisenden sie gemacht haben mögen. Von zwey Miethsoldaten eines fremden Volkes geschützt, von einem neugekauften Neger begleitet, durch die unbekannten dichten Wälder sich in die Nähe feindseliger, ungezähmter Wilden zu begeben, hat etwas Unheimliches, das der Muth nicht achtet, die Wißbegierde aufsucht, aber der kühle Mensch prunklos eingesteht. Der Leser soll den Genuß dieses ganzen Abschnitts unverkürzt behalten, wir bauen nur einer Bemerkung vor, die man uns gemacht hat, und die wir bestätigt fanden. Es scheint hie und da in der Beschreibung dieser Wilden Widerspruch stattzufinden. Er ist nur scheinbar. In der allgemeinen Schilderung malt der Verfasser diese Armseligen mit so dunkeln Farben, daß einzelne Züge, denen späterhin Erwähnung geschieht, nicht dazu passen, allein die Umrisse einer Gestalt können streng wahr seyn, und einzelne Parthien schöner oder häßlicher erscheinen, als die Außenlinien versprachen. Nachdem der Leser aber auch die günstigen Lichtschimmer auf diesem dunkeln Gemälde sammelte, stellt es immer noch den Menschen auf der untersten Stufe der Bildung dar. Es ergriff uns ein tiefer Ernst bey Betrachtung der unabsehlichen Weite, die diese Coroados zu durchwandern haben, bis sie unsern vernachlässigsten Bauern gleichen, und bis in ihrer Mitte sich ein Kant, ein Goethe bilden kann. Da diese Blätter auch manchem Leser in die Hände fallen, welcher das in Rede stehende Werk nicht zu Gesicht bekommt, wollen wir nur als Bild des trostlosesten Stumpfsinns von einem der Tänze sprechen, von denen unsere Reisende Zeuge waren. Die Coroados führten auf ihre Bitte ihren Trinktanz auf. Zu dem Ende beschäftigten sich die Weiber, in einem großen, über dem Feuer stehenden, mehrere Fuß hohen irdenen Topf ein Getränke zu bereiten, das aus zerstoßenen Maiskörnern bestand. Nachdem diese eine Zeit lang gekocht hatten, nahmen sie dieselben händevoll heraus, kauten sie, und spuckten sie in den Topf zurück. In Folge dieses Verfahrens geräth das Gebräu in eine sehr schnelle Gährung, nach der es, wie unsere Reisende sich leider durch eignes Genießen überzeugen mußten, unserm Bier ähnlich, und berauschend wird. „Gegen Abend, fährt unser Erzähler fort, schlichen sich allmählig die Gäste ganz leise zur Hinterthür herein. In Kurzem füllte sich die Scheune, wohin das Getränke gebracht worden war, mit einer Menge Indianer. Nach und nach kamen auch die ferner wohnenden in einzelnen Trupps, jeder mit der ganzen Familie und mit Sack und Pack, gleichsam wie auf einer Auswanderung, an. Die Männer, welche ihre Bogen und Pfeile noch nicht in der Nähe des Waldes verborgen hatten, versteckten sie hier, die Weiber setzten ihre Körbe nieder, nahmen ihre Kinder auf den Nacken und suchten ihre Trinkgeschirre hervor. Ohne unter sich oder mit andern zu reden, durchforschte jedes Glied der Familie mit einem unstäten Blick die Umgebung, die Männer näherten sich einander, und begrüßten ihre Nachbarn höchstens durch Verschiebung des Mundes und einen kaum vernehmbaren Nasenlaut. In der Mitte der Anwesenden, und dem Topfe zunächst, stand der Anführer, welcher durch Stärke, Schlauheit und Muth einige Herrschaft über sie erlangt hatte. In seiner Rechten hält er die Maracca, eine Art Kastagnetten, welche sie Gringerina nennen, und klapperte damit, indem er zugleich taktmäßig mit dem rechten Fuße stampfte.

Mehr gehend wie tanzend, bewegte er sich hierauf langsam mit eingebogenen Knien und vorwärts gebogenem Leibe um den Topf, wohin er stets die Augen gerichtet hatte. Der Tanz, welcher im Rhythmus einen Dreyschlag beobachtete, wurde von ihm mit einem leisen, eintönigen, und, wenn er stampfte, stärker betonten Gesange begleitet; je öfter sich der Gesang wiederholte, desto feyerlicher und feuriger ward der Ausdruck in Stimme und Mienen. Alle übrigen standen unbeweglich um den Topf her, gafften ihn schweigend an, und nur bisweilen, wenn die, wie es schien, improvisirten Worte des Tänzers sie reizten, brachen sie in ein unmäßiges Schreyen aus. Nach diesem abgemessenen Kreistanz, wodurch wahrscheinlich eine Beschwörung und Abhaltung böser Geister bezweckt werden sollte, näherte sich der Anführer dem Topfe, nahm dem Nachbarn die Trinkschale, welche dieser bereit hielt, aus der Hand, schöpfte damit gravitätisch aus dem Topfe, und nippte davon, das Klappern mit der Gringerina und der einförmige Gesang begann von Neuem; der Anführer trank darauf die Hälfte der Schale aus, und gab sie den Andern. Nunmehr schöpfte jeder beliebig aus dem Topfe, und der Dreyschlag und die monotone Musik wurden allgemein und immer tumultuarischer, je länger die Schalen die Runde machten. Die Wirkung derselben ward gegen das Ende des Trinkfestes nur zu deutlich durch das wilde Springen und tobende Singen von: Hy, ha, ha — Gegen die Nacht, nachdem Kopf und Magen überfüllt waren, schlich sich ein Trupp der Wilden nach dem andern davon, gleichsam als hätten sie Abrede genommen.“

Noch an demselben Abende sahen die Reisenden den Tanz der Puris, eines andern in der Nähe gelagerten Wildenstammes an, der durch den Charakter roher Sinnlichkeit bey trübseliger Schwerfälligkeit noch ekelerregender ist.

Die Details über den Charakter dieser Wilden, ihre Lebensweise, ihre Armuth, sind äußerst anziehend. Der Hunger scheint ihr dringendstes Bedürfniß, Essen ihr einziger lebhafter Genuß zu seyn. Und so elend ihre Lebensweise ist, sind sie ihr solchergestalt zugethan, daß sie jeden bessern Zustand verlassen, um in ihre Wälder zurückzukehren. Das geht so weit, daß ein Coroade, den die Geistlichen einer Mission zum Priester erzogen, und so weit unterrichtet hatten, daß sie ihm die Weihen zu ertheilen erlaubt hielten, seinen Priesterrock abwarf, und sich wieder in seine Wälder verkroch.

Dieser erste Theil der Reise führt unsre Landsleute nach Villa Rica zurück. — Mit Schrecken sehen wir die Länge unseres Berichtes, welcher sich doch nur mit einem geringen Theil des allgemeinen menschlichen Interesses in dem vor uns liegenden Werke beschäftigt, und über den Reichthum wissenschaftlicher Nachrichten ganz schweigt. Der Leser nehme nun das Buch selbst in die Hand — hat er Humbold gelesen, so ist er schon durch den hohen Priester der Tropennatur eingeweiht, und wird sie hier mit Freuden durch neue Züge kennen lernen; er mache sich auch mit des Prinzen von Neuwied freundlichen Jagdberichten bekannt, und seine Phantasie wird sich einen großen Theil von Südamerika lebhafter, wie manche Gegend seines Vaterlandes, ausmalen können.

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. Februar 1824.

Pädagogik.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen, suivi des conseils aux jeunes filles, d'un théâtre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Ouvrages mis en ordre et publiés, avec une introduction, par M. F. Barrière. Deux Volumes. Paris, 1823.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich ersetzt. Madame Campan wollte nur nützlich seyn, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrnen leichter als manchen Andern gewesen wäre. Alle Erziehungsregeln, die sie gibt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten, denn die Lehren, welche die Verfasserinn ertheilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbst-Erziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte; doch selbst diese würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden. Hieher dürfte gerechnet werden, daß Madame Campan, seitdem sie ein fünfjähriges Mädchen, das einzige angebetete Kind seiner Eltern, hatte sterben sehen, weil es sich hartnäckig geweigert, die Arzney zu trinken, ihren jüngsten Zöglingen in Ecouen von Zeit zu Zeit bittere Tränke geben ließ, um ihren Gaumen gegen den widerlichen Geschmack abzuhärten. Ueber die Entstehung und Bestimmung ihres Werkes wird man die Verfasserin am liebsten selbst sprechen hören.

„Vierhundert Zöglinge sind schon allein aus dem Hause von Ecouen hervorgegangen. Mehrere derselben sind jetzt Mütter, und diese, nachdem sie selbst von mir erzogen worden, haben mich um meinen Rath und um einen Plan für die Erziehung ihrer Töchter ersucht. Konnte ich ihnen etwas abschlagen? Ihr Verlangen entsprach meiner Neigung, und den Gefühlen der Liebe, die mein Herz, von ihrer zartesten Kindheit an, für sie hegt. Ich entsprach ihrem Wunsche, indem ich ihnen die Früchte meines Nachdenkens über die Jugenderziehung mittheilte. Wie viele unschätzbare Bücher, wie viele geistreiche Werke über diesen Gegenstand haben nicht schon die strengsten Sittenlehrer und die liebenswürdigsten Schriftsteller beschäftigt! Ich hätte nicht gewagt, über die Erziehung eine einzige Linie zu schreiben, hätte nicht eine lange Erfahrung mich beruhigt. Nicht darum allein habe ich meinen Gegenstand behandelt, weil er meiner Einbildungskraft gefiel, und meine Theilnahme erregte; ich beobachtete erst, dann überlegte ich, dann schrieb ich. In St. Germain, im Hause von Ecouen, und unter der großen Anzahl von Kindern, die ich einzeln geleitet, hat sich eine Menge mannigfaltiger Charaktere, Neigungen und Anlagen unter meinen Augen entwickelt. Die Erfahrungen, die ich gesammelt, raubten mir freylich manche täuschende und vorzeitige Hoffnungen, aber sie verschafften auch meinem Herzen die Erinnerung einer großen Zahl glücklicher Erfolge. Diejenigen meiner Zöglinge, die dieses Werk lesen werden, haben, ohne es zu wissen, mir den Stoff, die Grundsätze und die Ergebnisse dazu geliefert. Ich biete ihnen also nur eine Sammlung von einfachen Versuchen, Erfahrungen und Bemerkungen an, fest überzeugt, daß man in der Erziehung nur alte, aber geebnete und angenehme Wege befolgen soll, wie sie sich seit fünfzig Jahren nützlich bewährt haben. Gelang es mir hierin, das Gute befördern zu helfen, so ward mir der süßeste Lohn dafür, indem ich in der Welt unterrichteten Frauen, achtungswürdigen Gattinnen, vortrefflichen Müttern begegnet bin, deren Jugend ich geleitet habe. Wegen ihrer habe ich mich mit der Kindheit beschäftigt. Die Jahre überschleichen mich, das Unglück hat mich verfolgt; aber ich bin nicht ganz ohne Glück, da mir in meiner Zurückgezogenheit die Hoffnung bleibt, jenem Alter nützlich gewesen zu seyn, das durch einen großen Theil meines Lebens meine ein-

zige Beschäftigung, meine Lust und mein Trost gewesen war."

Der erste Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht, und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobey ganz andere Grundsätze, als bey der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit verständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles" bilden, als ein Anhang zum Vorigen, ein eignes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beyfall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum Dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beyspiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder dictirt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Theil des Werkes der Madame Campan besonders in das Deutsche übersetzen, und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, so ist es vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Uebersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doctorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweyte Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle, sieben Kinder-Komödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da, zweckmäßig, keine männliche Stellen darin vorkommen, wären sie auch in deutschen Mädchen-Instituten zur Uebung in der französischen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Comödien ist ganz so, wie sie seyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sey tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht im Dulden, sondern im Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe, früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vortheil und irdisches Glück.

Gibt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt; und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan in ihrem Erziehungsbuche bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen lernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freyer Leitung hingegeben, und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten, auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen, und sie beherrschen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben, und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören, häuslich zu seyn, hören sie auf, Frauen zu seyn. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen; keine Hülfe, wenn sie straucheln; kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die

beleidigte Natur hat Schrecken genug, sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt, bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionen-Herberge führt.

D. V.

Periodische Literatur.

Die Posener Zeitschrift

für Literatur, Geschichte und Kunst, unter Redaction des Herrn Schottky, königl. preuß. Professors der deutschen Sprache und Literatur in Posen, herausgegeben von C. A. Simon, hat im Juni 1823 begonnen, und liegt vor uns bis zum Octoberhefte. Es erscheint davon wöchentlich ein Bogen, bald in deutscher, bald in polnischer Sprache, meistentheils von Musikbeylagen, Landschaftszeichnungen und Modenbildern (in Steindruck) begleitet. Der halbe Jahrgang kostet 1 Thlr. 15 Silbergroschen. Wie an Umfange, so auch — und mehr noch — an typographischer Schönheit, steht sie der Wiener Zeitschrift für Literatur, Kunst und Mode allerdings nach; in Hinsicht des Gehaltes hingegen scheint sie mit derselben wetteifern zu wollen. Was sie für die Literatur thun will, ist noch nicht klar; bis jetzt hat sie eben nichts dafür gethan, als daß sie dieselbe um eine Zeitschrift vermehrt hat. Kritische Blicke auf dieses bunte Gebiet scheinen nicht in ihrem Plane zu liegen, und sie hat vielleicht die Literatur nur in der Qualität eines Publikationsmittels für kleinere literarische Producte in ihre Etikette aufgenommen. Im Fache der Geschichte zählt sie den Professor zu Krakau, Münnich, unter ihre Mitarbeiter. Er hat durch seine Geschichte der polnischen Literatur sich vortheilhaft bekannt gemacht, und hier über die Geschichte der Stadt Krakau einen lesenswerthen Aufsatz mitgetheilt. Die Kunst wird mit poetischen Kleinigkeiten bedacht. Es sind keine erheblichen, wohl aber artige darunter, z. B. folgendes Epigramm:

Zwey Gattungen des Epigramms.

Dir ist das Epigramm die kleine geschäftige Biene,
Die auf Blumen umher flieget und sauset und sticht.
Mir ist das Epigramm die kleine knospende Rose,
Die aus dem Dornengebüsch Nektarerfrischungen haucht.
Laß uns beyde sie dann in einen Garten versammeln;
Hier sind Blumen, o Freund! sende die Bienen dazu.

Mit Erzählungen wird die Neugier der Lesewelt angelockt, und durch die Unterbrechungen hingehalten, wie es in Wochenblättern üblich ist. Schauspieler und Concertgeber werden beurtheilt und — gelobhudelt, z. B. so:

„Den 30. Jun. ward uns der Genuß gewährt, das Konzert der Madame Szymanowska zu hören. Wer durch vielseitige Bildung ein edles Gemüth errungen hat, wäre er auch in Lumpen gekleidet, dieser wird sich bey jeder Veranlassung edel aussprechen; wem hingegen ein gemeines Gemüth zu Theil geworden ist, dieser kann, wenn er auch in dem Schmucke beyder Indien prangte, sich nicht anders als gemein aussprechen, vorzüglich, wenn er mehr der Stimme einer augenblicklichen Empfindung, als der Warnung einer vorher einstudirten Reflexion Gehör giebt. — Madame Szymanowska ist, wie wir in der Ankündigung gelesen haben, die erste Fortepianospielerin II. Kaiserlichen Majestäten aller Reußen. Dieser Grund allein ist hinlänglich, wenn wir auch aus ihrer persönlichen Bekanntschaft nicht noch andere Gründe geschöpft zu haben meynten, dieser hochgepriesenen Künstlerin eine so edle Gemüthlichkeit beyzulegen; und es ist hier nicht blos die Frage, welche Tonsetzer ihr durch eigne Wahl die Veranlassung geworden seyen, um ihren edlen Charakter in Tönen auszusprechen, sondern wir erdreisten uns, hiemit Folgendes zu behaupten: Da alle schönen Künste dasselbe, nämlich die Erreichung des Idealisch-Schönen zum Zwecke haben, sie sich aber blos durch die Mittel der Darstellung von einander unterscheiden: daß Madame Szymanowska vermöge ihrer sinnigen Gemüthlichkeit in jeder andern schönen Kunst eben so groß, als im Klavierspiel seyn würde, wenn sie es der Mühe werth gehalten hätte, sich mit dem technischen Theile anderer schönen Künste, z. B. Spiele der Farben, mit dem Rothmus des Versbaues, mit der Rundung der Perioden, mit der Führung des Meißels, (?) mit der Geberden- und mimischen Sprache ꝛc. eben so vertraut zu machen, als sie es mit der Kunst, das Fortepiano zu beherrschen, geworden ist. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß, wo diese Künstlerin ihr Talent zu zeigen belieben wird, sie des verdienten Beyfalls nie verfehlen kann, denn die Natur hat in allen Erdgürteln und unter allen Nationen ein sympathetisches Band geknüpft, wodurch sich verwandte Geister und befreundete Gemüther sogleich ansprechen, gegenseitig erkennen, und einen Bund schließen, welcher allen Launen des Schicksals trozt. —“

Wir sind nicht der Meynung, daß auf diese Weise die Kunst gefördert werde, obwohl es den Künstlern die liebste seyn mag.

Eingestreut werden Anecdoten und andere Curiosa, worunter die arithmetischen S. 71. nicht die neuesten sind. Hier wird erstens die Frage aufgeworfen: Wie groß ist die Anzahl der möglichen Verbindungen der 24 Buchstaben des Alphabets? Wer die Lehre de permutationibus et combinationibus kennt, der weiß es auswendig, daß jene Anzahl, wenn alle 24 Buchstaben verbunden werden sollen, dem Producte der Factoren von 2 bis mit 24 gleich ist; und wird mit leichter Mühe auch die Anzahl der darin möglichen Binionen, Ternionen,

Quaternionen u. s. w. berechnen können, wenn er auch eben nicht Semlers populäre Schrift darüber zur Hand haben sollte. *) Wem aber dieser Theil der Mathematik fremd ist, der würde mit der Auflösung dieser Aufgabe sich vergeblich bemühen. Wem also ist sie hier gestellt? Eher könnte die zweyte Frage, nach der Summe der Weizenkörner, welche herauskommen, wenn auf die Felder des Schachbrets 1, 2, 4, 8 u. s. f. bis 2^{63} gelegt werden sollten, einen Müssiggänger beschäftigen; denn diese zu beantworten, braucht man nur jede gegebene Zahl mit 2 multipliciren und die Producte addiren zu können. Inzwischen hat Karsten in seinen Lehrbegriffe der Mathematik bereits ausgerechnet, daß der fragliche Weizen einen Raum von 200 und einigen 70 Cubikmeilen ausfüllen würde, woraus sich ergiebt, daß zur Ausrechnung der Summe mehr Geduld gehören dürfte, als Müßiggänger zur Lesung von Journalen mitzubringen pflegen. Nicht Aufgaben dieser Art, sondern populäre Auflösungen derselben sind nach unserer Meynung für Zeitschriften geeignet, die nützlich unterhalten wollen.

Doch gern gestehen wir, daß die Posener Zeitschrift diesen Zweck im Ganzen mit Glück verfolgt, und wünschen ihr ein fröhliches Gedeihen, da wir einmal in der periodischen Literaturperiode stehen.

*) Versuch über die combinatorische Methode, zweyte Auflage. Dresden bey Walther, 1821.

M.

Unterhaltungsliteratur.

Osmond oder der Sturm der Leidenschaft. Ein Roman frey nach dem Englischen von Georg Lotz. Zwey Bände. Cassel bey J. J. Bohné. 1823. 279 und 291 S. 8.

Der Sturm der Leidenschaft ist ein gar anziehender Titel für die Lesewelt; denn sie hat es eben so gern, als die Theaterwelt, daß dieser Sturm aus allen Himmelsgegenden blase, und Wolken zusammentreibe, die mit Donner und Blitz sich entladen. Hierzu kommt noch eine zweyte Lockung in der Vorrede. Einige englische Beurtheiler dieses, erst kürzlich erschienenen Romans haben die Meynung geäußert, daß der ungenannte Verfasser bey der Schilderung seines Helden einen noch jetzt lebenden, berühmten englischen Dichter in's Auge gefaßt habe. Wer fiele bey dieser Aeußerung nicht sogleich auf Lord Byron? Inzwischen ist Herr Lotz dieser Meynung nicht zugethan. Er meynt, es sey wohl nur des Verfassers Absicht gewesen, eine Feuerseele zu zeichnen — „einen lebendigen Vulkan, dessen Leidenschaften, feurig dahinströmend wie die Lava, die friedlichen Hütten verheeren, die, von seiner erwärmenden Nähe angezogen, sich furchtlos an seinem Fuße ansiedelten." Darin, daß der berühmte englische Dichter nicht des Verfassers Vorbild gewesen sey, pflichten wir Herrn Lotz bey; denn es ist gerade der Dichter, den wir in dem heiß und eifersüchtig liebenden Osmond vermissen. Dieser junge Lord liebt unter seinem Stande, wird wieder geliebt, illegitimer Weise mit der höchsten Gunst beglückt, und dennoch von der Gefallenen blos wegen der eifersüchtigen Wildheit seiner Leidenschaft verschmäht. Darüber tröstet er sich, prosaisch genug, durch die Vermählung mit einem andern Frauenzimmer seines Standes, das ihn innig liebt, und welches er unglücklich macht, nachdem er seine erste Geliebte am Sterbebette seines illegitimen Kindes wiedergesehen hat. Auf einer ungefähr einjährigen Reise ruinirt er sich durch Ausschweifungen (die zum Glück nicht geschildert werden), und kommt zurück, das erste Opfer seiner Leidenschaft sterben zu sehen, und dann in den Armen seiner Gattin ein Gleiches zu thun. Man sieht, daß der Reiz dieses Romanes nicht in der Erfindung der Fabel zu suchen ist, und daß sein etwaiger Werth in der Schilderung der Hauptcharaktere und des Getriebes ihrer Empfindungen bestehen kann. In der That hat diese Schilderung Leben und Wahrheit, und Osmonds Anspruch auf beständige Glut der Liebe, seine tolle Eifersucht, und die, hauptsächlich aus diesem Fehler entspringende Rauhheit seines Benehmens gegen die Geliebte sind in ihren Folgen anschaulich als eine Warnungstafel für diejenigen ausgestellt, welche gleiche Fehler haben.

In dieser Beziehung ist das Buch nützlich zu nennen; aber außer den Regungen des Mitleids, die in Bezug auf den Helden sehr mäßig sind, gewährt es eben keinen Genuß, und nur diejenigen, welche für feinere psychologische Schattirungen Sinn haben, werden es unterhaltend finden.

Der Uebersetzer (oder Bearbeiter) hat im Ganzen mit Geschmack gearbeitet, im Einzelnen finden sich viele Fehler. „Ihr Antlitz bewies (zeigte) jenen Reiz, der mehr als Schönheit gilt." (Bd. I. S. 10.) „Eines glücklichen Sommers (einen glücklichen Sommer) zu verleben." (S. 12.) „Ich kann nicht so arg von Ihnen denken, als (um) zu glauben, daß" — (S. 103.) Die Blindheit, welche den Herrn Lotz hindert, seine Arbeiten selbst zu lesen, ist indessen als Entschuldigung in Anschlag zu bringen, obwohl sonst gegen Uebersetzer Strenge nöthig ist, da sie täglich fabrikmäßiger arbeiten. Wo man der Mühe überhoben ist, selbst zu denken, was man sagen will, da sollte man um so mehr Fleiß auf den Styl und auf die Sprache verwenden.

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. Februar 1824.

Dichtkunst.

Will. Shakespeare's Troilus und Cressida; übersezt von Beauregard Pandin. Berlin bey Dunker und Humblot. 1824. S. 222. 12.

Wir heißen alles Gelungenere, das den unsterblichen Shakespeare uns näher bringt, von Herzen willkommen, und so auch diese Gabe, besonders da sie nicht ein oft übertragenes Drama mit leichten Variationen wiedergibt, sondern gleichsam auf einen neuen Boden des Shakespeare'schen Gebietes führet, welchen der Uebersezer ächt deutsch (d. h. mit Ernst und liebevollem Fleiße) zu unserm Eigenthum gemacht hat.

Die Ansichten über Shakespeare's Drama, „Troilus und Cressida" betitelt, sind so verschieden, daß an eine Vermittlung der widerstrebenden Meynungen nicht zu denken ist. Da man Shakespeare so lang, und da ihn Männer wie Milton selbst für ein wildes Kind der Phantasie, für ein großes, aber unerzogenes Genie ausgaben, so mußten freylich Erzeugnisse, für welche man weder Maßstab, noch ein, wie fern auch, hergeholtes Muster hatte und zu denen Troilus und Cressida gehört, einseitig beurtheilen, und so geschieht es bis auf den heutigen Tag, in England so gut wie in Deutschland. Der Eine behauptet schlechtweg, Troilus und Cressida sey gar nicht Shakespeare's Werk; der Andere sieht es für einen klassisch-tragischen, oder tragisch-klassischen Stoff an, den der Dichter durch einen unglücklichen Mißgriff mit einem romantischen Gewand zu umkleiden strebte, die alten Göttersöhne zu modernen Rittern und die griechischen Frauen zu Londner Buhlerinnen machend; ein Dritter meynt, es sey Schade, daß S. das göttliche Werk Homers nicht selbst gekannt habe, er würde dann gewiß etwas Besseres geliefert haben u. s. w.

Die Meynung, S. sey ein bloßes Kind der Natur gewesen, ein Geistes-Automate, ein passives Vehikel, vom Geist besessen, aber nicht den Geist besizend, ist eine — Meynung, von solchen herrührend, die den Dichter nicht kennen; denn, kennten sie ihn, so müßte ihnen ja klar werden, was durch tausend Beyspiele zu beurkunden ist, daß er ernst und geduldig studierte, lang und tief dachte, und dem Einzelnen und Individuellen in seine kleinen und kleinsten Abstufungen nachging, bis er die Welt kannte, die er beherrscht, und in der er, wie es irgendwo heißt, allein steht, wie die Sonne. — Daß Troilus und Cressida Sh's Werk ist, möchte schwerer zu läugnen, als das Gegentheil zu behaupten seyn; man wird finden, daß diejenigen, welche es behaupten, sogleich zu Einzelnheiten flüchten, wo des Dichters Proteusgestalt waltet, die so manche arme Kritikerseele schon in Verlegenheit gesezt hat. — Ob S. seine Kenntniß von den Werken der Alten aus der Quelle geschöpft, oder diese aus Uebersezungen gekannt, oder blos aus den Erzählungen eines Chaucer u. A. sich das Nöthige angelesen habe — that is the question. Wenn irgend ein Werk Shakespeare's beweist, daß er die Alten gekannt habe, und zwar nicht durch die zweyte oder dritte Hand, sondern eben gerade die alten Alten, so ist dieß Troilus und Cressida, und neben diesem noch Timon und Julius Cäsar. Ohne uns auf diese Frage weiter einzulassen, wollen wir den Wortklaubern und Pedanten, die keine griechischen und lateinischen Citate in Sh. finden, zwey Knochen vorwerfen, an denen sie nagen mögen, nämlich zwey Handschriften in dem brittischen Museum zu London; die erste ist in der Sammlung der Handschriften, die Ayscough's Manuscripts überschrieben sind (N. 4254, 88.) und hat den Titel: Some Notes upon Shakespeare's and Dryden's Works; der gelehrte Verf. beweist umständlich, daß Sh. griechisch und latein verstanden habe. — In der Lansdowne'schen Manuscriptensammlung ist (N. 825, 100.) eine beträchtliche Sammlung von Stellen aus Shakespeare mit den Stellen aus Alten verglichen, welche er nachahmte. — Doch, man lese nur die Ilias und dann Troilus und Cressida, und man wird finden, daß S. den Homer gekannt haben müsse, um dieses Drama zu schreiben. Daß er den Stoff sich unterwarf und ihn nach seiner subjectiven Ansicht gestaltete, war wohl zu erwarten. Gesezt, er wäre von Pedanten und antiquarischen Sylbenstechern umgeben gewesen, die das Wort des Alterthums für dessen Geist

ansahen und in jedes kleinste Sylbchen, in jeden Apostroph etwas hineinträumten, an das der Dichter niemals gedacht; — gesezt, er hätte durch solche ausgetrocknete Seelen seine und seiner herrlichen Vorgänger und Zeitgenossen Werke, durch stets wiederholtes Kritteln und Zurückweisen auf die Alten, über Gebühr herabgesezt gesehen und in der Absicht Homer studirt, den Charakter der geschilderten Zeit von seiner schwachen Seite zu fassen und ironisch oder travestirt, oder wie man es nennen will, darzustellen (denn, daß er, wie wohl behauptet worden, die Ritterromane vom trojanischen Krieg, wie Diktys Cretensis und Dares Phrygius sie gegeben, allein im Auge gehabt, ist eine falsche Ansicht, und schon der Charakter des Thersites, wenn wir ihn zergliedern wollten, reichte hin, sie zu widerlegen) — ließe sich, wenn die Vorfälle des trojanischen Kriegs, oder vielmehr die Hauptcharaktere lächerlich gemacht werden sollen, eine bessere Satyre, eine feinere Ironie denken, als die, welche Sh. ersand, und in Troilus und Cressida ausführte? Dabey hält er muthwillig hier und dort seinen Doppelspiegel der neuern Zeit und deren Sitten vor, und ergözt, indem er einen sittlichen Zweck in dem Hintergrund sehen läßt. Ueber die Charaktere des Stückes hat Schlegel das Nöthige beygebracht, und was Hr. Beauregard Pandin deßhalb sagt, ist nicht mehr als Paraphrase der Schlegel'schen Bemerkungen. Der Uebersetzung haben wir bereits das gebührende Lob gezollt. Nur einige wenige Bemerkungen mögen zum Schluß hier Plaz finden.

S. 47 sagt Ulyß zu Nestor:

„In meinem Hirn liegt ein noch unreif Ding.
Seyd Ihr bey Zeit, es etwas zu gestalten?"

Wie konnte der Uebersezer in einen solchen Irrthum über den Sinn des Originals verfallen? Sh. sagt klar und deutlich:

„I have a young conception in my brain,
Be you my time to bring it to some shape."

„Ich habe einen jungen (neuen, unreifen) Gedanken in meinem Kopf, seyd Ihr doch meine Zeit (vertretet Ihr doch die Stelle der Zeit, welche mir nöthig wäre, um) ihm eine Gestalt zu geben." Man sieht wohl, daß der Uebersezer seinen Dichter verbessern wollte, und das Original so änderte:

„I have a young conception in my brain,
Be you by time, to bring it to some shape?"

Auf jeden Fall mußt' es dann „are you by time?" heißen; „to be by time" ist aber gar nicht englisch.

S. 108. wird „Stop my mouth" (wörtlich: „Stopft meinen Mund) übersezt mit: „Schweigt meinen Mund!"

S. 150. ist „weil" zweymal fehlerhaft statt „während" gesezt.

Das Versmaß betreffend, so ist im Original in folgenden zwey Stellen der fünffüßige Jambus, während der Uebersezer sich ein willkührliches Maß nimmt.

S. 200. Hört, wie Troja heult, wie Hecuba | wehklagt.
S. 201. Großmüth'ger Diomed, den Stolz will ich dir | dämpfen u. s. w.

Mit einiger Sorgfalt würde allen diesen und ähnlichen kleinen Flecken abgeholfen worden seyn.

Dramatische Dichtkunst.

Pierre de Portugal, tragédie en cinq actes, par Mr. Lucien Arnault, auteur de Régulus. Paris, 1823.

Ines von Castro, die Tochter eines armen, alten Kriegers, der unweit Lissabon in stiller Verborgenheit lebte, schenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einsamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieser Jüngling war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. Doch seinen Rang verschwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verschwiegen, und er schwieg lange. Als das Schicksal und das Trauerspiel auftreten, ist Ines und Don Pedros Sohn sieben Jahre alt. Da kömmt die Zeit, wo sich Don Pedro vermählen soll mit einer castilischen Fürstin. Für diese wirbt der Abgesandte Castiliens bey König Alphons feyerlich um seines Sohnes Hand. Der König und Vater sagt zu; als aber die Reihe zu sprechen an Don Pedro kam, sagt dieser ein festes Nein. Der dabey anwesende portugiesische Minister Pacheco, der für den alterschwachen König den Scepter führt, hatte von Don Pedro's verirrtem Herzen schon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die Staats-Verbrecherin in Ines von Castro. Eine Staats-Verbrecherin war die Unglückliche freylich; denn ein altes Gesetz drohte jeder Frau den Tod, die sich mit — mit der sich der Kronerbe heimlich vermählte. Pacheco, das Wohl des Staates bedenkend, beschließt das Straf-Gesetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da sie dem König Alphons Theilnahme eingeflößt, bittet dieser die Angeklagte, sie möchte, um ihr Leben zu retten, aussagen, sie sey nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, sagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne seine Ansprüche auf die Krone zu erhalten, verschmäht sie eine andere Lüge nicht, und erklärt: sie habe, als sie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe sey. Sie spricht vor den Richtern:

Je vis, j'aimai don Pèdre et j'acceptai sa main;
Mais à l'oeil d'une épouse il se cachait en vain;
Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
J'ai bravé vos décrets et je les brave encore.
Epouse de l'infant, je réclame mes droits.
Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.

Ines wird zum Tode verurtheilt. Nachdem Don Pedro vergebens gesucht, seinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das Volk von Lissabon auf, seine Gattin zu retten. In dieser Verwirrung geht der Minister Pacheco zu Ines in Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift, und stellt ihr vor, wie sie nur durch einen schnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Ines leert den Becher. Als sie in den lezten Zügen lag, stürmt Don Pedro herein, Krone und Scepter tragend; denn der alte König war plötzlich gestorben. Doch er kömmt zu spät, und einer Leiche sezt er die Krone auf, und vor der entseelten Königin werfen sich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geschichtliche, das dieser dramatischen Handlung zum Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frey stand. Aber weil es ihm frey stand, es anders zu machen, hätte er es besser machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem seine Gattin stand, sieben Jahre mit Stillschweigen bedeckte, ist wohl glaublich; denn das Gefühl, sich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu sehen, war zu schmeichelnd, es freywillig zu zerstören. Doch wie sollte man seine Liebe rührend finden, da sie schwächer war, als seine Eitelkeit? Mit Recht sagte ihm Ines, als sie das Geheimniß erfuhr:

... vous m'aimiez Don Pédro et vous avez pu feindre.
C'en est fait, mon bonheur vient de s'évanouir;
Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatischen Person kein Mitleid schenken, sondern muß sie es verdienen; so hat Ines dazu nicht genug gethan. Sie geht freywillig dem Tode entgegen; aus Ehre, wie sie sagt. Aber eine Mutter soll keine Ehre haben; sie soll auf kein anderes Geschrey, als auf das ihres Kindes hören. Es ist wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hülflosen Kindes ihr Leben freywillig hingibt, und opfert sie sich, wie es Ines that, aus Ehrgeiz auf, wagt sie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu setzen: so ist dieses ein wahnsinniges Verbrechen, und durchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alphons eines schnellen pathologischen Todes stirbt, ist gegen alle Regel der dramatischen Kunst. Die gerügten Fehler zerstören die Einheit der Empfindung; man springt ängstlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuschauer auf der Bühne sieht Stücke, aber kein Stück. Doch wird man Arnault's Drama nicht ohne Theilnahme lesen. Er und einige andere seiner jungen Dichtergenossen sind gute Zeichen, daß die dramatische Kunst der Franzosen auf dem Wege der Genesung ist. In Arnault's Sprache ist Kraft, wenn auch nur erst schüchterne; jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honneur paternel, gloire octogénaire — solcher parfümirten Ausdrücke findet man nicht viele. In seinen Versen hört man nur noch leise den abgemessenen Ruderschlag der Galeeren-Sklaven; seine Phantasie seufzt stiller unter der strengen herkömmlichen Disciplin; sie fliegt, freylich nur wie ein Papier-Drache, an einer Schnur festgehalten, aber sie erhebt sich doch.

In einer Vorrede vertheidigt sich Arnault vor dem Assisengerichte der Kritik ganz feyerlich gegen die ihm gemachte Beschuldigung: er habe die Aristotelischen Einheiten umgebracht. Er vertheidigt sich aber auf eine ganz eigne Art. Er läugnet das Verbrechen keineswegs mit Bestimmtheit, sondern er sagt: an den Einheiten wäre nicht sonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, aber diese Jurisprudenz ist nen in Frankreich. Arnault führt sehr vermessene Redensarten. Er sagt unter Andern: Die Einheit des Interesse, das wäre die Hauptsache. Eine dramatische Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden spielen; denn es müsse angenommen werden, daß die Schauspieler die Zwischenakte (während welcher die Zuschauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nöthigen Reisen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freylich die Reise nicht größer werden, als eben der Weg ist, den man in 24 Stunden zurücklegen kann, und die dramatische Handlung müsse am nämlichen Orte schließen, wo sie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Orts betrifft, sich einer ausschweifenden Phantasie überlassend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatische Handlung in Paris begönne, und in Orleans endete (welche Städte 15 Poststationen auseinander liegen). Wenn Racine und Voltaire sich streng an die Einheit des Orts gehalten, so sey das blos daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuschauern angefüllt, und die Theater-Maschinerien noch sehr unvollkommen gewesen, so daß man Verwandlung der Scene habe vermeiden müssen. (Da hätte man also auch wieder aus der Noth eine Tugend gemacht!) Doch wurde die Dekoration in Racines Esther dreymal verwandelt. (Ein Geniestreich ohne gleichen!)

D. B.

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom August und September 1823.

4. August. Eine Zuschrift des Hrn. von Ferussac gibt Nachricht von einer besonderen Art der Heteriten und von einer Auster, welche die Charaktere einer Flußmuschel an sich trägt. Der Minister des Seewesens ladet die Akademie zur Prüfung eines von Hrn. Fournier verfaßten Traité de navigation ein. Der Minister des Innern verlangt, die Akademie möchte die Irrthümer berichtigen, die in einem Beschluß vom 25. Prumaire des eilften Jahres, hinsichtlich der Entfernungen der Orte Bastia und Ajaccio von Paris, enthalten sind. Hr. Clement von Mâcon übersendet die Beschreibung einer Maschine, welche die Arbeit der Bretschneider kürzer

und wohlfeiler zu machen geeignet ist. Hr. Guidal aus Lüneville unterlegt der Prüfung der Akademie ein handschriftliches Werk über die für Maler, Baumeister und Zeichner erforderlichen mathematischen Kenntnisse. Hr. Mongez liest eine Nachricht über die Weberkunst bey den alten Persern. Hr. Rousseau liest eine Abhandlung über einen auf die Untersuchung der verschiedenen Oelarten anwendbaren Probemesser der electrischen Conductibilität. Hr. Chevreul liest einen Aufsatz über verschiedene, den organischen Haushalt betreffende Erörterungen und Betrachtungen über die Natur des Blutes. Hr. Desmoulins liest eine Abhandlung über die Bildung des Rückenmarks. Hr. Duchesmin überreicht eine erste Abhandlung vom Artilleriewesen, worin die Initial-Geschwindigkeit der Projectile erörtert wird.

11. August. Hr. Savart legt Betrachtungen vor über die Vibrationen fester, in Flüssigkeiten von ungleicher Dichtigkeit getauchter Körper. Der General Brisbane übersendet astronomische, zu Paramatta in Neu-Holland angestellte Beobachtungen. Hr. Bory-Saint-Vincent sendet eine Abhandlung über eine neue, im Körper einer Weibsperson gefundene Gattung von Acariden. Hr. Terier de Montainville überreicht einen Versuch, die Inscription der fünf regulären Körper in der Sphäre betreffend. Hr. Firmin Didot sendet topographische Charten von eigener Erfindung. Hr. Dupin zeigt das Modell einer neuen Einrichtung öffentlicher Fuhrwerke (Landkutschen), die nicht leicht umwerfen und die von innen her nach Belieben angehalten werden können. Hr. Bose erstattet einen Commissionalbericht über eine Abhandlung des Hrn. Gaillon von Dieppe, hinsichtlich einer Art Seeconserve, die Hr. Decandolle der Gattung Ceramion beyordnet, und welche Dillwyn unter dem Namen conserva comoides abgebildet hat. Hr. Gaillon hat ein ganzes Jahr lang, sehr oft und fleißig, die Filamente dieser Conserve beobachtet, und wahrgenommen, wie die grünlichtern, bald eyförmigen, bald gleichlaufigen Vierecken ähnlichen, ihre Are bildenden Körperchen von ihnen austreten, langsam oder schnell sich verlängern, ihre Richtung wechseln, und sich den Müllerschen Infusionsthierchen gleich verhalten. Er hat alsdann ganze Filamente der conserva comoides genommen, die Infusorien sich vor der Zeit zu trennen genöthigt, und die gleichen Erscheinungen dabey wahrgenommen. Das Bedürfniß der Vereinbarung ist bey diesen Infusorien so groß, daß, sobald die Jungen es thun können, sie sich auf einer Linie unmittelbar aneinander reihen, und so wie sie diese Lage angenommen haben, schwizt ein Mucus aus ihrer Substanz, der sich in eine Membran verwandelt, und sie gänzlich umhüllt. Die Bifurcationen bilden sich gleichmäßig. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über die Genital-, Harn- und Intestinal-Apparate an der Stelle ihrer Vereinbarung im Strauß und Kasuar. Hr. von Humboldt überreicht zwey Profile von Spanien in den Richtungen von Süd-Ost nach Nord-West und von Süd-West nach Nord-Ost. Hr. Benoiston de Châteauneuf legt Betrachtungen über die Verhältnisse der Findelkinder in den europäischen Hauptstädten vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Kritiker.

In Berlin erscheint: der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz — unterzeichnet J. W. Gubitz als Redacteur und Herausgeber — Eine Beylage desselben; Bemerker No. 26 — enthält Folgendes:

„In dem Müllnerschen Literatur-Blatt (zum „Morgenblatt") No. 94. Jahr 1823, fängt die Recension einer bey demselben Verleger (Cotta) herausgekommenen Schrift mit den Worten an: „Landwirthschaftliche Werke können nur dann in diesem Blatte eine Erwähnung finden, wenn sie, wie obiges, als classisch sich auszeichnen und — zu einem allgemeinen Lehr- und Lesebuche sich eignen." Warum nicht, kurz und offen: wenn sie Verlagsartikel unserer Verlagshandlung sind? Fast scheint es, daß Müllner die Recensionen nicht mehr liest, die hier unter seiner Redaction gedruckt werden, zumal da hier die elegante und ästhetische Welt, für welche das „Morgenblatt" geschrieben (und resp. compilirt wird), von der Auflösbarkeit der Dungmittel (fi donc) unterhalten wird." P.

Wahr ist, daß Hr. Hofrath Müllner diese Rec. vor dem Abdruck nicht gelesen hat, wie einige andere in jener Periode abgedruckte, weil Entfernung und Zufälle manchmal schleunige Aushülfe erforderten; aber eben so wahr ist es, daß diese Rec. aus der vollesten Ueberzeugung des Recensenten hervorging, und daß ihn keine Neben-Absicht leitete; wie er denn auch noch heute der gleichen darinnen ausgesprochenen Ansicht ist. Eben so wahr ist es, daß die Verlagshandlung das Lit. Bl. (so wie kein anderes kritisches Blatt) nie zur Empfehlung ihrer Verlagsartikel benuzt, wovon sich jeder überzeugen kann, welcher die Menge derselben mit der geringen Anzahl der im Lit. Bl. angezeigten vergleichen mag — ja er wird sogar unter diesen wenigen einige finden, die schwerlich mit Einverständniß des Verlegers abgedruckt worden sind.

Wozu also jene hämische Folgerung? die um so auffallender ist, da es hier ein Werk betrifft, das, seiner Vortrefflichkeit und dem anerkannten Ruf des Verf. nach, gar keiner Empfehlung bedarf, um Absatz zu finden.

Wenn wir mit gleichem Maß messen wollten, so dürften wir nur die den Tag zuvor erschienene Nummer des Gesellschafters vornehmen, wo wir unter der Zeitung der Ereignisse das wichtige Ereigniß finden, daß zwey Erzählungen aus dem Dänischen in der Vereinbuchhandlung in Berlin erschienen sind. — Wenn wir nun einen Hrn. B. wie oben Herrn P. sprechen ließen: „Diese Vereinbuchhandlung ist mit „Hrn. Gubitz in der engsten Verbindung, und daher „müsse sichs erklären, warum ein so wichtiges Ereigniß, „wie die Erscheinung jener zwey Erzählungen, dem Publikum mitgetheilt werde."

Wir sind fern von solchen lieblosen Erklärungen; wir würden sie aber begründeter finden, als die von Hrn. P. gewählten, der sogar bey dem Wort Dungmittel sein fi donc nicht zurückhalten kann, unerachtet die aus Hrn. v. Schwerz Werk angeführte allgemeine Betrachtung über die Dungmittel zu den wahrhaft erhabenen gehört!

Mit welchen Kritikern werden wir doch heimgesucht!

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. Februar 1824.

Dichtkunst.

The Dramatic Works of William Shakspeare; to which are added his Miscellaneous Poems. London, Bohte, 8.

(Verfaßt in London von einem Deutschen.)

Die Ausgaben der Werke des unsterblichen Shakspeare sind wahrscheinlich die zahlreichsten, die je von einem Dichter neuerer Zeit veranstaltet worden sind. Die vor uns liegende stereotypische Ausgabe ist der zweyte, eben erschienene Abdruck einer vor zwey Jahren gemachten, sehr starken Auflage. Wir vernehmen zu unsrer Freude, daß ein großer Theil der ersten Auflage nach Deutschland abgegangen, und daß man also dort das Studium dieses Dichters so eifrig zu betreiben fortfährt, wie dieß bisher geschehen. Wir dürfen unsere Landsleute jenseits des Kanals versichern, daß die Engländer höchst dankbar für die Bemühungen sind, welche würdige Männer unserer Nation *) ihrem Lieblinge weihten: mit Stolz und Freude hörten wir diese Anerkennung aus dem Munde vieler Londner Gelehrten, wie sie denn auch Drake in seinem großen Werke (Shakespeare and his Times, 2 Vol. 4. 1817.) dankbar ausspricht und die Forschungen unserer Landsleute mit Vorliebe benuzt hat. — Je mehr wir Sh. lesen, und je größer wir den Kreis werden sehen, in den sein Zauber hineinzieht, desto mehr steigt unsere Verwunderung, daß die Franzosen fortfahren, mit so stolzer Kälte auf ihn herabzublicken. Einige Hoffnung ist indessen, daß diese in ihrer Versteinerung so lange eigensinnig beharrende Literatur endlich durch den Odem des göttlichen Dichters belebt werde und sich der abgeschmackten Urtheile eines Voltaire und seines Echo's (Laharpe), Sh. betreffend, schäme. Uns wundert, daß, bey den vielen Neckereyen zwischen den Romantischen und Klassischen des neuern Frankreichs, noch keiner der ersteren den sogenannten Klassischen das Urtheil Laharpe's über Shakespeare vorgehalten; es steht in seinen Briefen, und diese liest freylich niemand mehr; aber es mag hier stehen zur Schmach des zartsinnigen Kritikers und seiner blinden Schule. „Son King Lear" (sagt er von Sh. Correspondance litéraires. Tom. IV. pag. 66) „est un monstre comme toutes les pièces de l'auteur. C'est un Incroyable amas d'absurdités révoltantes, de niaiseries puériles, de déclamations ridicules et ampoulées, de lieux communs en vers barbares." — Ebendas. S. 192 sagt er: „Shakespeare ne connaissait pas l'art." und in seiner Analyse von Macbeth nennt er diesen „un enfant imbécille." Mit Recht sagt Figaro: „Que les gens d'esprit sont quelquefois bêtes!"

*) Wie Herder, Schlegel u. A. Mit der Voß'schen Vorrede sind sie nicht zufrieden und aus guten Gründen; der verstorbene H. Voß, von dem die Vorrede zur Uebersetzung Sh's herrührt, wußte zu wenig vom Englischen, und hatte die ersten Ausgaben, nach denen die Commentatoren Shakspeare's arbeiteten, gar nicht, oder zu oberflächlich gesehen, um über dieser Männer Arbeit mit Gründen so sprechen zu können, wie er spricht.

Eine eben so zweckmäßige als erwünschte Zugabe zu den dramatischen Werken Sh's sind seine, dieser Ausgabe beygefügten, kleinern, vermischten Gedichte, die selbst in London zu den seltnern Büchern gehören, da ein besonderer Abdruck neuerer Zeit nicht wieder veranstaltet wurde, die sämmtlichen Werke Sh's aber sehr theuer sind. Da im Vergleich mit Sh's dramatischen Werken über seine kleinern Gedichte noch wenig gesagt worden, und dieses Wenige vielleicht nicht ohne Befangenheit, so benutzen wir diese Gelegenheit, etwas Ausführlicheres darüber beyzubringen. Diese vermischten Gedichte theilen sich nämlich in 4 einzelne Sammlungen, und erschienen auch so noch zu Sh. Lebzeiten:

1. Venus and Adonis. Diese Erzählung enthält 199 sechszeilige Stanzen, und erschien zuerst im J. 1593.

2. The rape of Lucrece. Erzählung in 265 siebenzeiligen Strophen, erschienen 1594.

3. The passionate Pilgrim, erschien 1599 mit Sh's Namen.

4. Sonnetts and a Lover's Complaint. 1609.

Die beyden ersten Werke zeugen von der Größe und Kraft, und zugleich von der Unreife des Geistes Shakspeare's; man darf nämlich annehmen, daß er mit diesen Erzählungen seine litterarische Laufbahn antrat. Man darf diese Gedichte nicht nach einem bloßen, und am we-

nigsten nach einem ersten Durchlesen beurtheilen wollen. Ohne einzudringen in den Geist derselben, wird man sie für zu gedehnt, ja gar für langweilig halten, ein Urtheil, das wir in England häufig aussprechen hörten; aber wir sind überzeugt, daß dieselben Urtheiler auch Homer zu gedehnt und langweilig finden. In Venus und Adonis ist vor Allem bemerkenswerth die Leichtigkeit und Lieblichkeit der Versifikation, ihre Uebereinstimmung mit dem Charakter des Gegenstandes, und der feine Takt, mit welchem der Gang der Sprache und des Rhythmus sich dem der Gedanken anpaßt. Es ist, wie Coleridge richtig bemerkt hat, als ob ein höherer Geist, der inniger als die Charaktere selbst mit jedem äußern Blick und Thun nicht nur, sondern auch mit den Bewegungen des Gemüths und der tiefsten Gedanken und Gefühle vertraut, die Gegenstände vor unsere Augen brächte. Der Keim des dramatischen Genies, der sich später in ihm entwickelte, wirkte hier schon geheim und führte diese ununterbrochene Reihe geistreicher Bilder, dieses Malerische der Sprache herbey, welches kein neuerer Dichter erreichte, wie Shakspeare es erreicht hat. Man glaubt nicht, daß erzählt wird; man hört und sieht alles. Daher kömmt es, daß — da die Aufmerksamkeit des Lesers stets in Anspruch genommen ist durch den reißenden Flug, den schnellen Wechsel und das Wahre und Gefällige der Gedanken und Bilder und, was mehr ist als dieß alles, durch die gänzliche Entfremdung der eigenen Gefühle des Dichters von denen, deren Maler er ist und die er analysirt — daher kömmt es, daß kein Gedicht, in dem ein ähnlicher Gegenstand behandelt war, weniger gefährlich in moralischer Hinsicht werden konnte. Statt, wie Ariost u. A. thaten, Leidenschaft zur bloßen Begierde zu machen, die Liebe für bloße Begehrlichkeit und sinnliche Lust zu geben, hat Sh. hier den thierischen Instinkt so hingestellt, daß niemand mit ihm sympathiren kann; die Aufmerksamkeit des Lesers vertheilt sich unter den tausend äußern Bildern, unter den schönen und phantastischen Gegenständen, welche der Erzählung Schmuck und Szenerie sind: oft verliert man den Gegenstand ganz aus den Augen, und verfolgt einen der witzigen Gedanken, oder die tiefen Reflexionen, welche des Dichters stets thätiger Geist mit seiner darzustellenden Geschichte zu verbinden wußte. Des Lesers Geist ist zu sehr gespannt und in Thätigkeit gesezt, als daß nicht alle Sympathie mit dem blos Passiven unserer Natur aufgehoben würde. Der so ergriffene, erweckte, erhobene Geist kann so wenig durch niedrige und unbestimmte Bewegungen umzäunt werden, als der feuchte Nebel auf der Oberfläche eines Sees liegen bleiben kann, wenn ein starker Wind die Wellen aufwühlt. Wie schön Bilder auch seyn mögen, wie treu der Natur abgeborgt, wie bestimmt in Worte übergetragen, sie an sich charakterisiren den Dichter nicht: sie werden nur in so fern Proben des originellen Geistes, als sie durch vorherrschende Seelenthätigkeit modificirt, oder verwandte Gedanken und Bilder durch jene Seelenthätigkeit geweckt werden. Dadurch erhebt Sh. seine Gegenstände, dadurch überströmen sie uns so kräftig, so lebendig, so mächtig. Höher steht noch die poetische Bildnerkraft, wenn sie Charaktere und Leidenschaften belebt und verkörpert. Kraft und Tiefe der Gedanken sind nichts, ohne jene erstere Eigenschaft; aber sie sind die Blüthe des Lebens und der Poesie, wenn sie mit jener Eigenschaft zusammenfließen. In Sh's Gedichten ist die schöpferische Kraft und die intellectuelle Energie in einem beständigen Kampfe. Jedes scheint in dem Uebermaß seiner Stärke das Uebergewicht über das andere davontragen zu müssen. Erst in seinen dramatischen Werken kämpfen sie vereinigt, und jedes scheint da sein Schild vor die Brust des andern zu halten. Venus und Adonis ließen vielleicht keine Entwickelung tieferer Leidenschaften zu. Die zweyte Erzählung aber: „The rape of Lucrece," scheint deren innerstes Wirken zu begünstigen, ja zu fordern. Und dennoch finden wir in der Art, wie Sh. sie behandelte, weder Pathos noch eine andere dramatische Eigenschaft. Es ist da dieselbe beschränkte, naturgetreue Bildnerey, wie in dem erstgenannten Gedichte, dieselben lebendigen Farben, dieselbe ungestüme Kraft der Gedanken, und das innige Ineinandergreifen der mannigfaltigen Geistes- und Seelenkräfte. Der Gesichtskreis des Dichters hat sich aber hier schon bedeutend erweitert; er sieht klarer, tiefer und besonnener; die ganze Welt der Sprache ist ihm hier schon unterthan.

Die Lieder und Sonnette, welche unter dem Titel „The passionate Pilgrim" erschienen, sind entweder gar nicht von Shakespeare, oder nur ein kleinerer Theil derselben kann ihm zugeschrieben werden. Den oder die wahren Verfasser konnte man bis jezt nicht ausfindig machen, und nur das einzige, welches beginnt:

„Come, live with me" etc.

hat erwiesener Maßen Marlowe, den, durch seinen Faust auch in Deutschland bekannten, Zeitgenossen Sh's zum Verfasser.

Der Werth der Sonette von Shakspeare ist sehr verschieden; einige lassen sich dem Besten an die Seite stellen, was je in diese Form gebracht worden ist; andere erheben sich kaum über das Gewöhnliche. Zu den erstern darf man rechnen die Sonette 12, 29, 33, 54, 71, 98, 107 und 116. Man hat lange Zeit gestritten, ob Shakspeare seine Sonette an einen männlichen oder weiblichen Gegenstand gerichtet habe; die meisten Literatoren stimmten für einen weiblichen Gegenstand, bis neuerlich der oben bezeichnete Drake den erstern größern Theil (von Son. 1 — 126) als an Lord Southampton, den Freund und

Gönner Sh's, gerichtet ansah, und auch diese seine Ansicht mit erheblichen Gründen unterstützte: die übrigen achtzehn Sonette sind, demselben Kritiker zufolge, an Sh's Gattin gerichtet.

Die Freunde Sh's in Deutschland werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen vier Epitaphien mittheilen, welche weder in der Bohte'schen, noch in einer andern Ausgabe der vermischten Gedichte Sh's gefunden werden, obgleich sie nach unbezweifelbaren Autoritäten von unserm Dichter herrühren. Wir entnehmen sie aus Drake's größerm Werke über Shakespeare und seine Zeiten.

1.

Asks who lyes here, but do not weepe;
He is no dead, he doth but sleepe.
This stony register is for his bones,
His fame is more perpetual than these stones;
And his own goodness, with himself being gone,
Shall live, when earthly monument is none.

2.

Not monumental stone preserves our fame,
Nor skye aspiring pyramids our neme.
The memory of him for whom this stands,
Shall outlive marble and defacers hands.
When all to time's consumption shall be given,
Stanley, for whom this stands, shall stand in heaven.

3.

When God was pleas'd, the world unwilling yet,
Elias James to nature pay'd his debt
And here reposeth; as he liv'd, he dyde;
The saying in him strongly verifide, —
Such life, such death: than, the known truth to tell,
He lived a godly life, and dyde as well.

4.

Ten in the hundred the devill allowes,
But Combe will have twelfe, he sweers and he vowes;
If any one aske, who lyes in this tomb,
Ho quoth the devill, 'tis my John-A.Combe.

Eine zweyte Lesart von diesem Epitaph, das, wie man sieht, für einen Wucherer bestimmt ist, rührt von Shakspeare her, und lautet so:

Ten in the hundred lyes here engraved,
'tis a hundred to ten, his soul is not saved:
If any man aske, who lyes in this tomb,
Oh ho! quoth the devill, 'tis my John-A-Combe.

Wir fügen hinzu, daß hinsichtlich der Reinheit des Drucks und der Schönheit des Papiers unser geschätzter Landsmann, Herr Bohte, alles Lob verdient.

Geschichte.

Geschichte der Inquisition. Aus dem Französischen des Juan Antonio Llorente und Leonard Gallois. Mit einigen Randglossen von *r. Nebst der Lebensbeschreibung von Llorente und seinem Bildnisse. Leipzig bey Voß. 1823. 356 S. 8.

Eine mehr flüchtige als fließende Verdeutschung des Auszuges, welchen Gallois aus dem klassischen Werke Llorente's, histoire critique de l'inquisition d'Espagne, geliefert hat. Der Uebersetzer hat den Text häufig mit nichts oder Gemeines sagenden Gedankenstrichen verunziert. Die ungemein zahlreichen Glossen unter dem Texte sind liberal, und zeitläufig (etwas anderes, als zeitgemäß), aber sie stören den Leser mehr in den Betrachtungen, welche die Geschichte dieses barbarischen Instituts anzuregen geeignet ist, als daß sie ihm dazu eine zweckmäßige Anleitung geben sollten. Llorente und Gallois wollten die Thatsachen sprechen lassen, und diese sprechen so kräftig, daß Anmerkungen, wie die unseres Uebersetzers, ihre Stimme nicht verstärken können. Bey weitem die meisten sind die Plattheit selbst. So z. B. steht S. 7., wo im Text die Frömmigkeit des Abtes Theophanes erwähnt ist: „Frömmigkeit? Er mag ein schöner frommer Mann gewesen seyn!" S. 108. glossirt Herr *r: „Allemal nur Unsinn kann in Ketzerey ein Verbrechen suchen. Ketzerey ist abweichende Meynung. So lange sie der Ketzer Niemanden aufdringen will, und nicht Rechtsgesetze, öffentliche Ruhe und Sitte stört, ist er dafür Niemanden verantwortlich, als Gott." Aufgeklärte Christen wissen das, Fanatiker aber sind mit solchen trockenen Behauptungen nicht zu bekehren. S. 213. erzählt Llorente, wie glimpflich die Inquisition zur Zeit Philipps II. einen unzüchtigen Beichtvater behandelte, um den Lutheranern nicht eine Waffe gegen die Ohrenbeichte zu liefern. Darunter steht als Glosse: „Clericus clericum non — decimat." Der Gedankenstrich macht fürwahr die platte Bemerkung nicht besser.

Bekanntlich hat Llorente dem Don Carlos das glänzende Gewand ausgezogen, womit ihn die Dichtkunst geschmückt hatte.

„Noch immer (sagt er) glaubt man in Europa, er sey ein Opfer der Inquisition und Liebe geworden. Es thut mir aber leid, das herrliche Gebäude niederzureißen, das mehrere Romanenschreiber und eine große Menge von Dichtern aufgeführt haben, aus Don Carlos einen interessanten Helden zu machen. Die Wahrheit ist, wie gegen diesen Erben der spanischen Krone nie ein Verfahren der Inquisition stattgefunden hat, nie ein Urtheil von ihr gesprochen worden ist. Keine Leidenschaft, kein Liebesabenteuer hat dazu beygetragen, ihn zum Gegenstande unerbittlicher Härte bey seinem Vater, seinem Richter zu machen. Don Carlos war ein Ungeheuer und sein Vater ein barbarisch kalter Heuchler."

„Von der zartesten Kindheit an machte Don Carlos ein grausames Herz, eine Halsstarrigkeit geltend, daß sie (soll heißen welche) nahe an Wuth grenzten. Der Vater hatte von seinem Charakter daher die böseste Vorstellung gefaßt. Er kannte seine Hitze; er wußte recht gut, wie der Königssohn seine Freude daran hatte, selbst die jungen Kaninchen, die Vögel zu erwürgen, die man ihm

von der Jagd hereinbrachte, und daß er einen Genuß zu fühlen schien, wenn er sie zucken und sterben sah. Don Carlos behandelte seine Leute, selbst seinen Erzieher und den furchtbaren Herzog von Alba, ohne Rücksicht. Die Folge war, daß seine Erziehung die elendeste wurde; er besaß keine der Eigenschaften des Herzens, die das Volk an seinen Fürsten fesseln."

„Im 19ten Jahre that Carlos einen Fall, der die Oeffnung des Schädels nöthig machte. Er genas, blieb aber immer mit Kopfschmerzen heimgesucht, die ihn hinderten, sich einer Art von Arbeit hinzugeben. Sie brachten ihm gleich verkehrte Ideen bey, *) welche seinen Charakter noch unerträglicher machten. Denkt man sich zu diesen Mängeln nun noch eine unangenehme Gesichtsbildung, eine blasse, hagere Gestalt, und die mit Recht gegründete Furcht, daß er zur Ehe untauglich sey, so wird man sich leicht überzeugen, daß Don Carlos am wenigsten der Mann war, im Herzen seiner schönen Stiefmutter zärtliche Empfindungen zu erregen, wie ihn Romanschreiber vorgestellt haben, oder einen Briefwechsel der Liebe zu unterhalten, denn er konnte kaum schreiben, und gelangte nie dahin, zwey Sätze mit einander zu verbinden. Man urtheile nur nach dem Inhalte eines seiner Briefe an den Bischof Don Juan, den ich Wort für Wort abschreibe:

„„An meinen Lehrer Bischof: Mein Lehrer: Ich habe Euren Brief im Holze empfangen. Ich befinde mich wohl. Gott weiß, wie erfreut ich wäre, Euch mit der Königin besuchen zu können. Laßt mich wissen, wie ihr Euch dabey befindet und ob es viel gekostet hat. Ich bin von Alameda nach Buitrago gegangen, und dieß schien mir sehr wohl zu bekommen. In zwey Tagen ging ich in den Wald, wo ich von Mittwoch an bis heute bin. Ich befinde mich wohl. Ich schließe. Auf dem Lande am 2ten Junius. Mein bester Freund, den ich auf der Welt habe. Euer größter, der alles thun wird, was ihr wünschen mögt. Ich, der Prinz.""

„So war der Styl des muthmaßlichen Erben von Spaniens Krone, des wilden Fürsten, der durch das Recht der Geburt berufen war, dieß Königreich in dem Jahrhundert der wiedererwachenden Wissenschaften zu regieren."

„Sein Verbrechen war also weder unzüchtige Liebe, noch religiöse Meynung, sondern versuchter und vorher überdachter, lange Zeit gereifter (soll heißen überlegter) Meuchelmord gegen seinen eigenen Vater Philipp II., der Plan, sich gegen die königliche Würde aufzulehnen, der zum Zweck hatte, die niederländischen Provinzen in Aufruhr zu bringen, und sich an die Spitze ihrer Regierung zu stellen. Don Carlos hatte durch mehrere Dolchstöße, die einige(n) Männer(n) am Hofe, namentlich dem damaligen Günstling des Königs, dem Großinquisitor Espinosa, beygebracht wurden, bereits die Einleitung dazu gemacht. Er wurde verurtheilt, das Leben zu verlieren, und zwar in Folge eines summarischen Verfahren(s) der Staatsräthe, unter denen der Großinquisitor den Vorsitz hatte. Philipp II. unterschrieb das Urtheil, und so ist es erwiesen, daß das heilige Gericht daran keinen Antheil hatte; denn der Großinquisitor handelte bey dieser Angelegenheit nur als Präsident des Staatsrathes."

„Don Carlos starb weder von Matratzen erstickt, noch in einem warmen Bade, noch nach geöffneten Adern, wie man geschrieben hat, wohl aber in seinem Bette nach einer sechsmonatlichen Krankheit, die durch Unmäßigkeit entstanden war. Einige Schriftsteller versichern, er habe durch einen Trank geendigt, den der König ihm von seinem Arzte reichen ließ. Allein dieser Umstand, der am schwierigsten auszumitteln ist, dürfte eben so wenig wahr seyn, als die andern. Was gewiß erscheint, ist, daß Philipp II. ihn während seiner Krankheit und Geistesabwesenheit weder sahe, noch ihm, trotz aller Gesandtschaften, die in dem Betracht von fast allen Europäischen Höfen an ihn abgingen, verzeihen wollte. Sein Zorn wurde erst nach dem Tode des Sohnes entwaffnet."

„Dieß ist die treue Geschichte des Don Carlos. Ob sie schon von allem Wunderbaren entkleidet ist, was ihr wenig glaubhafte Geschichtschreiber *) verliehen haben, so verdient sie doch eine Stelle in den Jahrbüchern der Inquisition unter Philipps II. Regierung. So viel Bosheit von Seiten des Sohnes, und so viel Barbarey von Seiten des Vaters waren der Jahrhunderte eines Torquemada und Valdes würdig."

Der Uebersetzer giebt zu, daß Carlos nicht von der Inquisition hingerichtet worden sey, aber in Betreff seiner Liebe zu Elisabeth Valois ist er anderer Meynung, und verweiset die Leser auf den Artikel Don Carlos im „Wörterbuch der Liebe" und auf Sodens Erzählungen Theil 2. S. 203. Bamberg 1823. Dort sollen alle Forschungen zusammengestellt, hier ein Auszug aus einer seltenen Schrift darüber mitgetheilt seyn. Mögen denn diejenigen, welche sich den Carlos nicht wollen nehmen lassen, den ihnen Schiller geschildert, in den genannten Quellen Trost suchen.

*) Wer? Die Kopfschmerzen brachten ihm verkehrte bey? Das ist wohl ein Uebersetz-Böckchen; so unbeholfen wird Llorente sich nicht ausgedrückt haben. M.

*) Das ist wohl wieder ein Uebersetz-Böckchen. Geschichtschreiber, die wenig Glauben verdienen, wird wohl das Original sagen, die Uebersetzung aber giebt einen andern Sinn. Wenig glaubhafte Schriftsteller heißt: wenig Schriftsteller, die glaubhaft sind. M.

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. Februar 1824.

Geschichte.

Histoire de la Révolution française, accompagnée d'une histoire de la révolution en 1355, ou des états-généraux sous le roi Jean, par MM. Thiers et Félix Bodin. Paris, 1823. T. I. II.

Das Werk wird aus vier Theilen bestehen. Den lezten Theil, die sogenannte Revolution (ein Dunst-Meteor jener nächtlichen Zeit) unter König Johann enthaltend, bearbeitet Hr. Bodin. In den erstern Theilen, erzählt Hr. Thiers die Geschichte der französischen Revolution. Die beyden erschienenen Bände führen diese Geschichte bis zum Tode Ludwigs XVI.

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eines ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesetzesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwey Punkten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfümeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches, und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerey geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beygewohnt, auch wohl handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sey, in gehöriger Ferne die Erscheinungen zu betrachten, und sie unbefangen zu schildern. Diese leztere gute Eigenschaft sucht auch Hr. Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sey ein Nachgeborner, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté" zusammen. Hierauf ist aber Erstens zu erwiedern: Das ist schon die rechte Unpartheylichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweytens: welche Partheylichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Parthey ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Gesinnung beytritt, der ist zwar aufrichtig gegen Andere; doch sich selbst kann er täuschen, und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache gut, oder eine gute schlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parthey gänger auf beyden Seiten, welche ihrer Gegner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Gesinnung? Nur die leztern hassen sie, die erstern nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volkes, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freyheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freyheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Nutzen bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger als himmelsstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreyßig Jahren gethan. Zweymal wollte er damals, mit Gefahr seines Lebens, den König aus Paris führen und ihn retten, und zweymal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand. Das that und bildete Lafayette. Die andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jezt genießen, werden noch jezt, wie früher, gestreichelt, und man verzeiht ihnen alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers

erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Parthey, als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Partheylichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts anderem nützen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution schelten wird. Freylich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht, und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, Materialien zu einer Geschichte der drey lezten Jahrhunderte zu sammeln, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unsern Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärgerlichen Umganges mit der Lavalliere, zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er spricht wie Joad in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabey weniger als Deutsche der Gefahr ausgesezt, mit Leda's Eyern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Funfzehnten hinauf, dann sind sie doch gestiegen, und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Uebelbefinden sich äußert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doktor die Krankheit Schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Hrn. Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unpartheyisch zu seyn; aber der Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter giebt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eignen Kinde, aber sie giebt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht, im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter, und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Hr. Thiers erzählt klar, lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerey erhoben wird, und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesezt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuillerien sind so pittoresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dümouriez's ist vortrefflich, und die Marat's wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr in's Kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer ins Große drappirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freylich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte; Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Geld vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war, und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist, und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeigt; daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend Andere, die über die französische Revolution geschrieben, oder in ihr gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre dieses und jenes geschehen, wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seinem sechszehnten Jahre ins Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist; Cette forme de Gouvernement est une transaction entre les trois intérêts qui divisent les états modernes, la democratie, l'aristocratie et la

monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est-à-dire, après le combat, c'est à-dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette verité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leurs forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats." So ist es auch! der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jezt nicht blos im, sondern auch noch nach dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich jeder behauptet, er habe gesiegt. — Die Ausschweifungen der Revolution nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: „le peuple ne recourre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre; et ceux qui ont profité, pour l'opprimer, de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève."

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht, und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution, wie etwa nachfolgende, vernünftig anzuwenden haben. . . Die Königin Marie Antoinette beklagte sich gegen Lafayette, daß der König nicht frey wäre; er habe nach den Vorfällen am 6. Oktober seine Garde-du-Corps abschaffen müssen, und werde von der National-Garde bewacht. Auf diese Klage wirkte Lafayette von der Municipalität die Erlaubniß aus, daß der König seine Garde-du-Corps zurückrufen dürfe. Marie Antoinette aber machte keinen Gebrauch von dieser Bewilligung, und war in großer Verlegenheit, welchen Grund ihrer Weigerung sie dem errathenden Lafayette angeben solle. . . Am 23. April 1791 ließ Ludwig XVI. durch seinen Minister Hrn. v. Montmorin den fremden Gesandten einen Brief schreiben, worin er die hinterhaltige Gesinnung, die ihm das Ausland zumuthet, von sich abweist; den Mächten zu erkennen gibt, daß er die Constitution beschworen habe, und entschlossen sey, sie aufrecht zu erhalten, und alle für seine Feinde erklärt, die das Gegentheil ausbreiten würden. Die Ausdrücke dieses Schreibens waren vorsätzlich übertrieben, damit es durch Gewalt erzwungen erscheine. Dieses hatte der König selbst dem Gesandten Kaisers Leopold erklärt. — Ab uno disce omnes! . . . Froment, ein Bürgerlicher, war einer der heftigsten Gegner der Revolution. Folgende Erzählung ist aus seinen eignen Memoiren genommen. Als man sich in Coblenz mit der Organisation der Royalisten in Frankreich beschäftigte, wünschte Froment an die Spitze der Royalisten zu kommen, die er schon 1789 und 1790 geleitet und befehligt hatte. Er wendete sich an den Grafen Artois, mit der Bitte, ihm ein Brevet als Colonel-Commandant zu geben. Der Graf Artois willigte sehr gern in das Gesuch. Aber die Mitglieder des Coblenzer Conseils waren ganz anderer Meynung. Sie fanden es sonderbar, daß ein Bürgerlicher auf ein Militär-Brevet Anspruch mache, und einer der Herrn fragte Froment im größten Aerger: „Pourquoi ne demandez-vous pas un évêché?" Froment brach in ein lautes Gelächter aus, welches die Hochadlichkeit in einige Verwirrung brachte. Indessen wurde die Sache von Neuem verhandelt. Die Deliberanten waren der Meynung, die neuen royalistischen Corps légions bourgeoises zu nennen. Froment machte ihnen das Bedenkliche dieses Namens bemerklich, indem sie ja auf diese Weise nichts als eine neue Art Nationalgarde errichteten, und schlug vor, sie milices royales zu nennen. Der Bischof von Arras unterbrach ihn barsch, und sagte ihm: „Non, non, Monsieur, il faut qu'il y ait du bourgeois dans votre brevet," und derjenige, der das Protokoll führte, brachte das gehörige bourgeois hinein. — Ueber den adlichen Hochmuth der Coblenzer Herrn wird sich wohl kein vernünftiger Leser wundern, aber wohl über die bürgerliche Demuth des Narren Froment, der sich für solche Menschen schlagen wollte! —

Nachfolgende Erzählung, aus den Flegeljahren der französischen Revolution, werden die meisten Leser zum Erstenmal hören; das Ereigniß ist wenig bekannt. In den Tagen, die dem 10. August vorhergingen (wo die Tuillerien gestürmt wurden, und sich der König in die National-Versammlung flüchtete), hatte man den festen Entschluß gefaßt, bewaffnet in den Pallast zu ziehen und den König abzusetzen. Hierzu mußte man aber das Volk in Aufruhr bringen, und dieses zu bewirken bedurfte es eines besondern Anlasses. Man überlegte bey den Jakobinern, wie man diesen Anlaß herbeyführen könne. Der Deputirte Chabot breitete sich mit dem Feuer seines Temperaments über die Nothwendigkeit einer großen Revolution aus, und bemerkte, diese herbeyzuführen wäre zu wünschen, daß der Hof einem Deputirten nach dem Leben stellte. Grangeneuve, selbst ein Deputirter, hörte diese Rede aufmerksam an. Darauf nimmt er Chabot bey Seite, und sagt zu ihm: „Sie haben Recht, ein Deputirter muß umkommen; der Hof aber ist zu klug, uns eine so schöne Gelegenheit zu verschaffen. Man muß dem Mangel abhelfen, und mich je eher je lieber in der Nähe des Pallastes umbringen. Bewahren Sie das Geheimniß, und bereiten Sie die Ausführung vor." Cha-

bot, von Begeisterung ergriffen, erbietet sich, das Todesloos zu theilen. Grangeneuve nimmt das Erbieten an, und sagt, zwey Todte würden eine größere Wirkung machen, als einer machte. Sie verabreden den Tag, die Stunde, die Mittel sich umzubringen (ohne sich zu verstümmeln, sagen sie), und sie trennen sich, entschlossen, sich dem allgemeinen Wohle aufzuopfern. Grangeneuve, festen Willens, Wort zu halten, ordnet sein Haus, und begibt sich Abends halb eilf Uhr auf den verabredeten Platz. Chabot war noch nicht da. Er wartet. Da Chabot nicht kömmt, denkt er, er habe seinen Entschluß geändert: er hofft aber wenigstens, der Plan werde an ihm vollzogen werden. Er geht mehreremale auf und ab, erwartet vergebens den tödtlichen Streich, und sieht sich endlich, zu seinem Verdrusse genöthigt, nach Hause zu gehen, und sich lebendig schlafen zu legen. — Thiers nennt diesen Grangeneuve: un homme d'un esprit médiocre, mais d'un caractère devoué; so verrückt scheint in unserer Zeit, selbst einem Freunde der alten, wie Hr. Thiers ist, jede Großthat, und so wird hier bestätigt, was Montesquieu sagt: daß die Tugend nicht das Prinzip der Monarchien ist.

Wir wollen zum Schlusse auch unserm Stiefkinde ein schönes Geschichtchen erzählen. Als man sich in der National-Versammlung um das königliche Veto stritt, erhizte sich das Pariser Volk auch darüber, ohne etwas von der Streitsache zu verstehen. Es glaubte, Veto wäre eine Abgabe, die man abschaffen wollte, oder ein Feind, den man hängen müßte, und sie wollten ihn an die Laterne bringen. Zwey Landleute sprachen vom Veto. Weißt du, was das ist Veto? fragte der eine. — Nein. — Merk' auf! Du hast da einen Napf mit Suppe; der König sagt dir: Schütt' die Suppe aus, und du mußt sie ausschütten.

D. B.

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom August und September 1823.

(Fortsetzung.)

18. August. Hr. Blein meldet die Ergebnisse seiner fortgesezten Untersuchungen über die Natur der von einer bebenden Tonsaite beschriebenen krummen Linie. Der Vorstand des Civil-Bauraths, Hr. de Tournon, erbittet sich das Urtheil der Akademie über einen Plan für die Wiederaufbauung der Thurmspitze der Kathedrale in Rouen. Hr. Desfontaines erstattet einen günstigen Bericht von der Arbeit des Hrn. Adrian de Jussieu, des Sohns, über die Pflanzenfamilie der Euphorbiaceen. Hr. Dulong liest einen sehr belobenden Commissionalbericht, dem auch die Akademie beypflichtet, über die Abhandlung der Herren Pelletier und Dumas von der Elementarbildung und einigen charakteristischen Eigenschaften der bases salifiables organiques. Einen nicht minder vortheilhaften Bericht erstattet Hr. Gay-Lussac über die Arbeit des Hrn. Chevreul, zu Erforschung der Ursachen von den Verschiedenheiten des Geruchs sowohl als des Grades der Härte und Weichheit, die an den Seifenarten wahrgenommen werden. Hr. Vauquelin berichtet über die von Hrn. Lassaigne eingereichten Beobachtungen vom Daseyn des Oxide cystique im Blasenstein eines Hundes. Hr. Chaptal erstattet einen Commissionalbericht über eine neue von Hrn. Payen in den Knollen der Dalbia entdeckte Substanz. Es fand nämlich dieser Scheidekünstler in den Knollen der Dalbia einen nicht krystallisirbaren Zucker, ein dem der Vanille ähnliches Aroma, ein flüchtiges und ein fixes Oel, Eyweißstoff, Kieselerde, mehrere Salze mit Kalk-Base, endlich dann eine bisher unbekannte Substanz, die er Dalbine nennt. Es wird durch ein nicht schwieriges Verfahren 4 vom 100 ihres Gewichts an Dalbine aus den Knollen gewonnen. Die Substanz der lezteren ist rein, weiß, geruch- und geschmacklos, mehlartig, im spezifischen Gewichte = 1356; im warmen Wasser ist sie leichter auflöslich als im kalten; Alkohol löst dieselbe nicht auf, schlägt sie hingegen aus wässerichten Auflösungen nieder. Durch Schwefelsäure wird die Dalbine in einen nicht krystallisirbaren Zucker verwandelt, welcher zuckerhaltiger ist, als der aus Stärkmehl bereitete. Es hat diese Substanz einige Aehnlichkeit mit dem Amidon, der Inuline, der Gelatine u. s. w.; sie unterscheidet sich aber durch die Eigenschaft sich zur körnigen Masse zu bilden, wenn das Wasser, worin sie aufgelöst ist, sattsam gekocht wird; durch ihr spezifisches Gewicht u. s. w. Die Commissarien laden den Hrn. Payen ein, durch Fortsetzung seiner Untersuchungen die eigentliche Stelle, welche der Dalbine gebührt, vollends auszumitteln. Hr. Fée überreicht die Handschrift seiner ersten Abhandlung von den auf den officinellen Rinden vorkommenden Cryptogamen. Die Herren Prevost und Dumas lesen eine Abhandlung über die bey der Zusammenziehung der Muskelfiber wahrzunehmenden Erscheinungen, wodurch Hr. von Humboldt veranlaßt wird, die Resultate seiner neuen Versuche über die Wirkungen der Nervenunterbindungen mitzutheilen.

26. Aug. Der Minister des Innern sendet einen statistischen Versuch des Hrn. Devèse über das Arrondissement von Saint-Flour; Hr. Foer eine Abhandlung über die Theorie der Parallelen; Hr. Au-Dibert einen handschriftlichen Aufsatz über die Kunst des Spritzenmachers (pompier), und Hr. Nollé von Strasburg eine neue Wage. Hr. Clemens sendet Bemerkungen über die Versuche des Hrn. Perkins. Hr. Duméril erstattet Bericht über eine Abhandlung von Hrn. Pelletan dem Sohn, ein neues Verfahren bey der Anwendung des Höllensteins betreffend. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über die Bildung und die Verhältnisse beyder Eyergänge bey der Henne.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

Im Literaturblatt N. 1. bittet man da, wo von Wielands Uebersetzungen die Rede ist, Gräter zu lesen statt Gruber. Hr. Konsist. Rath Gräter hat den lezten Theil von Wielands Briefen des Cicero mit grosser Kennerschaft vollendet.

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. Februar 1824.

Blicke auf Indien.

1. A View of the History, Literature and Mythologie of the Hindoos. By W. Ward, of Serampore 3 Vol. London, 1822.
2. A Description of the Character, Manners and Costums of the People of India, and their institutions, Religious and Civil. By the Abbé Dubois, Missionary in the Mysore. Translated from the french Manuscript. 4. London.
3. Farewell Letters to a few friends in Britain and America, on retourning to Bengal, in 1821. By W. Ward. 12. London, 1822.
4. The friend of India. Nros. 1, 2 and 3. 8. Serampore.
5. Letters on the State of Christianity in India. By the Abbé Dubois, Missionary in Mysore. London, 1823. 8. pp. 222.

Die Leser des Literatur-Blattes, welche sich für die Geschichte, Mythologie, Literatur, für Sitten, Gebräuche, Institutionen, Religion und Lebensweise der Hindus interessiren, werden es uns Dank wissen, daß wir ihnen einige neuere Werke anzeigen, welche sie, unter der großen Menge neuerer Englischen Schriften über Indien, am gedrungensten mit einer bedeutenden Anzahl von Thatsachen und Bemerkungen über dieses interessante Land bekannt machen. Da das neurste Werk des Abbé Dubois sich ganz eigentlich den Ansichten des Hrn. Ward entgegenstellen will, so hielten wir es für ersprießlich, Ward's Schriften mit denen seines kräftigen Antagonisten zusammenzustellen, und eine Uebersicht ihrer Leistungen zu geben.

Ward, der ganz kürzlich zu Serampore gestorben ist, war Mitglied der Tauf-Mission in dieser Stadt, an den Ufern des Ganges; sein Name ist gewiß jenen nicht unbekannt, welche seines Briefs an die Frauen von Liverpool über die Indischen Frauen gedenken; ein Brief, dessen Hauptsächliches in den beyden angezeigten Werken von seiner Hand, besonders aber in der Form eines Briefes wiederholt wurde, der an Miß Hope zu Liverpool überschrieben und der sechste in den Farewell Letters ist.

In Ward's Werk (Nro. 1.) findet der Leser einen vollständigen Bericht über die fabelhafte, wirkliche und neuere Geschichte Indiens, über dessen Philosophen und die philosophischen Sekten, über religiöse Bücher, Poesie, Gesetze und Gesetzbücher, Astronomie und deren Literatur, Medicin, Ethik, Geographie, Kriegskunst, Grammatik, gelehrte Kultur, Sitten, Beschreibung der Kasten und eine unzählbare Menge anderer Einzelnheiten. Die Farewell Letters (Nro. 3.) sind noch mannigfaltigern Inhalts; sie beziehen sich auf Indien, auf den Zustand der Religion in England, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und beabsichtigen, eine vollständigere Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand der Mennoniten zu geben, als bis jezt geschah. Ward ist ein warmer Bewunderer der ehemaligen Puritaner, die er, gleich andern, mit den Evangelischen oder biblischen Christen der neuern Zeit identifizirt. Er ist in politischer Beziehung den Vereinigten Staaten von Amerika sehr zugethan, und die Wärme seines religiösen Gefühls spricht sich gewissermaßen in folgender Stelle in seinen Farewell Letters aus: „Es ist eine traurige Thatsache, daß der Geist der Missionen die Kirche erst zum Christenthum führen muß, ehe die Kirche die Welt zum Christenthum führen kann.“

Der Abbé Dubois wird in einer Depesche des Gouverneurs von Madras an den Court of Directors geschildert als „ein Mann von untadelhaftem Charakter, der, dem Blutbad der französischen Revolution entflohen, eine Zuflucht in Indien suchte und seitdem der frommen Pflicht eines Missionars eifrig oblag.“ Er hatte sich während seines Aufenthalts in Indien sowohl unter den Europäern als bey den Eingebornen des Landes einen Grad von Achtung erworben, wie nie vorher einer der zahlreichen Missionäre. Unter den Eingebornen des Landes jedoch hat er den größten Theil der Zeit seiner Sendung hinge-

bracht. „Von der Geschichte und dem Charakter des Abbé Dubois weiß ich nur — sagt Major Wilks in einem Brief an das Gouvernement von Madras — daß er, seitdem er aus Frankreich entfloh, unter den Hindus gleich einem Eingebornen dieses Landes lebte: von der Achtung, welche sein tadelloses Betragen einflößt, zeugt hinlänglich, daß, wenn er sich auf der Reise einem Dorfe nähert, überall das Haus eines Brahmanen zu seiner Aufnahme eingeräumt wird, ohne daß man es den Civilbehörden meldet, ein freywilliger Beweis von Anerkennung und Hochschätzung.“ Die Ost-Indische Compagnie zu London hatte sein Manuscript (Nro. 2.) für die Summe von 2000 Pagoden an sich gekauft, in das Englische übersetzen und auf ihre Kosten drucken lassen. Die Scene von des Abbé's Bemühungen als Missionär, war in dem Mysore, in dem Süden von Indien, und seine Beobachtungen beschränken sich, wie er selbst sagt, auf die diesseitige Halbinsel, oder auf die Gegend südlich von dem Flusse Crishna.

Abbé Dubois beginnt in seinen Briefen damit, daß er allem widerspricht, was in der leztern Zeit in Bezug auf den Zustand und die Fortschritte des Christenthums und der allgemeinen Versittlichung der Bewohner Indiens in Europa erzählt worden. Er behauptet, die Bemühungen der Europäer für die Sache der Christuslehre seyen hoffnungslos und der Eifer der Missionäre deßhalb erkaltet; die vorgegebenen Bekehrungen in Indien seyen unwahre Nachrichten; die Uebersetzung und Vertheilung von Bibeln, wie man sie übersetze und vertheile, sey weniger als nutzlos für den bestimmten Zweck; besonders aber nimmt er sich der Vertheidigung des Hindu-Namens gegen die Schmähungen und Herabsetzungen Ward's und aller derer an, welche gleich ihm denken, und nicht aufhören, ein gehässiges Licht auf diese Völkerschaften zu werfen. Wir wollen uns bey dieser Gelegenheit begnügen, die Meynungen beyder Theile über diese interessanten Fragen darzustellen; und da die Ansichten, Darstellungen und selbst die Wahrhaftigkeit Ward's, obgleich nicht zum erstenmal, hier auf eine Weise angegriffen sind, die nicht wenig Erstaunen erregt, so wollen wir einiges sich Entgegenstellendes hier ausheben. Wir denken unsern Zweck am besten zu erreichen, wenn wir aus dem zu Serampore erscheinenden periodischen Werke, „The friend of India“ betitelt, das Geeignete ausheben.

„Die Frage, von der wir sprechen (sagt Abbé Dubois), kann auf zwey Punkte zurückgeführt werden. Zuerst: Ist es möglich, die Eingebornen von Indien wirklich zu dem Christenthum zu bekehren? Dann: Sind die Mittel, welche man dazu anwendet, und vor allem die Uebersetzung der heil. Schriften in die Landessprache, angemessen, zu dem gewünschten Ziele führend?

„Ich muß auf beyde Fragen verneinend antworten. Es ist meine entschiedene Ansicht, daß es unter den gegenwärtigen Umständen nicht möglich sey, die Hindus zu einer der christlichen Glaubenssecten zu bekehren; zweytens, daß die Uebersetzung der h. Schriften, welche man in ihre Hände gibt, weit entfernt, zu dem gewünschten Zweck zu führen, die Vorurtheile der Eingebornen gegen die christliche Religion vermehrt und in mancher Beziehung ein Hinderniß gegen die Verbreitung derselben ist.“

Wir werden die ganz entgegengesezte Ansicht des Hrn. Ward anführen, wollen zuvor aber einen Auszug von einer anziehenden historischen Nachricht über das geben, was Abbé Dubois als Ursache des Aufkommens und des Verfalls des Christenthums in Indien ansieht: —

Die Christkatholische Lehre kam vor etwas über 300 Jahren, zur Zeit der portugiesischen Invasionen nach Indien herüber. Einer der ersten Missionäre war der berühmte St. Franziskus Xaverus, ein spanischer Jesuit von großem Verdienst, von einem wahrhaft apostolischen Eifer belebt, und bis jezt unter dem Namen des Apostels von Indien bekannt. Er durchreiste verschiedene Provinzen dieses Landes, und soll viele Tausende zu einer Zeit bekehrt haben, wo die Vorurtheile der Eingebornen gegen die christliche Religion bey weitem nicht so um sich gegriffen hatten, als seitdem geschah. Die Kaste der Fischer am Kap Cormio, welche sämmtlich Christen sind, rühmen sich noch, die ersten gewesen zu seyn, welche der Lehre folgten, die der neue Apostel predigte.

Xaver fand bald in den Sitten und Vorurtheilen der Eingebornen ein unübersteigliches Hinderniß, die neue Lehre unter ihnen fortzupflanzen, wie dieses aus seinen gedruckten Briefen klar zu ersehen. Ermüdet durch die stets wachsenden Schwierigkeiten, denen er überall auf seinen Wegen begegnete, verließ er nach einem Aufenthalt von zwey bis drey Jahren dieses Land, und schiffte sich nach Japan ein, wo seine geistige Thätigkeit mit größerm Erfolg gekrönt ward, und wo er den Grund legte zu der einst zahlreichen und blühenden Gesellschaft Japanischer Christen, welche sich in weniger als hundert Jahren auf eine Million Seelen belief. Da in dieser Zeit ihre täglich wachsende Anzahl der Religion des Landes drohend zu werden schien, so wurden die Bonzen unruhig und eifersüchtig, und veranlaßten eine der fürchterlichsten Verfolgungen, deren man sich in den Annalen des Christenthums erinnert und welche mit der gänzlichen Vertilgung der Christen endigte. Nach einem Zwischenraum von fast 200 Jahren ist dieser Geist der Intoleranz und Verfolgung immer noch fühlbar, wie dieß aus dem Betragen des Gouvernements von Japan gegen die Europäer, die an ihren Küsten Handel treiben, und aus andern Umständen zu ersehen.

Die erfolglosen Bemühungen Xavers reichen allein

hin, den glühendsten Eifer derer zu ersticken, welche geneigt seyn möchten, seine Laufbahn zu verfolgen. Wenn ein Mann von seiner Gemüthsart, seinen Talenten und Tugenden in allen seinen Versuchen, das Christenthum in Indien einzuführen, unglücklich war, so durften seine Nachfolger sich kaum mit der Hoffnung schmeicheln, glücklicher zu seyn. Dieß war aber nicht der Fall. Die Europäischen Jesuiten waren weder durch die Schwierigkeiten noch durch Widerspruch in ihrem Eifer für die Verbreitung der Christenlehre abzuschrecken. Diese Missionäre drangen nach und nach in das Innere des Landes. Sie sahen, daß es, um die Aufmerksamkeit dieses Volkes auf sich zu ziehen, sein Vertrauen zu gewinnen und der Lehre Eingang zu verschaffen, durchaus nothwendig war, ihre Vorurtheile in Ehren zu halten und sich in Kleidung, Sitten und Lebensweise nach ihnen zu richten.

So kündigten sie sich bey ihrer ersten Landung als Europäische Brahminen an, welche aus einer Entfernung von 5000 Stunden von dem westlichen Theile des Diambudy (Europa) in dem doppelten Zwecke kämen, Weisheit von ihren Brüdern, den Brahminen in Indien, zu lernen und diesen ihr Wissen mitzutheilen. Die meisten ersten Missionäre waren mehr oder weniger mit Astronomie und Arzneykunde vertraut, zwey Wissenschaften, welche am meisten im Stande sind, bey den Eingebornen jeder Art dem Fremden Achtung zu erwerben.

Nachdem sie sich als Brahminen verkündigt hatten, bemühten sie sich, diese Zunft nachzuahmen. Sie zogen das Hindu-Gewand von gelber Farbe an, wie es die Indischen Religions-Lehrer oder Büßende zu tragen pflegen; sie badeten sich häufig; sie enthielten sich gewissenhaft jeder Art Nahrung von Thieren und berauschender Getränke, ganz wie Brahminen von Milch und Vegetabilien lebend u. s. w. Durch eine solche Lebensweise, in fast unglaublichen Entsagungen und Entbehrungen machten sie sich unter diesen Völkern beliebt. Vertraut mit der unabänderlichen Anhänglichkeit der Eingebornen an ihre Gebräuche und Lebensweise, machten sie sich ein vorzügliches Studium daraus, nicht gegen ihre Gefühle anzustoßen, indem sie sich auf einmal gegen den Aberglauben, mit dem alle ihre Gebräuche zusammenhingen, aufgelehnt hätten: sie hielten es für klüger, manches der Art im Anfang zu übersehen, um eine günstigere Zeit zu erwarten, um die Neubekehrten zur richtigen Ansicht des Gegenstandes zu bringen. Ihre Farbe, ihre Talente, ihre Tugenden, und vor allem ihre Uneigennützigkeit führten sie selbst bey den Hindu-Fürsten ein, die, erstaunt über die Neuheit und Sonderbarkeit der Sache, diesen Männern ihren Schutz versprachen und ihnen volle Freyheit gaben, ihre Glaubenslehre zu predigen und die Eingebornen in den Schooß ihrer Kirche aufzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Freybeuter-Literatur.

1. Liebe und Freundschaft. Eine Anthologie für edle Menschen, u. s. w. Herausgegeben von Friedrich Schulz. Bonn, im Comptoir für Kunst und Literatur. 1824. 8.
2. Rheinische Flora, eine Sammlung neuer Erzählungen, Gedichte und kleiner Aufsätze u. s. w. Herausgegeben von Friedrich Schulze. 2 Thle. Kölln, Schmidt. 1822. 8.
3. Der Mensch und das Menschenleben. Herausgegeben (sic!) von H. J. Alerius. 2 Theile. Kölln, Schmidt. 1824. 8.
4. Hesperische Nachklänge in deutschen Weisen. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen herausgegeben von Fr. Raßmann. Kölln, 1824. 8.

Nro. 1. ist eine Sammlung guter und schlechter Stellen aus den Werken guter und schlechter Schriftsteller zusammengestoppelt, wie das Publikum denn durch hundert Sammlungen dieser Art schon belästigt worden. Da erfahren wir z. B. S. 160: „Ohne Achtung haben wir kein Vertrauen, und ohne Liebe finden wir Widerstand.“ Der Mann, der das gesagt, heißt Greiling. S. 181. heißt es: „Der Schlummer der Freundschaft (!) ist zu süß, um ihn zu stören (!); glücklich, wer ihn sicher und ohne Gefahr des Erwachens (!) genießen kann.“ Hennings. Man wird gestehen, daß Styl und Gedanken sich hier gegenseitig entsprechen! Von demselben Genie erfahren wir ib. „Bitter ist der Harm über erloschene Freundschaft.“ Man denke! — Nach einer schlecht übersetzten Stelle aus der Frau von Genlis Werken werden S. 145 die Leidenschaften in lebende und todte eingetheilt. Nach diesen Pröbchen mögen die edlen Menschen, für welche diese Anthologie bestimmt ist, beurtheilen, ob sie edel im Sinne der Verlagshandlung heißen wollen.

Nro. 2. Was hier gut ist, ist entwendet, und was vielleicht nicht entwendet ist, ist gewiß schlecht. Wir bedauerten, den Namen Kreuser auf dem Titelblatt zu finden; die andern Namen sind dort ganz an ihrer Stelle.

Nro. 3. enthält wieder eine Sammlung von Gedanken und Ansichten, aus einer Menge bekannter Schriftsteller genommen und ohne innern Zusammenhang abgedruckt oder nachgedruckt. Hr. Alerius, Hr. Fr. Schulz und Fr. Schulze scheinen eine und dieselbe Person zu seyn; wahrscheinlich ist der Verleger verlegen gewesen, woher er einen Verlag nehmen solle, und hat selbst diese Sammlungen veranstaltet. Wie er sich entschließen konnte, so große Preise für entwendetes und schlechtes Gut anzusetzen, begreift Ref. nicht; er glaubt aber, das Publikum auf die Unverschämtheit dieses Freybeuters aufmerksam machen zu müssen.

Nro. 4. gehört derselben Klasse von Schriften an, von denen wir eben sprachen, und ist auch aus derselben

Verlagshandlung hervorgegangen. Hr. Raßmann könnte sein bischen Talent und seine Zeit besser anwenden, als er that, indem er größere Werke, Taschenbücher, Journale u. s. w. plünderte, um eine Sammlung von Gedichten zu veranstalten, die theils jeder Gebildete kennt, theils niemand zu kennen wünscht. Daß er seine Quellen nennt, ist noch eine Art von Edelmuth, den ihm sein Verleger gewiß übel nahm. Was wir Neues in der Sammlung fanden, ist keiner Beachtung werth.

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom August und September 1823.

(Beschluß.)

1. Sept. Hr. de Rossel liefert die vom Minister des Innern verlangte berichtigte Angabe der Entfernung der Städte Bastia und Ajaccio von Paris. Ein Schreiben der Fräulein Sophie Germain enthält Bemerkungen über die Versuche des Hrn. Wheastone.

Hr. Dureau de Lamalle liest eine der allgemeinen Aufmerksamkeit würdige Abhandlung zu Beantwortung der Frage: Ist eine Wechselfolge in der Reproduction der Pflanzenarten als Naturgesetz zu betrachten? Die Erfahrung von vier Jahrzehenden, seit Arthur Young bis auf jezt, hat dargethan, daß die Wechselkultur oder der wechselnde Anbau der einjährigen Pflanzen, und voraus der Getreidearten, ein wesentliches Erforderniß guter Landwirthschaft sey. Hr. Dureau sucht nun in seiner Abhandlung darzuthun, daß dieser Wechsel ein allgemeines, für die Erhaltung und Fortpflanzung der Pflanzenarten nothwendiges Gesetz sey. Man will hier etliche der bedeutsamsten Angaben der Abhandlung mit des Verfassers eigenen Worten ausheben. Hr. Durand hat seine Beobachtungen auf seinem Landsitz zu Landres im Orne-Departement, vierzig Meilen von Paris, angestellt, zwischen den bey 15,000 Hectaren Bodenfläche befassenden Waldungen von Reno, Bellesme, du Perche und Perseigne. Die Hochwälder dieser Landschaft bestehen aus Eichen, Buchen, wenigen Kastanien, Ulm- oder Eschbäumen. Die im Schatten ihrer grünen Gewölbe wachsenden Sträucher sind die Stechpalme und Schwarzerlen in geringer Zahl. Ein Hunderttheil von diesem Hochwalde wird jährlich geschlagen. Als Laßreiser werden nur Eichen und Buchen zum Behuf der Saat und des Nachwuchses stehen gelassen; kaum aber ist das Hochholz geschlagen, so überdeckt sich der Boden ausschließlich mit Pflanzen und niedrigen Sträuchern, Pfriemkraut, Fingerhut, Barenmien und Heide, nebst den Holzarten der Birke und der Zitterpappel. Diese weichen Holzarten werden nach 30 Jahren geschlagen, und es wachsen wieder Birken und Pappeln; 30 Jahre später werden diese nochmals geschlagen, und erst nach dem dritten Hau dieser Art, also nach neunzig Jahren, mögen sich Eichen und Buchen, oder die harten Holzarten ihres Erdreichs wieder bemächtigen; sie bleiben jezt ungetheilt im Besitz desselben, und alles weiche Holz, das diesen mit ihnen theilen möchte, wird erstickt. Demnach sind dann zweyhundert neunzig bis dreyhundert dreyßig Jahre erforderlich, um auf dem nämlichen Waldboden zwey Schläge Hochholz zu erzielen, und das weiche Holz hat denselben während neunzig Jahren im Besitz gehabt. Und doch, sezt Hr. Durand hinzu, finden sich jene weichen Holzarten nirgends in der Nähe, und ihr Saame kann nicht vom Winde zugebracht werden: also muß, unter gewissen Umständen, die Keimungskraft in den Saamen der Birke, Pappel u. s. w. sich wenigstens ein Jahrhundert lang im Boden erhalten. Dieser Schluß dürfte Einsprache leiden: wir kommen aber auf die Wechselerscheinungen zurück. Hr. Durand hat kürzlich in der Gegend von Mortagne einhundert Hectaren Hochwald, die zur Krondomaine gehören, angekauft. Aus den in den Archiven aufbewahrten Urkunden, Beschreibungen und Rechnungen erhellet, daß auf diesem Waldboden im Jahr 1720 Eichen und Buchen angesäet wurden; gegenwärtig stehen davon nur noch magere Stämme, die kaum den zehnten Theil des Bodens decken. Es ist dieses Gesetz der Wechselung auch nicht etwa nur den gemäßigten Erdstrichen eigenthümlich, sondern es kann dasselbe unter allen Breiten wahrgenommen werden, wie folgende Stellen zeigen. Die Erdbeerpflanze vermehrt sich hauptsächlich gern auf dem durch Feuer versengten Erdreich. Sie theilt dieß Verhältniß mit andern Pflanzen mehr, und es ist Thatsache, daß im Binnenlande, wie in den Wäldern von Albani und Morsö, nach dem Abbrennen von Holz und Moos, der Boden sich mit Himbeer- und Brombeerstauden überzieht. (Hearne, Reise in's nördliche Weltmeer). . . Sehr bemerkenswerth ist der Umstand, daß, wenn das Feuer einen Tannen- oder Birkenwald verzehrt hat, Pappelbäume alsbald da wachsen, wo zuvor gar kein Baum dieser Art angetroffen ward. (Mackensie Reise nach der Nordküste des nördlichen Amerika). . Tannen und Fichten gedeihen nicht wieder an den Orten, wo sie gefällt wurden, dem Gesetze der Pflanzenwelt zufolge, das den kräftigen Wuchs eines Baumes oder einer Pflanze an der nämlichen Stelle, wo zuvor Individuen der gleichen Art stunden, nicht gestattet. (Leop. von Buch Reise nach Norwegen). . In Brasilien, wenn man durch weite Strecken ausgerotteter Wälder reist, trifft man am Saume derselben einen Nachwuchs ganz anderer Bäume an, als die der Wald vorhin enthielt. (M, A. de St. Hilaire, Reise nach Brasilien). . Auf Isle de France, wenn Waldboden urbar gemacht wird, sey es durch Hau oder Brand, so kommen alsbald ganz verschiedene Pflanzenarten zum Vorschein, die der Insel fremd sind, und der Flora von Madagascar angehören. (Dupetit-Thouars).

Hr. Gilet-Laumone liest eine Notiz über den Anbau des Phormium tenax. Die Herren Hestiotis und Liebig überreichen eine Abhandlung, die chemische Analyse der fossilen Knochen betreffend. Hr. Marcel de Serres liest eine Abhandlung über die in Flözgebirgrissen entdeckten Menschenknochen und insonderheit über die in der Höhle von Durfort im Garddepartement vorgekommenen.

8. Sept. Hr. Lanth sendet eine Abhandlung über die im Cabinet du Roi befindlichen Mumien; Hr. Guillou neue Beobachtungen über die den Austern zur Nahrung dienenden Thierchen; Hr. Chanteau ein Kanalproject für Wintertransporte und Hr. Pirquet die Beschreibung einer neuen Maschine. Hr. de Laplace liest eine Abhandlung über die Ebbe und Fluth des Meeres. Hr. Poisson gibt eine Uebersicht der Grundsäze des von ihm bearbeiteten und herauszugebenden Werkes über den Magnetismus. Hr. Cuvier liest eine Denkschrift über die fossilen Cetaceen. Die chemische Section schlägt als Candidaten für die erledigten Correspondentenpläze vor: die Herren Braconnet in Nancy; Hatchett in London; Faraday in London; Stromeyer in Göttingen; Thomson in Glasgow; Arfwedson in Stockholm; Brandes in London; Colin in Saint-Cyr, und La Billardière in Rouen.

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. Februar 1824.

Blicke auf Indien.

(Beschluß.)

Unter diesen günstigen Auspizien begannen die Jesuiten ihr Werk in den Distrikten von Marawa, Carnatic, Madura und Mysore, und bekehrten eine große Anzahl von Hindus aus allen Kasten dieser Länder, wo sie ihre Religion frey üben durften. Vor ungefähr 17 Jahren belief sich daselbst diese Anzahl auf 245,000 Seelen; man findet aber jezt kaum ein Drittheil dieser Zahl in den Distrikten, welche ich genannt habe. Auf der andern Küste, von Goa bis zum Cap Comorin, war die Anzahl noch größer, ich sah aber nie ächte Listen davon. Letters, pag. 7.

So standen die Sachen, fährt der Abbé fort, als man Klagen gegen die Jesuiten in Indien bey dem Römischen Hofe anbrachte. Die Ankläger waren vorzüglich Mönche anderer Orden, welche zu Goa und Pondichery angesessen waren, und den Jesuiten vorwarfen, sie zeigten zu viele Nachsicht gegen den Aberglauben und die Abgötterey ihrer Neubekehrten, und seyen selbst vielmehr Anhänger des Hindusglaubens geworden, als daß sie die Indianer zur christlichen Religion bekehrt hätten. Die Anklage war nicht ohne Grund, aber man übertrieb die Sache, und der Eifer der Ankläger stammte eher aus Neid und Eifersucht, als aus Besorgnissen für die gute Sache. 40 Jahre lang dauerte nun eine Korrespondenz und die Entzweyung zwischen dem Römischen Stuhl und den Jesuiten in Indien. Als Benedict XIV. Papst ward, wollte er diesem Streite ein schnelles Ziel setzen, und erließ eine Bulle, in welcher er förmlich und ausdrücklich alle abergläubischen Gebräuche verdammte, welche bisher von den Missionären waren geduldet worden, und alle diese, wessen Ranges und welcher Würde sie seyn mochten, aufforderte, sich vor einem Bischof durch einen feyerlichen Eid zu verbinden, der Bulle buchstäblich Folge zu leisten: ferner sollte die Bulle jeden Sonntag in allen Kirchen und Kapellen verlesen, und den Bekehrten ein Versprechen der Unterwerfung abgenommen werden.

Diese Forderungen erregten Widerwillen; eine große Anzahl Neubekehrter kehrten zu ihrem alten Glauben zurück; keine Bekehrungen mehr! Die christliche Religion wurde den Hindus verhaßt „ihrer Intoleranz wegen.“

In diese Zeit fiel der Einfall der Europäer und der blutige Streit um die Herrschaft zwischen den Engländern und Franzosen. Die Europäer, bisher fast ganz unbekannt in dem Innern des Landes, drangen unter allen Arten von Vorwänden von allen Seiten dahin ein. Die Hindus fanden bald, daß die Missionäre, welche sie für außerordentliche Wesen gehalten, welche ihnen von einer andern Welt gekommen zu seyn schienen, nichts als verkleidete Fringy (Franken? Europäer) seyen, und sich von dem Volke, das ihr Land mit Blut tränkte, durch nichts unterschieden. Forthin war aller Einfluß der Missionärs aufgehoben, und das Christenthum ward den Hindus in dem Grade verhaßt, wie sie mit den Europäischen Sitten bekannter wurden.

Die Jesuiten wurden fast gleichzeitig aufgehoben, und da es an Missionären mangelte, bildete sich ein nationaler schwarzer Clerus, dem die Sorge für die Indianischen Christen übertragen ward. Dieser, der eigentlichen Erziehung ermangelnd, und mehr seinem Interesse, als dem der Religion fröhnend, erwarb sich weder Einfluß noch Achtung in Indien.

Das ist ein Abriß der Geschichte der Indischen Missionarien. Die Anhänger der christlichen Lehre werden täglich seltener, und in fünfzig Jahren, fürcht' ich, ist keine Spur des Christenthums mehr unter den Eingebornen zu finden, wenn keine andern Maßregeln ergriffen werden.

Die neue Lehre, früher ein Gegenstand der Gleichgültigkeit oder höchstens der Verachtung, ist heut zu Tag, ich wag' es zu behaupten, ein Gegenstand des Abscheus. Die Christen, welche man hier noch findet, sind Nachkommen der durch die ehemaligen Jesuiten Bekehrten; die Neubekehrten (und deren sind wenige) gehören zu den niedrigsten Zünften, oder sind wegen Vergehen oder Verbrechen aus ihren Kasten ausgestoßen worden.

Wir haben somit die Ansichten des Abbé Dubois mitgetheilt, und wenden uns nun zu denen des Reprä-

sentanten seiner Gegner, zu Ward. Ward's Sprache ist glühend und anziehend; sie ist charakteristisch wegen der Tiefe seiner Gefühle und durch die Amerikanismen, wir sollten vielleicht sagen, Puritanismen. Der Leser wird wahrscheinlich in unsern Auszügen etwas erkennen, das wie Bombast und Fanatismus aussieht. Seine Bemerkungen beziehen sich ausschließlich auf die Tauf-Mission, welche seit 1793 gegründet ist. Wir bemerken im Voraus, daß Ward mit Abbé Dubois hinsichtlich der Local-Hindernisse, welche sich der Verbreitung der Christenlehre in Indien entgegenstellen, gleich denkt; er stellt diese in das grellste Licht und zählt sie der größten Länge nach auf, um seinen Triumph zu erhöhen.

„Alle Schwierigkeiten sind überwunden! 600 Hindus haben den Göttern, dem Ganges, und ihren Priestern entsagt, und von ihren Gliedern die Ketten ihrer Kasten gestreift. Die Entfernung zwischen Britannien und Indien ist aufgehoben, denn 50 bekehrte Eingeborne sind in gewissem Sinne Missionäre geworden. Die Hindus alle über Bengalen hinaus haben Schulen für ihre Kinder von den Missionarien verlangt, und wir sind von allen mächtig unterstützt, das Licht, die Weisheit in Indien zu verbreiten." Farewell Letters.

Folgende Stellen sind ein Abriß der Geschichte der Taufmission: „Wir hatten sieben Jahre zu Serampore hingebracht, ohne daß auch nur Ein Eingeborner für die neue Lehre wäre gewonnen gewesen: die, welche sich warm an Christus angeschlossen hatten, vergaßen alle unsere Brüder und flohen. Um diese Zeit veranstaltete Hr. Thomas eine Betstunde deßhalb, und wir begannen diese Dienstag Morgens und setzten sie nun zwanzig Jahre lang fort. Diese Anerkennung, daß wir der göttlichen Hülfe bedürftig, und unser Flehen, ihrer theilhaftig zu werden, segnete sehr bald die Bekehrung des Crishna. Dieser Crishna war ein Zimmermann und hatte eine Frau und mehrere Kinder. Er hatte Hrn. Thomas unter einem Baume nahe an seinem Hause predigen hören; sein Ohr war aber taub für die Botschaft, bis er von einem Baum fiel und seinen Arm verrenkte. In seinem Schmerze gedachte er des weißen Mannes unter der Baumwollenstaude, denn er erinnerte sich, gehört zu haben, er sey ein Wundarzt. Er schickte zu Hrn. Thomas; dieser kam und richtete ihm den Arm wieder ein. Aber er verließ ihn nicht eher, als bis er ihm von dem Heile gesprochen, das in Jesu Christo ist. Crishna war sehr erregt. Thomas erneuerte täglich seine Besuche, und predigte dem armen Mann und seiner Familie täglich von Jesu und dem Heile. Als Crishna's Arm geheilt war, kam er und suchte das Heil, und bat um die Taufe. Da reiften uns die ersten Früchte in Bengalen.

Von dieser Zeit an, bis zu der gegenwärtigen, machte die Mission stufenweisen Fortgang, troß der vielen großen Hindernisse und Kämpfe. Mehr denn tausend Seelen wurden getauft."

Gegen die weitläufigen Auseinandersetzungen Ward's hinsichtlich des Erfolgs seiner Bemühungen erklärt sich Abbé Dubois in dem Geiste, der in den Auszügen oben angedeutet worden. Eine zweyte Aufgabe, welche er sich sezte, ist die Vertheidigung der Hindus männlichen und weiblichen Geschlechtes gegen die „übertriebenen Verläumdungen" Ward's und Anderer, die seine Ansichten und Vorurtheile theilen; besonders sucht er den Eindruck zu schwächen, welche Ward's Briefe an die Frauen von Liverpool auf ununterrichtete Personen machen könnten.

Um Hrn. Ward Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir schlüßlich einer Vertheidigung dieses Mannes gegen eine von Abbé Dubois mit Heftigkeit vorgebrachte Anklage gedenken. In den Briefen an die Frauen von Liverpool war Ward veranlaßt von den Hindu-Frauen zu sagen, „Millionen ertränkten ihre Kinder in der See." Der Abbé nennt diese Stelle in seinem Eifer „verwegen und tollkühn." Ward aber gab in einem Briefe, welcher in dem Asiatic Journal für das Jahr 1821 abgedruckt ist, eine Erklärung, aus welcher hervorgeht, daß das Wort „Millionen" (millions) durch ein Versehen des Setzers für Mütter (mothers) gesetzt worden war, und beruft sich auf seine Handschrift, die sich in den Händen des Hrn. Hope zu Liverpool, befindet.

Das eben erschienene große Werk über Indien von dem General Malcolm ist in jeder Beziehung reicher an Belehrung und Unterhaltung für ein gemischtes Publikum, und wir werden mit Vergnügen die Leser des Lit. Bl. mit diesem vielgereisten, geistreichen, als Diplomat, Krieger und Schriftsteller gleich schätzenswerthen Manne bekannt machen.

X.

Dramatische Literatur.

Aristodemos. Ein Trauerspiel in fünf Acten, von Georg Christian Braun. Leipzig in Commission bey Leich. 1823.

Im Jahrgange 1821. dieses Literaturblattes, No. 31., hat Müllner ein Specimen der vergleichenden kritischen Anatomie geliefert, indem er Herrn Ludwig Roberts Trauerspiel, die Tochter Jephta's, mit des Euripides Iphigenia in Aulis zusammengehalten, und gezeigt hat, um wieviel das leztgenannte Stück unter seinem griechischen Vorbilde steht, und warum. In beyden Stücken kam es darauf an, für den Helden (hier Jephta, dort Agamemnon), nicht für das Opfer (hier Dina, dort Iphigenia) Mitleid zu erregen. Dem Euripides gelang

dieß vollkommen, indem er uns den Agamemnon in dem Augenblicke vorführt, wo er den Frevel, sein Kind der Ruhmsucht opfern gewollt zu haben, peinlich bereut, und die Wirkung der List, welche Iphigenien in das Lager von Aulis locken sollte, ämsig zu hintertreiben sucht. Müllner nennt das a. a. O. einen Geniestreich, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. „Der Frevel des Vaters, wie er in der Vorfabel liegt, ist ihm verziehen von dem Zuschauer, sobald er denselben erfährt, denn er erfährt ihn zugleich mit der Reue des Frevlers, sieht seine Qual, und empfindet mit ihm die Angst um das zweifelhafte Gelingen des Versuchs, Iphigeniens tödtliche Ankunft zu hintertreiben.“ Herrn Roberts Jephta thut zwar für diesen Zweck (für das Hintertreiben des Unglücks, welches durch sein unbesonnenes Gelübde möglich geworden war) zu wenig oder vielmehr gar nichts; aber der Umstand, daß er das gefährliche Gelübde in dringender Kriegernoth, und ungefähr in der nämlichen Situation thut, in welcher König Ingurd den Teufel anruft, nimmt er wenigstens den Anschein eines überlegten Frevels von ihm, erhält ihn unseres künftigen Mitleids würdig, und ist daher ein Zug, der a. a. O. mit Recht ein Talentstreich genannt worden ist.

Unser Verf. scheint leider weder von jenem griechischen Geniestreiche, noch von diesem deutschen Talentstreiche eine Ahnung gehabt zu haben, und wenn Müllner in seiner gern scherzenden kritischen Manier die Iphigenia des Euripides einen Apfel, die Tochter Jephta's des Herrn Robert aber eine Birne nennen durfte (vermuthlich weil der Apfel runder als die Birne gestaltet ist); so ist der vorliegende Aristodemos des Herrn Braun eine Nuß, und zwar eine taube. Dieser Messenische Heros ist ein abergläubiger Thor, welcher in vollem Ernste glaubt, Messene sey gegen die feindlichen Spartaner nicht anders zu retten, als wenn dem delphischen Orakel genug gethan werde, welches als Pränumerationspreis des Sieges die Opferung einer reinen Jungfrau aus dem Stamme der Aepytiden gefordert hatte. Das Loos trifft die Tochter des Lokiskos, sie entflieht, und nun beschließt der patriotische Held, seine eigne Tochter für das Vaterland zu opfern. Sie kennet, ahnet den Beschluß, scheut den Tod für Vater und Volk nicht, und wird getödtet; aber Aristodemos schießt hierbey einen Bock, indem er sie — nach rührender Abschiedsumarmung — eigenhändig und so zu sagen brevi manu ersticht, anstatt sie feyerlich opfern zu lassen.

Diese Voreiligkeit frustrirte, in Bezug auf den delphischen Spruch, die trotz des patriotischen Anstreiches für das rein menschliche Gefühl immer abscheuliche Freywilligkeit des Tochtermordes. Und da von Seiten der Messener noch eine Saumseligkeit hinzukam (Apollo hatte auch verlangt, daß dem Donnerer hundert dreyfüßige heilige Geräthe (S. 45.) geweihet werden sollten, und das hatten die Spartaner vor ihnen gethan); so mußten die Messener unterliegen. Aristodemos geht, auf den Geliebten seiner Tochter gestützt (der natürlich nicht fehlen durfte), zum Grabe der vergeblich Geopferten, und beyde Hinterlassenen folgen ihr daselbst nach im Tode.

Eine Fabel dieser Art ist kein tragischer Kern, und darum ist die vorliegende dramatische Nuß für taub zu achten von Kunst wegen. Des Helden Entschluß kann kaum bey denjenigen, welche die Vaterlandsliebe über alle anderen Pflichten setzen, dazu gelangen, daß er Bewunderung errege, denn was ihn motivirt, ist immer ein Aberglaube, den die alten Tragiker — und namentlich Euripides in der Iphigenia — zwar auch benuzt haben, aber nie so ungeschickt; als Volksglaube, nicht als eigner, trieb er den Agamemnon an, die Tochter in das Lager zu locken. Die That selbst, als eine freywillige, erregt Abscheu nach dem Gesetze der Natur, obschon die Jungfrau darein williget, weil sie den Aberglauben des Helden theilt. Was nach der That sich begiebt, ist eine Art von poetischer Gerechtigkeit, welche an dem barbarischen Patrioten geübt wird, und es ließe sich allenfalls daraus die gute Lehre ziehen, daß man den Orakeln entweder gar nicht trauen, oder denselben buchstäblich nachkommen soll. Aber diese Moral ist, eben jenes oder wegen, auch eine taube Nuß, wenigstens ist sie nicht werth, daß christliche Kinnbacken sich damit bemühen, sie aufzuknacken.

Aus diesem Grunde haben wir hier die Schraube unseres kritischen Nußknackers angesezt, und an das Licht gebracht, was an Kernes Statt in der sonst ganz erträglich gewachsenen Schale enthalten war. Es sind Fasern ohne Fleisch, mit deren weiterer Zerlegung wir uns nicht aufhalten wollen, da wir uns nicht getrauen, sie dadurch für den guten Geschmack genießbar zu machen, selbst wenn wir sie in den raffinirtesten Lobzucker einmachen wollten. Lieber hielten wir dem deutschen Poeten hier eine kleine Vorlesung über die Kunst, die griechische Tugend christlichen Freunden der tragischen Kunst genießbar zu machen, welches wir keineswegs für so schwer halten, als es aussieht, und wovon wir glauben, daß z. B. Herr von Auffenberg in seinem Themistokles es wirklich durchgesezt hat. Aber Kotzebue's Schatten sagt: Der Raum ist kurz, die Literatur ist lang, und wir fürchten seine unsichtbare Nähe, und seine Glossenmacherey auch hier.

Unterhaltungs-Literatur.

Nachtstücke aus dem Gebiete des wirklichen Lebens von C. Roderich. Leipzig bey Kollmann. 317 S. 8.

Wenn es die Absicht des Verfassers dieser Darstellungen war, das Gemüth seines Lesers mit Grausen und Entsetzen, mit Ingrimm gegen die Menschheit, mit bitterm Hohn gegen das zu erfüllen, was in manchen unserer polizirt genannten Staaten zum Schutz des Einzelnen vorgekehrt zu werden pflegt, so hat dasselbe seinen Zweck namentlich durch das erste dieser Nachtstücke, Mathias Ring, wenigstens beym Rec. vollkommen erreicht. Bey der Lektüre dieser Schaudergeschichte wurde diesem ungefähr so zu Muthe, wie vor längerer Zeit beym Anblick eines sonst häufig sich darbietenden Kupferstichs, der den Bethlehemitischen Kindermord darstellt, wo der Maler, der das Gemälde entwarf, recht mit Lust sich in Versinnlichung aller Quaalen des Gemüths und Körpers sich erschöpft zu haben schien. In der genannten Geschichte, welche kurz nach dem siebenjährigen Kriege in der Garnison eines preußischen Regiments vorgefallen seyn soll — der Verf. sagt, sie sey durchgängig buchstäblich wahr, nur mit Aenderung der Namen — tritt in der Person eines Quartiermeisters, hier Bauer genannt, ein Teufel auf, gegen den die Milton'schen und Klopstock'schen wahre Engel sind, wenigstens für den Betrachter, da sie doch Kraft und Muth mit ihrem Sinnen und Trachten verbinden, indeß dieser Bauer die entsetzlichsten Thaten mit feiger Niederträchtigkeit, auf die empörendste Art verübt. Um sich nämlich die Befriedigung eines sinnlichen Gelüstes zu verschaffen, ermordet er nicht nur drey ganz unschuldige Menschen unter dem Scheine des Rechts, sondern martert und quält sie erst auf die unerhörteste Art, ja bringt sie endlich dahin, daß sie sich selbst verabscheuen, indem sie, durch die Martern der Folter bewogen, falsche Aussagen leisten, und die Unschuld der Wuth des Henkers überliefern. Der Verfasser schildert die Procedur des Bösewichts, so wie die Quaalen der Leidenden so umständlich, daß gewiß viele Leser, die Leserinnen wenigstens, das Buch weglegen werden, ehe sie die Lektüre geendigt haben. Der Eindruck, den diese Schreckensscenen auf das Gemüth hervorbringen, wird wenig oder gar nicht gemildert dadurch, daß Bauer endlich auch den Lohn seiner Thaten empfängt, indem er im tiefsten Elende umkommt. In der Seele des Lesers bleibt die Erinnerung des im Geiste miterlebten Unglücks so lebhaft, daß der versöhnende Schluß wenig wirken kann, zumal da dieses wirklich, auch ohne des Verfassers S. 68. befindliche Bemerkung, sehr geeignet ist, den Glauben an die Vorsehung und eine Alles regierende unendliche Liebe zu erschüttern. Ueberhaupt dünkt uns, müsse der Darsteller der Nachtstücke des Lebens sich sorgfältig hüten, seine Darstellung nicht dadurch verstärken zu wollen, daß er selbst ihre entmuthigende Gewalt an seinem eigenen Geiste offenbart; sondern, wenn er über das, was er wählt und schildert, reflektirt, muß er durch die Verstärkung des Lichtes des Glaubens jene Schatten zu mildern, und so das Ganze zu einem wahren Gemälde zu erheben suchen, welches ohne Licht nicht denkbar ist. Unser Verf. wird freylich sagen, er habe nur die Wahrheit berichtet, und seine Absicht sey nicht gewesen, eine künstlerische Arbeit zu liefern, wie jener Meister, der den Bethlehemitischen Kindermord gemalt habe, allein dagegen spricht doch die Art der Darstellung, die er gewählt hat; selbst die Benennung Nachtstücke, die offenbar auf etwas anderes hindeutet, als auf einen Bericht, der blos zeigen solle, in welchem Zustande sich die Justiz in manchen Orten befunden habe und befinden möge. Das Gute kann indeß der Verf. durch Mittheilung dieser Geschichte doch wohl stiften, daß Regenten und ihre Räthe, falls sie in deren Hände gelangen sollte — dadurch aufmerksam gemacht werden, welchen Nachtheil die zu große Begünstigung eines Standes in der bürgerlichen Gesellschaft vor den andern, den leztern zuzuziehen vermag, und zu welchen Extremen die Hoffnung der Straflosigkeit den rohen Menschen verleitet.

Das zweyte Nachtstück: Fügungen überschrieben, ist zwar nicht so grausenerregend als das erste, enthält aber doch des Elends und Jammers genug, um den Namen Nachtstück zu verdienen. Ein junger polnischer Edelmann wird aus Liebe zu einem Mädchen, das nicht seines Standes ist, Mönch, weil sie aus Verzweiflung, nicht die Seinige werden zu können, den Schleyer genommen hatte. Das Schicksal will, daß er Beichtvater desselben Klosters wird, worinnen sich seine Geliebte befindet, welches er jedoch nicht weiß noch ahnet. Einst zu einer Sterbenden gerufen, erkennt er in derselben die Geliebte. Sie genes't, die Liebe siegt über das Gelübde. Sie fallen, entfliehen, leben einige Zeit glücklich, bis sie endlich durch mehrere unglückliche Folgen ihres strafbaren Schrittes, so wie durch Gewissensbisse in schreckliche Leiden versenkt werden, worinnen sie untergehen. Hier mildert den Eindruck des Schmerzes der Gedanke, daß die Leidenden nicht unschuldig sind, und so nur die Folgen ihrer Vergehen tragen. Ueber den Titel: Fügungen, wollen wir nicht mit dem Verf. rechten, allein wir finden hier eben nicht mehr und weniger, als in vielen andern Geschichten ähnlicher Art, wenn darunter solche Ereignisse verstanden werden, die der Mensch nicht selbst durch sein Benehmen herbeygeführt hat.

Die Darstellungsart des Erzählers ist im Ganzen nicht ohne Leben und Anziehungskraft, allein sein Vortrag leidet doch oft an einer unangenehmen Weitschweifigkeit, und verliert an Interesse durch das zu häufige Einmischen nicht ausgezeichneter Reflexionen und Expectorationen. Wir wünschen und hoffen, daß der Verf. sein nicht unbedeutendes Talent immer sorgfältiger ausbilde, so könnte er einst unter den vorzüglichsten Erzählern wohl auch eine Stelle einnehmen.

X. r.

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. Februar 1824.

Dichtkunst.

Moyse, poème en quatre chants, par Nécompucène L. Lemercier, de l'académie française. Paris, 1823.

Der Verfasser — so muß er genannt werden, denn zwischen Verfasser und Dichter ist ganz so zu unterscheiden, wie zwischen Handwerker und Künstler — hat seinem Werke viele und blätterreiche Beylagen gegeben: Zeugenaussagen, Protokolle, Berichte der Kunstverständigen und andere ehrwürdige Aktenstücke, die alle beweisen sollen, daß er, so wie er gethan, hat dichten müssen, und daß das Gedicht recht gedichtet. Das alles war aber vergebene oder überflüssige Mühe. Es gibt für das Thun jedes Dichters nur eine Rechtfertigung; aber diese reicht hin. Er muß beweisen, daß er zum Dichten gezwungen worden ist; das Nothrecht muß ihn entschuldigen. Doch Hr. Lemercier war offenbar der angreifende Theil, und die schuldlose Muse hat sich nur gewehrt, so gut sie konnte.

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Die Gesetzgebung, die Kriegskunst, die Poesie, der schönen Künste Quelle, und die Naturwissenschaften sind die vier unterschiedenen Hauptbestandtheile alles dessen, was wir die Größen des menschlichen Geistes nennen. Von ihrem gleich starken, doch verschiedenartigen Glanze schon in meiner Jugend getroffen, unternahm ich, sie in vier abgesonderten Gedichten darzustellen, und Moses, Alexander, Homer und Newton zu schildern, die, unstreitiger Ueberlegenheit, jeder auf seiner Geistesbahn voranschreiten. Es scheint mir, daß sich an die Person jener Gründer der Dinge leicht die Typen der idealen Vollkommenheit knüpfen ließen, deren erste Musterbilder sie waren, und ich wollte unter ihren Zügen ein vollständiges Gemälde der Fähigkeiten des menschlichen Geistes aufstellen. . . . . Es ist nicht überflüssig, meine Richter zu versichern, daß ich mir viele Mühe gegeben, mich ihrer Kritik würdig zu machen. Ich habe die vier Theile, aus welchen mein Werk besteht, den Gelehrten, den Gesetzkundigen und den bedeutendsten Philosophen vorgelegt, in so weit darin die Theorien der Gesetze und der Literatur in Betracht kamen; dem größten Krieger (Buonaparte), so viel die Kriegskunst, und den ausgezeichnetsten Naturforschern, so viel die Newtonische Philosophie und die Naturwissenschaften unserer Zeit angeht." Das war Allen Recht gethan. Doch hätte der Verfasser seine Werke auch dem Apollo vorlegen sollen, der in solchen Prozessen Referent ist. Von den andern Gedichten nicht zu sprechen, ist doch wenigstens der Moses ein episches und kein didaktisches Gedicht, und der Marmor ist es nicht, auch der beste, der das Bildwerk, das Bildwerk ist es, das den Marmor, auch den geringsten, adelt.

Unter den Gesetzgebern, die sich zur Behandlung dargeboten, wurde Moses gewählt, weil ihn der Verfasser, nach den Ausdrücken Machiavelli's, „für den größten aller Gesetzgeber erklären würde, hätte er nicht Gott selbst zum Lehrer gehabt." Machiavelli und Lemercier haben Recht, und es wäre gut, wenn die deutschen Freystädter, in deren Waaren-Lexicon der Artikel Ontologie nicht steht, sich dieses merken wollten. Sie wundern sich schon tausend Jahre lang, daß sie ihre Juden, die den Handel so schrecklich verderben, nicht los werden können, ungeachtet diese in ungesunden Gassen wohnten, erst im 2[illegible]ten Jahre, und nur periodisch in gewisser Anzahl heirathen durften, und ungeachtet vieler andern pharaonischen Diminutive. Jezt erfahren die Freystädter, woher die Unvertilgbarkeit der Juden kömmt. Moses hat sein Volk so in die Erde gekittet, daß es nur mit dieser selbst zerstört werden kann. „En outre — sagt Lemercier — j'ai pensé qu'il serait utile d'offrir le simulacre le plus frappant de la conservation constante d'une loi jurée, au peuple français, de qui le naturel n'est que trop inconstant à tout ce qu'il veut fonder." (Den Sack schlägt man, den Esel meynt man!)

Ferner sagt der Verfasser: er habe sich bemüht, in seinem Gedichte der französischen Sprache „le tour elliptique et figuré dont les hardiesses caractérisent les écrits bibliques et la concision orientale" — zu geben. Denn: „Tout dans la bonne poésie, est circonscrit

par des limites marquées." Inspiration ist nichts anders, als „le sublimité de la raison même, et malheur à tout écrivain qui prend l'extravagance pour l'inspiration." Herr Lemercier spricht zu vernünftig für einen berauschten Menschen, und berauscht muß doch ein Dichter seyn, sonst ist er keiner. In diesem Zustande mag er sich wohl von einer besonnenen Freundin führen lassen, von irgend einer Regel, daß er nicht falle; aber gerade gehen darf er nicht, und allen Gassen-Regeln ausweichen darf er auch nicht; diese müssen ihm ausweichen — spottend, immerhin. Weil aber Lemercier spricht wie ein vernünftiger Mensch, ist auch sein Gedicht nicht gut geworden. Nur einen einzigen schönen Vers fand ich darin. Es ist folgender, der die Zwangsarbeiten der Hebräer in Egypten schildert:

A fonder des tombeaux ils consumoient leur vie.

Doch haben die Verse alle etwas Rauhes und Barsches, das, lernte man sie nicht näher kennen, Zutrauen einflößen würde. Denn man sieht es ihnen mit Wohlgefallen an, daß sie nicht in der poetischen Residenz der Franzosen, die jede Kraft bis zur Flachheit abschleift, aufgezogen worden.

Das Gedicht beginnt mit der Rückkehr der zwölf Spione, die Moses in das gelobte Land geschickt. Die Kunst war damals noch in den Jahren jungfräulicher Schüchternheit, und die naiven Spione, statt in Canaan zu sehen, was man ihnen zu berichten aufgetragen, berichten nur, was sie wirklich gesehen, und erzählen: das Land wäre herrlich, aber mit dessen Bewohnern wäre nicht zu scherzen, sie würden sich hartnäckig vertheidigen. Die Israeliten, als sie dieses hören, erschrecken, und empören sich gegen Moses, der sie ihrem gewissen Verderben zuführen wolle. Moses tritt unter die Meuterer:

Il présente, au mépris du tumulte orageux,
De ses traits de Lion le calme courageux.
Son visage n'a point cette maigreur livide,
Qui d'un fiel dévorant est une empreinte aride;
La force, en tout son lustre y portant sa couleur,
De son généreux sang fait briller la chaleur.

Der herausgehobene Vers zeigt, was auch noch mehrere Stellen darthun, daß sich der Verfasser vor anachronistischen Bildern und Gefühlen nicht zu bewahren verstand. Wen wollte er mit maigreur livide bezeichnen? Einen christlichen Missionär? Oder wohl gar Napoleon? Das Epos soll nur erzählen, was geschehen ist, nicht, was nicht geschehen ist. — Satan erscheint, in seinem Gefolge die Anarchie, das aufrührische Lager in noch größere Verwirrung zu bringen. Lemercier malt die Anarchie (wie er in der Vorrede bemerkt) nach der Natur, so wie sie ihm 1794 erschienen. Endlich wird die Rebellion gedämpft. Es kömmt Hiob aus Arabien, seinen Jugendfreund Moses zu besuchen. Als er in dessen Zelt kömmt, und Sephora, Mosis Gattin, erblickt, ist er galant, und fragt Aaron:

Où put naître ... cette beauté si rare
Dont Moyse ton frère est l'époux révéré?
Son éclat par les ans est à peine altéré.

Aaron erzählt, wie sich Moses und Sephora beym Brunnen kennen gelernt. Hiob geht zu Bette. Sein Schlafzelt ist mit herrlichen Gobelins, vormosaische biblische Geschichten darstellend, geschmückt, woraus Lemercier Gelegenheit nimmt, diese Geschichten zu erzählen.

Im zweyten Gesange erzählt Moses seinem Gaste den Hergang der ihm gewordenen Offenbarung und göttlichen Sendung. Von jener Zeit, da er noch ein Hirte war, sagt er:

J'interrogeai les lieux d'un œil observateur,
L'art des bergers m'apprit l'art du législateur:
Leur sceptre pastoral, la nation bêlante,
De ses chiens aguerris la vertu vigilante,
Les saisons, les climats gouvernans ses humeurs,
Ses haines, ses amours, et ses craintives mœurs,
Tout offre en son instinct, sous mille traits ensemble,
Un peuple que conduit la loi qui le ressemble.

Wer in einer solchen Schule die Regierungskunst lernt, der wird freylich das Gesetz zum zausenden Hunde, und das Volk zum blöckenden Viehe umschaffen; das war aber eine ganz andere Schule, die Moses belehrt. — Moses bricht seine Erzählung ab; seine beyden Söhne und Aaron singen einen Wechselgesang zur Laute. Hiob beschenkt die Kinder und lobt Aaron.

Im dritten Gesange endigt Moses seine Erzählung. Der Aufruhr im Israeliten-Lager dauert fort. Die Moabiter schicken ihre Mädchen unter die Israeliten, sie zu verführen. Zambri, ein junger Israelit, läßt sich von einer Moabstochter verlocken, und fällt von seiner Religion ab. Phiné, sein Busenfreund, tödtet aus Glaubenseifer ihn und seine Geliebte durch einen Pfeil. Die Niedermetzlung der Strafbaren stillt den Aufruhr.

Der vierte Gesang berichtet die Verschwörung und den Untergang Corahs. Das Lager theilt sich in zwey feindliche Massen, für die Satan und der Engel Gabriel Parthie nehmen. Nachdem der leztere gesiegt, erscheint er Moses in der Stiftshütte, deckt ihm Vergangenheit und Zukunft auf, und zeigt ihm die Reihefolge der religiösen und politischen Gesetze der Reiche, von der Republik Samuels an, bis zur Monarchie des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV.; „et jusqu'à la nouvelle ère philosophique du dix-huitième siècle" — sagt Lemercier im Inhaltsverzeichniß dieses Gesanges. Vom Plato sagt der Engel Gabriel:

Le voilà ce mortel dont les rêves sublimes
Habillent mille erreurs d'éloquentes maximes,
Qui partage entre tous les femmes et les biens,
Croit en rompant leurs nœuds unir les citoyens,
Détruit le nom de père et l'heureuse industrie
Et veut que sans famille on ait une patrie.
Son nom pourtant célèbre est monté jusqu'au ciel.

Hr. Lemercier hat vergessen, daß Plato tausend Jahre später gelebt als Moses, daß also der Engel Gabriel, wenn auch immer vorhersehend, nicht hat sagen können, Plato's Ruhm ist gegen den Himmel gestiegen. Auch ist es nicht fein, einem Engel moderne, national-ökonomische Gesinnungen zu leihen, und ihn von Industrie sprechen zu lassen. Ueberhaupt spricht der Engel Gabriel gar nicht wie ein Engel, sondern wie einer der Publizisten, die nichts von englischer Natur an sich haben. Lemercier legt ihm sogar in den Mund, daß ein Staat ohne Oppositionsparthey zu Grunde gehen müsse!

In den Beylagen zu seinem Werke theilt der Verfasser Bruchstücke (aber sehr große) aus seinen ältern epischen Gedichten, Homère, Alexandre und l'Atlantiade, in der Absicht mit, die in ihnen vorherrschenden verschiedenen Farbentöne bemerklich zu machen. Das Fragment von Homer beginnt:

La nuit couvre les flots, Homère en paix sommeille.

Der schlafende Homer beginnt bedenklich eine Epopee. Homer sieht im Traume die Dichter aller kommenden Jahrhunderte. (Schrecklicher Traum! Armer Homer!) Da heißt es unter andern: Lafontaine der Fabeldichter

Abreuve agneaux et loups à l'eau de l'Hippocrène,

(Poetische Lämmer ließe man sich gefallen; aber vor begeisterten Wölfen mag uns der Himmel bewahren), und von Racine wird gesagt:

Melpomène veuve en pleure la mémoire

(Wittwe von Ephesus! Hat seitdem wieder geheirathet.) Endlich theilt Lemercier ein Gespräch mit, das er im Jahre 1800 mit dem ersten Consul Buonaparte bey Gelegenheit der Ueberreichung seines Alexanders gehabt. Dieses Gespräch, sich besser für einen besondern Artikel eignend, wird im Morgenblatte erscheinen.

D. B.

Geschichte.

Ritterzeit und Ritterwesen. Vorlesungen gehalten und herausgegeben von Büsching. Leipzig: F. A. Brockhaus. II. 8. (1ster B. XVIII und 432, 2ter B. VI und 297 S.)

Seit dem berühmten Werke des Curne de Sainte-Palaye, *) welches den ersten festen Grund zum Studium der Geschichte des Ritterwesens gelegt hat, sind zwar einzelne Erscheinungen und Charakterzüge desselben schärfer und reiner aufgefaßt, manche Einzelheiten vervollständigt und weiter ausgeführt worden, und wir verdanken namentlich dem Fleiße deutscher Gelehrten die wichtigsten Beyträge zur Geschichte der weltlichen und geistlichen Ritterorden; aber noch Keiner hat nach Sainte-Palaye die Darstellung des Ganzen auf eigenem Grund und Boden begonnen, und nach eigenem Plane durchgeführt. Man hat sich begnügt, das alte Gebäude hier und da anzubauen, zu verbessern und zu vergrößern. Die vorliegenden Vorlesungen, welche dreymal auf der Breslauer Hochschule gehalten worden sind, waren nach der Versicherung des Verfassers Anfangs nicht zum Drucke bestimmt. Der Verleger soll zu ihrer Bekanntmachung durch die Presse aufgefordert haben: dergleichen Bescheidenheiten in den Vorreden sind in der Ordnung. Wie dem aber auch sey, wir sind dem Verfasser wie dem Verleger für die Herausgabe des Werks verpflichtet, welches wir als das umfassendste und selbstständigste unter allen seit den Memoiren des Sainte-Palaye erschienenen bezeichnen dürfen. Zwar erkennen wir in der Grundlegung des Ganzen einige Steine und Pfeiler des alten Gebäudes, aber diese sind fest genug, um einen neuen Bau zu stützen; die Ausführung hingegen hat sich ganz nach dem eigenen Plane des deutschen Gelehrten gestaltet und verdankt den größten Theil der Materialien seinen Forschungen.

Curne de Sainte-Palaye hatte darin einen Mißgriff gethan, daß er den reichen Vorrath seiner Materialien ohne strenge chronologische Sonderung zusammengefügt hatte, und so geschah es denn, daß er uns Bilder und Charakterstücke gab, die aus den schönsten Einzelheiten verschiedener Jahrhunderte zu einem runden, meist zu idealen Ganzen verschmolzen waren. Auch herrscht in seiner Darstellung des Allgemeinen das französische Ritterthum zu einseitig vor, und namentlich reichten seine Quellen nicht aus, um die eigenthümlich nationale Gestaltung der gemeinschaftlichen Elemente des Ritterwesens in dem deutschen Volke gehörig beleuchten zu können. Denn so unverkennbar auch das Allgemeine in dem Geiste des europäischen Ritterthums ist, so wenig hat es doch einer nationalen Färbung widerstehen können; und selbst in gemeinsamen ritterlichen Unternehmungen, z. B. in den

---

*) Mémoires sur l'ancienne Chevalerie. Sie wurden vom Jahre 1746 an in der Academie des Inscriptions et Belles Lettres vorgelesen und zuerst in der Sammlung der Denkschriften dieser Gesellschaft abgedruckt; nachher öfter in drey Bänden zusammengestellt unter dem angeführten Titel. Klüber's deutsche Uebersetzung dieses Werks ist von eigenen Anmerkungen und Zusätzen begleitet.

Kreuzzügen, zeigt sich der deutsche Ritter in Sitte, Wort und That anders als der französische und italienische, und jeder Kreuzzug gewinnt einen eigenen Charakter, je nachdem er mehr aus deutschen oder mehr aus welschen Rittern besteht, und ein deutscher oder welscher Anführer die Unternehmung leitet.

Herr Prof. Büsching hat es versucht, das Ritterthum in mehreren Zeitabtheilungen hintereinander auftreten zu lassen, und zwar in eigener ungeschmückter und ungemischter Natur, indem er sich hütet, selber betrachtend und abschildernd zu sprechen, sondern Auszüge aus Werken jener Zeiten reden läßt, in welchen das Ritterwesen noch lebte und wirkte. Denn das Wort der alten Zeit ist immer eindringlicher und belehrender, als das weitläufige Hin- und Her-Sprechen der Neuern über sie. Ehe aber diese Zeitbilder als Belege und lebendige Beyspiele einer oder der andern Sitte und Eigenthümlichkeit des Ritterwesens vorgeführt werden, gibt der Verfasser einen kurzen allgemeinen Ueberblick derselben, als Grundlage der darauf einzufügenden Mosaik jener Bruchstücke aus gleichzeitigen Werken; und in diesen Einleitungen oder Uebersichten hat sich der Deutsche der Vorarbeit des Franzosen nicht selten bedient. Die Belege fangen meist mit Blicken in die vorritterliche Heldenzeit an, als welche schon die Regungen und Andeutungen mancher ritterlichen Sitte in sich schließt; dann folgen gewöhnlich Stellen aus den Nibelungen, die durch ihre Ueberarbeitung in der Ritterzeit ein ritterliches Ansehen gewonnen haben; darauf Auszüge aus Werken des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts, als dem eigentlichen Mittelpunkte des Ritterwesens; endlich das lezte Aufflackern des Ritterthums unter Kaiser Maximilian, dessen Weißkunig zu manchen Auszügen benutzt worden ist, und zum Schlusse das gänzliche Verflachen desselben in ein rohes Kriegsleben und ein leeres Hofceremoniel im sechzehnten Jahrhundert. Bilder aus dieser lezten Periode, die eigentlich fast allein des Kontrastes der Ausartung wegen zu einer Darstellung des Ritterthums gehören, liefern die Selbstbiographien des Götz von Berlichingen und des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. *)

Das Werk zerfällt in zwey Hauptabschnitte, deren erster, Jugendleben überschrieben, die Vorbereitungsstufen zum eigentlichen Ritterleben, welches den Inhalt des zweyten bildet, in der Erziehung des Kindes und den Spielen, Uebungen und Geschäften des Knaben und Jünglings, also namentlich des Edelknaben und Knappen, darstellt. Das Ritterleben ist in zehn Abtheilungen beschrieben, deren Ueberschriften das Wesentliche des Inhalts andeuten: Ritterschlag und Ritterwürde; Festlichkeiten; Waffen und Kleidung; Turniere und Lanzenrennen; Bewillkommnung und Empfang der Ritter, Ritterzüge, fahrende Ritter; die Frauen der Ritterzeit; Liebe, Ehe und häusliches Leben; Gelübde der Ritter, verbunden mit ihrer Gottesfurcht und Liebe, oder aus einzeinen Beweisen ihrer Tapferkeit entspringend; Zweykämpfe und Ernstkämpfe der Ritter; Vorzüge und Auszeichnung der Ritterwürde, Verfall derselben; Strafen der Ritter, Tod und Leichenbegängniß.

So reichhaltig schon in dieser Inhaltsanzeige durch Ueberschriften das Gemälde des Ritterwesens, welches Hr. Prof. Büsching uns geliefert hat, sich zu erkennen gibt, so vermissen wir hier doch ungern eine allgemeine Einleitung, welche über den Ursprung und die Elemente des Ritterthums und über den Geist des eigentlichen Ritterwesens und der Ritterpoesie sich verbreiten möchte; auf diesem Grunde, gleichsam dem abgesteckten Raume der Darstellungen, würde sich das Einzelne leichter und sicherer zusammenschließen, während jezt die erste Erscheinung gleich heraustritt, ohne daß ihr ein fester Platz in Zeit und Raum bereitet worden ist. Denn das Werk beginnt so: Die ersten sechs Jahre verlebte das Kind unter der Aufsicht der Mutter ꝛc. Ein zweyter Mangel des Werkes ist die Vernachlässigung einer strengen Nachweisung der Quellen, aus welchen geschöpft worden ist, ein Mangel, der um so fühlbarer seyn muß, da der Hr. Prof. Büsching in der Vorrede bekennt, außer den Memoiren des Sainte-Palaye auch mehrere andere Bücher wörtlich benutzt zu haben, welche durch tüchtige und gründliche Untersuchungen sich auszeichneten. Bey der Ausarbeitung seiner Vorträge habe er es versäumt, seine Gewährsmänner und Vorgänger anzugeben, und späterhin sey es ihm nicht möglich gewesen, die einzelnen Bücher wieder durchzugehen, und den Ursprung vieler Stellen anzugeben. Das ist denn freylich mehr zu bedauern, als zu entschuldigen. Verzeihlicher finden wir eine gewisse, nach Deutschland hingerichtete Einseitigkeit in den einzelnen Abschilderungen des Ritterwesens. Die altdeutschen Studien des Verfassers und seiner Gefährten leiteten natürlich nach dieser Seite hin und gaben hier die reichsten Materialien; und da das Werk des Sainte-Palaye durch französische Einseitigkeit das deutsche Ritterthum sehr zurück gedrängt hat, so ist es billig, daß der deutsche Darsteller dieses um so mehr in den Vordergrund stelle.

— m. — r.

*) Der Verfasser dieser Vorlesungen hat die interessante Biographie in 3 Bänden herausgegeben, welche gegenwärtig in dem Brockhausischen Verlage zu finden sind.

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. Februar 1824.

Dichtkunst.

The Island or Christian and his comrades. By the right hon. Lord Byron. London 1823: printed for John Hunt. 94 S. in 8.

Das neueste Gedicht des berühmten Lords gründet sich auf folgende geschichtliche Ereignisse aus Kapitän William Bligh's Reise in das Südmeer: *)

„Dienstags, den 28sten April 1789, erzählt der Kapitän, als unser Schiff sich in der Nähe der Insel Kotuh **) befand, kurz vor Sonnenaufgang kamen, als ich noch schlief, Herr Christian, der Exerciermeister, der Gehülfe des Konstabels und Thomas Burket, ein Matrose, in meine Kajüte, ergriffen mich, banden mir die Hände mit einem Stricke auf den Rücken, und droheten, mich augenblicklich zu tödten, wenn ich spräche oder nur den mindesten Lärm machte. Ungeachtet dieser Drohung rief ich so laut, daß ich jedermann aufschreckte: allein die Empörer hatten sich der Officiere, die nicht von ihrer Parthey waren, dadurch, daß sie Schildwachen vor die Thüren ihrer Kajüte gestellt, bereits versichert. Vor meiner Kajüte standen drey Mann, und in derselben waren vier andere, von denen nur Christian einen Hirschfänger, die übrigen aber Flinten mit Bajonetten hatten. Ich ward aus dem Bette gerissen und im bloßen Hemde mit Gewalt auf das Verdeck geführt, wobey ich große Schmerzen litt, weil mir die Hände zu fest gebunden waren. Als ich nach der Ursache einer solchen Gewaltthätigkeit fragte, drohete man, statt aller Antwort, mich augenblicklich zu tödten, wenn ich nicht schwiege. Der Bootsmann bekam nun Befehl, das große Boot auszusetzen, wobey man ihm drohete: wenn er nicht augenblicklich gehorche, so möge er sich in Acht nehmen. Sobald das Boot in der See war, befahl man den Seekadetten, hineinzusteigen. Ich fragte wieder, weßhalb man so verführe, aber vergeblich. Man sagte immer zu mir: Schweigt, oder ihr seyd des Todes! und Herr Christian ergriff nun ein Bajonett, hielt mich bey dem Stricke fest, und drohete mir unter Flüchen, daß er mich augenblicklich tödten würde, wenn ich nicht ruhig wäre. Dabey hatten auch die Bösewichter rings um mich her die Hähne ihrer Flinten gespannt, und die Bajonette aufgesteckt. Jezt rief man verschiedene Leute auf, und stieß sie in das Boot, und der Bootsmann und die Matrosen, die zur Aussetzung bestimmt wurden, erhielten Erlaubniß, Bindfaden, Segeltuch, Tauwerk und eine Tonne Wasser, 150 Pfund Zwieback und etwas Rum und Wein mitzunehmen, und der Zimmermann durfte auch den Kasten mit seinem Handwerkszeuge behalten. Als das Boot beynahe voll war, ließ Christian jedem von seiner Parthey einen Schluck Branntwein geben. Nun rief man die Offiziere und stieß sie mit Gewalt über Bord in das Boot, indeß ich noch, von allen Andern gesondert, hinter dem Besanmaste stand. Nachdem Alles in das Boot gebracht war, was man im Schiffe los seyn wollte, sagte Christian: Kommt, Kapitän Bligh! Eure Officiere und Matrosen sind jezt im Boote, und ihr müßt zu ihnen. Und nun ward ich ohne weitere Umstände über die Schiffsseite in das Boot gedrängt, wo man meine Hände losband. Als ich in dem Boote war, ließ man uns an einem Taue bis hinter das Schiff treiben; dann wurden wir endlich in den Ocean fortgestoßen. So lange das Schiff noch in unserm Gesichte war, steuerte es nach West-Nord-West. Das halte ich aber nur für eine List; denn als wir weggestoßen wurden, hörten wir die Aufrührer öfters ausrufen: Hussa, nach O-Taheiti!

„Christian, der Rädelsführer der Rotte, ist aus einer achtungswürdigen Familie im nördlichen England, und machte jezt die dritte Reise mit mir. So hart er auch mit mir verfuhr, so erregte doch die Erinnerung an meine Liebe für ihn einige Anwandlungen von Reue in seinem Innern. Als man mich aus dem Schiffe stieß, fragte ich ihn, ob diese Behandlung der Dank für so viele Beweise von Freundschaft wäre, die

*) Uebersezt von Georg Forster. Berlin 1793.

**) Unsern Tofoa, zu den Freundschaftsinseln gehörig.

„ich ihm gegeben hätte. Er schien bey meiner Frage be-
„troffen, und antwortete mir in großer Bewegung: Das,
„Kapitän Bligh, das ist es eben! Ich leide wie in
„der Hölle! Ich bin in der Hölle!"

Diese Worte, so möchten wir behaupten, sind es, die den Meuterer Christian zu einem Helden Lord Byrons gemacht haben. Die Hölle in der Brust, das Räthselhafte der Motive seiner Empörung, das Verschlossene seines ganzen Wesens — da haben wir den dunkeln byron'schen Mann, den immer wiederkehrenden gloomy character der byron'schen Dichtungen!

Das Gedicht besteht aus vier Gesängen in der bekannten Form der poetischen Erzählungen des Verfassers. Der erste Gesang, der mit einer herrlichen Schilderung der nächtlichen Meerfahrt in der Südsee eröffnet wird, behandelt den durch Bligh's Reisebeschreibung gegebenen Stoff, den Ausbruch der Empörung und die Aussetzung des Kapitäns und seiner Getreuen, mit geschichtlicher Vollständigkeit und Genauigkeit. Natürlich muß in dieser Erzählung der heldenmüthige und unglückliche Kapitän Bligh als Held erscheinen, und wir erwarten, daß sein Schicksal die folgenden Gesänge füllen wird. Aber der Dichter hat es anders beschlossen.

We leave them *) to their fate, hat not unknown
Nar unrodrest! Revenge may have her own:
Roused discipline aloud proclaims their cause,
And injured navies urge their broken laws.
Pursue we on his track the mutineer etc.

Dem Empörer also folgt die Muse. Für ihn haben wir aber im ersten Gesange höchstens das Interesse der Neugier gewonnen, welche Hölle in seiner Brust ihn zu der kühnen und grausamen Meuterey getrieben habe. Denn wir wissen bis zu Ende des Gesanges nicht mehr von ihm, als Bligh's Erzählung uns giebt.

His feverish lips thus broke their gloomy spell:
„'This that! 'tis that! I am in Hell! in Hell!
No more he said —

Wir hoffen nun im zweyten Gesange mit dem räthselhaft finstern Höllenmann bekannter zu werden; aber wir finden ihn nicht in diesem ganzen Abschnitt. Die Scene ist aus dem Meere und dem rohen Toben empörter Schiffsleute nach einer glücklichen Insel verlegt, wo ein paradiesisches Idyllenleben den aufgeregten Leser mit süßen Liedern auf blumigen Matten empfängt; auf ein Gemälde von Vernet folgt ein Claude Lorrain. Toobanai heißt das selige Eiland, und Neuha, eine reizende Wilde, zwischen Kind und Jungfrau, aber unter der wärmeren Sonne zu einem vollen Weibe aufgeblüht, in den Armen eines blondgelockten Nordländers, des jungen Torquil, fesselt unsre ganze Theilnahme, nicht ohne sinnliche Mittel, und Kapitän Bligh und der höllische Christian sind vergessen. Aus dem Liebesparadiese dieser Idylle werden wir mit dem glücklichen Paar durch einen Schreckensruf aufgeschreckt. Die Rache naht, ein bewaffnetes englisches Schiff ist gelandet. Weiß es Christian? frägt Torquil; und diese Frage bringt uns den Häuptling der Empörer wieder in's Gedächtniß zurück. Der alte Bote antwortet:

Aye, he has piped all hands
To quarters. They are furbishing the stands
Of arms; and we have got some guns to bear,
And scaled them. You are wanted.

Der Jüngling folgt dem Rufe der Ehre und Pflicht. Aber seine Neuha?

My Neuha! ah! and must my fate pursue
Not me alone, but one so sweet and true?
But whatsoe'er betide, ah, Neuha! now
Unman me not; the hour will not allow
A tear; I am thine whatever intervenes!

Zwischen dem zweyten und dritten Gesange ist der Kampf zwischen den Empörern und den Rächern geliefert worden.

The fight was o'er; the flashing through the gloom,
Which robes the cannon as he wings a tomb,
Had ceased; and sulphury vapours upward driven
Had left the earth and but polluted heaven etc.

So beginnt der dritte Gesang. Die Empörer sind theils getödtet, theils in das Innere der Insel zerstreut, theils gefangen. Die wenigen, welche sich geflüchtet haben, werden wie wilde Thiere gejagt: kein Zufluchtsort, kein Schlupfwinkel kann sie retten. Auf einem in das Meer hinaushängenden Felsen steht Christian mit dem Ueberreste seiner Gefährten:

Stern and aloof a little from the rest,
Stood Christian, with his arms across his chest.
The ruddy, reckless, dauntless hue once spread
Along his cheek was livid now as lead;
His light brown locks so graceful in their flow
Now rose like startled vipers o'er his brow.
Still as a statue, with his lips comprest
To stifle even the breath within his breast,
Fast by the rock, all menacing but mute,
He stood; and save a slight beat of his foot,
Which deepened now and then the sandy dint
Beneath his heel, his form seemed turned to flint.

Ein kräftiges Charakterbild! Aber es läßt uns doch keinen Blick in das Innere des Helden thun, der die Hölle seiner Brust und die in ihr gereiften Motive seiner Empörung und seiner Niederlassung in Toobanai aufdeckte. Denn nicht einmal eine schöne Wilde steht an seiner Seite, und wir fühlen uns nach der verständlichern und menschlichern Erscheinung Neuha's und Torquil's auch in diesem Momente hingezogen. Torquil begegnet uns verwundet, aber nicht schwer, unter der

*) Bligh und seine Gefährten.

kleinen Schaar Christians. Dieser wendet seinen finstern Blick auf den armen Jüngling:

And is it thus? he cried, unhappy boy!
And thee too, thee my madness must destroy.

Plötzlich erscheinen zwey Kähne auf dem Ocean, sie rudern eilig dem Vorgebirge zu, sie landen, und Neuha springt zuerst an's Land.

And who the first, that, springing on the strand,
Leaped like a Nereid from her shell to land,
With dark but brilliant skin and dewy eye
Shining with love and hope and constancy?
Neuha – the fond, the faithful, the adored,
Her heart on Torquil's like a torrent poured;
And smiled and wept and near and nearer clasped,
As if to be assured t'was him she grasped,
Shuddered to see his yet warm wound, and the
To find it trivial, smiled and wept again.

Englische bemannte Boote unterbrechen durch das Rauschen ihrer Ruder die zärtliche Scene. Christian mit zwey Gefährten besteigt den einen Kahn, Neuha mit Torquil den andern. Verfolgung. Die beyden verfolgten Kanoes trennen sich. Die Feinde dicht hinter Neuha's Barke —

And now the refuge and the foe are nigh —
Yet, yet a moment! — Fly, thou light Ark, fly!

So schließt der dritte Gesang. Die Angst gönnt uns keine Pause.

Die Beschreibung einer mährchenhaften Meergrotte*) eröffnet den lezten Gesang. Neuha's Barke hält an einem nackten Felsen, der sich nicht weit von der Insel aus den Fluthen erhebt. Die Feinde haben ihre Spur nicht verloren, sie sind schon wieder ganz hart heran: da springt Neuha winkend aus der Barke und taucht unter. Torquil ihr nach. Wo sind sie geblieben?

And where was he, the Pilgrim of the Deep,
Following the Nereid? Had they ceased to weep
For ever? or, received in coral caves,
Wrung life and pity from the softening waves?

Torquil ist der Spur seiner Neuha durch die Wogen der Tiefe gefolgt. Einen Augenblick noch senkt sich ihr Weg hinab, dann taucht sie auf, er hinter ihr — sie sind in der wunderbaren Grotte, die nur durch die Tiefen des Meeres zugänglich ist. Für die Bedürfnisse des Lebens hat Neuha schon vorher gesorgt; eine Fackel wird angezündet, das Felsengewölbe enthüllt sich den Blicken des erstaunten Torquil. Neuha führt ihn in alle Gemächer ihrer neuen Wohnung; da ist eine Matte zum Lager, Kleidung, Cocosnuß, Brod, Oel. Die kluge, liebevolle Wilde hatte das nahende Unheil aus Europa vorausgesehen, und jeden Tag mit ihrer Barke Geräthe und Lebensmittel in die Meerwohnung übergeführt. Die Scenen, welche der Dichter uns in dieser Wundergrotte schildert, gehören zu den schönsten Gemälden seines sinnlich kräftigen und üppigen Pinsels, und sie sind mit dem magischen Dämmerlichte, das aus der grünen Tiefe wiederscheint, gleichsam wie mit Krystall überzogen.

Und Christian mit seinen beyden lezten Gefährten? — Wir ahmen in diesen Fragen der Uebergänge die Manier des Dichters nach:

And they etc. Where were they?

Alle Hoffnung der Rettung ist ihnen verschwunden, und, um nicht ungerächt zu sterben, landen sie an einem Felsen, schicken die Eingeborenen der Insel mit ihrer Barke fort, besteigen die Anhöhe und setzen ihre Waffen in Stand.

They stood, the three, as the three hundred stood
Why dyed Thermopylæ with holy blood.

Ein seltsamer Vergleich, wohl nur der Zahl drey halber angebracht. Denn der Dichter selbst ruft gleich darauf aus:

But, ah, how different! 'Tis the cause makes all etc.

Wozu also der Vergleich? — Die Engländer landen und fordern die drey Empörer auf, sich zu ergeben. Keine Antwort, dreymal keine Antwort. Da beginnt das Feuer. Die Angegriffenen stehn und fallen wie Helden — Christian zulezt. Byron hält ihm folgenden Leichensermon:

The rest was nothing — save a life mis-spent,
And soul — but who shall answer where it went?
'Tis ours to bear non judge the dead; and they
Who doom to hell, themselves are on the way,
Unless these bullies of eternal pains
Are pardoned their bad hearts for their worse brains.

Das ist ächt byron'sch! — Torquil und Neuha kommen, nachdem die Gefahr vorüber ist, aus ihrer Grotte hervor, und kehren unter fröhlicher Begleitung mit Gesang und klingendem Schellenspiel nach Toobanai zurück.

Es geht aus der Darlegung des Inhalts und des Ganges dieses byron'schen Gedichts deutlich genug hervor, daß eine Kritik, die ein Kunstwerk als ein Ganzes betrachtet wissen will, mit der Anlage und Ausführung desselben keinesweges einverstanden seyn kann. Denn es ermangelt jeglicher Einheit, und kein Held, keine Begebenheit, keine Handlung hält die lose Nebeneinanderstellung einzelner Naturschilderungen, Charaktere, Gruppen u. d. m. auch nur einiger Maßen zusam-

*) Diese Grotte, ein herrliches Naturwunder, findet sich in der Gruppe der Tonga-Inseln. S. Mariners Account of the Tonga Islands. Cap. 9. Byron hat sie nach Toobanai verlegt.

men. Dieselbe Kritik a er kann einzelne Stellen, so glänzeud und anmuthig sie auch an und für sich seyn mögen, nur anerkennen, wenn sie die Wirkung des Ganzen erhöhen. Aber gerade das Schönste der ganzen Dichtung, die Episode von Torquil und Neuha, zeestört die Wirkung des Gauzen, und deängt den eigentlichen und Titelhelden in den Hintergrund zurück. Wer jedoch das Gedicht als eine Bildergallerie duechlaufen will, wird sich au vielen trefflichen Gruppen und Seenen ergötzen; denn es ist ja ein Week Loed Byron's, und die üppig helle und dunte Welt dee Südsee hat seiner weitherrschenden Muse eine nene Sphäre eröffnet, welche sie hier in dem Fluge der ersten Begeisterung durchschwebt. Schade nur, daß sie ihren europäischen Saekasmus und ihr misanthropisches Beuten mit nach dem seligen Eilande hinübergenommen hat. Ihr epigrammatischer Stachel, geschärft von ultraliberaler und antichristlicher Philosophie — sit venia verbo! — verwunder uns hier am empfindlichsten, wo sie uns einladet, auf Blumen der reinsten Natur zu ruhen. So z. B. S. 22. Strophe IV des 2ten Gesangs und sofort in demselben Räsonnement bis zur VIten Strophe, S. 24., und selbst die reizende Schilderung dee Neuha in der VIIten Strophe, S. 25., ist nicht ohne einige byron'sche Skorpionstiche:

There sate the gentle savage of the wild,
In growth a woman, though in years a child,
As childhood dates within oor colder clime,
Where nought is ripened rapidly, save crime;
The infant of an infant world, as pore
From Nature — lovely, warm and premature:
Dusky, like Night, but Night with all her stars,
Or cavern sparkling with its native spars;
With eyes that were a language and a spell,
A form like Aphrodite's in her shell,
With all her loves around her on the deep,
Voluptuous as the first approach of sleep etc.

Doch schon genug, um zu erkennen, wie Lord Byron, der gegen die europäische Kultur so ganz gleich einem Rousseau predigt, die uncultivirte Welt und ihre Geschöpfe schildert. Die Wollust, welche aus seinen Gemälden der glückseligen Inseln des Südmeers uns anhaucht, ist nicht ein Kind der unkultivirten Welt, und der europäische Epikur sucht sich vergebens zum nackten Naturmenschen zu verstellen. Eine Stelle des Gedichts hat uns in Bezug auf den Dichter merkwürdig geschienen, weil in ihr ein waemes und wahees Vaterlandsgefühl sich ausspricht, welches bekanntlich dem Herzen des edlen Loeds sehr fremd seyn soll, und das er wenigstens in seinen Werken bisher glücklich verboegen gehalten hat. Wir meynen den Schluß der XIIten Strophe des zweyten Gesanges, S. 32.

— m — r.

Macduff's Cross. A Drama by Sir Walter Scott. Macduff's Kreuz. Ein Drama von Walter Scott; übeesezt von W. A. Lindau. Leipzig, in der Reinschen Buchhandlung. 1824. Oeig. und Uebersetzung 63 S. 8.

Dieses sogenannte Drama, welches uns He. Lindau im Original und in einer sehr zierlichen deutschen Nachbildung gibt, soll in einer Sammlung von Gedichten, welche Joanne Baillie zu London voe kurzer Zeit herausgab, zuerst eeschienen seyn. Wir haden nie etwas Gehaltloseres von dem berühmten Schottländer gelesen, und wunderten uns sehr, daß Hr. Lindau sein seltenes Uebersetzertalent an dieser unbedeutenden Kleinigkeit versuchte.

Literarische Notizen.

Frau Therese Huber gedenkt Alonzo, ou l'Espagne, histoire contemporaine par N. A. de Salvandy, auf die Weise zu bearbeiten, daß die unerträgliche Weitläufigkeit des Oeiginals, so wie manche unzeitige politische Deklamation, daraus entfernt werde, und der Lesee die meisterhaft gezeichneten Charaktere, die lebendigen Darstellungen von Volkssitte, die rührenden Begebenheiten ungestört genießen könnte. Die vor mehreren Jahren mit großem Beyfall aufgenommenen „Kinder der Abtey;“ die voriges Jahr sehr befriedigende Theilnahme erregende Ellen Percy, beyde aus bändereichen Originalen zusammengedrängt, beweisen, daß Frau Therese Huber sich bey diesem neuen Unternehmen Gelingen versprechen daef.

*

Von dem berühmten Washington Jeving, dem Verfasser von Bracebridge Hall und dem Sketch-Book ist ein neues Werk: „Salmagondi, or the Whig Whams and opinions of Launcelet, Langstaff, Esq. and others“ so eben erschienen.

Verbesserungen.

In No. 95. Sp. 1. Z. 6. v. u. ist statt: „Leute die beyden“ zu lesen: die beyden Leute. Sp. 2. Z. 16. v. o. lese man überschlägt sie statt: schlägt sie über. Auch wird entweder ibid. Z. 5. v. u. statt „Sicilierin“ Sicilianerin, oder pag. sequ. Sp. 2. Z. 4. v. u. statt „Sicilianer“ Sicilier zu lesen seyn.

S. 370. Sp. 2. a. E. in der Stelle: „gegen seiner erträglichen Handlungsweise, großmüthigen Empfindungen“ u. s. f. ist statt gegen zu seyen im Gegensatz oder gegenüber.

S. 380. Sp. 1. Z. 22. steht: „Engbänder“ statt Engländer.

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. März 1824.

L'Almanach des Dames pour l'an 1824.
Rud. Ackermann's Vergißmeinnicht.

Die Almanachs- und Taschenbuchslese (das Wort doppelsinnig genommen) ist nun überstanden; die darin erblühenden Dichterblumen haben mit den Frostblumen an unsern Fenstern kaum die Wette bestanden, wer von beyden länger lebe; die Verfasser der darin aufgeschichteten Novellen und Erzählungen rechnen bereits, wie sie gesammelt einen zweyten Ehrensold erweeben mögen; und, was die Hauptsache ist, die Küpferchen, wonach jeder doch zuerst greift, sind beschaut und — vergessen. Einem der witzigsten unserer Kunstrichter gab dieß noch zuletzt Stoff zu einer bloßen, bequemen Bilderschau, wobey man gar nichts zu lesen braucht. Die Aglaja soll leben, denn ihre Kupfer sind die schönsten. Wir stimmen im Ganzen ein, wiewohl wir zwischen der Madonna des Fra Bartolomeo, die mit Recht zum Titelkupfer gewählt wurde, und dem höchst manierirten Kopf der Judith von Onoro Maeinaro einen gewaltigen Unterschied finden, und es dem Herausgeber nicht verzeihen können, daß nicht das leere Blatt zwischen jedem Kupfer eine zweckmäßige Erklärung, geistreicher als die zu seyn pflegt, womit Hase seine Bildergallerie im Belvedere begleiten läßt, zur Ausstattung erhält. Mit Sonetts ists freylich auch noch nicht abgethan.

Ist nun die mehr als vollzählige Schaar dieser Taschen füllenden oder leerenden Büchlein von allen Seiten, wo der critische Bratspieß (Obeliskus) geschwungen, das heißt, wo Bücher-Gericht gehalten wird, durchgemustert, so steht auch wohl noch die Frage frey: wie treiben es denn Franzosen und Britten mit ihren Almanachs? Von der Seine her wäre gar manches zu berichten. Wirklich hat dort ein Musen-Almanach, welcher als der Vater des Göttingischen und also als der wahre Patriarch dieser ganzen Race anzusehen ist, dort schon lang sein fünfzigjähriges Jubiläum gefeyert. Wir begnügen uns nur, einstweilen zu bemerken, daß seit drey Lüstren bereits zwey ehrenwerthe, ursprünglich beyde deutsche Buchhändler-Firmen, Cotta und Treuttel-Würz, ein recht zierliches Frauentaschenbuch alljährlich in Paris herausgeben, welches unter dem Titel Almanach des Dames pour l'an 1824 auch dießmal über den Rhein herübergeflogen und von den Sammet-Händchen der France hors la France gar sehr gestreichelt und geliebkost worden ist. Das niedliche Büchelchen kann aber auch so etwas wohl verlangen. Erst die Kupfer. Sie sind so gut, als man sie in Paris für solchen Zweck machen kann. Dafür bürgt des Kupferstecher Delvaux Name, der alle acht besorgte (selbst stach möchte man nicht von allen sagen). Französisch durch und durch ist Guerin's Aurora und Cephalus. Wie würde sich Guido Reni's oder Guercini's Aurora gegen diese — Tänzerin vergleichen müssen! Und nun gar Peudhon's sich über dem Crystall-Quell schaukelnder Zephyr! Ohnstreitig, um den Gegensatz recht schreyend zu machen, Dominichino's reich geschmückte Sibylle und Johannes der Evangelist, zwey Solitärs, die mit der Galerie des Herzogs von Orleans nach England auswanderten. Nun zwey heroische Landschaften aus dem Telemach nach Castelli. Bey aller Mühsamkeit das Dürftigste im Büchlein. Dagegen höchst willkommen die sprechenden Porteäts der hochherzigen Roland, die, wie es in der Erklärung vollkommen zeitgemäß ausgesprochen wird, die Beeirrung ihres öffentlichen Lebens unter der Guillotine abbüßte, und Mad. Campan. Noch anziehender ist der Inhalt. Wenig prosaische Aufsätze. Ein petit courrier des dames (so heißt bekanntlich selbst ein anderer kleiner Taschenliebling der Pariser Damen) kann nur Anacreons Taube seyn, und die trägt nur Verse im Schnabel! Die liebenswürdigsten Kleinigkeiten, mit Verstand ausgewählt und geordnet. Mehrere Gedichte sind darunter, die bey Preisbewerbungen in Paris, in Lüttich, bey den jeux floraux den Preis oder doch das Accessit erhielten. So ist gleich das erste Gedicht von Talairat, einem der fleißigsten Contribuenten zu diesem Almanach, auf die heldenmüthige Aufopferung französischer Aerzte, als vor einigen Jahren das gelbe Fieber in Barcellona wüthete, ein solches auch aus öffentlichen Blättern bekanntes Preisgedicht. Es ist von wahrer Begeisterung eingegeben.

Jedermann wird wohl mit zuerst nach 6 bis jezt noch unbekannten Gedichten des allgerriesenen Verfassers des Paria und der Ecole des Vieillards, Casimir de la Vigne, greifen, worin jedes das Gepräge von wahren Sentiments (wie verschieden vom deutschen Gemüth) und Zartheit ohne Kränklichkeit trägt. An dem meisterhaften Gedicht von ihm, bey der Eröffnung des neuen Comödienhauses in Havre gesprochen, konnte auch wohl mancher deutsche Prologus noch etwas zu lernen finden. Wahrhaft naiv ist H. Fleury's hoc erat in votis, oder, wie es hier überschrieben ist: la maison de campagne que je voudrois avoir. Was die schon gekannten Damen, Delphine Gay, Desbordes Valmore, Amable Tastu beytrugen, zeigt weiblichen Tact und Zartsinn. Das Grab von Boucher de Perthes, die meisten von den zahlreichen Beyträgen der Herren Mousle, Mollevault, Talairat, Millevoye sind sorgfältig unter Glas gepflegte Zierblumen. Aber lehrreich in der Vergleichung ist des oft und rühmlich genannten Chênedollé Nachahmung von Goethe's Romanze der Fischer. Wir bedauern, daß der Raum verbietet, sie ganz herzusetzen. Unter den nur sparsam eingestreuten prosaischen Aufsätzen und Erzählungen wird wohl die Skizze: was ist Longchamp? am unbedeutendsten, die Ahnungen von Talairat am — zeitgemäßesten erscheinen.

Dort an der Themse fliegen auch die Taschenbücher in Menge herum, so daß der witzige Herausgeber des New Monthly Magazine im Januarstück von 1824, wo er unter der bekannten Inschrift Annus mirabilis auch dießmal einen humoristischen Rückblick auf alle Abderiterstreiche der großen Welt-Metropole an der Themse thut, am Schluß, wo von dem gewaltigen Orkan die Rede ist, der am Ende Decembers auch in London wüthete, die rothen Maroquin-Almanachs nicht vergißt, die auf den Flügeln des Sturms der Themse zueilen, und deren Hausirer (Vendors) sich vor den herabstürzenden Feueresssen sich dann in ein Sack-Gäßchen flüchten, und dort, ihre Ephemeren mit einem Jammerblick musternd, das Horazische Postume, labuntur anni parodiren. Seit mehreren Jahren hatte man in England einen sehr gern gesehenen Jährling der Art Fernglas genannt, und dieser time's telescope for 1824 (Preis eine halbe Guinee) ist denn auch dießmahl richtig erschienen, ein alter Freund mit neuem Gesicht, zur Einleitung mit einem Gedicht auf die Blumen von dem bekannten Bernard Barton gerüstet. Dann kommt ein Schüsselchen aus der physischen und historischen Erdkunde schmackhaft zubereitet. Die Monatslisten selbst sind mit chronologischen und geographischen Skizzen durchflochten. Das Anziehendste aber, was wohl auch bey uns willkommen seyn würde, ist ein doppeltes Tageregister aus der Naturgeschichte (the naturalist's diary), wo in dem einen die merkwürdigsten Erscheinungen der Thierwelt, in dem andern die Begebenheiten in Floras Reich von einem Kenner so verständig zu Protokoll gebracht sind, daß junge Damen für ihr Vogelhaus und Hausgärtchen die vollste Befriedigung darin finden müssen. — An Taschenbüchern in der Form unsrer genealogischen von Gotha u. s. w. fehlt es den Britten auch nicht, und hier übertreffen sie uns nicht nur in der Zierlichkeit, sondern auch in der Wohlfeilheit auf eine Weise, die nur durch die Menge des Absatzes sich erklären läßt. Da ist ein gewisser Marshall der Hauptfabrikant. Seine Ladie's and Gentleman's Pocket book, so wie sein new polite Repository sind so niedlich als möglich. Aber bey dem vielfachen Interesse, das jezt das protestantische Missionswesen von seinen drey Hauptpunkten, Basel, Berlin und Dresden aus, in ganz Deutschland einflößt, soll wohl auch des Marshall's Artikel the Missionary Pocket book mit einer Menge nützlicher Notizen und dem Porträt des rastlos thätigen Irving einige Aufmerksamkeit bey uns erregen. Doch dürfte zur Kenntniß des brittischen Hofstaats, sämmtlicher Parlamentsglieder, der Armee und Marine, der brittischen Diplomaten u. s. w. kaum etwas Vollständigeres zu finden seyn, als das gleichfalls bey Marshall (Holborn-Bare, London) auch dieß Jahr wieder erschienene Taschenbuch des Königs, the King's Pocket book. Dieser Taschenfreund für Brighton und Windsor zeigt uns auf dem Titel das Porträt des Königs, dann folgen 7 sehr sauber gestochene Prospecte vom Pavillon in Brighton, der Hütte in Windsor, den Tuillerien, Pere la Chaise's Kirchhof, Kenilworth, Plymouth und Pandroke-town, zulezt die Monumente auf Fox, Perceval, Dundas, Burges's, Foulder. Und dieß alles nebst allen gekrönten Häuptern und dem brittischen Hofadel kostet in Maroquin mit vergoldeter Ecke und Schnitt nicht mehr als 3 Sh. 6 Pence. — Aber am wenigsten dürfen wir unsers wackern Landsmanns, Rudolf Ackermann, zweytes Vergißmeinnicht vergessen. Das erste Forget me not hat im vorigen Jahr auch schon in Deutschland manchen Freund gefunden. Das neue für 1824 ist, da es dem Herausgeber an Ermunterung nicht fehlte, noch reichlicher bedacht und ausgeschmückt worden. Hier tritt das Gegentheil von dem französischen Damenalmanach hervor. Hier sind die versifizirten Beyträge — Gedichte wäre wohl ein zu vielsagendes Wort — nur das buntgestickte Rad und die Einfassung des vielfarbigen Musenteppichs, welcher an sich selbst aus lauter prosaischen Erzählungen, Schilderungen und Anecdoten zusammengesezt, wenigstens den Reiz der Mannigfaltigkeit überall zur Schau trägt. Unser deutscher Landsmann huldigt, wie man sieht, als ein ächter Deutscher dem Prinzen von Coburg und der unvergeßlichen Prinzessin Charlotte. Ein leicht zu errathender Dichter, L. E. L. unterzeichnet, schreibt einen Denkspruch unter die Marmorbüste der Beweinten ka-

dem vom Prinzen von Coburg ihr errichteten Mausoleum in Claremont, dessen Inneres nebst dem Grundriß uns zugleich ein Kupferstich, in der feinsten Linienmanier, aufschließt, und dessen äußere Ansicht, als gothischen Tempels, nebst einer Beschreibung, weder hier noch in einem zweyten Kupferstich mitgetheilt wird. Ueberhaupt enthält dieß Vergißmeinnicht im Format unserer größten Taschenbücher, der Minerva, Urania u. s. w. als graphic illustrations, wie es der Britte zu nennen pflegt, 10 Küpferchen, fast alle nach Burney's Zeichnungen von den beliebten Kupferstechern S. Agar und W. T. Fry in der in England so beliebten, zart verschwebenden Manier, welche der strenge Kunstgeschmack stets des Nebulismus bezüchtigen wird. Aber ohne diese smoothness mag keine Lady es loben. Und Taschenbücher sind ja doch stets — Modebücher. Gleich das Titelblatt, wo ein ätherisches Mädchen das Vergißmeinnicht in Stein auf ein Monument ätzt, trägt diesen Charakter, wenn es nicht vielmehr Charakterlosigkeit ist. Wir Deutsche werden uns nie daran gewöhnen, und als der speculative Brockhaus vor einigen Jahren in seiner Urania Szenen nach Shakespeare in dieser Manier in England stechen ließ, so fanden dieselben, dieser weichlichen Unbestimmtheit wegen, nirgends Beyfall. Diese überverfeinerte Weichheit fällt besonders bey den zwey Kupfern, bey einer Erzählung von der schönen Outsitille, die der Regent Murray an den sie entführenden Lord Gleron vermält, und in der schönen Ella, die am Seestrand den Leichnam ihres Geliebten bejammert, nach einem nur als Bruchstück gelieferten Fragment eines Gedichtes recht sehr ins Auge. Unter den Originalaufsätzen zeichnen sich die südamerikanischen Abenteurer und Elisabeth aus, wovon die ersten in die neuesten Befreyungskämpfe Columbiens, die andere nach Yorkshire versezt ist. Aber den meisten Raum nehmen Uebersetzungen oder vielmehr englisirte Erzählungen aus dem Deutschen ein. Dahin gehört der hier zu Ende gebrachte zweyte Theil von Ferdinand Frank's Selbstbiographie, die Liebesprobe nach Kotzebue und — wunderbar zu vernehmen — Klaurens Mimeli. Wir dürfen wohl nicht erst erinnern, daß den englischen Ladie's manche Stelle des Originals ein versiegeltes Blatt blieb. Die zwey der Uebersetzung hinzugesellten Kupfer von Fry sind die besten im ganzen Buch. Das eine ist die Scene, wo sie die Hühner füttert. Der erziebigste unter den poetischen Beyträgen ist der bekannte Bernard Barton, dessen heiliger Hubertus am Seestrand das Kind findet, welches mit der Muschel den Ocean schöpft, auch seine graphische Verzierung erhielt. Fast am Schluß stellt sich uns noch ein eigner Prospect des prächtigen neuen Stadtquartiers, the Regent's Street, und zwar das sonderbare Zirkelsegment, der Quadrant genannt, vor's Auge. Ganz am Ende erhalten wir noch eine den Statistikern wichtige Uebersicht des brittischen Postwesens zugleich mit allen Postschiffern und Postmeistern in den Kolonien, woraus wir nur bemerken, daß nach Abzug von 607,000 Pf. Sterling Unkosten der reine Ertrag of the Post-Office fürs Jahr 1822 sich auf 1,335,214 Pf. St. belief. Das alles, und noch viel anderes dazu, ist nun bey Ackermann für eine halbe Guinee zu haben. Angefügt ist ein Verzeichniß der sämmtlichen, in Ackermanns Kunstrepositorium — so heißt sein Magazin im Strand — zu findenden, und in seinem Verlag lithographirten Werke. Es ist das Verdienst dieses unermüdeten Mannes, unsers Sennefelders Erfindung (dessen eignes Werk über seine Kunst der jüngere Schlichtegroll vor 7 Jahren in England selbst für Ackermann bearbeitete) zuerst in England, wo man lange ein großes Vorurtheil dagegen hatte, in Gunst und Umschwung gebracht zu haben. Er hat aber auch an einem Deutschen, J. D. Harding, einen trefflichen Zeichner auf Stein gewonnen. Die Steine müssen aber alle noch nach England aus Stollhofen verschrieben werden.

Noch ein Wort über die 1001 Nacht und einige andere Sachen.

Es mag dem Leser dieser Literatur-Blätter nicht unwillkommen seyn, zu vernehmen, was der eigentliche Verpflanzer der vollständigen 1001 Nacht, wovon in No. 3. der dießjährigen Literatur-Blätter die Rede war, über diese Erscheinung selbst urtheilt, wobey auch noch von einem andern Manne die Rede ist, dessen Verdienste nicht überall gerechte Würdigung finden. Hier ist ein Auszug aus seinem Briefe.

Wien, den 20. Januar 1824.

„So eben habe ich den endlich flott gewordenen ersten Theil durchgelesen. Zinserling, der Uebersetzer, muß wohl ein Niederländer seyn. Woher kämen sonst in seiner Sprache so viel Gallicismen? Doch das thut der Sache selbst nicht den geringsten Eintrag. Jeder kann nun aus dieser bis jezt verschlossenen Quelle selbst schöpfen. Welcher Stoff für Opernfeerey und für Mährchen! Diese 1001 Nacht ist ein Potpourri der ältesten Sagen und Weisheit des Orients, die sich darin gerade so gestaltet und gebrochen haben, wie die Geschichte Alexanders des Großen in den Romanen des Mittelalters. Sonderbare Anklänge der Art können Ihnen nicht entgangen seyn. Einer der sonderbarsten, von dem ich vor 20 Jahren noch nichts träumte und ahnete, ist in der lezten Geschichte von der wahren und falschen Gnosis, wo der Schlangenkönigin Blut und Saft, je nachdem zubereitet, heilend oder vergiftend wirkt. Einem andern, sehr merk-

würdigen Mährchen, das im zweyten Bande kommen muß, sieht man, wie ich mich ganz deutlich erinnere, seinen Ursprung aus der Odyssee an. So finden Sie hier im ersten Theil wieder die diamantholenden Vögel, die schon in den von Gallard übersezten Mährchen vorkommen, wie bey Marco Polo. In der Ausgabe dieses alten Hodöporikers von Marsden erinnert dieser in einer Bemerkung zu dieser Stelle a Hole's remarks on the ancient Night Entertainments. Wer hat in Deutschland diese Remarks? Ich habe sie nie gesehn. Ich las Marsden's Ausgabe jezt durch bey Gelegenheit eines berichtigenden Aufsatzes über Schildbergers geographische und historische Namen, womit ich eine alte Schuld an die Münchner Akademie abtrug. Ich hielt es bey dieser Gelegenheit für meine Pflicht, den (jezt ganz anders gestalteten) Director der Akademie auf Rückert (einen gebornen Baier) aufmerksam zu machen, der im Persischen wirklich Außerordentliches mit großem Fleiß und Ernst geleistet hat, wie das seine Uebersetzungen aus Nisami im vor- und diesjährigen Frauentaschenbuch, das er bey Schrag herausgiebt, zur Genüge beweiset. Ist es aber nicht kläglich, daß ein so genialer Orientalist, deren wir nicht viel in Deutschland haben, kein fixes Einkommen hat? Er wünscht eine Professur oder Bibliothekarstelle, um sein schon während seines Aufenthalts in Italien wohl begründetes Wissen in diesem Fach ins Leben zu rufen. Welch ein Coloß ist Rückert gegen diesen und jenen! und wie viel besser thäte die Akademie das Studium des dem Deutschen so nah verwandten und zugänglichen Persischen zu unterstützen, als das entfernte und aus Mangel an Manuscripten schwer gedeihliche Sanskrit. Welch ein ganz anderes Licht würde uns dann Rückert aufdecken können!"

v. Hammer.

Fürs erste möchten wir hier wohl den von Hrn. v. Hammer selbst aufgestellten Gesichtspunkt, daß diese Sammlung der noch unedirten Mährchen, Erzählungen und Anecdoten zur 1001 Nacht, sehr zur Beherzigung empfehlen, denn sonst dürfte viel dagegen zu erinnern seyn. Ja wer möchte manches darin nicht jedermann zu lesen empfohlen haben! Aber um den Ursprung, oder wenn man lieber will, dem Stammbaum so vieler uralten Sagen- und Mährchenstoffe ganz auf die Spur zu kommen, ist sie ein wahrer Fund für Kritik und Quellenforschung. — Wir erinnern, indem wir diesen Wunsch eines anerkannten Kenners hier eine Zunge geben, an Rückerts östliche Rosen, die in drey Lesen (Leipzig, Brockhaus 1822. 466 S.) erschienen, hier und da mit kalter Verneigung begrüßt oder bespöttelt worden sind, und nicht überall gerechte Schätzung fanden, um so geflissentlicher, als, dem Ausspruch der vollgültigsten Kunstrichter zu Folge, diese Sammlung, in echt orientalischer Glut in der Wahl der Sylbenmaaße und Formen, in leicht anschmiegender Gewandheit des oft wundersam erfundenen und verschlungenen Reims, einem vielbesaiteten Polychord gleicht, und in unsrer Literatur einzig dasteht. Man hat den Ueberfluß getadelt, und daß er gar nicht aufhören könne. Wahr, wenn man so etwas auf eine Sitzung abmachen will. Treffender ist die Klage über Mangel an Correktheit. Doch gilt auch hier das alte: ubi plura nitent. — Rückert hat übrigens redlich Wort gehalten. Was er in einem Liedchen an die Geliebte in jenem östlichen Rosenkranz (S. 385.) so innig ausspricht:

> Ich ging aus meinem Vaterland
> ein einziges Mal im Leben.
> Ich habe, weil ich dich draußen nicht fand,
> mich schleunig zurückbegeben.
> Ich werde nach keinem fremden Strand
> mich jemals wieder begeben,
> und denke einst auch nur an deiner Hand
> zu reisen in's andere Leben.

Das hat er durch seine Verheirathung in Coburg, wo er jezt lebt, vollkommen wahr gemacht. Die in der Urania von 1824 abgedruckten XXXVI Lieder der Liebe, die nicht poetische Faseley, sondern Ausfluß des tiefsten Gefühls seines eignen Bräutigamstandes sind, müssen als ein Cyclus gelesen, rein vom Reinen aufgenommen werden. Einzelnes aus dem Zusammenhang gerissen, mag ja wohl der Parodie unterliegen. Man würde sich aber von diesen in Wahrheit und Anmuth unvergleichlichen Liebes-Hauchen noch mehr angezogen fühlen, wenn nicht Brockhaus, oder wem sonst dieses undankbare Geschäft er auftrug, geradezu die zartsinnigsten und gefühltesten weggestrichen, und so das Ganze unfreundlich zerstört hätte.

Böttiger.

Berichtigung

einer in dem Morgenblatt für gebildete Stände vom J. 1822 Literatur-Blatt Nr. 6. S. 23. enthaltenen Nachricht.

Diese Nachricht ist dahin zu berichtigen, daß nicht Hassels, sondern Höcks statistische Tabellen von den deutschen Staaten (Basel 1801 und 1803) von dem Maire Duquesnoy in Paris unter dem Titel: Aperçu statistique des Etats de l'Allemagne à Paris. An IX in die französische Sprache übersezt und den Franzosen als Muster empfohlen worden. Suum cuique.

Höck.

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. März 1824.

Blick auf Historiographie.

Klagen wir nicht in allzubittern Tönen über die Frivolität unserer deutschen Lesewelt.*) Wird nur wahrhaft Erlesenes und Gutes geboten, der Genießer, die das Gratias nicht schuldig bleiben, der Empfänger, die nicht blos aus erborgten Schüsseln sich's wohl schmecken lassen, sind überall mehr, als man erwarten konnte. Dieß beweist **Raumers Geschichte der Hohenstaufen.** Die bis jezt ausgegebenen ersten zwey Bände findet man neben der Studierlampe der Gelehrten und auf den eleganten Work-tables unserer gebildeten Frauen nicht blos zur Schau aufgeschlagen. Es wäre voreilig, über ein so lange vorbereitetes und gereiftes, so klassisch ausgesprochenes Werk schon jezt eine unvollständige Kritik üben zu wollen. Auch sind diese Literatur-Blätter, die unsers Ermessens stets nur andeutend, nie erschöpfend in ihren Uebersichten zu Werke gehen sollten, nicht der Platz dazu. Es ist ein Nationalwerk, das schon jezt in der Handschrift vollendet, jeder Ungunst des Zufalls trotzen kann. Immer bleibt es eine zwiefach willkommene Erscheinung, daß von des nun sich selbst nennenden Generals von **Funk** Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge nur wenige Wochen später der dritte Theil: **die Kreuzfahrer und Saladin** betitelt (Leipzig, Brockhaus 1824) ausgegeben wurde, und so die genußreiche Untersuchung, wie zwey deutsche Männer, beyde von unbezweifeltem und längst erprobtem Beruf dazu, denselben Stoff, das Ergebniß redlicher und mannigfaltiger Forschung, kräftig zu gestalten und zu beleben wußten, jedem, der noch Sinn für das Höhere in sich bewahret, vor Augen lag. Konrad von Montferrat, Kaiser Friedrich I. und Richard der Löwenherzige, dieß sind die drey Hauptfiguren, die Funk als die drey gewaltig hervortretenden Hauptcharactere nicht einzeln — das hätte zu ermüdender Wiederholung geführt — aber doch klug gruppirt in den fünf lezten Lebensjahren Saladins, des eigentlichen Haupthelden dieses und des vorhergehenden zweyten Theils, mit vieler historischer Kunst hintereinander stellte. Wie belehrend muß nun die Vergleichung dieser **Gemälde** — denn bis in die kleinsten Züge ausmalen war hier Zweck — mit dem großartigen, Einzelnes oft nur flüchtig andeutenden Gang des Geschichtschreibers in der Darstellung derselben Helden und Kämpfe für jeden ausfallen, der unbefangen zu lesen und zu prüfen versteht! Man nehme v. **Raumers** gedrängte Erzählung von Friedrich I. Zug durch Natolien, die Eroberung von Iconium und seines Todes im Seleph oder Kalykadnus in ihrer gediegenen Einfachheit im 5ten Hauptstück des 5ten Buchs seiner Geschichten, und halte sie mit der Kunstfertigkeit eines geübten Schilderers, der keine Gelegenheit, die Hauptacteurs in diesem blutigen Drama selbst sprechen zu lassen, die Theilnahme an dem Muth des greisen und hochherzigen Kaisers in den bedrängtesten Augenblicken und an den oft wunderbaren Errettungen (hairbreath escapes) der Kreuzfahrer aufs ergreifendste anzuregen, im 4ten Abschnitt dieses Bandes zusammen. Man wird eingestehen, daß ohne Wettkampf — denn Keiner wußte von des Andern Darstellungsweise — zwar tüchtige Männer Seltenes erstrebten; aber man wird doch darüber nicht im Zweifel seyn, wer nach dem hohen Kranz griff, und sich ihn aufsezte.

In v. Funks Gemälden ist dem löwenherzigen Richard eine sehr gewissenhafte Entwicklung und Würdigung geworden. Was Gibbon nur leiser angedeutet hatte, Hume's und anderer brittischen Geschichtschreiber partheyische Vorgunst für diesen rohen, den Britten eigentlich gar nicht angehörenden Gewaltmenschen tritt in dieser mit Recht von der Erziehung und ersten Bildung Richards anhebenden und den Quell seiner Unbändigkeit sorgfältig verfolgenden Schilderung so überzeugend und klar uns vor's Auge, daß wohl Einzelnes bestritten oder berichtigt, der Gesammteindruck aber, den **dieser** Richard auf uns machen muß, schwerlich je geschwächt werden wird. War es doch sichtbar einer der Hauptzwecke des Verfassers, diesen Gemälden über die Entstehung und Verbreitung des Rittergeistes durch die Kreuzzüge überall neue Ansichten zu

*) Wer greift nicht nach den, jedem Zeitbedürfnisse kundig genügenden **Staatswissenschaften im Licht unserer Zeit dargestellt** von Prof. **Pölitz**, wovon bis jezt drey Theile erschienen sind?

eröffnen, und ihn selbst so hoch als möglich zu stellen. Wie viel mußte es ihm kosten, einen wahren Prototyp dieses Ritterthums, den löwenkühnen Gegner Saladins, so oft in den Schatten stellen zu müssen! Mit Bedauern sah er sich genöthigt, der Vorliebe, welche Sage und Dichtung ihm früher selbst für den gepriesensten Helden der ältern und neuern Romantik eingeflößt hatte, die Wahrheit der Geschichte zum Opfer zu bringen. Um so mehr schien es ihm die unerläßlichste Pflicht, durch die sorgfältigste Nachweisung auf die Zeugnisse glaubwürdiger Zeitgenossen, die Lebenden nicht ausgeschlossen, seine Angaben zu bewähren. Und es ist ihm gelungen. Niemand wird jezt noch die Fabel der Troubadours und ihrer Nachfolger mit der erweisbaren Thatsache verwechseln wollen. Man vergleiche, um nur einige Belege zu bezeichnen, dieß Zeugenverhör über die Ermordung des Conrad von Montferrat durch den Assassin S. 331 ff. und über die von Claude Fouchet zuerst im 16ten Jahrhundert ausgeschmückte Sage vom Sänger Blondel S. 400 ff. Wenn wir mit steigender Ungeduld die uns noch vor Ostern versprochene Mittheilung von zwey neuen Bänden von Raumers Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit kaum erwarten können: so freuen wir uns doch auch aus voller Brust über die Zusage des Meisters der Gemälde, daß die Handschrift des vierten und lezten Theils, der fast ganz allein Ludwig dem Frommen gewidmet seyn wird, zum Abdruck bereits fertig liege.

Einer andern frohen Kunde mögen wir hier gern einen Fröhliches verheißenden Zug geben. Von einer der preiswürdigsten historischen Unternehmungen, von Heerens historischen Werken, die, wenn sie vollendet da stehn, einer Gesammtanzeige noch in diesen Blättern gewiß nicht entbehren werden, wovon der 10te Theil, welcher die erste der Ideen befaßt, bereits vollendet. Wie viel neue Ausbeute lieferten die in den lezten Jahren erschienenen Werke der Britten über Persien, so daß dieser erste Theil in vielen Hauptabschnitten ganz umgearbeitet werden mußte! Glücklich der Geschichtschreiber, dem Clio so oft ihre Dienerin die Abundantia zuschickt, damit sie ihm aus stets frisch sich erneuerndem Füllhorn das Köstlichste und Neueste spende!

Was ist alle Historiographie ohne die ἱστορία oder eigentliche Forschung! Gelehrsamkeit und Kritik müssen die Basis begründen. Sonst treibt auch hier die Fata Morgana ihr loses Spiel. Wahrhaft erfreulich war uns in dieser Beziehung der zweyte Band von Prof. Dahlmanns (in Kiel) Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte (Altona, Hammerich 1823.) Wie zerfließen tausendjährige Nebelgestalten, die in allen Geschichtswerken beglaubigt vor uns standen, vor der kritischen Betastung dieses Forschers, der Scharfsinn mit umfassender Gelehrsamkeit verbindend, auch der Klarheit, ja, wo die Sache es gestattet, selbst des Hochgefühls in der Gesinnung und der Anmuth im Vortrag nicht entbehrt! Wie er in der ersten (1822 erschienenen) Sammlung gleich in der ersten Abhandlung den so viel besprochenen und berichteten Kimonischen Frieden als ein von Ephorus aus dem athenischen Volksglauben aufgegriffenes, von Isokrates, Demosthenes, Lycurgus und in der Rhetorenschule großgezogenes Fantom des Nationalstolzes mit den siegreichsten Gründen bekämpft, ist jezt durch gerechte Würdigung in kritischen Blättern (z. B. Leipziger Lit. Z. 1824. No. 15.) auch solchen zugekommen, deren Wissen nur ein Spaziergang auf unsern Literatur-Märkten ist. Die zweyte Abhandlung in der ersten Sammlung, ein wahres Meisterstück der Geschichtskritik, die Einleitung in die Geschichte von Altdänemark muß wichtige Folgen haben. Denn hier ist dem Sagensammler Saxo Grammatikus zum erstenmal ganz widerfahren, was Recht ist. Diese nun eben erst erschienene zweyte Sammlung hat zwey Abtheilungen; die erste von Dahlmann selbst verfaßte heißt Herodot, aus seinem Buche sein Leben. Sie war durch eine kräftige Skepsis schon im ersten Bande S. 95 ff. aufs beste vorbereitet. Wie wahr und „ohne alle Einschleichungen und Anwaldskünste“ treten hier eine Zahl früher wohl auch schon geahneter, aber so klar noch nie zur Evidenz gebrachter Sätze über den Vater der Geschichte hervor. Auch Poppe läßt in seinen bereits zwey Bände füllenden Prolegomenen zum Thucydides (Vol. I. p. 18.) den Herodot nach seiner Geschichte in den öffentlichen Spielen überall vorlesen. Dahlmann zeigt, wie es unmöglich war, daß Herodot den Panhellenen zu Olympia seine damals noch gar nicht geschriebene Geschichte vordeclamieren konnte, und wie alles, was darüber fast 2000 Jahre lang gefabelt worden ist, von Lucians höchst unhistorischen Rhetoricationen, um die Ohren seiner macedonischen Zuhörer zu kitzeln, ausgegangen ist. Aber er macht es auch sehr wahrscheinlich, daß Thucydides, weit entfernt, strafende Seitenblicke auf den Logographen Herodotus zu thun, seine erst in Thurii, wo nicht verfertigte, doch publizirte Geschichte nicht einmal gelesen habe, und daß also alles, was bisher über die Glaubwürdigkeit des pragmatischen Thucydides zum Nachtheil des süßerzählenden Geschichts-Periegeten gesagt worden ist, auf den unsichersten Vermuthungen und Folgerungen beruht. Wie reich ist der Abschnitt über die Vor-Herodot'schen Sagensammler und Logographen an neuen Bemerkungen! Vor allen aber genial und ergreifend durch innern Zusammenhang ist der im 7ten Kapitel mitgetheilte Blick auf Plan und Gang in Herodots Geschichtbuche. Dabey wird keiner seiner Irrthümer verschwiegen, und überall die höchste Unpartheylichkeit bewiesen. Wie gern läßt man sich von einem solchen Forscher eines Bessern belehren! Mit voller Ueberzeugung spre-

chen wir das Bekenntniß aus, daß unsre Ansicht über den epischen Plan Herodots, wobey wir die Nemesis als die waltende Gottheit darin erkannten, *) uns jezt, besonders nachdem wir Dahlmanns einfach wahre Entwickelung recht ins Auge gefaßt haben, viel zu künstlich und gesucht erscheint. Und so dürfte vielleicht auch Creuzer, dem Herodot so viel verdankt und noch mehr verdanken wird, manche von ihm in der historischen Kunst der Griechen und in der Parallele: Herodot und Thucydides, vor vielen Jahren schon aufgestellte Behauptung bey seiner erprobten Wahrheitsliebe jezt zu modifiziren nicht abgeneigt seyn. Dergleichen Forschungen stellen die deutsche Kritik auf eine Höhe, wohin das die Vordersätze fast ganz entbehrende Ausland — man denke hier nur an Larcher und Rennel — es so bald noch nicht dringen wird, wobey wir im Vorbeygehen auch auf des Königsberger Voigt's und Drumann's neueste Untersuchungen einen Blick zu werfen nicht versäumen möchten, von welchen aber zu sprechen eine andere Gelegenheit abgewartet werden muß. Wackern Geschichtsfreunden ist nicht unbekannt, welche kritische Forschungen über Quellen und Glaubwürdigkeit des Livius in dessen erster Decade Prof. Lachmann bereits eingeleitet hat. Mag doch das Feldgeschrey, erhoben über die Fabeleyen des vorzüglichsten römischen Historikers in seinen ersten Büchern, die gewiß des Jugendlichen noch viel an sich tragen mögen, und sich von den lezten, ganz verloren gegangenen 80 Büchern von der Gracchen Fall an, der Frucht seiner reifen Jahre, sehr unterschieden haben mögen, eine recht unbefangene Musterung des Für und Wider vor allem wünschenswerth gemacht haben. Aber auch die dritte Decade, die Geschichte des zweyten punischen Kriegs umfassend, und mit sichtbarer Liebe abgefaßt, fordert eine kritische Sichtung der Art. Diese erhalten wir in der zweyten Abtheilung der zweyten Dahlmannischen Sammlung aus der Feder des Prorectors an der Ratzeburger Schule, D. Becker. Zwar nennt sie der gründliches Wissen mit unerkünstelter Bescheidenheit verbindende Verfasser nur eine Vorarbeit. Aber so etwas war über diesen Theil des historischen Riesenwerks doch noch nirgends vorhanden. Wie viel Widerspruch und chronologische Mißgriffe werden hier aufgelöst und berichtigt! Der viel zu tief herabgewürdigte Appian, über welchen auch schon der ehrwürdige Schweighäuser in eignen, fast gar nicht gekannten Exercitationibus (Strasburg 1806) so erschöpfend gesprochen hatte, tritt oft ausgleichend und zurechtweisend ein. Wie würde sich der für den Livius und die Wissenschaften überhaupt viel zu früh dahingeraffte Director Matthiä in Frankfurt a. M. über diese Erscheinung gefreuet haben, da er selbst ähnliches schon längst in sich gereift hatte? Möge Becker bald Wort halten und uns durch Herausgabe des 7—9ten Buchs der Annalen des Zonaras den Dio Cassius in so vielem, was nur dort noch erhalten ist, wiedergeben! —

Wir erwähnen aber bey dieser Veranlassung, wo das Carthagerreich aus Trümmern hervortritt, einer vor wenigen Wochen erst ausgegebenen Untersuchung über die Staatsverfassung Carthago's, *) der die Hauptstelle in Aristoteles Politik (II, 8.) nach Coray's Ausgabe zum Grunde liegt, um so geflissentlicher, als wir dadurch die Bekanntschaft mit einem wackern Schüler und Freund Schneider's, des großen Polyhistors, und Manso's, zwey ruhmvolle Namen, von Kluge, Oberlehrer am Elisabetanum, und die Hoffnung erhalten, noch mehr Forschungen der Art unter dem Titel quaestiones Punicae von einem so einsichtsvollen Berichterstatter zu bekommen. Was Herrmann schon vor 20 Jahren bey seiner noch immer einzigen Ausgabe der aristotelischen Poetik aussprach, daß wir in vielen Schriften des Aristoteles nur Materialien, nicht bis zur Vollendung ausgearbeitete Werke besitzen, wird auch hier in 17 Abschnitten — in so viel zerlegt Kluge jenes Kapitel — durch mannigfaltige Erläuterungen und Ergänzungen klar erwiesen. Was ist von Henderich herab bis auf Heeren und Münter über punische Staatskräfte und Religionsgebräuche entwickelt worden! Und doch wird einiges hier neu aufgefaßt erscheinen, z. B. über die Hetärien. Lichtvolle Zusammenstellung und ein guter lateinischer Vortrag sichern dieser Sammlung, die auch das Fragment des Theodorus Melochita zur Zugabe erhielt, eine bleibende Stelle. Wer wird uns endlich mit einer kritisch vollständigen Sammlung aller Bruchstücke zu den Politieen des Aristoteles erfreuen, deren Verlust nie genug beklagt werden kann, so wie sie nach jezt vorhandenen Hülfsmitteln gegeben werden könnte!

(Der Beschluß folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

Integrity. A Tale; by Mrs. Hofland. London 1823. 8.

Mrs. Hofland gehört zu den ausgezeichnetern unter den englischen Schriftstellerinnen neuester Zeit. Wir legen an diese ihre neueste Erscheinung weniger den Maaßstab eines Ideals kunstgerechter Erzählungsweise, als den

*) In zwey in Weimar 1794 verfaßten Gelegenheitsschriften, die auch in Ruperti's Magazin und sonst noch abgedruckt worden sind, de Herodoti historia ad epici carminis indolem accedente, sive de Nemesi Herodotea.

*) Aristoteles de politia Carthaginiensium ed. Fr. W. Kluge. (Breslau 1824. Max, 236 S.)

des Zwecks, angenehm und nützlich zu unterhalten. In dieser Beziehung können wir dem neuesten Roman der Mrs. Hofland, so wie einigen ihrer frühern Schriften, unser unbedingtes Lob nicht versagen. Unter diesen einigen wollen wir besonders ihres „Son of a Genius", gedacht wissen, in welchem sich Dichtung und Wahrheit auf das Innigste verschmelzen, und eine hohe sittliche Idee, wie ein heller Silberstrom die anmuthvolle Landschaft, ihre Darstellungen durchströmt und belebt. Ist dieser Son of a Genius gleich für die Kreise junger, besonders weiblicher, Leser berechnet, so möchten ihn doch auch ältere Personen mit Interesse lesen; aber die Verfasserin hat auch in ihren Tales of the Priory und in den Tales of the Manor bewiesen, daß ihr Talent sie nicht im Stiche läßt, wenn sie für erwachsenere Zirkel ihre Farben mischt. Aus dem Roman „Integrity" überschrieben, sehen wir, daß sie vortrefflich zu erzählen weiß, daß sie besonders die Sprache der Rührung in ihrer Gewalt hat, und vermittelst unserer bessern Gefühle zu dem Herzen dringt. Ihre häuslichen Scenen besonders (denn sie bewegt sich größtentheils im niedern Leben) sind voller Kraft und Wahrheit. Statt junge und fröhliche Gemüther durch prosaisches Predigen und sentenziösen Unterricht abzuschrecken, erhebt sie das moralische Gefühl durch das natürliche Wirken der Darstellung und erregt den Leser, sich selbst zu predigen. Mrs. Hofland versteht die große Kunst, kunstlos zu scheinen. Vielleicht schreibt man einen Theil des eigenthümlichen Reizes in ihren Erzählungen ihrer Sorglosigkeit und dem gesprächgleichen Style zu, der mehr der fließenden Unterhaltung einer geistvollen Frau, als der bestimmten Kürze eines geschriebenen und gedruckten Buches, wie man sie in unsern kritischen Tagen liest, gleich kömmt. Das Leichte und Beißende der Darstellung verleitet zu glauben, man sitze an einem nebeligen Novembertage an einem englischen Kamine und höre erzählen. Die Personen ihrer Geschichte haben alle Glut und Kraft geistreich, aber leck und augenblicklich hingeworfener Skizzen; ihre Gedanken sind Blüthen glücklicher augenblicklicher Begeisterung. Im vorliegenden Werkchen erzählt sie uns die Geschichte mannigfaltiger und herber Prüfungen eines jungen, holden weiblichen Wesens, welche das Gottesurtheil mit der Standhaftigkeit eines Martyrs besteht und endlich für alle ihre Leiden durch Glück und Liebe belohnt wird.

Dichtkunst.

Englische Dichtungen nach Walter Scott, Lord Byron, Campbell, Moore und Andern. Uebersezt von Dr. B. Wolff. Hamburg 1823. bey F. H. Nestler. 251 S. 8.

„Englische Dichtungen nach Walter Scott u. s. w. Uebersezt von" u. s. w. Diese seltsame Mißgeburt eines Titels gibt kein sehr rühmliches Zeugniß von dem Scharfsinn des Hrn. Herausgebers: daß er auch als Uebersetzer nicht zu den „Auserwählten" gehöre, mögen folgende Pröbchen beweisen. Ist es z. B. etwas anders als gereimte Prosa, was wir S. 12. lesen:

„Der Friede kehrt' endlich (zurück nämlich); er führte zum Strand
Die Schiffe, vorbey war die Noth;
Da kam ach! statt seiner aus fernem Land
Ein Brief, geschrieben von fremder Hand.
Mit der Nachricht: ihr Wilhelm sey todt." Man denke!

In dem Soldaten-Lied S. 38. finden wir, daß der Uebersetzer dem Original schlecht mitspielte.

Unser Pfarrer der predigt: — warum soll' er's denn nicht? —
„Zu füllen den Topf ihm sey kirchliche Pflicht." (!)
Ey, mach' er den Leuten die Hölle nur heiß,
Weil so mancher die Lehren der Kirche nicht weiß. (!)
Doch Bruder, komm' du mit der Flasche heraus.
Thu' B'scheid (!) mir und lache den Pfaffen derb aus.

Wenn wir den englischen Dichter nicht unrecht verstehn, so läßt er in dieser Strophe den Pfarrer durchaus nichts predigen, sondern der Dichter sagt: „So — nämlich wie in den zwey vorhergehenden Strophen gesagt worden — predigt der Pfarrer — und warum sollte er es nicht? er erhält ja seine Gebühren (the placket, wahrscheinlich eine Kupfermünze, and the pot, den Topf) dafür; und es liegt ihm ob, über die armen Layen (Laymen) zu wachen, welche in das Gebiet unsrer guten Mutter Kirche einbrechen;" u. s. w.

S. 75. „In Ella's Herz bohrte die Sorge sich durch."
Im Original heißt es ganz einfach:.

Nor much was the maiden's heart et ease.

ib. „Hier wollen zur Nachtzeit der Ruhe wir fröhnen.
Orig. To night we'll shelter there.

Wozu Byron's Mazeppa (S. 95 — 145) nochmals übersezt aufgetischt wird, da die vorhandene Uebertragung eine gelungenere ist, als die des Hrn Wolff, (und eine gelungene überhaupt) sehen wir nicht ein. Ob man die Haut eines Pferdes poetisch „ein Fell" nennen muß, wie S. 128 geschieht, weiß Ref. nicht. Auf derselben Seite heißt es:

„Fest des Gestades Boden stampfend
Erreichten jezt die Höhe wir." (er und sein Pferd).

Es fragt sich, ob sie beyde gestampft haben? und wo der Reiter vom Pferde stieg, um mit diesem zu stampfen? Das Original gibt keine solche Probleme zu lösen.

In den Scenen aus Milman's dramatischem Gedicht lesen wir folgende Stelle S. 180: (der Engel der Zerstörung spricht:)

„Von neuem steh' ich auf der Menschenwelt.
Auf dem gewohnten Ruheplaz, — nur du,
O Erde leidest (?) unerschrocken mich. —
Jezt, wie vor allen Zeiten, weil' ich über
Der stolzen Zinne von Chaldäa's Bel —
Und dennoch hemmt sie nicht das Festgepränge
Unheil'ge Dienge (Dinge?) ihrer Gottheit dienend,
Die Gottheit nicht, armselig Werk der Menschen."

Diese Stelle ist ohne das Original, wenigstens für uns, unverständlich; wir haben das Original aber nicht zur Hand, und überlassen es daher den Lesern, sich dieselbe zu erklären.

Ein Anhang (S. 209—250) enthält poetische Versuche des Herausgebers. Da sie nach der Vorrede „unbemerkt von der Kritik bleiben sollen," so willfahren wir dem Wunsche des Verfassers. Druck und Papier sind schön; der Druckfehler unzählige.

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. März 1824.

Blick auf Historiographie.

(Beschluß.)

Breslau ist reich an sammelnden, forschenden und darstellenden Historikern. Mit hoher Achtung wird von allen Deutschen der selbstständige, in Stoff und Darstellung seine eigne Bahn rühmlich verfolgende Prorector K. A. Menzel, wegen seiner (im 7ten Band bis 1463 fortgesezten) Geschichte der Deutschen genannt. Doch diesem trefflichen Werke ist bey weitem noch nicht die allgemeine Anerkennung geworden, die es verdient, und die es von dankbaren Nachgebornen gewiß erhalten wird. Von ihm ist jezt ein Werk ausgegeben worden, welches wir unbedenklich für ein erfülltes Bedürfniß und für einen wahren Gewinn im Fache der bildenden Lectüre in und außer den höhern Schulanstalten erklären. Die Verlagshandlung der in mehr als 40,000 Exemplaren nach und nach verbreiteten Becker-Woltmannischen Weltgeschichte (Dunker und Humblot in Berlin) wußte, da der wackere Professor Woltmann noch vor der Hinausführung seines Plans gestorben war und die Geschichte im 10ten Theil nur bis 1789 fortgesezt hatte, Prof. Menzel für die Geschichte unsrer Zeit seit Friedrich II. Tod zu gewinnen, *) die nun theils einzeln, theils als Vollendung jener Weltgeschichte, und als der 11te und 12te Theil derselben erscheint, indem sie den ganzen Bildungsprozeß der europäischen Völker, wie er sich durch das Entstehen und Fortschreiten der französischen Revolution bis zum Ausgang dieses großen Drama's hindurchzieht, in allen seinen Hauptmomenten umfaßte. Wir stehen noch zu nah. Darum mag die Aufgabe, ein Lesebuch, wie es seyn soll, über die lezten verhängnißvollen 35 Jahre zu schreiben, auch dem Geübtesten wohl noch zu schwer, und als ein kaum von einer Riesenhand zu wälzender Felsenblock erscheinen. Aber dringend ist das Bedürfniß eines solchen Buchs. „Denn, wie Menzel im kurzen Vorwort so treffend sagt, es ist kaum glaublich, wie wenig verhältnißmäßig die Geschichte der drey lezten Jahrzehende im Zusammenhange gekannt, wie schnell sie selbst von denen, an deren Blicken die großen Auftritte vorübergegangen sind, vergessen worden ist; nur daraus erklärt es sich, daß Grundsäze, die durch gar nicht alte Erfahrungen schon lange widerlegt worden sind, fortwährend Anhänger und Märtyrer finden." Die Probe, daß dieß Buch in Stoff und Vortrag höchst anziehend ist, besteht darin, daß, wer es zu lesen anfinge, alles bey Seite legte, um es bis zu Ende, wo möglich in Einem Zuge, durchzulesen. Die erste Schwierigkeit war die Auswahl bey einer solchen Ueberfüllung an Begebenheiten, wo doch jedes Einzelne den Keim der Gesammtentwicklung in sich verschließt; es ist nichts Wichtiges übergangen, und überall mit Plutarchischem Tact die treffendste Anecdote eingewebt. Dieß selbst aber sezt die strengste Kritik in Prüfung der Quellen voraus. Was davon in kurzen Hindeutungen in den untergesezten Anmerkungen angeführt wird, beweist eine seltene Vertraulichkeit mit allem, was bis auf die neueste Zeit über die Revolution geschrieben wurde. Eine zweyte Schwierigkeit ist die geschickte Anordnung, um Licht und Schatten ins Gemälde zu bringen. Der Verfasser herrscht vollkommen über diese Masse der Begebenheiten. Das eigne Urtheil, das Zünglein in der Wage darf hier nicht fehlen, wo die Geschichte lehren und warnen soll. Hier ist auf jedem Blatte der Mann zu erkennen, dem Recht und Wahrheit das Heiligste ist. Man lese z. B. die Epikrisis zur That der gepriesenen Charlotte Corday S. 454, wo auch der Wahnsinn der neuesten Zeit seine Abfertigung erhält. Denn, was er im Vorwort selbst als das schwierigste bezeichnet, den Wegen der Verirrung nachzugehen, ohne die Rücksicht zu verletzen, welche Klugheit und Anstand in so naher Vergangenheit gebieten, ist dem freysinnigen Mann um so mehr gelungen, da ihm in eigner Brust der Genius nie schwieg. Dieß alles würde aber dem Zweck, ein auch durch die Darstellung fesselndes Lesebuch zu geben, noch nicht

*) Das Werk hat einen doppelten Titel: Weltgeschichte 11ter Theil und Geschichte unserer Zeit. Erster Theil bis zum Frieden von Campo Formio. Berlin, Dunker und Humblot. 1824. 724 S. in 8.

genügt haben, stånde ihm nicht auch die Gabe der lebendigsten Schilderung stets zu Gebote. Man betrachte nur z. B. die bis zu gespenstigem Grauen gesteigerten, und doch in keinem Zug übertriebenen Schreckensgemälde des höchsten Terrorismus in Paris S. 584, die wir nur mit den gelungensten in Picard's Desodry vergleichen möchten. Möge der vollendende 12te Band nicht auf sich warten lassen! Wahrhaft lobenswürdig ist der aus öffentlichen Blättern bekannte Plan der Verlagshandlung, dann alle 12 Bånde zu einem Preis zu verkaufen, der alle redlichen Käufer vor der Versuchung böser Wohlfeilheit bewahren, und alle Spitze in Verzweiflung setzen muß.

Nicht unerwähnt bleibe endlich auch noch in Beziehung auf die neuesten Weltereignisse ein, zwar in untadelhaftem Französisch geschriebenes und in Paris (bey Gide fils) verlegtes, aber doch seinem Ursprung und seiner Fortbildung ächt deutsches Werk, die neueste (dritte) Ausgabe von Koch's Tableau des revolutions de l'Europe, Paris 1823, in drey Bånden, wovon der lezte die durchaus vermehrten 154 genealogischen Tabellen, die bis auf die Restauration von 1815 genau fortgeführten chronologischen Tafeln und die 7 historischen Karten nebst einem vollständigen Register, der zweyte Theil aber in seinen 9 Abschnitten, welcher ganz neu hinzugekommen ist, die verhångnißvollsten 25 Jahre des französischen Uebergewichts in 5 Hauptabschnitte getheilt, S. 223—442 umfaßt. Koch's, der als Zierde der Strasburger Universität und als Deputirter zu der ersten Nationalversammlung nie den Deutschen verleugnete Geschichtswerk war schon in seiner ersten Ausgabe (1789) ein Handbuch aller Geschichtsfreunde geworden. Ein Gelehrter und Buchhändler in Berlin, Sander, besorgte die deutsche Uebersetzung. Aber die Periode Friedrichs des Großen und der neuern Zeit fehlt fast gänzlich. Doch war es bis zu vier Bånden angewachsen. Jezt ist diesem vielgesuchten Buche ein vielfaches Heil widerfahren. Durch Wegschneidung des nicht mehr Zeitgemäßen und Ueberflüssigen, durch die Einrichtung des Druckes, der aber auch so noch ein gefälliges Ansehen hat, durch kleine Zusätze und Berichtigungen, und durch die Ausarbeitung der lezten zwey Perioden, die wohl für sich ein eignes Werk machen könnten, erfüllt es jedes Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblickes, und möchte besonders noch durch seine genealogische und chronologische Ausstattung Allen unentbehrlich erscheinen, die ein solches Hülfsmittel recht zu gebrauchen wissen. Die Art, womit die Monstrosität jenes Föderativ- und Continentalsystems, das mit der Restauration sein Ende nahm, in den Einleitungen gewürdigt wird, und die Stellung der Begebenheiten selbst zeugt von der streng-monarchistischen Ansicht des Herausgebers. Doch spricht überall nur die Thatsache, bey deren schlichter Anführung das eigne Urtheil zurücktritt, und nirgends wird fremde Ueberzeugung dem Leser aufgedrungen. Da sich der Herausgeber als den Verfasser der eben so vollständigen, als zum Gebrauch unerläßlichen Histoire des Traites de paix, die bekanntlich ein ganz neues Werk geworden ist, selbst bezeichnet; so kann niemand in Zweifel seyn, daß der geh. Oberregierungsrath Schöll in Berlin sich dieß Verdienst um die Pflege eines lebenslustigen Kindes seines vormaligen Lehrers erworben hat. Während die Literatur und Bibliographie sein ausführliches Werk über die Literatur der griechischen Classiker erwarten, müssen die Geschichtsfreunde seiner aus den besten Quellen geschöpften Geschichte von Spanien mit Verlangen entgegen sehen. Nur selten vereinigt sich deutsche Gründlichkeit mit einem so geübten Vermögen, sich in der Sprache auszudrücken, die wohl noch lange die Universalsprache des gebildeten Europa bleiben wird.

C. Ludewig von Woltmann wird durch seine vielseitige Bildung und den Besitz der Eigenschaften, die neben dem Wollen auch das Können bedingen, ein sehr geachteter Name in der deutschen Historiographie bleiben. Ein früher Tod, der ihn in Böhmen ereilte, wohin er sich vor den Stürmen der Zeit geflüchtet hatte, zerriß manchen schon gereiften Entwurf historischer Werke. Aber es ward ihm eine hochgebildete Gattin zu Theil, die mit kunstreicher Hand seinen Nachlaß sammeln, und ihm selbst ein biographisches Denkmal setzen konnte. Caroline v. Woltmann gab von 1818—21 die Werke ihres Mannes in mehreren Abtheilungen heraus. So erschienen die ersten 11 Bånde, die W's Geschichte Frankreichs, Böhmens, der Israeliten, der Reformation, des westphälischen Friedens und manches Andere enthalten, was nicht untergehen sollte. Der Anlage nach waren noch 8 — 10 Bånde zurück. Das Unternehmen stockte. Die verständige Herausgeberin überzeugte sich selbst, daß manches, was mehr Erzeugniß des Augenblicks war, nicht für immer geschrieben sey. Nun hat sie den Plan auf 17 Bånde beschränkt. In drey Lieferungen werden die noch fehlenden 6 Bånde bis Ostern 1825 vollständig erschienen seyn. Es thut uns wohl zu vernehmen, daß aus dem Werk über Johannes von Müller, welches mit Recht mißfiel, und dem Verfasser bittern Tadel zuzog, die Kritik der Politik und Individualität Joh. v. Müllers ganz wegfalle, als alle seine wichtigen historischen Recensionen gegeben werden sollen. Den Schluß wird das anziehende Gemälde der ästhetischen und politischen Ansicht einer heftig bewegten Zeit, vielleicht das geistreichste aller Woltmann'schen Produkte, machen, die Memoiren des Hrn. v. Serra. In der Friedr. Fleischer'schen Buchhandlung in Leipzig steht die Unterzeichnung darauf offen. Frau v. Woltmann gehört zu den deutschen Schriftstellerinnen, die, der weiblichen Würde sich stets

bewußt bleibend, in allem, was sie schrieb, lieber nützen als ergötzen wollte. Dieß beweist noch zuletzt ihr, jungen Frauenzimmern gewidmeter, Spiegel der Welt, (Pesth, Haetleben 1824) mit ihrer Vorschrift der feinsten und reinsten Weltsitte. Böttiger.

Alterthumskunde.

A Dissertation on the Age of Homer, his Writings and his Genius; and on the State of Religion, Society, Learning and the Arts, devring that Period. London, 1823.

Heil dem König, der hundert blanke, baare Gold-Guineen als Preis einer gelehrten Abhandlung über Homers Charakter u. s. w. aussezt — und nicht nur aussezt, sondern sie auch wirklich auszahlen läßt, wenn die Schiedsrichter nach ihrem besten Wissen abgesprochen haben. Obige Abhandlung nun betreffend, deren Verfasser die hundert geränderten St. Georgeritter in die Tasche schob, so möchten wir sie zwar nicht, wie einer unserer englischen Brüder in Apollo, einen beklagenswerthen „dunce" nennen („dunce" heißt ein Dickkopf: wie kann man so unhöflich gegen eine Dissertation seyn?), den man mit einer Papierkappe auf seinem „numskull" (das ist ein potenzirter dunce) in einen Winkel stellen soll, statt ihn mit hundert Gold-Guineen zu belohnen: aber mit dem „in den Winkel stellen" sind wir ganz einverstanden, und gedenken, unsere deutschen Landsleute werden es auch seyn, sobald sie mit uns das Büchlein ein wenig durchgeblättert haben werden. Die königliche Gesellschaft der Literatur, welche diesem gelehrten Dunst (die Abhandlung taufen wir höflicher und charakteristischer, als dunce, mit Dunst) den Preis zuerkannte, wußte sicherlich nicht, was sie that, als sie die Preisschriften verglich, denn wir hörten zu Oxford und Cambridge Leute über Homer sprechen, die mehr als Dunst redeten und an die genannte Gesellschaft sendeten. Doch wir gehen in medias res, und hören einen Theil des Beweises unseres neuen Propheten, daß Homer und Moses — Eine Person seyen.

„Eine der größten Schönheiten — meynt der ungenannte Schöngeist — welche Homers Beurtheiler und Biographen ihm zuschreiben, besteht in der klassischen Genauigkeit seiner Beschreibungen von den Gebräuchen, welche zur Zeit des trojanischen Kriegs üblich gewesen seyn sollen. Ich möchte diese Kritiker und Biographen fragen, woher sie wissen können, daß er korrekt sey, wenn sie ihre Kenntniß von dieser Korrektheit nicht aus den Schriften des Moses haben, da kein heidnischer Autor dem Homer voranging, und der erste nach ihm Herodot war, von dem der gelehrte Wakefield sagt: Wir sehen aus Herodot, dem ersten griechischen Geschichtschreiber, daß man von diesem Homer oder Homerus nicht so viel wußte zu seiner Zeit, also 2—3—4—500 Jahre nach der Begebenheit, als in unserer Zeit. Und nun wähle ich eine Stelle aus Rollin's alter Geschichte, welche auf diesen Gegenstand anwendbar ist: „Als Esdras beabsichtigte, die Religion zu ihrer alten Reinheit zurückzuführen, ordnete er die Bücher der Schrift, sah sie alle sorgfältig durch, und sammelte die Inzidenzien, welche sich auf das göttliche Volk in alten Zeiten bezogen, um aus ihnen die zwey Bücher der Chroniken zu fertigen, denen er die Geschichte seiner Zeit, von Nehemiah beendigt, hinzufügte. Ihre Bücher schließen die lange Geschichte, welche Moses begonnen hatte und welche die Schriftsteller, die nach ihnen kamen, in einer genauen Reihenfolge bis zur Wiederherstellung Jerusalems fortsetzten. Das Uebrige der heiligen Geschichte ist nicht in einer so ununterbrochenen Ordnung geschrieben. Während Esdras und Nehemiah den leztern Theil dieses großen Werkes fertigten, begann Herodot zu schreiben. So finden wir, daß die lezten Verfasser der Bücher der h. Schrift mit den ersten griechischen Geschichtschreibern zu gleicher Zeit blüheten. Herodot erwähnte in seiner Geschichte der Juden nicht, denn die Griechen wollten nur von solchen Nationen unterrichtet seyn, welche wegen ihrer Kriege, ihres Handels, ihrer Größe berühmt waren, so daß, da Judäa sich damals aus seinen Trümmern erhob, die Aufmerksamkeit dieses Volkes damals nicht erregt wurde."

„Aus dieser Stelle in Rollin wird einleuchtend, daß die Griechen in dieser Periode nichts Neues von den Juden berichten konnten, da sie wohl wußten, daß sie in ihren eigenen wundervollen Allegorien (!), der Illade und Odyssee, ein erstaunenswerthes Gegenbild jüdischer Geschichte und Gebräuche (!!) hatten; sie scheinen sich in der That eine vollständige heidnische Bibel, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, aus den heiligen, begeisterten Schriften zusammengetragen zu haben, und das Schweigen des Herodot über die jüdische Geschichte bestärkt mich in dieser meiner Meynung.

„Da es nun sehr einleuchtend ist, daß die Griechen keine Erläuterung über ihren Dichter geben konnten oder wollten, wie kann dieß ein anderer Kritiker thun? Es ist unmöglich. Ich wiederhole daher, es gibt kein Prototype für diese griechischen Gedichte, als die heiligen Schrift, und es würde sehr schmeichelhaft für den Verf. dieses Versuchs seyn, wenn in einer folgenden Periode die hier aufgestellte Hypothese fernerer Forschung werth gefunden würde."

Viele Umstände scheinen dem Verf. zusammenzukommen, um zu zeigen, daß Homer der jüdische Gesetzgeber gewesen. Jacob's Tochter, Dina, wird während ihres Aufenthalts zu Salem im Lande Canaan geraubt, wie Helena. Simeon und Levi, Dina's Brüder, waren be-

sonders thätig in dem Krieg gegen Hamor und Sychem, und Castor und Pollux befreyten ihre Schwester aus den Händen Theseus und seiner Anhänger. In der Iliade ragt empor „des Achilles Zorn" und wie er sich dem Heer der Griechen entzog; so entzog sich David dem Heer und der Gegenwart Sauls. Wir lassen unsern Autor sprechen:

„Ich bitte zu bemerken, daß David ein Gefolge hatte, und daß seine Begleiter so beschrieben sind:

Und jeder, der in Trauer war, und jeder, der in Schulden war, und jeder, der in Mißvergnügen war, sammelte sich unter ihm, und er wurde ihr Haupt, und es waren mit ihm gegen 400 Männer.

Ich denke nicht, daß man, bedenkend, welcher Art Davids Gefolge war, eine Parodie dieses Gefolges in den Myrmidonen des Achilles findet, welche Homer so beschreibt:

„Fort nun eilt er am Strande des Meers, der edle Achilles,
Rufend mit grausam Getön und erregte die Helden Achaia's
u. s. w."

Jonathan, Sauls Sohn und Davids Freund, wird in der Schlacht getödtet und leidenschaftlich beweint; Achilles verliert seinen Freund Patroclus in der Schlacht und gibt sich dem grenzenlosesten Schmerze hin.

„Ich will einen andern Vergleichungspunkt in den Charakteren Davids und Achilles als Beyspiel anführen. Es entspricht keineswegs dem stolzen, hochgehaltenen Charakter des Achilles, daß er von den Gesandten des Agamemnon gefunden werde, die Harfe spielend: David spielt die Harfe: — das ist der Coincidenz-Punkt; was aber in dem begeisterten königlichen Psalmisten als erhaben dasteht, erscheint in dem heidnischen trivial und weibisch. — Paris Leyerspiel ist klassischer Natur, da die Leyer ein griechisches Instrument war.

„Die Pferde der Helden in der Iliade werden manchfaltig beschrieben: die des Achilles als schnell, wie der Wind; aber Job's Kriegsroß, in Moses Poesie, ist gewiß jenen überlegen. Achilles Roß Xanthus redete; Balaam's Esel redete und war ohne Zweifel Xanthus' Prototyp."

Wir konnten vor Lachen nicht weiter an dieser Stelle, und versuchten unsere Geduld ein anderesmal und an einer andern Stelle.

„Der zweyte Gegenstand ist die Eintheilung des Heeres und der Schiffe: in der Iliade geschieht es gerade, wie die zwölf Stämme gezählt werden. Ich darf nur im Gesang der Deborah nachsehen, wo es heißt: Warum blieb Dan in den Schiffen? Asser fuhr fort am Gestade des Meers!" so finde ich meine Behauptung bestätigt, und eine Anspielung auf einen Gebrauch, der dem ähnlich war, welcher des Achills Zorn erregte; es ist dieses in den Versen, welche die Mutter des Sisara ausgestoßen haben soll, als sie ihren Sohn von der Schlacht zurück erwartete. „Habt ihr nicht die Beute getheilt, und jedem ein Mädchen oder zwey gegeben?

„Der dritte und lezte Gegenstand, dessen ich hier gedenken will, ist der Schild des Achilles, dessen Beschreibung das Wunder aller Commentatoren war: und doch hat er gewiß sein Vorbild in der h. Schrift. Wo die Nachricht gegeben wird von der Verfertigung von Salomo's Meere, hören wir, König Salomo habe zu Hiram von Tyrus gesandt, einen Mann mit Weisheit erfüllt, und Verstand und Geschicklichkeit in allen Arbeiten von Erz. Man kennt auch den Brief des Königs von Tyrus an Salomon, worin er sagt „Hiram sey geschickt in Gold-, Silber-, Erz- und andern Arbeiten. Das gegossene Meer wird als rund beschrieben; ferner stand es auf 12 Ochsen, drey schauend gegen Norden, drey gegen Westen, drey gegen Süden und drey gegen Osten. Achilles Schild wird als rund beschrieben, die Welt darstellend, wie man annimmt; auf der Oberfläche ist dieser Schild in 12 Abtheilungen getheilt, welche Städte in verschiedenem Zustande der Bildung darstellen, einige im Frieden, andere im Krieg.

„Die Beschreibung dieser zwölf Städte (the description of those twelve cities heißt es wörtlich im Original: da aber in Homer von keinen 12 Städten die Rede ist, so hat der hypergelehrte Verf. seiner fixen Idee sichtlich ein zu starkes Opfer gebracht) scheint mir (sic!) eine große Aehnlichkeit mit den verschiedenen Lagen der 12 Stämme Israels während ihrer Reise in das gelobte Land zu haben. Ich will die hervorstechendsten Aehnlichkeiten aufzählen. In der dritten (?) Abtheilung des Schildes wird zweyer Richter und zweyer Talente Goldes gedacht; diese zwey Richter, oder Aelteren, mögen, denk' ich, für Moses und Aaron zu nehmen seyn (!), und die zwey Talente Goldes sind gewiß auf die Israeliten anwendbar, da das Zählen des Goldes nach Talenten ihnen eigenthümlich war. Die vierte und fünfte Abtheilung beschreiben das Fortschreiten der Israeliten sehr gut, besonders aber die fünfte, in welcher die Nachricht von den zwey Spionen genau mit der Beschreibung der zwey Spione zusammenhängt, welche Josua vor der Einnahme von Jericho ausgesendet hatte. Wenn wir die achte Abtheilung betrachten, so finden wir da eine vollkommene Darstellung von Boaz und seinen Schnittern; und in der neunten, dem Weinberge, darf man nur an den Syrischen Wein und an die große Traube denken, welche von den Männern abgeschnitten worden, welche Moses, das gelobte Land zu erspähen, ausgesandt hatte. (!!)

„Man kann dagegen einwenden, daß dieser Schild mit dem gegossenen Meere von Salomo keine Aehnlichkeit habe, insofern der Mittelpunkt dieses Schildes Erde, Meer und Himmel darstellte: auch will ich ihn nicht für ein Gegenstück angesehen wissen; wie aber Hiram's Werk und das von Vulkan, sind beyde als Wunder der alten Zeit angesehen, und der leztere, von Thetis zur Verfertigung des Schildes aufgefodert, scheint eine vollkommene Nachahmung des Tyrischen Werkmeisters.

„Die zwölf Abtheilungen des Schildes kömmt mit der Zahl der Ochsen überein, auf denen das Meer ruht. Die Darstellung der Himmelskörper auf dem Schild wurde als ein Wunder angesehen, dem zu folge man auf die frühen astronomischen Kenntnisse der Griechen schloß; aber im Buche Jobs haben wir die Namen derselben Gestirne vor uns.

„Ich finde in Josephus diese köstliche Arbeit, das gegossene Meer, so beschrieben: und seine Gestalt ist die hemisphärische! — Josephus bemerkt, Salomo habe in den Auszierungen an und auf diesem Kunstwerk nicht wohl gerathen, indem Figuren da zu sehen wären, welche nicht mit dem Gesetz genau übereinstimmten; eine Aehnlichkeit darin möchte daher leicht von den Griechischen Rhapsodisten anzunehmen seyn."

Wir denken, deutsche Leser haben genug an diesem Pröbchen; wer aber mehr lesen möchte, dürfte leicht bey Hrn. Wittacker zu London die ganze Auflage dieses opusculi noch vorräthig finden.

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. März 1824.

Taschenliteratur für 1824.

Eidora,

herausgegeben von H. Gardthausen, Schleswig, in Commission im königl. Taubstummen-Institut, zweyter Jahrgang, hat kein günstiges Urtheil zu hoffen, wenn wir hier die Maxime gelten lassen wollen, welche in No. 2. des Lit. Bl. aufgestellt werden ist: daß man bey Taschenbüchern vor allen Dingen auf die äußerliche Eleganz, auf den typographischen, chalcographischen und sogar buchbinderlichen Schmuck sehen müsse. Sie ist auf Löschpapier gedruckt, broschirt, die Kupfer (ein Merkur nach Thorwaldson und zwey Gemälde von Eckersberg) sind nur in Umrissen ausgeführt, und die beyden landschaftlichen Bilder sind Steindrücke. Aber der belletristische Inhalt steht hinter dem des ersten Jahrganges nicht zurück, besonders in Hinsicht der Gedichte. Der Landpriester von Prätzel ist eine ausgezeichnet schön versifizirte Schilderung der Glückseligkeit des Landlebens, welcher Aschenfeldts Vicar of W. (S. 45.) kunstzweckmäßig zur Seite steht. Camoens, nach dem Dänischen des Herrn Schack von Staffeldt, vom Herausgeber, ist eine erhebend gedachte Verschönerung von des großen Dichters kläglichem Tode, in dramatischer Form. Von dem Drama des Herrn Otto Koch, Körners Tod, läßt sich das nicht sagen, es ist ein langweiliges Product. Das bleibende Gedicht von Neuber ermahnt in schönen Versen die Dichter, würdigen Gegenständen ihre Leyer zu weihen. Aber womit will der Sänger den Inhalt der ersten Strophe rechtfertigen?

> Schöpfen mußt du aus der Weltgeschichte.
> Soll, was du gestaltest im Gedichte,
> Mit der Weltgeschichte fortbestehn.
> Alles, was sich nicht ans Leben bindet,
> Was im Rausch die Phantasie erfindet,
> Wird, wie Nachtgestalten, untergehn.

Glaubt er, daß Calderons Leben ein Traum, Wielands Oberon und andere berühmte Werke der Neueren untergehen werden, weil sie nicht aus geschichtlichem Stoffe gebildet sind? Amor als Briefträger (warum nicht lieber als Brieftaube, da der Gott hier wirklich als Taube erscheint?) vom Herausgeber ist ein liebliches, anakreontisch gedachtes, und echt musikalisch ausgeführtes Liebeslied. Sehr artig erzählt Neuber S. 262. die bekannte Anecdote von dem Soldaten, bey dem man Kirchenkostbarkeiten fand, und welcher behauptete, daß die wunderthätige Marie ihm dieselben geschenkt habe.

> Die Urtel und die Acten geben
> Zum König, der den Pfaffen feind.
> Die andern gern ein Näschen drehen,
> Wenn es zu ihrem Vortheil scheint;
> Ihn dünkt der Schwank nicht schlimm zu passen,
> Die Herrn beym eig'nen Heft zu fassen.
>
> Drum kommt die Sache zum Berichte
> Der orthodoxen Clerisey,
> Zu melden ihm: ob die Geschichte
> Nach ihrem Glauben möglich sey:
> Er dürfe sich, nach seinem Glauben,
> Hier die Entscheidung nicht erlauben.
>
> Die winden sich nach allen Seiten,
> Der Schlinge listig zu entgehn;
> „Zwar könne man es nicht bestreiten,
> Daß solche Wunder einst geschehn:
> Doch, jeden Umstand recht erwogen,
> Sey hier das Wunder wol erlogen.“
>
> Drauf decretirt also der König:
> „Beklagter werde nicht gehenkt;
> Doch, wenn ihm, viel nun oder wenig,
> Die milde Jungfrau wieder schenkt;
> So will ich, daß er von der Sache,
> Bey Galgenstrafe, Meldung mache.“

Daß indessen (Strophe 2.) die heiligen Gefäße fort (weg) kamen, ist ein Provinzialismus. Das Gedicht von Helene, die Offenbarung rührt und erhebt gewiß jeden Leser, der fähig ist, in die Lage eines Blinden sich zu versetzen. Hier ist es ganz.

> Blind war ich, seit die Mutter mich geboren,
> Und Nacht lag vor den Augen, in der Brust,
> Nur hohle Worte klangen mir verloren,
> Der Sinn, die Deutung ward mir nie bewußt;

Was auf der Erde blühend sich gestaltet,
Was strahlend auf und ab am Himmel steigt,
Wie Lust und Schmerz im Auge sich entfaltet,
Nichts hatte sich dem todten Blick gezeigt.

Als gestern die Gespielen mich verlassen,
Da trat ich aus der Hütte engem Raum,
Es labte mich, die kühle Luft zu fassen,
Mir graute vor des Lagers weichem Flaum;
Wo keine starren Mauern mich umzogen,
In Windesrauschen flüchtet ich mich hin,
Dort kam die Hoffnung mir herab geflogen
Und lös'te sanft den schwergebundnen Sinn.

Und wie ich saß, und sehnte mich, zu schauen,
Verschwand die Blindheit plötzlich mir vom Aug';
Da lagen blühende, geschmückte Auen
Und alles regte sich im Lebenshauch.
Wie könnt' ich wohl das süße Staunen schildern,
Als ich die Welt, mir aufgethan und nah,
In wundersam-geheimnißvollen Bildern,
Zum erstenmal die Sterne schimmern sah.

Der Weltengeist schritt über unsre Erde,
Ich sah sein himmelschönes Angesicht,
Er sprach zu mir mit freundlicher Geberde:
„Du, Kind des Staubes, weine förder nicht,
„So wie ich jezt, die Erde zu erquicken,
„Des Thaues Perlen rings umher gestreut,
„So will ich auch dein todtes Herz entzücken,
„Erkennen sollst du meine Herrlichkeit.“

Und jene Krone, die in lichten Höhen,
Als fernes Sternbild unsern Blicken hängt,
Die hatte sich mit leisem Geisterwehen
Auf seine hohe Stirn herabgesenkt;
Wohl anders war die Herrliche zu schauen,
Als wenn von unterirdschem Gold und Stein
Der Erde kleine Fürsten Kronen bauen,
Zum Zeichen ihrer Macht sie einzuweihn.

Hier rollten Welten um die stolzen Bogen
Und Feuersonnen bildeten ihr Rund,
Von Lazur blauem Aetherkranz durchzogen,
So that sie ihres Meisters Größe kund;
Ihn selbst kann meine Sprache nicht verkünden,
Zu schön gestaltet war das hohe Bild,
Auch wird der frohe Blick ihn nimmer finden,
Dem Kummer nur enthüllet er sich mild.

Die Himmelsleyer klang in seiner Rechten
Und süße Töne spielten um mein Ohr:
Da sah ich, wie die Welten sich bewegten
Nach ihrer Melodien reinem Chor.
Wie rauschten hoch die mächt'gen goldnen Saiten,
Bald schmeichelnd süß und bald erhaben schön!
Da konnt' ich alle Erdenlieder deuten
Und Donner, Sturm und Wogenklang verstehn. *)

Des Mondes weiße Bilde glänzte schweigend,
Die Berge ragten stolz zum Himmel auf,
Die Bäume schwankten, flüsternd, rauschend, neigend,
In grünen Thälern ging der Quellen Lauf.

Der Morgen kam herauf im Rosenschleyer
Und reicht' der Welt sein Blumenopfer dar,
Der Sonne ewig junges Opferfeuer
Entflammt auf unvergänglichem Altar.

So sah ich hier vereint in schöner Fülle,
Was sonst der Zeiten Kreislauf wechselnd bringt;
Ich blickte durch der Erde dichte Hülle,
Die kein erschaffnes Auge je durchdringt;
Entschleyert lag vor mir die fernste Ferne,
Die kein Gedanke, die kein Fernrohr maß,
Entziffert stand die goldne Schrift der Sterne,
Wo ich Vergangenheit und Zukunft las.

Befriedigt senkte ich die Augenlieder,
Mit ihnen schloß sich auch des Lichtes Quell,
Da faßte mich die alte Blindheit wieder,
Doch in der Seele blieb es sonnenhell!
Wohl will ich nun im Erdendunkel leben,
Mein innres Auge sieht die ew'ge Welt;
Was könnten auch die armen Sinne geben,
Das nicht vor ihrem Glanz in Nichts zerfällt!

„Aber giebt es denn nur Gedichte in diesem Taschenbuche? Keine Erzählungen?“ fragen die großen Kinder der Lesewelt. O doch! Sogar eine von Fouqué, auch eine von Prätzel, eine in Briefen (von Agathe S**) und endlich eine Legende. Aber wir haben keine gelesen. Die von Fouqué nicht, weil wir gleich im Anfange eine „Schön-Sigrith“ und einen Jüngling antrafen, „der Klaus, der Hirt, geheissen war.“ Die von Prätzel nicht, weil sie das Kegelspiel geheissen ist, ein Titel, welcher sie bey uns in den Verdacht gebracht hat, das gleich darauf folgende Kegelspielerlied des Herausgebers veranlaßt zu haben, in welchem nur ein einziger schöner Gedanke vorkommt, nämlich dieser:

Meidet, o Freunde der rollenden Bahn;
Meidet die Pudel, denn scharf ist ihr Zahn.
Ruhte wohl der auf St. Helenas Höh',
Wenn er in Rußland nicht pudelte.

Die von Agathe S** nicht, weil Frauenzimmer, wenn sie in Briefen Geschichten schreiben, gewöhnlich doppelt weitläufig werden. Und endlich die Legende nicht, weil sie gar zu kurz, nämlich nur anderthalbe Seite lang, und folglich keine Legende ist. So viel wir im flüchtigen Ueberblicke wahrgenommen haben, ist es ein Apologue, eine rein moralische Fabel, welche die Religion unter dem Bilde eines heiligen Reises aus dem Paradiese darstellt.

Die ganze Eldora hingegen, obwohl wir vieles darin zu loben gefunden haben, wie figura zeigt, ist lang (oder vielmehr dick) genug (415 Seiten), und nur der Umstand, daß sie eine nordische Najade ist, mag es entschuldigen, daß sie einige Eimer kaltes Wasser über die Leser ausgießt. Wir verstehen darunter eine beträchtliche Anzahl von Gelegenheits- und zum Theil Complimentir-Gedich-

*) Bravissimo! was diese drey Strophen anbetrifft. M.

ten (z. B. zwischen Fouqué und Ingemann), welche keinen poetischen Werth, und folglich auch für niemand Interesse haben, als für die Besungenen.

Da sie im Taubstummen-Institute gedruckt wird, so rathen wir, sie künftig von Taubstummen corrigiren zu lassen. Der Sinn des Gesichts ist bey diesen schärfer, als bey redenden und hörenden Correctoren, und schwerlich wird jemals ein Taubstummer so viele und so lächerliche Druckfehler stehen lassen, wie z. B. der S. 355, wo man unter dem Titel: Lied der Gläubiger, eine erhaben gedachte Ode von J. Nicolai findet, deren Gegenstand der Glaube ist, der gemeinschaftliche Glaube aller irdischen Kirchen an Gott.

Der Berlinische Taschenkalender,

herausgegeben von der Kalenderdeputation, 370 und 102 S., ist dießmal in Hinsicht der Kupfer dürftig ausgefallen, doch ist daran die ästhetische Kalenderdeputation nicht schuld, ein chalcographischer Künstler des Auslandes hat sie sitzen lassen mit sechs Prospecten, oder vielmehr ohne dieselben. Die Küpferchen zu den Erzählungen sind unerheblich. Was das belletristische Ragout betrifft; so findet sich hier für die Frommen ein poetischer Bissen: Ruth, biblisches Idyll von Karl Streckfuß, in 4 Gesängen. Die biblischen Geschichten gewinnen selten dabey, wenn sie hexametrisch ausgesponnen werden, und die antiken Sechsfüßler gelingen Hrn. St. nicht ganz so gut, wie die achtzeiligen Stanzen. Das Dramolet von Immermann, die Brüder, leidet Mangel an Verwickelung, oder wenn man lieber will, an Fabel, an Stoff. Die Reise in die sächsische Schweiz von A. von Tromlitz hätte sich damit begnügen sollen, gemacht worden zu seyn. Reinbecks Erzählung, Annchen Löw, beweist, daß der Verf. in diesem Gebiete der Belletristik besser zu Hause ist, als im dramatischen Fache; die Charakterzeichnung und die Haltung der einfachen Begebenheit verdienen gleichen Beyfall. Die Vestalin, von Elisen von Hohenhausen, dürfte in so ferne, als sie sich für ein „Gemälde der Römerwelt" gibt, den Kennern des Alterthums manchen Anstoß geben; aber wem an der Anschaulichkeit und weiblichen Umständlichkeit mehr, als an der archäologischen Treue gelegen ist, dem wird das Gemälde nicht mißfallen. Die versificirten Kleinigkeiten von Haug können sich nicht mit Fug Gedichte nennen; aber freylich es mangelt unserer Sprache noch am unzweydeutigen Namen für metrische Producte ohne Poesie. Wenn S. 254. auf dem Zauberangesichte des Säuglings der Unschuld Gnade spricht; so ist das eine stumme Gnade, also gleichsam eine lederne Tuchmütze. Und wenn die Wonne, welche dabey die Mutter empfindet, das erste aller Glücke genennt wird, so haben wir diese Mehrzahl von Glück blos dem Reimbedürfnisse (auf Blicke) zu verdanken. Solche Glücke sind aber Unglücksfälle für unsere liebe Muttersprache, welche die Reimschmiede nur allzuoft auf die Folter spannen. Statt der Mehrzahl von Glück hätte ein Uebermaaß von Glücke Herrn Haug leicht aus der Verlegenheit geholfen.

Unterhaltungs-Literatur.

St. Ronan's Well. By the Author of „Waverley, Kenilworth" etc. Edinburgh et London. III Vol. 1823. 8.

Dieser neueste Roman Walter Scott's ist „St. Ronan's Well" (St. Ronan's Brunnen) überschrieben, weil der Roman an dem Schottischen Brunnenorte gleiches Namens und in dessen nächsten Umgebungen spielt. Wir wollen die Leser des Lit. Bl. in wenigen Worten mit der Fabel des Romans bekannt machen. Ein Englischer Edelmann hatte sich in Frankreich heimlich verehlicht, und die Frucht dieser Ehe, einen Sohn, mit sich nach England genommen, wo er zu einer zweyten Heirath schritt, deren Sprößling abermals ein Sohn war, der bald die Ansprüche des ältern, angeblich aus einer Verbindung leichter Art entsprungenen Bruders fürchtend, ihn des Vertrauens des Vaters zu berauben suchte. Tyrrel, der erstgeborne Sohn des Edelmanns, und Bulmer, der Sprößling der in England gesetzlich vollzogenen Ehe, werden nach Edinburgh auf die Schule gesandt, und besuchen während der Ferien die Gegend von St. Ronan, wo Tyrrel die Bekanntschaft Clara's, eines Schottischen Edelfräuleins, macht und sich heimlich mit ihr verbinden lassen will. Bulmer, in der Ueberzeugung, sein Vater werde eine solche heimliche Verbindung als ein Verbrechen betrachten, und den verhaßten Stiefbruder enterben, unterstützt diese Verbindung, und beschleunigt die Stunde der priesterlichen Einsegnung des jungen Paares. Kurz vor dem dazu bestimmten Abend erhält er aber Briefe von dem Vater, aus denen hervorgeht, daß der Vater die Verbindung eines seiner Söhne mit derselben Clara wünschte, da durch eine solche Heirath der Familie eine bedeutende Erbschaft zufloß. Bulmer weiß es nun so zu veranstalten, daß er in der Dämmerung, statt Tyrrels, mit Clara getraut wird. Nach der Ceremonie mißhandelt ihn Tyrrel und flieht. Bulmer verläßt Schottland gleichfalls. Clara's Gemüth ist zerrüttet. Nach vielen Jahren erfährt Tyrrel, dessen Vater indessen gestorben war und ihn als ältesten rechtmäßigen Sohn und Erben anerkannt hatte, daß Bulmer, der sich den Titel und

das Vermögen des Vaters angemaßt hatte, nach Schottland gehe, und die Hand Clara's von Neuem nachsuche. Er eilt daher nach St. Ronan, die Plane seines unnatürlichen Bruders zu vereiteln; dabey unterstützt ihn ein alter Verwandter Clara's, und Beyder Bemühungen scheint ein glücklicher Erfolg krönen zu wollen, dem der Leser um so eher entgegen sieht, als Tyrrel von Clara noch innig geliebt wird. Allein Clara, deren Bruder die Verbindung mit Bulmer wünscht, verläßt plötzlich in der Nacht ihr Schloß, kömmt erkrankt in das Gasthaus, wo Tyrrell wohnt, und stirbt, eh' es Tag wird. Ihr Bruder erschießt den Bulmer. Tyrrel verläßt das Land, und St. Ronan's Brunnen wird zerstört.

Abgesehen davon, daß dieser Roman auf zwey abgenutzte Romanen-Motive basirt ist (auf die Feindschaft zwischen Brüdern und das eigensinnige Eingreifen einer Art von Onkel), abgesehen davon, daß die Idee, welche dem Ganzen Halt und Zusammenhang, Leben und Bedeutung geben soll, einer Seits nicht durchgehends vorherrschend ist, auf der andern sich als eine sehr gewöhnliche zeigt; so ist sowohl hinsichtlich der Charakterschilderung, in der Walter Scott sonst Meister zu seyn pflegt, als hinsichtlich der scenischen Behandlung, dieser Roman weit hinter seinen berühmten Vorgängern, als deren Verfasser W. Scott sich auf dem Titelblatt bezeichnen will, zurückgeblieben. Hält man an dem Grundsatze fest, daß jedem Dichterwerk eine poetische Idee zum Grund liegen müsse, und sucht man diese Idee in dem vorliegenden Werke, so wird man zwischen zwey Grundgedanken zu wählen haben. Entweder wollte der Dichter zeigen, daß unser Schicksal an Kleinigkeiten hänge, und durch den gewöhnlichsten und alltäglichsten Fall die feinsten Combinationen des menschlichen Geistes widerwärtig durchkreuzt werden; oder wir sollten lernen, daß wir uns nicht in Dinge mischen sollen, die wir nicht zu handhaben verstehen. Man könnte, ohne großen Aufwand von Scharfsinn, beyde Ideen mit einander verknüpfen: in der leztern spielte dann die Hauptrolle der alte Verwandte der armen Clara und des St. Ronan'schen Hauses; in der Versinnlichung der erstern treten folgende Hauptmomente hervor: der Brief, den Bulmer von seinem Vater fast in dem Augenblick erhält, wo sein Bruder sich mit Clara verbinden will, und der ihn bestimmt, nicht nur die Heirath zu hintertreiben, sondern selbst die Rolle des Heirathenden zu übernehmen; der Umstand, daß der sich in Alles mischende Alte nur zehn Minuten früher nach St. Ronan's Schloß kommen konnte, um vielleicht Clara auf immer für Tyrrel zu erhalten, und zulezt die Abwendung der Verletzung, welche sich Clara auf ihrer Flucht nach dem alten Wirthshause von St. Ronan zuzieht, und welche, nebst ihrer Erschöpfung und Angst, ihren Tod herbeyführt. Man sieht, daß diese Momente weder für große poetische Erfindungsgabe noch für weise Sparsamkeit mit dem zeugen, was der Dichter wählen kann, und, als wahrscheinlich und natürlich oder dem menschlichen Gefühl entsprechend, wählen muß. Jeder gefühlvolle Leser wird fragen: warum muß Clara sterben? Ref. weiß alles, was man auf diese Frage antworten kann: er beruft sich aber nicht auf den Verstand, sondern auf das Gefühl des Lesers, und da wird niemand das Todesurtheil über sie sprechen. Diese Behandlung des Charakters der Clara ist der Hauptfehler dieses Romans: Clara mußte ganz als Opfer ihrer augenblicklichen Blindheit und Unbesonnenheit und in dem Lichte dastehen, das auf jeden Theil ihrer glänzenden Geistesgaben grelle Schatten wirft, oder sie mußte in dem Gefolge ihrer Seelenreinheit, ihrer Treue, ihres Kummers den Lohn am Ende finden, der ihr gebührte. Eben so sehr griff der Verf. mit der Behandlung von Tyrrel fehl: wie konnte er ein so passives Wesen als Helden des Romans hinstellen? Oder will er uns durch das Schicksal dieser zwey Hauptpersonen des Romans (Clara und Tyrrel) die eisern waltende Nothwendigkeit, den Zwang der verhängnißvollen Vorausbestimmung an das Herz legen? Unter den übrigen Personen des Roman's ist blos der Pfarrer des Badeortes originell gehalten. Etherington ist ein flacher, fader, abgeschliffener Character aus der großen Welt, einer der verschmizten Bösewichter, wie sie in hundert andern Romanen dastehen. Clara's Bruder ist ein gewöhnlicher wüster Landjunker; die Ladies und Herrn in dem Badewirthshaus sind theils ohne näherliegende Bedeutung weit und breitschweifig ausgemalt oder bekannte Walter Scott'sche Figuranten. Die Wirthsfrau in dem alten Gasthause ist eine gar lästige und unbequeme Person, die allzuhäufig auf den Schauplatz geschleppt wird. Beachten wir dabey, wie langweilig der entwickelnde Brief Valentin Bulmer's am Ende des zweyten Bandes ist, wie abenteuerlich, wie unwahrscheinlich und bey den Haaren herbeygezogen die Vermählung dieses Bulmer's mit Clara dasteht, durch welche Vermählung doch eigentlich der Knoten des Ganzen geschürzt wird, so dürfte sich folgern lassen, daß der Schottische Geschwindschreiber dieses Mal noch weniger, als in seinen drey bis vier lezten Romanen das glänzende Talent beurkundet, mit dem er selber so erfolgreich sich in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen wußte. Noch haben wir zu rügen, daß in des ersten Bandes achtem Kapitel die unwürdigste Vergleichung ausgeführt wird, die je einem Schriftsteller entschlüpft seyn kann: wir meynen die zwischen streitenden Hündinnen und Hunden, und feindselig gegeneinander überstehenden Frauen und Männern.

X. Y. Z.

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. März 1824.

Freymaurerische Taschenliteratur.

Asträa,

Taschenbuch für Freymaurer a. d. J. 1824. herausgegeben von Friedrich von Sydow, Capitän im 31. K. Preuß. Lin. Inf. Regimente, (nebst einer Musikbeylage und der Logenkarte von Deutschland, Ilmenau bey Voigt. 348 S. 8.) erscheint zum ersten Male. Was will sie? „Den Geist der Maurerey in mannigfacher Gestalt (!) darstellen, und in ihrer Fortsetzung eine bleibende Uebersicht des großen Baues gewähren.“ (S. V.) Und das will sie öffentlich? Warum nicht? Wenn nicht alle Zeichen der Zeit trügen; so ist jezt die Zeit gekommen, wo die Freymaurerey offenherzig werden muß, wenn sie bey Ehren bleiben will. Sie kann es nicht mehr leugnen, daß ihr das Unglück widerfahren ist, neuerlich in mehr als einem unruhigen Staate zu revolutionären Zwecken gemißbraucht worden zu seyn. Die Ausflucht, daß das nicht die echte Freymaurerey gewesen sey, daß man nur die Hülle des Ordens, nicht dessen Geist zu solchen Zwecken gemißbraucht habe, ist leer für jeden denkenden Kopf, so lange der Orden — die Hülle nicht fallen läßt. Denn wenn das Verhüllte an sich schon den meisten Menschen verdächtig ist, wie will derjenige Verhüllte, der durch unzweifelhafte Thatsachen verdächtig geworden ist, dem Verdachte ausweichen, ohne sich der Welt zu enthüllen, ganz und ohne Vorbehalt zu enthüllen? Was wider eine solche Enthüllung die sogenannten eifrigen Maurer einzuwenden pflegen, ist bekannt; aber es ist auch von Maurern und Nichtmaurern widerlegt, und die von Außen her andringende Nothwendigkeit macht es täglich wirkungsloser. Der wahre Freund der Maurerey kann daher kaum etwas Besseres für den Orden thun, als daß er — enthülle. Aber was? Das ist die schwere Frage! Das Geheimniß des Ordens? Das ist bald gesagt; aber — insoferne nicht blos von den Formen die Rede ist, welche die Gesellschaft als eine geheime schliessen und zusammenhalten — wer besizt denn dieses Geheimniß? Wenn es überhaupt kein anderes ist, als das allgemeine Räthsel der moralischen Weltordnung, niemand auf Erden; und ist es etwas Anderes, wie kann irgend ein Maurer sich rühmen, es zu besitzen, wenn er nicht etwa wahnwitzig ist, und sich selbst — für den Meister in Osten hält? Ist denn nicht sein ganzes Maurerthum ein fortdaurendes Bestreben, dasselbe durch Annäherung zu finden, wie der Arithmetiker die Wurzeln unvollkommener Quadratzahlen, wie der Geometer die Quadratur des Kreises? Es ist eine offenbare Thorheit, von irgend einem maurerischen Schriftsteller zu erwarten, daß er dieses Geheimniß völlig enthüllen, d. h. aussprechen werde in verständlichen Worten. Das ist so unmöglich, als der Ausdruck der Irrationalgrößen in Zahlen. Es ist gesichert durch sich selbst, dieses Geheimniß: denn es ist entweder eine völlig leere Hülle, oder ein wirkliches Mysterium für die gesammte Menschheit, übersinnlich, unergründlich, unaussprechlich, wie das der Trinität und der Transsubstantiation. Aber dergleichen Mysterien sind nicht der Geist einer Religion; dieser ist erkennbar in ihren practischen Lehren und in den Werken ihrer Bekenner, er ist folglich auch darstellbar in Worten: und so kann denn auch wohl der Geist der Freymaurerey „dargestellt“ werden unbeschadet des ewig problematischen Mysteriums, wenn nur der Darsteller den dazu erforderlichen Geist besizt, und vom Geiste des Ordens so viel aufgefaßt hat, daß es der Darstellung werth ist.

Ob dieses bey Herrn v. S. der Fall sey oder nicht, das wollen wir höflich als ein Geheimniß behandeln, welches dieser erste Versuch noch nicht enthüllt. In dem ersten Abschnitte, welcher „Abhandlungen“ liefert, pflügt er den Acker der maurerischen Geheimnisse mit einem fremden Kalbe, er extrahirt einen Aufsatz, der vor 20 Jahren, im Cöthen'schen F. M. Taschenbuche vom Jahre 1803, erschienen ist, und unter andern folgende Stelle enthält:

„Nur, was den Menschen interessirt, ist Gegenstand der Unterhaltung unter diesen Wesen einer idealischen Welt. Nichts vom Staate; — Im goldenen Zeitalter

der Vollendung ist nur ein Staat möglich, — der der Tugend! — Nichts von Gott; — Die Verschiedenheit der Dogmen kann da nicht interessiren, wo Gottes Reich wirklich gegenwärtig ist und practisch geübt wird. Die Menschen, die Brüder leben im Tempel, im Heiligthume und im lebendigen Anschauen. — Aber, was Menschen veredelt, Verirrte zurückführt, Gleichgültige anspornt, Uebereilte bedächtiger macht; was Menschen zur Menschenwürde hinan hebt und aus des Verderbens Schlingen frey macht, das sprechen die Brüder, das ist Gegenstand ihrer Unterhaltung.“ Ist Herr v. S. ein echter Maurer von Geist und von Takt, wie kann er einer so ungeschickten Darstellung des maurerischen Kosmopolitismus und der maurerischen Religionstoleranz durch das Faktum ihrer Wiederholung beystimmen? Von der Narrheit, die darin liegen würde, wenn die Maurer über dem Traume eines allgemeinen Tugendstaates (von den Philosophen ewiger Friede genannt) den Staat in der Wirklichkeit, und selbst den Staat in der Wissenschaft ganz aus den Augen verlieren sollten, wollen wir hinwegsehen. Aber das wahrhaft gotteslästerliche „Nichts von Gott,“ wird schlecht beschöniget durch die an Irrsinn gränzende Anmaaßung, daß unter den Brüdern des Ordens das Reich Gottes wirklich gegenwärtig sey und practisch geübt werde; daß die Brüder im Heiligthume und im lebendigen Anschauen leben. Der Teufel waltet leider in den □ □ wie außer ihnen, und zu Gott zu beten: Herr, Dein Reich komme! ist ihnen so nöthig, wie jeder andern menschlichen Gesellschaft, und jedem Individuum. Den Geist der Freymaurerey mit so ungeschicktem Pinsel malen, heißt sie verläumden.

Die beyden folgenden Abschnitte, Gelegenheitsreden und Gedichte, fallen ihrer Gattung nach in das Gebiet der schönen Kunst; aber ihrer Beschaffenheit nach fallen sie heraus. Phrasen und nichts als Phrasen, die bald im Blauen der Allgemeinheit, bald im Grauen einer unpoetischen Symbolik zergehen, sind die Erbsünde des Ordens, und H. v. S. scheint uns damit nicht minder behaftet, als die Herren Hell, Rieß, und viele Andere, die gerade dann, wenn die maurerische Weihe aus ihnen spricht, die dichterische vermissen lassen. Schiller war, unseres Wissens, ein „Profaner,“ aber noch hat kein Eingeweihter, kein Wissender die Grundidee des Maurerbundes so verherrlichet, wie er im Gesang' an die Freude, welche die Menschen zu wahren Brüdern macht ohne Receptionsgebühren und monatliche Beyträge. Wir begreifen freylich, daß nicht jeder Logenpoet ein Schiller seyn kann, ja nicht einmal ein Erhard (s. Lit. Bl. No. 81. v. J. 1823); aber wir müssen doch wegen des Rufes der Maurerey in der ästhetischen Welt wünschen, daß Producte, wie das Schwester-Lied S. 122:

Ehret die Männer, sie schaffen und streben ꝛc.

nicht vor das große Publikum gebracht werden. Daß es neben Schiller's Würde der Frauen sich ausnimmt, wie ein umgekehrter Lederhandschuh, wäre das wenigste; aber welcher Logenpoet von Takt wird den (oft nur allzu treffenden) Witzeleyen der Profanen (die sich scherzweise Zimmerleute nennen) solche Blößen geben, wie in folgender Strophe geschehen ist:

Ehret die Männer! die zirkeln und bauen,
Rüstig im Tempel die Weisheit erschauen;
Stehn um den Erdkreis in heiligem Bund.
Kennet das Weib auch nur ahnend die Pflichten,
Die sie in heiligen Hallen verrichten;
Wird ihm ihr Streben im Handeln doch kund.
Was die Brüder heimlich bauen,
Reizt der Schwestern Neugier nicht;
Weil sie fest darauf vertrauen:
Keiner weicht von seiner Pflicht!
Weil, wann aus dem Bundes-Kreise
Froh der Maurer wiederkehrt,
Er beweißt, auf welche Weise
Ihn (ihn) der Orden Liebe lehrt.

Das müssen sehr stumpfsinnige Schwestern gewesen seyn, welche die vier lezten Zeilen haben singen können, ohne merklich roth zu werden, und sehr andächtige Brüder, welche es haben anhören können, ohne dabey ein wenig zu lächeln, nämlich über den Gedanken: daß der [illegible]emann, wenn er aus der □ nach Hause kommt, seiner Frau beweisen soll, wie er dort lieben gelernt hat!

Die Biographien berühmter Freymaurer im folgenden Abschnitte wären besser betitelt worden: Biographische Notizen von berühmten Männern, welche Freymaurer waren. Die Aufsätze sind sämmtlich kurz und dürftig, meist nach den biographischen Artikeln des beliebten Conversations-Lexikons gearbeitet, und am Schlusse mit einem magern Encomium ihrer maurerischen Wirksamkeit versehen. Daß Friedrich II., Lessing und Wieland nicht fehlen, versteht sich von selbst, da Herr v. S. offenbar keinen andern Zweck dabey im Auge gehabt hat, als den, durch berühmte Namen das sinkende Ansehen des Ordens zu erheben. Das eben scheint aber dem Ref. nicht im Geiste der echten Maurerey zu seyn, die es verschmähen soll, Strahlen von dem Ruhme zu borgen, welche einzelne Mitglieder in der Profanenwelt, außerhalb der maurerischen Sphäre, erworben haben; ja der es nicht einmal ziemen will, zwischen berühmten und unberühmten Brüdern in der Schätzung irgend einen Unterschied zu machen, da derselbe immer wie ein Anerkenntniß von Rang aussehen wird. Ueberdieß, wenn ein verstorbe-

ner Maurer nicht selbst öffentlich, vor aller Welt, als Mitglied des Ordens sich zu erkennen gegeben hat; so bezweifelt es Ref., daß irgend ein überlebender Bruder befugt sey, ihn in dieser Eigenschaft auf dem Wege einer allgemeinen (nicht auf den Orden streng beschränkten) Publicität zu charakterisiren. Denn wo stünde denn geschrieben, daß der Tod eines Bruders in Bezug auf ihn die Ueberlebenden von dem Gelübde der Verschwiegenheit entbände?

Das Etwas über die verschiedenen Systeme S. 184 ff. ist in Hinsicht auf die gegenwärtig bestehenden, deren der V. 12 zählt, eine bloße Nomenclatur; über die seiner Meynung nach erloschenen sagt er etwas mehr, und befolgt die Regel: De mortuis nil nisi bene; auch in Bezug auf die Illuminaten. Unter den Fragmenten aus der Geschichte der FMaurerey S. 201 ff. befinden sich auch, außer einer kurzen Notiz von dem lächerlichen Mopsorden des Churfürsten von Cöln, Clemens August, zwey Anecdoten von unverhofftem Beystande, welchen ein Bruder dem andern blos um des Ordensbandes willen geleistet. Die eine erzählt das Abenteuer eines französischen Schiffbrüchigen, Prevezet, der in dem Vicekönige der Insel, an welcher er gescheitert war, einen freygebigen Freymaurer fand; die zweyte handelt von einem französischen Soldaten, den in der Schlacht von Dettingen 1743 ein englischer Dragoner brüderlich beym Leben ließ. Der Herausgeber macht davon S. 215. in einer Anmerkung viel Aufhebens gegen die Feinde der FMaurerey, ohne zu bedenken, daß gerade der blinde Vorzug, welchen der Br. dem Br. in Sachen der allgemeinen Menschenliebe zu geben pflegt, dem Orden von seinen Feinden zum Vorwurfe gemacht wird. Und in der That steht dieser Vorzug mit der reinen Moral, und häufig auch mit positiven Gesetzen in directem Widerspruche. Er ist nicht nur eine der Hauptursachen des eben so lästigen, als herabwürdigenden Bettelngebens auf die FMaurerey, sondern auch ein unversiegbarer Quell des Mißtrauens und der Scheelsucht der sogenannten Profanen, welche seine Wirkung selbst in ihren staatsbürgerlichen Laufbahnen, bey Besetzung von Aemtern und dergl. zu empfinden glauben. Es wäre daher wohl der Mühe werth, die Hauptlehre der FMaurerey, das Kapitel der Bundes-Agape, einer moralisch strengen Prüfung zu unterwerfen, und wenigstens theoretisch mit den Pflichten der allgemeinen Menschenliebe, Wohlthätigkeit, Hülfsfertigkeit u. s. w. in Einklang zu setzen. Uns dünkt, der echte Maurer, wenn er schon nur die Maurer vorzugsweise Brüder nennt, müsse jeden Menschen als Bruder zu lieben und zu behandeln bereit seyn, wenn er es verdient.

Den Beschluß macht eine, nach dem Namen der Städte alphabetisch geordnete Uebersicht der „bestandenen und noch bestehenden bekannten Logen, nebst Bemerkung ihrer Errichtung und anderer auf sie Bezug habender Gegenstände.“ Für Deutschland ist sie ziemlich vollständig, und erstreckt sich selbst auf die Logen kleinerer Orte, z. B. auf die beyden (!) in Weißenfels; in Hinsicht des Auslandes ist sie, wahrscheinlich aus Mangel an Nachrichten, höchst mangelhaft geblieben. Man findet Petersburg, London, Paris, Stockholm, aber weder Moskau, noch Neapel, noch Madrid, noch Lissabon u. s. w.

Die auf dem Titelblatte erwähnte Logenkarte von Deutschland wird nicht mit öffentlich verkauft. Nach einer vor dem Titelblatte eingehefteten Anzeige „können, „nach dem ausdrücklichen Willen ihres Verfassers, des „Br. P., nur diejenigen Käufer sie erhalten, welche sich „dem Bruder Verleger als Freymaurer und als „Besitzer des Taschenbuchs legitimiren.“ Ref. würde also, wenn er diese doppelte Legitimation auch nicht zu weitläuftig gefunden hätte, hier billig darüber schweigen. Ja er würde lieber über das ganze Buch geschwiegen haben, wenn ihm non der verehrl. Redact. die Anzeige nicht ausdrücklich mit der Bemerkung aufgetragen worden wäre, daß der Br. Verleger sie zur öffentlichen Anzeige im L. Bl. eingesendet habe. Das Buch ist sauber, auf gutes Papier, mit lateinischen Lettern gedruckt, und der Bruder Setzer, wie der Br. Corrector haben brav gearbeitet.

Uebersicht der Verhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom October und November 1823.

20. Oct. Der General-Inspektor der Brücken und Straßen, Hr. Cachin, überschreibt der Akademie seinen Wunsch, in das Candidaten-Verzeichniß für die erledigte Stelle eines Mitgliedes der Section der Mechanik aufgenommen zu werden. Hr. Barbier ersucht die Akademie für die Ernennung von Commissarien, vor welchen er Versuche eines von ihm erfundenen neuen Verfahrens für den Blindenunterricht anstellen möchte. Hr. Walch sendet nochmalige Erörterungen über die Formel der binomischen Größen. Hr. Dupont bittet die Akademie, sie möchte seine Sammlung anatomischer und pathologischer Präparate untersuchen lassen. Hr. Circaud de Getino gibt Nachricht von einem Pfluge eigener Erfindung, mit dem er für den Monryon'schen Preis sich zu bewerben denkt.

Hr. Chaptal erstattet einen Commissionalbericht über die Abhandlung des Hrn. Julia Fontenelle von der Weingährung. Hr. Julia wollte zunächst den

Alkoholgehalt der verschiedenen Redensorten, von gleichem Alter und auf dem nämlichen Boden gepflanzt, ausmitteln. Als solche, deren Teauben den meisten Alkohol enthalten, bezeichnet er, in der Gegend von Narbonne, die unter den Benennungen grenache, piquepouille-noir und coraguana bekannten Weinrebensorten. Seine Versuche haben neuerdings bestätigt, daß die Gährung in dem Moste von ansehnlichem Zuckergehalt später anfängt und langsamer zu Ende geht, als in demjenigen von geringem Zuckergehalt; daß die ersteren Weine sich mit dem Alter bessern und lange gut erhalten, währeend die leztern leichter verderben, so wie sie Alter und Transport nicht wohl ertragen. Hr. Julia hat dann ferner den Most unter einer Oeldecke gähren lassen, welche die Berührung der Luft hindert, und er ist geneigt, daraus, gegen die von den Chemikern angenommene Meynung, zu folgern, es sey der Zutritt der atmosphärischen Luft für das Stattfinden der Gährungs-Erscheinung keineswegs nothwendig. Es ist jedoch bemerkt worden, daß eine im Most enthaltene Luftblase für die Entwickelung der Gährung hinreichend seyn mag, und daß Hr. Julia seinen Most keineswegs zuvor von jener elastischen Flüssigkeit befreyt oder gereinigt hat.

Hr. von Humboldt theilt der Akademie Berichte des Hrn. Boussingault aus Santa-Fé de Bogota mit. Dieser Reisende meldet, er habe zwischen Tunja und dem Plateau von Bogota verschiedene Massen von sehr dehnbarem Meteor-Eisen angetroffen. Eine dieser Massen mag bey dreyßig Centner an Gewicht haben. Gemeinsam mit Hrn. Rivero hat Hr. Boussingault das ganze Gebirgsland zwischen Caracas und Santa-Fé nivelirt. Hr. Strauß liest eine der vergleichenden Zergliederung angehörige Abhandlung über die gegliederten Thiere. Hr. Hachette liest einen neuen Abschnitt seiner Abhandlung über die Messung dynamischer Wirkungen. Hr. Gambey überreicht eine Abhandlung, worin er ein neues Verfahren für die Gradeeintheilung astronomischer Werkzeuge anzuwenden vorschlägt, wobey das Zusammentreffen des Centrums der Plattform mit demjenigen des Theilungswerkzeuges nicht erforderlich ist. Hr. Magendie gibt Nachricht von einer im Hotel-Dieu behandelten Krankheit, die alle Kennzeichen der Hydrophobie zu vereinbaren schien. Er hat in die Armblutadern des Kranken ungefähr eine Pinte Wasser, in der Temperatur des Blutes, eingesprizt, und die Heftigkeit der Anfälle verschwand damit völlig; beruhigt ist der Arzt jedoch über den Ausgang noch keineswegs.

27. Oct. Hr. Magendie zeigt nun den erfolgten Tod des vorgemeldten Kranken an. Hr. Janvier bittet die Akademie schriftlich, sie möchte ihn unter die Candidaten für die in der Sektion der Mechanik erledigte Stelle aufnehmen. Hr. Gambey sendet die Beschreibung und Zeichnung eines Apparats, womit die Horizontalität der Achse eines Meridian-Fernrohes, in jeder Lage des Instruments verifizirt werden mag. Hr. Ferrand sendet neue Angaben über sein stromanfwärts gehendes Fahrzeug. Hr. Vauquelin erstattet einen belobenden Commissionalbericht über die neulich eingereichten Versuche des Hrn. Cagniard-Latour. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest Erörterungen über den Beutel und den Fruchthalter der Beutelthiere. Ueber des Grafen Thiville eingereichte Abhandlung, welche einige physikalische Irrthümer aufdecken sollte, wird ein mißbilligender und ungünstiger Commissionalbericht erstattet. Dagegen rühmt ein anderer Bericht die Klarheit, welche in der Abhandlung des Hrn. Terier de Moutainville über die inscription des cinq corps réguliers dans la sphère angetroffen wird. Hr. Flourens liest eine Abhandlung über die eigenthümliche Thätigkeit der verschiedenen Theile des Hirnorgans.

3. Nov. Hr. Arago liest eine Note des Hrn. Flourens über die eigenthümliche Wirkung gewisser Substanzen auf die einzelnen Theile der Gehirnsubstanz. Hr. Magendie bemerkt darüber, daß, wie ihm bekannt sey, Hr. Fodera sich längst mit ähnlichen Versuchen beschäftigte, deren genauere Ergebnisse ihm jedoch noch unbekannt sind. Die Note des Hrn. Flourens soll im Archiv deponirt werden, um ihrem Verfasser nöthigenfalls als Zeugniß zu dienen. Hr. Laplace liest einen Auszug seiner wichtigen Abhandlung über den Mondeinfluß auf die Atmosphäre. Hr. Dulong liest in seinem und Hrn. Thenard's Namen eine zweyte Note über die Eigenschaft, vermöge welcher gewisse Substanzen die Verbindung der elastischen Flüssigkeiten begünstigen. Hr. Arago erstattet einen Commissionalbericht, worin sehr günstige Zeugnisse über die Boussole, den Heliostat und den neuen Apparat für Erwahrung der Horizontalität der Mittagsfernröhren, welche Hr. Gambey der Akademie vorgelegt hatte, erstattet werden. Einen nicht minder günstigen Commissionalbericht erstattet Hr. Mathieu über den vom gleichen Künstler erfundenen Apparat für die genaue Eintheilung astronomischer Werkzeuge, ohne Bedarf des Zusammentreffens ihres Centrums mit demjenigen der Plattform. — Hr. Prony schlägt, im Namen der Section mecanique für Besetzung der in ihrer Mitte erledigten Stelle, nachstehende Candidaten, in der Ordnung, wie sie durch die Section sind gewählt worden, vor: zuerst Hrn. Navier, dann ex æquo (mit gleich erachtetem Verdienst), die Herren Cagniard de Latour und Hachette, Hrn. Gambey, die Herren Cachin und Lamandé (diese zwey wieder ex æquo), Hrn. Geugendre und Hrn. Christion.

10. Nov. Hr. Cachin ersucht die Akademie schriftlich, ihn nicht als Candidaten für die Wahl in die Section der Mechanik zu betrachten. Die Wahl wird vorgenommen, und im dritten Scrutinium erst erhält Hr. Hachette (vormals Professor an der polytechnischen Schule) die absolute Mehrheit von 28 Stimmen gegen 22, die sich auf Hrn Navier vereinten. Es soll die Königliche Genehmigung nachgesucht werden.

(Diese Genehmigung ist nicht erfolgt, und da nunmehr die Akademie zu einer neuen Wahl schreiten muß, so haben verschiedene ihrer Glieder von dem Chef de la division des lettres beym Ministerium des Innern, dem Hrn. de Lourdoueir, Zuschriften erhalten, worin sie ersucht werden, ihre Stimmen dem Hrn. Binet zu geben, mit dem merkwürdigen Zusatze: „je me determine (schreibt Hr. de Lourdoueir) d'autant plus volontiers à solliciter votre voix en sa faveur, que sa nomination prouverait à ceux qui affectent d'en douter, que les bonnes opinions politiques ne sont pas en minorité dans l'academie des sciences. Am 16. Jenner (1824) hat alsdann die Akademie den Hrn. Navier gewählt.)

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. März 1824.

Ueberblick der neuesten englischen Literatur.

I.

Der Verkehr zwischen der deutschen und englischen Literatur war wohl zu keiner Zeit lebhafter, als in diesem Augenblicke, und schon verrathen manche Erscheinungen, daß durch Geben und Empfangen immer mehr eine belebende Wechselwirkung entstehen werde. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo die Einwirkung der englischen Literatur auf die deutsche im Gebiete der Kunst anhob, konnte bey dem Zustande des einheimischen Schriftenthums kein Tauschverkehr beginnen, und die wenigen wissenschaftlichen Werke, die von Zeit zu Zeit in den brittischen Boden verpflanzt wurden, waren nicht geeignet, den Engländern ein Bild von unserem literarischen Leben zu geben, und erweckten höchstens eine zweydeutige Bewunderung der plodding Germans. Nach mehr als einem halben Jahrhunderte hat sich alles ganz anders gestaltet. Es waren wieder Dichtkunst und ästhetische Kritik, wodurch die Wechselwirkung verbreitet wurde. Wir verdankten dem Einflusse der englischen Literatur zunächst Zurückführung zu der Quelle, die für ihre und unsre Dichter der eigentliche Lebensborn war, und wir hatten uns frische Kraft daraus geholt, während sie noch länger die Fesseln trugen, die der Einfluß der französischen Literatur ihnen auflegte, wovon uns die Vorbilder aus ihrer klassischen Zeit glücklich erlöset hatten. Daher die Erscheinung, daß man in England, bey dem Zustande der einheimischen Kritik, unser Streben lange nicht beachtete oder verkannte, daher der Umstand, daß die deutsche Kritik selbst den größten Dichtergeist des Inselandes klarer und gründlicher als je die englische in seiner Tiefe begriff, was in Beziehung auf Schlegel unlängst selbst das Quarterly Review (St. 57.) rühmend anerkannte. Seit nun auch in England die Dichtung sich von den aufgezwungenen Fesseln losgemacht hat, und zu der Quelle zurückgekehrt ist, wo die volksthümlichen Dichter in der schönsten Zeit der englischen Literatur Begeisterung tranken, haben sich die verwandten Bestrebungen freundlich genähert, und als durch sie die nähere Bekanntschaft der Engländer mit unserer Literatur vermittelt war, mußten auch die Schätze, welche diese dem wissenschaftlichen Forscher darbietet, sie anziehen, und werden, darf man hoffen, sie immer mehr reizen, sich dieselben anzueignen. Wir dürfen der Versicherung des wackern Nöhden in dem Vorworte zur 4ten Auflage seiner deutschen Sprachlehre (London 1823) es glauben, daß unsere Sprache zu keiner Zeit so eifrig wie jezt studirt worden sey. Mehrere, in der neuesten Zeit erschienene Uebersetzungen, sowohl von den Meisterwerken unserer Dichter (z. B. Goethe's Faust, Wilhelm Meister, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans) als auch von wissenschaftlichen Werken, sind Früchte dieser Beschäftigung, und die Anerkennung der Bestrebungen des deutschen Geistes, die der das Fremde sonst mit so viel Vorurtheil betrachtende Britte nicht mehr verweigern kann, sind ein Triumph, den wir seinem Stolze abgewonnen haben.

Bey diesen Vorbereitungen zu einer innigen Wechselwirkung muß eine fortlaufende Uebersicht des Ertrags der englischen Literatur doppelt anziehend und fruchtbar seyn, und sie lag daher auch von Anfang an im Plane einer Zeitschrift, die in Verbindung mit dem Kunstblatte, dazu bestimmt ist, den literarischen und artistischen Ertrag für das gebildete Publikum zugänglich zu machen. Wir werden in diesen Ueberblicken das Fremde dem Leser dadurch noch näher zu bringen suchen, daß wir, wo sich die Gelegenheit darbietet, vergleichende Blicke auf die Bestrebungen und Bedürfnisse unserer einheimischen Literatur werfen. Ehe wir die neuesten Erscheinungen einzeln betrachten, wollen wir auf die nächst vorhergegangene Zeit zurückblicken, und was theils in diesen Blättern schon berührt, theils aber noch nicht besprochen worden ist, unter Hauptgesichtspunkte zusammenfassen, um uns eine Ansicht der Hauptrichtungen zu verschaffen, die man in den einzelnen Gebieten der Literatur genommen hat.

In dem Umstande, daß sich bey den Britten die Wissenschaft nicht in den Kreis unfruchtbarer Theorien bannt, sondern durch ihre Anwendbarkeit und Anwendung

auf das Leben erst Werth und Bedeutung erhält, und daß unter dem Kern des Volkes vielleicht in einem noch günstigern Verhältniß, als unter uns Bildung, — wenn auch nicht immer durch Bücher, doch durch das Leben — verbreitet ist, scheint der Grund zu liegen, warum encyclopädische Werke und Zeitschriften hier ein so großes Publikum haben, wiewohl hinsichtlich der leztern, die fast alle auch die Staatsangelegenheiten berühren, der rege Sinn für das Gemeinsame, und der hier noch nicht getrübte Sonnenschein der Preßfreyheit, die zum Gedeihen solcher Pflanzen Lebensbedingung ist, viel beytragen. In der encyclopädischen Literatur hat die schottische Hauptstadt ihrer größern Nebenbuhlerin in Süd-Britannien fast glänzend den Rang abgelaufen, denn auch die umfassende Encyclopædia Britannica in 20 Quartbänden, deren 6te verbesserte Auflage (Pr. 32 Pf. St.) 1823 vollendet ward, ist in Edinburgh erschienen, so wie das von Napier herausgegebene, aus 6 Bänden in 12 Abtheilungen bestehende, treffliche Ergänzungen liefernde Supplement (Pr. 15 Pf. St.), dem einleitende Abhandlungen über die Fortschritte der philosophischen, politischen, mathematischen und physikalischen Wissenschaften von Dugald Steward, Playfair und Brande vorgesezt sind, die dem deutschen Forscher freylich nicht völlig genügen können. Die später begonnene Edinburgh Encyclopædia, die unter der Leitung des Chemikers Brewster in Edinburgh erscheint, ist im Ganzen nach einem ähnlichen Plane angelegt, unterscheidet sich aber von jener besonders dadurch, daß sie das Verwandte mehr in umfassenden Gesammtartikeln zusammenstellt. Die gleichfalls noch unvollendete, auf 25 Quartbände berechnete Encyclopædia Metropolitana, die in London in einzelnen Lieferungen herauskömmt, nähert sich ganz dem Plane der sogenannten methodischen Encyclopädien. Die Encyclopædia Londinensis ist im 19ten Bande (1823) bis in den Buchstaben P vorgerückt. Von Good's und Gregory's Encyclopädie (The Pantologia) erscheint eine verbesserte Ausgabe in monatlichen Lieferungen. Eine Encyclopädie der Musik begann 1823 Bacon mit Unterstützung von Clementi, Horsley, Shield, Hewitt und Andern.

Unter den englischen Zeitschriften sind das Quarterly und das alte Edinburgh Review noch immer die bedeutendsten Sprecher im Gebiete der Kritik, und fortdauernd die Wortführer zweyer sich gegenüberstehenden Partheyen, der Tories und der Whigs; und wer sie kennt, weiß, wie oft, bey allem Reichthum an gediegenen Aufsätzen über literarische und politische Gegenstände, in beyden die Partheyansicht und daraus hervorgehende persönliche Gunst und Abgunst das Urtheil trüben und verwirren. In der ästhetischen Kritik ist das Quarterly Review, unseres Bedünkens, besonders in der neuern Zeit, gründlicher, als sein schottischer Nebenbuhler, dem dagegen im Gebiete der Naturwissenschaften und meist auch in den politischen Aufsätzen, die sich durch Schärfe, wenn auch nicht immer durch Freyheit und Unbefangenheit des Urtheils, auszeichnen, der Preis gebührt. Aehnliche Partheysprecher verfechten die Angelegenheit des Kirchenthums, wie die British Critic die Meynungen der orthodoxen Anhänger der bischöflichen Kirche, und das Eclectic Review die Ansichten der protestantischen Dissenter. Unter diesen Umständen ist die mit 1824 beginnende Zeitschrift, The Westminster Review, eine willkommene Erscheinung, wenn sie leistet, was sie verspricht, dem Mißbrauche der Kritik und der Verkennung des wahren Interesse der Literatur durch die Stiftung eines unpartheylichen Richterstuhles zu wehren. *) Aber wie schwer ist es in England, wo die öffentlichen Angelegenheiten nach allen Seiten in das Volksleben eingreifen, sich von Partheyeinfluß rein zu erhalten! Die seit 1817 bestehende Literary Gazette liefert nicht sowohl erschöpfende Beurtheilungen als kurze kritische Andeutungen, ist aber desto reichhaltiger an Auszügen aus neuen Werken. Seit zwey Jahren wetteifert glücklich mit ihr das, nach einem ähnlichen Plane angelegte, Literary Museum, das mit dem Anfange dieses Jahres einen neuen Herausgeber erhielt. In dieselbe Klasse gehören das Literary Chronicle, der Monthly Censor, und das schon lange bestehende Monthly Review, das ziemlich unpartheylich ist. Eine für den Bibliographen schätzbare Zeitschrift ist das, bis zum 16ten Stücke vorgerückte, Retrospective Review, das uns über ältere, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erschienene, und mit Unrecht vergessene Werke spricht. Mehrere Zeitschriften vermischten Inhalts, die seit 1731 in Großbritannien so zahlreich wurden, enthalten auch kritische Uebersichten. Zu den besten gehören: das unter Campbells Leitung freysinniger und gehaltvoller gewordene New Monthly Magazine; **) das London Magazine, meist unterhaltenden Inhalts, reich an geistvollen Mittheilungen, und oft die deutsche Literatur berücksichtigend, wie es denn unter andern die Engländer zuerst mit Jean Paul bekannt machte; das seit 1817 nach einem verbesserten Plane erschienene Edinburgh Magazine and Literary Miscellany; Blackwoods Edin-

---

*) Das erste Heft ist uns nach dem Schlusse dieses Aufsatzes zugekommen. Die Herausgeber stellen sich gleich bey dem ersten Schritte auf ihrer Laufbahn dem Quarterly und Edinburgh Review, welche sie die Sprecher zweyer Abtheilungen der Aristokratie nennen, zürnend entgegen, und sagen ihnen derbe Wahrheiten. Nächstens mehr über die Amtsverwaltung dieser neuen Kritiker.

**) Daß es die ministerielle Farbe trage, wie neulich ein Correspondent im Morgenblatt sagte, läßt sich, seit es C. besorgt, gewiß nicht behaupten.

burgh Magazine, das sich durch scharfe Kritik auszeichnet, European Magazine, und The Album, eine Vierteljahrschrift, die mit Ausschluß aller Politik blos für Unterhaltung und ästhetische Kritik bestimmt ist. Für Naturwissenschaften, Astronomie und Erdkunde sind neue reichhaltige Niederlagen die, nach einem ziemlich gleichen Plane angelegten, Vierteljahrschriften, Edinburgh philosophical Journal von Brewster und Jameson (seit 1818), und das, von dem Chemiker Brande unter der Aufsicht der Royal Institution in London herausgegebene, Journal of Science, Literature and the Arts. Eine mit 1824 beginnende Vierteljahrschrift The zoological Journal, von Bell, Children und den beyden Sowerby herausgegeben, soll Originalaufsätze und Uebersetzungen aus ausländischen Schriften enthalten. Donovan's naturgeschichtliche Zeitschrift (The naturalist's Repository) dauert fort. Dem seit 1816 bestehenden Asiatic Journal, das Berichte über die Angelegenheiten Indiens und schätzbare Beyträge zur Kunde Asiens mittheilt, aber nicht ganz unabhängig vom Einflusse der ostindischen Gesellschaft ist, tritt mit dem Anfange dieses Jahres der Oriental Herald von J. S. Buckingham entgegen, der das freymüthige Calcutta Journal seit 1818 herausgab, bis er vor Kurzem durch einen willkührlichen Befehl aus Indien verbannt wurde. Die juristische Zeitschrift The Recorder or judicial and magisterial Magazine ist auch für das größere Publikum nicht ohne Interesse, da sie von allen merkwürdigen bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen Nachricht gibt. Unter den theologischen Zeitschriften ist The Christian Observer im Sinne der bischöflichen Kirche, The Monthly Repertory im kritischen Theile ausgezeichnet, aber den Meynungen der Unitarier günstig, das Evangelical Magazine reich an Missionsnachrichten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus St. Petersburg, vom Januar 1824.

Mit diesem beginnenden Jahre erscheinen hier und zu Moskau folgende Journale: 1) Das historisch-statistische, der Veteran unter den Journalen Rußlands; 2) das der menschenliebenden Gesellschaft, von einer besondern gelehrten Comität dieser Gesellschaft, die, wie alle ihr ähnliche, für fromme, wohlthätige Zwecke vorhandenen Institute Rußlands, unter der unmittelbaren Direktion des Ministers des Cultus und öffentlichen Unterrichtes, Fürsten Alexander Golitzin, als General-Direktors derselben, steht, redigirt; 3) das technologische, bey der Akademie der Wissenschaften herausgegeben; 4) monatliche Berichte über die Verhandlungen und Operationen der russischen Bibelgesellschaften; 5) das Journal für Volksaufklärung, vom Departement des öffentlichen Unterrichts herausgegeben; 6) der Beförderer der Cultur und Wohlthätigkeit — die Redaktoren dieses Journals beabsichtigen gleichfalls nur wohlthätige Zwecke, wofür sie auch den ganzen Ertrag seines Absatzes bestimmen; 7) der Sohn des Vaterlandes; 8) das nordische Archiv — beyde leztere erscheinen mit besondern literärischen Supplement-Blättern; 9) der Wohlgesinnte, eine ihrem gehaltlosen Inhalte nach sehr fade Zeitschrift; 10) der europäische Merkur, redigirt seit vielen Jahren vom Professor Katschenowsky, allgemeine Geschichte, bey der Universität zu Moskau vortragend; 11) der sibirische Merkur; 12) der Merkur von Kasan; 13) der Merkur der Ukräne; *) 14) das Journal für Damen, zu Moskau von einem Fürsten Schalikow redigirt; 15) das Journal der schönen Künste; 16) die deutsche Petersburgische Zeitschrift, bekanntlich redigirt sie hier ein Hr. Oldekopp mit dem Beginn des Jahres 1822; 17) das Jugend-Museum; 18) das Journal für Physik, Chemie, Naturgeschichte und Technologie; seine Tendenz berücksichtigt vorzüglich die neuesten, im Gebiete dieser Wissenschaften in Rußland geschehenden Entdeckungen und Fortschritte. Hauptredakteur desselben ist der extraordinäre Professor der hiesigen Universität, Tscheglow; Mitarbeiter aber sind: der Professor der Chemie, Solowzew, der der Zoologie, Nschewsky, der der Mineralogie, Sokolow, und der Hofrath Jakowlew. — Endlich dürfen wir auch in dieser Rubrik unter No. 19, das seit dem vorigen Jahre in Moskau von einem Generalmajor Zorn redigirte Journal für Liebhaber der Pferdezucht, das alles über diesen Haushaltungszweig Wissenswürdige umfaßt, nicht übergehen. **)

Unter dieser bereits schon großen Zahl periodischer Zeitschriften, die die russische Literatur zieren, zeichnen sich ihrer patriotischen Zwecke wegen, ihrem gehaltvollen Inhalte nach vor allen übrigen aus: die vaterländischen Denkwürdigkeiten, redigirt von einem Hrn. von Swinzin, das nordische Archiv von Bulgarin, der sibirische Merkur, von einem Kollegienrath Spasky. Sie sind die einzigen, deren Haupttendenz das Vaterland, die Kunde seiner physischen und intellectuellen Beschaffenheit ist. Sie geben uns merkwürdige Aufschlüsse über russische Vorgeschichte, Statistik und Geographie; auch oft, besonders das erste, in Form einer literarischen Correspondenz aus dem Innern, allgemein interessante Data über Fortschritte der Kunst, der Literatur, der Volksbildung.

*) Also schon vier Götterboten, die die literärischen Steppen des ungeheuern russischen Kaiserstaats durchfliegen, um nach möglichsten Kräften überall Licht und Aufklärung zu verbreiten. Wir wollen hoffen, daß ihre Bemühungen die günstigsten Erfolge haben werden.

**) Nachdem Referent diesen Aufsatz schon beendet hatte, erhielt er erst Kunde von einem noch zu Moskau von der dortigen ökonomischen Gesellschaft herausgegebenen Journale der Landwirthschaft.

Beschreibungen von Nationalfesten und psychologisch-merkwürdige Erscheinungen des Menschenlebens. Mittheilungen dieser Art vermißte man bisher ganz bey uns in Rußland. — Die vor einigen Monaten, im Vereine mit dem nordischen Archiv, besonders begonnenen literärischen Supplementblätter, sind eine bisher ganz ungewohnte Erscheinung in unserer Journalistik. Sie enthalten in Form anziehender dialogisirter Anekdötchen treffliche, bittere, aber wahre Bemerkungen über herrschende Sitten und Gebräuche unsrer höhern und niedern Volksstände, und greifen kühn deren Gebrechen an; nächstdem eine strenge ununterbrochene Critik der neuesten Erscheinungen der russischen Literatur, Notizen über das Theater und deren aufgeführte Stücke, reisende Künstler, herrschende Moden und öffentliche Lustbarkeiten. Sie haben alle einen vielfältigen Nutzen, vorzüglich rücksichtlich ihrer charakteristischen Sittenschilderungen werden sie ein Warne-Spiegel für die Nation; rücksichtlich ihrer literärischen Critik zwingen sie die Schriftsteller, auf ihrer steten Hut zu seyn, und ihren Werken die gehörige Feile und historische Wahrheit zu geben, was auch hier bey vielen, wie überall, nicht immer der Fall ist. Ueberhaupt aber verdient schon Hr. von Bulgarin dafür rühmliches Lob, daß fast alle bisher von ihm in seinem Journale, und diesen Literatur-Blättern gelieferten Aufsätze Erzeugnisse seiner eigener Feder sind, was leider bisher bey unsern übrigen Journalisten, mit Ausnahme der oben genannten zwey, nur selten der Fall ist, die uns größtentheils ausländische Produkte übersezt wieder auftischen, oder Bruchstücke aus größern, schon längst allgemein bekannten russischen Werken.

Der sibirische Merkur berücksichtigt nur Sibirien, diesen fast unermeßlichen, dem russischen Scepter unterworfenen und sowohl uns, als dem übrigen Europa bisher so gut wie nicht gekannten Landstrich. Seine darüber bis jezt mit Sachkenntniß und streng historischer Wahrheit gelieferten Aufsätze geben uns nun eine Menge der lehrreichsten Aufschlüsse über ein Land, das wir bisher wie verflucht von der Natur ansahen, nur würdig, den Auswurf der verworfensten Menschheit in sich aufzunehmen; jezt aber sehen wir, daß die ewig weise und gütige Natur sich auch hier, wie überall, einen Thron erbaute, auch hier mit mütterlicher Freygebigkeit viele und reiche Gaben spendete. *) Ein zweytes, gleich wichtiges Werk über Sibirien und die dazu gehörenden Inselgruppen, von demselben Verfasser, erscheint noch im Laufe dieses Jahres. Es umfaßt in zwey Bänden eine geographisch-statistische Uebersicht des ganzen sibirischen Festlandes und seiner Inseln, und ist zu nöthigen Erläuterungen mit Tabellen und Karten versehen. Herr von Spasky kennt übrigens Sibirien sehr genau, da er sich zehn Jahre daselbst aufgehalten hat, und bereits sechs Jahre den sibirischen Merkur redigirt.

*) Wem sollten noch jezt im Auslande die durch die politischen Blätter oft und wiederholt angedeuteten, neuentdeckten Goldsand-Minen am Ural, deren Ausbeute für die Regierung und die dort befindlichen Partikuliers in jedem Jahre immer bedeutender werden, unbekannt seyn? —

Einige der genannten Journale begannen im verwichenen Jahre, wie das nordische Archiv, das Journal der schönen Künste, das für Damen; andere erhielten mit dem Beginne des gegenwärtigen erst ihre Existenz, wie der Merkur der Ukräne, die monatlichen Berichte über Bibelgesellschaften, und das Journal für Physik, Chemie, Naturgeschichte und Technologie. — Die Tendenz des Merkurs der Ukräne wird sich hauptsächlich, wie der jüngst darüber erschienene Prospektus besagte, auf geschichtliche und statistische Notizen, Mittheilungen über die Fortschritte der Wissenschaften, Künste, des Ackerbaues, Handels, der Industrie ꝛc., aber in möglichst spezieller Hinsicht auf diesen Landstrich, beziehn. — Die monatlichen Berichte über die Verhandlungen und Operationen der russischen Bibelgesellschaften nahmen mit dem Beginn dieses Jahres ihren Anfang bey der hiesigen Comität der russischen Bibel-Gesellschaften. Bisher gab sie uns nur immer nach dem Verlauf eines jeden Jahres einen General-Bericht von allem in ihr Fach einschlagenden Wissenswürdigen. Die gegenwärtigen Berichte werden ausführliche Nachrichten über die Operationen aller in Rußland existirenden Abtheilungen der Bibelgesellschaft geben, auch zugleich die merkwürdigsten Mittheilungen ähnlicher Gesellschaften in andern Reichen enthalten.

R***.

Neue Sapphische Ode.

Die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode theilt in ihrer 153sten Nummer vom vor. Jahre als **eine neuentdeckte Ode der Sappho** folgendes Gedicht mit:

An die junge Freundin Anagora aus Milet.

Fasse die Leyer, Kind der holden Musen,
Laß die Saiten erklingen, zart und lieblich,
Wie der Seele Worte dir von den schönen
Lippen entgleiten.

Ohne Gefühl ist manches Herz! des Freundes
Wohlfahrt rühret es nicht, nicht dessen Leiden;
Nicht des Säuglings Zähre, des Kranken matte,
Sterbende Stimme.

Grazien haben solch ein Herz nicht segnend
Angelächelt; Apoll nicht, nicht Athene!
Nicht des Mitleids, nicht der Empfindung sanfte,
Fühlende Göttinn.

Fasse die Leyer! Geuß in harte Seelen
Den erweichenden Klang der Saiten. Orpheus
Zähmte Tiger, rührte den Stein; sie horchten,
Folgten, empfanden.

Schmelzende Weisen schweben von der Lyra
Dir, und thauen in Ohr und Busen. Übe
Du die Macht der Saiten, Gefühl in alle
Herzen zu flößen.

Uebersezt von Joh. Rud. Wyß, dem ältern.

Wo und von wem will denn diese Ode entdeckt worden seyn? Sie ist zwar ziemlich sapphisch **costumirt**, aber „der Empfindung sanfte, fühlende Göttin“ — vulgo **Gemüthlichkeit, Sentimentalität** — läßt auf einen modernen Ursprung schließen.

V.

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. März 1824.

Ueberblick der neuesten englischen Literatur.

I.

(Fortsetzung.)

Im Gebiete der Sprachkunde hat das Feld der klassischen Literatur seit einer Reihe von Jahren wenig tüchtige Bearbeiter gefunden, die den ausgezeichneten Gelehrten früherer Zeit gleich gestellt werden könnten. Mit dem früh verstorbenen Blomfield gingen schöne Hoffnungen unter, und einige Ausgaben von Klassikern, die Butler und Barker in Cambridge und Galsford besorgten, und Bemerkungen über einzelne Schriftsteller, z. B. von Hunter und Walker über Livius, abgerechnet, begnügte man sich meist mit Wiederdrucken der Ausgaben deutscher Philologen, deren eigene Werke (wie Matthiä's griechische Sprachlehre, Schellers und Zumpt's lateinische Grammatiken, und selbst des alten Damm Wörterbuch zu Homer und Pindar) neuerlich auch wohl nach England verpflanzt wurden. Vielleicht trägt die Verpflanzung dieser deutschen Hülfsbücher dazu bey, die meist erbärmlichen einheimischen Elementarwerke für den Unterricht in den klassischen Sprachen zu verdrängen. Dem thätigen Valpy, dessen Classical Journal, einzelne ältere und neuere Aufsätze über klassische, biblische und morgenländische Literatur enthaltend, fortgesezt wird, verdankt man die umfassendsten Unternehmungen im Fache der klassischen Literatur; dahin gehören die 1819 begonnene, auf 120–130 Theile berechnete Ausgabe der Delphin Classics oder Regent's Edition, die den Text der besten Ausgaben mit den Anmerkungen der Ausgaben in usum Delphini und einer Auswahl aus der Ausstattung anderer Ausgaben enthält, aber den deutschen Gelehrten nicht befriedigen kann, und die noch unvollendete, vielfach bereicherte Ausgabe des griechischen Thesaurus von Stephanus, wofür man auch Beyträge deutscher, französischer und dänischer Gelehrten gewonnen hat, wiewohl die Arbeit der englischen Herausgeber manche Wünsche unbefriedigt läßt. Bedeutender und selbstständiger ist das Verdienst brittischer Gelehrten um die morgenländischen Sprachen. Die Pfade, die Jones Wilkins, Colebrooke, Marsden, Lumsden, Gilchrist, Morrison und Andere gezeigt haben, werden eifrig verfolgt, wozu die neu gestiftete asiatische Gesellschaft das Ihrige beyzutragen beginnt, und die reichhaltigen Asiatic Researches liefern fortdauernd die schätzbarsten Beyträge zur Kunde der Sprachen, der Literatur und der Sitten Asiens. Für die englische Sprache wurden seit Todd's Ergänzungen zu Johnson's Wörterbuch, die so viele Erwartungen unbefriedigt ließen, nur zwey, der Erwähnung würdige, Werke geliefert, nämlich Booth's 1822 angefangenes Analytical Dictionary, das die Wörter der englischen Sprache nach ihrer Abstammung in Familien ordnet, wobey jedoch oft der Mangel gründlicher, etymologischer Forschung sich verräth, und das Glossar zur Erläuterung der alten englischen Schriftsteller, besonders Shakespeare's und seiner Zeitgenossen, von Nares (1823), ein Werk, welches, ungeachtet der Verfasser manche Quelle der Erläuterung vorübergegangen ist, doch eine dankenswerthe Gabe bleibt. Die schottische Sprache, deren Kunde die Waverley-Romane selbst zu einem Bedürfnisse der größern Lesewelt gemacht haben, wurde durch Jamieson's fortgesezte Arbeiten erklärt, die er in dem dritten Bande seines etymologischen Wörterbuches (1823) mittheilt, das viele Ergänzungen der frühern Bände und des Auszuges (1818) enthält, und für die galische Sprache hilft Macfarlane's Wörterbuch aus. Die schätzbaren, den gesammten verwandten Sprachstamm umfassenden, etymologischen Forschungen, die Horne Tooke vor 20 Jahren in seinen Diversions of Purley (1798—1805) gab, sind in der neuen, aus seinem Nachlasse bereicherten Ausgabe noch gehaltvoller geworden, und der verstorbene Professor Murray in Edinburgh lieferte in seiner Geschichte der europäischen Sprachen gründliche Untersuchungen über die Verwandtschaft der deutschen, griechischen, celtischen, slavonischen und indischen Völker, die uns ehestens in Adolf Wagner's deutscher Bearbeitung zugänglicher seyn werden.

Die Richtung, welche die philosophische Forschung der Britten durch Locke erhalten hatte, ist noch

immer die vorherrschende, und die durch ihn begründete Erfahrungs-Philosophie hat bey weitem die meisten Anhänger. Eine andere, besonders Hume's skeptische Ansichten bestreitende, Schule stiftete der scharfsinnige Schottländer Reid, dem Dugald Stewart, früher Professor in Edinburgh, durch seine beredten Erläuterungen großen Anhang gewann. Der verstorbene Professor Thomas Brown in Edinburgh hinterließ in seinen Vorlesungen über die Philosophie des menschlichen Gemüthes (Lectures on the philosophy of human mind) ein System der theoretischen und praktischen Philosophie, dem freylich sowohl tiefe Begründung als selbst klare und einfache Darstellung fehlt. Kant's Philosophie war zeither nur unvollkommen in England bekannt, wie man selbst aus Stewart's Schriften sehen kann, und es ist wohl zu bezweifeln, ob die von Wirgman angekündigte Uebersetzung der Kritik der reinen Vernunft diesem System Beyfall gewinnen werde. Für die Ausbildung der Aesthetik haben Alison, Knight, Dugald Stewart, und neuerlich M'Dermot, durch Untersuchungen über den Geschmack und die Grundsätze und Natur des Schönen und Erhabenen nur sehr unzulängliche Grundlagen gegeben. — In der pädagogischen Literatur der neuesten Zeit finden wir nichts Ausgezeichnetes. Das auch unter uns besprochene und gewürdigte System des gegenseitigen Unterrichts hat zu mehrern Versuchen im Großen geführt, den anerkannten veralteten Uebeln der englischen Unterrichtsweise abzuhelfen, und was der ungenannte Verfasser einer kleinen Schrift über öffentliche Erziehung (On public education 1822) über diesen Gegenstand sagt, ist aller Beachtung werth. Nicht unmerkwürdig ist, daß die in Deutschland beargwohnte und verrufene Turnkunst durch die Bemühungen des Capitäns Elias viele Freunde gewinnt, und selbst unter Wellington's Schutze eine Normal-Turnschule in London eröffnet worden ist, was die Erscheinung einer Anweisung zu allen Arten von gymnastischen Uebungen (Instructions in all kinds of gymnastic exercises, London 1823) veranlaßt hat, deren Titel auf deutsche Quellen hinweiset.

In den mathematischen Wissenschaften ist die vorherrschende Richtung auf das Praktische wieder sehr sichtbar. Während in der höhern Mathematik, die in frühern Zeiten den Britten viel verdankte, kaum eine bedeutende Leistung nachzuweisen ist, wird in der angewandten fortdauernd manches Verdienstliche geleistet, besonders in der Mechanik und in der Astronomie, für welche 1820 eine eigene Gesellschaft in London gestiftet wurde; aber zu derselben Zeit, wo diese lezte Wissenschaft Pond, Pearson, Pigott und Andre, durch sorgfältige Beobachtungen und theoretische Werke fördern, fehlt es auch nicht an so auffallenden Proben von Befangenheit und Verkehrtheit, als neuerlich der Astronom Prescott in Liverpool gegeben hat, der in zwey Schriften (1823) das System des Copernikus und die Theorie der Gravitation zu widerlegen suchte, und dagegen das „göttliche System des Universums“ auf der Grundlage des ersten Kapitels der Genesis mathematisch beweisen wollte. Wie man es neulich auch in Deutschland versucht hat, die Astrologie unter die Wissenschaften einzuführen, hat in England J. Worsdale, der sich Astronom nennt, ein „System der himmlischen Philosophie“ oder der geburtdeutenden Astronomie (genethliacal Astronomy) angekündigt, worin 30 merkwürdige Nativitäten aus neuerer Zeit berechnet werden sollen.

Eine rühmliche Regsamkeit thut sich in den Naturwissenschaften kund, und besonders werden diejenigen Zweige derselben, die in Großbritannien verhältnißmäßig neue Wissenschaften sind, mit fruchtbarem Eifer gepflegt. Es ist bekannt, wie die großen Verdienste, welche sich die Britten vor funfzig Jahren um die neue Begründung der Chemie erwarben, schon seit einigen Jahrzehenden durch Humphry Davy, Dalton, Leslie, Thompson, Wollaston und neuerlich durch Brewster, Brande, den jüngern Herschel, Faraday und Andere erhöht wurden; und während theils durch Entdeckungen, welche in der Physik und Chemie neue Bahnen brachen, theils durch gründliche Bearbeitung des auf diese Weise Gewonnenen die Theorie festgestellt wurde, ging mit diesen Bemühungen die fruchtbarste Anwendung der Theorie auf technische Zwecke gleichen Schritt. Geologie und Geognosie wurden, da die ältern Hypothesen über Erdbildung von Burnet, Hutchinson und Catcott hier nicht in Betrachtung kommen können, zuerst in Schottland, anfänglich meist auf der von Werner gelegten Grundlage, später theils nach Hauy und Mohs, theils nach selbstständigen Forschungen ausgebildet, haben aber in neuern Zeiten auch in England viele Freunde gefunden, wovon die Gründung einer geologischen Gesellschaft, die ihre Verhandlungen drucken läßt, und die Stiftung von Lehrstühlen für diesen Zweig der Naturwissenschaften in Oxford und Cambridge die Folge gewesen sind. Man nimmt Geologie gewöhnlich in der umfassenden Bedeutung, die sowohl die Theorie der Erdbildung als Mineralogie und Geognosie begreift. Schottland besizt noch immer die ausgezeichnetsten Gelehrten in diesem Fache, wie Jameson, Maculloch (geognostische Beschreibung und Karte von Schottland), Mackenzie (Beschreibung von Island), Hibbert (Beschreibung der Shettland-Inseln), wogegen unter den englischen Geologen die Forschung nicht selten durch die ängstliche Besorgniß, mit der Genesis in Widerspruch zu gerathen, befangen und engherzig wird, und sich dennoch, bey dem Zeugnisse der Thatsachen, vor solchem Widerspruche nicht schützen kann, de-

man den Steinen des Anstoßes, der Schöpfungsgeschichte und der Sündflut, nicht klüglich aus dem Wege geht, bedenkend, daß die Bibel weder Chemie noch Astronomie zu lehren bestimmt ist. In solcher Verlegenheit erscheint z. B. der Theolog und Geolog Buckland in seinem neuesten, übrigens an merkwürdigen Beobachtungen reichen Werke: Reliquiæ diluvianæ. Für alle Zweige der Naturgeschichte liefern die Britten fortdauernd viele, besonders durch treffliche Kupfer ausgezeichnete Beyträge. In der Botanik stehen sie zwar im Allgemeinen, hinsichtlich des wissenschaftlichen Verdienstes, hinter Franzosen und Teutschen zurück; aber die vaterländische Gewächskunde wird doch thätig gepflegt, wie in England durch Curtis, Grey und Smith, in Schottland durch Hooker, Lindley und Greville, in Ireland durch Dawson Turner. Während Fleming die allgemeine Zoologie bearbeitete, und Swainson (in seinen Zoological Illustrations) Abbildungen merkwürdiger Thiere gab, erhielt neuerlich auch die Conchyliologie durch das, auch nach Deutschland verpflanzte Werk von Brookes *) eine schätzbare Bereicherung, und für die brittische Ornithologie und Entomologie haben Selby und Curtis umfassende Werke angefangen.

Um die Erd- und Völkerkunde haben sich die Britten auch in der neuesten Zeit mehr durch Reisebeschreibungen, als durch systematische Werke große Verdienste erworben, doch ist das reichhaltig und sorgfältig nach Quellen gearbeitete geographische Wörterbuch: The Edinburgh Gazetteer, das 1822 mit dem 6ten Bande vollendet wurde, wohl das beste Werk dieser Art, das sich daher den Unternehmern ähnlicher deutschen Werke zum Muster und zur fleißigen Benutzung empfehlen läßt. Zu den vorzüglichsten Reisebeschreibungen, unter welchen es mehrere gibt, die uns noch nie von Europäern besuchte oder doch nicht beschriebene Länder aufschließen, gehören: Burkhardt's reichhaltige Reise in Syrien und Palästina, Porter's nur zu weitschweifige Reise in Georgien, Persien, Armenien ꝛc., Waddington's und Hanbery's Aethiopien, Scoresby's Reise nach der Ostküste von Westgrönland, Franklin's mit meisterhaften Kupfern ausgestattete Landreise in die Polarländer, Cruise's Reise nach Neu-Seeland, Burchell's treffliche Reise nach Süd-Afrika, Lyon's Reise nach Fezzan, Parry's zweyte Polarreise. Malcolm, bekannt durch sein ausgezeichnetes Werk über Persien, lieferte in seiner Beschreibung des mittlern Indiens (1823) eine wahre Bereicherung der geographischen Literatur. Ueber einige dieser Werke wird in der Folge noch besonders gesprochen werden. Die Kunde der brittischen Inseln wurde durch einzelne Beschreibungen und zum Theil prächtige Kupferwerke gefördert, wie z. B. die landschaftlichen Alterthümer und malerischen Gegenden Schottlands in einem noch fortlaufenden Werke abgebildet werden, wozu Walter Scott einen anziehenden Text gibt. Brayley lieferte Beschreibungen und Abbildungen alter Schlösser in England und Wales, Wordsworth eine Beschreibung der Seen in Westmoreland und Cumberland, Daniel eine malerische Reise längs den Küsten Großbritanniens, Capper ein topographisches Wörterbuch des vereinigten Königreiches.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise-Literatur.

Souvenirs de la Sicile, par le Comte de Forbin. Paris 1823.

Graf Forbin, General-Direkteur aller Museen in Frankreich, ist als Kunstkenner und auch als Künstler geachtet. Ob das Buch leistet, was von einem solchen Manne mehr als Gewöhnliches erwartet werden darf, ist schwer zu bestimmen. Sizilien ist ein so schöner Stoff, daß das Schöne, was die Bildung hinzuthut, sich oft verliert. Doch wird die Stimme des Verfassers, wo er von archäologischen Dingen spricht, gewiß Berücksichtigung erhalten. Einige Stellen mögen von seiner Gefühlsweise und Darstellungsweise Rechenschaft geben. Er landete in Civita-Vecchia. „Aber das Fieber verheerte diese schönen Gegenden; man möchte sagen, daß die Römer nur durch das Fieber ihr Leben fühlen. Zu Monterana, zwischen Civita-Vecchia und Rom, ordnete das Tertianfieber den Dienstwechsel der Postillone; nach diesem unseligen Kalender zählten diese ihre traurigen Tage ab. Sterbende führten uns durch die herrliche Landschaft; der Himmel schimmerte von Lichtern, die Gebüsche waren von Vögeln bedeckt, und wir rollten über die alte römische Straße. Mit Verdruß verläßt man sie; denn der päpstliche Weg ist nur ein Sumpf. Keiner hat ein größeres Recht als der Papst, mit Jesus Christus zu sagen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Bey jedem Schritte, den man im Gebiete des heiligen Vaters macht, begegnet man nur Elend und Jammer. Regsamkeit und Bewegung fand ich hier nur im Prediger-Stuhle. Die Prediger zerarbeiten sich; im Schweiße ihres Angesichtes bauen sie den Weinberg des Herren, während der Landmann in der tiefsten Faulheit schläft." Solche Klagen hat man schon von vielen Reisenden gehört; aber sie mögen sagen, was sie wollen, die Welt ist doch die beste; Gutes und Schlimmes gleichen sich überall aus. Hat man in Rom das Fieber, so hat

---

*) Deutsch herausgegeben von Carus, Leipzig 1823.

man doch auch Freyheit. Manchem Volke kommen Industrie und blühende Landwirtschaft theuer zu stehen; die Herren, die den Ackerbau begünstigen, wollen dafür auch das Gras wachsen hören, und immer noch lieber Aria cattiva, der man schon in Albano, als gute Polizey, der man erst in den Vereinigten Staaten ausweicht.

Ueber die gegenwärtige Beschaffenheit der Kunst in Rom sprechend, sagt der Verfasser von den dortigen deutschen Künstlern: „Les Allemands qui habitent Rome, et qui reprennent l'art à sa source, ne trouvent de vérité, d'élévation, que dans les giotto et les cimabué. Ils sont intimement persuadés que l'école italienne a été égarée sans retour par la dernière manière de Raphaël." — Der Verfasser war in Messina, als dort im Jahr 1820, am Tage des Rosalienfestes, die Revolution ausbrach. Er spricht von dem Ereignisse und dessen Quellen mit vieler Unbefangenheit, die Revolution fast beschönigend. Recht oder nicht — bedenkt man aber, daß der Verfasser, als General-Direktor aller Museen, eine Art Hofstelle begleitet, daß er mit Empfehlungen von der Herzogin von Berry, der Enkelin des Königs von Neapel, begünstigt, in Sizilien reiste, und daß die Reisebeschreibung in der königlichen Buchdruckerey, auf Kosten des Königs gedruckt ist; so gereicht solche Aufrichtigkeit dem Grafen Forbin und seiner Regierung zur großen Ehre. Zum Vortheile mag dem Grafen Forbin seine Denkart nicht immer gereicht seyn; dieses verräth folgende Stelle aus der Vorrede: „Man kann nie in Verlegenheit seyn, den Bewegungsgrund zu einer Reise anzugeben, wie die ist, die ich in Sizilien gemacht. Außer dem Wunsche, eine löbliche Wißbegierde zu befriedigen, würde sich der natürlichste Grund in der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft suchen lassen. Diese Lage ist unglücklicher Weise feindlich; das Leben wird mit jedem Tage bewegter; es ist eine sauere Arbeit, unter den Menschen zu leben; man kann also eine Reise als einen Waffenstillstand mit ihnen ansehen. Die Abwesenheit schläfert Feindseligkeiten ein; bey der Rückkehr findet man sie, von alten Verfolgungen abgewendet, und, ihre Zeit nützlich zu verwenden, neue Angriffe nach einer andern Seite richtend." — Angehängt sind dem Buche: 1) Nachricht von den Künstlern des Alterthums, die in Sizilien geblüht haben. 2) Verzeichniß der neuen Sizilianischen Künstler. 3) Die Sizilianischen Schriftsteller der letzten dreyßig Jahre. 4) Der Rajah von Bednouna, indische Erzählung aus dem Leben eines Einsiedlers in Catania, der sie bey seinem herannahenden Tode dem Verfasser mitgetheilt hatte.

D. B.

Unterhaltungs-Literatur.

Schottische Erzählungen von Allan Cunningham, aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Zweyter Theil. Leipzig in der Reinschen Buchhandlung. 1824. 185 S.

Was in der Anzeige No. 71. des Lit. Bl. v. v. J. dem ersten Theile dieser Erzählungen nachgerühmt wurde, gilt auch von diesem zweyten. Lebendige, ächt schottische Schilderung spricht sich in den drey hier mitgetheilten Sagen aus. Zuerst lernen wir den Feenmundschenk kennen. Eine schauerliche Mähre aus dem Thale Corriewater, wo die Alten in ihrer Jugend noch Feen gesehn haben wollen. Ein liebliches Mädchen verliert ihren theuern Bruder. Er ertrinkt, als er ihre kleine Heerde aus dem plötzlich anschwellenden Corrie retten will. Wahnsinn ergreift deßhalb ihr Gemüth. Sie glaubt, die Feen haben ihn geraubt, haben nur den Leichnam zurückgelassen. Da weint sie in der Nacht, nach dem Flusse hinschauend, wie eine von Ossians Fürstentöchtern mit den schneeigen Armen, wenn sie auf den Geliebten zagend harren, der im Thale die Schlacht kämpft. Der Schmerz tödtet sie auf dem Grabe des Bruders. — In der Brautfahrt widerfährt dem alten Glauben an Ahnungen und Vorbedeutungen und Weissagungen sein Recht. Der junge Herr Förster wird mit seiner schönen Braut von den Wellen verschlungen, weil er solcher Stimme nicht glauben will. Walter Selby spielt in der unruhigen Zeit, wo für die Stuarts gegen die Rothröcke Englands gar oft, aber immer mit Unglück gekämpft wurde. Das Haus Selby ging unter. Der edle Ritter starb. Sein schönes Mühmchen, die ihn im Kampfe fallen sah, lebte viele Jahre noch, des Jünglings eingedenk, sein Grab mit Blumen schmückend. Sie erzählt in der verfallenen alten Burg die Thaten der alten Zeiten. — Schade, daß nicht manche der vielen herrlichen Balladen, die überall vorkommen, in Musik gesetzt sind. Sie sind so singbar, so ansprechend, daß man sich gleich eine Melodie dazu wünschte. S. 126 wird ein Halsband von einem verkleideten Ritter einem schönen Fräulein um den Hals geworfen. Ich hätte es um den Hals legen lassen, denn schon an den Hals werfen, erscheint doch zu grob. S. 33 muß in der dritten Stanze Und wegfallen, u. S. 90 kommt der Derwentfluß —⏑ vor, während er S. 100 ⏑— steht. Sonst wüßte Rec. nichts zu tadeln, wenn er auch tadelsüchtiger wäre, als er ist.

Druckfehler.

In No. 104 v. v. J., S. 414, 1ste Sp. muß auf der 6ten Zeile das zweyte quien in quiere verwandelt werden.

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. März 1824.

Ueberblick der neuesten englischen Literatur.

I.

(Fortsetzung.)

Im Gebiete der Geschichte finden wir mehr den Sammleefleiß, als die historische Kunst thätig, und von Werken, worin sich diese zeigte, wüßten wir unter den neuesten Schriften, außer Southey's noch unvollendeter Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel, kaum noch eines zu nennen. Dagegen ist man eifrig beschäftigt, den Stoff zur Landesgeschichte zu vermehren, und viele einzelne schätzbare Beyträge zur Geschichte Englands und Schottlands in verschiedenen Zeiträumen und biographische Denkwürdigkeiten berühmter Männer haben auch die lezten Jahre geliefert. Die Herausgabe der für Staats- und Rechtsgeschichte wichtigen Urkunden aus den Staatsarchiven dauert fort. Die angelsächsischen Chroniken wurden mit englischen Uebersetzungen und Anmerkungen von Ingram herausgegeben. Auch die in altschottischer Sprache geschriebenen Chroniken (z. B. Boethius in Bellenden's Uebersetzung, Lesly, Lindsay von Pitscottie) sind zu Tage gefördert worden. Viele merkwürdige Urkunden wurden aus Familienarchiven oder öffentlichen Sammlungen hervorgezogen, oder aus alten, dem Verkehr entzogenen Drucken erneuert, z. B. Evelyn's Denkwürdigkeiten, Naunton's anziehende Beyträge zur Geschichte der Königinn Elisabeth, die Denkwürdigkeiten des Covenanters Blackadder, die Geschichte des ehemaligen schottischen Parliaments von Fletcher von Saltoun, das Tagebuch des Lords Fountainhall und die Beyträge zur Geschichte des bürgerlichen Kriegs in Schottland im 17ten Jahrhundert von Gwynne, beyde von Walter Scott herausgegeben, Horace Walpole's Denkwürdigkeiten aus den lezten Jahren Georgs II., Johnston's Geschichte des schottischen Aufstandes im Jahre 1745. Turner gab seine, über die Heptarchie viel Licht verbreitende Geschichte der Angelsachsen in der 4ten Auflage heraus. Auch muß die von Lodge herausgegebene, aber noch nicht vollendete Sammlung von meist vorzüglich ausgeführten Bildnissen berühmter Britten nach echten gleichzeitigen Gemälden hier erwähnt werden, welchen auch zum Theil schätzbare biographische Abrisse zugegeben sind. Unter den biographischen Werken ist die Lebensgeschichte des Sekretärs der Königinn Elisabeth, Davison, von Nicolas merkwürdig, und die Biographie Christoph Weens von Elmes (1823) liefert auch für die Geschichte der Zeit des großen Baumeisters schätzbare Nachrichten. Meyrick's höchst anziehende Untersuchungen über die alten Waffen (1823) ist besonders für die englische Geschichte wichtig und geht von den Zeiten der Normänner bis auf Karl II. Die Geschichte der englischen Seemacht erzählt James, und den neuesten Zeitraum derselben (1782—1822) Brenton. Die Zeit Georgs III. beschreiben Bisset und Scott. Die Ausbildung der englischen Staatsverfassung unterwarf Lord Russel einer neuen historischen Untersuchung. Eine reiche Ernte steht im Gebiete der Landesgeschichte auf dem Halme, und wartet auf den Schnitter. Wer mit Henry's Fleiß und mit Hume's tiefem Geiste und historischer Kunst reinere Wahrhaftigkeit und größere Redlichkeit im Forschen verbindet, als dieser der der Partheylichkeit für seine Helden, die Stuarte, auf einem großen Theil seiner Laufbahn zeigt, wird eine Geschichte von Großbritannien geben können, wie wir sie noch nicht haben. Godwin's versprochenes Werk über die Geschichte der englischen Republik läßt für einen Zeitraum, den die Partheysucht zeither so unwahr geschildert hat, viel erwarten. — Von geschichtlichen Werken allgemeinen Inhalts (gewöhnliche Lehrbücher für den Jugendunterricht abgerechnet, die hinsichtlich der Methode mangelhaft genug sind) ist kaum etwas Bedeutendes auszuzeichnen, daher selbst einige deutsche Schriften, wie die allgemeine Geschichte von J. von Müller, sogar Bredow's historische Tabellen, nach England verpflanzt wurden. Die noch nicht vollendete Sammlung englischer Uebersetzungen griechischer und römischer Geschichtschreiber und der vorzüglichsten Chroniken des Mittelalters (Corpus historicum)

kann dagegen zur allgemeinen Verbreitung historischer Kenntnisse beytragen. Die bekannten historischen Jahrbücher, die sowohl die gesammte politische, als die Literatur-Geschichte der neuesten Zeit umfassen, die Annuel Registers, werden fortgesezt, deren zwey in London erscheinen, nämlich das älteste von Rivington (früher seit 1758 von Dodsley) herausgegebene und das später (1780) durch Stockdale gegründete, mit welchem das Edinburgh Annual Register seit 12 Jahren glücklich wetteifert. Bekanntlich ist nach dem Plane dieser gehaltreichen Uebersichten der neusten Zeitgeschichte seit einigen Jahren ein ähnliches Werk von Lesur in Paris angefangen worden, und es ist zu wünschen, daß ein tüchtiger Mann mit Hülfe einiger Mitarbeiter denselben, auch in unserer Literatur fühlbaren, Bedürfnisse, abhelfen möge, wiewohl freylich in einem deutschen Jahrbuche die kräftige Freymüthigkeit in der Darstellung der neuesten Geschichte, die man in den brittischen Vorbildern findet, jezt nicht erwartet werden könnte. — Eine Geschichte der einheimischen Literatur ist noch Bedürfniß, so reichen Stoff dazu, einzelne Beyträge und besonders Biographien geliefert haben. Selbst der Bibliograph entbehrte lange ein Schriftenverzeichniß der ältern und neuern Literatur, das erst Watt (Bibliatheca Britennica) zu liefern angefangen hat. Ueber die von Smith angekündigte Geschichte der englischen Bühne und die in Kemble's Lebensgeschichte von Boaden zu erwartende Geschichte der Schauspielkunst seit Garrick hoffen wir bald berichten zu können. Mit der Geschichte der spanischen Literatur wurden die Engländer durch Lord Hollands Werk über Lopez de Vega, und die mit Wiffens Uebersetzung des Garcilasso de la Vega und Lockhart's Nachbildung spanischer Romanzen verbundenen literarischen Uebersichten bekannter, während zugleich Bouterwecks Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit der Spanier und Portugiesen, und Sismondi's Literatur des südlichen Europa übersezt wurden. Bowring führte seine Landsleute in die russische und holländische Literatur ein. Die Geschichte der römischen Literatur bis auf Augustus wurde durch Dunlop bearbeitet. — Die Archäologie, die vorzüglich brittischen Reisenden von jeher viele Aufklärungen verdankte, erhielt auch in den lezten Jahren einige gehaltvolle Beyträge, wie die fortgesezten Jonien Antiquities und die Alterthümer der Baukunst in Rom von Taylor und Cresy. Ueber die colindrischen Gemmen stellte Landseer (in seinen Sabæan Researches) Untersuchungen an. Youngs Versuche zur Erklärung der Hieroglyphen sind auch unter uns besprochen worden, und wir wissen, wie wenig dasjenige, was er geleistet hat, mit den glücklichen Entdeckungen verglichen werden kann, die unser trefflicher Spohn der Welt vorzulegen nicht erleben sollte. Williams hat treue, von Finch in lithographischer Manier gestochene Abbildungen der im brittischen Museum aufbewahrten, den Kampf der Lapithen und Centauren und die Schlacht zwischen den Griechen und Amazonen darstellenden, phigalischen Marmordenkmale angekündigt. Fosbroke's Encyclopädie der Alterthümer, die in Heften erscheint, gibt keine gründlichen Forschungen, sondern ist mehr für das größere Lesepublikum bestimmt. Die einheimischen Alterthümer der Baukunst werden fortwährend durch Abbildungen und Beschreibungen erläutert, wie die vorzüglichsten Kathedralen in Britton's Werken, und die Denkmäler der gothischen Architektur von Pugin und Wilson. Die unlängst in der Grafschaft Fife entdeckten römischen Alterthümer, welche die Gegend der Schlacht zwischen Agricola und Galgaeus zu bestimmen scheinen, wurden von Small beschrieben.

Im Gebiete der Staatswissenschaften bearbeiteten die Engländer schon lange weniger das allgemeine Staatsrecht und die Theorie der Staatsverfassung, obgleich sie früher auch darüber zuerst Licht und freye Ansichten in Europa verbreitet hatten, sondern neigten sich auch hier mit Vorliebe zum Praktischen, und erläuterten daher die Grundsätze der Staatsverwaltung, besonders die Staatswirthschaft und die einheimische Statistik. Ricardo's Grundsätze der Staatswirthschaft und Besteurung sind das Vorzüglichste, was seit Adam Smith über politische Oekonomie in England erschienen ist. Er starb (1823) leider, ehe er sein Werk über die beste Einrichtung der Nationalbanken vollendet hatte. Tooke's Untersuchungen über die Ursachen des Schwankens der Preise der Dinge in den lezten dreyßig Jahren wurden durch die Drangsale der ackerbauenden Klasse veranlaßt, und sind ein sehr schätzbarer Beytrag zur Staatswirthschaftslehre. Auch der scharfsinnige Malthus gab eine kleine Schrift über den Maßstab des Werthes (nach ihm die Arbeit) mit Beziehung auf die Veränderung des Münzwerthes seit 1790 heraus. Ueber Armenpflege schrieb Morton Eden, und über Armenbeschäftigung gab Slaney beherzigungswerthe Winke. Eine brauchbare Uebersicht der englischen Verfassung in einem Auszuge aus Blackstone's klassischem Werke hat Wanostrocht (The british Constitution) herausgegeben. Eine Sammlung von mehreren, bey Versammlungen in den Grafschaften gehaltenen Reden (Speeches delivered at County meetings) ist ein schätzbarer Beytrag zur Kunde der, in England herrschenden Grundsätze der praktischen Politik, und liefert zugleich einige glänzende Proben der Beredtsamkeit. Es ist bekannt, daß die einzeln gedruckten Berichte der Parliamentsausschüsse über Gegenstände der öffentlichen Verwaltung einen Schatz praktischer Weisheit enthalten. Die von Hansard herausgegebene neue

Folge der Parliamentsverhandlungen (Parliamentary Debates) wurde bis zum 7ten Band fortgesezt. — Die Statistik in systematischer Form zu bearbeiten, hat man unseres Wissens noch nicht versucht, und was in diesem Fache erscheint, beschränkt sich größtentheils auf das Inland, dessen Angelegenheiten durch Lowe's, auch in Deutschland bekanntes, Werk viel Aufklärung erhielt, und auf die Kolonien, und unter den auf diese sich beziehenden Schriften sind Stewart's Werk über den frühern und jetzigen Zustand von Jamaica, und die neue verbesserte Auflage von Clarkson's Schrift über die Verbesserung des Zustandes der Sklaven in den brittischen Kolonien sehr zeitgemäß.

Die Literatur der gesammten Gewerbkunde (Oekonomie, Technologie und Handelskunde) erhielt manche Bereicherung. Im Gebiete der Landwirthschaft waren besonders Gartenbau und Obstbaumzucht Gegenstände literarischer Beschäftigungen, wozu vorzüglich die eifrigen Bemühungen der beyden Gartenbau-Gesellschaften in London und Edinburgh Anregung gaben, die ihre gesellschaftlichen Arbeiten durch den Druck bekannt machen. Für Pomologie war besonders Knight thätig. Ueber Lustgärten hat Papworth ein neues Werk (Hints on ornamental Gardening) herausgegeben. Zur Erklärung der technischen Ausdrücke ist Crabb's allgemeines technologisches Wörterbuch ein gutes Hülfsmittel, und kann auch zur Ergänzung unserer englisch-deutschen Wörterbücher gute Dienste leisten. Unter den Schriften über mechanische Künste zeichnet sich Savage's Werk über die Kunst des Prachtdruckes (Practical hints on decorative printing) aus. Die Kunst des Pflaster- und Landstraßen-Baues wurde bey Gelegenheit der darüber statt gefundenen Parliamentsverhandlungen in verschiedenen Schriften besprochen, worunter vorzüglich des verdienstvollen Straßenbaumeisters, London M'Adam, Bemerkungen über das gewöhnliche System des Straßenbaues (Remarks on the present System of Roadmaking, 7te Ausgabe 1823) zu erwähnen sind, die wir wegen ihres praktischen Werthes allen Straßenbau-Commissionen und Pflasterern in Deutschland, Böhmen mit eingeschlossen, empfehlen wollen, da sie zum Nutzen der Reisenden noch viel daraus lernen können. Ueber Dampfheizung und Heizkunst überhaupt schrieben Meilleham und Tredgold. Unter den Schriften über Handelskunde ist die umgearbeitete Ausgabe von Mortimer's Handelswörterbuche zu erwähnen.

Ruhen wir nun, nach unserm Durchfluge des wissenschaftlichen Gebietes, in dem heitern Reiche der Kunst aus, so verrathen uns bald erquickende Düfte, daß hier nicht geruchlose Papierblumen, sondern wieder frische Gärten blühen. Mag auch manche Pflanze mehr üppiges Laub als gesunde Blüthen treiben, so ist doch der alte Lebenskeim der Poesie wieder erwacht, den verirrte Bestrebungen lange erstickt hatten. Es würde die Gränzen überschreiten, worin diese Uebersicht sich halten muß, wenn wir hier die Geschichte der neuern englischen Poesie erzählen wollten; daher nur einige Worte zur Einleitung und Erläuterung künftiger Ueberblicke. Der Verfall der volkthümlichen Dichtung, der schon vor der Mitte des 17ten Jahrhunderts begann, und den die Zerrüttungen des Staates unter Karl I. und die sittenlose Zeit unter Karl II. noch mehr beförderten, wurde völlig sichtbar, als im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der lange vorbereitete Einfluß des französischen Geschmackes herrschend ward. Die Kraft und Freyheit des altenglischen Dichtergeistes war verschwunden, und in einer überlieferten Bildersprache, in herkömmlichen Redeformen fand man Poesie. Zu den duftlosen Blüthen dieser Zeit gehörte die endlose Reihe beschreibender Gedichte, und sogenannter Lehrgedichte, worin bey der Bearbeitung widerstrebender und oft höchst seltsamer Stoffe der gänzliche Mangel an Poesie durch Bilderschmuck und Redeprunk verdeckt wurde. Cowper (st. 1800) war der erste, der sich in England wieder zur volkthümlichen Dichtung hinneigte, und gegen die Fesseln des fremden Geschmackes sich sträubte, während in Schottland Burns gleichfalls in kräftigen, vollen Naturlauten sang. Die Kritik aber blieb noch lange nachher befangen und engherzig, und fand selbst noch in weit spätern Zeiten nur in der kalten Regelmäßigkeit und erkünstelten Verfeinerung, für welche Pope und Addison als Muster galten, das Eine, was Noth that. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschien endlich die fröhliche Morgenröthe mit Wordsworth, Coleridge, Walter Scott, Campbell, Byron, Moore, und bey den meisten seitdem hervorgetretenen Dichtern und Dichterinnen, wie Wilson, Johanna Baillie, Montgomery, Felicia Hemans, Bissbe Shelley, Leigh Hunt, W. Procter (unter dem Namen Barry Cornwall), Lockhart, Allan Cunningham, Barton, Alarie Watts, erkennt man den Einfluß der herrschend gewordenen reinern Ansichten der Poesie, wiewohl sich bey mehrern ältern sowohl als jüngern Dichtern nicht selten ein verkehrtes Streben zeigt, das in Spielerey, Geziertheit und Seltsamkeit die alterthümliche Einfachheit und Kraft sucht. Das Gebiet der erzählenden Dichtung wurde während des Zeitraumes, worauf wir hier zurückblicken, vorzugweise angebaut, und neben den glänzenden Talenten Scott's und Byrons fanden auch Campbell und Southey Anerkennung. Den Geist und Ton der altheimathlichen Ballade trafen am glücklichsten Scott, Wordsworth, Cunningham. Zum ersten Lyriker unter Englands neuern Dichtern erhob sich der melodische Thomas Moore. Die jüngern Dichter, Wiffen,

Barton und Watts, wetteiferten glücklich mit ihm. An die beschreibenden Gedichte der frühern Zeit erinnert der, sonst mit großer Wahrheit, aber oft auch peinlicher Treue schildernde Crabbe, den man nicht unpassend mit Goldsmith verglichen hat, der zartfühlende Wilson, und der gewandte Rogers. Im Gebiete der dramatischen Dichtkunst zeigten die geistreiche Schottländerinn Johanna Baillie, Milman, Maturin, Barry Cornwall, Knowles, Lovell Beddoes das Streben, die Einfachheit und Kraft der alten Trauerspieldichter wieder zu erlangen; aber sie suchten die Annäherung mit ängstlicher Geziertheit in der Nachbildung der Sprache der alten Dichter, und weniger darin, daß sie von dem lebendigen Geiste derselben in der Erfindung und Behandlung des Stoffes sich durchdringen ließen. Wie viele schöne Einzelheiten manche dieser Versuche neuerer Trauerspieldichter auch enthalten, welche Spuren von Dichtertalent sie verrathen mögen, man sieht es ihnen an, daß sie nicht in freyer und kecker Begeisterung empfangen, sondern den nur halb begriffenen Mustern der klassischen Zeit mühsam nachgebildet sind. Blickt man auf die neueren Lustspiele, so überzeugt man sich vollends, daß auch in England die dramatische Kunst sich noch nicht aus tiefem Verfall hat erheben können. Ein desto erfreulicheres Zeichen ist es unter diesen Umständen, daß auch in den neusten Zeiten mehrere Ausgaben Shakspeare's, freylich nur mit einer Auswahl der bekannten Variorum-Noten ausgestattet, erschienen sind, und eben wieder Hamlet und verlorene Liebesmühe als Proben einer neuen Ausgabe (bey Murray) ausgegeben werden, wobey wir die Gelegenheit benutzen, auf die von E. Fleischer in Leipzig unternommene, mit großer Sorgfalt gedruckte und ungemein wohlfeile Ausgabe der dramatischen Werke Shakspeare's aufmerksam zu machen. Zu den Ausgaben seiner Zeitgenossen, Beaumont und Fletcher und Massinger, wird nun in Kurzem auch eine von Gifford besorgte Ausgabe der Werke Shirley's kommen. Mit den herrschenden Bestrebungen der neuern brittischen Dichterschule steht die Herausgabe auch anderer älteren Dichtungen in Verbindung, wodurch uns viele schöne Ueberreste der Vorzeit zugänglich geworden sind, die eine schätzbare Nachlese zu den Sammlungen von Percy, Scott (1802), Sibbald (1803), Ellis (1805), Ritson (1805), Finlay (1807) liefern. Dahin gehört Cunningham's Sammlung schottischer Lieder (1823), die viele alte enthält, und mehrere, auch für die Geschichte der Nationalmusik wichtige Sammlungen alter Gesänge mit ihren Melodieen, oder neuer Lieder nach alten Volksmelodien, wie Gilberts Sammlung alter Weihnachtslieder (Christmas Carols) aus dem westlichen England (1823), zwey Sammlungen schottischer Liederweisen von Thomson (in 5 Bänden, meist zu Liedern von Burns) und Gow (1823), womit die früher (1816) von Alex. Campbell herausgegebene Sammlung (Albyn's Anthology) verglichen werden muß, und Moore's irländische Melodieen (Irish Melodies) in 8 Heften, und seine National-Melodieen (A Selection of popular national Airs), wovon 4 Hefte erschienen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Opferblumen von Sophie Richard-Schilling. Basel in der Schweighauser'schen Buchhandlung. 1823. 180 S. 8.

Vermischte Gedichte, von der Verfasserin darum Opferblumen genannt, weil sie dieselben zum Besten der Griechen auf Subscription herausgegeben hat. Nach dem vorgedruckten Verzeichnisse ist die Subscription leider nicht zahlreich gewesen (ungefähr 150 Exemplare), und wir müssen also um des wohlthätigen Zweckes willen wünschen, daß noch ein tüchtiger Debit nachfolge. Aber ach! wer frägt ja in Deutschland nach vermischten Gedichten, wenn sie nicht einen berühmten Namen an der Stirne tragen, oder in einem schön gedruckten und verzierten Taschenbuche stehen? Berühmt ist, so viel wir wissen, die Sängerin nicht, will es auch, wenn wir dem Gedichte S. 109: „die Leyer an den Tadel," Glauben beymessen dürfen, nicht werden, denn sie singt am angezogenen Orte:

> Dem Rubme werde, was er boch begehrt;
> Der still're Werth soll mich allein beglücken,
> Kein Lorbeerkranz soll jemals, hochgeehrt,
> Die freye Leir' mit grünem Daute schmücken,
> Drum laß sie rauschen, Tadel,
> Sie tauscht (?) nicht ihren Adel.

Und von allen Reizen, womit Taschenbücher die Modewelt anzuziehen pflegen, hat vorliegendes Büchlein keinen, es wäre denn etwa der in Kupfer gestochene Titel und eine Vignette. Was die Hellenophilie von dieser Sammlung erwarten möchte, findet sich hier sehr sparsam, es ist im ganzen Buche von den Griechen und ihrer heiligen Sache nur dreymal die Rede: im Vorworte, im Opfer der Muse S. 5. und in der Weissagung über Griechenlands Loos S. 147., welche eben so kurz, als günstig ist. Uebrigens zeigt die bescheidene Sängerin ein liebenswürdiges Gemüth, das stets nach der Richtung des Guten und Schönen sich bewegt. Man fühlt in Ihren Gesängen das Wehen der Psyche-Flügel; aber man hört die Fittige des Aars der Dichtkunst nicht rauschen. Mit Sprach- und Vers-Mäkeley verschonen wir billig die freye Schweizerin.

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. März 1824.

Ueberblick der neuesten englischen Literatur.

I.

(Beschluß.)

Das Beyspiel eines reich begabten Geistes bewirkte seit zehn Jahren die Erhebung des englischen Romans aus tiefem Verfall. Ob alle Romane, die unter dem Namen der noch immer nicht aufgedeckten geheimnißvollen Waverley-Maske seit 1814 erschienen, aus einer Feder geflossen sind, haben Einige bezweifeln wollen, aber wenn die Annahme des Gegentheils auch eine bequeme Erklärung der Mängel in der Anlage und der Ungleichheit in der Ausführung, die man in diesen Werken findet, seyn mag, so läßt sich Beydes doch eben so befriedigend aus der Schnelligkeit erklären, womit sie sich folgen. Es ließe sich vielleicht scharfsinnig ausführen, wie gewisse Werke in der langen Reihe nur die Arbeit einer schwächern Hand seyn könnten, welchen derjenige, dem andre offenbar allein angehören, einige Züge gegeben hätte, die eine Familienähnlichkeit begründen, wiewohl auf der andern Seite auch wieder aus so vielen innern Gründen sich darthun ließe, daß alle diese Werke nur von einer Hand herrühren, wie denn, um nur eines zu berühren, jedem Leser die häufige Wiederkehr gewisser Eigenheiten, gewisser Kraftausdrücke oft in demselben Satze, oder in kurz auf einander folgenden Stellen, auffallen muß, die schwerlich statt finden könnte, wenn ein Anderer als der Verfasser selbst die Handschrift oder die Druckbogen durchgesehen hätte, und wie, mit einem Worte, die Manier des Verfassers — und ohne Manier ist er nicht — überall sichtbar ist. Sey dem, wie ihm wolle, man braucht nur die Seichtigkeit zu kennen, worein der englische Roman vor der Erscheinung jener Werke verschwommen war, um den außerordentlichen Eindruck, den sie gemacht, und die edlere Richtung, die sie dem Streben in diesem Gebiete gegeben haben, erklären zu können. Wir haben hier besonders die eigentlichen schottischen Romane im Auge, welche den Anspruch des „großen Unbekannten" auf Nachruhm doch eigentlich begründen. Das echt poetische Leben, die kühne Erfindungsgabe, die kräftige Charakterzeichnung, die freye und großartige Ansicht menschlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, die in dem besten jener schottischen Romane, worunter man wohl unbedenklich Waverley und Old Mortality (die Schwärmer in Lindau's Verdeutschung) den Preis zuerkennen muß, sich in vollem Glanze zeigen, aber selbst in den minder vollendeten Erzeugnissen in weit höherem Grade sich finden, als in ähnlichen Werken neuerer Zeit, mußten in England, wie im Auslande, wo der Roman an gleicher Flachheit und Kraftlosigkeit kränkelte, jenen beyspiellosen Beyfall erwecken, der selbst den schwächern Werken, worin man nur einzelne Lichtpunkte findet, und den überall vorkommenden Spuren nachlässiger Behandlung Nachsicht verschaffen konnte. Was hätte dieser Geist leisten können, wenn er, seinen wahren Ruhm bedenkend, statt seine Kraft zu vergeuden, und oft an ungünstigen Stoffen abzunutzen, sie zu wenigen großen Schöpfungen gesammelt hätte! Die zahlreichen Nachahmer, die er in England und besonders in Schottland hervorgerufen hat, haben weniger den Geist, der seinen Werken das eigenthümliche Leben gibt, in sich anregen lassen, als die Behandlung des Stoffes ihm abgesehen, und während bey ihm Humor, Schilderung der Natur und des Menschenherzens und treue Auffassung des Geistes einer gegebenen Zeit in einem lebenvollen Gemälde sich vereinigen, sucht dieser Nachahmer in der Darstellung des Humoristischen, jener in dem Pathetischen und in Naturschilderungen, ein Dritter in der Benutzung historischer Stoffe dem Vorbilde etwas abzulernen, wobey denn die Klippe manierirter Darstellung nie umgangen wird. Der Mangel eigener schöpferischer Geisteskraft ist besonders sichtbar in der Art, wie diese Nachahmer geschichtliche Begebenheiten in das Gebiet der Phantasie hinüberziehen. Man kann allerdings auch dem Unbekannten mit Recht manche Vorwürfe über willkührliche, und zur Erreichung eines poetischen Zweckes unnöthige, Entstellung der Geschichte machen, aber gerade in seinen vorzüglichsten Werken der Art kam es ihm hauptsächlich darauf an, einen lebendigen geschichtlichen Hintergrund zu haben, und sei-

nen Charakteren durch Uebereinstimmung mit den Sitten und der Denkart einer bestimmten Zeit desto mehr individuelle Wahrheit zu geben; er wollte das Leben der Einzelnen unter dem begünstigenden oder störenden Einflusse großer geschichtlicher Ereignisse darstellen, nicht aber die wahren Begebenheiten mit den erdichteten vermengt erzählen, wogegen die gegründeten Vorwürfe, die man dem historischen Roman macht, eigentlich gerichtet sind. Seine Nachahmer, die es nicht verstanden, den Geist einer Zeit zu beschwören, geben uns Erzeugnisse, worin sich die wahren Begebenheiten schwerfällig durch die Dichtung hinschleppen. Einer der fruchtbarsten und offenbarsten Nachahmer ist Galt, der Verfasser der 1819 erschienenen, anziehenden Annals of the parish, welchen bis auf diesen Augenblick sieben andere Romane ähnlicher Art gefolgt sind, und er ist in der Schilderung der Sitten und der Denkart der mittlern und niedern Volksklassen oft ungemein glücklich, wiewohl sein Humor nicht selten gezwungen wird, und sein Streben nach dem Pathetischen ihn zuweilen zur Unnatur und Uebertreibung führt; in seinen historischen Romanen aber ist er trocken und langweilig. Der auch ziemlich fruchtbare Verfasser des „Cavalier" ist darin glücklicher, ohne daß man jedoch den Nachahmer vergessen könnte. Weniger offenbarer Nachahmer, wiewohl sichtbar vom schottischen Vorbilde angeregt und befruchtet, ist der Verfasser der Erzählungen unter dem Titel: Lights and Shadows of scottish life, und des Romans The Trials of Margaret Lindsay, die man dem oben erwähnten, durch einige günstig aufgenommene Dichtungen bekannten J. Wilson zuschreibt. Er ist dem vorgenannten Verfasser in der Kunst der Composition überlegen, und in der Darstellung rührender Scenen sehr glücklich, wodurch er besonders der letztgenannten Erzählung einen eigenen Zauber gibt, wiewohl ohne ausgezeichnete Erfindungskraft, und bey dem Streben, Rührung zu erregen, zuweilen einförmig. — Der unbekannte Verfasser der Romane Valerius und Adam Blair hat in seinem neuesten und besten Werke Reginald Dalton eine Kraft und Originalität gezeigt, die ihn dem berühmten schottischen Erzähler näher bringt, als demselben kaum ein anderer steht. Unter denjenigen endlich, auf deren Geistesrichtung jenes Vorbild nicht ohne Einfluß gewesen ist, muß auch der Schottländer Allan Cunningham genannt werden, der in seinen kleinen Erzählungen (deren mehrere neuere noch nicht gesammelte in dem London Magazine unter dem Namen Nalla stehen) und in dem Roman Marc Macrabin durch poetische Auffassung der Sitten und Denkart des Volkes und geistreiche Behandlung volksthümlicher Sagen sich auszeichnet. — Der Amerikaner Washington Irving, der schon früher, als er noch in seinem Vaterlande lebte, eine humoristische Geschichte von New-York unter dem Namen Knickerbocker schrieb, und mit einigen Freunden eine (jetzt in England nachgedruckte) Sammlung unterhaltender Aufsätze „Salmagundi" herausgab, hat in seinem Skizzenbuch (Sketchbook) und seinem letzten Werke Bracebridge-Hall treffliche Erzählungen und Sittengemälde gegeben, die durch echten Humor und originelle, witzige Auffassung eben so sehr, als durch eine Reinheit und Vollendung des Styls, sich auszeichnen, worin, selbst nach dem Ausspruche englischer Beurtheiler, wenige Schriftsteller ihm gleich kommen. Zwey seiner Landsleute, Cooper und Paulding, haben auch schon Ruf in England erlangt, jener durch die Romane The Spy und The pioneers, lebendige Schilderungen amerikanischer Sitten (beyde 1823 in London nachgedruckt), dieser, Irvings Mitarbeiter am Salmagundi, durch die witzige und humoristische Erzählung Koningsmarke the long Finne (New York 1823), deren Schauplatz gleichfalls Amerika ist, und worin selbst der große Unbekannte geistreich geneckt wird. — Ein glänzendes Talent entwickelte Th. Hope in der Schilderung des Lebens in der Levante, besonders unter den verderbten Fanarioten, die der Roman Anastasius enthält, worin man nur der Verkennung der Absicht des Verfassers Gründe für die Meynung suchen könnte, daß die Griechen des Gelingens ihrer rühmlichen Bestrebungen unwürdig wären. Ueber den neuen Roman, den man ihm gleichfalls zuschreibt, Haddschi Baba's Abenteuer, wird noch besonders in diesen Blättern gesprochen werden. — Eine, als Zeichen der Zeit zu beachtende, Erscheinung sind mehrere in den letzten Jahren herausgekommene Romane, die einen so ganz eigenen Anstrich haben, daß man der ziemlich zahlreichen Familie dieser „Gesänge Zions in einem fremden Lande," deren man schon wenigstens ein halbes Dutzend zählt, den Namen religiöse oder vielmehr frömmelnde Romane gegeben hat. Einiger frühern nicht zu erwähnen, nennen wir nur drey der neusten, worin die Absicht recht seltsam und grell hervortritt: No Enthusiasm, The Sisters und Body and Soul, die sämmtlich, wie es scheint, von ältlichen Frauen herrühren. Die erste Erzählung, die den liberalen Calvinismus verficht, ist die langweiligste von allen; die zweyte, eine Wortführerin der calvinistischen Orthodoxie, hebt sich ein wenig höher, wird aber durch aufgewärmte, moralische Betrachtungen zu vier dicken Bänden angeschwellt; die dritte, die hinsichtlich der Composition ziemlich viel Gewandtheit verräth, streitet für die anticalvinistische Altgläubigkeit und das Ansehen der 39 Artikel der bischöflichen Kirche. So bedienen sich die Feinde der Weltlichkeit eines, von ihnen sonst verrufenen Mittels, Erbauung und Bußfertigkeit zu befördern und unter des Erzfeindes — Panier gegen die Mächte der Finsterniß zu kämpfen!

Kriegsgeschichte.

Tagebuch der Operationen der Armee von Catalonien in den Jahren 1808 und 1809 unter den Befehlen des Generals Gouvion Saint-Cyr. Aus dem Französischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet von Fr. X. Rigel, Großherzoglich Badischem Hauptmann, Verfasser des siebenjährigen Kampfs auf der pyrenäischen Halbinsel. Karlsruhe und Baden, in der Marx'schen Buchhandlung. 1823. 8. S. 551.

Nach der vorwortlichen Bemerkung des Verf. war es ein doppelter Grund, der ihn zur Uebersetzung der St. Cyr'schen Memoiren bestimmte; einmal nämlich die innere Vortrefflichkeit derselben, dann die Absicht, den Militärs die Anschaffung einer so lehrreichen Schrift, welche im Original 28 Francs kostet, durch eine deutsche Ausgabe (ihr Preis beträgt nur 3 fl.) zu erleichtern. Außerdem wünschte er auch noch einen Nebenzweck zu erreichen, nämlich den Besitzern seines eigenen Werkes, des siebenjährigen Kampfes u. s. w., ein Supplement für diejenigen Begebenheiten in Catalonien zu bieten, die er aus Mangel zuverläßiger Quellen in jenem Werke entweder nur andeuten konnte oder ganz übergehen mußte.

Rec. hat Uebersetzung und Original auf das sorgfältigste verglichen, und muß zunächst mit dem Uebersetzer in dem Urtheile über den innern Werth der Schrift selbst vollkommen übereinstimmen. Eine tiefe und vielseitige Kenntniß des Militärischen, eine bewundernswürdige Besonnenheit und Umsicht in den Operationsplanen und ihrer Ausführung, eine scharfe und klare Auffassung aller bedingenden Umstände und glückliche Berechnung ihrer möglichen Einflüsse, die überraschendsten Bemerkungen, Zeitgeschichte, Personen und Sache betreffend, endlich eine lebendige, anschauliche und doch überall gehörig begrenzte Darstellung, verbunden mit großer Unpartheylichkeit, sind eben so viele Vorzüge, welche, in ihrer Gesammtvereinigung, dieses Werk eines berühmten Feldherrn zu einem wichtigen Denkmale der Zeitereignisse machen und es nicht blos dem Militär, sondern jedem Andern, der sich über jene wichtigen, für Spanien nicht nur, sondern für ganz Europa entscheidenden Kämpfe in Catalonien eine gegründete Ansicht verschaffen will, empfehlen müssen. Die Erzählung ist überall durch Belege und Urkunden, die dem Werke angehängt sind, bewahrheitet. Die Uebersetzung rührt von einem Manne her, dem das Publikum bereits in der Geschichte des siebenjährigen Kampfs Spaniens gegen Frankreich das belehrendste und anziehendste Werk verdankt, und der, selbst zum Theil Augenzeuge jenes merkwürdigen Kriegs einer edeln Nation gegen fremde Oberherrschaft, dazu einsichtsvoller und kundiger Militär, für eine Arbeit solcher Art vorzüglichen Beruf hat. Die Uebersetzung erscheint in einem reinen, fließenden, dabey höchst getreuen deutschen Ausdrucke, so daß Rec. nichts Wesentliches vermißt, was eine Uebertragung überhaupt, und diese im Besondern voraussezt, um gelungen genannt zu werden. Die Anmerkungen hätten vielleicht etwas reichhaltiger seyn können, doch hat die Mäßigung in diesem Betracht den Vortheil, daß die Schrift nicht über Gebühr erweitert und vertheuert worden ist.

Gleichzeitig, in demselben Verlag und von demselben Verf., ist erschienen:

„Kampf um Tarragona während des Befreyungskriegs der Catalonier vom Jahr 1808 — 1814, nebst einem ausführlichen Belagerungs-Plane." (S. 79.)

Es kann für den Menschenfreund bey Lesung der Geschichte nichts Unerfreulicheres geben, als zu erfahren, wie in gewaltiger Erbitterung Völker sich wechselseitig morden, und blühende, gesegnete Länder unter den blutigen Tritten des Kriegs das Bild der Verheerung und Zerstörung darstellen. Was kann aber bey solchen oft unvermeidlichen Schreckensereignissen auf der andern Seite erhebender seyn, als zu sehen, wie hochbegeisterte Vaterlandsliebe zur schwersten Selbstopferung in Mitte unerhörter Drangsale ermuthiget? — Spaniens Riesenkampf gegen seine Unterdrücker hat solches Heldenmuthes mehr denn Ein rühmliches Denkmal in der Geschichte aufgestellt. Wer hat nicht Saragossa's Ausdauer und endlichen Fall mit Bewunderung gelesen? Ein gleiches Heldenbeyspiel der Vertheidigung bot Tarragona dar. Wir sehen hier die vaterlandsliebenden Scharen, von allen Schrecknissen des Elends umgeben, im hohen Gefühle ihres Muthes jeden Vorschlag zur Uebergabe des Platzes abweisen, und sie nur vor der Uebermacht nach kühnster Gegenwehr ruhmvoll erliegen. Der Verf. hat in der leztgenannten Schrift das Gemälde dieser berühmten Belagerung mit großer Kunst und Lebendigkeit dargestellt, doch so, daß die Darstellung nicht blos durch Schilderungen anzieht, sondern durch Entwickelung des ganzen Verfahrens der Belagerer und Belagerten sehr belehrend wird. Der beygefügte Plan ist rein gestochen.

Königliche Gesellschaft der Literatur zu London.

Die Literary Gazette macht uns mit dem schnellen Gedeihen einer Anstalt bekannt, von welcher nach den wenigen Sitzungen, denen Ref. in London beywohnte, zu urtheilen, recht viel Gutes zu erwarten steht; denn

theils sind hier die ausgezeichnetsten literärischen Namen Englands bereits als Mitglieder angeführt, theils ist der Vorstand (aus 10 Gliedern bestehend) von so viel Liebe und Thätigkeitseifer beseelt, daß dieser die Mitglieder nicht theilnahmslos lassen kann. Da die Gegenstände, welche hier verhandelt werden, rein literarisch sind, und das Interesse jedes Gebildeten ansprechen, so werden wir im Lit. Bl. der Verhandlungen dieser Gesellschaft zuweilen in der Kürze gedenken.

Im Januar wurde eine Abhandlung von Bowdler: „Ueber Hamlet's Wahnsinn" gelesen. Die Frage wurde eher in dramatischer als philosophischer Beziehung behandelt: aus Stellen und Vergleichungen, welche das Stück Shakespeare's darbot, wurde auf eine natürliche Weise gefolgert, daß der Wahnsinn des Prinzen von Dänemark eine Maske gewesen. Hamlet's Reden und der ganze Gang seines Benehmens wurde als dieser Annahme günstig entwickelt, und der Verf. bewies eben so ernstes Studium als glücklichen Scharfsinn bey der Vertheidigung seiner Theorie. Aber wir sind dennoch nicht überzeugt. Wir glauben, Hamlet's Geisteskräfte seyen durch die furchtbare Erscheinung des gemordeten Vaters und durch dessen grausenhafte Aufforderung, ihn zu rächen, der Art angesprochen, daß er Besinnung genug übrig habe, dem Befehle des Geistes nachzukommen, aber auch verwirrt und ergriffen genug, um eine geistige Krankheit natürlich und zulässig zu machen. Wir sehen dieses oft im Leben: ein Mensch, der die Stärke des Weins nur wenig fühlt, erhält den Schein gänzlicher Trunkenheit, aber er verfolgt gleichmäßig den Gedanken oder Plan, von dem er ausgieng; und der blos Verrückte geht leicht in rasenden Wahnsinn über. Es ist aber unmöglich, über eine Sache ein Urtheil zu fällen, wo so Vieles für und wider angeführt werden kann.

In der ersten Sitzung des Februars wurde eine sehr anziehende Abhandlung mitgetheilt, nämlich „Beobachtungen über den Fluß Euphrat, von Sir W. Ouseley." Diese kurze Skizze muß das Werk eifriger Bemühungen und thätiger Forschung seyn. Den „mächtigen Euphrat" von seiner Quelle in Armenien bis zu seiner Mündung an dem persischen Meerbusen historisch und geographisch zu zeichnen, war ein Unternehmen, dem wenige Schriftsteller gewachsen seyn möchten. Wir bedauern, nur einen kurzen Umriß von diesem Memoire geben zu können, das, wie es scheint, sich auf eine ausgebreitete Belesenheit in alten und neuen, asiatischen und europäischen Schriftstellern und auf eigene Beobachtungen gründet: in letzteren Beziehungen werden die Einzelnheiten doppelt anziehend. Sir W. Ouseley blieb auf seiner Reise durch Armenien in dem „Satansthal" (so benannt wegen der Menge von Scorpionen und schädlichem Gewürme, das dort sich aufhält), einem wegen seiner frischen Grüne und Schönheit ausgezeichneten Platze; er untersuchte hier den Strom und fand ihn von 3 zu 6 Fuß tief, breit, sich schlängelnd und reißend über ein steiniges, rauhes Bett. Während er der Quelle näher ging, fand er, daß der Euphrat zwischen steilen Felsenufern fortrollte, die mit Wäldern schon bewachsen waren und besonders jene niedrigen Weidenbäume zeigten, wie sie in dem melancholischen Lied von der hebräischen Gefangenschaft beschrieben werden, wo die Kummervollen ihre Harfen an die Bäume hiengen, und weinten, während sie an Jerusalem dachten. Der Fluß braust laut und hohl durch die Felsen; das Schweigen umher vermehrt die Wirkung dieses Brausens. Die Alten nannten den Euphrates „den Großen," auch ausschließend „den Fluß." Verschiedene seiner Benennungen lassen schließen, daß er aus mehreren Strömen bestand und von künstlichen Kanälen durchschnitten war. Die Etymologie des Wortes Euphrates ist unbekannt. Wahrscheinlich ist das hebräische Frat oder Perath, was einige von Farrak (fruchtbar seyn, oder fruchtbar machen) ableiten, die Wurzel dieses Wortes *). Unser Verf. gab sich alle Mühe, seinen Gegenstand zu beleuchten: den Quellen zuschreitend, forschte er eifrigst nach, wie man den Fluß benannt habe, und in jenen Gegenden noch benenne. Moses von Chorene nannte, im fünften Jahrhundert, den Fluß Ephrat oder Ebrat, was dem Griechischen nahe kömmt. Heut zu Tage sprechen viele Armenier und Türken an seinen Ufern den Namen, wie er im Arabischen geschrieben wird, aus, nämlich Frat oder Forat, öfters gemildert in Forad, und öfters den Anfangsbuchstaben in einen zwischen M und B klingenden Laut umtauschend. Dieser verderbten Aussprache läßt sich vielleicht der Name Morad zuschreiben, den einige neuere Geographen einem zweyten Arm des Flusses geben.

Der Schluß der Abhandlung erregte große Aufmerksamkeit, und erfreute durch die gelehrte und gedrängte Darstellung eines Gegenstandes von allgemeinem Interesse — die Lage des irdischen Paradieses und die vier Flüsse Pison, Gihon, Hiddekel und Phrath. Nach den verschiedenen Meynungen lag das Paradies 1) wo der Tigris und Euphrat zusammenfließen und nun die Stadt Basrah liegt. 2) In Armenien, an der Quelle der vier Flüsse Phasis, Araxes, Tigris und Euphrat. 3) Bey der Stadt Edneissar. 4) In Palästina. 5) Bey Damaskus in Syrien. 6) Auf einer nun vom kaspischen Meer bedeckten Stelle. 7) In Aegypten. 8) Auf der Insel Ceylon oder Ferandis. 9) Auf den Ufern des Ganges. 10) Unter dem Aequator in Afrika. Nach Andern in Europa und selbst in Amerika. Nach Huet lag es sogar entweder im dritten oder vierten Himmel; im Himmel des Mondes; im Monde selbst; auf einem Berge nahe dem Mond-Himmel; in den mittlern Regionen der Luft u. s. w. Die jüdischen Rabbiner erheben es zu dem siebenten Himmel, und die vier Flüsse bestehen aus Milch, Wein, Balsam und Honig.

---

*) Der berühmte persische Dichter, Firdausi (Firdusi) nennt den Strom in seinem Shâhnâmeh, wo er die Geschichte der Königin Humai erzählt „Ab e Forat."

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. April 1824.

Geographie.

Beschreibung von Würtemberg nebst einer Uebersicht seiner Geschichte. Von J. D. G. Memminger. Zweyte, völlig umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823. gr. 8. XX und 704 S. mit 3 Tabellen. Ladenpreis 3 fl. 36 kr.

Diese Schrift ist schon bey ihrer ersten Ausgabe in diesen Blättern angezeigt worden, und es scheint, daß der Verf. die dort gemachte Ausstellung gegen den Titel sich zu Herzen genommen habe, denn er hat bey dieser zweyten Ausgabe denselben etwas anders gefaßt. Uebrigens hat der schnelle Absatz des Werks das dort, wie in andern Lit. Blättern darüber gefällte günstige Urtheil vollkommen gerechtfertigt, und diese neue Ausgabe wird es noch mehr thun, denn wir finden sie nicht nur stark, und zwar um nicht weniger als 11 Bogen, vermehrt, sondern auch sehr verbessert und vervollkommnet. Man sieht überall, daß der Verf. nicht blos als Privat-Schriftsteller, sondern als Mitglied des K. W. stat. top. Bureau gearbeitet hat, daß seine Arbeit nicht blos Privatarbeit ist, sondern zugleich einen amtlichen Charakter hat. Das Werk führt als Motto die gehaltreichen Worte Napoleons aus dem Mémorial de St. Helène: La statistique est le budjet des choses, et sans budjet point de salut. Plan und Inhalt sind schon aus der ersten Ausgabe bekannt, doch hat der Verf. auch in diesem Stücke sich nicht mit dem Alten begnügt: während die erste Ausgabe 4 Abtheilungen hat, ist diese neue in 5 getheilt.

I. Geschichte; II. Landeskunde; III. Volkskunde; IV. Staatskunde; V. Ortsbeschreibung.

Die Iste Abtheilung gibt eine gedrängte Uebersicht der Geschichte 1) der Grafschaft, 2) des Herzogthums, 3) des Königreichs Würtemberg. Schon in der ersten Ausgabe war in einem eigenen Abschnitt eine Schilderung von dem Zustande des Landes unter den Grafen eine Art von Culturgeschichte gegeben; dieser Abschnitt ist in der neuen Ausgabe mannigfaltig bereichert, und am Schluße der Geschichte des Herzogthums ist ein ganz neuer Abschnitt „Rückblick auf den Zeitraum des Herzogthums" eingeschaltet worden, der nun mit dem erstern ein zusammenhängendes Gemälde von dem politischen und dem Sitten- und Culturzustande in den verschiedenen Perioden liefert. Es gibt nichts Anziehenderes, als dergleichen Gemälde, wenn sie mit historischem Blicke und mit Gründlichkeit aufgefaßt sind. Wie muß es nicht bey dem gegenwärtigen Stande der Aufklärung auffallen, wenn man S. 118 rc. liest, daß in Würtemberg noch i. J. 1655 ein Herzogliches Rescript erschien, wodurch, „wegen eines nachdenklichen Cometsterns besondere Cometenpredigten" angeordnet, und diejenigen Frechen zurecht gewiesen werden, welche andere zu bereden sich unterstehen, als ob dergleichen Dräu- und Warnungszeichen aus puren natürlichen Ursachen entstanden; oder wenn man liest, daß der erste Capellmeister der Herz. Würt. Hofmusik ein Prälat, der Propst zu Denkendorf war? Noch mehr wundert man sich, wenn man S. 54 liest, daß sich bis ins 15te Jahrhundert keine Spur von einem Arzte in Würtemberg findet, daß noch i. J. 1456 Graf Ulrich von Würtemberg einen gewissen Kettner zum Arzt für seine und des Landes Nothdurft auf 8 Jahre bestellte, mit der Bestimmung, daß er zugleich der privilegirte Apotheker und Hofzuckerbäcker seyn solle, daß i. J. 1468 ein gewisser Albrecht Altmühlsteiner von Nürnberg als der einzige Apotheker im Lande angenommen und fast 100 Jahre später erst 4 Apotheken auf dem Lande errichtet wurden, und daß noch in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die Gemahlin des Herzogs Christoph, die Stifterin der Hofapotheke, in dieser Apotheke die Arzneyen nach den Ihro und Ihrem Gemahl von andern Fürsten als Geheimnisse mitgetheilten Recepten verfertigen ließ.

Die IIte Abtheilung, Landeskunde, behandelt 1) die geographischen Verhältnisse — Lage,

Grenzen, Größe, Gestalt, Bestandtheile, Eintheilung des Landes ꝛc.; 2) **die natürliche Beschaffenheit** — Gebirge und Berge, Thäler, Ebenen, Erdfälle und Höhlen, Gewässer mit Tabellen über den Fall der Hauptflüsse, Abdachung, Wasserscheide, Höhenmessungen, Gebirgsarten, Versteinerungen, Boden, Witterung; 3) **Naturerzeugnisse** nach den 3 Reichen, mit einer tabellarischen Uebersicht von den Bestandtheilen der Würtembergischen und einiger benachbarten Mineralquellen. Diese Abtheilung, an welcher nach der Vorrede angesehene Naturforscher — Herr Prof. **Schübler** in Tübingen und Herr Bergrath **Hehl** — Theil haben, macht die Schrift zu einem eigentlichen Compendium der Naturgeschichte, so daß sie auch zu Tübingen als solches der Vorlesungen gebraucht wird. Den Schluß der Abtheilung machen 4) **Denkmäler des Alterthums**.

Die IIIte Abtheilung, **Volkskunde**, handelt 1) von **Einwohnern** — Bevölkerung, Abstammung und Sprache, körperliche Beschaffenheit, Charakter, Lebensweise und Sitten, Bildung; 2) von den **Wohnplätzen** — Orte, Gebäude, nach Eigenschaft, Anzahl, Bestimmung, Werth ꝛc.; 3) von der **Wirthschaft** — A. Privatwirthschaft — Landbau und Viehzucht, Kunst- und Gewerbsfleiß, Handel und was dahin einschlägt, mit einer Uebersicht von 10 Jahren über Ein- und Ausfuhr; B. Nationalwirthschaft — Nationalvermögen und Einkommen.

Die IVte Abtheilung, **Staatskunde**, enthält 1) **Verfassung** — Staatsverfassung, Standesverhältnisse, Staatsdienstverhältnisse — Gehalt, Pensionen ꝛc.; 2) **Regierung** — König: Person, Titel und Wappen ꝛc.; Königliches Haus, Hof, Orden ꝛc.; 3) **Staatsverwaltung** nach den verschiedenen Departements, mit einem interessanten Rückblick auf den frühern Zustand. Wie die frühern Abschnitte, so hat auch dieser durch die neue Bearbeitung außerordentlich gewonnen. Er umfaßt nicht nur die Staatsverwaltung im engern Sinne, sondern auch die Gemeindeverwaltung und alle Staats-, kirchliche und Schulanstalten, und stellt sämmtliche öffentliche Verhältnisse mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit dar, die kein Bedürfniß und keine Anforderung unbefriedigt läßt. Dieß gilt besonders auch von dem finanziellen Zustande der Körperschaften sowohl als des Staats.

Die Vte Abtheilung — **Ortsbeschreibung** ist diejenige, welche die größte Veränderung und Erweiterung erlitten hat. Sie ist nun doppelt so stark, als vorher, und überdieß mit einer Oekonomie verfaßt und gedruckt, daß sie ein ganz dickes Buch füllen könnte. Somit ist denn auch der Ausstellung, welche gegen die frühere Ausgabe gemacht wurde, daß nämlich der topographische Theil zu kurz abgefertigt sey, begegnet. Eine wichtige Zugabe hat diese neue Ausgabe durch 2 statistische Tabellen erhalten, welche so zu sagen die Summa der Würtembergischen Statistik darstellen, und unseres Wissens noch von keinem andern Staate in dieser Art existiren. Ueberhaupt kann man von dem Werke sagen, daß bis jetzt noch kein anderes Land eine gleich gründliche und erschöpfende Darstellung gefunden hat, und wenn der Zustand der Statistik eines Staates immer den sichersten Maßstab zur Beurtheilung des Geistes einer Regierung gibt, so stellt sich der Geist der Würtembergischen Regierung auch durch dieses Werk im schönsten Lichte dar.

Dichtkunst.

L'école des Vieillards, comédie en cinq actes et en vers; par Mr. Casimir Delavigne. Paris 1823.

In der **Schule der Alten** muß man die Zeit gut benutzen, denn sie ist kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer versteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu schonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verstanden. Er führt seinen Alten fein und unmerklich den rechten Weg, und straft den Unachtsamen nicht allzustreng. **Danville**, ein Seemann von sechzig Jahren, heirathet unerschrocken eine junge Frau, und liebt sie dann furchtsam. **Hortense** ist leichten Sinnes, denn sie ist jung; liebt die offne Welt, denn sie ist schön; und bleibt ihrem Manne treu, denn sie ist gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu schön, die unberechneten Schritte Anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den üblen Schein zu meiden: geräth sie in Verwicklungen, die ihr und ihrem See-Manne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht sich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu verlassen, wo man ungestraft weder jung noch alt seyn dürfe. Das ist der Hergang der Sache. Ein alter Schiffs-Rheder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; sein alter Freund, der ein Hagestolz ist, und den man genau kennt, sobald man von ihm gehört:

> qu'il vit en patriarche,
> Qu'il dîne encore à l'heure où l'on dinait dans l'Arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matrose gewesen; ein junger Hausfreund, der für Stunem sorgt; eine Schwiegermama, eine Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das sind alte **deutsche** Erinnerungen, und den Deutschen, der in Paris solchen Kuhreigen hört, überfällt ein süßes Heimweh, und er möchte augenblicklich desertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'sches Stück zu sehen. An dem Lustspiele Delavigne's

ist nur die gefällige Versifikation und die anmuthige Umgangssprache der feinern Pariser Welt nicht deutsch. Aber dieser Vorzug des französischen Dichters ist nicht das Eigenthum des Dichters, sondern das des Franzosen. Wo sollte ein deutscher Lustspieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, als ein deutscher Schriftsteller sich mit einem Herzoge zusammenfindet. In Paris aber ist dieses anders; dort ist jeder ohne Ausnahme Düc-fähig und berechtigt, sich in öffentlichen Conzerten auf einen der vordern adligen Stühle zu setzen, als wäre er Bürger einer freyen Stadt, und Hr. Delavigne hatte wahrscheinlich oft Gelegenheit, zu sehen, wie sich ein Düc d'Elmar anstellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne ist ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte fast Genie, wenn er kein Franzose wäre, oder wenigstens nicht in Paris lebte, wo man jezt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürsten machte. Das ist aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größern Gefängnisse. L'école des vieillards wurde am 6. Dezember zum erstenmale im Theater François aufgeführt, und hatte sowohl bey der Darstellung, als auch später, da sie im Drucke erschien, ungemeinen Beyfall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Lustspiel an Lebhaftigkeit der Intrigue; dieser Mangel des Gedichts aber ist ein Verdienst des Dichters. Delavigne verschmähte das herkömmliche Intriguiren, und gleicht hierin allen Künstlern, die, wenn sie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verschmähen, und damit endigen, sich neue zu schaffen — so wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt als aufbaut. Es ist merkwürdig, wie das bürgerliche Schauspiel, dessen man in Deutschland satt ist, in Frankreich immer mehr und stärker den Appetit reizt. Täglich werden, stillschweigend oder eingestanden, deutsche weinerliche Schauspiele übersezt, bearbeitet und auf die Pariser Bühnen gebracht. Ihr Entzücken ist Menschenhaß und Reue, ein Stück, dessen Namen schon (Misanthropie et repentir) — sollte man meynen — ein Franzose lächerlich finden müßte. Aber Talma, der in einem altpreußischen gepuderten Grenadierzopfe den Menschenhasser spielt, rührt sie, und sie lassen sich rühren, als wären sie gute Leipziger. Daran ist Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer sonst an der französischen Revolution Schuld ist. Vor der Revolution hatten die Franzosen keinen Bürgerstand, also kein häusliches Leben, also kein bürgerliches Schauspiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerstandes nicht länger widerstehen konnte, war er so klug, das kleinste Uebel zu wählen, und nahm alle Bürger-Gebornen, die Geist und Geld hatten, lieber in seine Reihen auf, als er die Bildung des dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beym Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden, und es zur Bastille und zum Blutgerüste zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schicksal, und höchstens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatisch ist. Mit der Revolution hat sich dieses geändert. Ein häusliches Leben hat sich gebildet; Haustugenden und Hauslaster sind entstanden; häusliches Glück und häuslicher Jammer haben sich eingefunden, und das bürgerliche Schauspiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Constitutions-Charte erhalten. Das ist mehr wie sonst. Das Laster wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargestellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtsinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eifersucht eines Mannes nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbé's, der Marquis, und der Schönpflästerchen von kleinen Sünden sind nicht mehr. Und obzwar die guten Pariser Bürger auf dem Feste, das sie neulich dem Herzog von Angouleme gegeben, en habit français erscheinen mußten, so wird man es doch nicht dahin bringen, die entpuderten Köpfe mit altem Kindertande zu verwirren.

Folgende Scene mag dienen, mit der Manier Delavignes bekannt zu machen. Danville, der See- und Ehemann, und Bonnard, sein Freund der Hagestolz, streiten über die Vorzüge des ehelichen und unehelichen Standes, und malen Scylla und Charybdis mit Farben, welchen es an Lebhaftigkeit nicht fehlt.

Bonnard.

Dans ma femme il me faut,
Pour que le mariage entre nous soit sortable,
Une maturité tout-à-fait respectable.
Or, une vieille femme a pour moi peu d'appas;
Une jeune, à son tour, peut ne m'en trouver pas.
Pour agir prudemment dans cette conjoncture,
J'ai fait du célibat ma seconde nature;
J'y tiens, j'y prends racine, et je suis convaincu,
Que je mourrai garçon, ainsi que j'ai vecu.

Danville.

L'hymen a des douceurs que ta vieillesse ignore.

Bonnard.

Il a tel déplaisir qu'elle craint plus encore.
Je ne suis pas de ceux qui font leur volupté
Des embarras charmans de la paternité,
Pauvres dans l'opulence, et dont la vertu brille
A se gêner quinze ans pour doter leur famille;
De ceux qu'on voit pâlir, dès qu'un jeune éventé,
Lorgne en courant leur femme assise à leur côté
Et, geoliers maladroits de quelque Agnès nouvelle,
Sans fruit en soins jaloux se creuser la cervelle.
J'aimais le bon plaisir de madame Bonnard,

Pour danser jusqu'au jour, ne me fait coucher tard,
Ne gonfle mon budjet par des frais de toilette;
Et jamais ma dépense! excédant ma recette,
Ne me force à bâtir un espoir mal fondé
Sur le terrein mouvant du tiers consolidé.
Aussi, sans trouble aucun, couché près de ma caisse,
Je m'éveille à la hausse ou m'endors à la baisse.
A deux heures je dine: on en digère mieux.
Je fais quatre repas comme nos haus aïeux,
Et n'attends pas à jeun, quand la faim me talonne,
Que ma fille soit prête, ou que ma femme ordonne.
Dans mon gouvernement despotisme complet:
Je rentre quand je veux, je sors quand il me plait;
Je dispose de moi, je m'appartiens, je m'aime,
Et sans rivalité je jouis de moi-même.
Célibat! Célibat! le lien conjugal
A ton indépendance offre-t-il rien d'égal?
Je me tiens trop heureux, et j'estime qu'en somme
Il n'est pas de bourgeois, récemment gentilhomme,
De général vainqueur, de poète applaudi,
De gros capitaliste à la Bourse arrondi,
Plus libre, plus content, plus heureux sur la terre,
Pas même d'empereur, s'il n'est célibataire.

Denville.

Et je soutiens, moi, que le sort le plus doux,
L'état le plus divin, c'est celui d'un époux
Qui, long temps enterré dans un triste veuvage,
Rentre au lien chéri dont tu fuis l'esclavage.
Il aime, il ressuscite, il sort de son tombeau:
Ma femme a de mes jours rallumé le flambeau.
Non, je ne vivais plus; le cœur froid, l'humeur triste,
Je végétais, mon cher et maintenant j'existe.
Que de soins! quels égards! quels charmans entretiens!
Des défauts, elle en a; mais n'as-tu pas les tiens?
Tu crains pour mes amis les travers de son âge?
J'ai deux fois plus d'amis qu'avant mon mariage.
Ma caisse dans ses mains fait jaser les railleurs!
Je brave leurs discours; je suis riche, et d'ailleurs
Une bonne action que j'apprends en cachette
Compense bien pour moi les rubans qu'elle achète.
Hortense a l'humeur vive; et moi ne l'ai je pas?
Nous nous fâchons par fois; mais qu'elle fasse un pas,
Contre tout mon courroux sa grace est la plus forte.
Je n'ai pas de chagrin que sa gaité n'emporte.
Suis je seul? elle accourt: suis je un peu las? sa main,
M'offrant un doux appui, m'abrège le chemin.
J'ai quelqu'un qui me plaint quand je maudis ma goutte:
Quand je veux raconter, j'ai quelqu'un qui m'écoute.
Je suis tout glorieux de ses jeunes attraits:
Ses regards sont si vifs! son visage est si frais!...
Quand cet astre à mes yeux luit dans la matinée,
Il rend mon front serein pour toute la journée:
Je ne me souviens plus des outrages du temps:
J'aime, je suis aimé, je renais, j'ai vingt ans.

D. B.

Unterhaltungs-Literatur.

Romantische Erzählungen von Julie Nordheim. Herausgegeben von Carl Barrie's Dr. Hamburg, gedruckt bey Hartwig und Müller. 1823. 419 S. 8.

Wir zweifeln nicht, daß diese Erzählungen diejenigen Leser unterhalten werden, welche Liebhaber von Erzählungen sind; aber romantisch sind sie nicht. Es sind Liebesgeschichten, die in der heutigen Welt vorgehen, in deren Schranken die Phantasie der Erzählerin festgebannt zu seyn scheint, und in denen sie sich kaum lebhaft genug bewegt, um hin und wieder an das Romanhafte zu streifen. In der ersten z. B. flieht ein sentimentales Mädchen aus dem Hause ihres Oheims, um nicht dessen liederlichen Sohn heirathen zu müssen, und es begegnet ihr nichts Romanhaftes, als daß sie auf dem Kahne, in welchem sie flieht, in die Gefahr zu ertrinken geräth, und von einem Jünglinge gerettet wird, den sie liebgewinnt und mit Einwilligung ihres zweyten Vormundes heirathet. In allen übrigen geht es ziemlich eben so nüchtern zu, und weder Fabel noch Erzählungsweise mahnen in irgend einem Zuge an das Zeitalter der romantischen Poesie, an die Wunder des Ritter- und Minnethums, an die Wärme und Farbenpracht der südlichen Natur. Die Erzählerin scheint vom Charakter des Romantischen keinen Begriff gehabt, und das Wort als gleichbedeutend mit romanartig gebraucht zu haben. Einem Frauenzimmer läßt sich das freylich nachsehen; aber der Herr Doctor, welcher diese Erzählungen herausgegeben hat, hätte den Unterschied dieser beyden Dinge kennen sollen, wär' es auch nur aus dem Conversations-Lexikon. Er hätte der Verfasserin von diesem Epitheton um so mehr abrathen sollen, da die jetzige Modesprache häufig das Phantastisch-Verschrobene damit bezeichnet, wovon zum Glück diese Geschichten eben so fern sind, als von der echten Romantik. Auch hätt' er seiner Dame die Artigkeit erweisen sollen, ihre Werke nicht auf Löschpapier drucken zu lassen.

Literarische Notizen aus London.

Unter den neuesten Romanen zeichnet man „Hurstwood, a Tale of 1715" aus.

*

Von dem bekannten Dichter Montgomery sind Longs of Zion erschienen.

*

Von Lord Byron ist eben ein Drama: „The Deformed Transformed" ausgegeben worden.

*

Einfache, eben so unterhaltende als belehrende Darstellungen enthält: „The Family Picture Gallery," auf welche Shakespeare's Worte:

> „Wenn solch ein reicher Spiegel vor dir steht,
> Da mußt du dich wohl finden und beschaun —"

mit Recht angewendet werden können.

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. April 1824.

Unterhaltungs-Literatur.

Erzählungen von Josephine von Perrin, geborne Freyin von Vogelsang. Leipzig bey Fr. Fleischer. 1823.

Das kurze Vorwort dieses Bändchens drückt eine Redlichkeit des Willens aus, die uns Achtung und Ernst auflegt; doch die Persönlichkeit des Schriftstellers soll der Kritik fremd bleiben, und wir gehen mit der Anerkennung, welche der Verfasserin Talent in gegenwärtigem Fall verdient, zu dem Inhalt der Erzählungen über.

„Tugend oder Sünde.“ Der Titel ist sehr scharf gestellt, die Begriffe der in dieser Erzählung handelnden Personen über diese beyden, im moralischen Menschen streitenden Kraftäußerungen sind es um so weniger. Die edelste Frau kann von einem leidenschaftlichen Thoren verfolgt werden, allein sobald sie seine Absicht entdeckt hat, muß sie jede Rücksicht der Convenienz, der Nothwendigkeit, sich seiner Leidenschaft zu entziehen, aufopfern. Thut sie das nicht, so gleicht sie dem Kind, das mit Feuer spielt, oder dem Spieler, der sein Vermögen wagt — und nach alter Redensart „versucht sie Gott;“ das heißt: sie begiebt sich in Gefahr, Sünde zu begehen und Sünde zu veranlassen. Daß eine Frau die Gewaltthat eines brutalen Mannes selbst durch das Opfer ihres Lebens abwehren soll, ist gegründet, allein wenn diese Gesinnung rechtlich ist, so ist doch die Catastrophe nicht schön, und was im alten Rom groß war, ist bey uns keine gut gewählte Romanen-Entwickelung. Wenn Angelas tragisches Ende Tadiean macht, kann ihr die Kritik und die Moral mit Recht vorwerfen, daß sie sich den Tod und uns die ganze Geschichte erspart hätte, wenn sie, falls sich ihr nicht bequemere Mittel in unserer geregelten Gesellschaftswelt dargeboten hätten, ihren Mann freundlich gebeten hätte: „entferne mich eine Zeit lang, damit der Geck wieder zur Vernunft kommt.“ Die Erzählung enthält keinen Umstand, der die Unmöglichkeit dieser Maßregel andeute.

Biancas Verfahren gegen ihren Eheherrn bleibt sogar in einem Romane anstößig. Wir wissen leider, daß es sein Vorbild mehr wie einmal in der Wirklichkeit fand, das entschuldigt aber den Dichter nicht. In einer Ehe, wo die Gattin verzeihen muß, ist die einzig feste Basis des Glücks: die Ueberlegenheit des Mannes, schon untergraben; allein die Frau, die eines Mannes Verirrungen schmeichelt, wie viel mehr die Gattin, die ihres Gatten Lust an der Ehefrau eines Andern hätschelt (dorlotter) ist — verächtlich. Ein Banquier, der seinem Cassirer Raum gäbe, seine ungemeine Liebe zu seiner Casse etwas zu befriedigen, würde für einen Pinsel gehalten werden; weil wir mit Recht bey einem Jeden auf den Verstand Anspruch machen, den das von ihm ergriffene Gewerbe erfordert — so verachteten wir auch wohl einen solchen Banquier. Bianca wagt aber ohne allen besondern Drang der Umstände, als Casse, dreyer Menschen irdisches Glück, und nach altväterischem Ausdruck: dreyer Menschen Seelenheil.

Diese Bemerkungen sollen keineswegs einen Erzähler verhindern, die Verirrungen der Leidenschaft zu schildern, noch ihn zwingen, stets die Tugend zu krönen, und das Laster zeitlich zu strafen; aber um in dem Leser echte Theilnahme zu erwecken, muß er dessen sittliches Gefühl anregen, und dazu bedarf es einer Hindeutung auf das, was Recht ist — sonst legt der Leser das Buch hin, wie er von einer Lanterne Magique aufsteht — er hat bunte Bilder gesehen, von denen nur zu wünschen ist, daß sie ihm den Schlaf nicht verderben.

Die zwey Erzählungen: „Glück im Leiden“ und: „Leiden im Glück,“ sind, wie das Vorwort selbst sagt, schon aus der Aglaja bekannt. Wir können nicht umhin, einige Ausmalungen in der ersten Erzählung zu tadeln. Evrilde verliert durch die Rohheit ihrer ersten Erscheinung unsre Achtung; diese Farben sind zu grell. — Und der kränkelnde Theodor könnte durch die zu lebendige Versinnlichung seines Blutbrechens einerseits Ekel erregen, so wie er andrerseits als hinsterbender Kranker mit seiner Geliebten im Zimmer umherwalzend, fast lächerlich wird. Beydes können die dabey interessirten Perso-

nen in der Wirklichkeit sehr rührend finden, von der Willkühr des Erzählers fordern wir aber gewähltere Farben. Durch ein ganzes Leben kränkelnde Helden scheinen uns kein guter Gegenstand der Kunst. Wie behülflich sie als Nebenpersonen sind, zeigt die leidende Cousine der Henriette Byron in Carl Grandison, oder Fräulein Aumale in Delphine und ähnliche Charaktere in andern Meisterwerken. Allein diese beyden Erzählungen zeigen einen schönen weiblichen Sinn, und aufmerksames Studium des weiblichen Herzens. Das andere Geschlecht muß die Erzählerin lieben, und ihr danken, daß sie seine Kraft in der Schwäche so schön darzustellen verstand.

„Die Stiefmutter" bietet ein trauriges Gemälde roher Leidenschaft dar. Als Criminalgeschichte würde sie die Seelenkunde mehr bereichert haben; im Volkston, ernst und einfach, würde sie die Classe, in welcher die Geschichte statt fand, warnend belehren können; in ihrer gegenwärtigen Zierlichkeit wird sie von der Lesewelt, die ihre Nerven ein für alle Mal gegen Mord, Spuk und Teufelslarven gestählt hat, freylich lieber wie in jenen Formen gelesen werden.

„Der Dragoner" scheint uns bey weitem die vorzüglichste dieser Erzählungen zu seyn. Die Charaktere sind wahr und anziehend, die einfache Tugend des Kriegers, die starke, pflichtergebene Liebe des Mädchens, der Tanten Herzlichkeit und Schwäche bilden ein rein menschliches liebes Gemälde, in welchem die Schlechtigkeit des Sebastians eingreift, wie das Böse neben dem Guten thun soll: als Veranlassung zur Tugendentwicklung, als Gegensatz, der in dem Leser die Freude an dem Guten entscheidet. Wir haben diese Erzählung Andern mitgetheilt, um unser Urtheil zu prüfen, und fanden es durch ihre herzliche Theilnahme gerechtfertigt.

Die Schreibart wie die Darstellung der Verfasserin beweist uns aufs Neue, welche große Biegsamkeit unsre Sprache erlangt, und wie sehr sich die Beweglichkeit der Phantasie bey unsern Landsleuten entwickelt hat. Wenn wir endlich reifer werden, wenn unser Geschmack wird gebildet seyn, werden wir diese Erwerbungen als schöne Mittel zu höheren Zwecken benutzen.

Uebersicht der Brittischen Zeitschriften.

1. The Monthly Review. Eine der ältesten Zeitschriften; gediegen, aber die Auswahl und das Aeußere nicht sehr geschmackvoll.

2. The Monthly Censor. Sehr schätzenswerth wegen allgemeinen Uebersichten über das Neueste der Literatur, und wegen einzelner, geistreich und gründlich durchgeführter Kritiken.

3. The British Critic. Der Literatur der Englischen Kirche und ihren Grundsätzen geweiht; nicht selten starr in Form und Inhalt.

4. The Quarterly Review. Gründlichkeit und Gediegenheit sind hier nicht selten neben Partheygeist und Einseitigkeit der Ansicht zur Schau gestellt. Die Verfasser sind immer geistreich, oft gelehrt und zuweilen unbefangen.

5. The Edinburgh Review. In politischer und belletristischer Hinsicht liest man hier die freyesten, gediegensten und ausgeführtesten Kritiken.

6. The New Edinburgh Quarterly Review. Ein Nebenbuhler des vorigen, und nicht so charakteristisch im Ganzen, noch so frey und vollständig im Einzelnen.

7. The British Review. Die Verfasser so beschränkt, wie der Kreis ihrer Leser.

8. The Eclectic Review. Hauptsächliches Organ der protestantischen Dissenters, und nicht ohne Werth.

9. The Retrospective Review. Einer der glücklichsten Gedanken, der Vergeßlichkeit der neuern Zeit durch Erinnerung der Verdienste und Erzeugnisse älterer Schriftsteller zu Hülfe zu kommen, und aus solchen Werken Auszüge zu liefern, die selten sind, oder ganz aus dem Buchhandel verschwanden; doch läßt die Ausführung dieses Gedankens manches zu wünschen übrig.

10. Knight's Quarterly Review. Es bemüht sich, dem Quarterly Review nachzufliegen; die Schwingen müssen ihm aber noch stärker wachsen.

11. The Monthly Magazine. Es ist nicht mehr vielseitig genug für unsere vielseitige Zeit.

13. The New Monthly Magazine ist eine sehr gelesene Zeitschrift, wo die mannigfaltigsten Interessen verhandelt werden. Der Dichter Campbell ist Redacteur desselben, und hat Mittel, sich gute Mitarbeiter zu wählen. Es enthält öfters gediegene Kunstnachrichten. Das Papier könnte in neuerer Zeit besser seyn.

12. The London Magazine, durch einen Neffen Walter Scott's, John Scott, gestiftet und seiner Mannigfaltigkeit und seines zierlichen Aeußern wegen sehr beliebt. Elia und Thomas de Quincey (Verfasser der Bekenntnisse eines Englischen Opium-Essers) haben ihm in neuerer Zeit großen Ruf erworben, in dem es die Verleger zu erhalten wissen.

13. Constable's Edinburgh Magazine. Besonders anziehend wegen historischer und antiquarischer Untersuchungen in unbesuchteren Theilen von Großbritannien.

14. Blackwood's Edinburgh Magazine. Eine unerbittlich strenge Kritik literarischer Erzeugnisse und geistreiches Bespötteln alles Seltsamen und Kleinlichen in Wissenschaft, Kunst und Leben verschaffte dieser Zeitschrift vor nicht langer Zeit erst das große Publikum, dessen sie sich jezt erfreut.

15. The European Magazine hinkt mit Mühe hinter Blackwood's und Campbell's Magazinen drein. Durch mittelmäßige und zugleich sorglos übertragene deutsche

Erzählungen werden jene Blätter nicht überflogen, wie niedliche Kupferchen man auch beyfügen mag.

16. The Gentleman's Magazine. Eine der ältesten periodischen Zeitschriften Englands, welche aber den Ruf nicht mehr hat, welcher ihr zu Theil ward, als Johnson Mitarbeiter war. Die antiquarisch-historischen Aufsätze sind immer sehr schätzbar.

17. The Classical Journal. Klassische, biblische und im Allgemeinen orientalische Literatur wird hier besonders vielseitig und umsichtig behandelt und der gründlichen, tiefgehenden Forschungen über das Alterthum sind so viele hier enthalten, daß wohl kein Gelehrter in Deutschland ist, dem das Classical Journal unbekannt wäre, um so mehr, als es verhältnißmäßig sehr wohlfeil (das Heft kostet 6 Schillinge) ist.

18. The Repository of Arts, Sciences and Literature. Dieses, bey unserm geschätzten Landsmanne, Hrn. Ackermann in London, erscheinende periodische Werk ist mit dem Jahr 1823 in einer vielfach verschönerten Form erschienen und wird von der hiesigen Modewelt häufig gekauft. Die jedem Heft beygegebenen Kupfer sind sehr schön, der Inhalt oft anziehend, im Ganzen aber weniger gelesenen Zeitschriften nachstehend. Es wäre ehrenvoll für unsern H. Landsmann, wenn er weniger auf die Form und mehr auf den Inhalt seiner Zeitschrift wenden, oder in beyderley Beziehung den Vorrang vor den Engländern behaupten möchte.

19. The Investigator. Erscheint vierteljährig und hat besonders Amerika im Auge.

20. The Liberal erscheint in zwanglosen Heften und zählt unter seinen Mitarbeitern Lord Byron. Die beste Uebersetzung einiger Scenen aus Faust von Goethe, die je in England erschien, (wir haben deren nur drey) war eine vorzügliche Zierde eines der leztern Hefte.

21. The Album, eine in jeder Beziehung oberflächliche Production.

22. The London Journal of Arts and Sciences hilft den Künsten und Wissenschaften nicht viel weiter.

23. Annals of Philosophy. Dr. Thomson besorgt die Redaction dieses für positive Wissenschaften höchst nützlich wirkenden Zeitblattes. Das Wort „Philosophie" hat im Englischen einen ausgedehnteren Sinn als im Deutschen, und begreift hier Chemie, Mineralogie, Botanik u. s. w.

24. The Edinburgh Philosophical Journal verbreitet sich über alles, was in wissenschaftlicher und artistischer Beziehung entdeckt, erdacht und aufgefunden wird.

25. Philosophical Magazine. Tilloch ist der Herausgeber, und sein Blatt wegen gründlicher Gelehrsamkeit in England sehr hoch gehalten.

26. The Quarterly Journal of Literature, Science and the Arts. Weder an Gehalt, der sich über alle Zweige des Wissens ausbreitenden Gegenstände der Behandlung, noch an Form von den bessern Review's verschieden, und sie an Mannigfaltigkeit übertreffend.

27. The Asiatic Journal. Was in Indien, und bezüglich auf Indien zu London Denkenswerthes vorfällt, wird hier trocken berichtet.

28. The Annual Register. Dieses Journal besteht nun 65 Jahre, und umfaßt Staatengeschichte, Politik, Handel, Biographie, Literatur, Poesie u. s. w. Gaben von verschiedenem Werthe. Edmund Burke soll eine Zeitlang das historische Fach geleitet haben.

29. The New Annual Register. Eine Fortsetzung des vorigen in ausgedehnterem Maaßstabe.

30. The Mechanical Magazine. Nützlich für mechanische Künstler, anziehend für Alle. Das Blatt erscheint erst seit Kurzem in einer unscheinbaren Form, aber der Gehalt zog schnell die Aufmerksamkeit des Publikums auf dasselbe hin.

31. The Technical Repository. Es enthält, wie das vorige Blatt, Nachrichten über die Fortschritte in den nützlichen Künsten.

32. The London Medical and Physical Journal und

33. The London Medical Repository etc., so wie

34. The quarterly Journal of Foreign Medicine, sollen den im Titel ausgesprochenen Zweck nach Kräften zu erstreben suchen.

35. The Christian Observer. Englische Geistliche sind die Herausgeber dieses Blattes; ihre Grundsätze sind die des gemäßigten Calvinism.

36. The Monthly Repository. Dem Plane nach ganz wie The Eclectic Review. Nro. 8.

37. The Evangelical Magazine gehört in dieselbe Classe.

38. The New Evangelical Magazine. Mannigfaltiger und populärer als das vorgenannte Blatt.

39. The Christian Instructor gehört den Dissenters an, welche Independents genannt werden und ist ein nützliches und gelesenes Blatt.

40. The Methodist Magazine soll das verbreitetste religiöse Blatt seyn.

41. The Literary Gazette and Journal of Belles Lettres, Arts and Sciences ist auch in Deutschland hinlänglich gekannt. Es besteht nun seit acht Jahren, und wächst jährlich mit dem Umfang seiner Leser an innerm Gehalt. Die geschätzten Herausgeber sind eifersüchtig auf den Ruhm, die ersten und gediegene Anzeigen alles Neuen und Wissenswerthen in jedem Fache gelehrter Bildung zu geben.

42. The Literary Museum folgt denselben Grundsätzen, wie die Literary Gazette und mit demselben glücklichen Erfolge. Dieß Blatt ist seit mehrern Monaten in den Händen eines jungen Gelehrten, Hrn. Graham's, und hat seitdem sehr bedeutend an Gehalt gewonnen.

An kurzen, treffenden Ueberblicken und an Vielseitigkeit möchte es selbst manches vor der Lit. Gazette voraus haben. Des neuesten, was die deutsche Literatur bietet, wird hier gleichfalls in mehr oder weniger allgemeinen Umrissen erwähnt.

43. Sommerset-House. Dieses Blatt beschäftigt sich fast ausschließlich mit artistischen Gegenständen älterer und neuerer Zeit, und scheint, nach seinen ersten Blättern (die Zeitschrift wird erst seit dem 1. Oct. 1823 ausgegeben) zu urtheilen, etwas kränklicher Natur zu seyn. Excerptenwesen, aufgewärmte Antiquitätchen und mühsam erjagter Humor, nicht viel mehr! — die drey letztgenannten Blätter erscheinen in Quart und wöchentlich wird ein Bogen ausgegeben (Samstag Morgens.)

44. The Literary Examiner. Dieses wöchentlich (in 8.) erscheinende Blatt ist auf den Indicator gepfropft, der im October 1819 begann und nun blos einen Bestandtheil des Examiner ausmacht. Nach einem Plan fragt man hier umsonst: was dem Verleger in die Hände fällt und genießbar ist, wird aufgenommen, zuweilen wohl auch eine derbe Kritik oder eine pikante Anekdote mit eingeflochten.

45. The Pamphleteer. Diese vierteljährig erscheinende Schrift hat zum Zweck, das Beste und Bedeutendste, das in den Zeitungen und Journalen zerstreut ist, zusammenzustellen.

46. The Mirror of the Stage enthält Biographien hiesiger Schauspieler und Schauspielerinnen und Kritiken der Bühnenleistungen.

47. The Theatrical Observer. Dieses täglich in der Woche erscheinende, sogenannte Pfennigsblatt enthält, zur Schmach aller gelehrten und literarischen Blätter Londons, die sich sämmtlich mit den Theatern beschäftigen, die gediegensten und wirkendsten Beurtheilungen der Theater von Coventgarden und Drurylane.

48. The Lady's Museum. Eine niedliche, anspruchslose Monatsschrift.

49. The Lady's Magazine steht an mannigfaltigen unterhaltenden Artikeln keinem andern Journal nach. Die artistischen Zugaben (Kupferstiche, Scenen aus Englischen Dichtern darstellend, neue Moden u. s. w.) sind immer äußerst sorgfältig gearbeitet.

50. The Foreign Magazine könnte sehr nützlich werden, wenn es in bessere Hände käme.

51. The Musical Review erscheint vierteljährig und gibt, wenn man die Monatsschrift „Harmonicon" betitelt, welche Musikstücke enthält, dazu nimmt, die beste Uebersicht über alles, was in musikalischer Beziehung in Großbritannien geleistet wird.

Wir haben hier blos des Bessern gedacht, was die Englische Journalistik bietet; neben den genannten ein und fünfzig Zeitschriften erscheinen, die politischen Blätter ungerechnet, wohl noch mehr als sechszig andere, welche des Namens nicht werth sind oder uns dem Inhalte nach unbekannt blieben.

Dichtkunst.

Ländliche Gedichte von J. J. Rütlinger, in Wildhaus im Obertoggenburg. Zweytes Bändchen. Ebnat, Kanton St. Gallen, in der Abraham Kellerschen Buchhandlung. 1824. VIII und 160 S. 8.

Was an diesem Naturdichter und seinen Liedern zu rühmen und was zu entschuldigen ist, haben wir bey der Anzeige des ersten Bändchens (Lit. Bl. 1823. No. 70.) gemeldet. Es hat dasselbe die verdiente gute Aufnahme gefunden und dadurch ward der Verleger verleitet, aus dem zurückgebliebenen handschriftlichen Vorrath (der Dichter ist nämlich nach Nordamerika ausgewandert) ein zweytes Bändchen zu veranstalten; wofern dieses gleich dem ersten Abnehmer findet, so will er auch noch für ein drittes Rath schaffen. Wir möchten aber rathen, er solle das bleiben lassen; denn die besten Gaben waren vorhinaus gewählt. Das zweyte Bändchen steht bedeutend hinter dem ersten zurück; wie würde es mit dem dritten seyn? Neben viel gemeinen Reimereyen finden sich jedoch immer noch einzelne besseren Gehaltes. Wir wählen zur Probe der kleineren eines: die Verse, welche der Verfasser In's Fremdenbuch auf dem Rigi geschrieben hat, und die in manchem Leser frohe Erinnerungen wecken dürften:

Hier diese Berge, diese Höhen,
Wo reine Freyheitslüfte wehen;
Hier, wo die Heerden friedlich ziehen,
Wo hohe Sonnenbilder glühen;
Hier, wo auf grünen Alpentriften
Die Blumen hold und lieblich düften;
Hier, wo der Wandrer weilt so gerne,
Wo in der Nähe, in der Ferne,
Die Thäler malerisch sich mischen,
Von Baum und See, von Laub und Büschen
Und wo in schneeverwobnem Schleyer,
In hoch beglänztrer Wonnefeyer
Die Berg' in blauen Dunst zerfließen,
Und hehr den großen Akt beschließen.
Hier staunt das Auge, zu erkennen,
Die schöpferischen Wunderscenen.
Ein heil'ger Schauer dringt durchs Leben —
Im reinsten Hochgefühl entschweben,
Auf rosengoldenem Geleise,
Der ew'gen Sphären holde Kreise.

Doch ach! das schönste dieser Erden,
Muß oft verhüllt und trübe werden!
Hoch über Sonne, Mond und Sternen,
In unermeßnen Himmelsfernen —
Nur dort, nur dort lacht unsern Blicken
Die Wonne — seliges Entzücken,
Die Wonne, welche ewig feyert,
Vom Weltendüstern ganz entschleyert.
Laßt uns auf diesem Hoffnungspfeile
Des Lebens Daseyns ernste Eile
Gemuthig, froh, vergnügt durchfliegen,
Und nie in Stürmen unterliegen.

Lebt wohl! ihr stillen Sonnenhöhen,
Wo Glück und Friede schweizrisch wehen,
Im sanften Säuseln reiner Lüfte,
Im Hauche süßer Blumendüfte.
Lebt wohl, ihr Berge, Freyheitssäulen!
Ihr stehet fest, wenn Orkan-Heulen,
In Wettern furchtbar um euch ziehet,
Selbst wenn der Blitz im Donner glühet.
Lebt wohl: ihr namenlosen Freuden,
Ihr lusterfüllten Alpenweiden —
Lebt wohl! euch möcht' ich einst noch sehen,
Wenn schon die Welten untergehen.

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Freitag den 9. April 1824.

Rechts-Geschichte.

Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte von Dr. Eduard Gans. Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Das Römische Erbrecht, in seiner Stellung zu vor- und nachrömischem. Erster Band. Berlin 1824 in der Maurerschen Buchhandlung. XLII und 416 S. gr. 8.

Je weniger eine juristische Schrift, und namentlich eine solche, die dem Titel nach einen Gegenstand des Privatrechts behandelt, dazu geeignet zu seyn scheint, einem größeren Publikum vorgeführt zu werden, um desto mehr halten wir uns zur Anzeige der vorliegenden Schrift berechtigt, weil es eben ihre Eigenthümlichkeit ist, in einer bis jezt höchst abgesondert, und gleichsam in Verbannung von dem geistigen Centralpunkte der Wissenschaft lebenden Disciplin dieser fast ganz verstorbenen, oder in die blos äußere Vegetation übergegangenen Lebensfunken wieder angefacht, oder: damit wir uns anders ausdrücken, das mit dem Gedanken völlig entzweyte positive Privatrecht wieder mit demselben versöhnt zu haben. Wenn wir bey einer solchen Auferweckung eines sonst todten Stoffes zur Lebendigkeit und zum Eintritt in eine ganz andre, ihm eröffnete Sphäre billig an Montesquieu erinnert werden, dessen berühmter Geist der Gesetze dieselbige Richtung verfolgt, und dafür auch, bey häufig entschiedener Zurücksetzung, abseiten der positiven Rechtsgelehrten, eine fast unglaubliche Anerkennung von der sonstigen wissenschaftlichen Welt errungen hat, so ziemt es sich gleich im Eingang dieser Anzeige auf die etwaige Verschiedenheit in der Behandlung des vorliegenden Buches und des Montesquienschen Werkes aufmerksam zu machen. Beyde stimmen darin überein, daß es nicht blos die Erscheinungen des Rechts sind, um deren Ausmitteilung sie sich bemühen, ferner darin, daß nicht blos dieses oder jenes Recht vorzugsweise berücksichtigt wird, sondern daß die Rechtserscheinungen dem ihnen immanenten Gedanken nach gefaßt werden müssen, und daß zu diesem Behufe die Weltgeschichte den ganzen Reichthum ihrer Rechtsinstitute herzugeben habe. Der Verfasser des vorliegenden Buches erkennt die Verdienste Montesquieus in dieser Hinsicht nicht allein an, sondern nennt ihn häufig als ein Muster, dem er nachstrebe. (Vorrede S. XVIII. XIX. S. 2. 59—61.) Die Verschiedenheit beyder Werke aber liegt, abgesehen davon, daß das Französische das ganze Recht, dieses aber nur einen Theil des Familienrechts behandelt, in der Form der Darstellung überhaupt. Montesquieus Weise ist die des aphoristischen, geistreichen, aber ungebundenen Auffassers des Einzelnen. Er giebt zwar Principien, die tiefe Wahrheit in sich enthalten, aber die der Art der Aufstellung nach zufällig entstanden zu seyn scheinen, somit troz ihrer inneren Wahrheit, das entbehren, daß sie von einem vorhergehenden erzeugt sind, d. h. den Beweis ihrer eigenen Nothwendigkeit in sich tragen. Der große Vorsprung nun, den unser Verfasser und das vorliegende Buch vor dieser Weise voraus hat, streng systematisch verfahren zu seyn, und keinem Einfall den Zutritt gestattet zu haben, der sich nicht im Gange der Abhandlung als an seinem Platze seyend, erwiesen, ist freylich kein ausschließlich dem Verfasser zukommendes Verdienst, sondern es ist vielmehr die Geschichte des deutschen Denkens, dem dieses Verdienst zuerkannt werden muß. Aber insofern wenigstens muß die systematische Verfahrungsweise des Verfassers demselben zum Lob gereichen, als sie vor einem gründlichen Studium der deutschen Philosophie, namentlich der Hegelschen, nicht alle durch die subjective Versicherung des Verfassers (Vorrede S. XXXIX), sondern durch die ganze Art der Ausführung zeigt. Doch es ist Zeit, sich aus diesem Vorwort heraus, und an die Sache selbst zu machen.

Die Aufgabe, welche der Verf. um sie kurz mit den Worten desselben auszudrücken, sich gestellt hat, ist die, „innerhalb des Kreises des Erbrechts die nothwendige „Bewegung des Weltgeistes zu zeigen" (Vorrede S.

XXXIV), zu zeigen, daß „selbst durch die entferntesten „Lehren des Privatrechts derselbe Gedanke scheint, der „im lärmenden Getöse öffentlicher Verwickelung und in „der starken Kraftäußerung weltgeschichtlicher Thaten „lebt“ (S. 2.) Der Verfasser hat erkannt, daß um dieser Aufgabe Genüge zu leisten, es nicht blos hinreiche, das Erbrecht allein und abstract aufzufassen, sondern daß, da das Erbrecht seine Stellung bey der Auflösung der Familie hat, es im Zusammenhang mit dem gesammten Familienrecht dargestellt werden müsse (S. XXXIII). Daß er Rom zum Mittelpunkt des Ganzen gemacht, auf das sich nun die vor- und nachrömische Welt beziehen soll, sucht er dadurch zu rechtfertigen, daß es nicht unwichtig scheine, eine neue Behandlungsweise auf dem Grund und Boden der alten zu eröffnen, und indem Rom gleichsam als der Mittelpunkt der gesammten Geschichte angesehen werden könne, von hier aus die vorrömische und nachrömische Welt am besten zu betrachten sey. (S. XXXVI.) Es beginnt daher das Buch in einer Einleitung mit der Frage, was die Römische Geschichte und das Römische Recht sey, und zwar nicht nur, wie sie sich der Erscheinung nach geben, sondern was ihr immanentes Princip sey, ihre Substanz, ihr Logos, wie sich die Alten ausgedrückt haben würden. Das Resultat der Beantwortung dieser Frage ist nun dieses: der Logos, oder das Princip der Römischen Geschichte ist der absolute Gegensatz eines objectiven und subjectiven Princips, beyde, wie es im Gegensatze nothwendig ist, ganz abstract genommen, und in schroffer Haltung einander gegenüberstehend. In Worten der Erscheinung ausgedrückt, würde es heißen, die Römische Geschichte ist der Kampf der Patricier und Plebejer. Denn was über diesen Kampf hinausgeht, oder, was besser gesagt, als die Einigung dieses Kampfes erscheint, die lange Periode der Kaiserzeit, geht das Princip der Römischen Geschichte deßwegen weniger an, weil eben ihr Wesen nichts Anderes, als der reine Verfall des eigentlich Römischen Geistes ist, der in seiner Blüthe eben die größte Höhe dieses Gegensatzes aufweist. Treffend sagt daher der Verfasser (S. 4. 5.) „Die Einheit nach „jenem Kampfe ist aber die Zeit der Monarchie, in wel„cher die Kraft jedes der beyden Principe, welche „die vorkaiserliche Geschichte Roms bilden, verstor„ben ist, und in welcher sowohl das aristocratische, als „das democratische Element, von ihrer gegenseitigen Be„stimmtheit ab, in einander gegangen sind. Die Einheit „zweyer schroff einander in aller Einseitigkeit gegenüber„stehender Principien kann aber füglich selbst nichts Bes„seres seyn, als lediglich das Schwachwerden und Versin„ken dieser Principien, oder ihre Negativität.“ Auf der anderen Seite kann auch die Kaiserzeit als die Welt des Privatlebens, im Gegensatze der Republik, als der Welt des öffentlichen Lebens gefaßt werden, und wir können der Polemik des Verfassers gegen die Seichtigkeit der von Savignyschen Verwunderung, welche in dem Privatrecht dieser Zeit eine isolirte Trefflichkeit, die mit dem übrigen Wesen derselben nicht zusammenzureimen sey, sieht, nur beypflichten. (S. 8. Note 3.) Das eben dargestellte Princip der Römischen Geschichte aber sucht der Verfasser auch im Römischen Rechte durchzuführen, und, wie wir glauben, auf eine gelungene Weise. Schon in der ganz abstracten allgemeinen Eintheilung des Römischen Rechts zeigt sich das objective Princip als das streng Römische Recht (jus civile), das subjective Princip als das frey menschliche (jus gentium) (S. 20. 21.) Näher auf das Römische Familienrecht angewandt, steht in der Ehe eine strenge Ehe, in welcher die Frau Haustochter ohne irgend eine Berechtigung und Selbstständigkeit ist, einer freyen gegenüber, in welcher sich grade das Entgegengesezte vollbringt, nämlich die eben so entschiedene Ungemeinschaftlichkeit, deren höchste Spitze die sogar unter Ehegatten verbotenen Schenkungen sind (S. 22—32.) Eben so zeigt sich die Coexistenz des strengen und freyen Princips in der väterlichen Gewalt, indem der in der Gewalt befindliche Sohn nicht besser als ein Sklave, der emancipirte aber als von allen Familienbanden gelöst zu betrachten ist. (S. 32 — 38.) Selbst dem härteren Elemente des Sachenrechts (S. 38—44) hat sich dieser Dualismus mitgetheilt, hier als res mancipi und nec mancipi, als dominium ex jure Quiritium, und bonitarisches Eigenthum, als Römische und natürliche Erwerbungsart auftretend. Was das Obligationsrecht betrifft, so verweist der Verfasser (S. 44) auf sein bekanntes Werk über diesen Gegenstand.

Nachdem so der Verfasser von der Römischen Geschichte und dem Römischen Rechte im Allgemeinen gesprochen, geht er nun zum Erbrecht über, und entwickelt, wie das Römische Erbrecht seinem Werden nach außer sich selbst also in den Anfang der Geschichte falle (S. 46—55.) Dieser Anfang ist aber Asien, und es gilt die Natur, den Begriff des asiatischen Rechts überhaupt zu bestimmen. In Asien, sagt der Verfasser (S. 62.) sey allerdings der Rechtsinhalt als ein natürlich und äußerlich daseyender vorgefunden (S. 62.): in so fern kann man sagen, daß Asien ein Recht habe; aber diesem Rechte fehlt die sittliche Substanz, die Bestimmtheit; die unteren Sphären gehen auf in die höchste (Despotie). Daher sollen diese unteren Sphären irgend bestehen, so müssen sie nicht durch sich selbst, sondern durch das Höchste (Religion) gesezt seyn. Der Verfasser berührt bey dieser Gelegenheit den im vorigen Jahrhundert zwischen Anquetil du Perron und Montesquieu geführten Streit. (S. 59—61. Note 7.), indem er einige Beyspiele aus orientalischen Gesetzgebungen, namentlich aus der chinesischen und indischen anführt. (S. 66 — 69

Asien ist dem Verfasser überhaupt die Welt, die sich nur im Raume, nicht in der Zeit bewegt, die daher selbst im Islam, ihrer lezten Gestaltung, nicht einmal über das europäische Alterthum hinausgekommen ist. Diese Ansicht rechtfertigt den Plan des Verfassers, alles orientalische Recht als vorrömisches abzuhandeln. (S. 57, 70.)

Der Verfasser handelt nun das orientalische Erbrecht in fünf Kapiteln ab. Indisches Erbrecht S. 71—97. Chinesisches Erbrecht S. 98—123. Mosaisch-Talmudisches Erbrecht S. 124—177. Moslemitisches Erbrecht S. 178—233. Der Begriff des orientalischen Erbrechts (S. 234—280), indem er die Darstellung des Erscheinenden von der des Begriffsmäßigen trennt. So zweckmäßig diese Trennung auch im Buche selbst ist, so wenig würde der Raum sie dem Referenten gestatten, welchem überhaupt nur daran gelegen seyn kann, das Immanente der Sache, also den Inhalt des lezteren Kapitels mitzutheilen. Die Entwickelung der orientalischen Geschichte, als der einen ungegliederten Substanz, kann als eine doppelte angesehen werden, als das lärmende geschichtliche sich Entfalten der Substanz außer sich selbst (Alterthum, Griechen- und Römerthum) und als das stille, friedliche sich Auseinanderlegen der Momente innerhalb ihrer (die Orientalische Geschichte) (S. 236). Die Dialektik der Orientalischen Geschichte innerhalb ihrer ist aber nothwendig die Fortbewegung von dem Einen als Natur und Materie zu dem Einen als Geist und Gedanken: Die Darsteller des Ersteeen sind die Inder und Chinesen, des Leztern die Vorderasiaten, die Juden und Moslemen. Die Veemittelung aber bildet das Volk von Iran. (S. 238. 239.) Der Verfasser geht nun in der Auseinanderlegung dieser Volksgeistee fort, worin wir ihm also folgen. Die natürliche Geistigkeit der Hinterasiatischen Völker stellt sich in zwey gegenüberstehenden Aeußerungen dar, als eine Welt der Innerlichkeit und der religiösen Anschauung (Indien) und als eine Welt vollendeter Aeußerlichkeit (China). Die Indier stellen diese Innerlichkeit weder in Form der Kunst, noch in Form des Gedankens dar, sondern als wilde, regellose ausschweifende Phantasie, als Pantheismus, der nicht die Einheit von Unterschiedenem, sondern das Einerley alles vorgefundenen Inhalts ist. (S. 240). Der Staat ist auf dieser Stufe noch nicht vorhanden, wohl aber bilden die Menschen eine Mehrheit von gottgebornen Kasten. Der Geist zieht nun die Poesie eines schwärmerisch reichen Naturlebens in die harte Prosa und Arbeit einer eben so gedankenlosen Alltäglichkeit zusammen (China): hier ist alles Aeußeeichkeit und Wirklichkeit: die Weise der Darstellung ist die des unmittelbarsten sittlichen Lebens der Familie, nach deren Muster der Staat erbaut ist. Die Subordination der Familie gibt allerdings dem Ganzen eine Einheit, aber es ist die des Mechanismus, keine organische. Das Privatrecht selbst ist nichts als ein Strafcoder. (S. 241, 242.) Der Geist arbeitet sich nun in seinem weiteren Fortgange aus dieser hinterasiatischen Welt des Naturlebens und des Familienstaates heraus, welches nur auf dem Wege des Gegensatzes vollbracht wird. Die Natur und der Gedanke bilden hier einen förmlichen Dualismus, Ahriman und Ormuzd, der aber auch schon als Zeruane Akerene seine zwar noch unbestimmte Identität findet. Die Welt des Gegensatzes, oder die von Iran hat nun zum Fortschritt die Welt des einen Gottes, als des reinen Gedankens, der von aller Einbildung in die gegenständliche Welt befreyt, und ihr gegenüber, somit ein abstracter Gedanke ist. Aber diese Abstraction ist hier noch nicht vollendet: sie hat noch das Concrete an sich, daß der eine Gott eingebildet ist in ein auserwähltes Volk, wodurch das Eine sich stets in der Geschichte dieses Volkes (der Juden) besondert. Daß nun diese Abstraction die höchste Stufe ersteige, dazu ist nur noch das Abthun dieser Besonderung in ein auserwähltes Volk nothwendig. Diese Stufe ist im Islam erstiegen, welche das Losmachen von allem Besondern, das Eine in seiner grenzenlosen fanatischen Macht, somit die höchsten Gipfel des asiatischen Lebens überhaupt bezeichnet. (S. 243. 244.)

Der Verfasser geht nach dieser scharfen Bezeichnung des Geistes der orientalischen Völkerfamilien zu dem diesen Principien entsprechenden Familienrecht und Erbrecht über. Die Indische Familie hat demnach die Momente der regellosen Phantasie und der pantheistischen Weltanschauung in sich. Daher ist die Ehe göttlich, aber wie die vielen Götter auch vielfach, eine Ehe in acht Formen, deren Verschiedenheit nicht auf Begriffsunterschieden beruht, sondern auf der kleinlichen Differenz gegenständlicher Veränderungen (S. 72. 73. 245.) Eben so gibt es gute und böse Ehen, die Ehe ist aber wesentlich Polygamie. Was vom monogamischen Momente durchscheint, verhält sich wie die indische Einheit zur Vielheit, ist, wie der Verfasser sagt, der Parabrama, dem keine Tempel erbaut sind. Eben so ist die väterliche Gewalt nicht das Substantielle des Verhältnisses, sondern die Vaterschaft hat nur einen Werth als abgetragene Schuld gegen die Vorfahren (der Sohn rettet aus der Hölle Put), das Kind seine Bedeutung nur als stummes Organ und unlebendiges Werkzeug von Todtenopfern, ohne welche kein Familienrecht wäre (S. 247. S. 77.) Das Erbrecht ist nun blos ein reines, natürliches Zerfallen der Gemeinschaft, bloße Intestaterbfolge, welche alle Willkühr ausschließt, hier aber näher ein Erbrecht der Todtenopfer, in welchem die Erben theils in ihrer Eigenschaft als Anbeter des Erblassers, oder auch als Genossen seiner Anbetung gegen einen

dritten Vorfahren folgen (S. 252 — 255). Dieselbe Bewegung nun, welche das Phantastisch-religiöse indische Leben zum chinesischen Familienstaate macht, ist auch die Dialectik des Indischen Familienrechts zum Chinesischen. Die Poesie und Göttlichkeit dieser Familie ist zu einer einförmigen Einheit erstarrt, aber die Familie, obgleich nicht mehr durch Anderes gesezt, ist, da sie nun Princip für den Staat wird, sich selbst eben so äußerlich und fremd. Die Ehe ist wesentlich Kauf. Die Polygamie daher nicht Götzendienst, sondern Möglichkeit vielfacher Erwerbung, das monogamische Moment, Supremat der ersten Frau, die väterliche Gewalt, Berechtigung der Spitze, während nach unten zu alles rechtlos ist. Die indischen Todtenopfer verwandeln sich in das bürgerliche Symbol der Trauer, welches somit auch wieder für das Erbrecht das äußerlich Bestimmende wird; der vierte Grad ist die Gränze des gesetzlichen Erbrechts; die darüber hinausgehenden Verwandten sind gegen einander indifferent, und die Entscheidung fällt somit dem Erblasser zu, welches die Seite der chinesischen erbrechtlichen Willkühr ist. (255—260. 100—123.) In der Welt von Iran, als der vermittelnden Welt ist die Reinheit das Princip der Familie, die Ehe der natürlichen Lebendigkeit entblößt, der Intest somit aufgehoben, und die Ehe unter nahen Blutsverwandten Kethudas daher die göttlichste. Näher zeigt sich dieses Princip in den fünf Eheformen. Die väterliche Gewalt ist die rein patriarchalische des Gehorsams und der Ehrfurcht, wie der mäßig geübten Herrschaft. Das Erbrecht lediglich Intestaterbfolge. (S. 260. 266.) Der weitere Fortgang ist nun der, daß die Familie sich von dem ihr aufgedrungenen Dritten entkleidet, und als mosaische Familie sich auf sich bezieht. Das mosaische Recht ist zwar göttlich, wie das indische; es ist aber, als das Gebot Gottes, das rein äußerlich gewordene, während in dem lezteren das Gebot selbst der Götze ist, die mosaische Familie ist daher eine rein menschliche Familie, die Ehe zwar noch Polygamie, und die Erwerbungsart Kauf, aber die milde Behandlung der Weiber dagegen die Manifestation einer weit höhern Ansicht. Eben so ist die Erbfolge die ganz menschlich natürliche Ordnung, Linealerbfolge. Die mosaische Familie ist daher einer Fortbewegung unterworfen: sie erhält dieselbe im Talmudischen Recht, welches die Ausarbeitung des mosaischen Rechts bey häufiger Aufnahme von fremdartigen Principien ist. (S. 267—272.) Die lezte Stufe des orientalischen Familienrechts nun, das islamitische, hat zwar denselben Inhalt, wie das mosaische, es unterscheidet sich aber dadurch, daß das heilige Moment, welches der mosaischen Familie noch inwohnt, als einer patriarchalischen vollkommen geschwunden, die Familie somit ganz dem Endlichen anheimgefallen ist. Nicht mehr die Weiber, sondern das weibliche Geschlecht ist zurückgesezt, dagegen hat die Individualität freyeren Spielraum, welches sich in der theilweisen Willkühr des Testirens, welche mehr Verachtung des Vermögens ist, erweist.

Nachdem nun der Verfasser S. 278—280 von dem Wesen des orientalischen Familien- und Erbrechts als einer Totalität gesprochen, geht er in dem sechsten Kapitel, Attisches Erbrecht überschrieben, zur Darstellung des griechischen Familienrechts und Erbrechts über. Die strenge Scheidewand des griechischen und orientalischen Lebens ist die in Griechenland zuerst aufgegangene Individualität, welche aber noch nicht in sich befangen, der substantiellen Grundlage als Willkühr gegenübersteht, sondern als Einheit des Unendlichen und Endlichen in Form der Kunst, und einer freyen und heiteren Schönheit zu fassen ist (S. 283, 284). Als höchster Repräsentant dieses Geistes ist das Athenäische Volk zu betrachten, wie der Jüngling Apollo die eigentlich griechische Gestalt ist (S. 285). Das Attische Recht ist nun zuvörderst von der Religion gelöst und, wenn auch unter göttlichem Schutz ein freyes Menschenwerk (285 — 289), aber das Privatrecht ist noch in den Grund des Staatsrechts versenkt (290 — 292). Die Ehe ist wesentlich Monogamie, Ehe einer Bürgerin und eines Bürgers, und ihr liegt nothwendig eine dos und donatio propter nuptias zu Grunde (S. 294. 295. 298 — 99) (S. 302 — 305. S. 405). Das orientalische Moment zeigt sich noch in der Ehe der Erbtöchter, Epikleren, jedoch immer in der Bedeutung freyer Persönlichkeit (S. 406. 407). Dasselbe Gewand heiterer Schönheit, die das hellenische Leben überhaupt auszeichnet, hat auch die väterliche Gewalt. Eben so tritt im Erbrecht die Einheit der Freyheit und Nothwendigkeit bedeutend hervor, indem selbst die testamentarischen Verfügungen als Adoption eine nothwendige Beziehung auf die Familie haben (S. 408 — 416).

Da der Verfasser die Darstellung des Römischen und Nachrömischen Erbrechts erst in dem zweyten Band liefern will, so bleibt uns nur noch übrig die Vorrede zu gedenken. In derselben hat der Verfasser mit scharfer, aber würdevoller Polemik die Seichtigkeit der historischen Schule dargethan, welche rein auf das Aeußerliche, und auf das Factische angewiesen, dieses Aeußerliche zu ihrer Anbetung und zu ihrem Götzen macht. Nicht minder wahr ist die Trennung von Rechtskunde und Rechtswissenschaft, welche in der Vorrede aufgestellt ist.

Referent glaubt, nachdem er den Inhalt des Buches sich selbst hat entfalten lassen, kein weiteres Urtheil hinzusetzen zu dürfen. Nur einen doppelten Wunsch auszusprechen, kann er nicht umhin, daß der Verfasser recht bald nicht allein die Fortsetzung des Werkes, was sich von selbst versteht, sondern auch andere rechtshistorische Arbeiten in diesem Sinne liefern möge, so wie, daß sich das Buch recht bald in den Händen nicht allein der Rechtsgelehrten, sondern auch der Geschichtsforscher, Philologen und Rechtsphilosophen befinden möge.

Nr. 3

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. April 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

Erd- und Völkerkunde. Den Bericht über den neuern Zuwachs dieses Gebietes möge ein Blick auf einige Werke über Amerika eröffnen. Wir haben durch Engländer noch wenig genaue Kunde von dem mächtigen Staatenbunde erhalten, dem sich ein Glied nach dem andern anschlingt. Die meisten Reisenden, die über das Atlantische Meer gehen, haben kaufmännische Absichten oder Anbauerplane und widmen andern Gegenständen wenig Aufmerksamkeit. Andre gingen mit Erwartungen hin, die nicht befriedigt werden konnten, und ihr Unmuth verleitete sie zu partheylichen und befangenen Berichten. Und wie leicht kann ein Reisender in einem so ausgedehnten Lande, wenn er nicht das Ganze kennt, irrige Ansichten fassen! Ohne Vergleichung mehrerer Zeugnisse lassen sich keine sichern Ergebnisse gewinnen. Den neuesten Bericht gibt uns J. Morrison Duncan in seinen Travels through part of the United States and Canada (London 1823. 2 Bde. 8.), aber der Verfasser bereisete Amerika in den Jahren 1818 und 1819, und bey den schnellen, uns Europäern fast unglaublich vorkommenden Veränderungen, welche die neue Welt fast von Jahr zu Jahr erfährt, mag nach fünf Jahren manches ganz anders seyn, als wir es hier finden. Duncan hat den Charakter der Amerikaner ziemlich unpartheylich beurtheilt, was bey seinen einseitigen Ansichten von der freyen Verfassung der Vereinigten Staaten mehr ist, als man erwarten konnte; er gibt uns genaue und deutliche Beschreibungen der Merkwürdigkeiten der ansehnlichen Städte auf der Ostküste, über welche sich seine Reiselinie zieht, und die öffentlichen Anstalten werden, wo seine monarchischen Vorurtheile ihn nicht verblenden, gerecht gewürdigt. Für den Zeitraum, worein seine Reise fällt, geben zwey Schriften schätzbare Berichtigungen und Erläuterungen, nämlich: Letters from America, by J. Flint (Edinburgh 1822) und Memorable Days in America by W. Faux (London 1823), beyde reich an neuen Nachrichten. Faux, ein englischer Landbauer, der zu denjenigen gehört, die mit zu hoch gespannten Erwartungen über das Meer gingen, hatte vorzüglich die Absicht, die Lage und die wahrscheinlichen Aussichten brittischer Auswanderer kennen zu lernen. Flint möchte unter allen Dreyen der Unbefangenste und am besten geeignet seyn, einen genauen Bericht zu geben. Alle drey Werke zusammengenommen, geben uns ein ziemlich treues Bild von dem Zustand fast aller Theile der Vereinigten Staaten von 1818 bis 1820, wiewohl keiner von ihnen uns die wichtige Frage beantwortet, ob die Amerikaner, wenn man die gesammte Volksmenge in Betrachtung zieht, ein größeres Glück genießen, als dieselbe Volksmenge in einem andern Theile Europa's, und wenn es der Fall ist, in wie fern diese gute Wirkung der Regierungsform und in wie fern andern Ursachen zuzuschreiben sey. Die anscheinend streitenden Angaben über die Vortheile oder Nachtheile der Auswanderung sind nicht schwer zu vereinigen. Aus Allem geht hervor, daß in neu angebauten und dünn bevölkerten Gebieten, wo es noch keine Städte gibt, und die Bewohner fast ganz von dem unmittelbaren Ertrag ihrer Arbeit leben müssen, an Bequemlichkeiten und Lebensgenuß, ja nicht einmal immer an gegenseitigen Beystand zu denken ist. Wer leben will, muß das Land bauen, ja selbst den Zimmermann, Schmid und Schneider machen. Fügt er sich in diese Lage, so kann er bey mäßiger Anstrengung seinen Unterhalt gewinnen, und wenn er arbeitsam ist, und die Ansiedlung gedeiht, und nahe Märkte für ihre Erzeugnisse findet, kann er in wenigen Jahren wohlhabend werden. Was er unterdessen von Sicherheit genießt, verdankt er mehr dem Mangel an Versuchung, als der Gegenwart einer Obrigkeit, oder einem vorherrschenden Rechtsgefühle. Wo jeder das Nothwendige, und Niemand Ueberfluß hat, schreitet man selten zu Gewaltthätigkeiten, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, aber wenn es geschieht, wird auch nicht viel Hülfe zu finden seyn. Dieß ist die Lage aller, an den Gränzen des Gebietes der Ureinwohner angelegten Ansiedlungen. Faux gibt uns ein treues Bild einer solchen Ansiedlung mitten in den Wildnissen des Illinois-Gebietes, wo er einen alten Bekannten, Namens

Ingle, besuchte. „Meines Freundes Blockhaus — sagt er — ist eines der besten, das ich gesehen habe; es hat eine große Stube und eine Kammer darüber, wohin man auf einer Leiter steigt. Für jezt ist es noch ohne Fenster, aber wenn die Thüre verschlossen ist, kommt Licht und Luft genug durch die Spalten zwischen den unbehauenen Blöcken. Das Haus hat fünf Ellen im Gevierte, und 20 Fuß Höhe. Daran stößt ein Stall für zwey Pferde, ein Kornbehältniß, ein Ferkelstall und ein Vorrathhaus. Zwey Betten in dem untern Raum, und eines in dem obern dienten uns sammt und sonders zum Lager. Ingle und ich schliefen in einem Bette, neben uns in dem andern sechs schöne, aber schmutzige Kinder, und oben in der Kammer die Hausfrau mit der Magd im dritten Bette. In einem an das Haus stoßenden Hofe waren halb verhungerte Schweine und Ferkel, nebst mehreren ärmlichen Kühen, Kälbern und Pferden, welchen Gras und Weide fehlte, und die unaufhörlich lärmende Glocken am Halse trugen. Von Schaam oder Zartgefühl weiß man hier nichts. Männer kleiden sich in Gegenwart der Weiber aus, und Niemand hat Arges dabey. Die Magd ist der Herrschaft gleich. Das Wasser ist über eine Viertelstunde weit entfernt. Mein Freund besorgt den größten Theil der wirthschaftlichen Arbeiten. Holz zur Feuerung im Vorrath zu machen, daran ist nicht zu denken. Der Hausvater geht mit seiner Axt hinaus, um es zu fällen, und holt Futter für sein hungriges Vieh. So ist er unablässig beschäftigt, und kaum haben die Knaben Hosen, so müssen sie schon auf alle Weise nützlich seyn.“ Wie es um Treue und Glauben in solchen Niederlassungen aussieht, zeigt folgendes Beyspiel. „Ein Prediger hatte es übernommen, für meinen Freund ein Stück Land zu entholzen, und 40 Dollar im Voraus erhalten, aber er weigerte sich, den Vertrag zu erfüllen. Dafür wurde er in seines Sohnes Gegenwart ein hochehrwürdiger Schuft und Spitzbube genannt. Nennt ihn noch einmal so! rief der Sohn, und ballte drohend die Faust. Mein Freund wiederholte die Worte, und seine Axt ergreifend, sprach er: Schlagt zu, aber so gewiß ich noch nie Jemanden gefürchtet habe, ich haue Euch zu Splittern.“ Eine andere, von Birkbeck gegründete Ansiedlung, gleichfalls im Illinois-Gebiet, war 1819 schon weiter vorgeschritten. Die Blockhäuser waren bequem eingerichtet, ja in einigen fand man sogar Bücher und Musik. Die neue Stadt Albion hatte nur ein Haus und etwa zehn bis zwölf Blockhütten, aber doch schon eine öffentliche Büchersammlung. Die Straßen waren kaum gangbar vor Wurzeln und Baumstümmeln, und vor jeder Hütte war eine stinkende Pfütze. Wanborough, das Dorf in Birkbecks Ansiedlung, war in einem bessern Zustand, und jedes Blockhaus hatte sein eingefriedigtes Stück Feld. Die umwohnenden Indianer waren lästige Nachbarn, die zudringlich in die Hütten kamen, und Essen erwarteten. Die Schwierigkeiten, bey der entfernten Obrigkeit Beystand zu suchen, haben zu einer Art von polizeylicher Behörde Anlaß gegeben, die man Ordner (regulators) nennt. Sie bestrafen oder tödten Verbrecher, wo das Gesetz nicht gehandhabt werden kann. Zuweilen aber erlauben sich diese Ordner große Unordnungen und Bedrückungen. — Faux hatte auf seiner Reise durch Carolina häufig Gelegenheit, die Lage der Negersklaven und die über Sklaverey herrschenden Meynungen kennen zu lernen. Im Allgemeinen haben die Sklaven gute Nahrung und Wohnung, und werden nicht zu sehr angestrengt, aber die schrecklichen und entwürdigenden Wirkungen der Sklaverey auf die Unterdrücker und die Unterdrückten sind dennoch nur zu fühlbar. Die Gesetze rauben dem unglücklichen Schwarzen alle Sicherheit gegen Ungerechtigkeit und Gewaltthat. Nach einem, noch 1783 gegebenen Gesetze gibt ein Gebieter, der einen Sklaven martert oder verstümmelt, nur 14 Pf. Sterl. Geldbuße; 100 Pf., wenn er ihn mit kaltem Blute tödtet, 50 Pf., wenn er ihn im Zorn umbringt, wogegen jeder, der einen Neger schreiben lehrt, 100 Pf. Strafe bezahlen soll. Neuerlich hat man diese empörenden Gesetze zwar verändert, und bekanntlich ist eine allgemeine Kongreßakte gegen die Sklaverey erlaſſen worden, aber die Wirkungen derselben auf die Denkart der Pflanzer werden noch lange unverändert bleiben. Während Faux in Carolina war, wurden zwey Sklaven zu Tode gepeitscht. Der Anblick der verwesenden Ueberreste des einen Unglücklichen, den ein betrunkener Gebieter und zwey Gehülfen, die sich während der mehrstündigen Hinrichtung einander ablösten, zerfleischt hatten, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er den Vorfall in einer, zu Charlestown erscheinenden Zeitung bekannt machte. Dieser breiste Schritt zog ihm Anfeindungen und selbst Gefahren zu. „Sie haben den Ruf von Süd-Carolina befleckt, sagte der Fiskal zu ihm, und was Sie da geschrieben haben, wird in den nördlichen und östlichen Staaten und in ganz Europa zu unserem Nachtheil begierig nachgeschrieben und gelesen werden.“ Diese Furcht vor der öffentlichen Meynung in den Nachbarstaaten scheint wenigstens so viel zu beweisen, daß die Sklaven in Nord-Amerika im Allgemeinen milde behandelt werden. Die Partheyschriftsteller in England haben diese Thatsachen begierig ergriffen, um dem Bruder Jonathan einen Hieb zu versetzen, und höhnisch auf das Land der Freyheit zu deuten; aber freylich vergessen sie, daß die Sklaverey unter brittischer Herrschaft eingeführt ward, und in Amerika schon weit mehr zur Ausrottung des Uebels geschehen ist, als in den englischen Kolonien hat bewirkt werden können, da seit 40 Jahren beynahe in der Hälfte des Gebiets der Vereinigten Staaten die Freylassung der Neger gesetzlich

geworden ist. Ueber den verderblichen Einfluß der Sklaverey macht Flint die treffende Bemerkung, daß die Wirkungen derselben nicht blos die Schwarzen, sondern eben so sehr die Weißen treffen. „Sieht sich der Gebieter, sagt er, von der Nothwendigkeit entbunden, selber zu arbeiten, so überläßt er sich entweder der Trägheit, oder bringt seine Zeit unter Belustigungen zu, die mit einer thätigen Lebensweise unvereinbar sind. Seine Nachkommen, die alle nützlichen Arbeiten von Sklaven verrichtet sehen, welche sie für geringere Wesen zu halten gewöhnt werden, müssen auf den Gedanken kommen, daß der Anbau des Bodens für Weiße entehrend sey, und wo solche Ansichten in früher Jugend herrschend werden, kann man sich über die große Anzahl von Müssiggängern, Jägern, Wettrennern, Spielern und liederlichen Menschen nicht wundern, wie man sie hier findet.“ Ueber die Religionsverhältnisse macht Duncan, der bey seinen Ansichten hier ein völlig gültiger Zeuge ist, folgende Bemerkung: „In Amerika fragt man nicht: Was glaubt der Mann? sondern: Wie führt er sich auf? Juden haben alle Rechte der Christen. Mitglieder der bischöflichen Kirche, Presbyterianer und Independenten, Alles ist gleich. Kein Glaubenseid ist zu öffentlichen Aemtern nöthig, außer in einigen Fällen eine mündliche Betheurung der Wahrheit der christlichen Religion, und in allen Gerichtshöfen des Landes hat man freye Wahl, ob man eine Versicherung eidlich betheuern will. Man hat oft behauptet, daß bey der Abneigung gegen die Wahrheiten der Religion eine herrschende Kirche nothwendig sey, um ein Land im Christenthum zu erhalten. Irland und Amerika geben Beweise für die Unrichtigkeit dieser Voraussetzung. In dem einen Lande ist eine kostbare herrschende Kirche durchaus unwirksam, Unwissenheit zu vertreiben, oder Irrthümer zu widerlegen, in dem andern gibt es gar keine herrschende Kirche, und doch macht die Religion immer mehr Fortschritte, verbreitet Bildung, kräftigt die Schwachen und sänftigt die Harten.“ Wir haben schon oben angedeutet, daß Duncan den freyen Staatsformen in Amerika sehr abhold ist, und besonders nennt er das allgemeine Wahlrecht geradezu eine Pestilenz. Ganz anders lauten Flint's Berichte. Er glaubt, das allgemeine Wahlrecht und die häufige Wiederkehr der Wahlen haben den günstigsten Einfluß auf den gesellschaftlichen Zustand in Amerika, da eben dadurch Bestechlichkeit verhütet, und jeder Bewerber gezwungen werde, sich Volksgunst zu verschaffen. Wo die Wahl durch Ballotiren geschieht, sah Flint nie Aufstand oder Unordnung. Volkreiche Städte sind in Bezirke getheilt, wo zu gleicher Zeit abgesonderte Wahlen statt finden. In den Staaten Indiana, Illinois, Ohio, Pennsylvanien und allen nördlich von diesen liegenden wird durch Ballotiren gewählt, in den südlichen hingegen mündlich gestimmt, und hier sind Zwistigkeiten so gewöhnlich als in England. — Alle drey Reisenden widerlegen, was man von der unfreundlichen Behandlung der Fremden, besonders der Engländer, gesagt hat. „Jedem Reisenden, sagt Duncan, wird man im Allgemeinen mit Achtung begegnen, wenn er nicht selber ein rohes Betragen hat. Der gebieterische Ton, den ein kopfloser Geck zuweilen bey uns sich erlaubt, würde hier den höchsten Unwillen erwecken, aber wenn man bittet, statt zu befehlen, wird man selten eine unhöfliche Antwort erhalten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenliteratur für 1824.

Taschenbuch von der Donau auf das Jahr 1824. Herausgeg. von Ludwig Neuffer. Ulm bey Ebner.

Ein neuer Wettläufer in der fast überfüllten Bahn. Das Unternehmen ist gewagt, wir wünschen ihm jedoch alles Heil. Die Gestalt des Büchleins ist artig, Papier und Druck sind gut, der Umschlag und die Kupfer sämmtlich von Heideloff gezeichnet, und von verschiedenen Meistern gestochen, mehrere sehr gut, keines ohne Verdienst. Besonders verdient das Titelkupfer, von Fleischmanns gewandter Hand, lobende Anerkennung. Im Hintergrund Ulm mit seinem herrlichen Dom als Geburtsort des Taschenbuchs; die Poesie aufschwebend, von der Morgensonne beglänzt. Im Vordergrund der alte Danubius, des Büchleins Schutzpatron. Das Ganze vom freundlichsten Effekt. Wir wünschen angelegentlich, daß die wackeren Künstler uns künftig nach dem Beyspiel der „Aglaja,“ die hiedurch allen Taschenbüchern den Rang abzulaufen droht, auch Nachbildungen berühmter Original-Gemälde oder Kupferstiche geben möchten. Denn ob wir wohl der verjüngenden und vervielfältigenden Kunsttechnik nicht ganz hold sind, so müssen wir doch sagen, daß das Auge aus solchen wohlgerathenen Copien mehr Lust und Belehrung schöpft, als aus vorübergehenden Almanachs-Scenen.

Nun zu den Beyträgen selbst. Crescentia und ihre Schwestern und das Käuzchen, beyde vom Herausgeber, nehmen wir zusammen; sie gehören zu den Schilderungen, die zugleich bessern wollen. Wir glauben, daß sie, wie alles Wohlgemeynte der Art, wenig Eindruck auf die Thoren und Thörinnen selbst machen werden, indem diese das Unglück haben, sich im Bilde nicht zu erkennen, oder die, wenn sich auch Etwas in ihnen regen will, sagen: Da seht her! bey mir ist's doch lange so arg nicht! — Mögen es also die Angehörigen solcher Verirrten als Aufruf zu ernsteren Mahnungen hinneh-

men. Ränke und Schwänke. Die nicht-versificirten, sichtbar eher für Männer als Frauen geschriebenen mögen sich in dem Mund eines humoristischen Nacherzählers in froher Gesellschaft noch besser anhören. Zehn Horazische Oden, übersezt vom Herausgeber. Eine strenge Speise für Almanachs-Leserinnen, die man kaum kauen und schlucken sieht. Sie werden sich von ihren Anbetern sagen lassen, daß jene, so zubereitet, sehr schmackhaft seyn. Conradin von Uhland. Wer könnte dieses Bruchstük ohne den innigen Wunsch lesen, der Dichter möge das Ganze von gleichem Geiste durchdrungen, bald uns schenken? Die Fabeln von Gellert. Einige Gedichte aus dem Nachlaß von Hölderlin, Joh. Mart. Miller, Stäudlin, Wagenseil ꝛc. bleiben immer als Reliquien schätzbar. Von den lebenden Dichtern können wir fast blos die Namen nennen; doch diese leisten für die Beyträge Gewähr, denn keiner gab, was des seinigen unwerth wäre: Conz, Gräter, Haug, Gustav Hohbach und Rudolph Magenau, zwey junge, aufmunterungswerthe Dichter, Lappe, Mattdisson, Neuffer, Reinhard, Gustav Schwab, — er beschenkte uns mit zwey herrlichen Romanzen — Weisser, — sein „Aufgebot an deutsche Frauen" hat einen andern Recensenten in Harnisch gejagt: wir finden nichts Unziemliches darin. Agathon und Theodor gaben unter diesen angenommenen Namen ein Paar artige Gedichte. Es mögen noch zwey Epigramme hier Raum finden:

Manchen Musenzöglingen. Von Neuffer.

Jedes Gewerb wird erlernt, der Schuster bildet den Schuster,
Und der Zimmerer lehrt wieder den Jungen sein Werk.
Nur in der Poesie, der Kunst der Künste, da pfuschet
Jeder getrost, und meint dennoch ein Meister zu seyn.

Die zehen Gebote. Von Haug.

Gott schrieb die zehen Gebot' in Stein.
Nun schreibt ers in die Herzen ein;
Das heißt, zum zweytenmal in Stein.

Literarische Notizen aus London.

Die Entdeckung eines Werkes aus dem Nachlaß des berühmten Milton, — „über den Gottesdienst" — betitelt, hat im englischen Parlament zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß gegeben.

Als Hr. Williams Hrn. Peel fragte: ob es wahr sey, daß man diese Entdeckung gemacht, und ob dieß Buch im Druck erscheinen werde, so antwortete der Minister, man habe in der That ein nachgelassenes Werk von Milton, über die Wahrheiten der christlichen Religion, gefunden, und als man mit dem König davon gesprochen, sey die erste Aeußerung Sr. Majestät gewesen: ein Werk von Milton müsse man dem Druck übergeben; und demnach werde das Buch unverzüglich erscheinen. Die Kammer hat diese Anzeige mit dem größten Vergnügen aufgenommen und dieß durch die lebhaftesten Aeußerungen an den Tag gelegt.

In der gleichen Sitzung wurde von der Kammer eine Summe von 4,547 Pf. Sterling zur Erhaltung des brittischen Museums bewilligt. Nachdem der Bericht über den Zustand dieser National-Anstalt abgelegt worden, gaben mehrere Mitglieder dem Direktor des Museums das Zeugniß einer trefflichen Amtsführung.

Die Freunde der Aufklärung werden nicht ohne Vergnügen sehen, daß eine politische Versammlung den literarischen Ruhm der Nation, die sie vertritt, an die Spitze derjenigen Gegenstände stellt, denen sie ihre besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Es gibt Länder, in denen Entdeckung eines Manuscripts ein unwichtiger Gegenstand für die Beachtung der Gesetzgeber wäre; und es gab eine Zeit, da ein Minister mit dem Unwissenden, von dem Lafontaine spricht, gesagt haben würde:

. . . . . Le moindre Ducaton
Serait bien mieux mon affaire.

Hat das Weltall Gränzen oder nicht?

Die Göttingischen Gelehrten Anzeigen, 26 Stück 1824, enthalten über diese Frage Folgendes: Ein interessanter Aufsatz des Hrn. Dr. Olbers (in Bode's Astron. Jahrbuch auf das Jahr 1826) berührt die erhabenste Seite der Astronomie, die Frage nämlich, ob das Weltall Grenzen habe, oder nicht. Bey dem Bewußtseyn unsers Unvermögens, den Schleyer aufzuheben, welcher dieses Geheimniß deckt, beschäftigen wir uns doch gern mit der Aufklärung solcher Zweifel, welche die Annahme, das Weltall sey unendlich, mit unsern sonstigen Einsichten in Widerspruch zu stellen scheinen konnten. Auf einen solchen Zweifel, wenigstens an der unendlichen Anzahl von Sonnen, führt die Erwägung, daß, bey Annahme derselben, jede vom Auge ausgehende Richtung irgendwo in kleinerer oder größerer Ferne auf einen Sonnenkörper treffen, und daher das ganze Himmelsgewölbe in nirgends unterbrochenem Sonnenglanz erscheinen würde. Dieser Schluß ist an sich vollkommen richtig: allein ein gleichförmiger Glanz würde nur dann Statt finden können, wenn der Weltraum absolut durchsichtig wäre, und also das Licht, indem es ihn durchdringt, gar nichts an Intensität verlöre. Diese Voraussetzung ist aber durchaus unerwiesen und in der That schon an sich höchst unwahrscheinlich. Hr. Dr. Olbers zeigt nun, daß eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Undurchsichtigkeit angenommen zu werden braucht, um den scheinbaren Widerspruch der Erfahrung mit einer unendlichen Zahl von Sonnen aufzuheben. Ist die Schwächung des Lichts auf seinem Wege vom Sirius zu uns nur $\frac{1}{800}$, so würde eine hohle Kugel mit einem Halbmesser von 30,000 Siriusweiten, in deren Mitte wir uns befänden und deren ganze innere Fläche Sonnenglanz ausströmte, uns nur $\frac{1}{10000}$ so hell erscheinen, als der Himmelsgrund in einer heitern Vollmondsnacht, also gewiß gar keinen merklichen Eindruck auf unsre Augen hervorbringen.

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. April 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

(Fortsetzung.)

Auch die Schwesterinsel Irland hat häufig das Schicksal gehabt, von englischen Reisenden mit Vorurtheilen geschildert zu werden, und es würde sich leicht zeigen lassen, daß Mangel an genauer Kenntniß, oder vorurtheilvolles Verkennen des Charakters und der Stimmung der Irländer Schuld an vielen falschen Regierungsmaßregeln gewesen sey, wofür Irland seit Jahrhunderten so schwer hat büßen müssen. Um so willkommen ist das vorzügliche Werk, das uns J. Crofton Croker in seinen Researches in the South of Ireland (London 1824. 4.) gibt. Seine Beschreibung hat das dreyfache Verdienst, daß seine geschichtlichen Nachrichten unpartheyisch, seine Untersuchungen über die Alterthümer der Insel anziehend sind, und seine Darstellung gefällig ist. Zahlreiche, bald landschaftliche, bald wissenschaftliche Gegenstände darstellend, Abbildungen und treffliche Proben der Steindruckkunst zieren das Werk. Wir heben einige Züge aus seiner Schilderung des Volkes aus. Der Charakter der jetzigen Irländer ist ein Gemisch von sonderbaren anscheinenden Widersprüchen, worin Laster und Tugenden so unselig verschmolzen sind, daß es schwer ist, sie zu unterscheiden und zu sondern. Vorschnell fassen sie Meynungen und Vorsätze, sie schreiten aber langsam zur Ausführung, und geben ihre Entwürfe oft auf, ehe dieselben zur Reife gediehen sind, um sie mit andern eben so unbestimmten und schwankenden zu vertauschen. Der Irländer ist ein Spiel seiner Gefühle, und von den heftigsten Leidenschaften aufgeregt, ist er abwechselnd trostlos oder leichtsinnig; seine Freude oder sein Kummer kennt keinen Mittelzustand; er liebt oder er haßt, und von dem Strome einer glühenden, von Natur schwärmerischen Phantasie hingerissen, verfällt er auf unzählige Abgeschmacktheiten. Schon Giraldus Cambrensis schilderte im 12ten Jahrhundert diese Charakterstimmung sehr treffend, als er sagte: „Wenn die Irländer schlecht sind, gibt es niegend schlimmere Menschen, sind sie aber gut, so kann man schwerlich bessere finden. Geduld, Klugheit und Fleiß sind selten die Tugenden eines Irländers; er faßt riesenhafte Entwürfe, aber es fehlt ihm an Ausdauer, etwas Großes zu vollbringen, und er ist in der Ausführung schwach und träge. Er ist witzig und unbesonnen, und was er heute mühsam erworben, wird er morgen unbedachtsam verschwenden. Selten wendet man sich vergebens an sein Herz, und er ist mit unüberlegter und verschwenderischer Freygebigkeit großmüthig." Der Verfasser erzählt mancherley von den abergläubigen Meynungen der Irländer, die den in Schottland herrschenden ziemlich ähnlich sind. Im Ganzen ist derselbe Aberglaube herrschend, den man in England zur Zeit der Königinn Elisabeth fand, ein Beweis, daß diejenigen Recht haben, die behaupten, es bestehe zwischen beyden Ländern, hinsichtlich des Grades der Volksbildung und Gesittung, ein Unterschied von zwey Jahrhunderten. Auffallend sind manche Züge von der Bigotterie der Protestanten gegen die Katholiken. So standen vormals über dem Hauptthor der Stadt Bandon die Worte: „Jude, Türke oder Atheist trete herein, nur kein Papist." In der Stadt Youghall durfte 1678 kein Papist etwas auf dem Markte kaufen oder verkaufen, und noch 1744 wurde ein Mann, der mit Lebensmitteln handelte, seines Bürgerrechts verlustig, weil er eine Katholikinn geheirathet hatte. Ein auffallender Zug des Volkscharakters ist die Achtung gegen Begräbnißgebräuche. „Ein leichter Tod und ein schönes Begräbniß" ist ein gewöhnlicher Wunsch unter den geringeren Volksklassen. Während seines ganzen Lebens ist für den Landmann sein künftiges Begräbniß eine Angelegenheit von hoher Wichtigkeit. In spätern Lebensjahren pflegt besonders der Dürftige und Freundlose sich oft das Nöthigste zu versagen, und jede Kleinigkeit zu sammeln, um den Aufwand der Leichenfeyerlichkeit bestreiten zu können. Bey ihrem Tode wollen sie ihren Bekannten ein Fest geben, und es werden alle möglichen Vorbereitungen getroffen, es anständig zu machen. Das Sterbekleid ist oft lange vorher, ehe es gebraucht wird, bereit, und lieber geht man in den armseligsten Lum-

ren, ehe man die Kleider benuzte, worin man im Sarge prangen will. Nicht selten ist selbst der Leichenstein bereit, und steht an der Wand der Hütte als eine stete Erinnerung an die Sterblichkeit. Es besteht eine auffallende Verschiedenheit zwischen dem englischen und irländischen Landmann, die sich befriedigend aus dem Umstande erklären läßt, daß dieser den Zustand nach dem Tode für einen nicht geistigen hält und die Seele selbst dringendern Bedürfnissen ausgesezt glaubt, als er in dem irdischen Leben fühlt. Daher hält man Schuhe, die in diesem Leben für einen ganz unnöthigen Aufwand gelten, für unentbehrlich bey Leichen, weil man glaubt, daß nach dem Tode viel gegangen werden müsse. Dieser Aberglaube hat offenbar in der Lehre vom Fegefeuer seinen Grund. Der Volksglaube ist in diesem Punkte jedoch nicht ganz einstimmig mit den Lehren der Priester, denn während diese den Ort der Buße als ein Feuer beschreiben, hält ihn das Volk für eine öde, weite Wüste, mit scharfen Steinen bestreut, und mit Dornen bedeckt. Der Einfluß dieser Lehre erstreckt sich auf Reiche und Arme, und ist nach dem Verfasser für die katholische Kirche sehr einträglich, da ihr nach mäßigem Anschlag jährlich über 650,000 Pf. Sterl. daraus zufließen. Die Anhänglichkeit an besondere Begräbnißplätze stammt aus derselben Quelle, und das lebhafte Verlangen der geringern Volksklassen, neben ihren verstorbenen Verwandten zu ruhen, verbindet selbst mit dem Tode eine Regung von geselligem Interesse. Der Verfasser erzählt ein merkwürdiges Beyspiel davon. Eine alte Bettlerin unweit Cork äußerte auf ihrem Sterbebette den Wunsch, auf einem gewissen Kirchhofe ihre Ruhestätte zu finden. Ihre Tochter, die keine Mittel hatte, die Leiche auf einer Bahre oder auf eine andere Weise fortschaffen zu lassen, band den Sarg mit einem Strick auf ihren Rücken und trug ihn über 5 Stunden weit, um das Verlangen ihrer Mutter zu erfüllen. Bey dem Todesfalle von Eheleuten ist es oft der Fall, daß getheilte Interessen Zwistigkeiten veranlassen, und da keine allgemein gültige Regel herrscht, so entscheidet gewöhnlich ein Kampf den Streit, und die siegende Parthey trägt dann die Leiche vielleicht zehn Stunden weit von dem Begräbnißplatze weg, den man zu ihrer Ruhestätte bestimmt hatte. Der Verfasser war einst Zeuge eines Streites zwischen Mann und Frau über das Begräbniß ihres Kindes. Die Frau wünschte, es an der Seite ihrer Verwandten begraben zu sehen, der Mann aber sprach lebhaft dagegen, in der Meynung, daß ihre Liebe gegen ihre Verwandten größer als ihre Neigung zu ihm sey. Er ließ sich aber bald durch den von ihr angeführten Grund überzeugen, daß, da ihre Schwester erst vor wenigen Tagen im Wochenbett gestorben sey, das arme Kind nicht der Ammenmilch ermangeln werde, die es entbehren müßte, wenn man es anderswo begraben wollte. Aehnlichen Aberglauben hegte eine Frau, die mehreren Bettlern ein Brod und eine Suppenschüssel gab, damit es ihrem verstorbenen Kinde in der andern Welt nicht daran fehlen möge. Sie sagte, ein guter Mann, der zuweilen Verzückungen hätte, worin seine Seele den Leib verließe, hätte ihr nach einer solchen Anwandlung versichert, daß Kinder, die in früher Jugend aus Nachlässigkeit der Aeltern keine Suppenschüssel gehabt hätten, die Milch aus ihren Händen lecken mußten, wogegen diejenigen, die im irdischen Leben eine solche Bequemlichkeit genossen, im künftigen ein eigens für sie bereitetes ähnliches Geschirr erhielten. — Die Neigung zum Trunke, die man für eine herrschende Leidenschaft der Irländer hält, schreibt der Verfasser verschiedenen Ursachen zu, wozu ein natürlicher Hang zu lebhafter Aufregung, zu gastlichen Vergnügungen, so wie auch überspannte Begriffe von allgemeiner Gastfreundschaft gehören. Die Versuchung wird erhöht durch den wohlfeilen Preis, wofür man verbotenen Branntwein in Irland haben kann. Die nachtheiligen Folgen des Trunkes bewegen den Landmann oft, dem Branntwein auf eine gewisse Zeit zu entsagen. Zuweilen schwört er auch wohl, in einem gewissen Bezirke, oder in irgend einem Hause, oder auch weder in noch außer einem Hause keinen Branntwein zu trinken. Er beobachtet diese Gelübde nicht selten pünktlich, aber eben so oft weiß er durch mancherley spaßhafte List auszuweichen. Er geht z. B. vier bis fünf Stunden weit, mit dem Branntwein in der Hand, bis er über die Gränze des Bezirks ist, worauf sein Gelübde lautet, oder er trinkt in dem andern Falle unter freyem Himmel, oder wenn er sich verschworen hat, weder in noch außer einem Hause zu trinken, so steht er mit einem Fuße in, mit dem andern außer dem Hause, und hat er geschworen, nicht einen Tropfen zu trinken, so umgeht er die Schwierigkeit dadurch, daß er in Branntwein getunktes Brod ißt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungs-Literatur.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Hr. Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freyheit genommen, das Wort exalté als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII, immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht

seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So habe man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reinigen Hrn. Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber Himmel! was französische Akademiker spaßhaft seyn können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von babylonischen Keilschriften, oder andern offiziellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman schreiben dürfen? Nur muß er gut seyn, und darf er dem des Hrn. Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Hr. Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechszig Jahren, ein geborner Pariser, und der der ganzen Revolution mit beygewohnt — daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu schreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Hr. Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freyheit ihre Geliebte, jezt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen.

Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kains-Zeichen. Es kann wohl ein Mensch, in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten, den Schwärmer spielen; aber ihn ernstlich seyn, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß Einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltiren konnte, um so weniger, da die Schwärmerey, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte. Hr. Gabriel Desodry ist weiter nichts als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungirenden Bischof in der Kirche stehen, und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein Kaiserlicher Höfling. Endlich stirbt Hr. Gabriel Desodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bey einem Hof-Feste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Desodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in seidenen Strümpfen einer komischen Oper zu. Da kömmt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekömmt eine Lungen-Entzündung, und stirbt, nach der Fieberordnung, am vierzehnten Tage. Ein so exaltirter Mensch hätte sich um keine kritischen Tage bekümmern, und hätte überhaupt nicht im Bette sterben sollen, sondern etwa beym Rückzuge über die Beresina, wo seine Schwärmerey gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantische Philosophie hatte sich Desodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kömmt er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie, und macht unter dem Essen den Gabriel Desodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt. „Bientôt il se passionna pour l'absolu.“ Desodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Hr. Picard malt die deutsche Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin 200 Studenten und 10 Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rector Müller. Diesen findet er mit einer Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier, und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmanns Leitung studirt der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe, und ist nahe daran, sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilmann sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?“ Allzustrenger Hr. Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Absolute gar eine so schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt manche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

D. B.

Erziehungswissenschaft.

Briefe über Bildung und Kunst in Gelehrtenschulen. Von Karl Baumgarten. Crusius. Leipzig. Hartmann. 1824. 8.

Dieses Büchlein ist zunächst für Erzieher und Lehrer auf Gymnasien und Lyceen geschrieben. Der Verf. hat — was wir ihm zum großen Vorwurf machen — blos die wissenschaftliche Bildung im Auge: eh' aber des Jünglings Charakter gereift und selbstständig geworden ist, muß aller Unterricht, alle Anregung von der Ausbildung des religiösen Sinnes, der moralischen Kraft des Geistes und Herzens ausgehen, sonst ist kein Heil in der Erziehung. Oder stammt wohl die geistige und sittliche Schlaffheit unserer Jugend und unserer Zeit, die gänzliche Unfähigkeit einer Erhebung des Gemüths, diese flache Vielseitigkeit im Wissen und Handeln von etwas Anderm, als jenem Mangel der rechten innern Ausbildung und gleichmäßigen Entwicklung des Herzens, des Charakters und des Geistes? Der Verf. möge uns nicht mißverstehen: Wir ehren seinen Zweck: die Keime dessen, was wir ausgeführt wünschten, liegen auch in seinem Werkchen — wie könnte sie ein Lehrer heut zu Tage ganz übersehen? — aber sie sollten das Fundament seiner Ansichten seyn, wie sie das Fundament der Erziehung werden müssen. — Sonst stößt man auf vieles Herrliche, Wahre und Tiefgefühlte in diesen Blättern, und es ist unser herzlicher Wunsch, daß des Verf. Winke beachtet und benuzt werden. Mit besonderer Freude gedenken wir darunter der erhebenden Trostworte an solche Lehrer und Schulmänner, die über ihre Lage zu klagen Ursache haben möchten: der Verf. zeigt das Großartige ihrer Stellung, und bemüht sich, sie über den gewöhnlichen Standpunkt zu erheben, von dem aus gesehen, der Erzieherstand freylich gar oft unerfreuliche Schattenseiten darbietet. — Auf eine Darstellung des Einzelnen uns einzulassen, dürfte dem Zwecke dieses Blattes weniger gemäß seyn. Allenfallsige irrige oder schwankende Ansichten möchten verständige Leser wohl selbst bessern oder berichtigen. Wir wollten hier blos auf die Erscheinung einer gehaltvollen neuen Schrift hindeuten.

A.

Literarische Notizen.

Zu Paris ist unter der Presse: Tableaux historiques de l'Asie, depuis la Monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours. Der gelehrte Orientalist Klaproth ist der Verfasser. Das Ganze wird einen starken Quartband ausmachen, dem ein Atlas von 25 Karten beygegeben wird.

Eine andere wichtige Erscheinung versprechen die angekündigten „Annales Israélites" werden zu wollen. Wir behalten uns vor, das Nähere darüber zu berichten.

Privatnachrichten aus London belehren uns, daß ein neues Werk von Washington Irving unter der Presse ist; — daß Hr. Soane, der glücklichste Uebersetzer des Goethe'schen Faust *) und mehrerer belletristischer deutschen Werke, mit einer Bearbeitung von Buttmann's griechischer Grammatik beschäftigt ist; — und daß unser geschäzter Landsmann, Hr. Bohte in London, sich anschickt, die Leipziger Messe zu beziehen, um dort die Schäze der neuesten Englischen Literatur, so wie artistische Novitäten und Prachtwerke vorzulegen. So wird er z. B. alle die herrlichen, in Gold gedruckten Werke mitbringen, welche Hr. Whittaker **) mit Aufopferung seines halben Lebens und seines Vermögens fertigte.

Unter diesen Werken nennen wir die Magna Charta, ein Prachtwerk, wie es keine Nation aufzuweisen hat und die Coronation Ceremonials of George IV. Von diesem Werke, welches mit dem ersten an Pracht wetteifert, ist eben die zweyte Lieferung erschienen, welche, wenn möglich, noch splendider als die erste Lieferung ist. ***) Das Ganze dieses Werkes wird aus fünf Heften bestehen, jedes zu 7 Pf. 7 Sh.; der Preis ist im Verhältniß zur Ausführung sehr gering. Hr. Whittaker fertigt auch Exemplare mit besondern Dekorationen, z. B. die Wappen, Kronen u. s. w. vom Könige, von den Prinzen und einzelnen Lords, welche auf das ganze Werk subscribirten. Von solchen bringt Hr. Bohte ein Exemplar nach Leipzig, wo das Titelblatt allein 400 Gulden kostet: es stellt dieses den Thron des Königs vor, auf das prachtvollste dekorirt u. s. w.

Adrian.

---

*) Nach Lord Byron's Freund Shelley, dessen Uebersetzung der Walpurgisnachts-Scene aus Faust nicht übertroffen wird. Hr. Soane hat nur einen kleinen Theil des Faust übersezt; daß Goethe mit der Uebertragung zufrieden ist, beweist, daß er die Zueignung in seiner Zeitschrift Kunst und Alterthum abdrucken ließ. A.

**) Whittaker erfand die Kunst, große Folioplatten in Gold zu drucken. Er versicherte mich, zehn Jahre lang vergebliche Versuche angestellt zu haben; erst vor wenigen Jahren war er so glücklich, den Erfolg seiner Bemühungen zu sehen. Sein Verfahren hält er natürlich noch geheim. A.

***) Hr. Whittaker hatte mir das Heft anvertraut, und ich gestehe, nie etwas Prachtvolleres gesehen zu haben. Die Farben unendlich reich und prächtig, die Zeichnungen lassen manches zu wünschen übrig. Die erste Lieferung enthält außer dem in Gold gedruckten Text, sechs illuminirte Platten. 1) Titelblatt mit der Krone, einem Kranz und dem h. Georg in Gold. Sieben Mädchen, weiß gekleidet, Blumenkörbe tragend, von Blumenguirlanden umschlungen. 2) Die Anführer des Krönungszuges, Krone und Scepter tragend. Auf den fünf folgenden Platten sieht man gewöhnlich fünf bis sechs Personen aus den angesehensten Würdenträgern des Reichs bestehend. A.

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. April 1824.

Jugendschriften.

Biblische Geschichten. Für die Jugend bearbeitet von Dr. J. P. Hebel. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. Zwey Bändchen. 254 und 221 S. 8.

Die Leser des Morgenblattes kennen bereits aus einigen Abschnitten dieses Werkchens, welche im lezten Jahrgange dort mitgetheilt worden, die einfache, gemüthliche Weise, mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand aufnahm und behandelte. Blickt man auf die Menge von Schriften, welche die Jugend mit dem Inhalte der Bibel auf eine ihren Fassungskräften angemessene und das junge Gemüth ansprechende Weise vertraut machen sollen, so wird man bald einer Trockenheit und Weitschweifigkeit, bald einer Geschmacklosigkeit der Darstellung begegnen, welche nicht geeignet sind, der Jugend Liebe für die göttlichen Geschichten und Lehren einzuflößen. Der Name des Verfassers reicht allein hin, hier etwas Vorzügliches zu erwarten. In der Schweiz und in dem südöstlichen Deutschland, wo man Hebel's Allemannische Gedichte versteht, wo jeder sie auswendig weiß, der Sinn für die Einfalt und Einfachheit der Natur, für den ernstmilden, lieblich scherzenden und erhabenen Geist dieser Volkspoesien hat, ist der Name Hebel's genug, dieser seiner neuesten Gabe den freundlichsten Empfang zu sichern. Doch spricht hier die Sache für sich, und es bedarf keiner vorgefaßten günstigen Meynung. Wo du, kindlicher Leser, (denn für solche schrieb Hebel, die Jahre thun nichts zur Sache) das Büchlein aufschlägst, wirst du mit Freuden den sinnig ernsten Darstellungen des Verf. folgen; du wirst dir sagen, das alles habe ich zehnmal und hundertmal gelesen, und dennoch liest du es hier nochmals, wie man eine längst bekannte und oft gehörte Sage von befreundeten Lippen immer gern wieder hört. Uns kam oft beym Lesen vor, als sähen wir den Verf. von einem Kranze holder, blühender Kinder umgeben, denen er mit vertraulicher Einfalt und stiller, freudiger Begeisterung die heiligen Sagen erzählt, während ein freundlicher Genius seine herzlichen Worte zu Papier brachte. Wollte der liebenswürdige Dichter diese Täuschung erzwecken, so ist es ihm in hohem Grade gelungen; und da wir in ihm jenen freundlichen Genius erkennen, so möge er auch unsern freundlichsten Dank dafür nehmen. In diesen stimmt gewiß jeder ein; der diese biblischen Geschichten in die Hand nimmt. A.

Periodische Literatur.

Journal Asiatique, ou Recueil de Mémoires, d'Extraits et de Notices rélatifs à l'Histoire, à la Philosophie, aux Sciences, à la Litérature et aux Langues des Peuples orientaux. Publié par la Société asiatique. Paris, Dondey-Dupré. 8.

Wir haben in Deutschland kein Institut, welches das Studium der Orientalischen Literatur erleichterte und förderte, wie das der Ostindischen Gesellschaft zu London und das der Asiatischen zu Paris: was A. W. v. Schlegel in Bonn leistet, besteht und hält sich wohl größtentheils nur durch Unterstützung und Theilnahme jener großen Institute und durch das Interesse, welches sie in Europa für die Aufnahme Orientalischer Sprache und Literatur durch die lobenswerthesten Bemühungen erwecken. Es hat auch noch nicht den Schein, als ob wir uns so bald mit den Franzosen und Engländern in dieser Beziehung würden messen können; ja es ist, als ob Rußland (das freylich auch durch andere Interessen näher an Asien geknüpft ist) uns es darin zuvorthun werde, denn man berief erst kürzlich wieder zwey Schüler des Hrn. Silvestre de Sacy nach Petersburg. Das einzige, was unserer Eigenliebe dabey ein wenig schmeicheln kann, ist der Umstand, daß Klaproth in Paris mit an der Spitze der Asiatischen Gesellschaft steht, und daß unsere Landsleute, Schlegel, Bopp, Schulz und besonders Hase (gleichfalls einer der Mitglieder der Asiat. Gesellschaft und Theilnehmer an dem Journ. Asiat.) von den Orientalisten in England und Frankreich nach Verdienst geschäzt werden.

Von dem Journal Asiatique liegt des dritten Jahr-

ganges neuestes — das neunzehnte — Heft vor uns. wir wollen für unsere Leser das Anziehendste anzeigen und einige Bruchstücke daraus mittheilen. Zu dem Anziehenden gehört sogleich p. 24. 55. ic. die Analyse und der Auszug aus dem „Dévi Mahâtmyam," *) einem Bruchstücke aus dem „Markandéya Purana." Dieses Fragment, sonst auch Tschandi, Tschandika **) genannt, steht in dem größten Ansehen im Orient; man trennte es von dem Purana, von welchem es einen Theil ausmacht, und betrachtete es zuweilen als ein für sich bestehendes Gedicht, dessen Alter man in die Zeit sezte, wo der Ramayan verfaßt wurde. Wir können die Zeit seiner Entstehung nicht angeben: das Gedicht scheint aber sehr alt zu seyn. Hr. v. Chezy, dem Niemand das Recht, hier zu entscheiden, absprechen wird, glaubte in dem Style die alterthümliche Farbe zu erkennen, welche die Gesetze Menu's charakterisiren. Da der Inhalt dieses Gedichts noch nirgends gegeben ist, so mag er hier eine Stelle finden.

Ges. 1. Ein König, Suratha genannt, von mächtigen Feinden besiegt, von seinen Unterthanen verrathen, flieht in einen Wald, wo er einem Veisya und einem Brahmanen begegnet. Der König und der Veisya legen dem Brahmanen Fragen vor, welche dieser zu lösen versucht, indem er ihnen die Geschichte von Déwi erzählt. Er sagt ihnen, daß am Ende eines Kalpa, während welcher Wischnu auf der Schlange Seecha ausgestreckt geschlafen, zwey Riesen Keitabha und Maddu Brahma zu entthronen strebten. Dieser ruft von der Höhe des Lotos, wo er saß, Dewi zu Hülfe, welche ihm erscheint, und ihn erweckt. Der Gott greift die Riesen an, welche, durch Dewi erschreckt, unter seiner Hand fallen und zu Grunde gehen.

Ges. 2. Ein Dämon, Namens Mahicha, entthronte einst die Götter und jagte sie aus dem Himmel. Die Besiegten flehten sich vor Wischnu, welcher bey der Nachricht ihrer Niederlage ein Geschrey ausstößt, und sein Horn ertönen läßt. Auf dieses Geräusch erscheint Siva. — Beschreibung des Körpers der Göttin, wovon jeder der Götter einen Theil ausmacht. Aufzählung ihrer verschiedenen Attribute. Die Göttin geht gegen Mahicha. Kampf und Niederlage des Dämons.

Ges. 3. Mahicha stürzt sich, da er sein Heer in Unordnung sieht, auf die Schaaren der Göttin, welche einen Augenblick weichen. Dewi wirft eine Kette über ihn, in welche sie ihn einzwängt. Der Dämon entschlüpft aber, indem er seine Gestalt ändert: er erscheint als Löwe, dann als Mensch, dann als Elephant; dann aber nimmt er seine erste Gestalt wieder an, und wird von Dewi getödtet, welche ihm den Kopf abhaut.

Ges. 4. Sacra und die anderen Götter singen eine Hymne zur Ehre der Göttin.

Ges. 5. Zwey neue Dämonen, Besieger der Götter, treten auf. Die Götter versammeln sich um den Himawat, wo Dewi ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und rufen in einer sehr langen Hymne ihren Beystand an. Einer der Dämonen, Sumbha, der die Göttin gesehen hat, schickt einen Gesandten, und läßt ihr Heirathsanträge machen. Die Göttin weist dieß zurück.

Ges. 6. Sumbha beruft wüthend einen andern Dämon, Dhumra lotchana, und befiehlt ihm, sich der Göttin zu bemächtigen. Kampf. Der Dämon wird getödtet. Sumbha ruft Tschanda und Munda zu Hülfe.

Ges. 7. Tschanda und Munda greifen Dewi an; Sieg der Göttin, welche den Dämonen die Köpfe abhaut.

Ges. 8. Sumbha bereitet sich von Neuem zum Kampfe; die Kräfte (Sacti) des Brahma, Isa, Kartika, Wischnu, Indra verkörpern sich und kommen Dewi zu Hülfe. Kampf des Ractavidja und der Göttin; Tod des Dämons.

Ges. 9. Sumbha ruft Nisumbha, seinen Bruder, zu Hülfe: die Göttin tödtet ihn, und jagt seine Armee in die Flucht.

Ges. 10. Sumbha ist wüthend über so viele Niederlagen, und ruft der Göttin zu: „Prahle nicht, o „Dewi, mit deinen Siegen: du triumphiest, aber du „bist nicht allein: andere als du haben Theil an deinem „Sieg." Die Göttin versezt: „Ich bin allein in der „Welt; wer außer mir, lebt in dem All? Sieh her „und schaue die manchfachen Kräfte in meinen Busen „zurückkehren." Bey diesen Worten scheiden sich die Kräfte der Götter und die Göttin steht allein dem Asur entgegen. „Nun bin ich allein!" rief sie: „Komm und kämpfe!" Ein furchtbarer Kampf beginnt. Die Göttin wirft den Dämon endlich nieder, und durchbohrt ihn mit ihrem Schwerte.

Ges. 11. Die Götter, von Agni angeführt, singen eine Hymne zu Ehren der Göttin. Zufrieden damit, verspricht sie, ihre Wünsche zu erhören. Die Götter verlangen den Frieden für die drey Welten. Dewi verspricht dieß, und sagt zugleich ihre zukünftigen Erscheinungen vorher.

Ges. 12. Dewi zählt die Belohnungen auf, welche die erhalten, welche ihren Kultus sorgfältig beachten.

Ges. 13. Der Brahmane hat seine Erzählung geendigt, der König, von der Größe der Göttin ergriffen, weiht sich mit dem Veisha der Betrachtung ihres Ruhms: sie beten und denken drey Jahre nach. Nach Verlauf dieser Zeit erscheint ihnen die Göttin und be-

*) Dewi's Größe.

**) So wurde Dewi genannt nach ihrem Siege über den Dämon Tschandi.

fehlt ihnen, ihre Wünsche auszusprechen. Der König wünscht sein Reich wieder zu erlangen und nach seinem Tode wieder geboren zu werden, um nie wieder zu sterben. Der Weisya begehrt die Wissenschaft. Die Göttin verspricht ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche, kündigt dem König an, er werde in der Familie des h. Wiwaswata, unter dem Namen des Menu Sawarni wieder geboren werden, und verschwindet.

Das ist der Gegenstand des Tschandika, eines Gedichtes von hohem mythologischen Interesse, wo aber die unaufhörlichen Wiederholungen und Einzelnheiten von unglaublicher Bizarrerie den Leser oft zurückschrecken. Alles in diesem seltsamen Erzeugniß trägt den Stempel des barbarischen Kultus von Siwa. Die Kämpfe besonders bieten gräßliche, zuweilen abschreckende Bilder dar. Es genüge hier, des Kampfs der Göttin mit Ractavidja (Ges. 8.) zu gedenken, dessen Blut, wie eine glückliche Saat, neue Asurs erzeugte, sobald er die Erde betrat. Um ihn zu besiegen, mußte Kali auf Befehl der Göttin das Blut trinken, das aus seinen Wunden floß. Des Blutes beraubt, in welchem seine Kraft bestand, stürzte der Dämon auf die Erde. Was nun als Probe aus diesem Gedichte folgt, ist gewissermaßen die Exposition; die Uebersetzung wörtlich treu nach einem Indischen Text und einem Manuscript des H. v. Chezy in das Französische übersezt: Wir geben gleichfalls die wörtliche Verdeutschung.

Erster Gesang.

Markandeya spricht:

Ich singe Sawarni aus dem Stamm der Sonne, ihn, den man den achten Menu nennt; ich singe seine Geburt, als, auf den Ruf Mahamaya's, dieser rühmliche Sprosse der Sonne, dieser Liebling der Himmel, erschien, um einem Manwantara zu gebieten.

Unter der Herrschaft des Menu Swarotschischa lebte ein König, Namens Suratha, aus dem Stamm der Sonne. Er beherrschte seine Unterthanen wie seine eigenen Kinder; aber starke Menschen auf der Erde, und welche nicht zitterten bey dem Anblick eines Schwertes erhoben sich gegen ihn. Dieser mächtige König liefert ihnen eine Schlacht, aber seine ungerechten Feinde besiegen ihn im Kampfe; denn sie zitterten nicht beym Anblick eines Schwertes. Von diesen furchtbaren Menschen geschlagen, zog sich Suratha in die Stadt zurück, welche seine Staaten beherrschte; aber feige und zu mächtige Minister mißbrauchten seine Schwäche, und beraubten ihn da, in seiner eigenen Stadt, seiner Reichthümer und seiner Macht. Besiegt und baar seiner Gewalt, floh er mit einer Thierhaut bedeckt, und erreichte zu Pferd allein einen unwegsamen Wald. Da sah er einen Zufluchtsort, den ein Haupt der Brahmanen bewohnte: zahme Thiere irrten in den Umgebungen derselben, mitten unter den Rumis und ihren Schülern. Der König nahte sich allmählig, und hielt an in der friedlichen Wohnung, als ihn der Brahmane grüßte und ihm Gastfreundschaft anbot. Unterdessen erhoben sich stolze Gedanken in seiner Seele. Wie, sagte er, ich verlasse also heut die Stadt, wo meine Voraltern so lange herrschten? Meine sündhaften Unterthanen herrschen dort durch Gerechtigkeit oder durch Gewalt — ich weiß es nicht; aber der Minister, der mich verrathen hat, gleich dem wüthenden Elephanten, hat seine Wildheit noch nicht verloren. Doch, Sklave meines Feindes, welches Glück wird seiner harren? Die ich früher mit Gunst, Reichthümern, Freuden überhäuft habe, schwören nun neuen Herrn eine ewige Treue. Und dieser Schatz, den ich mit so vieler Mühe anhäufte, wird durch Verschwendung verzehrt, wird in thörigen Ausgaben bald schwinden! Das waren die Gedanken, welche ihn beschäftigten, als er nahe der Wohnung des Brahmanen einen Weisya sah. Wer bist du? fragte ihn der König, und was führt dich hierher? Welches Unglück hat über deine Züge diese düstere Traurigkeit verbreitet? So sprach der König und seine Worte waren liebreich: der Weisya hörte es, und ihn dankbar grüßend versezte er in diesen Worten:

Der Weisya spricht.

Ich bin ein Weisya, und heiße Samadi. In einer reichen Familie geboren, verließen mich meine Frauen und meine Kinder. Ihre geizige Begierde beraubte mich meiner Schätze, und allein, baar meiner Frauen, meiner Kinder, meiner Verwandten, in welche ich mein Vertrauen sezte, habe ich mich in meinem Unglück in den Wald zurückgezogen. Hier seh' ich meine Söhne nicht mehr; ich weiß nicht, ob meine Frauen und meine Kinder tugendhaft sind, oder schuldig. Aber sind sie glücklich? Muß ich von ihrem Glück oder ihrem Mißgeschick hören? Meine Söhne! was thun sie? Lasterhaft oder tugendsam, was ist ihr Schicksal?

Der König spricht.

Wie? deiner Reichthümer durch schuldige Söhne und Frauen beraubt — welches Band der Liebe kann dich noch an sie knüpfen?

Der Weisya spricht.

Herr, es ist wahr; aber was kann ich thun? Meine beleidigte Seele kann sich nicht zum Haß entschließen. Die Grausamen! Sie haben mich zurückgestoßen! Sie haben der Gier nach Schätzen die Liebe geopfert, welche sie einem Vater, einem Gatten, einem Verwandten schuldig waren: und dennoch liebe ich sie immer. Ich kenne meine Fehler, aber ich kann die Ursache nicht begreifen. Wie kömmt es, daß diese undankbaren Verwandten noch meine Liebe besitzen? Meine Seele ist zwischen Zärtlichkeit und Haß getheilt; und dennoch — warum verweigert mir mein Herz Unwillen und Zorn?

Markandeya spricht.

So vereinigt nahten sich der Veisya Samadi und der Fürst, der tugendhafteste der Menschen, dem Brahmanen, und sezten sich nach den ihm gebührenden Grüßen und unterhielten sich so mit ihm.

Der König spricht.

Herr, eine Sache beunruhigt mich, erkläre sie mir. Woher kömmt mir in meinem Unglück diese stolze Erhabenheit, welche sich gegen jeden Gedanken der Erniedrigung empört, als ob die königliche Gewalt mich mit ihrem ganzen Glanz umgäbe? Meine Seele kennt ihre Schwäche und überläßt sich ihr dennoch, als wüßte sie es nicht. Und dieser Veisya, verrathen von seinen Söhnen, seinen Frauen, verlassen von seinen Sklaven und von seinen Verwandten, liebte diese doch noch. Uns beyde drückt ein großes Unglück; wir beyde sind schuldig und kennen den Gegenstand unseres Irrthums. Unsere Seele ist die Beute des Eigennutzes.

Was ist denn, du weisester der Menschen, dieser Irrthum einer Seele, welche ihre Thorheit erkennt? Erkläre mir, was uns beyde blendet und täuscht?

Nach diesem Gespräch, welches als Einleitung zu dem Gedichte dient, versucht der Brahmane auf die Fragen des Königs zu antworten: „Dewi ist es, sagt er, welche die Verwirrung in deiner Seele anrichtet; es ist Mahamaya, die Mutter der Täuschungen, deren stetes Spielwerk diese erschaffene Welt ist.“ —

Der folgende Aufsatz „Sur l'histoire Ottomane du Prince Cantemir“ (p. 33—45) ist von H. v. Hammer. Dieser unermüdliche Gelehrte beweist hier mit mehr Aufwand von Gelehrsamkeit als nöthig war, daß diese Ottomannische Geschichte, welche bisher nicht nur in Rußland, wo der Verfasser sie schrieb, sondern auch in Deutschland, Frankreich und England für ein Orakel galt, weder in historischer, noch in geographischer, noch philologischer Hinsicht, das Vertrauen verdiene, welches ihm unter andern der gelehrte William Jones schenkte. Wäre nun auch dieser Prinz Cantemir nicht so „éminemment ignorant en arabe et en persan,“ wie H. von Hammer ihn nennt, so genügen doch die gegebenen Pröbchen, daß er sich zu oft irrte, um ferner für ein Orakel in Bezug auf Ottomannische Geschichte zu gelten.

Die Kritik des Klaproth'schen Werks „Asia Polyglotta“ (p. 46—51) geht nicht sehr tief: mehrere Rec. in deutschen Lit. Zeitungen erfaßten den Gegenstand gründlicher, als hier der Fall ist, wo doch ein allseitiges Urtheil am ersten zu erwarten stand, da der Rec. von allen Hülfsquellen umgeben seyn mußte. —

Von S. 52—64 lesen wir unter der allgemeinen Rubrik „Nouvelles“ mancherley, was uns nicht nur neu, sondern allgemein anziehend zu seyn scheint. Wir heben einiges aus.

Wir vermuthen fast, daß die Hälfte der Leser so wenig weiß, wer oder was die Yssaui s sind, als Ref. es wußte, ehe er gelesen, was folgt. Die Yssauis bilden hier (der Brief ist aus Tanger) eine Art Brüderschaft, deren Glieder in ganz Afrika und selbst in Asien verbreitet sind. Man findet deren überall, wo es Schlangen, Skorpionen und andere schädliche Thiere gibt. Sie ersetzen die alten Psolli (Schlangenbeschwörer) und Urophagen. Der Commandeur des Ordens ist zu Mequinez und die Brüderschaft leitet ihren Namen Yssaui nicht von Yssa (Jesus) her, wie man glaubte, sondern von einem Afrikaner Namens Yssa, welcher sie gestiftet hat. Die Brüder Yssauis beschworen die Schlangen, nehmen die Skorpione in die Hand und saugen das Gift dieser Thiere. Ueberdieß sieht man sie in Extase versezt, indem sie heulend und die Glieder rechts und links zu ungeheuern Verrenkungen zwingend (was sie jedaba. iajdub nennen) den Namen Gottes aussprechen. Diese Bewegungen und das Geheul, welches sie ausstoßen, versezt sie in eine solche Extase, daß sie schäumen, ganz blau werden, und die Besinnung verlieren oder zu verlieren scheinen: sie haben aber doch die Klugheit, ihrer Brüder und besonders der Soldaten dabey zu achten, welche sie bey den verschiedenen Prozessionen begleiten, welche sie mehrmals das Jahr hindurch anstellen, gewöhnlich an den Festen des Ramadhan, des Opfers und der Mahometanischen Weihnachten (Mevlud genannt, Mahomets Geburtstag). Wehe den Christen und vorzüglich den Juden, welche sich auf ihrem Wege finden! Ich habe zu Tripoli zwey französische Matrosen gesehen, welche unter den etwas zu heftigen Küssen dieser eifrigen Yssauis ihre Schultern nicht mehr fühlten: sie durften froh seyn, noch um so geringen Preis davon gekommen zu seyn. In Ermangelung der Juden oder Christen werfen sie sich auf Hühner, Katzen, Hunde, Esel, Kameele, und verschmähen selbst das Aas nicht. Die Soldaten, welche sie begleiten, tragen die größte Sorgfalt, die zu Eifrigen unter ihnen vom Austreten aus der Prozession zu hindern. Diese Brüderschaft, die rein religiös ist, theilt sich in verschiedene Zweige, die sich schlagen, sobald sie aufeinander stoßen. (Lettre de Mr. Delaporte, vice-consul de France à Tanger. p. 56)

Unter den literarischen Neuigkeiten aus Asien wird eine Grammatik und ein Wörterbuch der tibetanischen (Bhot-) Sprache genannt, welche von den katholischen Missionärs gefertigt wurden. Das Wörterbuch soll sehr reich seyn und 909 — 1000 Seiten in Quart enthalten. Ein ähnliches Werk ist um so anziehender, nicht weil die tibetanische Sprache bisher ganz unbekannt in Europa war und man sie sicher für die Sprache ansehen kann, welche in der ganzen chinesischen Tartarey gäng und gäbe ist, wie der Redacteur des Asiatic Journal (Jan. 1824) sagt; sondern weil die Mittel, welche man bisher hatte, eines der gelehrten Idiome des Buddhismus zu studiren, gänzlich ungenügend waren. Die Russen haben indessen sicherere Hülfsmittel, ein vollständiges Glossarium der tibetanischen Sprache herauszugeben, als die Engländer. Das Studium der Literatur des östlichen Asiens würde unendlich erleichtert, wenn die Erscheinung eines zu Peking gedruckten Werkes gefördert würde, von welchem man zu Petersburg Exemplare hat; es ist betitelt: „der Spiegel (vollständiges und encyklopädisches Wörterbuch) der Mandschuer-, der chinesischen, mongolischen und tibetanischen Sprache.“ Man hat schon mehrmals eine Uebersetzung dieses großen Wörterbuchs herauszugeben im Sinne gehabt, und darf hoffen, dasselbe nächstens erscheinen zu sehen.

Wir werden nicht versäumen, unsern Lesern künftig von Zeit zu Zeit das Nähere über den Fortgang und Inhalt dieses anziehenden Journals mitzutheilen.

Adrian.

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. April 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

(Fortsetzung.)

Unter den neuesten Werken über europäische Länder ist das Memoir descriptive of Sicily and its Islands, interspersed with antiquarian and other notices. By Capt. W. H. Smyth (London 1824. 4.) eine wahre Bereicherung der Erd- und Völkerkunde. Der Verfasser untersuchte auf Befehl der englischen Admiralität die Küsten Siciliens und der umliegenden Inseln. Er gibt uns hier den reichen Ertrag seiner Beobachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Insel, und schätzbare Erläuterungen über die Alterthümer des Landes. Nach zwey Abschnitten allgemeinern Inhalts folgt eine genaue Beschreibung der Küsten Siciliens und der Nachbar-Inseln und ein Anhang mit vielen hydrographischen und statistischen Nachrichten. Vierzehn Kupfer von Daniell zieren das Werk. Ganz Sicilien hat jezt bey allen Vorzügen seines Klima's und seiner Fruchtbarkeit nicht bald so viel Einwohner, als in alten Zeiten Syrakus und Agrigent zusammengenommen. Auffallend ist das Mißverhältniß der Zahl der Edelleute. Außer der königlichen Familie, den Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und Prälaten zählt man in dem kleinen Lande 127 Fürsten, 78 Herzoge, 140 Marquis, und Grafen, Freyherrn und Ritter ohne Zahl. Viele dieser Titel hatten jedoch nie Ansehen, und sind blos Auszeichnungen, die nur in einem kleinen Kreise Bedeutung geben. Nur die Pairs haben, als Mitglieder des Oberhauses, Einfluß. Die meisten Edelleute sind wegen mangelhafter Erziehung, und bey der Entbehrung der Vortheile des Reisens, von beschränktem Geiste, und ziehen die Zerstreuungen der Hauptstadt dem Landleben und literarischen Beschäftigungen vor. Ihre Villeggiatura beschränkt sich auf einen vierwöchentlichen Aufenthalt auf dem Lande in der Nähe großer Städte im Frühling und im Herbste. Hier wird die Zeit mit Besuchen einer langweiligen Gesellschaft — conversazione genannt — und mit Spielen zugebracht. Man ist höflich und gefällig, aber sehr förmlich. Beyspiele verlezter Sittlichkeit und Rechtlichkeit sind häufig, woran die Vernachläßigung häuslicher Bande, Trägheit und böses Beyspiel schuld sind. Die Erstgebornen haben viele Vorrechte. Nur der älteste Sohn wird gut versorgt. Die Nachgebornen genießen ein lebenslängliches Jahrgeld, und da sie nicht heirathen dürfen, und gewöhnlich ohne Talente für den Kriegsdienst oder bürgerliche Aemter sind, so ergeben sie sich dem Müssiggange und den Ausschweifungen. Es gibt eine Klasse sehr armer Edelleute, die nie ein Erbtheil hatten, und doch zu stolz sind, sich einem bürgerlichen Gewerbe zu widmen, und sie sind es, die den sicilischen Adel in Mißachtung bringen. Die meisten Edelleute haben einen Palast, sehr wenige aber einen so zahlreichen Hausstand, daß sie das ganze Gebäude einnehmen könnten, und selbst das zweyte Stockwerk — appartemento nobile — wird oft vermiethet. Ein rüstiger Thürsteher in prächtiger Livree, mit einem Schnurrbart, großem dreyeckigen Federhute, breitem Degengehenk, Hirschfänger, und einem großen Stocke mit silbernem Knopfe, gehört zum guten Ton. Die Neigung zu Prunk ist so eingewurzelt, daß der ärmere Adel zu Hause oft verhungert, um nur Abends in einer oft armseligen Kutsche sich zeigen zu können. Es gibt eine Unzahl von Zungendreschern — spottweise paglietti, Strohmänner genannt — durch deren Ränke Streitigkeiten fast unvermeidlich werden. Die Laufbahn des Rechtsgelehrten, die einzige, die zur Auszeichnung führt, wird eifrig gesucht, und in Palermo allein soll die Zahl der Advokaten, Notarien und dgl. gegen 4000 betragen. Oft sammeln Leute von geringem Verstand, da die Gerechtigkeit feil ist, sich großes Vermögen. Alle Künste stehen auf einer tiefen Stufe. Die Handwerker sind träge. Viele Sicilianer widmen sich der Literatur, da der Kriegerstand fast ein geschlossener Beruf, und im Staatsleben wenig Regsamkeit ist. Bey vielen dieser Gelehrten ist aber die Gelehrsamkeit nicht mehr, als der Firniß eines schlechten Metalls. Des allgemeinen Verfalls der Literatur ungeachtet, findet man doch unter den Werken der Neuern einige gute Sonette und Idyl-

ken, Schriften über Rechtsgelehrsamkeit, Moral, Mathematik, Naturwissenschaften und Alterthumskunde, dagegen werden Staatskunde, Geographie und dramatische Dichtkunst vernachlässigt. Die Censur trägt auch dazu bey, den Flug des Geistes zu hemmen. Mehrere Zeitschriften, die man anfing, mußten bald wieder aufhören. Leserinnen gibt es nicht viele, Schriftstellerinnen gar nicht. An Privatbibliotheken ist Mangel, die öffentlichen sind zahlreich, aber unbesucht. Ausländische Schriften sind (einige begünstigte, und zwar meist Uebersetzungen aus dem Deutschen, ausgenommen) verboten. Bey der geringsten Hinneigung zu freyen Ansichten über Glaubenssachen und Staatsangelegenheiten verbietet man eine Schrift. Außer Youngs Nachtgedanken und Hervey's Betrachtungen kennt man kaum ein englisches Werk. Shakespeare ward erst neuerlich durch ein, auf Macbeth gegründetes, Ballet bekannt. Scott und Byron haben einige Bewunderer gefunden. Einige neuere englische Werke über Heilkunde und Chemie wurden während des Aufenthaltes der englischen Kriegsvölker unter den jungen Leuten bekannt, die in den Spitälern Dienste leisteten. Wie überhaupt die Literatur, liegt auch die Schauspielkunst in tiefem Verfall. Nur zärtliche Opernarien finden Beyfall, und selbst diesen wird nach der ersten Vorstellung keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt; da man das Theater als gesellschaftlichen Sammelplatz ansieht, wo man Besuche macht und empfängt, Eis nimmt und sogar Karten spielt. Die Theater sind gewöhnlich sehr düster, und nur bey großen Festlichkeiten erleuchtet. In den Logen, die sämmtlich Privatpersonen gehören, werden nur, wenn es den Inhabern gefällt, ein Paar Lichter angesteckt, und zwar im Hintergrunde. Es gibt keine Gallerie für die untern Stände, die auch in dem Parterre nicht Zutritt haben. In allen Theatern sieht man Soldaten aufgestellt, und nicht nur auf der Bühne selbst, sondern auch in verschiedenen Theilen des Hauses stehen Schildwachen. Metastasio's Opern von Cimarosa und Paisiello componirt, und Lustspiele von Chiari, Algarotti und Goldoni, so wie Uebersetzungen von Kotzebue's Stücken, werden zuweilen gegeben, die beliebten extemporirten Stücke aber, worin der Schauspieler so große Freyheit hat, verderben ihn für geschriebene regelmäßige Schauspiele. Unter den komischen Schauspielern ist ein Sicilianer, Lapania, der ein kleines Sommertheater in Palermo hat, der Liebling des Publikums, der Alle verdunkelt. Mit der glücklichsten Laune verspottet er in der Landessprache die Eigenheiten seiner Landsleute, und schon seine bedeutsamen Blicke erregen das schallendste Gelächter. Die Schauspieler sind im Allgemeinen geschickter, Sitten nachzuahmen, als Charaktere darzustellen. Ihre Kunst findet aber auch nur sehr wenig Aufmunterung. Bey Vorstellungen zu ihrem Vortheil müssen sie sich der herabwürdigenden Sitte fügen, mit einem Teller unter den Zuschauern herumzugehen, und Beyträge zu sammeln. Die Sänger werden gewöhnlich freygebiger belohnt, und nächst ihnen die ersten Tänzer, primi ballarini, deren Kunstleistungen selten anziehend sind. Burleske Tänze, die gemein und gewöhnlich auch unzüchtig sind, gefallen Geringen und Vornehmen. — Der Verfasser bringt manche Züge bey, welche die Aehnlichkeit zwischen heidnischen und katholischen Glaubensgebräuchen zeigen, und die Beobachtungen bestätigen, die Blunt in seiner Schrift über die Spuren alter Sitten in Italien und Sicilien (Vestiges of ancient manners and customs discoverable in modern Italy and Sicily. London 1822. 8.) mittheilt. Bilder heidnischer Gottheiten, sagt er, werden noch immer unter Heiligennamen verehrt, und stehen im Rufe der Wunderkraft. Die heilige Jungfrau wird fast mehr als Gott selbst verehrt. Nach den Legenden der Priester ist sie auch durch ihre gnädige Herablassung gegen die geringsten ihrer Verehrer aller Dankbarkeit würdig. Unter andern Abgeschmacktheiten sieht man in Palermo ein Bild der Jungfrau, welche, auf Wolken ruhend, die Milch aus ihrer Brust drückt, die der unten knieende Heilige Allan mit dem Munde auffängt. Freytag ist noch immer ein Unglückstag. Die unheilbedeutende Zahl dreyzehn bey Tische ausgenommen, gibt man ungleichen Zahlen den Vorzug, weil die geraden, die sich in gleiche Theile zerlegen lassen, Sinnbilder der Trennung sind. Gegen das böse Auge schützt man sich und die Hausthiere durch Amulete. Noch immer scheut man sich, im unglücklichen Monat Mai Hochzeit zu halten, taufen zu lassen oder Verträge zu schließen, wie noch die Sitte herrscht, am Vorabend des Neujahrstages Freunden oder Feinden Mehl oder Asche vor die Thüre zu streuen. Das Zittern des rechten Auges bedeutet Glück, und Salz zu verschütten, oder ein Brod auf die Oberrinde zu legen, gilt für sündlich. — Der Verfasser gibt schätzbare Nachrichten über die benachbarten kleinen Eilande. Sehr anziehend ist, was er über den Stromboli mittheilt. Selbst dieser furchtbare Feuerschlund beschäftigt den Aberglauben. Hielt ihn doch Pabst Gregor I. in allem Ernst für die Wohnung der Verdammten! Hier ward der Ostgothenkönig Dietrich von den Dienern der göttlichen Rache hinabgestürzt, und Wilhelm der Böse, König von Sicilien, und Heinrich VIII. von England sollen beyde versucht haben, aus diesem feurigen Kessel zu entrinnen. — Auf der Insel Lampedusa wohnt ein Einsiedler in einer Höhle, die in eine katholische Kapelle und eine muhamedanische Moskee getheilt ist. Der alte Bewohner derselben hat immer Zeit, die Schiffe, die auf dem nahen Landungsplatze Anker werfen, zu beobachten, und je nachdem die Flagge Christen oder Muhamedaner ankündigt, die Kapelle oder die Moskee zu erleuchten. Die

Türken lassen immer ein Geschenk zurück, in dem Wahne, daß sie ohne eine Opfergabe nicht im Stande seyn würden, die Insel zu verlassen. Man behauptet, es könne Niemand auf dem Eilande wohnen, weil Jeden, der eine Nacht daselbst zubringen wollte, Gespenstererscheinungen und furchtbare Träume schrecken würden. Abergläubige Furcht hält die Türken ab, auch nur die geringste Kleinigkeit wegzunehmen, aber die Ritter von Malta waren nicht so ängstlich, und holten jährlich die dargebrachten Opfer nach Malta ab, wo man sie zur Unterhaltung des Krankenhauses verwendete.

Die nächste Uebersicht soll über einige außereuropäische Länder betreffende Reisewerke Bericht geben, und es werde hier nur noch des anziehenden Journal of a ten months' residence in New Zealand — By Rich. A. Cruise (London 1823. 8.) erwähnt. Der Verf., Hauptmann im 84. Infanterie-Regiment, der mit einer Truppenabtheilung nach der Verbrecher-Kolonie Neu-Südwales gekommen war, wurde nach Neu-Seeland geschickt, um eine Ladung des Cowrie-Baumes zu holen, den man zu Topmasten für große Schiffe benutzen wollte. Er lebte lange genug auf der Insel, um die günstigste Gelegenheit zu Beobachtungen finden zu können, und das Ergebniß ist diese anziehende Schilderung der Inselbewohner, die ihrer geographischen Lage, wie ihrem moralischen Zustande nach die wahren Antipoden seiner Landsleute sind. Wir erfahren sehr viel Neues über diese Wilden, die fast keinen andern guten Charakterzug haben, als Freundlichkeit gegen die Kinder, wogegen sie ihre Weiber desto grausamer behandeln. Es gibt keine Menschenwesen, die in sittlicher Hinsicht so tief ständen. Wie gewöhnlich bey den Wilden, sind auch bey ihnen alle körperlichen Eigenschaften zu großer Vollkommenheit ausgebildet, und alle Sinneswerkzeuge haben einen Grad von Trefflichkeit, hinter welchem wir arme gesittete Schwächlinge so weit zurückstehen, als hinter unsern Hunden. Denke man sich eine Riesengestalt, mit heftigen Begierden, unbändigen Leidenschaften, schneller Fassung, rohen Sitten, wildem Blutdurste, und gräßlicher Gier nach Menschenfleisch — so hat man ein Bild dieser Cannibalen, die das schönste Land bewohnen. Ungeachtet sie verständiger als viele Afrikaner sind, und schon ziemlich lange mit Europäern Verkehr gehabt haben, so hat doch die Gesittung keine Fortschritte gemacht. Aber sie ist ja die langsame Frucht der Zeit! Der Boden muß erst für die Saat bereitet, und dann bedeckt werden, ehe die Keime hervorsprossen. Der erste Schritt ist, die Gegenstände kennen zu lernen, welchen man die Wohlthat der Gesittung zugedacht hat, um zu wissen, wie man Empfänglichkeit dafür erwecken kann, und in dieser Hinsicht ist die Schilderung des Verfassers von hohem Werthe. Unsere Tageblätter haben das anziehende Buch schon ziemlich bekannt unter uns gemacht, und eine vollständige Uebersetzung wird wahrscheinlich nicht ausbleiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus St. Petersburg.

Im ganzen russischen Kaiserstaat existiren nur vier Zeitungen, die akademische (russisch und deutsch), der Conservateur Impartial, die moskauische, und der Invalide oder die Kriegszeitung. Von diesen sind eigentlich nur im strengern Sinne drey politischen Inhaltes; denn die Kriegszeitung darf nach einer ihr im Jahr 1821 höhern Ortes gegebenen Reform keine eigentlich politische, sondern nur wissenschaftliche und literärische Nachrichten des In- und Auslandes aufnehmen. Als unsre offizielle Staatszeitung ist der Conservateur Impartial, unter der besondern Inspektion des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten von einem Abbé Marguin redigirt, anzusehen. Redakteur der hiesigen akademischen Zeitung ist bekanntlich unser Astronom, der Akademiker Schubert. Die Redaktion der russisch-moskauischen Zeitung leitet die dortige Universität. Von allen diesen hier angeführten Zeitungen ist, ihrem Inhalte und der Wahl ihrer Artikel nach, unserm höher gebildeten wissenschaftlichen Publikum ohne Zweifel die interessanteste und anziehendste die deutsche akademische. Nächst einer gedrängten Uebersicht des Wissenswürdigsten aus der neuesten Politik des Auslandes liefert sie fast jedesmal die interessantesten und gehaltvollsten Auszüge aus den besten Journalen und Flugschriften der Fremde. Diese Skizzen haben größtentheils zum Gegenstande: Biographien jüngst verstorbener berühmter Männer, die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Geographie, Statistik und Naturgeschichte. Oft liest man in derselben allgemeines Interesse habende wissenschaftliche Notizen der neuesten Zeit, die erst später von Flugschriften des Auslandes, (freylich nicht von ihr) doch aus den von ihr benutzten Quellen aufgenommen werden. Dieß war, wie Referent aus sicherer Hand erfuhr, noch jüngst der Fall. Kaum war Capitän Parry von seiner Nordpol-Expedition im Oktober zu London heimgekehrt, als er sogleich eine getreue Copie seines Reisejournals im Manuscript unserm Weltumsegler, Hrn. v. Krusenstern, mit der Erlaubniß zusandte, sich desselben eigenthümlich nach seinem Gefallen bedienen zu können. Hr. v. Krusenstern war patriotisch genug, es sogleich der Redaktion einer Zeitung mitzutheilen, und auf diesem Wege lasen wir die interessantesten Skizzen dieser Reise-Expedition weit früher, als sie uns die wissenschaftlichen Flugschriften der Fremde mittheilen konnten. — Nicht so patriotisch verfuhren jüngst zwey unsrer geachtetsten, erst neuerlichst von

Entdeckungsreisen aus fremden Welttheilen zu uns zurückgekehrte Seefahrer, die, ehe sie etwas aus ihren in manchem Betracht gewiß sehr inhaltreichen Reisejournalen der Lesewelt des Inlandes zukommen ließen, sich schon beeilten, deren Inhalt durch englische und französische Blätter der ganzen Welt mitzutheilen. Wenn man sich gegen obige akademische Zeitung, wie auch gegen einige hiesige Journale, eine patriotische Rüge erlauben dürfte, wäre sie wohl diese, daß sie als Blätter des Inlandes ihre ganze Tendenz nur immer aufs Ausland beschränken, sich aber zu wenig, fast gar nicht mit dem eigenen Vaterlande beschäftigen, das leider selbst noch jezt von seinen Bewohnern nur mangelhaft erkannt wird, geschickten Sammlern aber gewiß immer einen reichhaltigen, nicht leicht zu erschöpfenden Stoff für die interessantesten Mittheilungen darbieten wird. — Möchten überhaupt unsere Zeitungs-Redaktoren, Journalisten und wissenschaftlichen Schriftsteller die Ausübung des alten Sprüchwortes beherzigen lernen: Lehre zuvor deinen Umgebungen die eigne Heimath genau kennen, bevor du sie in die Fremde führst. — Nächst diesen vier erscheint hier noch eine fünfte Zeitung, die des Senats, russisch und deutsch, die aber hier keiner weitern Erörterung bedarf, indem sie nur Beförderungen des Civil-Etats, Allerhöchste Ukasen, Beschlüsse und Gutachten des Reichsraths, und der Ministers-Comität enthält.

Seit dem vergangenen Jahre erscheinen in der russischen Literatur auch die beyden ersten Almanache: der hier von den Herren Bestuschew und Rülejew herausgegebne Polarstern, und die mit diesem Jahre in Moskau begonnene Mnemosyne, von dem Fürsten Odoewsky und einem Hrn. von Küchelbecker. Wir wollen über beyde kurz referiren:

Der diesjährige Polarstern zeichnet sich vor dem vorjährigen, der wiederholte und lange Angriffe strenger Kritiker aushalten mußte und von denen sein jüngerer Bruder auch nicht verschont zu werden scheint, durch ein weit gefälligeres Gewand aus. Sein niedliches Taschenformat entspricht ganz seinem Zwecke, fünf sehr wohlgelungene Kupfer zieren ihn. Sein Inhalt ist prosaisch und poetisch. Der prosaische Theil enthält: 1) Blick auf die Erscheinungen der russischen Literatur während 1823; 2) das Schloß Neuhausen, historische Skizze; 3) der Roman, in 7 Briefen; 4) von den Vergnügungen auf dem Meere; 5) Schukowsky's Reise durch die sächsische Schweiz, *) ein wahrhaft pittoreskes, mit den bezauberndsten Farben aufgetragenes Gemälde. 6) Von den Vergnügungen des russischen Czaarenhofs unter Peter dem Ersten. 7) Die modische Bude. Der poetische Theil ist mit den Erzeugnissen der gefeyertesten russischen Dichter, eines Batuschkow, Puschkin, Krülow, Schukowsky, Glinka, Rülejew ꝛc. versehn. — Die Kupfer stellen Gegenstände russischer Dichterwerke dar: der Wasserfall aus Derschawin, der Zweykampf Jermaks mit Megmett, Khull aus Dmitrijew, der Berggesangene von Puschkin, Psycheus Flug aus Bogdanowitsch unsterblicher Duschinka, Wadim in der Höhle aus der Ballade Schukowsky's. Die Herausgeber dieses Almanachs übersandten zwey Exemplare desselben im Prachtbande den Kaiserinnen, fanden eine huldvolle Aufnahme, und erhielten von ihren Majestäten drey Brillant-Ringe und eine kostbare goldene Tabatière. Bey dem Publikum fand das Unternehmen einen so einstimmigen Beyfall, daß, ungeachtet jedes Exemplar zehn Rubel kostete, von demselben dennoch in drey Wochen 1500 Exemplare abgesezt wurden, bis jezt ein unerhörtes Beyspiel in der Geschichte des russischen Buchhandels. Nur der Historiograph Karamsin konnte sich bis jezt bey dem Absatz seiner russischen Geschichte dieses Glücks rühmen.

Die in Moskau mit diesem Jahre zuerst erscheinende Mnemosyne eignet sich ihrem Formate nach zu keinem Almanache; denn im Verlauf eines Quartals erscheint von ihr ein Band, im Laufe des Jahrs 4 Bände; doch beliebt es den Herausgebern, sie also zu benennen. Da der erste Band noch nicht erschienen ist, so kann Ref. über ihren Inhalt nichts sagen. Der von ihr angekündigte Prospektus besagte nur: sie solle größtentheils Original-Aufsätze, wenige und unter diesen dem russischen Publikum noch unbekannte Uebersetzungen der ausländischen Literatur enthalten. Auch versprechen die Herausgeber, jeden Band derselben, gleich dem Polarstern, mit Kupferstichen und Vignetten zu zieren.

B***.

Der Diable boiteux gibt folgende Nachricht: Die Akademie hat kürzlich beschlossen, den zahlreichen Memoiren, die über die Quadratur des Zirkels eingesendet werden, keine Aufmerksamkeit mehr zu schenken. Auch versichert man, die medicinische Facultät habe ebenfalls den Beschluß gefaßt, daß kein Universal-Mittel mehr solle aufgesucht werden. Was den Stein der Weisen betrifft, so werden mehrere — der Sage nach — sehr geschickte Alchimisten angeführt, die sich mit dessen Aufsuchen beschäftigen; in sieben Jahren glauben sie damit zu Stande zu kommen; Andere meynen jedoch, es könnte bey diesem großen Unternehmen leicht mehr Gold verwendet werden, als man in der Folge dadurch gewinnen dürfte.

*) Bekanntlich kehrte dieser Dichter neuerlichst von einer Reise nach Deutschland, die Schweiz, Italien, hieher zurück.

Nr. 34.

Litteratur-Blatt.

Dienstag den 27. April 1824.

Länder- und Völkerkunde.

A Memoir of Central India, including Malva and ad joining Provinces. With the History and Copious Illustrations of the past and present Condition of that Country. By Major General Sir John Malcolm. 2 Vol. 8. London 1823.

Referent, der in diesem Augenblicke viel mit Leuten zu leben Gelegenheit hat, welche aus Beruf oder Liebhaberey in den entferntesten Ländern der alten und neuen Welt geraume Zeit hinbrachten, und deren Unterhaltung sich um Gegenstände bewegt, die seine frühern Interessen nicht berührten; — der die allgemeine Theilnahme für Leben und Wissenschaft in Indien unter den Europäern so lebhaft werden sieht, und vor dessen Augen fast wöchentlich Schiffe, aus Indien kommend oder dahin abgehend, seine Neugierde nach näherer Bekanntschaft mit diesem Lande erhöhten — Ref. freute sich, in dem vorliegenden Werke eine Quelle gefunden zu haben, aus der er sich über einen großen Theil jenes Landes in jeder Beziehung Raths erholen kann. Dieses Urtheil nun würde wohl wenig sagen wollen, wenn uns nicht von einem der ausgezeichnetsten Orientalisten Englands die Versicherung geworden wäre, daß gerade dieser Theil von Indien, den Sir John Malcolm hier beschreibt, zu denen gehöre, von welchen man in Europa noch die wenigste Kunde hat. Demzufolge mag der Leser nun den Nutzen und das Vergnügen, das uns beym Durchlesen dieses Buches ward, in so fern theilen, als es der Raum dieser Blätter gestattet.

Central-Indien, wie Sir J. Malcolm und die amtlichen Berichte an das Gouvernement das Land nennen, das zwischen dem 21 und 25° N. B. und dem 73 und 80° O. L. v. G. liegt, umfaßt alle die Provinzen, welche ehedem zu dem Soubah- oder Gouvernement von Malva gehörten. Der Name Soubah scheint eher eine politische als geographische Benennung gewesen zu seyn und bezieht sich weniger auf die ursprünglichen Grenzen der Provinz, als auf Uebereinkunft und Gebrauch der Delhi-Herrscher. Ihr weites Gebiet war unter Soubah's getheilt, deren jeder unter einem Soubahdar (Vizekönig) stand, und die Hauptprovinz, welcher der leztere vorstand, gab gewöhnlich dem Ganzen ihren Namen. Das Soubah von Malva, in M's Werke Central-Indien genannt, umfaßte darnach nicht nur das eigentliche Malva, sondern auch die davon abhängenden, obgleich getrennten, Länder von Harrowtee, Rath, Baugur, Kantul und einem Theil von Mewar.

General M. beschreibt diesen ausgedehnten Landstrich, mit wenigen Ausnahmen, als ein wohlbebautes, fruchtbares, gutgewässertes Land mit einem äußerst milden Klima. Die nützlichern Mineralien sind häufig: die Wälder liefern schönes Bauholz in Menge; Früchte, Thiere und andere natürliche Erzeugnisse sind in Fülle da, um Central-Indien zu einer bedeutenden Erwerbung der Engländer im Osten anzusehen.

Eine ausgedehntere Nachricht über diesen Landesstrich folgt der Skizze einer Geschichte dieses Landes, welche, bey dem Mangel aller authentischen Quellen, ungewiß und allgemein ist. Am bedeutendsten ist das, was sich auf den Einfall der Mahratta's bezieht. Diese scheinen gegen 1690 begonnen zu haben, und dauerten mit geringer Unterbrechung bis zu dem Jahr 1735, wo die Mahratta's über Malva und die andern Provinzen von Central-Indien vollkommen Meister wurden. Der Verf. entwirft folgende bemerkenswerthe Skizze von dem Mahratta-Charakter.

„Durch Sevajees Genius zu dem stolzen Bewußtseyn gelangt, daß sie zuerst die Geisel und dann die Zertrümmrer der Mahomedanischen Herrschaft geworden, hatte die Sache der Mahratta's, von der frühesten Zeit an, den Schutz religiöser Gefühle. Es schien ihnen eine Art heiligen Krieges und die Erscheinung von Brahminen an der Spitze ihrer Heere verstärkte diesen Eindruck noch. Man hat diese Völker zu allgemein geschildert; die Charaktere könnten nicht entgegengesezter seyn, als wir sie unter ihnen finden, besonders in den Klassen, welche die Gewalt des Staates theilen, den Brahminen und den Soldaten der Khetri und Sudra-Zünfte. Der Mah-

ratta-Brahmin ist seinen Sitten, Lebensweise und Erziehung zufolge kühn, thätig, umsichtig, gewöhnlich aber geizig und oft hinterlistig. Wenn er in öffentlichen Geschäften ist, muß er nach dem System des Gouvernements sein Leben in Versuchen hinbringen, zu betrügen und den Betrug Anderer zu entdecken.

Der einfache, ununterrichtete Maheatta-Suhdra, oder Khetri tritt seine Laufbahn als Krieger in demselben Kleid und auf dieselbe Weise an, wie er auf dem Felde arbeitet oder seine Heerde hütet. Er hat dieselbe Einfachheit des Charakters beybehalten, obgleich Revolutionen zu dem höchsten Ansehen und Macht beachten und wieder zu seinen vorigen Beschäftigungen zurückriefen. Den Grund davon findet man in der Natur der Hindu-Institutionen, in dem Beyspiel von Sevajee und seiner Führer, und in der steten Spannung, in welcher er mit dem stolzen, formellen Mahomedaner lebt. Daß sich der Mahratta-Krieger mehr durch Kunst als durch Stärke auszeichnet, daß er in einer eilfenden Flucht sich eben so wohl hervorthut, wie im kühnen Angriff, haben die wärmsten Lobredner dieser Kaste eingestanden: obgleich dieß zugegeben ward, und auch das, daß er oft niedrig und schmutzig ist, so kann man doch mit Wahrheit sagen, daß er manche vortreffliche Eigenschaften hat. Wenige können sich ihm gleichstellen in geduldiger Ertragung von Beschwerden, Hunger und Durst und in eifriger Männlichkeit des Charakters, der in Glück und Unglück derselbe bleibt: auch kann man ihnen, wenigstens in früherer Zeit, menschlich edles Betragen gegen besiegte Feinde nicht absprechen."

Wir bedauern, daß wir des Verf. Ansicht von den Grundsätzen, nach welchen die Mahratta's in ihren Expeditionen und der Behandlung besiegter Länder verfuhren, nicht mittheilen können, und gehen zu einem anziehenderen Gegenstand über. Die Herrschaft der Mahratta's wurde unter den Familien Puar, Sindia und Holkar getheilt, und der Verf. führt die Geschichte dieser Dynastien bis zur neuesten Zeit durch. In der Dynastie der letztern ragt besonders Alia Bhye hervor. Diese bewundernswürdige Frau scheint alle die bessern Eigenschaften in sich verbunden zu haben, welche die Geschichte weiblichen Beherrschern zuschreibt, und die ihr unterwürfigen Länder erfreuten sich eines Grades von Glück und Ruhm, den frühere und spätere Zeiten nicht kannten. Wir lassen den Verf. sprechen:

Aus den Erzählungen über Alia Bhye's tägliche Beschäftigungen geht hervor, daß sie eine Stunde vor Tages-Anbruch aufstand, um ihr Gebet zu verrichten, und die gewöhnlichen Gebräuche zu befolgen. Sie hörte dann die heiligen Bücher ihres Glaubens vorlesen, vertheilte Almosen und speiste in eigener Person eine Anzahl von Brahminen. Man brachte dann ihr Frühstück, das stets aus Vegetabilien bestand: denn obgleich es die Gesetze ihrer Zunft nicht vorschreiben, hatte sie doch gelobt, kein Fleisch zu essen. Nach einer kurzen Ruhe ließ sie sich kleiden und ging nach ihrem Durbar oder Hof, wo sie bis sechs Uhr des Abends blieb: dann nahm sie ein frugales Mahl, worauf ihre Beschäftigungen wieder begannen, und bis 11 Uhr dauerten, wo sie zur Ruhe gieng.

Der Hauptzweck ihres Lebens war, alle um sich her glücklich zu machen, und sie sah mit Freuden, daß ihre Mühen nicht erfolglos blieben. Noch heute ist ihr Andenken in dem Lande hochgeachtet, und ihr Name wird für eine so große Autorität angesehen, daß jeder Einwurf verstummt, sobald von einer Handlung, welche von ihr herrührt, die Rede ist.

Einer Begebenheit in den lezten Lebensjahren von Alia Bhye können wir nicht umhin, zu gedenken. Ihr einziger Sohn, Malee Row, starb: sie hatte außer ihm eine Tochter, welche einen Sohn in der Blüthe seines Lebens, und bald darauf auch ihren Gatten verlor. Ihre Tochter erklärte sogleich, sie würde sich mit der Leiche ihres Gatten verbrennen lassen. Kein Versuch der Mutter, sie von diesem Entschluß abzubringen, hatte Erfolg. Die Mutter warf sich vor ihr auf die Knie und bat, sie nicht verlassen und allein auf der Erde zu lassen. Die Tochter, obgleich gefühlvoll, war ruhig und entschlossen. „Du bist alt, Mutter," sagte sie, „und wirst in wenigen Jahren dein frommes Leben endigen. Mein einziges Kind und mein Gatte sind dinüber gegangen, und wenn du noch folgst, wird mir das Leben unerträglich seyn: aber die Gelegenheit, es ehrenvoll zu endigen, ist mir dann genommen." Als Alia Bhye sah, daß ihre Bemühungen fruchtlos seyen, beschloß sie, Zeuge der lezten, schreckenvollen Scene zu seyn. Sie gieng mit dem Zuge hinaus und stand neben dem Scheiterhaufen, wo zwey Brahminen sie unterstützten, und ihre Arme hielten. Trotz ihres innern Leidens blieb sie standhaft, bis das erste Auflodern der Flamme alle Selbstbeherrschung raubte; und während ihr Geschrey das Getöse vermehrte, das der Jubelruf der zahlreichen Menge umher erzeugte, sah man sie in Todesangst in die Hände derer beißen, welche sie hielten. Drey Tage lang sprach sie kein Wort. Später schien sie einigen Trost darin zu finden, daß sie für die ein Monument errichtete, welche sie so schmerzlich beklagte.

Alia Bhye starb in ihrem 60sten Jahre; das durch ihre Religion vorgeschriebene Fasten soll ihren Tod beschleunigt haben. Sie war von mittlerer Größe und sehr mager; obgleich sie nie schön gewesen war, so war die Farbe ihrer Haut, welche die einer dunkeln Olive war, doch rein; ihre Züge sollen bis zu ihrem lezten Augenblick lieblich und voll Ausdruck der Güte gewesen seyn, welche jede Handlung ihres Lebens bezeichnete. Sie war

sehr heiter und selten übelgelaunt; wenn sie aber von Lastern und Verbrechen hörte, zitterten ihre Diener, sich ihr zu nahen. Ihr Geist war gebildeter, als es bey den Hindus gewöhnlich der Fall ist: sie konnte lesen und verstand die Puranas oder heiligen Bücher, welche ihr Lieblingsstudium waren. In Verhandlung öffentlicher Geschäfte soll sie sehr schnell und klar gewesen seyn. Ihr Gatte wurde umgebracht, ehe sie 20 Jahre alt war; dazu kam, ihr Unglück zu vermehren, daß ihr Sohn lasterhaft und wahnsinnig ward. Nach ihres Gatten Tod trug sie nie wieder farbige Kleider oder Edelsteine, ein schmales Halsband ausgenommen: bey aller Versuchung, welche sie umgab, blieb sie unverändert in Sitten und Charakter. Alle Schmeicheley glitt an ihr ab. Ein Brahmine hatte ein Buch zu ihrem Lobe geschrieben: sie hörte es geduldig vorlesen, dann aber sagte sie, sie sey ein schwaches, sündhaftes Weib, und verdiene solches Lob nimmer, und ließ das Buch in den Nerbudha werfen, ohne den Verfasser jemals wieder sehen zu wollen. Alle diese Thatsachen sind keinem Zweifel unterworfen: aber es ist ein ungewöhnliches Gemälde: ein Weib ohne Eitelkeit, eine so fromme Anhängerin ihres Glaubens ohne Intoleranz, ein Gemüth, das der Aberglaube mit tausend Nemen umweben mußte, und das nur das Glück des Mitmenschen bezweckte, ein Wesen, das unbeschränkt, kräftig und thätig, die ausgedehnteste Macht in Händen hatte, und so menschlich und moralisch über jede Handlung, die von ihr und den Ihrigen ausging, wachte. So schildeen wenigstens die Einwohner von Malva diese Frau: ihr Name ist ihnen heilig, und man nennt sie Avatar, verkörperte Gottheit.

Die historische Skizze ihres Nachfolgers, Jeswunt Rew, und seiner begünstigten Gebieterin Tulsah ist so unterhaltend als belehrend. Die leztere betreffend, mag hier eine Stelle stehen.

Tulsah Bhye, das Pflegkind, wenn nicht die Tochter eines verschmizten Brahmins, der unter der Maske der Heiligkeit, ein Sklave seines Ehrgeizes war, ward in mehr als den gewöhnlichsten Künsten ihres Geschlechtes unterrichtet und besaß Gelehrigkeit genug, um bald für ein ausserordentliches Wesen in einem Lande zu gelten, wo die Erziehung der Frauen so ganz vernachlässigt wird. Sie war schön und von einem einnehmenden Wesen; aber ihre Gemüthsart war heftig, ihre Sitten ausschweifend. Sie scheint viel Verstand gehabt zu haben, und zeigte zuweilen große Entschlossenheit. Der Hauptzug ihres Charakters aber war Grausamkeit. Anfangs war sie nicht so schamlos, der Welt zu trotzen, sie wußte ihre Laster so geschickt zu verbergen, daß man sie für eine zweyte Alia Bhye hielt; die Täuschung war aber bald verschwunden. Jede ihrer Handlungen zeigte, daß sie alle Schwächen und Gebrechen ihres Geschlechtes besaß, ohne eine der schönen Eigenschaften derselben; vor allem mangelte ihr das edle Vertrauen, welches d.: Reinheit des Gemüthes ihrer Vorgängerin gewann.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitschriften, welche in Paris im Jahr 1821 erschienen. *)

I. Täglich; a) politische:

1) Moniteur, le, universel; gr. Fol. Preis jährlich 112 Franken offiziell.
2) Gazette de France, Fol. Pr. 72 Fr.; Ultrablatt.
3) Journal des Debats, Fol. Pr. 72 Fr.
4) — de Paris. Fol. Pr. 72 Fr. mit einem Bulletin du Commerce, 88 Fr.; ministeriell.
5) La Quotidienne. Fol. Pr. 72 Fr.
6) Drapeau blanc. Fol. Pr. 72 Fr.; 2 Ultrablätter.
7) Courier-Français. Fol. Pr. 72 Fr.
8) Constitutionel. Fol. Pr. 72 Fr., beyde liberal. Lezteres Blatt hat 20,000 Subscribenten, täglich werden 600,000 Exemplare, jährlich 7,200,000 Exemplare ausgegeben.
9) Galignani's Messenger in englischer Sprache. Fol. Preis 88 Franken.
10) L'étoile, Abendblatt, 4.; ministeriell.

b) Gemischten Inhalts:

11) Le Régulateur.
12) Le Miroir, gr. 4., mit großer Gewandtheit und vielem Geiste, im liberalen Sinn redigirt.

c) Für das Theater:

13) Journal des Theatres. 4.

d) Für den Handel:

14) Bulletin du Commerce, auch am Journal de Paris. Fol.
15) Journal du Commerce.
16) Prix-courant des Marchandises en gros.

e) Anzeigen:

17) Journal général d'affiches. Fol.
18) Affiches Parisiennes.
19) Affiches universelles.

II. In größern Zeiträumen erschienen:

a) Gemischten Inhalts:

1) L'ami de la Religion.
2) Album (erscheint alle Donnerstage, mit Kupfern).
3) Le Defenseur.

---

*) Wir entnehmen dieses, nur wenige Veränderungen erlittene, Verzeichniß aus: „Paris und seine Bewohner. Eine Nachweisung für diejenigen, welche die Hauptstadt Frankreichs kennen lernen wollen, wie sie ist. Von J. H. Möller. Gotha, Ettingersche Buchhandlung.“ Ein Buch, was wir denen nicht genug empfehlen können, die sich eine genaue Kenntniß von diesem berühmten Ort verschaffen wollen.

4) Le Diable. 8.
5) Lettres champenoises ou Correspond. morale et littéraire, par de Peletz etc. 8.
6) Le Poudre.
7) Lettres normandes.
8) L'Intrépide, red. von Md. de Genlis.
9) L'Observateur.
10) L'Orgueilsateur.
11) La Parachûte monarchique.
12) Le Pilote Européen.

b) Wissenschaftlichen Inhalts überhaupt.

13) Annales encyclopédiques.
14) Annales françaises des sciences et des arts.
15) Bulletin des sciences par la société philomatique de Paris.
16) Journal des Savans. 4. Wird von einer Commission redigirt, und von den Geldern bezahlt, welche für Standeserhöhungen einkommen.
17) Revue encyclopédique. 8.
18) Journal des cours publiques de Jurisprudence, histoire et belles lettres. 8.
19) Annaes das sciencias, das artes e das lettras par huma Sociedado de Portuguezes, residendes em Paris.

c) Literarische Blätter:

20) Journal général de l'Imprimerie et de la librairie. 8.
21) Journal général de la littérature de France. 8.
22) — — — — étrangère. 8.
23) Annales de la Littérature et des arts par M. M. Quatremère de Quincy, Vanderbourg u. a.
24) Archives de la Littérature et des arts.
25) Conservateur littéraire.
26) Hermes classique.
27) Le Lycee français.
28) Le Mercure royal.
29) La Minerve littéraire.
30) Tablettes universelles.

d) Theologische Zeitschriften:

31) Chronique religieuse.
32) Archive du Christianisme.
33) Annales protestantes.

e) Juristische Zeitschriften:

34) Annales de législation et de jurisprudence etc. par Dageville. 8.
35) L'Echo des Tribuneaux français et étrangers.
36) Journal général de Legislation et de jurisprud.
37) — des Audiences de la cour de cassation.
38) — du Palais.
39) Journal des Avoués par M. Coffinières.
40) — des Notaires et des Avocats.
41) Recueil génér. des lois et arrêts etc.
42) Jurisprudence du Code Civil, ou recueil des arrêts rendus par les Cours d'appellation et de cassation.
43) Jurisprudence annuelle et spéciale des Huissiers.
44) Recueil des causes celebres, par M. Mejeau. (25 Franken).
45) Themis, ou la Bibliotheque Jurisconsulte (in 10 Lief. 24 Franken).
46) Jurisprudence commerciale.

f) Medicinische:

47) Annales du cercle médicale (12 Franken.)
48) — de Magnetisme animal (25 Fr.)
49) Bibliotheque du Magnétisme animal (26 Fr.)
50) — ophtalmologique (9 Fr.)
51) Bulletin de Pharmacie (15 Fr.)
52) Gazette de santé, par de Mentègre (3mal monatlich. 4.)
53) Journal complémentaire du Dictionaire des sciences médicales (36 Fr.)
54) Journal de Médecine (18 Fr.)
55) — — Pharmacie et des sciences accessoires (15 Fr.)
56) — général de Médecine française et étrangère, par Sedillot (13 Fr.)
57) Journal général universel des sciences médicales. (36 Fr.)
58) Revue médicale, historique et philosophique (22 Fr.)
59) Bulletin de la société médicale d'emulation de Paris.

g) Industrie und Handel:

60) Annales maritimes et coloniales (15 Fr.)
61) — de l'Agriculture française (25 Fr.)
62) — l'Industrie nationale et étrangère (30 Fr.)
63) — des Arts et manufactures, par Barbier de Vemars (30 Fr.)
64) Bulletin de la société d'encouragement, pour l'Industrie nationale.
65) Cours d'Agriculture pratique, par M. Rougier de la Bergerie (20 Fr.)
66) Mémorial universel de l'Industrie française. (48 Fr.)
67) L'Echo des ports, journal commerciale etc.
68) L'Observateur de l'Industrie et des arts (18 Fr.)
69) Bibliotheque physico-economique, par Arsene. 8.

h) Modejournale:

70) Journal des Dames et des Modes (36 Fr.)
71) Nouveau Journal des Dames.
72) L'Observateur des Modes (40 Fr.)

i) Journale für Musik:

73) Journal d'Euterpe (26 Fr.)
74) — de Guitarre (16 Fr.)
75) — hebdomadaire de Musique (28 Fr.)

k) Militärische Journale:

76) Journal militaire officielle (15 Fr.)

l) Geographische Journale:

77) Annales (Nouv.) des Voyages, par Maltebrun (30 Fr.)
78) Journal des Voyages, par Vernence (30 Fr.)

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Freitag den 30. April 1824.

Länder- und Völkerkunde.

A Memoir of Central India, including Malva and adjoining Provinces. etc.

(Beschluß.)

Ihre Grausamkeit gab zu einer Verschwörung Anlaß, die mit ihrem Untergang endigte. Ihr Tod schien schon früher beschlossen zu seyn, denn ihre Wachen hatten strengen Befehl, niemand einzulassen. Die bisher so stolze Frau brachte den Tag in Thränen und Klagen hin. Als sie an die Ufer des Flusses gebracht wurde, wo sie sterben sollte, soll sie ihre Begleiter gebeten haben, ihr Leben zu retten; sie bot alle ihre Juwelen, und klagte andere der Schuld an, deren sie angeklagt war. Es w[illegible] in der Morgendämmerung; viele, die in der Nähe schl[illegible]fen, erweckte ihr Geschrey; aber kein Fuß erhob sich, u[illegible] keine Stimme ward laut, ein Weib zu retten, das n[illegible] Erbarmen gegen andere gezeigt hatte. Man nahm s[illegible] aus ihrem Palankin und an den Ufern des Siprah fiel ihr Haupt; den Körper warf man in den Fluß, ihm die gewöhnliche Leichenfeyer verweigernd.

Tulsah war noch nicht dreyßig Jahre alt, als man sie ermordete. Sie war schön, und eben so bemerkenswerth wegen ihres bezaubernden Wesens als wegen ihrer schnellen Fassungskraft und Verstandes. Wenige übertrafen sie an reißender Beredtsamkeit, mit der sie jeden ihrer Wünsche ausführbar machte. Sie ritt (eine wesentliche Eigenschaft bey einer Mahratta-Schönen) mit Anmuth und Geschick, und hatte, wenn sie zu Pferde war, stets eine zahlreiche Begleitung von Frauen aus den ersten Familien des Landes. Als sich die Anhänger der Familie ihres Gatten von ihr zurückzogen, konnte sie nichts mehr vom Untergange retten.

Der zweyte Theil des Werkes umfaßt eine Uebersicht über Regierung, Einkünfte, Bevölkerung und dgl. Die Regierung während der Herrschaft der Könige und von ihrem Falle an bis zu dem Einfall der Mahratta's war dieselbe, wie in den andern Theilen von Indien, die unter Mohamedanischem Scepter standen. Die Regierung der Mahratta's gründete sich zum Theil auf ihre National-Institutionen, zum Theil auf die, welche sie in den besiegten Ländern fanden. Sir J. Malcolm gibt eine bis ins Kleinste ausgeführte Nachricht über jeden Theil der Verwaltung. Wir wollen eine Anecdote ausheben, um zu zeigen, welche Art von Einfluß manche der untergeordneten Staatsdiener ausüben.

Die Häupter der Bheels, gewöhnlich Bhowmas genannt, sind fast alle aus der Bilalah's-Kaste. Sie haben unumschränkte Macht; sie dürfen die grausamsten Thaten befehlen und sehen sie von ihren unwissenden, aber ihnen ergebenen Dienern vollstreckt, die nach nichts fragen, als nach dem, was er, den sie ihren Dhunnee (Gebieter) nennen, befiehlt.

Während der Untersuchung, welche über den Nadir Singh verhängt war, und wobey einige weibliche Gefangene vorgeführt wurden, zeigte sich, daß der Vater und der Gatte einer derselben, eines Geschöpfs von ungefähr 15 Jahren, Werkzeuge des Mordes waren, dessen man sie anklagte. Sie wurde gefragt, ob sie den Mord begangen hätte. „Gewiß haben sie es gethan,“ sagte sie entschlossen: „aber sie thaten es auf des Dhunnee (des Gebieters) Befehl.“ — „Das mag seyn,“ erwiederte man: „aber das entschuldigt sie nicht: denn es war kein Streit, sondern eine That, vollbracht bey kaltem Blut.“ — „Immer aber hatten sie, sagte das Mädchen, des Dhunnee Befehl.“ Der Richter schüttelte den Kopf, wiederholend, das könne nicht als Rechtfertigung angenommen werden. — Das Kind (denn mehr war sie kaum) stand vom Boden, wo sie saß, auf und rief, auf die zwey Wachen deutend, welche sie bewachten, und an der Thüre des Zimmers standen, mit allem gereizten Gefühle: „das sind deine Soldaten; du bist ihr Dhunnee! deine Worte sind ihnen Gesetz; wenn du ihnen befiehlst vorzutreten und mich, meine Mutter und Verwandte, wie wir hier vor dir stehen, zu tödten, würden sie zaudern, drey weibliche Bheels umzubringen? Wenn wir unschuldig sind, willst du an unserm Blute schuldig werden?“ Nach diesen Worten setzte sie sich wieder, und sagte: „Mein Vater und mein Gatte sind des Nadir Soldaten.“

Von den Mahratta-Frauen sagt der Verf. Folgendes: die Frauen der Brahminen wie der Sudra Mahratta's haben gewöhnlich, wenn ihre Gatten Fürsten oder Anführer sind, vielen Einfluß, und dehnen ihre Macht nicht allein über Individuen aus, sondern mischen sich oft in Angelegenheiten des Staates. Wenn sie an Männer von Rang verheirathet sind, so besitzen sie fast immer ein eigenes Vermögen, und haben so viel Freyheit als sie nur wünschen können; sie tragen selten oder niemals einen Schleyer und geben an Festen und Geburtstagen und dgl. ihren Freunden Gastmähler und Gesellschaften. Sie wenden auch vieles Geld auf Juwelen und Kleider, und selbst die Aermsten dieser Klasse haben ihren Schmuck und Kostbarkeiten.

Die höhern Klassen der Frauen, die der Brahminen wie der Sudra, zeichnen sich durch ihre Frömmigkeit, oder vielmehr durch ihren Aberglauben aus, und werden oft, ihrer Schwäche in dieser Beziehung wegen, das Spielwerk religiöser Betrüger. Da die Mahratta's stets in dem Felde leben, so hatte dieß keinen geringen Einfluß auf die Frauen: man wirft den reichern Frauen große Unsittlichkeit vor. Sie können gewöhnlich lesen und sticken, und verstehen etwas Arithmetik. Eine Haushaltung führen zu lernen, macht einen Theil ihrer Erziehung aus, welche dahin gerichtet ist, sie für die Pflichten geschickt zu machen, zu welchen sie ihre Bestimmung in der Hinsicht führt. Die vornehme Mahratta-Frau kann im Allgemeinen nicht schön genannt werden; sie haben aber sanfte Züge und einen Ausdruck, der Schnelligkeit im Auffassen und Verstand ankündigt. Obgleich sie alle, wenn sie die Gelegenheit aufforderte, Kraft und Muth, und einige seltenes Talent zeigten, so muß doch bekannt werden, daß wenige höhere Frauenklassen mehr Beyspiele von schaamloser Ausgelassenheit geben, als unter diesen Mahratta-Bhyes (Prinzessinnen) gefunden werden, welche Umstände von den gewöhnlichen Fesseln entbanden, welche die Gesetze der Gesellschaft in Indien ihrem Geschlechte auferlegt haben. Die ärmern Mahratta-Frauen sind Gefährtinnen ihrer Männer bey Arbeit und in Gefahren; sie haben den Ruf, treue Gattinnen und gute Mütter zu seyn.

Wir geben zu einer Beschreibung der Thugs über, einer Gesellschaft von Abentheurern, welche das Handwerk des Plünderns in das Große treiben. „Die Thugs sind aus allen Kasten zusammengesezt; selbst Mahomedaner werden zugelassen; der größere Theil aber sind Hindus, und unter diesen machen die Brahminen, besonders die aus den Bundleennd-Zäusten die größte Anzahl aus und leiten gewöhnlich die Operationen der verschiedenen Banden. Ihr Hauptsitz ist an den Ufern des Chambul und Kuwary, nordöstlich von Gualior, wo sie Dörfer haben und Verbindung, wenigstens ein Einverständniß mit dem Vorsteher des Distriktes. Ihre Expeditionen, die bis Nagpur und dem Dekan gehen, machten in den lezten Jahren viel Aufsehen in Central-Indien: 1819 waren mehr denn 300 in dem Lande. Sie haben bestimmte Gesetze, besonders hinsichtlich der Vertheilung des Raubs. Hülfstruppen für ihre Unternehmungen suchen sie in allen Klassen; doch sind ihnen die Offiziere des Gouvernements der Länder, in welche sie eindringen — gekränkte oder verworfene Menschen — am willkommensten. Wenn sie sich durch Briefe oder mündlich, überzeugt haben, daß die Umstände günstig seyen, so senden sie, die Lage sorgfältig zu erkundigen, Spione voraus, die sich als religiöse Bettler verkleiden, oder als Kaufleute, oder als Soldaten, welche Dienst suchen, und sich mit der niedrigen Klasse der Bewohner in Verbindung setzen: diesen folgt dann das Hauptkorps, aus 300 oder 400 Mann bestehend. Diese werden aber nie vereinigt gesehen, aber die einzelnen Banden unterhalten eine stete Verbindung unter sich. Einige haben Pferde, Cameele und Zelten, und sind wie Kaufleute ausgerüstet: andere gehen als Mahomedanische Bettler oder Hindu Byragies (heilige Bettler); kurz, sie nehmen zu jeder Verkleidung Zuflucht. Die Kühnsten und Thätigsten sind immer vor der Hauptbande voraus: sie suchen oft Schutz bey Reisenden, oder schützen diese; in jedem Falle haben die, auf welche sie stoßen, ein gleiches Schicksal. Die Thugs haben gewöhnlich einen langen seidenen Strick mit einem Knoten, mit welchem sie ihre Opfer erdrosseln und sie plündern. Das Vertrauen derer, die sie zu berauben beabsichtigen, suchen sie durch alle Arten von List zu gewinnen. Oft laden sie diese zu Festen ein, und mischen einschläfernde und giftige Pillen in die Speisen. Was die Regierung that, sie auszurotten, war bis jezt von geringem Erfolg."

Die Nachrichten über Erziehung, Vergnügungen u. s. w. der Bewohner dieser Länder übergehend, geben wir einige Auszüge, ihren Aberglauben betreffend.

Der Glaube an Hexerey ist in ganz Indien verbreitet, aber er herrscht in Central-Indien ungewöhnlich vor. Von dem gelehrtesten Brahminen an, bis zu dem niedrigsten Bheel sind alle gleich abergläubisch; die Folgen davon waren und sind zu groß für die, welche Gegenstände und Opfer dieses Aberglaubens sind, als daß wir einige Bemerkungen hier übergehen könnten.

Die Vorstellung, welche man sich von Dhakuns, oder Hexen macht, ist, daß gewisse Frauen (gewöhnlich die alten) mit einer übernatürlichen Kraft begabt sind, welche, obgleich sie sie nicht fähig macht, in die Zukunft zu sehen, oder zu erhalten, was sie wünschen, sie ermächtigt, durch Hülfe ihres Bheer oder Kobolds und durch ihre Zaubersprüche Qualen, Krankheiten oder Tod über Menschen und Thiere nach Wunsch zu verhängen. Für ein

gewöhnliches Mittel, sich an denen zu rächen, welche sie hassen, hält man das Verzehren der Leder der Personen und Thiere, welche sie zu vernichten beabsichtigen. Ihre Zauberkraft wirkt an dem 14ten, 15ten und 29sten jedes Monats. Sie ist auch sehr groß während gewisser Perioden des Jahrs, besonders neun Tage vor dem Dusserah-Feste: aber das Dewally ist die Zeit, so sie die meiste Macht haben. Zu jeder andern Zeit sieht man diese Hexen essen, wandeln und sich kleiden, gleich andern Frauen; zur bezeichneten Periode aber sieht man sie mit glänzenden rothen Augen, mit fliegendem wirrem Haare, und krampfhaft bewegten Zügen. In den Nächten dieser Tage wandern sie, wie man glaubt, aus, werfen ihre Kleider von sich, und reiten auf Tigern und andern wilden Thieren. Wenn sie auf das Wasser zu gehen wünschen, kommen die Krokodille, wie die wilden Thiere des Waldes, auf ihren Ruf, und tragen sie in Flüssen und Seen auf ihren Rücken, bis der Tag dämmert, wo sie nach Hause zurückkehren, und ihre gewöhnliche Lebensweise und Beschäftigungen fortsetzen. Wir würden dessen gar nicht erwähnen, wenn nicht Morde (man kann es nicht anders nennen), welche dadurch jährlich veranlaßt werden, zu zahlreich, und die Aehnlichkeit dieses Wesens mit dem in den verflossenen Jahrhunderten in einem großen Theil von Europa herrschenden Aberglauben zu groß wäre. Man hat berechnet, daß in den letzten dreyßig Jahren in diesem Lande über 1000 Frauen als Hexen umgebracht worden wären; ein großer Theil derselben starb auf Befehl Zalim Shings, Regenten von Kotah, der bey all seinem außerordentlichen Talent wegen seines schwachen kindischen Aberglaubens in dieser Beziehung bemerkenswerth ist. Die gewöhnlichen Beweise, ob eine Angeklagte eine Hexe sey oder nicht, werden durch einen religiösen Bettler aus einer niedrigen Zunft geführt; man nennt diesen Bhopah und er soll die Gabe haben, die zu entdecken, welche Zauberkräfte besitzen: bey einer Frau in einem Dorfe, die alt, häßlich und mürrisch ist, bedarf es nur eines leichten Verdachtes, so ist sie verloren. Wenn ein Mann, seine Frau, oder sein Kind, oder eines seiner Thiere lang darnieder lag, oder plötzlich starb, und man weiß von einer alten Frau, daß sie dieser Familie übel wollte, so ergreift man sie, und streut ihr rothen Pfeffer in die Augen; wenn auf diesen Prozeß keine Thränen erfolgen, so wird die Unglückliche verdammt; zuweilen peitscht man sie mit den Aesten der nux vomica, oder mit den Wurzeln der palma christi oder der Ricinusöl-Pflanze und wenn sie dabey schreyt, so wird sie für eine Hexe gehalten, denn andere Pflanzen haben keine Wirkung auf Hexen. Findet man sie schuldig, so muß sie entweder das Wasser trinken, dessen sich Gerber bedient haben, (eine Kasten-Erniedrigung) oder man schneidet ihr die Nase ab, oder tödtet sie.“

Der Anhang enthält statistische Tafeln, geologische und naturhistorische Abhandlungen und Auszüge aus den Verhandlungen und öffentlichen Documenten, die auf Central-Indien Bezug haben.

Theater-Literatur.

Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels von Karl Friedrich Stäudlin, Doctor der Philosophie und Theologie, Professor in der theologischen Facultät und Consistorialrathe zu Göttingen. Göttingen bey Rosenbusch 1823. 8. 272 Seilen.

Enthusiastische Freunde der Kunst und der Bühne, denen der Verfasser dieser Schrift vielleicht unbekannt ist, dürften wohl in die Versuchung kommen, wenn sie diesen Titel auf dem Titel und zugleich die Worte: Sittlichkeit des Schauspiels mit balkenartig großer Schrift gedruckt sehen, dieses Buch ungelesen bey Seite zu legen. Sie dürften sich nämlich sagen, daß es heilige Amtspflicht eines Professors in der theologischen Facultät und Consistorialrathes sey, nicht nur das ethische Princip im Allgemeinen, sondern positiv gegebene Sittengesetze als Grundbedingung und einzigen und letzten Zweck aller Kunst aufzustellen — daß aber die Kunst sich auch als ein unmittelbares Himmelsgeschenk, als ein uranfänglich-Schönes, um seiner selbst willen Daseyendes betrachte, und keine höhere Gesetze über sich erkenne, als die in ihrem Wesen begründet sind; daß Kunst und Sittlichkeit nur in so fern mit einander in Verbindung stehen, als sie Beyde Pairs im Geisterreiche, und Schönheit und Güte, in unserer Welt der Bilder, unauflöslich mit einander verwebt sind, und daß demnach die Kunst, wenn sie als ein Sekundäres behandelt wird, gar nicht Rede steht, ja nicht einmal vor einem solchen Forum erscheint — so wenig als die Sittlichkeit erschiene, wenn sie nicht als ein Prinz anerkannt, sondern nur als ein Mittel, um des Lohnes willen, herbeygerufen würde. Der Kunstfreund, der mit diesem Vorurtheile das obige Buch ungelesen bey Seite schöbe, würde sich um manche lehrreiche Notizen bringen und dem Verfasser Unrecht thun. Dieser tritt nicht in seiner imposanten Amtskleidung vor die Schaubühne, allwo, durch den Zauber der Kunst das ernste Leben heiter erscheint, der ächte Scherz einen ernsten Gedanken verhüllt; nein, er nimmt, wie es von jedem Zuschauer zu wünschen wäre, selbstthätigen Antheil an dem Larvenspiele, und erscheint bey demselben in dem vielfarbigen Domino der Geschichte. Der übernommenen Charakter-Maske getreu, spricht er nun auch nicht mit eigener Stimme, sondern bald mit diesem, bald mit jenem fremden Organe hochberühmter Männer,

als **Aristoteles** beginnend und als **Pustkuchen** schließend. Wahrlich! er würde nicht zu erkennen seyn, trotz dem er sich Namen und Titel an das Gewand geheftet, ja man würde dieses selbst für eine scherzhafte Faßnachtslist halten: wenn ihn nicht jezuweilen sein bedeutendes Mimentalent verließe, und er in den Ton seiner natürlichen Stimme zurückfiele, und durch dieselbe verrathend, daß die objektive historische Unpartheilichkeit nur ein Theater-Kostum sey, und er es im Grunde doch mit den Gegnern des Schauspiels halte. In einem Zeitalter, sagt der Verfasser, wo dem Schauspiel eine so außerordentliche Wichtigkeit beygelegt wird a), wo Staaten und Regierungen und zwar mitten in ihrer Finanznoth, so ungewöhnlich hohe Summen darauf verwenden b), wo dramatische Stücke in zahlloser Menge erscheinen c), wo Schauspieldichter, Schauspieler und Schauspielerinnen leicht größeren Ruhm und reichlichere Belohnung erlangen, als ander — hier fühlte der Verf., wie unschwer man ihm diese Aeußerung mißdeuten könnte und er fügte also hinzu: — als andre, die auf andre Weise sich durch Schriftstellerey, d) Kunst e), Beruf f) und Geistesanstrengung um die Bildung, das Vergnügen g) und die Wohlfahrt des Publikums (?) verdient zu machen streben, wo weit mehr an die künstlerische als an die sittliche Seite der Sache gedacht wird h) — in einem Zeitalter, wo alles dieses besonders in Deutschland mehr als je der Fall ist, wird es nicht unangemessen seyn, auf die Geschichte der Vorstellungen und Streitigkeiten über die Sittlichkeit des Schauspiels zurückzugehen. — Im Zurückgehen! da liegt der Knoten! Das ist die Tendenz unsrer allerneuesten Zeit! Man möchte gern ausgemachte Dinge wieder als höchst zweifelhafte darstellen, und jedes Resultat eines selbstständigen Denkers als Todsünde verschreyen. Aber es gibt so einige ursprüngliche Dinge in der Welt, als z. B. Denken, Erfinden, Selbsturtheilen, und überdieß auch Schnellposten, Dampfboote, Druckerpressen und dgl., die gar nicht wieder auszurotten sind, so daß Lady Macbeth auch ausruft: Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. — Aber wie gesagt, man würde dem Verfasser das höchste Unrecht thun, wenn man ihn vom Standpunkt der Kunst aus beurtheilen wollte; denn er charakterisirt ja sein Buch selbst, indem er sagt: „Eine unpartheyische „und mit kaltem Blute verfertigte Historie der verschiedenen Urtheile über die Schauspiele würde ein sehr schätzbares Geschenk vor die Moral seyn.“ Also ist dieses Buch keineswegs ein Geschenk für die Kunst, sondern ein Geschenk vor die Moral; daher es auch die Freunde der Kunst keineswegs gratis erhalten, nicht einmal die Freunde der Moral, sondern blos der Moral selbst wird damit ein Geschenk gemacht. — Wir können dennoch das Buch allen denjenigen empfehlen, die über den fraglichen Gegenstand, ohne die Quellen nachzuschlagen, bequeme Notizen wünschen. Kunstfreunde dürfen es aber, um nicht abgeschreckt zu werden, keineswegs rückwärts lesen, indem der Verfasser schlüßlich behauptet, daß Deutschland zwischen **Goethe** und **Pustkuchen** noch nicht entschieden habe. Finis coronet opus.

a) Warum also diese außerordentliche Wichtigkeit durch dieses Buch so außerordentlich vermehren? Man lasse die Sache einschlafen.

b) Wir wüßten nicht, daß irgend ein Staat jezt über Finanznoth Klagen erhöbe. Ob aber die englische Staatsschuld durch Aufhebung der Theater vermindert werden könnte, das mögen die Herren Canning und Rothschild, als berühmte Musenfreunde, beurtheilen.

c) Man sehe die Meß-Kataloge nach, ob nicht in andern höchst ehrwürdigen Fächern ebenfalls alljährlich eine Unzahl schlechter Stücke erscheint.

d) Was ist das für eine Art von Erwerb oder Bestimmung?

e) Die dramatische Dicht- und Schauspielerkunst sind auch Künste.

f) Beruf ist jener begeisterte Trieb zu irgend einer Beschäftigung, der uns in unserm Wirken, ohne auf Bezahlung zu sehen, glücklich seyn läßt.

g) Wenn sich der Verfasser nicht widersprechen will, so darf, nach seinen mannigfachen Aeußerungen, der Mensch, rein um des Vergnügens willen, sich nicht vergnügen.

h) Wenn künstlerisch und sittlich nicht unauflöslich mit einander verbunden wären: so müßte alle Kunst von Staats- und Religionswegen verboten werden. Zwar gibt es, wie sonstige Heuchelwerke, auch unsittliche Kunstwerke voll Täuschung und Lüge, aber alsdann hat ein solches Kunstwerk seine eignen Gesetze übertreten, und kann nur nach diesen, nach keinen andern, gerichtet werden. Die wahre Kunst ist so gewiß auf dem Wege zur Sittlichkeit, als die wahre Sittlichkeit auf dem Wege zur Schönheit. Nur die Pseudo-Sittlichkeit haßt die wahre Kunst; nur die Pseudo-Kunst ist eine Feindin der Sittlichkeit.

Corneille in Weimar.

Die wahrhaft gemüthvolle Reisebeschreibung des Königs Ludwig XVIII. von Frankreich, welche im Lit. Bl. No. 58. S. 229. (vom Jahr 1823) so sinnvoll beurtheilt wurde, hat das Modenjournal von Weimar, 1824, No. 1, in einen wunderlichen Irrthum geführt. Der Recensent in der Hekate hatte, auf sehr bescheidene Weise, Zweifel gegen die Stelle des Werkes erhoben, wo der erlauchte Verfasser von d'Avaray sagt: chéri d'une famille nombreuse et qui vit dans la plus parfaite union, son évasion me semblait aussi difficile que la mienne. Er verlangte das Imperfectum vivait statt des Präsens vit, weil nicht von einem Jezt, sondern von einem Damals die Rede sey, und äußerte dabey (S. 446): „Warum wie eine „solche Kleinigkeit erwähnen? Die franz. Akademie hat „über das problematische parfait ihres tragischen Fürsten Corneille: Le flot qui l'apporta, recule épouvanté, soviel verhandelt, daß wir wohl wissen möchten, „wie sie es mit dem problematischen présent ihres wirklichen Königs halten wird.“ Das Modenjournal von Weimar aber meynt a. a. Orte, dieser Recensent habe Unrecht, vit bezeichne ja eben ein Damals, ganz wie das apporta in dem Verse von Corneille; es sey das parfait historique. — — — Doch nicht von vivre? Das lautet bekanntlich: je vécus, nous vécumes etc. *) Bm.

*) Sollte nicht vielleicht ein Druckfehler in der fraglichen Stelle seyn? Könnte der König nicht geschrieben haben: chéri d'une famille nombreuse et qu'il vit (von voir) dans la plus parfaite union? Ich habe das gedachte Modenjournal nicht zur Hand, aber ich weiß, daß beyde Redacteurs (St. Schütze und Peucer, der Herausg. des Class. Theaters der Franzosen, s. Lit. Bl. 1821. No. 57.) der französischen Sprache mächtig, und nicht in dem Falle sind, vit für das erzählende Perfectum von vivre anzusehen.

Müllner.

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 4. Mai 1824.

Literar-Geschichte.

Shakespeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Erster Theil. Leipzig bey Brockhaus. 1823. 8. 358 S.

Wenn die Senne am hellen Sommertage über uns steht, und ihre Strahlen den Einen eequicken und beleben, den Andern aber niederdrücken; wenn sie den Städter „aus der Steaßen quetschender Enge" locken, drn Landmann aber unter das kühle Laubwerk treiben; so wird man nicht ohne Lächeln dieselben Leute sich gegenseitig die große Neuigkeit mittheilen hören, die Sonne stehe jezt wirklich am Himmel, und die Ursache, warum der Eine sie suche, und der Andere sich nicht viel aus ihr mache, sey die und die. Auf dieselbe Weise aber treibt man es seit mehr als hundert Jahren mit Shakespeare. Tausende von Bänden wurden geschrieben und vergessen, in denen zu lesen war, welch ein herrliches, oder welch ein rohes Genie dieser Sh. gewesen, und warum ee so groß odee nicht so groß sey. Die Himmels-Sonne (und die Shakespeare'sche Geistessonne) muß auf jeden nach seiner Eigenthümlichkeit wirken, und wirkt so, allen Kommentatoeen zum Troz; daher es eine abgeschmackte Anmaßung ist, zu behaupten, man müsse durchaus / um nicht ungebildet zu scheinen, diese Sonne für etwas gar Herrliches erkennen, wäheend sie doch des Einen Arm lähmt, und des Andern Gehirn verbrennt. Die Sonnenanbeter werden solche Arme und Gehirne für schwach erklären; dafür werden die armen Erdendienee behaupten, dessen Gehirn möge veebeannt seyn, der am heißen Mittag die göttliche Sonne mit bloßem Kopfe delomplimentirt.

Wir wollten durch diese Aet von Peolog blos unsere Meynung über die kund thun, welche noch mehr sich selbst, als Shakespeare'n, uns aufdringen wollen, und [illegible], weil sie sich doch die Mühe genommen, Sh. zu lesen, dieß für jeden andern zwar für uneeläßlich, es aber doch noch füe unerläßlicher betrachten, daß der Dichter überschwenglich gelobt werde. Wir gehen nun zu dem zu beuetheilenden Werke über.

Ref. ist nichts wenigee als abgeneigt, die literarische Thätigkeit des Hrn. Franz Horn als schätzenswerth und in mancher Beziehung als zweckmäßig anzuerkennen. Sichtbar würde sein Wirkungskreis auch ein anderer werden (nämlich ein größerer), wenn er sich bemühen wollte, einen bessern Styl zu scheeiben, d. h. einen natürlichern, einfachern; seine Speache ist zu geziert, zu vornehm; wo sie treuherzig seyn will, ist sie affektirt; wo sie witzig seyn will, gesucht und höfisch platt; die Leheen sind apogryphisch oder Gemeinplätze; das Salz ist mit vielem Wasser versezt, — — kurz, die Physiognomie des Mannes — und das ist ja sein Styl — ist eher abstoßend als anziehend. Aber das ist nicht das Schlimmste. Wir wollen, und dieß ist besonders bey einem neuen Werke über Sh. der Fall, **Resultate des Denkens**; — kein vages Umherschweifen, kein ödes Analysieen, kein Wiederholen von Dingen, die man weiß, und die hundertmal gesagt worden; keine Paraphrasen über das, was Sh. gesagt hat, und keine Conjecturen drssen, was er grsagt haben könnte oder wollte; was er gedacht haben möchte und dürfte. Von allem dem aber sind mehr oder weniger Spueen in dem Hoen'schen Weeke; dahingegrn sich von neuen Ideen und Ansichten, überhaupt von Gedankenreichthum nur sparsame Ausbeute findet.

Uns schien, als habe Hr. Horn bey seinem Werke über Sh. kein bestimmtes Publikum vor Augen gehabt. Schrieb er für die, welche Sh. bereits kennen (wahrhaft kennen)? Wie bedurfte es dann aber so weitläufig auseinandergesezter Entwickelung der Charaktere und iheer Vorzüge? Wie bedurfte es der Berührung von tausend Einzelnheiten, die jeder Gebildete (der **voenrhm** Gebildete, wie der **unvornehm** Gebildete!) an den Fingern herzuzählen weiß? Schrieb er für die, welche Sh. noch nicht kennrn? Allein diesem ließe sich das Nöthigste, was in dem vorliegrnden ersten Bande enthalten, in den wenigen Worten mittheilen: „Sh. ist ein göttlicher (S. 1 und 2 heißt er „der erste, der reichste und tiefste, der lehrreichste und ergötzlichste, der geheimnißvollste und klarste" — Gott sey mit uns, nichts weiter?) Dichtrr; nach Horaz schlief Homer zuweilen; das begegnete Sh'n

nie.“ Solche Barbaren, die den Herrlichen nie gelesen, waren hiermit genugsam unterrichtet, und konnten nun zwischen Homer und Shakespeare wählen. Für die aber, welche in der unglücklichen Mitte schweben, für die Halbwisser und Halbkenner schrieb H. H. am wenigsten, denn er hätte dann alles gründlicher und umfassender geben müssen.

Da wir uns unmöglich auf eine Kritik des ganzen Buches einlassen können, in welchem acht Spiele des Dichters behandelt sind (nämlich Macbeth, Julius Cäsar, der Kaufmann von Venedig, König Lear, Romeo und Julie, Viel Lärm um nichts, Titus Andronikus und Othello), so wählen wir Einzelnes aus einem Trauerspiel und einem Lustspiel, um zu zeigen, wie H. H. zu Werke ging.

Wir beginnen mit Macbeth. Während der Entwickelung des Ganges dieses Stücks heißt es §. 6.

„Dennoch (troz der durch die Hexen erregten finstern Gedanken) würde — es ist nicht zu bezweifeln — Macbeth Herr der bösen Neigung geworden seyn, denn das Streben nach äußerer Ehre ist bey ihm doch wohl einem höhern Gedanken unterworfen, wäre nicht ihm seine Gattin als übermächtiger böser Engel erschienen. — Hier aber waltet (hear him, hear him!) bey allen frühern Auslegern großer Irrthum und ein Verkennen des herrlichen Verdienstes unseres Dichters. Wie man es gewöhnlich vorstellt, ist die Lady nichts weiter, als das Maximum des Ehrgeizes, die, um eine Krone zu erwerben, sich jedes, auch des gräßlichsten Mittels bedient. (Deutscher wär' es, wenn „die, um eine Krone“ u. s. w. verwandelt worden wäre in: „und sie bedient sich, um“ u. s. w.) So ist es freylich, ja noch mehr, dürfen wir sagen: sie würde die eine Hälfte der Erde in Flammen aufgehen lassen, um den Thron der andern zu erlangen. Aber — und hier liegt die Tiefe der Charakteristik (und des Scharfsinns des Auslegers) — nicht für sich allein, sondern für ihn, den geliebten Gatten.“

Hier haben wir uns durch vielen Wortschwall, der aber im Buche selbst noch nicht endiget, zu dem puncto quaestionis durchgearbeitet. Der große Irrthum und das Verkennen des Dichters, welches hier gerügt werden soll, ist nämlich, wie §. 11 abermals gesagt wird, „die höchstseltsame (!) und rührende Liebe des verbrecherischen Ehepaars,“ bey welcher der Ausleger „ein wenig lange (sic!) verweilen zu müssen schien, theils weil sie, wenn ich mich so ausdrücken darf (Why not?), das eigentliche Auge des Stückes ist, theils weil, wie bereits erwähnt worden (!), noch kein Ausleger derselben gedacht hat.“

Wir wollen diesem Auge etwas näher ins Auge schauen, um zu sehen, wie es sich mit dem verhält, was noch keines Auslegers Auge gesehen und kein Ohr vernommen hat. Wir kehren deßhalb zu §. 7 zurück, wo die Beweise für diese höchstseltsame Liebe zwischen Macbeth und seiner Lady anfangen. Da heißt es denn:

„Beweise für diese zärtliche Neigung gibt das ganze Stück, und sie erscheint sowohl in Worten als in Thaten und gleich die erste Begrüßung von seiner Seite mit dem traulichsten Wort „My dearest love“ ist gewiß nicht ohne Bedeutung; denn es zeigt sich überall, daß die Gattin ihm sey, wie er sie nennt.“

Von den Worten und Thaten, in welchen sich diese Liebe beurkunden soll, später; hier nur von der Begrüßung.

Wenn wir bedenken, daß Macbeth den Gefahren einer zweyfachen Schlacht, wie siegreich auch, entkam und in sein Schloß zurückkehrt; und wenn wir den, auch blos ehrgeizig aufjauchzenden, Zuruf der Lady hören, so wird uns troz des „My dearest love“ in Macbeths Mund, diese angebliche eheliche Zärtlichkeit immer seltsam und räthselhaft bleiben. Stünde dieses „My dearest love“ allein, so möchte es noch etwas für den scharfsinnigen Ausleger beweisen; aber Macbeth sagt blos:

— „My dearest love,
Duncan comes here to night.“

(„Meine theuerste Liebe, Duncan kömmt heut Nacht hierher.“) Ich frage jede liebende Gattin, ob sie eine solche Anrede unter allen Umständen für eine Zärtlichkeit von Seiten ihres Gatten hielte, den Umstand vielleicht ausgenommen, daß dieser Duncan der Frau lieber wäre, als der Gatte. Wir lassen den Verf. weiter sprechen:

„Er, der das große Wort

Das wag' ich Alles, was dem Manne ziemt;
Wer mehr wagt, der ist keiner —

ausgesprochen, und gewiß in seinem ganzen Umfang ausgedacht hat, er wagt dennoch, was kein Mann wagen soll; aber er wagt es nicht, um den „güldenen Reif“ allein, er wagt es meistens um der Gattin willen, der er nicht widerstehen kann, weil er sie zu sehr liebt. Selbst ihr lezter Versuch, ihn aufzuregen, der Vorwurf der Muthlosigkeit, was würde er gewirkt haben, aus dem Munde einer Ungeliebten? Mißmuth, Zorn und ein höhnend kaltes Erwähnen der eben gewonnenen Schlacht; nichts weiter. Und wie fruchtet er hier!“

Wir sehen uns überall vergeblich nach dem um, was der Ausleger hier dem Dichter einlegt. Macbeth kömmt (Act 1. Sc. 7) schwankend zwischen Ehrgeiz, Furcht vor den möglichen Folgen der That und dem Gefühl, daß er seinen König und Verwandten morde. Er sagt:

— „I have no spur,
To prick the sides of my intent, but only
Vaulting ambition, which o'er-leaps itself,
And falls on the other.“

Von zärtlicher Gattenliebe kein Wort. Die Lady

kömmt nun, und macht ihm Vorwürfe, daß er so unschlüßig sey. Die Stelle:

— „From this time,
Such I account thy love."

steht vereinzelt und ohne viel Bedeutung da: nach dem eben gelobten Kraftausspruch Macbeths:

„I dare do all that may become a man," etc.

wird die zärtliche Lady fast grob und sagt:

What beast was it then,
That made you break this enterprise to me? etc.

und nun fährt sie fort, ihn zu überreden, wo denn kein Hauch von Gattenliebe die Sprache anfliegt. Einverständniß der beyden Eheleute wird freylich gefordert, gegenseitig eingewurzeltes Vertrauen, auf gleichen Ehrgeiz sich gründend, sonst wäre die Ueberredung nicht am rechten Orte: Wann aber ließ Sh. zwey wildfremde Menschen sich zum ersten Mal sehen, und sogleich den Mord ihres Königs und Vetters beschließen, daß diese Gattenliebe so große Bewunderung auf sich zieht? „My love," und „my dearest chuck" („mein liebstes Püppchen!" ein holdes Püppchen, diese Lady Macbeth!) sind höchst wohlfeile Liebesbeweise.

Wo von Banquo's Tod die Rede ist, und Macbeth seine Lady nicht von dem Morde, den er vorhat, unterrichten will, sagt H. Horn: „Was kann der großartig liebende Sünder (!) mehr thun, als neue Sünden begehn für sie?" — Man sieht, wieweit ein fixer Gedanke umgreift, und zu welchen Untiefen die Eigenliebe, einen neuen Satz durchführen zu wollen, leiten kann.

§. 9. wird es der Lady abermals für Zärtlichkeit ausgelegt, daß sie ihrem Gatten nach der Erscheinung von Banquo's Geist, nicht den leisesten Vorwurf macht, „jezt, wo jede weniger liebende vornehme Frauennatur sich in endlosen Vorwürfen würde Luft gemacht haben." Gott bewahre uns vor solchen vornehmen Frauennaturen oder Naturfrauen. Aber die Lady hat sich schon während des betrübten Festes Luft genug gemacht mit „Bist du ein Mann?" — „Schäme dich! Warum schneidest du solche Gesichter? Wenn man's recht betrachtet, starrst du nur einen Stuhl an!" — „Pfui! ganz entmannt in Wahnsinn!" und dgl. Zärtlichkeiten.

Daß endlich Macbeth seine Sorgfalt für die kranke Gattin äußert, wie er thut, und daß er die Nachricht von ihrem Tod aufnimmt, wie er thut, fanden wir natürlich und angemessen, ohne gerade an dem Thermometer seiner Worte die Grade seiner ehelichen Zärtlichkeit abzuzählen.

In §. 15. heißt es, Macbeth habe sich alles gesagt, was ihn von dem Morde an Duncan hätte abhalten können; „nur eines" — fährt der Verf. fort — „verschweigt er: **Duncan's Alter, das sich fast der Greisenzeit nähert.** Diesen einen Umstand, völlig genügend, um auch den Löwen zu zähmen, und das Lamm in Sicherheit zu stellen, **durfte** er jezt sich selbst und uns nicht nennen: denn nur, wenn er diesen einen Umstand vergessen hat, kann die That als möglich gedacht werden, was sie sonst kaum wäre" (u. s. w., denn H. H. declamirt noch über das Thema weiter; wenn er so einem Gedanken auf der Fährte ist, hezt er ihn ohn' Erbarmen zu todt). Aber, verehrtester Herr Ausleger,

Sie haben ein allzukurzes Gesicht,
Und sehen den Wald vor Bäumen nicht:
Uns ward sogleich im Schauspielhaus klar,
(Und schon in dem zweyten Auftritte zwar)
Daß der König mit seinem Silberhaar
Und dem Scheitel, des Lockenschmucks baar,
Ein Greis und kein Jüngling war.

Wir andern Layen hätten auch gar keinen Spaß, wenn die Büchergelehrten nicht zuweilen so einen Schnitzer machten. Durfte der Dichter seinen Helden sich und den Zuschauern etwas verschweigen lassen wollen, das jeder bey dem ersten Hinblick auf die Bühne sehen konnte? Oder hätte Sh. vielleicht blos für Leser geschrieben? Wir nehmen eher an, daß er an die Feinheit, welche ihm H. H. auf Rechnung zu bringen so ungeschickt geschäftig war, in seinem Leben nicht gedacht hat.

Ueber den Kommentar des Lustspiels, dessen wir zu gedenken versprochen haben, können wir uns kürzer fassen. Wir wählen „Viel Lärm um nichts." §. 1. lernen wir, „daß der Unterschied zwischen Tragödie und Komödie allerdings ein realer sey" und „daß nur eine durchaus **vornehme** Natur und erhabene Seele das Lächerliche, Rohe und Gemeine im Menschen poetisch darzustellen vermöge." Erst §. 3. kömmt der Ausleger auf — den Titel des Lustspiels zu sprechen, dessen Rechtfertigung er natürlich (unnöthiger Weise) übernehmen zu müssen glaubt. Nun werden die Charaktere und Situationen zerlegt und §. 5 und 6 die Frage abgehandelt, ob Antonio in dem Stücke nothwendig sey. Hätte Hr. H. Antonio's Rolle nur Ein Mal von Mr. Bartley im Coventgarden-Theater zu London darstellen sehen, so wär' er alles Darlegens der Gründe für Antonio's Vorhandenseyn in dem Stücke überhoben gewesen. — Claudio's Tapferkeit (§. 10) kann seiner sonstigen gänzlichen Nichtswürdigkeit nicht aufhelfen. — Benedict steht höher als Beatrice (§. 21), denn der Humor ist überhaupt mehr der männlichen Seele angemessen." Vielleicht mag Frauen der Humor nicht stets wohl stehen, sonst aber ist er gerade nicht ausschließlich der Männer Erbe, und was gegenwärtigen Fall betrifft, so steht unsrer Ansicht nach, Beatrice an Humor nicht hinter Benedict zurück. Auch dieß läßt sich vielleicht richtig nur beurtheilen, wenn man das Lustspiel oft darstellen und beson-

ders, wenn man einen Charles Kemble und eine Mrs. Farren oder Miß Chester als Benedict und Beatrice auftreten sah. — Ueberhaupt bemerken wir in diesem Commentar zu „Much ado about nothing," daß Hr. Horn den komischen Charakteren noch weniger als den tragischen die Maske abzunehmen, und das Wesentliche vom Zufälligen zu scheiden weiß. Besonders sind Benedict und Antonio höchst oberflächlich nachgezeichnet (bey Antonio durfte nicht einmal das kurze Gespräch zwischen ihm und Ursula im Maskensaal vergessen werden). Von Beatricens lebenvoller, geistreicher Persönlichkeit ist fast keine Rede: dafür nehmen Dogberry's und Verges' Späße, die alle Welt kennt, einen zu großen Raum ein.

Neben mehr Einfachheit und Präcision der Gedanken und des Styls rathen wir Hrn. Horn, weniger Gewicht auf das zu legen, was er für bisher unerhört und ungedacht hält; das anmaßliche Auftragen solcher Art Farben schreckt den Leser zurück, der, bescheiden angegangen, sich dieß und jenes wohl gefallen läßt. Wir sind der Meynung, Hr. Horn würde besonders dann etwas Tüchtigeres in Bezug auf Shakespeare leisten können, wenn er den Dichter in England studiren, die dortigen Bühnen besuchen und seinen Ansichten durch Verkehr mit den englischen Kennern Sh's (wir nennen hier besonders Coleridge und Charles Kemble) Unterlage und Reinheit geben wollte.

Naturkunde.

Gemälde der organischen Natur und ihrer Verbreitung auf der Erde, von Wilbrand und Ritgen. Gießen bey Müller. 1823. In vier Blättern. Die Erklärung 128 S. 8.

Ref. ist zuerst durch mündliche Mittheilung von Hrn. Ober-Medizinal-Rath Blumenbach in Göttingen, sodann durch Goethe's Beurtheilung dieses Gemäldes der organischen Natur (Morphologie 2n Bandes 2s Heft p. 63.) auf dieses Gemälde und die angefügte erklärende Schrift aufmerksam geworden, und die Leser des Lit. Bl. werden es ihm Dank wissen, wenn er sie mit der dieser seltnen literarischen Erscheinung zum Grunde liegenden Idee näher bekannt macht.

Das Gemälde (im Ganzen 4′ 4″ lang, 1′ 10″ hoch) beabsichtigt, dem Beschauer auf einen Blick eine Uebersicht des organischen Lebens in seiner Verbreitung auf unserm Weltkörper zu geben.

Das Ganze stellt den festen Erdkern dar, schwimmend im Meere, oben von der Bläue des Himmels umgeben; links der Nordpol, rechts der Südpol, in der Mitte das feste Land in malerischer Gruppirung der Berge, und an den beyden Polen die Eisberge des Meeres. Im Hintergrunde des Gemäldes gewähren die Hochgebirge Asiens, besonders das Himelaya-Gebirge einen ganz eigenthümlichen Anblick. Die von dem engländischen Kapitäne Webb gemessenen und bestimmten Höhen sind unter ihrem Breitegrade angegeben. Vor diesen sehen wir die Cordilleras von Amerika, wie sie sich von der nördlichen zu der südlichen Halbkugel herüberziehen; ferner erscheint unter dem 61. Grade N. B. der Eliasberg, unter dem Aequator der Chimborazo und der Cotopari, und endlich der Descabezado in Chili. Außer diesen bieten sich noch der Popokatepetl, der Cayambe, der Pichincha und mehrere Piks, alle mit Angabe ihrer von Naturforschern bestimmten Höhe, dem Auge dar.

Vor den Amerikanischen Gebirgen erblickt man auf der nördlichen Halbkugel die Europäischen, von Lappland anfangend, bis zu den südlichsten Grenzen dieses Welttheils. Unter jedem Breitegrade sind die Gebirge nach ihrer relativen Höhe dargestellt: unter den deutschen bemerken wir den Brocken, die Schneekoppe in Schlesien, die Tyrolergebirge und unter diesen den Glasglockner und die Oertler Spitze. Dann erscheinen die Gebirge der Schweiz, wo der Rigi, der Pilatusberg, der St. Gotthard, der große Bernhard, und weiter der Montblanc nach ihren gemessenen Höhen verzeichnet sind. Weiter sieht man die höchsten Gipfel der Pyrenäen, den Vesuv und den Aetna. Vom Meere aus bemerkt man den Einschnitt, welchen das Mittelländische Meer zwischen Europa und Afrika macht. Auf die Europäischen Gebirge folgen dann südlich die Afrikanischen, deren eigenthümlicher Charakter durch die Zeichnung angedeutet ist, so wie die Sandwüsten Afrika's durch die Illumination hervorgehoben worden sind. An die Afrikanischen oder Amerikanischen Gebirge schließen sich auf der südlichen Halbkugel die Gebirge Australiens, insbesondere der Mawna Roah auf Owaihi, der Gipfel auf Otaheiti und der Egmont'sberg auf Neuseeland.

Ueber alle diese Gebirgsketten, welche in ihren gegenseitigen Verhältnissen malerisch dargestellt sind, ist die Schneelinie, die Grenze des organischen Lebens angelegt. Die Beobachtungen, welche Humboldt im tropischen Amerika, welche Saussure in der Schweiz, und welche Wahlenberg in Lappland anstellten, so wie die Beobachtungen Forsters auf der südlichen Halbkugel, sind miteinander verglichen worden und hienach wurde sodann die Schneelinie verzeichnet. Da, wo dieselbe in ihrer Höhe, nach der Beobachtung verschiedener Naturforscher wechselt, ist dieser Wechsel durch Strichen angedeutet. Das Ganze der Schneelinie bildet eine Curve, welche sich unter dem Aequator am höchsten über das Meer erhebt, von da nach beyden Seiten allmählig niedersteigt, und endlich auf der nördlichen Halbkugel unter dem 75sten und auf der südlichen unter dem 60sten Breitegrade die Meeresfläche erreicht. Die Genauigkeit, mit welcher hier die Resultate vielfältiger Erfahrungen benuzt worden sind, ist höchst lobenswerth.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Freitag den 7. Mai 1824.

Biographie.

Das Leben Johann Friedrich Reinert's, zulezt Direktors des Archi-Gymn. zu Soest, beschrieben von Wilhelm Freyherrn von Blomberg, Königl. Preuß. Pr. Lieut. im Düsseldorfschen Garde-Landwehr-Bataillon. Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung. 1822. 251 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Nach Durchlesung dieser Schrift, und so oft Rec. auch nachher sich zu ihr gewandt, hat sie in ihm stets ein freudiges und befriedigendes Gefühl hervorgebracht, aus doppeltem Grunde. Zuerst nämlich steht in derselben das reine, edle Bild *Reinert's*, einfach und erhaben und bis in die leisesten Züge getreu vor dem innern Auge des Lesers, der gewissermaßen durch die Anschauung an dem himmlischen Frieden selbst Theil zu haben glaubt, welcher über die ganze Zeichnung verbreitet ist. Dann aber findet das Gemüth volle Befriedigung in der Entdeckung des lautern Geistesspiegels, welcher die herrliche Gestalt auffaßte, und in ihrer eigenthümlichen Form und Farbe treu und unverfälscht zurückwarf. Der Verf. hat durch dieses Werk vor Allem, außer einem hochgebildeten Geiste, der zur Kritik des geistigen Lebens und zur Anlegung des richtigen Maaßstabes an die mancherley Pfade der Welt frey geworden ist, eine *Treue des Gemüths* und eine *Innigkeit in der Auffassung fremder Persönlichkeit* bewährt, wie sie jezt selten ist, in dieser Zeit, wo Eitelkeit und Anmaßung, wurzelnd in Gemeinheit des Sinns und Rohheit des Geistes, so häufig die Herzen verhärtet, und sie zum Dienste des Götzen im Innern in eine lärmende und unsaubere Gemeinde vereinigt, statt sie, wahrer Andacht und Begeisterung voll, zur Verehrung und innigen Ergreifung und Aufnahme des Schönen und Guten hinzuleiten. Es scheint die Flachheit sich ringsher aufzumachen, um alle Höhen und hervorragenden Häupter unter eine weite, öde Lache zu setzen. Dichter, welche nach Gottes eignem Geheiß aus der himmlischen Schaale des Nektars gekostet, und welchen ein, von der Menge gesondertes, Leben an den reinen Brüsten der Natur vom Himmel selbst zugestanden ist, werden nach Moralcompendien gemessen, weil die Messenden selbst eben in diesen auch ihr eigenes Gesetz, als *unter* dem Gesetz Seyende, erkennen müssen. Andere werden gefeyert, weil sie für den täglichen Hausbedarf reiche Ausbeute geben, und sich die Zerknirschten, Vernichteten und Hoffnungslosen mit Begier den sehnsüchtigen, verzückten und Leid und Vernichtung klagenden Tönen des, im eignen Kampf und Weh befangenen Sängers anschließen mögen, statt auf das eigenthümlich kräftige, gesunde und aus innerer Fülle aufgesproßte Geistesleben Anderer zu merken, welche wegen ihrer Entfernung von kränklichem Gewimmer und süßthuender Nervenschwäche, kalt und stolz und wenig erbaulich, auch wohl gemein und der Tugend nicht förderlich heißen. — Aber Männer, welche durch außerordentliche Geisteskraft und Willensstärke die ungeheuersten Erfolge bewirkt, und durch *That* und *Handlung* und ununterbrochene Anstrengung dem europäischen Völkerleben neue Bahnen theils geebnet, theils selbst gegeben haben, wird abgeurtheilt, als wären es Schulknaben, denen man die Fehler ihrer Exercitia mit einigen Federstrichen anzuzeichnen habe. — Neben jede ausgezeichnete Persönlichkeit, jeden bedeutenden Charakter stellt sich eine Schaar von Affen und Zwergen, und bläht und spreizt sich mit wichtigen Gebärden, und schreitet einher in dem Wahn, jenen Heroen gleich zu seyn, und noch etwas größer, weil sie ihnen auch ihre Fehler und Irrthümer nachzuweisen vermögen. (Die Meisten dieser Menschen leiden an einem *Mangel* an *Thaten* und entbehren eines praktischen Verhältnisses zum Leben, woraus bodenlose Speculation und Arroganz hervorgeht.) Ueber Gegenstände der Literatur und Kunst weiß heutzutage Jeder zu sprechen, der nur Recensionen lesen, die musikalische Zeitung halten und das Conversations-Lexicon bezahlen kann; und mit einem Handbuch der Aesthetik unterm Arm, wissen diese Leute im Voraus, wie

der Dichter dichten, der Vogel singen und Gräser und Blumen wachsen und blühen müssen.

Unter solchen Verhältnissen und in solcher durch Eitelkeit und Halbheit verflachten Umgebung ist es eine wohlthuende und tröstliche Erscheinung, einen Mann anzutreffen, der, bey großer Schärfe seiner philosophischen Bildung, seine ganze Liebe der Darstellung des Lebens eines Schulmannes zuwenden mochte, „der einen Himmel in sich zu gründen unternahm, und wohlthuend diesen Himmel in den Kreis der Jugend zu verpflanzen suchte;“ — einen Mann, der im reinen, von Hochmuth nicht befleckten, Busen den köstlichen Schatz niederlegte; der den tiefen Sinn des Lebens seines Meisters rein und vollkommen erfaßte, und das Bild desselben, nach der, in Begeisterung gewonnenen, innern Anschauung, als Denkmahl für Mit- und Nachwelt aufstellte.

Rec. erlaubt sich die Mittheilung folgender, gleich zu Anfang des Buchs sich findender, Stelle, welche, nach seiner Ansicht, für den Verf., seine Schrift und deren Gegenstand ein sehr schönes Zeugniß ablegt: „Anders (als mit der Lebensbeschreibung politisch-bedeutender Männer) ist es mit der Darstellung eines Lebens, welches seine Richtung innerlich nehmend, sich den Bewegungen des äußern Lebens entziehend, einen Himmel in sich zu gründen unternahm, und wohlthuend diesen Himmel in den Kreis der Jugend zu verpflanzen suchte, welche der Leitung eines solchen Sinnes übergeben wurde. Dieses Geschäft, so selten von der Dankbarkeit unternommen, liegt denen ob, die sich an einer so heiligen Flamme der Vesta erwärmten; und nur ihnen kann es gelingen, ihre Wärme und ihr Licht auch denen mitzutheilen, welche nicht Theil daran hatten. So wie der Zierde der Menschheit, Socrates, und ihrem höchsten Ideal, dem göttlichen Menschen Jesus, von den Herzen der Ihrigen diese ewigen und unzerstörten Denkmähler gesezt wurden, so liegt es jedem Herzen ob, das sich der heiligen Gluth eines vortrefflichen Lehrers nahen durfte, und von ihr Wärme und Leben einathmete, solcher Kraft wenigstens ein Denkmahl im Innern zu stiften, und, wo die Fähigkeit es zuläßt, ein solches Denkmahl auch den Augen der Mit- und Nachwelt nicht zu entziehen. Eigner Entschluß und fremdes Zutrauen beriefen mich zu meines Lehrers Reinert's Lebensbeschreibung, und ich habe keinen eifrigern Wunsch, als diesem Gegenstande genügend zu entsprechen, von dem mein Gemüth erfüllt ist. Bey einer solchen Darstellung giebt das höhere Leben des verehrten Lehrers selbst die mangelnden Kräfte, und furchtlos wage ich es, eine innerliche Seelengröße und ein Herz darzustellen, deren Bild ein stilles, aber genügendes Maß für die Thorheiten und Irrungen, so wie für die Laster der Zeit, gewähren wird, ausgehend aus dem makellosen Leben eines Schulmannes, der nichts schrieb, aber seinen Namen dennoch verewigte, indem er sein Leben Andern gab. Möge denn diese Darstellung Vielen Trost und Genuß, Manchem Glauben an das Höhere in der Menschheit, und Denen, die Reinert kannten, frohe Erinnerung an den Vollendeten gewähren!“

Der Verf. führt nun das Leben Reinert's, nach seinen Hauptmomenten, in einer höchst innigen, kräftigen und rasch hinströmenden Darstellung dem Leser vorüber; auch dadurch beurkundend, daß er das Werk nicht mühseligem Nachsinnen und ängstlicher Compilation abgewonnen; sondern daß das Ganze aus innerer Fülle, aus der vollkommnen Ergreifung des Einen Gedankens, der dem Leben des edlen Lehrers zum Grunde lag, hervorgegangen sey.

Von S. 1—28 wird die früheste Jugend R's während seines Aufenthalts im älterlichen Hause geschildert. Er war der Sohn eines Landmannes im Lippischen, geboren den 21. Jan. 1769. Der Vater, ein strenger, ernster und mäßiger Mann, hatte den siebenjährigen Krieg unter den Fahnen des großen Friedrichs mitgemacht, und hatte schon dem Knaben durch seine warme Anhänglichkeit an denselben eine hohe Achtung und Bewunderung für diesen ausgezeichneten Fürsten eingeflößt. Die Mutter, welche früher starb, hatte ihr Bild tief in des Sohnes Herz gegraben. Er verehrte stets in ihrem Andenken die Züge der zärtlichsten mütterlichen Liebe; sie milderte den, zu Zeiten auflodernden Zorn des Vaters, ohne die Hehlerinn der Fehler ihrer Kinder zu seyn, und theilte Alles den Kindern Liebe und Theure mit milden Händen unter sie aus. Sie pflegte sorgsam der Kinder, wenn sie bey rauher Witterung den kleinen Viehstand des Hauses auf der Hute oder im Walde wahren mußten, und begleitete sie auch Sonntags zu ihren Vergnügungsplätzen, oder zu andern Bauern der Nachbarschaft, die Kinder von gleichem Alter hatten. Reinert rühmte immer ihre Klugheit und ihren weiblichen, zarten Sinn, womit sie seine Jugend geleitet und erquickt hatte. — Harmlos vergingen Reinert's Kinderjahre, entfernt von dem schädlichen Zusammenleben und der Ansteckung des Bösen durch verdorbene Altersgenossen und Spielcameraden. Die Sehnsucht des Kindes war fürerst auf den heitern Sonntag gerichtet; hier war es erlaubt, Ziege und Gänse einzuschließen, und geschäftslos in den nahen Wäldern sich zu ergehn, und freudige Spiele mit den Gleichen zu treiben. Zugleich wurde an diesem Tage der Weg zur Kirche angetreten, und R's Verstand wurde zuerst durch das Auffassen der Predigt geschärft, welche der Gegenstand seiner vollsten Aufmerksamkeit wurde. Er behielt als Kind die Predigt in ihrem Zusammenhange, und unterhielt im Nachhausegehen die glücklichen Ael-

tern damit. Der Vater besonders erkannte in dieser seltenen Abstraction des Kindes von allem Aeußerlichen, und den Störungen, die bey Jünglingen noch der Anblick einer, so verschiedenartig gekleideten und zusammengesetzten, Gemeinde veranlaßt, den unübewindlichen Drang nach Wissen, welcher R. beseelte. Er ließ, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, das Söhnlein die Landschule regelmäßig besuchen, wo dieser alles Gebotene mit einem solchen Eifer ergriff, daß er bald des Lehrers Wunder ward, und dieser seinem Vater davon Kunde geben zu müssen glaubte. Sobald R. lesen konnte, nahm er außer der Schule auf die Weide den Katechismus, das Gesangbuch oder die Bibel mit, und übte sich laut in Gesellschaft der weidenden Untergebenen. Als der Vater immer deutlicher den Drang des Sohnes nach Wissen und Belehrung einsah, und daß derselbe sich schon in dem gewohnten Lehrkreise der Landschule beengt fühlte, entschloß er sich, trotz seiner beschränkten Mittel, ihn der Stadtschule zu Lemgo anzuvertrauen, wohin er nun jeden Tag von dem, eine Stunde von der Stadt entfernten Dorfe, dem Wohnorte der Aeltern, seinen Weg nahm. Wenn er nun in der ermüdenden Hitze des Sommers, oder in der herben Kälte des Winters den Rückweg zur Heimath den langen Raume abgewonnen hatte, setzte er sich mit Ergebenheit unter die Seinigen an den Spinnrocken, und hier pflegte er den Gegenstand seiner Belehrung an den Rocken zu befestigen, und während seine Hände unablässig wie der Fuß zum Gewinnst für die Familie arbeiteten, weidete er seine Augen, gewöhnt an den Mechanismus der Spinnkunst, in dem Felde, welches seine Wißbegierde zu befriedigen versprach. Im Winter befestigte er ein Lämpchen neben sich, um das Pensum lesen zu können, während sein Körper den Pflichten eines guten Sohnes nachkam.

Man erblickt in dieser Darstellung gleichsam schon das ganze Leben R's wie im Kern. Das Bedürfniß des Geistes im Kampfe mit den Hindernissen, welche die äußern Verhältnisse, die ihn umgebende Welt ihm entgegenstellten; aber versöhnt durch Ergebenheit und Frieden des Herzens und durch die, allem Verdienst und äußern Lohn entsagende Befriedigung des Innern: eine innere Welt voll Seligkeit und Wonne, geschützt und überwölbt durch die ruhige und standhafte Uebernahme jeglichen Tributs, den die Außenwelt zur Aufrechthaltung des Friedens oft gebieterisch fordert. Und nur solche ländliche Stille und Einfalt, scheint es, konnten eine so einfache, nie zu Hochmuth und Schein abirrende, Natur erzeugen!

S. 28—44 folgt die Darstellung des Lebens R's als Zögling des Lemgo'schen Gymnasiums, unter Menschings Leitung. Es wird dargestellt, wie dieser ausgezeichnete Schulmann, auf die Nachricht von des jungen R's Eifer und unverdrossenem Streben nach wissenschaftlicher Bildung, ihn in seinem 10ten Lebensjahre zu sich in sein Haus nimmt, und seine weitere Fortbildung selbst leitet.

„Reinert bezog nun die Wohnung in Menschings Hause, der ihm nun selbst in müßigen Stunden in dem nachhalf, was ihm zum Besuch der 3ten Klasse fehlte. Eifer und glückliches Gedächtniß machten die Fortschritte des Knaben im Lateinischen riesenhaft und bewundernswürdig. Er erhielt nun auch durch Mensching die Stelle eines Klavigers (Beschließers der Schule), welche ein geringes Einkommen abwarf. Diese Einnahme verwandte R. dazu, seine ersten Schätze anzulegen, nämlich sich Bücher dafür anzuschaffen, die auch später immer für sein einziges Vermögen zu halten waren. Der menschenfreundliche, milde Charakter Menschings, seine liebevolle Behandlungsweise, die Entfernung mechanischer, körperlicher Arbeit, das hellere, freyere Local der Wohnung, Alles trug dazu bey, im Contrast mit dem ersten, harten Wesen seines Vaters, mit dessen enger Hütte und ihrer sauern Arbeit, R's Gemüth zu beflügeln, und eine Stimmung zu schaffen, als sey er zu den Inseln der Seligen gelangt. Denn Alles, was auf Schulen Viele Arbeit nennen, war ihm Lust und Befriedigung.“ — Wichtig für seine sittliche Bildung wurde das Zusammenleben mit den ältern, erfahrenern Schülern, welche, Menschings Augen verborgen, im Kleinen eine Welt gestalteten, die sich von dem Guten, Wahren und Schönen innerlich absonderte, und später Unglück über die sich darin Bewegenden brachte. Reinert's Augen faßten zuerst das, ihm verabscheuungswürdige Bild der Verderbniß. Seine Stellung zwischen dieser und dem getäuschten und hintergangenen Lehrer, seinem Wohlthäter, war sehr kritisch. „Er gewann durch die Weise, wie er sicher durch die Charybdis fremder Untugend zum Ziele segelte, jene Festigkeit des Charakters, die ihm eine unüberwindliche Kraft gegen die Wurzel des Bösen und Unwürdigen lieh. Zugleich erzeugte das, auf einer tiefern Stufe nothwendige, Benehmen gegen Aeltere in seinem Gemüth eine, dem Genie so selten eigene Klugheit, der er sich sehr früh bewußt wurde. Unschuld des Geistes, die immer in der Mitte aller seiner Eigenschaften blieb, legte einen Damm der Klugheit und des Bewußtseyns früh um sein Jugendleben, und seine Seele bewegte sich frey nach allen Richtungen des Wissens und der Erfahrung, ohne im Innern durch die Fahrt zu leiden.“ Der Verf. berührt hier eine sehr wichtige Seite in Reinert's Charakter. Es ist dieß die Schlangenklugheit und die Taubeneinfalt. Man weiß, wie besonders unsere sentimentale Zeit sich im Gefühl, in bodenloser Phantasie

und in frommen Schauern gefällt, mit meerklicher Hintansetzung der Verstandesbildung, der Klarheit des Selbstbewußtseyns und der besonnenen Fortbildung der Wahrheit. Das Geschlecht krankt am Kosmopolitismus, an der Juden-, Heiden- und Türkenliebe. Sie lieben Alles, darum mögen sie für das eigne Lieb nicht mit ganzer Kraft sich waffnen, noch dafür ihr Leben allein weihen und in den Tod gehen. Sie hassen das Schwert zu sehe und tragen zu fromme Scheu vor dem Blutvergießen, um Gewalt zu thun. Die Thräne des Dulders und das Märtyrerthum zertretener Demuth kommt ihnen als die edelste Palme des Lebens vor; solcher Feigheit im verwirrten Sinn das mißverstandene Wort und das nie von ihnen begriffene Bild des Heilandes vorwendend. Dieser, und wer sonst unter den Sterblichen als gottgesandter Streiter des heiligsten Krieges gegen die Sünde in den Kampf trat, haben sich nie den beschwerlichen Anforderungen der Klugheit entzogen, ausgehend von dem Satze: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es an sich.“ Auch Reinert glaubte den himmlischen Quell des Innern gegen die Bosheit, die Rohheit und Pfiffigkeit der Welt durch einen schirmenden Wall der Klugheit, den er um ihn legte, schützen zu müssen. Er war wie ein guter Steuermann, immer wach und gerüstet; nie wiegte ihn gutmüthiges Vertrauen oder lorbeerathmende Abspannung ein, daß er des Schwertes und Schildes vergessen hätte. Er wußte, daß er auf feindlichem Element segelte, welches nur durch Klugheit und durch Bewußtseyn zu beschwören und zu überlisten ist, und wähnte nie, daß ein Friedenszustand mit demselben möglich sey. Für Feige und Thoren achtete auch er die, vom Volke Mitleid erbettelnden, Scepter von den Dächern.

(Der Beschluß folgt.)

Naturkunde.

Gemälde der organischen Natur und ihrer Verbreitung auf der Erde, von Wilbrand und Ritgen.

(Beschluß.)

Innerhalb dieser Curve sind auf der nördlichen Halbkugel die Familien des Pflanzenreichs nach Jussieu's natürlichem System, auf der südlichen Halbkugel die Geschlechter und Familien des Thierreichs nach Linné's Bestimmung, durch Strahlen dargestellt, welche von einem Punkte in der Ebene des Aequators nach allen Seiten hin, wie von einer Lebenssonne, sich ausbreiten. Das klimatische Verhalten einer jeden Pflanzenfamilie, und eines jeden Thiergeschlechtes ist, so weit Beobachtungen darüber bekannt sind, jedesmal angedeutet. Da, wo das Hauptvaterland einer Pflanzenfamilie oder eines Thiergeschlechtes ist, findet man den Namen angeschrieben und der Strahl ist mehr hervorgehoben. Denkt man sich den Strahl wie eine Speiche beweglich, so bezeichnet er die jedesmalige Erdoberfläche, auf welcher sich in aufsteigender wie in horizontaler Richtung die jedesmalige Familie nach bekannten Beobachtungen verbreitet. Man erhält auf diese Art mit einem Blick eine Uebersicht über alle einzelnen Pflanzenfamilien und Thiergeschlechter nach ihrem klimatischen Verhalten und hiermit eine Uebersicht des gesammten organischen Lebens auf dem festen Lande. Der Fehler, den Zimmermanns Karte über die Verbreitung der Säugthiere hat, — daß nämlich die Bewohner der Schneegränze mit den Bewohnern der Ebene in der heißen Zone zusammengestellt werden, ist vermieden, davon abgesehen, daß dieses Gemälde sich auf die gesammte Thier- und Pflanzenwelt bezieht.

Im Meere sind die Bewohner dieses Elements auf gleiche Weise durch Strahlen ausgedrückt, welche gegen die heiße Zone gerichtet sind, und in einem bestimmten Verhältnisse zur kalten Zone stehen, je nachdem hierüber Beobachtungen etwas Bestimmtes aussagen.

Man wird auf diese Weise übersehen, was die beyden geschätzten Gelehrten bezweckten und leisteten, den Gedanken sehr glücklich, bey Betrachtung der Tafel aber auch das, was den technischen Theil derselben betrifft, höchst gelungen nennen müssen. Die illuminirten Abdrücke des Gemäldes sind freylich die zweckmäßigsten und schönsten aus den Gründen, welche Goethe a. a. O. näher darlegt, und welche Gründe die Hrn. Wilbrand und Ritgen auch bewogen haben mögen, eine Anzahl illuminirter Abdrücke in das Publikum zu geben.

Wir haben bereits aus englischen Blättern ersehen, welchen Beyfall auch dort die Ausführung dieser großartigen Idee gefunden hat, und dürfen daher um so eher hoffen, daß sie in unserm Vaterland dem Zweck der Herausgeber — die Wissenschaft zu fördern, Liebe für sie in jungen Gemüthern zu wecken, und ein Bild der Erhabenheit des Schöpferplanes zu geben — entsprechen werde. Der Ueberblick des gesammten Lebens, wie es sich hier vor uns entfaltet, hilft nicht nur dem Gedächtniß nach, das an der symbolisch angedeuteten Stelle das dahin Gehörende lebendig vor sich treten sieht; er erregt auch die Einbildungskraft, die, Erde und Meer bevölkert vor sich erblickend, sich freyer zu dem Schöpfer des ersten aller Kunstwerke, des Weltalls, emporschwingt.

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 11. Mai 1824.

Biographie.

Das Leben Johann Friedrich Reinert's, zulezt Direktors des Archi-Gymn. zu Soest, beschrieben von Wilhelm Freyh. v. Blomberg, u. s. w. (Beschluß.)

S. 44–56 wird die Universitätszeit R's beschrieben. „Mensching hatte ihn bestimmt, die Universität Halle zu besuchen, weil dort der treffliche Wolf seine philologische Laufbahn eröffnet hatte, dessen Geist und dessen tiefe Kenntnisse des Alterthums die beste Stütze für einen Geist, wie Reinert's, zu gewähren schienen."

Folgende Stelle sezt das Verhältniß Reinert's zu Wolf ins Licht:

„Reinert ward in das philologische Seminar aufgenommen, und lernte Wolfen, und dieser ihn, kennen und schäzen. Die Aufmerksamkeit, welche Wolf ihm gleich, nach wenigen Tagen der, jedem solchen Kopf eigenthümlichen, Weise der Prüfung schenkte, diente ihm zu großer Ermunterung. Er hatte selbst nicht geahnet, daß der Umfang seiner Kenntnisse bereits Kriterien an sich trug, die einem so großen Philologen etwas Auffallendes darboten. Zugleich fand er in sich, nach wenigen Stunden des Unterrichts bey Wolf, das richtige Urtheil Menschings bestätigt, daß jener der Geist sey, der dem seinigen zu seinem Rechte verhelfen werde. Denn jede Eigenthümlichkeit Wolfs machte auf ihn den Eindruck, als sey sie ein Zeichen einer völlig ausgebildeten, außerordentlichen Natur, die ihre Wurzel in die Wissenschaft geschlagen habe. — Die zergliedernde, scharfe Lehrart Wolfs war für Reinert außerordentlich belehrend, und was er vorher mit Genuß angestaunt hatte, erschien nun, unter ihm, als ein Gegenstand der prüfenden, rechtfertigenden oder verwerfenden Vernunft, und die Kritik, welcher er in ihrem innern Wesen, als der höchsten Bildungsstufe des Verstandes, fremd gewesen, ging mit ihren grellen Forderungen in seine Seele ein, sie, die für den wahren Gelehrten den Himmel zerbrechen und zergliedern muß, um den wahren Glauben der Vernunft geläutert in ihn einzuführen."

Wolf suchte nun Reinert zu bewegen, in Halle zu bleiben, wo er ihm den Weg zu einer akademischen Lehrstelle eröffnen wollte. Reinert aber gestand ihm die unvertilgbare Liebe zu seiner Heimath, und daß ihn Dankbarkeit und die Bande der Freundschaft zu seiner Vaterstadt und seinem Wohlthäter Mensching zurückriefen, um Beyden die Θρεπτήρια durch Uebernahme eines Amtes am Lemgo'schen Gymnasium zu bezahlen. Wolf suchte ihn dann durch Scherz und Spott auf Westphalen, als das deutsche Böotien, wo lebendiger literarischer Verkehr und wissenschaftlicher Boden fehle, von der Rückkehr dahin abzuhalten; weßhalb der Verf., auch ein Westphale, als Motto für seine Schrift, den bekannten Vers Pindars, worin dieser Dichter, als Thebaner, „die alte Schmach, die böotische Sau" zurückweist, sehr glücklich gewählt, und denselben im Buche selbst folgendermaßen, auf Westphalen angewandt, paraphrasirt hat:

> Auch zu beachten ist nachher
> Ob wir mit wahren Gründen,
> Westphalens alte Schmach, den Schmeer
> Des Schinkens überwinden.

Der rechte Wahlspruch für jeden Bewohner dieser Provinz, welchem daran liegt, die Herrschaft des gebildeten Geistes im Volke zu befestigen, und der Gemeinheit und Bewußtlosigkeit den herrschenden Stab aus der Hand zu nehmen.

Kurz wird S. 56–59 Reinert's Wirken als Hauslehrer beschrieben; worauf dann S. 59–133 die Darstellung seines Prorectorats und S. 133–183 die Beschreibung seines Lebens als Rector des Lemgo'schen Gymnasiums, dessen Seele er schon lange gewesen war, folgt. Den Beschluß machen die Verhandlungen über sein Bleiben in Lemgo oder sein Weggehen nach Soest, wohin er als Director berufen worden, mehrere darauf sich beziehende Briefe der Fürstinn Pauline, damals Bürgermeisterinn der Stadt Lemgo; endlich die Darstellung der unseligen Ereignisse der lezten Tage von Reinert's Lemgo'schen Leben; wo durch die Rohheit und Wuth des gemeinen hohen und niedern Pöbels R's Herz gebrochen wurde, so daß er seinen neuen Wirkungskreis in

Soest krank betrat, und nach kurzer durch fortwährende Kränklichkeit verbitteeter Existenz durch den Tod — den 19ten Mai 1820 — aus demselben hinweggenommen wurde.

„So hatte Reinert, sagt der Verf. S. 217, das Schicksal aller Großen und Edlen erfahren; die Schule der Welt war über den trefflichen Lehrer gekommen, und ihre bittere Geißel hatte an der Tugend ihre zermalmende Kraft geübt; zwey und zwanzigjährige Sorgen und Opfer waren mit Spott, Hohn, Beschimpfung aufgewogen worden; der aus dem Volke gestiegene Meister war den Niedrigsten unter dem Pöbel zum Gericht abgeliefert worden. War es nicht das Holz des Kreuzes, an das man seinen Leib schlug, so war es, bey den Verhältnissen unserer Ordnungen und Sitten, eine noch weit schmerzlichere Hinrichtung, die man an ihm vollzog, sein Herz unter Schmerzen und Martern zu brechen, und seinen Geist in seinen Wirkungen zu vernichten."

Jene drey lezten Abschnitte des Buchs sind nun, wie natürlich, bey weitem die wichtigsten und gehaltreichsten, weil sie die eigentliche Blüthe von Reinert's Leben, sein Wirken als Schulmann, und seine Stellung unter einer zahlreichen, seiner Führung anvertrauten Jugend schildern.

In der festen Hoffnung, daß das Buch selbst bald in den Händen aller Männer, welche im Schul- und Erziehungsfach wirksam sind, sich befinden werde, wollen wir hier nur noch einige Stellen, als besonders schön und lehrreich andeuten.

S. 64. „Seine Unterredungen mit denen, welche seine Bestimmungen verlezten, die er, falls noch gute Hoffnungen ihn erfüllten, unter vier Augen abzuhalten pflegte, waren so ergreifend und in das jugendliche Gefühl eindringend, so alle ihre Hoffnung auf die Zukunft in Anspruch nehmend, und so von eigner Theilnahme und innigem Mitgefühl an dem Wohle der Einzelnen, zeugend, daß auch dem ungezähmtesten jugendlichen Uebermuthe ein Zügel im innersten Bewußtseyn dadurch angelegt wurde, woran er dann ferner sicher und meisterhaft, leicht und besonnen, jeden in seiner Weise zu lenken verstand. Solche Augenblicke trafen bey der Strenge und Consequenz seiner Ansichten wohl jeden seiner Schüler, und gerade diese waren es, worin er das Seelenband einer auf das Edelste gegründeten Achtung und Liebe am festesten zu knüpfen verstand." S. 84 wird die Weise dargestellt, wie Reinert geniale Köpfe behandelte, wo er solche unter seinen Zöglingen bemerkte. Anders sieht man so häufig die Thorheit und den Unverstand in dieser Beziehung agiren. Diese treiben entweder Abgötterey durch lächerliches Lobpreisen, privatim in Worten und im Umgang, oder noch lieber publice in den gedruckten Schulbülletins, deren triumphirende Sprache oder im umgekehrten Verhältniß zu der wahren Lage der Dinge zu stehen pflegt; oder sie treten, eben so verkehrt, in einen Kampf mit ihnen, der denn nicht selten zum Verderben beyder Theile ausschlägt.

S. 115 werden, als aus Reinert's Innerem gesprochen, Vida's, des edlen cremonensischen Bischofs Verse, Poetic. I., 132 etc. angeführt, worin es heißt:

> Ille autem pueri cui credita cura colendi
> Artibus egregiis inprimis optet amari,
> Atque odium cari super omnia vitet alumni:
> Ne forte et sacras simul aderit ille Camœnas,
> Imprudens et adhuc tantæ dulcedinis expers,
> Deficiatque animi studiorum in limine primo.
> Ponite crudeles iras, et flagra, magistri,
> Fœda ministeria, atque minis absistite acerbis!
> Ne mihi, ne, quæso, puerum quis verbera cogat
> Dura pati. Neque enim lacrymas aut dulcis alumni
> Terre queunt Musæ gemitus, ægræque recedunt.

„Laune, Zorn und Aufwallung der Leidenschaft wies er nie der Schule. Seine Strenge war nicht durchaus kalt, aber geboten und begreiflich. Mit dem Wort regierte er allein, und besiegte jedes Hinderniß nicht durch Furcht, sondern durch Vernunft und Liebe."

Rec. muß bekennen, daß ihm das Bild R's nie lebhafter vor die Seele tritt, nie größere Sehnsucht nach dem theuern Lehrer in ihm erwacht, als wenn er, mit jener Mahnung in der Seele, das Treiben so mancher Schulmänner betrachtet. Es ist in der That ein ungeheurer Frevel, welcher täglich an dem Schönsten der Menschheit, dem kindlichen und jugendlichen Gemüth, geübt wird, von Menschen, deren Inneres nie von dem milden, erquickenden Hauch der Weisheit erwärmt und geläutert wurde, oder welche auf dem großen Strome des Lebens verunglückten und in inneres Verderben versanken. Diese treten in den jugendlichen Kreis mit feindlichem Gemüth, in welchem die zarte Pflanze der Wissenschaft und Kunst nimmer gedeiht; und wenn dann in solchem Gebilde der Noth der kindlichen Seele die Sonne nicht aufgehen will, welche durch Licht und Wärme anzieht und belebt, dann beginnen die leidigen Versuche, das scheinbar sterile Gefilde durch den Dünger des Zorns zu befruchten. Im Mangel eines gebildeten Geistes und Herzens, einer liebeweckenden Persönlichkeit und innern Gestalt, welcher es allein verliehen, mit Erfolg das Geschäft intellectueller und ethischer Bildung zu führen, herrscht in jenen Männern die Absicht, welche nur reizt und erbittert, nie aber das Gemüth dem Schönen und Wahren gewinnen kann, wie denn auch jene Barbaren selbst verdammt scheinen, nie am Schönen ihren Sinn zu laben.

„Scheuet die Jugend, ihr Männer, und fürchtet die kindliche Seele
Berget bösliches Denken und Thun. Die Thörichten streben

Auf nach euch, und fassen euer Bild, und meynen es
besser.
Nehmet den heiligen Glauben nicht fort, nicht störet
ihn freveind;
Denn ihr werdend Gemüth ist reg in jeglicher Forschung."

Aber das haben sie längst gehört, und kommt ihnen vor, wie ein im Winde ihrem Ohr verhallender Chorgesang: sie selbst ziehen ihre Straße weiter, und bilden ihre Kinder nach sich.

S. 125 wird Reinert's Ansicht vom sogenannten Schulactus und öffentlichen Schulexamen entwickelt, welche wir uns nicht abhalten können, der herrschenden Meynung der Welt von diesen Feyerlichkeiten gegenüber, hier mitzutheilen.

„Er war überzeugt, daß niemand aus einem Examen die Vollkommenheiten einer Schule kennen zu lernen vermöge, da theils die, der schönen Jugend einwohnende Schüchternheit und Blödigkeit der Unbefangenheit bey der öffentlichen Folter ihres Gedächtnisses und ihrer Seele in den Weg tritt, und macht, daß scheinbare Unwissenheit an die Stelle des verlangten Wissens tritt, theils durch die Vorbereitung des Lehrers in der Klasse die öffentliche Blos- und Ausstellung in ein auswendiggelerntes Frag- und Antwortspiel verwandelt werden kann, wenn nicht die Zuhörer selbst so unbescheiden seyn wollen, durch officielle Fragen den Lehrer und die Schüler in Versuchung zu führen. Zudem wußte er sehr wohl, daß gerade den größten Geistern eine, aus ihrem ausgedehnten Bewußtseyn hervorgehende Schüchternheit beywohnt, da bey geringern Anlagen eine edle Dreistigkeit die Tiefe der Verhältnisse leicht überspringt, und als Muth und Bewußtseyn täuscht, indem das Genie, unheimisch in der Menge, und arbeitend an dem innern Leben, zittert, wenn es der bewußtlosen Masse gegenübersteht. Er rechnete daher mit Recht das Examen zu den Feyerlichkeiten ohne innern Zweck, zu den Ansprüchen, welche das bedürfnißreiche Leben an die unbefangene Jugend thut, um seine Absichten ihnen einzudrücken, und seinen Arm fühlen zu lassen, mächtig genug, jedes einzelne Leben aus seinem Himmel in das Allgemeine herüberzureißen, wenn ihm nicht Gott selbst ein besonderes gestattet hat. Das Examen ward daher nur selten und mehr unter den Lehrern selbst, zur Beurtheilung der Jugend, ob sie fähig sey, in eine höhere Klasse heraufzurücken, abgehalten, und der Schulactus gänzlich ausgelassen. Letztern sah Reinert als eine Prahlerey der Schulanstalten an, mittelst welcher sie die Sonntagskleider und Talente ihrer Zöglinge dem Publikum präsentiren, und indem sie der Menge den Genuß verschaffen wollen, wohlangekleidete Jünglinge die Erzeugnisse ihres Geistes vortragen zu hören, Kosten an Geld und Zeit der Vorbereitung, der Lehre entziehen, und Störung in den Studien legitimiren. Weit besser schien ihm das Bedürfniß des freyen Vortrags in den Declamirübungen der Schule befriedigt zu werden, wo Lehrer und Schüler an der Vollendung arbeiteten und die Blödigkeit fortfiel. Die Dreistigkeit, welche der Bescheidenheit, die den Jüngling während seiner Lehrjahre so sehr ziert, leicht in den Weg tritt, glaubte Reinert keinesweges zu früh wecken zu dürfen, und der Jugend wird es immer wohlthätig seyn, wenn sie erst spät wissen darf, daß sie berechtigt sey, mit dem Ihrigen in einer Art Vollendung öffentlich auftreten zu dürfen."

Diese Stelle mag genügen, Reinert auch in seiner Stellung als Lenker seiner Anstalt zu bezeichnen; so wie diese Anzeige überhaupt hinreichen wird, die Aufmerksamkeit aller Freunde des Edlen und Guten, namentlich aller Schulmänner und besonders der höhern und niedern Vorstände von Unterrichts- und Erziehungsanstalten für die Schrift in Anspruch zu nehmen. Denn sehr irrig ist die Meynung, daß dieselbe für den kleinen Kreis von Reinert's Schülern, Freunden und Bekannten, für das Publikum seiner Heimath, allerdings Interesse haben müsse, nicht aber für die, mit seiner Person und seinen Verhältnissen Unbekannten. Es ist vielmehr dem geistreichen Verf. gelungen, durch eine ächtphilosophische Behandlung seines Stoffes, durch ein Niedersteigen zu den verborgenen Gründen des Geisteslebens seines Lehrers, ihn den engen Gränzen seiner Heimath zu entnehmen, und ihn zu einer, dem ganzen Volke, der gebildeten Mit- und Nachwelt gehörenden, Gestalt zu steigern. Denn daß an Reinert und aus ihm der wahre Grund und Boden, auf welchem sich das Bildungsgeschäft bewegen muß, enthüllt werde, und die Fundamente des richtigen Schullebens sowohl in sich selbst, als in seinem Verhältnisse zur Welt und dem bürgerlichen Leben aus der Grundidee seines Wirkens sich aufbauen, ist Rec. außer Zweifel. Es ist jene Darstellung ein historisches Gemälde, würdig, unter den idealen Zeichnungen aus dem Leben des göttlichen Volks in den Saturen angeheftet zu werden. Reinert steht da, in einfacher, erhabener Gestalt, auf der Stirn hohe Kraft und Muth abspiegelnd, dem Guten ein erwärmendes Feuer, dem Schlechten ein versengende Flamme, wie er den heiligen Bezirk der Schule säubert von Wechslern und Mäklern, um sich vereinigend die Kraft und Blüthe unverdorbener Jugend, in ihre Gemüther einsenkend den Keim himmlischen Lebens, den er zur Frucht reift durch die Kraft des Guten und die erwärmende Liebe seines Herzens: ein Eroberer ohne Zorn und Gewaltthat, aber an den tiefsten Wurzeln und innersten Keimen der Menschennatur die Gemüther ergreifend und gewinnend, und sie auf immer dem wahren Gottesreiche auf Erden einverleibend. ***.

Literarische Nachrichten aus England.

Unter den neuesten Erzeugnissen der Englischen Literatur zeichnet sich ein Duodezbüchlein von 370 Seiten aus, welches unter dem anziehenden Titel: Memoirs of Captain Rock the celebrated Irish Chieftain, with some accounts of his Ancesters, written by Himself, eine ernstkomische Geschichte von Irland unter Englischer Herrschaft liefert. Ref. erinnert sich nie so viel erschütternd Wahres in einem so kurzen Raume zusammengedrängt, und mit einer solchen behaglichen Nonchalance erzählt, gesehen zu haben. Sie ist von dem berühmten Dichter Thomas Moor, bekanntlich ein Irländer von Geburt, welcher diese eigene Form, worunter er die sechshundertjährigen Mißhandlungen seiner Nation, und die daraus entstandene Verwilderung und Nachsichtigkeit derselben, aus dem guten Grunde gewählt hat, weil ihm wohl bekannt war, daß man ein ernsthaftes Werk über Irland, über das alljährlich so viel gesprochen und geschrieben, und für das doch so wenig Erkleckliches gethan wird, in England nicht gelesen worden wäre. Als Muster des Styls, und als ein Beyspiel von dem Zustande Irlands vor dem Anfange der Regierung Georgs III. (unter welcher die strengsten antikatholischen Gesetze abgeschafft wurden) hebt Ref. das 3te Capitel des zweyten Buches aus, welches folgende Ueberschrift hat: „Erziehung des Hauptmannes — Heckenschulen — Entführung eines Schulmeisters — Verzeichniß einer Rock'schen Bibliothek."

Es läßt sich leicht denken, daß mein Vater ein zu guter Katholik war, um die Rechtgläubigkeit der jungen Rocks in den proselytisirenden Kreis eines protestantischen Seminariums (Charter-School) zu wagen. Wir erhielten daher unsere Erziehung in einer jener uralten Schulanstalten, welche, wie die Akademien der Alten, in freyer Luft gehalten, und von den abgelegenen Orten, worin man sie hielt, Heckenschulen genannt werden. Diejenige Heckenschule, welche die Ehre hatte, mir die Erziehung zu gewähren, verdiente vielleicht eine Universität genannt zu werden, indem die kleinen Studenten, nachdem sie die ersten Anfangsgründe im Graben erlangt, von dort in gehöriger Zeit unter die Hecke befördert wurden, wo sie den akademischen Grad erhielten. Ich war ungefähr 13 bis 14 Jahre alt, als unser alter Schulmeister starb; und da ich noch immer während der Zwischenräume der Muße, die mir meine frühe Theilnahme an meines Vaters Geschäft gestattete, an dem Unterricht dieses würdigen Lehrers Theil genommen hatte, so ward sein Tod von mir sowohl, als den übrigen kleinen Rocks als ein großer Verlust empfunden. Indessen wußten wir bald seine Stelle zu ersetzen, und zwar durch ein Mittel, welches, da es einen Charakterzug in den Sitten der Nation bildet, ich mit so wenig Worten als möglich meinen Lesern mittheilen will.

Einige Meilen von unserem Dorfe, auf der andern Seite des Flusses befand sich ein Schulmeister von großem Rufe und etwas Latein, dessen Schüler wir längst den Besitz eines solchen Lehrers beneidet hatten, und zwar noch mehr, seitdem wir unsern eigenen verloren hatten. Endlich, nachdem ich mit meinen Mitstudenten der Hecke zu Rathe gegangen, beschlossen wir eine kühne Maßregel, zu deren Ausführung man mir die Ehre anthat, mich zum Anführer zu erwählen.

In einer schönen mondhellen Nacht sezten wir mit allen Streitkräften über den Fluß, überraschten den sorglosen Schulmeister im Schlafe, führten ihn im Triumphe aus der Mitte seiner untröstlichen Zöglinge, und quar.xrten ihn in dieselbe Hütte, welche der verewigte Abecehelb bewohnt hatte. *)

Es läßt sich nicht denken, daß die Schuljugend jenseits des Flusses diesen Raub ihres literarischen Eigenthums geduldig hingehen ließe — ja der Krieg, welcher auf die Entführung Helenens erfolgte, war ein Scharmützel gegen den, welcher aus diesem Schulmeisterraub entstand, und nach mancherley Siegen und Niederlagen auf beyden Seiten, endigte sich der Kampf damit, daß unsere Parthey den Schulmeister behielt, welcher viele Jahre lang friedlich unter uns wohnen blieb, zur nicht geringen Ausbreitung des Lateinischen in unserer Nachbarschaft.

Das, lieber Leser, ist die plumpe Art, womit Liebes-, Rechts- und Gelehrsamkeits-Angelegenheiten bey uns abgethan werden. Ob der gewünschte Gegenstand, Vieh, hübsche Mädchen oder Schulmeister, so ist Entführung das gewöhnlichste Mittel, wozu man seine Zuflucht nimmt. Denn unsere Herrscher haben uns während einer langen Reihe von Jahrhunderten durch schonungslose Beschlagnehmungen, Verbannungen und Hinrichtungen ein Beyspiel der gänzlichen Unachtsamkeit gegen die Rechte der Personen und des Eigenthumes gegeben, und wir sind mit „verzweiflungsvoller Gewissenhaftigkeit" ihren Fußstapfen gefolgt, — und die Weltgeschichte liefert vielleicht kein ähnliches Bild von einer Regierung und einem Volke, die so lange mit so weniger Beobachtung des Rechts auf jeder Seite mit einander gegangen. Indessen ist es ein großer Irrthum, wenn man behauptet, die Irländer hätten keine Erziehung. Es gibt freylich Viele unter uns, die mit Skirmish ausrufen möchten: „Hätte ich meine Feder so gut gehandhabt als meine Flasche, welch eine schöne Hand würd' ich jezt schreiben!" — aber es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Kenntniß des Lesens und Schreibens eben so ausgebreitet unter dem Irländischen Bauernstand, als unter dem Englischen ist. Der Unterschied liegt nicht in der Quantität, sondern in der Qualität unserer Erziehung. Da die protestantischen Schulen ihr Möglichstes gethan, um uns gegen Catechismen einzunehmen, und unsere eignen Priester uns nicht wollen die Bibel lesen lassen, so werden wir zwischen Beyden angetrieben, uns selbst ein Studium auszusuchen; und die gewöhnlich gebrauchten Bücher sind ungefähr wie folgt: — In Geschichte. — Jahrbücher der Irländischen Spitzbuben und Rapparees (eine Benennung für einen ehemaligen Aufrührer-Verein). — In Biographie. — Lebensbeschreibungen Jacks des Junggesellen, eines berüchtigten Schmugglers, und Freneys, eines bekannten Straßenräubers. — In Gottesgelahrtheit. — Pastorini's Prophezeiungen, und die Wunderthaten des Fürsten Hohenlohe. — In Dichtkunst. — Ovids Kunst zu lieben, und Paddy's Hülfsmittel. — In Romanzen. — Don Belianis von Griechenland, Molly Flandern zc. — Von dieser Art sind die Hauptwerke in jenem vortrefflichen Verzeichniß, aus welchem, je nach dem Geschmacke der Personen, die vorzüglichste Lektüre der Irländischen Bauern gebildet wird. So erzogen und so regiert, darf man sich wundern, daß die Rock'sche Familie blühet."

(Der Beschluß folgt.)

*) Lady Morgan erzählt eine ähnliche Geschichte in ihren unterhaltenden „Skizzen von Irland." Aus der folgenden Angabe aus dem in der vorigen Session vor das Unterhaus gelegten Berichte über die Erziehung scheint es, daß in Irland auch zuweilen Schulen gestohlen werden, eben so wohl als Schulmeister. „In dem Kirchspiel Rathcool befanden sich zwey Kirchspielschulen, wovon die eine protestantisch, die andere papistisch ist. Der papistische Schulmeister erhielt vor 30 Jahren, unter dem Vorwand, daß er ein Protestant wäre, eine Licenz. Durch diesen Betrug gelangte er zum Besitz des Schulhauses und des dazu gehörigen Landes, und behält solches den Pastoren zum Troze, entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Dieser Mann heißt Daniel Brady."

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Freitag den 14. Mai 1824.

Spiel-Literatur.

Des Rösselsprunges einfachste und allgemeinste Lösung, gefunden und dargestellt von H. C. von Warnsdorf, kurfürstl. Hess. Obergerichtsdirektor zu Fulda. Mit 96 Figuren in Steindruck. Schmalkalden in der Th. G. Fr. Varnhagenschen Bchhdl. 1823. 68 S. 4.

Unter dem Rösselsprunge verstehen die Schachspieler nicht den Gang des Springers, welchen die Regeln des Spieles dieser Figur vorschreiben, sondern das, im Spiele selbst völlig unbrauchbare Kunststückchen, den Springer auf dem leeren Schachbrete, der Regel des Schachspiels gemäß, dergestalt herumzuführen, daß er nach und nach auf alle 64 Felder, jedoch auf keines mehr als einmal zu stehen kommt; also — mit anderen Worten — in 63 Zügen alle Felder des Schachbretes mit dem Springer zu berühren. Mit dem Thurme ist das sehr leicht, vorausgesezt, daß er zu Anfange auf einem Eckfelde, oder auf einem der vier Mittelfelder steht. Das zeigen folgende zwey mögliche Bahnen:

Fig. 1.

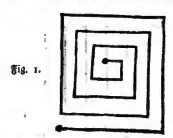
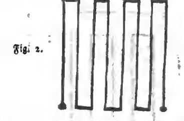
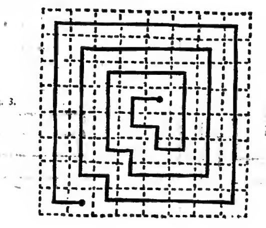


Fig. 2.



Schwieriger schon wird die Sache, wenn er ausgehen soll von einem Randfelde, welches nicht zugleich Eckfeld ist. Denn liegt das Randfeld zunächst an einem Eckfelde, und man will den Thurm einen Umlauf machen lassen, wie in Fig. 1; so darf dieß nicht nach dem entfernteren Eckfelde zu geschehen, weil er dann das nächste Eckfeld nie berühren kann, ohne sich darin gleich bey'm ersten Umlaufe dergestalt festzusehen, daß er, im Thurmschritte, nicht weiter kann. Sein erster Schritt muß auf das nächste Eckfeld gehen, und eine umlaufende Bahn ist nur folgendergestalt möglich.

Fig. 3.



Eine durchaus und einförmig lavirende, wie in Fig. 2, ist gar nicht ausführbar, wohl aber mehrere gleichsam aus beyden Arten zusammengesetzte, oder in veränderter Richtung lavirende, z. B.:

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Steht endlich der Thurm weder auf einem Randfelde, noch auf einem der vier Mittelfelder, so ergeben sich, in der umlaufenden wie in der lavirenden Form, Bahnen wie die folgenden.

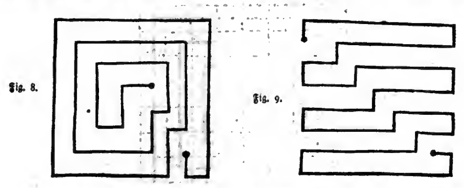
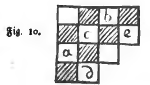


Fig. 8.

Fig. 9.

Da die Königin und der König, obwohl der letztgenannte nur Schritt vor Schritt, nach der Regel des Thurmlaufes sich bewegen können, so gilt das Alles auch von diesen beyden Figuren. Dagegen ist klar, daß mit

dem Läufer die obige, dem Rösselsprunge analoge Aufgabe gar nicht zu lösen ist: denn er kann nicht alle Felder berühren, weil er stets auf der nämlichen Farbe bleiben muß. Ja er kann nicht einmal alle 32 Felder gleicher Farbe erreichen, ohn' eines zweymal zu berühren, das ist mathematisch erweislich. Jedes Feld nämlich, wozu die Figur nur einen einzigen Zugang hat, muß entweder Anfangsfeld seyn oder Schlußfeld werden: denn kommt sie einmal hinein, so kann sie nicht wieder heraus, ohne das Feld wieder zu bestreichen, durch welches sie eingegangen ist. Nun haben die Eckfelder für den Läufer nur Einen Zugang, und da es der gleichfarbigen Eckfelder zwey gibt; so folgt, daß der Läufer von dem einen ausgehen und auf dem anderen schließen müßte. Es hat aber jedes Randfeld (a, Fig. 10.) für den Läufer nur zwey Zugänge, (c, d) und die, dem Eckfelde zunächst gelegenen gleichfarbigen Randfelder (a, b) haben den einen (c) mit dem Eckfelde gemeinschaftlich.

Fig. 10. 

Geht also der Läufer von einem Eckfelde aus, so raubt sein erster Schritt den beyden nächsten Randfeldern diesen Zugang, jedes behält nur noch Einen übrig, jedes also müßte Schlußfeld werden, welches nicht seyn kann.

Ob nun, was mit dem Thurme möglich, mit dem Läufer aber unmöglich ist, mit dem Springer ausgeführet werden könne, oder nicht, das läßt sich nicht so leicht a priori einsehen. Der Umstand, daß für ihn jedes Feld auf dem Schachbrete wenigstens zwey Zugänge hat, läßt zwar vermuthen, daß kein unüberwindliches Hinderniß für die Lösung der Aufgabe vorhanden sey. Und diese Vermuthung wird verstärkt, wenn man betrachtet, wie die Zahl der Zugänge mit der Entfernung des Feldes vom Eckfelde steigt. Das Eckfeld nämlich hat nur zwey Zugänge. Das nächste Randfeld hat deren schon drey; jedes der beyden folgenden Randfelder vier. Das dem Eckfelde zunächst gelegene Binnenfeld hat ebenfalls vier Zugänge; das mit demselben lateral gränzende sechs; das diagonal berührende (in der dritten Reihe von beyden nächsten Rändern) und jedes der noch mehr entfernten acht, also eben so viel, als für die Königin, in ihrem doppelartigen Gange, und doppelt so viel, als für den Thurm. Inzwischen ist uns nicht bekannt, daß irgend jemand den Beweis der Möglichkeit a priori versucht — daß er z. B. den Satz evident gemacht hätte: Eine Schachfigur, die zu jedem Schachfelde wenigstens zwey Zugänge hat, kann auf allen Feldern herumkommen, ohne eines mehr als einmal zu berühren. Alle, welche sich mit dem Rösselsprunge beschäftigten, scheinen sich mit dem empirischen Beweise seiner Möglichkeit begnügt zu haben, zu welchem jeder leicht gelangen kann, wenn er nur die Vorsicht gebraucht, für jedes der Felder, die er noch nicht besetzen will, sich Ein- und Ausgang zu sparen. Ref. erinnert sich, daß der Versuch, den er als so schwierig hatte schildern hören, ihm schon bey'm zweyten Versuche gelang. Man suchte zwar sofort, ihm diesen Triumph dadurch wiederum zu entreißen, daß man ihm jedesmal ein anderes Anfangsfeld bestimmte; allein er fand sehr bald eine Springerbahn von der Beschaffenheit, daß die Figur vom lezten Felde unmittelbar wieder auf das erste gelangen konnte, und mit Hülfe des nachfolgenden Tours:

Fig. 11.

20	7	28	49	22	5	26	39
29	48	21	6	27	38	23	4
8	19	62	59	50	25	40	37
47	30	53	56	61	58	3	24
18	9	60	63	54	51	36	41
31	46	55	52	57	64	13	2
10	17	44	33	12	15	42	35
45	32	11	16	43	34	1	14

in welchem die Ziffern die Reihenfolge der Züge andeuten, konnt' er begreiflich jede, blos durch Bestimmung des Anfangsfeldes bedingte Aufgabe lösen, indem er der Zahlenfolge vor- oder rückwärts nachging, bis er in dem geschlossenen Ringe derselben wieder an den Ausgangspunkt gelangte. Aber nicht lange, so fand er seinen Meister, oder vielmehr deren zwey. Der Eine hatte sich, wahrscheinlich durch Uebung der Collin'schen Umgangs-Methode (deren unser V. S. 65 gedenket) die Fertigkeit erworben, den Springer dergestalt herumzuführen, daß nach jeder Tour die berührten Felder eine Art von symmetrischer Figur, ungefähr wie im Kaleidoscop, bildeten, die sich nach und nach zum Quadrat anfüllte. Der zweyte wußte es so zu machen, daß — bey Befolgung obiger Zahlenmethode — die Summen der Zahlen in den Vertikalreihen in sehr regelmäßigen Verhältnissen zu einander standen. Beyde hielten zwar ihr Geheimniß geheim; indessen versicherte der geometrische Rösselritter, daß man darauf kommen würde, wenn man sich die Mühe geben wollte, den Springerzug, in 64 Exemplaren, durch gebrochene Stäbchen von folgender Gestalt:

Fig. 12.

körperlich darzustellen, und dieselben unter Beobachtung der Rösselsprungsgesetze, und zugleich mit der Rücksicht auf die Construction einer symmetrischen Figur, nach und nach auf dem Schachbrete herumzulegen. Der arithmetische Ritter hingegen machte den Ref. darauf aufmerksam, daß selbst in seinem (des Ref.) eignen Typus

(Fig. 11) die Summen der ersten und zweyten Reihe zur Linken einander gleich (= 208), die der dritten und vierten ebenfalls einander gleich (= 334), die der obersten und untersten Horizontalreihe sowohl als der Vertikalreihe zur Rechten dito einander gleich (= 196) wären, und daß, wenn auf der rechten Seite eben so regelmäßig verfahren würde, als zufällig auf der linken geschehen, der mysteriöse Calculus sich wohl enthüllen dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Nachrichten aus England.

(Beschluß.)

Der Charakter seines Vaters ist eben so merkwürdig, weil Hr. M. darin den allgemeinen Charakter des Irländers aufstellen zu wollen scheint. „Meines Vaters Charakter war ein Gemisch von allen den mannigfaltigen Materialien, die in den Köpfen und Herzen der Irländer zusammentreffen und gähren. Obgleich tapfer wie ein Löwe, so bemerkte man doch allzeit, daß sein Muth um so kleiner war, je mehr Gehülfen er bey sich hatte, und ob er gleich allein das Unmögliche unternommen haben würde, so verminderte eine hinlängliche Macht immer seine Entschlossenheit, und eine Ueberlegenheit in Mannschaft über den Feind war eine zuverläßige Niederlage für ihn. Der Stolz, den er auf seine Ahnen sezte, war um so erhabener, da solcher gänzlich auf die Einbildung gegründet war; ein wohlbekräftigter Stammbaum würde die Täuschung zerstört haben. Er hatte einen schwankenden Begriff (wovey ihm der Schulmeister auszuhelfen pflegte) von den Zeiten, wo Irland die Insel der Heiligen genannt zu werden pflegte, und wo diejenigen von unseren Vorfahren, welche keine Heiligen, zum wenigsten Könige und Fürsten waren. Oft perorirte er mitten im Rauche seiner elenden Hütte über die Pracht des Schlosses Tara und die Weisheit des großen Olim Fodhlah, zur großen Unterhaltung seiner zweyten Frau, die, stolz auf ihren eigenen, ungemuthmaßten Ursprung von einem Cromwell'schen Trommelschläger, verächtlich über meinen Vater und den alten Olim Fodhlah zu lachen pflegte. Ich hatte die ersten Spuren meiner Kenntniß von der Geschichte und den Alterthümern Irlands jenen Abendunterhaltungen bey unserem kleinen Torffeuer zu verdanken, welche nach einem mäßigen Mahle bey Kartoffeln und Ziel *) Statt fanden.

Mein Vater redete von den Sagen der Vorzeit, von der ersten Ankunft der sächsischen Fremdlinge unter uns; von den Kriegen, die seitdem beständig zwischen diesen und den ächten Irländern statt gefunden, die durch ein heiliges Wunder, obgleich unter jedem neuen Statthalter ausgerottet, doch noch immer da sind, und bereit, aufs neue ausgerottet zu werden; von den in vorigen Zeiten von den Rocks verübten Großthaten, und der Prophezeiung, welche ihnen noch einen langen Pfad des Ruhmes verkündet. Diese Reden wurden von den Alten in unserer Familie durch solche schreckliche Erzählungen von den durch den schwarzen Tom (Lord Strafford) und dem alten Oliver verübten Mezeleyen beschlossen, daß ich oft mit den dunkeln Gesichtern jener schrecklichen Personen zu Bette ging. Sein Haus und Tisch standen jedem Fremden offen; und es war gebräuchlich bey uns um die Eßzeit, daß jedes Mitglied der Familie eine Kartoffel und einen Schluck Milch auf die Seite sezte, um solche dem ersten hungrigen Wanderer zu reichen, der sich an der Thüre zeigen würde. Fremde aber, die auf diese Weise empfangen werden sollten, mußten blos Durchreisende durch unsere Nachbarschaft seyn, und nicht in der Absicht kommen, sich in derselben niederlassen zu wollen; denn im lezteren Falle machte sie die Furcht, daß sie durch ein größeres Anerbieten bey dem Agenten einen von den Pächtern von den Paar Hufen Landes vertreiben möchten, in dessen Besiz sie sich befanden, mehr zu Gegenständen des Mißtrauens als der Gastfreyheit.

Von meines Vaters glücklichem Wiz und Humor könnte ich viele Seiten mit Mustern anfüllen, alle mit jener unbeschreiblichen Art von „mundartlichem Geschmack“ gewürzt, welchen Cicero (Nescio quo sapore vernaculo) dem Scherze der alten Römer zuschreibt. Aber die Hälfte der Wirkung würde verloren gehen, wenn ich nicht auch „sein Gesicht mit dem Scherze drucken könnte!“ — überdieß würde auch der Reiz jenes Irländischen Tones fehlen, welcher dem Irländischen Humor eine solche Kraft verleihet.

In der Schnelligkeit des Ueberganges von Trauer zu Lustigkeit glich mein Vater seinen Landsleuten. Ich habe ihn und mehrere meiner Oheime Stunden lang über ihre Spaten hingebeugt gesehen, mit Gesichtern, in welche die Trauer geschrieben zu haben schien, „concession à perpetuité;“ wann plözlich einer aus der Gruppe aufsprang, seinen Spaten in die Höhe warf, und einen Freudenruf ausstieß, welcher von den übrigen eben so wild wiederholt wurde — und sogleich fing die ganze Gesellschaft zu springen und zu tanzen an, als wenn sie alle die Tanzwuth ergriffen hätte. Er hegte einen großen Glauben an Wunderwerke, alte sowohl als neue, je neuer aber je besser; und obgleich er sonst das Lächerliche in einer Sache leicht abmerkte, so pflegte er doch jede Alteweiber-Geschichte von einer wunderbaren Heilung mit einer gläubigen Ernsthaftigkeit anzuhören, welche von beyden bey weitem das größte Wunder war. Auch war es bey solchen Gelegenheiten einem Dabeystehenden nicht zu rathen, zu lächeln.

Verachtung des Todes, welche an einigen Orten und unter manchen Umständen eine Heldentugend, ist in Irland durch unsere Herrscher all seines Verdienstes beraubt worden, welche so geschickt waren, den Werth des Daseyns so tief herabzusezen, daß es, wie die Assignaten, fast gar nichts mehr gilt. Mein Vater hegte natürlicherweise dieses Gefühl wie seine Mitsclaven; und indem er das Daseyn Anderer nach dem Preise anschlug, den er auf das seinige sezte, so spielte er mit seinen Herrn eben so gleichgültig um Leben, als ein Millionär um Groschen spielen würde. Ja er konnte nie den Abscheu verstehen, den man über die gelegentlichen Gewaltthaten blicken ließ, welche er und seine Untergebenen in diesem verzweifelten Spielen mit ihren Oberen verübten. Indem er sich in einen beständigen Krieg verwickelt glaubte — mit zweyen Lagern im Lande, dem Lager der Regierung, und dem Lager des Hauptmannes Rock, — so sah er alle die Plünderungen und all das Blutvergießen auf beyden Seiten als das gewöhnliche und natürliche Resultat der Angriffe und Repressalien zweyer kriegführenden Mächte an; und er konnte nicht begreifen lernen, wie sein Niederwerfen einer Bande Zehntenknechte, oder sein Verbrennen des Getreides eines tyrannischen Grundherrn schlechter seyn sollte, als der Ueberfall einer Truppenabtheilung, oder das Abschneiden feindlicher Lebensmittel im regelmäßigen Kriege.

Einem auf diese Weise herangezogenen Lande seine Aufrühre und seinen Hang zum Blutvergießen zum Vorwurf machen, — Mäßigung von einem Volke erwarten, welches sich beständig auf der Folter der Unterdrückung befindet, hieße wie Merkur im Aeschylus, dem Prometheus seinen Mangel an Freundlichkeit und Geschmeidigkeit verweisen, der doch über nichts weiter zu klagen hat, als daß er mit Armen und Beinen an einen Felsen gefesselt ist, und man ihm eine ewige Adamantenkeule durch die Brust treibt.

*) Wenn nur noch wenig Salz da ist, so werden die Kartoffeln, statt von den Gästen in dasselbe eingetaucht zu werden, als eine Art von Luxus für die Einbildung, blos gegen dasselbe hingehalten (oder damit gezielt.)

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 18. Mai 1824.

Menschenkunde.

Schwärmerische Gräuelscenen, oder Kreuzigungsgeschichte einer religiösen Schwärmerinn in Wildenspuch, Cantons Zürich. Mit beygefügter Darstellung der Verhältnisse sämmtlicher in diesen Criminal-Proceß verwickelter Personen, ihres Benehmens im Gefängnisse, ihrer religiösen Begriffe, und ihrer endlichen Beurtheilung. Ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte des religiösen Fanatismus. Nach den Criminal-Acten bearbeitet von Johann Ludwig Meyer, Diacon und Leutpriester am großen Münster. Zweyte verbesserte und bedeutend vermehrte Ausgabe. (Mit lithographirten Bildnissen.) Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1824. XII und 335 S. gr. 8.

Es gibt dieses Buch über jene wahnsinnigen Gräuelthaten der Bande religiöser Fanatiker im Kanton Zürich, die im verflossenen Jahr einen merkwürdigen Criminalproceß veranlaßten, befriedigende und ziemlich vollständige Aufschlüsse. Der Verfasser war von Amts wegen im Fall, die Angeklagten während ihres Processes im Verhaft zu besuchen, und damals wie seither im Gefängniß, wozu sie verurtheilt wurden, sich mit ihren Schicksalen, ihren Verhältnissen und ihrem Gemüthszustande vertraut zu machen, die sämmtlichen Proceßacten wurden ihm mitgetheilt, und er eilte, wenige Wochen nach Beendigung des Processes, durch eine mit belehrenden Betrachtungen begleitete Geschichtserzählung die Wißbegierde des Publikums zu befriedigen. Die erste Auflage der Schrift war bald vergriffen, und das Bedürfniß einer zweyten veranlaßte ihn, die Lücken und Mängel der früheren schnell entworfenen Arbeit zu beseitigen, und durch Berichtigung, Vervollständigung und Ordnung dem Buche denjenigen erhöheten Werth zu geben, welchen es nun wirklich in historischer, psychologischer und reflectirender Hinsicht hat; nur die rechtskundige Würdigung der Verhandlungen lag außer dem Bereich und der Absicht dieser Schrift. Eine juridische Prüfung dieser Criminalgeschichte möchte ohne Zweifel, was aus den hier mitgetheilten Acten-Auszügen schon sattsam erhellt, viele Lücken und Fehler nachzuweisen im Falle seyn; die leztern würden gutentheils auf Rechnung der dem Kanton Zürich und seinen Richtern mangelnden gesetzlichen Vorschriften für das Strafrechtsverfahren fallen müssen, und von den Lücken steht zu vermuthen, daß sie absichtlich durch den Wunsch, die Untersuchungen nicht über den engeren Kreis der ursprünglich Beklagten auszudehnen, entstanden sind. Die den Strafurtheilen hinwieder zum Grund liegende Ansicht, wonach Wahnsinn, nicht aber eine verbrecherische Absicht in den Beklagten als Triebfeder ihrer Vergehen erkannt ward, mochte dann allerdings jene willkürlich der Untersuchung gesezten Schranken vielleicht rechtfertigen.

Die Mordscenen von Wildenspuch sind zu allgemein bekannt, als daß erforderlich seyn könnte, dieselben hier näher zu bezeichnen; ihre Würdigung aber hat wohl am treffendsten und kürzesten der Vortrag des öffentlichen Anklägers im Eingange geliefert, wo, nachdem von der Schwierigkeit des strafrichterlichen Entscheides die Rede war, beym Widerspruch zwischen des Uebelthäters Gesinnung und seiner That, welcher Zweifel erregt, ob leztere das Ergebniß freyer Willkür und eines mit Bewußtseyn gefaßten Entschlusses ist — die Anklageacte also fortfährt: „Am auffallendsten tritt ein solcher Widerspruch hervor in den Verbrechen, die aus Schwärmerey verübt werden. Diese kündigen sich (unmittelbar wenigstens) nicht als die Frucht eines sinnlichen Antriebes, sondern einer Leidenschaft an, die zunächst durch verworrene oder einseitige Vorstellungen und Begriffe von übersinnlichen Gegenständen erzeugt und durch thörichte Einbildungen genährt und gesteigert ward. Der vernachläßigte Gebrauch des Verstandes gibt eine fehlerhafte Richtung nicht blos den sinnlichen Trieben des Menschen, sondern auch den schönsten Regungen seiner geistigen Natur, dem Triebe zur Selbstveredlung, dem Glauben an das Ueberirdische und Ewige. Inzwischen hat die bürgerliche Gesellschaft an dem Schwärmer ein eben so gefährliches Mit-

glied, als an dem rohen Sklaven der Sinnlichkeit. Die Lüste des leztern sind auf einen bestimmten Zweck gerichtet, können schon in ihrem Ursprunge durch Drohungen und Strafen bezähmt werden, und in ihrer lezten Entwicklung wecken sie eher den Widerwillen und Abscheu, als den Reiz zur Nachahmung. Der Schwärmer hingegen steht unter dem regellosen Einflusse seiner überspannten Phantasie: niemand weiß, auf welche Abwege ihre stets wechselnden Trugbilder ihn führen werden. Von seinem krankhaften Seelenzustand ist er schwer zu überzeugen, jede Bestreitung der ihn beherrschenden Idee bestärkt ihn vielmehr in dem Glauben an ihre Vortrefflichkeit. Begeisterung leuchtet aus seinen Reden und Handlungen, und wirkt hinreißend auf Jeden, der sich ihm naht. Am schnellsten verbreitet sich die schwärmerische Ansteckung unter einfältigen, ungebildeten Menschen, bey denen das Bedürfniß starker Gemüthsanregung und die Neigung zum Wunderglauben ihr entgegen kommt. Enthusiasten oder Betrüger, die sich als christliche Führer hervordrängen, wissen durch ihre verkehrte Auslegung der heiligen Bücher die widersinnigsten Lehrsätze einer blinden Menge beliebt zu machen. In ihren ungeweihten Händen wird die reine Quelle des Christenthums ein Reizmittel der Phantasie und der Sinnlichkeit. Daß dann ein zufälliger äußerer Anstoß hinreicht, um den lange bereit gelegenen Brennstoff unversehens zum flammenden Ausbruche zu bringen, und die Sicherheit der Einzelnen, so wie den öffentlichen Frieden zu stören, das haben in neuester Zeit wieder mehrere, (füraus dann aber auch die gegenwärtige) auffallende Erscheinungen bewiesen."

Unter den Betrachtungen, welche Herr Diacon Meyer der Geschichtserzählung folgen läßt, sind die Entwicklungen des argen Mißbrauches, der von unverstandenen oder verkehrt ausgelegten Bibelstellen neuerdings immer häufiger wird, am meisten beachtenswerth, und hinwieder die Nachweisung der Gefahr, welche von dem Zusammentreffen der Bibelgesellschaften mit demjenigen der Vereine ausgeht, welche mystische und abergläubische Büchlein unter das Volk austheilen. „Es ist gewiß sehr gut (sagt der Verf.), wenn das Volk mit den Urkunden der Religion immer mehr bekannt gemacht wird; allein nicht alles, was in denselben vorkömmt, ist gleich genießbar für den Ungebildeten. Daher wird es namentlich in unsern Tagen immer wichtiger, dem gemeinen Leser eine Anleitung zu geben, wie er zu seinem Nutzen die „heilige Schrift" lesen könne, und ihm sodann auch eine kurze, faßliche und erbauliche Erklärung derjenigen einzelnen Ausdrücke und solcher Stellen nicht vorzuenthalten, die er sonst für sich unmöglich verstehen kann. Wer könnte nun dieses besser thun, als die Bibelgesellschaften, denen nach ihren Verhältnissen so viele Hülfsmittel zu Gebote stehen. Oder wäre wohl der Grundsatz, den die große Bibelgesellschaft in England aufstellt, auch bey uns und bey andern Töchtervereinen so ganz unbedingt anwendbar? Sind die Einwürfe, welche von Männern, denen die Erhaltung des wahren Christenthums gewiß eben so sehr am Herzen liegt, wie diesen Vereinen, gegen die allgemeine und unbedingte Anwendung dieses Grundsatzes gemacht wurden, entkräftet und widerlegt? Warum werden diese billigen Wünsche überall unbeachtet gelassen? Sind die Töchtergesellschaften so an die Mutter gebunden, daß sie unbedingt ihrem Winke und ihren Befehlen folgen müssen, weil sie dieselben mit allerdings höchst verdankenswerthen Gaben bedenkt! Wo bleibt, möchte man fragen, die protestantische Freyheit? Wer es gut meynt mit der Sache des Christenthums, hört nicht auf, den Bibelvereinen zuzurufen: verbreitet nicht blos die Bibel, sondern sorget zugleich auch dafür, daß sie vernünftiger Weise gelesen werde."

Unter den Beylagen des Buches findet sich die ebenfalls actenmäßige Darstellung eines etliche Monate nach den Vorfällen in Wildenspuch statt gefundenen, ähnlichen, jedoch unblutigen Ereignisses im Kanton Thurgau, das als ein Nachspiel des Zürcher'schen, von demselben ausgegangen zu betrachten ist; weiterhin die Erzählung der freylich mehr theatralischen Charfreytags-Kreuzigungen, welche in den Fünfziger-Jahren des verflossenen Jahrhunderts von den Convulsionärs in Paris veranstaltet wurden, und endlich eine critische Uebersicht des Bücher- und Handschriften-Vorraths, der bey den Wildenspucher Fanatikern gefunden ward, aus welch' leztern die sieben Hauptpersonen auf einer Steindrucktafel in ähnlichen Brustbildern gruppirt sind.

Spiel-Literatur.

Des Rösselsprunges einfachste und allgemeinste Lösung, gefunden und dargestellt von H. C. von Warnsdorf, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Ref. war damals nicht aufgelegt, sich so viel Mühe um die Sache zu geben; aber bey dem Anblicke des vorliegenden Buches erwachte die entschlummerte Schachspieler-Wißbegierde (curiosité échiquière könnte man sie vielleicht nennen), um so lebhafter, da nicht nur der Titel eine allgemeinste Lösung der Aufgabe verspricht, sondern auch die Vorrede mit unumwundener Bescheidenheit eine gelegentliche Aeußerung Goethe's: „Alles was geendiget, was abgethan ist, kann unsere Aufmerksamkeit keinesweges fesseln," auf das Buch anwendet, und mit dessen Erscheinung alle Fragen über den Rösselsprung für abgethan erklärt, his verbis:

„So lange die schon vorlängst gesuchte allgemeine Auflösung dieser Aufgabe nicht gefunden war, konnten Alle, welche Geschmack daran fanden, in den labyrinthischen Windungen unendlicher Combinationen herumirren, und freudig auf jede einzelne, mechanisch gefundene, Auflösung hinblicken: aber für Jeden, der meine Auflösung gelesen und verstanden hat, geht alles Interesse an der Aufgabe selbst nothwendig verloren. Durch sie zerreißt der geheimnißvolle Schleyer, welcher das heilige Dunkel deckte; und was der ahnende Geist als lebendiges Erzeugniß einer genialen Phantasie hoffend erwartete, sieht er nun vor sich als todtes Gerippe eines trockenen Vernunftschlusses." Ref. erwartete nach einer solchen Autokritik nichts sicherer, als daß er hier das obenerwähnte geometrische und arithmetische Doppelmysterium vollständig enthüllt finden würde. Und als ihm vollends die Note S. 28 zu Gesichte kam, aus welcher hervorgeht, daß dem Verf. Eulers Meditationen über den Rösselsprung eben so wohl bekannt waren, als (nach S. 7 und 8) die Versuche anderer minder berühmten Mathematiker; da erwartete er noch weit mehr, nämlich eine Anwendung der mathematischen Combinations- und Permutations-Methode (welche Euler entbehrte) auf den Rösselsprung, und eine apriori'sche Ausmittelung der Anzahl aller Möglichkeiten und ihrer Classifikation; eine Ausmittelung, wenigstens eben so klar, als die im Lit. Bl. No. 68 v. J. 1821. S. 270. befindliche Berechnung der möglichen L'hombrespiele. Denn wer einmal die Mathematik auf den Rösselsprung anwenden will, und wem die sogenannte combinatorische (auch wohl Hindenburgisch genannte) Methode geläufig ist, welche Herr C. A. Semler ihrer großen Vortheile wegen zu popularisiren gesucht hat (Dresden 1822); dem kann wohl nichts näher liegen, als daß er alle üblichen Fragen über den Rösselsprung auf das Problem reducire: die möglichen Ordnungen zu finden, nach welchen die Felder eines Schachbretes unter der Bedingung numerirt werden können, daß jede Nummer von ihrer unmittelbaren Vorgängerin um einen Springerzug entfernt liege.

Allein Ref. sah sich in allen diesen Erwartungen getäuscht, und fand den Herrn Verf. auf einem Wege von ganz anderer Richtung. Mit dem obenerwähnten Beweise a priori für die Möglichkeit des Rösselsprunges befaßt er sich so wenig, als seine Vorgänger, und das wird man ihm, da die Möglichkeit bereits durch die Erfahrung gegeben ist, eben nicht verargen können, wenn man nicht den Rigoristen spielen will in puncto der mathematischen Methodik, die allerdings jenen Beweis von vorn um des Lichtes willen desideriren könnte, welchen dergleichen Betrachtungen von vorn über die Natur der betrachteten Sachen zu verbreiten pflegen. Er hebt an mit einer neuen Definition des Rösselsprunges, durch welche er den Begriff der Sache erweitert, indem er nicht das Schachbret, sondern eine willkürliche, in eine gerade Anzahl gleicher Quadrate eingetheilte, „mithin rechtwinklichte" Figur als Reitbahn des Rößleins bezeichnet. Der strenge Mathematiker wird dagegen gleich zweyerley zu erinnern finden. Einmal, unter einer rechtwinkligen Figur versteht man eine solche, deren sämmtliche Winkel rechte Winkel sind. Dergleichen gibt es aber, in der ebenen Geometrie, nur zwey: Rectangulum und Quadrat. Woher also das obige „mithin"? Wie kann daraus, daß eine Figur in eine gerade Anzahl von Quadraten eingetheilt (oder eintheilbar) ist, gefolgert werden, daß sie rechtwinklig sey? In der That betrachtet der V. Taf. IV. Figuren wie diese:

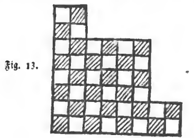


Fig. 13.

als rechtwinklig. Wie können aber dergleichen Figuren rechtwinklig genannt werden, da sie Winkel haben, die = 270° sind? Mißt der Verf. die Winkel einer Figur von außen? Die zweyte Erinnerung betrifft die gerade Anzahl der Quadrate. Wenn einmal der Rösselsprung auf solche Pseudo-Rectangula ausgedehnt werden soll, (was allerdings das Schachbret zu Vier wünschenswerth macht) warum nicht auch auf die von ungerader Anzahl der Felder? *) Gleichviel, ob der Rösselsprung auf einer Figur wie die obige als möglich oder als unmöglich gefunden werde, eine „allgemeinste" Lösung des Problems verlangt die Untersuchung auch dann noch, wenn man z. B. in einem rechten Außenwinkel der obigen Fig. 13 das 45ste Quadrat ansetzet.

Was nun des Vs. „strenge Theorie" selbst anlangt; so lehrt sie zuerst, wie man aus einer, für ein gegebe-

*) Der Verf. gibt S. 27 einen hörbaren Grund dafür an: bey ungerader Anzahl ist der Fall nicht möglich, daß der Springer vom letzten Felde unmittelbar wieder auf das erste kann; und gerade dieser Fall ist für seine Theorie sehr fruchtbar.

M.

nes Anfangsfeld empirisch gefundenen Springerbahn andere Bahnen für andere Anfangsfelder finden könne. Steht diese strenge Theorie nicht gleichsam auf dem Kopfe? Sollte sie nicht zuerst lehren, wie man eine erste Bahn nach sichern, erwiesenen Regeln finden, oder sich überzeugen könne, daß es keine gebe? *) Auf diese Hauptsache kommt er erst §. 20. Hier stellt er die Regel auf: „Man setze, von dem bestimmten Anfangsfelde ausgehend, den Springer jedesmal auf dasjenige noch leere Feld, oder willkürlich auf eines derjenigen, von welchem oder von welchen er die wenigsten Ausgänge auf noch unbesezte Felder hat.“ Daß es dieser Regel am mathematisch genauen Ausdrucke fehlt, ist klar: denn gesezt nun, er hätte gar keinen Ausgang mehr, welches doch immer noch weniger wäre, als Einer? Sezte man sich dann nicht gleich fest durch buchstäbliche Befolgung der Regel? Der Verf. sezt das Daseyn von zwey Zugängen stillschweigend voraus: denn ist nur noch Einer da; so muß das Feld nothwendig leztes Feld werden, und so lange noch andere leere vorhanden sind, darf man diesen einzigen Zugang nicht betreten. So verstanden ist die Regel bewährt; aber dem beygebrachten Beweise fehlt die reine Apriorität, weil der Verf. ihn aus Lehrsätzen führt, welche von den derivirten Springerbahnen handeln, d. h. von denen, die aus empirisch gefundenen abgeleitet sind. Gleichwohl sucht der V. S. 40 in dieser Regel die einfachste, vollständigste und allgemeinste Auflösung des Rösselsprungs, und erstaunt darüber, daß dieser Schlüssel des Geheimnisses so lange dem menschlichen Scharfsinne verborgen geblieben. Daß der mathematische Scharfsinn darauf nicht verfallen ist, hier den Schlüssel des Geheimnisses zu suchen, ist sehr begreiflich: denn er pflegt eine Maßregel, deren directes Gegentheil ebenfalls zum Ziele der Aufgabe führt, nicht als eine Regel zu betrachten. Und das ist buchstäblich der Fall mit der Warnsdorf'schen Regel. Der Verf. selbst beweiset in seinem ersten Lehrsatze, was — wie er S. 13 selbst sagt — „für sich klar ist“ (und also eines Beweises gar nicht bedurft hätte): daß man jede gegebene Springerbahn auch rückwärts gehen, daß man, wenn der Weg von Nr. 1 auf Nr. 64 bekannt ist, auch von 64 auf 1 kommen kann. Nun betracht' er einmal nachstehende Complexion (so nennt er eine vollendete Springerbahn).

Fig. 14.

7	46	19	32	9	44	21	34
18	31	8	45	20	33	10	43
47	6	55	60	53	62	35	22
30	17	52	63	56	59	42	11
5	48	57	54	61	38	23	36
16	29	64	51	58	25	12	41
49	4	27	14	39	2	37	24
28	15	50	3	26	13	40	1

Sie ist aus dem Eckfelde, nach der Maßregel des Randlaufes gemacht, welche darin besteht, daß man sich immer so nahe als möglich an den Rand hält, und nur durch die Nothwendigkeit nach der Mitte drängen läßt, also ein Analogon der Thurmsbahnen Fig. 1, 3 und 8. Sie ist gemacht nach dem Warnsdorf'schen Schlüssel: denn die Randfelder sind eben diejenigen, welche die wenigsten Ausgänge haben. Wer aber von Nr. 64 ausgeht, und die Maßregel gerade umkehrt, d. h. zuerst die vierzehn Mittelfelder (in der Figur No. 51—64) berührt, welche die meisten Ausgänge auf leere Felder haben, der kommt auch zu seinem Zwecke, und es ist nichts weniger als evident, daß er ihn erreichen wird, wenn er, nach der Warnsdorf'schen Regel, von 64 aus zuerst auf die Randfelder geht.

Kurz, wenn Herr v. W. den Schlüssel zu einem Geheimnisse gefunden hat; so ist es ein Geheimniß, zu dem es noch unübersehlich viele andere Schlüssel geben dürfte. Ref. glaubt solch einen andern zu besitzen, der weit eher das Ansehen eines Hauptschlüssels hat, und in weit mehrere Thüren zum Heiligthume paßt. Er ist nämlich überzeugt, daß man zu dem Ziele, wenn es auf der gegebenen table échiquetée überhaupt erreichbar ist, stets gelangt, wenn man, um zu irgend einem näheren oder entfernteren Felde zu kommen, niemals ein solches betritt, welches zu einem leeren, wohin man noch nicht will, der einzige, noch offene Zugang ist. Ein wenig Vorsicht, auf zwey, drey und mehrere Züge hinaus, ist dabey freylich zu empfehlen. *) dafür kann man aber auch mit diesem Schlüssel desto freyer umherwandeln, kann bald umlaufsartige, bald lavirende, bald gemischte Bahnen (denen des Thurmes analog) beschreiben, und es ist kaum zu zweifeln, daß man dadurch auch zu den Kunststücken des obenerwähnten geometrischen und arithmetischen Rösselritters wird gelangen können. Wenigstens hat er vor dem Warnsdorf'schen das voraus, daß man gewiß weiß, ohne denselben niemals zum Ziele zu kommen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Dergleichen Umkehrungen der Sache sind in der Mathematik wohl nicht selten, und wenn sie das Begreifen erleichtern, indem sie das Leichtere zuerst lehren, wer möchte sie tadeln?

M.

*) Es gehört ein wenig viel Vorsicht dazu; ehe man sich's versieht, fehlt die Wahl, und der Zug n wird Ursache, daß man mit dem Zuge n + 10 festsizt.

M.

Literatur-Blatt.

Freitag den 21. Mai 1824.

Spiel-Literatur.

Des Rösselsprunges einfachste und allgemeinste Lösung, gefunden und dargestellt von H. C. von Warnsdorf, u. s. w.

(Beschluß.)

Zu jenen Kunststücken führt, wie bereits gedacht worden ist, unseres Vs. strenge Theorie nicht. Aber scharfsinnig, in analytischer Form und daher möglichst allgemein (für alle Arten von tables échiquetées) lehrt sie den, an analytische Formen gewöhnten Leser die Kunst, aus gegebenen „Complexionen" andere a priori zu finden, und zwar vollständige, für jedes beliebige Anfangsfeld (dergleichen unsere Fig. 11 eine ist) und unvollständige (wie unsere Fig. 14), ohne sich darum zu bekümmern, daß die unvollständigen durch eine einzige vollständige in der Praxis dieses Patience-Spieles ziemlich entbehrlich gemacht werden. Diese Unbekümmerniß tadeln wir jedoch keineswegs. Franklins geistreiche Gegenfrage: Was nuzt ein neugebornes Kind? paßt auf jede neuerfundene, leer scheinende Theorie, und unseres Vs. Lehrsätze von den Complexionen, Involutionen und Evolutionen können, in anderer Anwendung, vielleicht der combinatorischen und permutatorischen Analysis Früchte tragen. Nur hätte der Verf. sie klärer vortragen, durch spezielle Verweisung auf die (sehr zahlreichen) Figuren das Verständniß seiner allgemeinen Sätze erleichtern, und den Leser nicht durch eine, bisweilen folgewidrig ersonnene Terminologie verwirren sollen. So z. B. ist es wenigstens nicht consequent, wenn der Verf., nachdem er §. 5 bewiesen hat, daß aus jeder gegebenen Complexion andere sich ableiten lassen, §. 11 den willkürlichen Satz aufstellt: „Jede Complexion, aus welcher sich andere ableiten lassen, kann man eine Involution nennen." Man kann ja sonach alle so nennen, denn aus jeder lassen sich andere ableiten! Dergleichen Verstöße gegen die streng mathematische Methode finden sich mehrere.

Um den Lobspruch des Scharfsinnes zu belegen, führen wir hier eine der faßlichsten Entdeckungen des Vs. an, und erläutern sie zugleich durch Beziehung auf unsere Fig. 14.

Aus jeder gegebenen Complexion lassen sich andere ableiten für alle diejenigen Felder (als Anfangsfelder), deren Zahlen um Eins größer sind, als die Zahlen derjenigen Felder, auf welche der Springer von dem Schlußfelde der gegebenen Complexion (unmittelbar) kommen kann. Also, nach Fig. 14, für das Feld No. 4, denn dahin springt das Rössel über No. 3, und 4 ist $= 3 + 1$; für das Feld No. 64, denn dahin springt dasselbe über 61, und 62 ist $= 61 + 1$ u. s. w. Beweis: Man kann von jedem Felde (Nr. m) nach und nach vorwärts auf das Schlußfeld (n), und rückwärts auf das Anfangsfeld (Nr. 1) kommen. Folglich kann man auch, vorwärts, von Nr. $m + 1$ nach und nach auf n gelangen; von n aber kann man auf m unmittelbar (nach der Voraussetzung) und von m, rückwärts, nach und nach auf Nr. 1 kommen, also auf allen Feldern herum. Man setze z. B. in Fig. 14 den Springer auf Nr. 4, gehe von da über 5, 6, u. s. f. auf 64; von 64 aber auf 3 und von 3 rückwärts auf 1; so ist man handgreiflich auf allen 64 Feldern gewesen, und hat, ohne reine Umkehrung der Ordnung, No. 1 zum Schlußfelde gemacht. *)

*) Das ist sehr richtig; aber der Verf. behauptet den Satz auch für den Fall, wenn m ein Feld bedeutet, auf welches der Springer von n aus nicht unmittelbar, sondern blos mittelbar gelangen kann. Nun sey m das Feld 33, auf welches der Springer von 64 aus mittelbar, über 61 und 42, zu gelangen im Stande ist. Dann wäre 34 das neue Anfangsfeld $m + 1$; und hier zeigt sich der Beweis fehlerhaft. Denn indem der Springer, der Zahlenordnung nach, von 34 auf 64 geht, muß er das Feld 42 passiren. Das passirt er aber auch, wenn er den eben gedachten Weg von 64 auf 33 nimmt. Er betritt es mithin zweymal, welches nicht seyn darf. Der Satz ist also nur für den Fall erwiesen, wenn m ein Feld bedeutet, auf welches der Springer von n (64) aus

Ref. würde mit Vergnügen noch mehr überraschende apriorische Umwandlungen der Springerbahn mittheilen; aber — dem Verf. ist, wie eben erwähnt worden, bey seiner strengen Theorie G o e t h e eingefallen, welcher behauptet hat, daß alles Beendigte oder Abgethane das Interesse verliere; und dem Ref. fällt ebenfalls G o e t h e ein, welcher im D i v a n (S. 278) behauptet hat, daß das S c h a c h s p i e l (und der Rösselsprung ist doch am Ende nichts als ein Schachspiel mit Einer Figur) geeignet sey, a l l e m D i c h t e r s i n n e den Garaus zu machen. Ob nun gleich S c h l e g e l, der ein Dichter ist, in seiner Indischen Bibliothek Bd. 1. Heft 1. S. 36 gegen diese Verdammung des Schachbretes Cassation eingelegt hat; so bedenkt doch Ref. billig, daß der R e d a c t e u r des Lit. Bl., der ebenfalls Dichter ist, leicht G o e t h e's Meynung, wenigstens insoferne theilen könnte, als er den Raum des Lit. Bl. lieber den Schriften über und f ü r d i e B r e t e r, die die Welt bedeuten, als denen über das Schachbret widmen möchte. **) Und darum läßt er es bey dieser allgemeinen Darstellung und Würdigung des Inhalts bewenden.

* * *

---

mittelbar gelangen kann, ohne ein Feld zu betreten, welches in dem Bahnstücke von $m + e$ bis 64 liegt. Dann aber müßten die Zwischenfelder in dem Bahnstücke von m bis 1 liegen, und der Springer würde sie auf diesem Theile der Bahn von neuem berühren. Dasselbe gilt von dem Beweise des folgenden, verwandten Satzes, welcher behauptet, wenn der Springer von e mittelbar auf das Feld n kommen könnte, so sey das Feld $n - 1$ ein taugliches Anfangsfeld für die neue Complexion. Denn obwohl der Springer von $n - 1$ rückwärts bis auf 1, und, nach der Voraussetzung, von 1 auf n gehen kann; so bleibt doch immer der Fall möglich, daß beyde Wege über ein und dasselbe Feld führen. Es sey z. B. n das Feld 60, wohin der Springer mittelbar über 2 (oder auch 12) und 61 kommen kann. Dann wäre das neue Anfangsfeld $(n - 1)$ 59. Aber die Bahn von 59 auf 1, nach der Zahlenordnung der g e g e b e n e n Complexion, führt ebenfalls sowohl über 12 als über 2. Da nun dieser fehlerhafte Lehrsatz in der „strengen Theorie" unseres Vf. der e r s t e ist, auf welchen er in den Beweisen mehrerer andern, späteren Lehrsätze und Problem-Auflösungen sich beruft; so dürfte das ganze theoretische Gebäude wohl zusammenfallen.

Ueberhaupt ist es nicht nach mathematischer Bauordnung gebaut. Erst im v i e r t e n Lehrsatze zeigt der Vf., daß für a l l e F e l d e r, als Anfangsfelder, Complexionen gefunden werden können, wenn bereits eine v o l l s t ä n d i g e I n v o l u t i o n (wie oben Fig. 11) vorhanden ist. Wäre aber sein e r s t e r Lehrsatz richtig; so würde schon aus diesem jene Möglichkeit folgen, und es würden auch aus jeder unvollständigen Complexion (Fig. 14) für alle Felder neue Complexionen sich ableiten lassen. Denn m i t t e l b a r kann der Springer von 1 aus auf a l l e Felder kommen, mithin könnte j e d e s das Feld n seyn, dessen Nachbar in der gegebenen Bahn $(n - 1)$ Anfangsfeld werden könnte.

Endlich hätt' auch die Absicht einer „a l l g e m e i n s t e n Lösung" erfordert, daß der Verf. nicht auf seine sogenannten r e c h t w i n k l i g e n Figuren sich eingeschränkt hätte, weil dadurch der längst bekannte Rösselsprung auf der r u n d e n Schachtafel des Tamerlan ausgeschlossen wurde, auf welcher der Springer eine völlig s y m m e t r i s c h e Bahn in 4 Umläufen (wovon der eine rückläufig ist) beschreiben kann. Für die g e o m e t r i s c h e Erörterung des gewöhnlichen Rösselsprunges auf dem Quadrate scheint mir derselbe sehr lehrreich zu seyn. Vielleicht lassen aus seiner symmetrischen Regelmäßigkeit die scheinbaren Unregelmäßigkeiten sich erklären, zu welchen der Springer, der gleichsam im B o g e n läuft, auf dem Quadrat-manège sich gewöhnlich bequemen muß.

M.

*) Darin bin ich einmal ganz antigoethisch gesinnt. Besonders halt' ich dafür, daß das Schachspiel eine sehr nützliche Vorschule der D r a m a t u r g i e ist, und daß die Theater-Dichter wohlthun, den Rösselsprung zu studieren, damit sie das Musenrößlein auf dem Quadrate oder Rectangulum ihres Planes herumreiten lernen, ohne daß es auf schon betretene Felder komme, oder sich vor der Zeit festsetze.

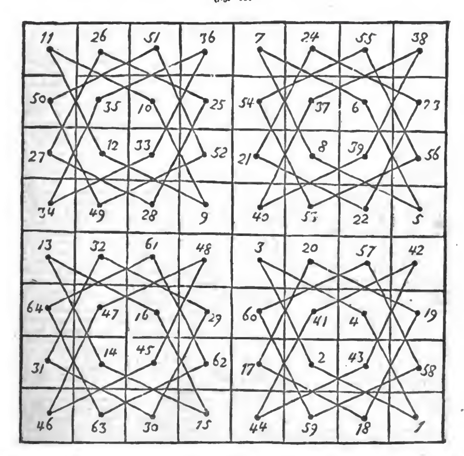
Uebrigens hab' ich das Buch auch gelesen, und bin vollkommen der vom Rec. angedeuteten Meynung, daß Herr v. W. mit Hülfe der sogenannten combinatorischen Methode viel tiefer in das Wesen seines Gegenstandes hätte eindringen können. In wieviel verschiedenen O r d n u n g e n können die Felder einer gegebenen table échiquetée numerirt werden, wenn die Bedingung gesetzt ist, daß jede Zahl n von ihrer unmittelbaren Nachfolgerin $n + 1$ um ein Feld entfernt sey, welches mit dem nten Feld' eine Seite, und mit dem $(n + 1)$ten eine Diagonale gemeinschaftlich hat? Das, dünkt mich, ist die Frage vom Rösselsprunge in mathematischem Ausdrucke. Ihre Beantwortung ist offenbar Sache der Combinationslehre, deren Regeln, wohl angewendet, sicher zur Uebersicht aller möglichen Permutationen und Combinationen, und zu ihrer geometrischen Anschauung führen müssen.

M.

Nachschrift des Redacteurs.

Der geometrische Rösselritter, welcher vor dem Rec. sein Geheimniß, den Springer in symmetrischen Figuren zu tummeln, geheim gehalten, hat mir es anvertraut, das zeiget

Fig. 15.



Wenn man den Springer aus der Ecke zur rechten nach Ordnung der Zahlen führt, und jedes Feld, welches er verläßt, in der Mitte mit einem Kreidepunkte bezeichnet; so wird man finden, daß er nach den ersten sechzehn Zügen auf jedes der vier größeren Quadrate, aus welchem das Schachbret bestehet, einen Rhombus (Raute) gezeichnet hat. In der zweyten Tour, 17 bis mit 32, fügt er zu jedem Rhombus ein Quadrat; in der dritten, 33 bis mit 48, einen zweyten Rhombus; und in der vierten, 49 bis mit 64, schließt er den Quadistern mit einem zweyten Quadrate. Aus dieser symmetrischen Complexion lassen sich andere, gleich symmetrische, mit mathematischer Sicherheit ableiten, sowohl für das nämliche Anfangsfeld, als für andere Anfangsfelder, und wer Lust hat, kann darauf eine strenge, geometrisch anschauliche Theorie des symmetrischen Rösselsprunges bauen.

Müllner.

Literarische Notizen aus London.

Der in der Zeitung für die elegante Welt neulich ausgesprochenen Vermuthung, als könne Coleridge der Verfasser des angeblich Walter Scott'schen Roman's „Walladmor" seyn, wird von jedem widersprochen, der Coleridge kennt und Walladmor liest. Man darf nur den Styl in Coleridge's Lebensgeschichte mit dem in diesem neuen Romane — in so weit dieß möglich ist, so lang wir nur die Uebersetzung haben — vergleichen, oder die Art, wie Coleridge sich ausspricht, mit der Darstellungsweise in Walladmor zusammenhalten, um jene Vermuthung grundlos zu finden. Wer Coleridge kennt, weiß, wie schwer er sich zu einer literarischen Arbeit entschließt, mit welcher Langsamkeit er arbeitet und wie gering er den Ruhm schäzt, als Romanschreiber zu glänzen. Daß er, wie in jenem Aufsaze behauptet wird, in Deutschland noch gar nicht bekannt sey, dürfte wohl zu widersprechen seyn, da sogar das Convers. Lexicon eine für ein solches Buch genügende Auskunft über ihn gibt, und manche seiner Gedichte in deutschen Blättern gewürdiget und übersezt worden sind, nicht zu gedenken, daß er als Uebersezer von Schiller's Wallenstein und von Fragmenten aus Goethe's Faust (in Blackwood's Magazin) sich uns gar wohl bekannt gemacht hat. Wohl ist er Tory, aber W. Scott ist es eben so sehr, und es gibt deren so viele in England, daß aus diesem Umstand keine Folgerungen zu machen sind. Wir geben endlich zu, daß Bertram in Walladmor „ein aus deutschphilosophischen Theorien gebildeter, oder nach daraus entspringenden Träumereyen handelnder Jüngling zu seyn scheint;" dann liegt aber, wie auch der Verf. urtheilt, eine Ironie zum Grunde, und deren ist Coleridge eben jezt unfähig, da er im Studium der neuern deutschen Philosophie begriffen, und mit leidenschaftlicher Befangenheit, für Steffens z. B., eingenommen ist. — Der ganze Streit über Walladmor muß übrigens aufgeschoben bleiben, bis wir das Werk vollständig besizen, wär' es auch blos in der Uebersezung.

Eines der geistreichsten Erzeugnisse in der schönen Literatur neuerer Zeit verspricht die Sammlung erzählender und beschreibender Gedichte von L. E. L., eine aus der Lit. Gaz. längst bekannte Chiffer, zu werden.

Dr. Hibbert's Philosophy of Apparitions (Philosophie der Geistererscheinungen) ist reich an interessanten Details und unterhaltenden Geschichten; wir werden nächstens ausführlich darüber berichten.

Von dem berühmten John Evelyn, dessen Memoiren neulich mit so vielem Beyfall aufgenommen wurden, erscheinen nächstens „Miscellaneous Writings," auf welche die Erwartungen der Literatoren sehr gespannt sind.

Von Las Cases' Werk über Napoleon erscheint eben eine neue Auflage.

Die Uebersezung von Goethe's Leben ist endlich erschienen (die 2 ersten Bde); das Publikum ist nicht weniger entzückt davon als unsere Kritiker. Nach den Bruchstücken, die wir davon gelesen, ist die Uebersezung eben so elegant als correkt.

Sir George Staunton hat der hiesigen asiatischen Gesellschaft 2000 Bände in Chinesischer Sprache geschenkt. Neben ihm sind Morrison und Davis die gelehrtesten Orientalisten in England.

Von Byron's Don Juan ist der 15te und 16te Gesang erschienen. Eine „Apology for Don Juan" ist angekündigt, und es ist nicht zu läugnen, daß die leztern Gesänge derselben sehr bedürfen.

Von der reißend zunehmenden Wichtigkeit Süd-Amerika's zeugt die Erscheinung so mannigfaltiger gleichzeitiger Werke verschiedener Nationen, die mehr oder minder zur Erweiterung der Kenntniß jenes Erdtheils beytragen. In diesem Fache erwähnen wir zuerst kurz der Reisebeschreibung einer englischen Dame, Maria Graham, die unter dem Titel: Journal of a voyage to Brazil and Residence there, during part of the years 1821, 2 et 23 in 4. so eben erschien. Wir müssen aber, aller Galanterie zum Troz, aussprechen, daß dieselbe wohl kaum der Publicität verdiente, indem sie uns blos mit einigen Abstechern in die Umgegend Bahia's, Rio Janeiro's (eine Zusammentragung aus andern Reisebeschreibungen) und mit einer den Zeitungen nachgeschriebenen Erzählung der lezten Revolution hinhält, und wir legen das Buch aus der Hand, ohne sogar mit einer neuen Ansicht unterhalten worden zu seyn. Sie erwähnt unter andern des Zusammentreffens mit dem bekannten General Hogendorp, ehemaligen Günstling Napoleons und Gouverneurs von Polen, der jezt bey Rio Janeiro ein Landhaus bewohnt, und dessen Anhänglichkeit sie mit großem Lobe gedenkt. Der Styl ist gehaltlos und ohne natürliche Wärme. Die früheren Werke der Verfasserin verdienen mehr Lob. Ein Werk derselben Gattung, aber von weit reicherem Gehalte ist: Extracts of a Journal written on the coasts of Chili, Peru et Mexico, in the years 1820, 21 et 22, by Captain Basil Hall, R. N Author of a Voyage to Loo Choo, 12mo 2 Vol. Edinburgh. Von dem Verfasser der ergözlichen Reise nach Loo Choo ließ sich wohl eine solche vorzügliche Leistung erwarten, und die ausgesprochenen Gefühle sowohl als der Styl des Verfassers verkünden einen Mann von Geist und Herz. Mit Freymuth und Wärme, jedoch nicht auf Kosten der historischen Wahrheit, spricht er sich für die Sache der Freyheit aus, läßt den hohen Verdiensten des Lord Cochrane um dieselbe Gerechtigkeit widerfahren, und schildert San Martin treffend. Er gibt eine sehr erfreuliche Ansicht von der Veränderung, welche in Chili Statt gefunden, indem er sagt: „die Einwohner fangen an, sich ihrer eigenen Wichtigkeit in der Welt völlig bewußt zu werden und die Nothwendigkeit einer Bekanntschaft mit dem Thun und Treiben anderer Staaten zu fühlen. Mit diesem dämmernden Gefühle ihrer Nationalwürde verknüpfen sie einen tief eingewurzelten und entschlossenen Enthusiasmus für die Sache der Unabhängigkeit. Von bürgerlicher Freyheit haben die Chilier noch keine gleich klaren und richtigen Begriffe; aber nichts ist mehr entschieden und bestimmt, als ihr fester Entschluß, sich nie wieder einem fremden Joche zu unterwerfen rc. Jeder Tag stärkt diese Gesinnung und macht die Wiedereroberung jenes Landes mehr unwahrscheinlich. Der gegenwärtige freye Handel befestigt und vermehrt dieselbe vorzüglich; denn es langt kein Schiff an, welches nicht irgend einen neuen Artikel des Bedürfnisses oder Luxus mitbringt, und dadurch, daß es die vorigen Preise erniedriget, viele Dinge den niedern Volksklassen erreichbar und genießbar macht, die früher blos den Reichen bekannt waren, und so die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens vermehrt und immer neue Quellen der Industrie eröffnet." Der erste Theil enthält des Verfassers Ankunft zu Valparaiso, verschiedene Ausflüge in Chili, besonders nach Santiago, eine Erzählung der Revolution von San Martin und eine Menge anderer Dinge von vorübergehendem und bleibendem Interesse. Die Gebräuche der Einwohner sind sehr lebendig charakterisirt. — Die Reisebeschreibung von Spix und Martius ist unter folgendem Titel erschienen: Travels in Brasil in the years 1818—20 undertaken by command of His Majesty the King of Bavaria. By Dr. J. B. von Spix, and Dr. C. F. P. von Martius, Knights etc. etc. 2 Vol. 8vo. London, Longman et Comp. 1824. und mit Interesse von dem Publikum hier aufgenommen und bereits in mehreren Journalen mit gebührendem Lobe erwähnt worden. Mehrere derselben geben Auszüge.

In wenigen Tagen werden noch mehrere Werke über Süd-Amerika erschienen seyn.

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 25. Mai 1824.

Dramatische Literatur.

Holbergs Lustspiele. Uebersezt von Oehlenschläger. Dritter Theil, 421 S., Leipzig bey Brockhaus. 1822. Vierter Theil, XX und 474 S. Daselbst 1823.

Die beyden ersten Bände (nicht Theile) dieser Uebersetzung sind schon im verwichenen Jahre (Lit. Bl. Nr. 96) von einem andern Recensenten zwar angezeigt, aber, streng genommen, nicht beurtheilt worden. Ich glaube daher, nicht Unrecht zu thun, wenn ich bey meiner Beurtheilung vielmehr das Ganze, als gerade nur die hier angezeigte lezte Hälfte desselben ins Auge fasse.

Fünf und zwanzig Lustspiele Holbergs sind ins Deutsche übertragen worden: zu welchem Zwecke? Entweder wollte man diese Lustspiele den deutschen Dichtern und Literatoren zur Benutzung und zur Bereicherung der Aesthetik und Literärgeschichte in die Hände geben, oder man hatte die Absicht, sie überhaupt dem gebildeten Deutschland bekannt zu machen, in die Lesewelt einzuführen, vielleicht auf die Bühne zu bringen. In Hinsicht des erstern Zweckes war gegenwärtige Uebersetzung unnöthig, denn die deutschen Dichter und Literatoren kennen Holberg längst aus einer zwar alten, aber für ihre Absicht genügenden Uebertragung; und daß sie ihn nicht unbenuzt gelassen, beweisen Jüngers, Schröders, Kotzebue's und Anderer Arbeiten. Also nur für den leztern Zweck wäre eine neue Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele rathsam und wünschenswerth; sollte dieser aber erreicht werden, so mußte ein deutscher, mit dem komischen Ausdrucke innigst vertrauter Dichter die Arbeit übernehmen. Bey der Uebertragung des Komischen ist die unter uns viel zu hoch angeschlagene Uebersetzertreue durchaus verderblich; es kommt dabey lediglich darauf an, des fremden Gedankens sich zu bemeistern, und dann den deutschen entsprechenden, meist einzig möglichen Ausdruck für diesen Gedanken, wie für einen eigenen, auszumitteln. Selten läßt ein witziger Einfall, eine possierliche Bemerkung, eine naive oder dummbreiste Frage oder Antwort mehr als eine Einkleidung zu. Der Grund liegt nahe: das Komische überhaupt, als die Darstellung des Widerspruchs zwischen Begehren und Vermögen, besonders aber die eben genannten Hülfsmittel desselben, wenden sich vorzugsweise an den ruhigen Verstand, der eine innigere Verbindung des Stoffes und der Form verlangt, als z. B. die Phantasie oder das Gefühl. Den Stoff aber nimmt das Komische gewöhnlich aus dem gemeinen Leben, und in dieser Sphäre ist, je tiefer man hinabsteigt, die Form desto bestimmter; wie z. B. der Bauer kein *schönes*, kein *reizendes*, kein *himmlisches*, sondern nur ein *hübsches* Mädchen kennt. Diese gleichsam gestempelten Formen müssen also im Komischen angewendet werden, wenn eine der Haupteigenschaften aller Poesie, die Wahrheit, erreicht werden soll. Ist das Gesagte wahr, so folgt daraus, daß ein Ausländer, also auch Hr. Oehlenschläger, nie im Stande seyn kann, von irgend einem komischen Erzeugniß eine gute deutsche Uebersetzung zu liefern: denn jene bestimmten Redeformen lernt man nur im Leben, nicht aus Schriften, wenigstens nicht hinlänglich, kennen, und die ungehörige Form vernichtet das Komische des Stoffes. *)

Schon andere Recensenten haben die Mängel gerügt, an denen hinsichtlich des Ausdrucks diese Uebersetzung der Holberg'schen Lustspiele leidet; und ich würde diesen Punkt mit Stillschweigen übergehen, wenn sich Hr. Oehlenschläger nicht förmlich gegen jene Rügen auflehnte, und seine schlechte Sache auf eine seltsame Weise vertheidigte. „Ich wage hier, schreibt er in der Vorrede zum „vierten Bande, die bescheidene Frage: ob nicht, so „wie die dänische Sprache Vieles aus der deutschen auf„genommen hat, vielleicht auch einige dänische Wendun„gen und Redensarten in der deutschen Sprache ange„wandt werden könnten? Beyde sind ja doch Zwillings„töchter von einer Mutter. Weiß ich doch noch, was „der große Goethe oft sagte, als ich meine ersten deut„schen Versuche unter seinen Augen begann und ihm sol„che vorlas: *Hm! das ist hübsch!* — Sagen Sie „denn das so im Deutschen? — *Nein, wir sagen es*

*) Der Rec. in Nr. 96 sagt genau dasselbe.

M.

„nicht, könnten es aber sagen. — Soll ich es denn „ausstreichen? — Nein, thun Sie das ja nicht. — „Vielleicht hat mich die Erinnerung dieser Worte dazu „verleitet, je zuweilen zu dreist zu seyn.“ Ich könnte Hrn. Oehlenschläger mehr als einen Grund anführen, warum er sich von diesen Aeußerungen des großen Dichters nicht hätte verleiten lassen sollen; lieber jedoch möchte ich ihn fragen, was er von einem Menschen denken würde, der beym Studium der Philosophie Cicero's wunderliches Paradoxon: malo cum Platone errare, quam cum aliis recte sentire zur Richtschnur nähme? Will Hr. Oehlenschläger durch jenes Zwiegespräch seine Beurtheiler beschwichtigen, so hätte er bedenken sollen, daß die rechten, ich meine die selbstständigen, Goethen wahrscheinlich wohl für einen großen Dichter, aber gewiß nicht für eine Autorität gelten lassen; weil es in der Kunst, wie überhaupt im Geistigen, keine Autorität geben soll. Der namhafte, einheimische Schriftsteller hat allerdings das Recht, einen ungewöhnlichen Ausdruck, eine fremdartige Wendung durch einen ersten Gebrauch gleichsam in Vorschlag zu bringen, wo es dann von den übrigen Schriftstellern und den Gebildeten des Volkes abhängt, ob dieser Ausdruck oder diese Wendung durch Aufnahme in die Schrift- und Umgangssprache das Bürgerrecht erhalten soll: anmaßend aber ist es, wenn ein Ausländer, wie Hr. Oehlenschläger, dieses Recht in Anspruch nimmt. Anmaßend ist es ferner, wenn jemand, wie Hr. Oehlenschläger, in einer Sprache, die inne zu haben er weit entfernt ist, als Schriftsteller auftritt; und hegten wir Deutschen volksthümlichen Sinn, wie die Franzosen und Engländer, so wäre diese Anmaßung längst mit Ernst zurückgewiesen worden. Nicht genug, daß man in vorliegender Uebersetzung nicht leicht eine Seite ohne Sprachfehler, falsche Ausdrücke, undeutsche Wendungen findet; die Sprache ist auch im Ganzen so steif und unbeholfen, daß man eine Uebertragung aus Gotscheds Zeiten oder eine Verdeutschung der dialogues français etwa in Meidingers Grammatik zu lesen glaubt. Zum Belege führe ich aus Erasmus Montanus folgende Unterredung eines Bauers mit seinem Sohne an (B. IV. S. 14) „Jeppe. „Was gibt's, Jakob? Jakob. Vater, wißt ihr Neues? „Rasmus Berg ist gekommen. Jeppe. Potz tausend, „ist's möglich? Wie sieht er aus? Jakob. Ach, er „sieht erstaunlich gelehrt aus. Der Fuhrmann Bar„thel Knullbaum schwur darauf, er hat den ganzen „Weg durch mit sich selber auf griechisch und elamitisch „disputirt, und das mit solchem Eifer, daß er den Bar„thel Knullbaum zu wiederholten Malen in den Rücken „geschlagen hat, und immer dabey die Worte wiederholt: „Probe den Major, probe den Major! Ich denke, er „muß sich, eh' er wegreiste, mit einem Major entzweyt „haben. Mitunter saß er mausestill und stierte die „Sterne und den Mond am Himmel mit solcher gründ„licher Miene an, daß er dreymal vom Wagen gefallen „ist, und aus lauter Gelehrsamkeit nahe daran war, „seinen Hals zu brechen. Da mußte der Barthel Knull„baum herzlich lachen; und — hat er gesagt: der Ras„mus Berg mag ein kluger Kerl am Himmel seyn, hat „er gesagt; aber ein Narr auf der Erde. Jeppe. Ach, „kommt und laßt uns ihn empfangen. Lieber Peter, „folgt mit.“ Möchte man nicht mit Jeppen ausrufen: Potz tausend, ist es möglich? nämlich, daß jemand, der die deutsche Sprache überhaupt so wenig, und die komische insbesondere so gar nicht zu handhaben weiß, Holbergs Lustspiele ins Deutsche zu übersetzen wagt. Noch schlimmer ist es fast, wenn in der Tragikomödie Melampe Sganarel, die lustige Person des Stückes, sich (B. III. S. 30) so vernehmen läßt: „Ich schwöre bey allem, was „in einer Apotheke heilig ist u. s. w., daß, wenn ihr „euch nicht gleich aus dem Staube macht, werde ich euch „so zurichten, daß euer ganzes Blut Theriak werden soll, „so daß ihr an eine Apotheke verkauft werden sollt, da„mit man von Euch Arzeney bereite.“ Ist das deutsch? Und doch glaubte Hr. Oehlenschläger Holbergs Lustspiele für deutsche Leser und Bühnenfreunde genießbar zu machen, wie es die oft bedeutenden Veränderungen beweisen, die er sich z. B. in den „Unsichtbaren,“ in „Pernille als Tochter vom Hause“ erlaubt hat: bey einer Bearbeitung für Männer vom Fache wäre dieses Verfahren ganz unstatthaft gewesen. Wiederum scheint es auch, als hätte der Uebersetzer diesen leztern Zweck vor Augen gehabt: denn in der gedachten, ebenfalls sehr undeutschen Vorrede stellt er den Satz auf: es sey besser, daß Holberg ein wenig zu dänisch, als ein wenig zu deutsch klinge; was nur dann richtig ist, wenn es auf eine Uebertragung für Dichter und Literatoren ankommt. Man ist versucht zu glauben, daß Hr. Oehlenschläger selbst nicht recht gewußt habe, für wen er eigentlich seine Arbeit bestimme. Ein wahrhaft ergötzlicher Beweis von Hrn. Oehlenschlägers Unkenntniß der deutschen Sprache findet sich in der erwähnten Vorrede S. XVII: „der Recensent „wird aber gewiß zugeben, daß, dieweil Tieck zu schrei„ben fast aufgehört hat, mitunter ein Klingklingelgedicht „erschienen sey, das sich eine hohe Miene gegeben hat „u. s. w.“ Nach dieser Aeußerung müßten wir Hrn. Tieck flehentlich bitten, die Feder je eher je lieber wieder zur Hand zu nehmen, wenn sein Schreiben so große Dinge thun kann. Oder sollte der Verfasser dieweil für gleichbedeutend mit seit gehalten haben? Ich verlange nicht, daß ein Däne besser Deutsch verstehe, als Hr. Oehlenschläger, denn das wäre höchst unbillig; aber ich verlange, daß, wenn er es nicht besser versteht, er sich des Uebertragens in deutsche Sprache enthalte, denn das ist höchst billig. Auch habe ich nie begreifen

können, warum ein Dichter wie Hr. Oehlenschläger, sich durch den Gebrauch einer fremden Sprache die Erreichung eines ohnehin so schwer zu erreichenden Zieles doppelt schwer macht, und dadurch seine Erzeugnisse muthwilliger Weise einige Stufen tiefer stellt, als sie seinem Talent nach stehen würden? Ist es ihm so sehr darum zu thun, in Deutschland gelesen zu werden; so kann er ja darauf rechnen, daß seine dänischen Hervorbringungen unserer zahlreichen Uebersetzerzunft nicht entgehen werden. Fürchtet er aber das Gegentheil, weil allerdings die Kenntniß des Dänischen nicht ganz gewöhnlich ist, so muß er wenigstens noch zehn Jahre (nicht ein Jahr, wie er selbst meynt) in Deutschland leben: vielleicht wird ihm dann gelingen, was er wünscht. Ich sage v i e l l e i c h t, denn verbürgen möchte ich es nicht. Ich theile die Meynung des Recensenten in dem lit. Conversationsblatte, gegen den Hr. Oehlenschläger die oft erwähnte Vorrede gerichtet hat, die Meynung, daß es wohl unmöglich seyn möchte, sich eine fremde Sprache in dem Grade anzueignen, in welchem der Dichter durchaus die Sprache besitzen muß. Man wird mir nicht die Portugiesen anführen, die spanisch geschrieben, denn der Unterschied dieser Sprachen ist gering, und war damals noch geringer; auch nicht die neuern lateinischen Dichter, denn wer weiß, was Horaz und Virgil, wenn sie als Recensenten aufträten, zu diesen Arbeiten sagen würden?

Nach diesen Bemerkungen über das Aeußere wende ich mich zur Betrachtung des Innern; von Hrn. Oehlenschläger zu Holberg selbst. Es ist bekannt, daß die unglückliche Rolle, die unser zerstückeltes Vaterland seit zweyhundert Jahren in der politischen Welt spielt, uns eine gewisse Geringschätzung unser selbst und zugleich die Neigung eingeflößt hat, das Fremde zu bewundern und daher zu überschätzen: Dieser schlimmen Neigung, wo und wie sie kann, zu begegnen, ist die Pflicht der Kritik; sie muß, mit oder ohne Hoffnung auf Erfolg, es versuchen, jeder neuen Erscheinung die rechte Stelle anzuweisen. Eine solche Erscheinung sind ohne Zweifel Holbergs Lustspiele für die meisten unter uns, und der Name des Verfassers, vielleicht noch mehr der mit Recht in Deutschland hochgeachtete Name des Uebersetzers, wird ihnen gewiß bey Vielen Eingang verschaffen. Ich erinnere mich nicht, jemals ein gründliches und unpartheyisches Urtheil über Holberg gefunden zu haben; und ist auch irgendwo ein solches ausgesprochen worden, so dürfte es, da ich es nicht kenne, wohl auch der Mehrzahl meiner Landsleute unbekannt seyn: ich achte es daher der Mühe werth, hier die Frage: welchen Platz behauptet Holberg unter den Komikern der neuern Zeit? so gründlich, als ich es vermag, zu erörtern. Daß ihn Hr. Oehlenschläger, sein Landsmann und Uebersetzer, neben Shakspeare und Moliere, ja bisweilen über sie stellt, ist natürlich und auf jeden Fall verzeihlich, kann uns aber nicht zur Richtschnur dienen.

Das Komische ist, wie gesagt, der Widerstreit des Verlangens oder Begehrens mit dem Vermögen. Im Komischen wird also durchaus abgesehen von der vernünftigen sittlichen Natur des Menschen; er ist hier nur ein mit Verstand begabtes Sinnenwesen. Als ein solches aber bildet er sich nur ein, frey zu seyn, während er es als vernünftiges und moralisches Wesen (daher auch im Tragischen) wirklich ist; er handelt wie ein Freyer, um den Gegenstand seines Verlangens zu erreichen, und geräth dadurch mit der ihn beschränkenden Gewalt in einen Kampf, in dem er meist unterliegt. Die beschränkende Gewalt ist nun entweder eine innere (versteht sich innerhalb der Grenzen eines mit Verstand begabten Sinnenwesens), z. B. Leidenschaft, Unverstand, Verkehrtheit; oder eine äußere, nämlich das, was wir bald Lauf der Dinge, bald Zufall nennen. Daraus ergeben sich zwey Arten des Komischen: das Komische des Charakters und das Komische des Zufalls oder der Verwickelung; und, je nachdem das Lustspiel eines von beyden zu seinem Stoffe wählt, entsteht das Charakterstück oder das Verwickelungsstück. Weil nun aber der Zufall das ganze unermeßliche Gebiet der Möglichkeit umfaßt, wo die Erfindung leicht ist, und der Zuschauer den Maßstab der Wahrheit verliert; weil ferner die dramatische Poesie, wie es schon ihre Form beweist, vorzugsweise den Menschen, d. h. sein Inneres zur Anschauung bringen soll: so verdient das Charakterstück allerdings den Vorrang vor dem Verwickelungsstücke. Das Komische ist aber nur der Stoff des Lustspiels, das als Gedicht — und ein Gedicht soll es doch eigentlich immer seyn — auch eine ideale Seite haben muß. Der komische Stoff muß ein Geistiges verkörpern, und dieses Geistige den Stoff zur Einheit verbinden. Dieses Geistige kann, da Gefühle sich durch Handlungen nicht verkörpern lassen, entweder ein Begriff oder eine Idee seyn. Meist wird im Lustspiele nur ein Begriff verkörpert, im Charakterstück der Begriff des Charakters, im Verwickelungsstücke der Begriff des Verhältnisses des Menschen mit dem sogenannten Zufalle, vorausgesetzt nämlich, daß dort der Charakter und hier dieß Verhältniß die Handlung bedinge. Ich will diese Art des Lustspiels die plastische nennen. Es kann aber einem Lustspiele, es mag nun Charakter- oder Verwickelungsstück seyn, auch eine Idee zum Grunde gelegt, und dasselbe dadurch in die höhere ideale Sphäre erhoben werden. So hätten wir denn vier Arten des Lustspiels, die wir dem Werthe nach, vom Niederen zum Höheren fortschreitend, so ordnen können: das plastische Verwickelungsstück, das plastische Charakterstück, das ideale Verwickelungsstück, das ideale Charakterstück.

(Der Beschluß folgt.)

Menschenkunde.

Du Respect des Opinions. Par Alexandre Vinet. Basle chez J. G. Neukirch. 1824. 23 S. 8.

Die kleine Schrift empfiehlt Schonung und Bescheidenheit in Würdigung und Beurtheilung der Andersdenkenden, und es sind unverkennbar die Religionsmeynungen dabey zunächst ins Auge gefaßt. Begriffe, die von den herrschenden abweichen, neue Ansichten und Lehren soll man prüfen, und wo man Irrthümer zu finden glaubt, dieselben widerlegen; aber immer nur Gründe mit Gegengründen bekämpfen, und so man dieß nicht thun kann, dann soll man schweigen. Spott, Satyre und Hohn hält der Verfasser für unerlaubte Waffen gegen Meynungen und Ueberzeugungen, die, selbst auch zum Schutz der Wahrheit, niemals angewandt werden dürfen. „Ce n'est pas tout que de combattre pour la vérité; il faut combattre avec des armes dignes d'elle; ces armes sont le raisonnement lumineux, l'éloquence sincère et sérieuse, la patience et l'indulgence. Elle ne veut d'autre auxiliaire que la charité. La soutenir par l'ironie amère, l'injure, le denigrement de la parodie, c'est lui prêter les armes et la livrée du mensonge. C'est la rendre suspecte ou méconnaissable aux yeux des hommes. C'est compromettre sa cause, qui n'a pas de gages plus assurés de succès que la pureté des vues et de la conduite. Et quiconque lui prête l'appui des passions et le langage de la haine est plutôt son ennemi que son défenseur.“ Gewiß wird die Wahrheit mit ihren eigenthümlichen Waffen am sichersten vertheidigt; wenn aber Irrthum und Wahn sich ganz anderer Waffen zu eigener verderblicher Ausbreitung bedienen, wenn durch sie der Verstand der Verführten verdunkelt und für Vernunftgründe unempfänglich geworden ist — soll man dann schweigen? Wir meynen, es hätte auch die Kehrseite der den Meynungen gebührenden Achtung erörtert werden sollen.

Briefauszug.

Herr Eugène de Pradel

hat hier (in Paris) einen französischen Improvisator etablirt. Etablirt? fragen Sie. Es ist ganz das passende Wort, denn sein Improvisator ist ein Bureau, in welchem man fertige Gedichte auf allerley Gegenstände, Operntexte, Bravour-Arien, Lustspiele u. s. f. gegen gleich baare Bezahlung haben kann. Die Veranlassung zu diesem wunderlichen Aushängeschilde hat natürlich die Erscheinung des vielbesprochenen Sgricci gegeben, der, wie Sie gelesen haben werden, hauptsächlich Tragödien improvisirt. Wer es so gut weiß, wie Sie, was es eigentlich sagen will, eine gute Tragödie zu dichten, der weiß auch gewiß und gleichsam a priori, was von improvisirenden Tragödiendichtern zu halten ist. „Man muß,“ sagten Sie einmal, „für den Stoff in Liebe entbrannt seyn, und mit den Personen, deren Handlungen und Charaktere man darstellen will, eine Weile umgegangen seyn; man muß so zu sagen einen Scheffel Salz mit ihnen gegessen haben.“ Bey'm Improvisiren kann natürlich davon nicht die Rede seyn. Die ganze Sache, glauben Sie es mir, der ich Hrn. Sgricci scharf beobachtet habe, ist durchaus nichts weiter, als ein scholastisches Kunststückchen, ausgeführt mit Hülfe der, weiland in der Philosophie so verrufenen, Combinationskunst des Raimund Lullus. Daß nach der Lullistischen Methode echte Kunstwerke nicht zusammengesetzt werden können, am wenigsten von der höchsten Gattung der Poesie, ist für sich klar; aber eben so klar ist der Grund, warum die Improvisatoren gerade in der Tragödie sich so gern versuchen. Die Kunstphilosophie hat, seit Aristoteles, keine Gattung von Dichtwerken so vollständig analysirt und in ihre Elemente zerlegt, als die Tragödie, und sobald ein historischer Stoff genannt wird, fällt es einem gewandten Lullisten auch nicht schwer, einige Tragödien-Elemente daraus aufzufassen, und damit einigen Scenen, welche die gegebene Fabel nothdürftig verbindet, und einigen pathetischen Monologen, für welche die Fabel die Person liefert, den Anstrich einer schnell entstehenden Tragödie zu geben. Es gehört dazu nichts, als daß man vorher über die Hauptarten der verschiedenen tragischen Situationen viel phantasirt habe (im Sinne der Musiker), daß man einen Vorrath solcher eigenen Phantasien (oder auch Reminiscenzen aus Dichtern) im Gedächtnisse besitze, und daß man gewandt genug sey, das Passende davon dem gegebenen geschichtlichen Stoffe und den darin als handelnd vorkommenden Hauptpersonen zu adoptiren. Die Dreistigkeit, die Schauspielerhaftigkeit, womit so etwas vorgetragen wird, die Schnelligkeit, womit die ganze Erscheinung vorüberrauscht, und die Gutmüthigkeit eines befangenen, und nur allzugern erstaunenden Publikums, vollenden sodann das Werk der scholastischen Combinationskunst. Kurz, mir ist die Kunst des Herrn Sgricci, wie die aller seiner Vorgänger, die ich hörte, genau wie ein dreist geübtes Handwerk vorgekommen, und für etwas mehr kann ich dieselbe nicht passiren lassen, trotz aller Posaunenstöße der Zeitungsschreiber, die eben so gern Erstaunliches berichten, als ihre Leser es lesen. Ich bin sehr überzeugt, daß so eine improvisirte Tragödie, wenn sie, unverbessert und ungefeilt, gelesen oder auf der Bühne gesehen werden sollte, das Publikum völlig kalt lassen und langweilen würde, wenigstens in Deutschland, wo man für die Tragödien keinen Leisten anerkennt, und wo der Kunstsinn sich abwendet von den Geistes-Producten, die wie Schuhe verfertigt worden sind. Daß er dafür oft mit solchen vorlieb nimmt, die gleich den Pilzen wachsen, das gehört nicht hieher.

Genug, des Herrn de Pradel Improvisator ist, wenn auch unabsichtlich, ein erklärendes Symbol der angestaunten Erscheinung der Improvisirkunst. Der Kopf solch eines Stegreifpoeten ist nichts anderes, als ein de Pradel'sches Bureau.

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Freitag den 28. Mai 1824.

Dramatische Literatur.

Holbergs Lustspiele. Uebersezt von Oehlenschläger.

(Beschluß.)

Zu dem idealen Komischen haben sich überhaupt wenig Dichter erhoben. Im Fache des Romans hat die ganze neuere Literatur nichts der Art aufzuweisen, als den Don Quixote und im Fache des Drama's nur einige Lustspiele Shakespeare's, namentlich „den Sturm" und besonders „wie es Euch gefällt." Auch Holberg hat sich nicht bis zu dieser Sphäre aufgeschwungen; und es ist deßhalb schon unrecht, ihn neben Shakspeare zu stellen: er steht unstreitig niedriger. Es gibt unter den Holbergischen Stücken einige, die Anfangs die Hoffnung auf ein ideales Charakterstück erregen; aber bald wird man mit Bedauern gewahr, daß es der Dichter nicht darauf angelegt hat, diese Höhe zu erreichen. Ich rechne zu diesen Stücken den politischen Kannengießer, Jeppe vom Berge, Ulysses von Ithacia. Und wie leicht wäre es gewesen, diese Stoffe zur Verkörperung einer Idee zu verwenden, wie leicht z. B. bey dem politischen Kannengießer die Idee zum Grunde zu legen, die das gemeine Sprüchwort: Tadeln kann jeder Bauer, aber besser machen wird ihm sauer, ausdrückt. Aber dann hätte Hermann von Bremen nicht blos zum Schein, sondern in der That Bürgermeister werden, und von ihm sonst getadelte Einrichtungen nach seinen Ideen so umgestalten müssen, daß ihm am Ende keine Rettung, als die durch den Strick, übrig geblieben wäre. Hat sich aber auch Holberg nicht bis zu der idealen Sphäre erhoben, so hat er doch in der plastischen Vorzügliches geleistet. Unter den fünf und zwanzig Stücken, die Hr. Oehlenschläger übersezt hat, befinden sich zwölf Charakterstücke: B. I. der politische Kannengießer, Jean de France, Jeppe vom Berge, Peert Westphaler, der elfte Junius; B. II. Jakob von Tybo; B. III. der glückliche Schiffbruch; B. IV. Erasmus Montanus, Pernille als Tochter vom Hause, viel Geschrey und wenig Wolle, die honette Ambition und Don Ranudo de Colibrados, die alle trefflich genannt werden können, unter denen sich aber vorzüglich das erste, vierte und zehnte auszeichnen. Ich werfe nun die Frage auf: steht Holberg in dieser Hinsicht mit den beyden größten Charakterzeichnern unter den Dramatikern der neuern Zeit, mit Shakspeare und Moliere, auf derselben Stufe? Die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Charakterzeichnung sind Vollständigkeit, Wahrheit und Folgerichtigkeit. Das Höchste aber, jedoch nicht Wesentliche, ist die Originalität. Originell nenne ich den poetischen Charakter, den vielleicht niemand jemals im Leben angetroffen, und den doch jeder auf den ersten Anblick sogleich für durchaus wahr anerkennt; diese Wahrheit wird dann nicht erkannt durch den Vergleich mit der eigenen Erfahrung, sondern sie wird empfunden, wie das eigne Leben, denn sie ist eben durch den lebendigen Odem, den der Genius seinem Geschöpfe einzuhauchen weiß. Solcher Charaktere finden sich viel bey Shakspeare; ich erinnere nur an Falstaff, Schaal, Shylock, Jaques. Bey Moliere kenne ich keinen Charakter dieser Art: darum steht auch Moliere in Hinsicht der Charakterzeichnung niedriger als Shakspeare, wie er denn schon deßwegen nicht auf gleiche Linie mit ihm zu stellen ist, weil er sich nie bis zu dem idealen Komischen erhebt. Und Holberg? Originelle Charaktere, wie die erwähnten Shakspeare'schen, wird man bey ihm vergebens suchen: seine Charaktere sind nicht aus der innern Anschauung des Lebens hervorgegangen, sondern aus dem äußern Leben aufgefaßt, wie fast alle Moliere'schen. Also auch in dieser Hinsicht läßt sich Holberg nicht neben Shakspeare stellen. Aber neben Moliere? Ich gebe zu, daß jene drey wesentlichen Eigenschaften der Charakterzeichnung, Vollständigkeit, Wahrheit und Folgerichtigkeit, auch bey Moliere nicht immer im höchsten Grade angetroffen werden, ja daß sich unter seinen Charakteren ganz verfehlte befinden, wie der Misanthrop, wenigstens als Misanthrop. Wenn ich jedoch seine vorzüglichsten Charakterzeichnungen, Harpagon, Jourdain, Pourceaugnac, George Dandin, Tartüffe, mit Holbergs besten vergleiche, so dünkt mich doch, daß bey Holberg jene wesentlichen Eigenschaften in noch minderem Grade vorhanden sind. Holberg zeichnet seine

Charaktere selten vollständig, er gibt vielmehr meist nur den Charakterzug, den der Plan des Lustspiels gerade nöthig macht; er versezt seine Personen nicht genugsam in verschiedene Lagen, wo sich ihr Charakter von allen im Komischen zulässigen Seiten zeigen könnte; man möchte sagen, er stellt oft den Charakter ohne die Person hin. Dadurch verlieren seine Figuren das Lebendige, und man merkt es ihnen an, daß sie nur zum Behuf eines Lustspiels erdichtet sind. Fast jeder Holberg'sche Charakter bestätigt diese Bemerkung, der eine mehr, der andere weniger: am meisten Erasmus Montanus, Jeronimus in Pernille a. T. v. H., Jeronimus in der bonetten Ambition, und Don Ranudo mit seiner Gemahlin Olympia. Schon diese Einseitigkeit thut begreiflich der Wahrheit der Charaktere Eintrag; aber noch mehr geschieht dieß durch die Uebertreibungen, die sich der Dichter hier und da erlaubt. So ist es Uebertreibung, daß Jean de France seine Mutter zum Tanzen nöthigt, daß Jeppe vom Berge als Baron alle seine Umgebungen will henken lassen, daß Vielgeschrey vier Schreiber hält, und den ihm wohlbekannten Buchhalter Erich Matzen nicht wieder erkennt, daß Geert Westphaler den Apotheker gerichtlich belangen will. Endlich sind auch Holbergs Charaktere nicht immer folgerecht: so wird Peter der Küster in Erasmus Montanus seinem Charakter untreu, wenn er darüber weint, daß ihn Erasmus zu einem Hahn demonstriren will, so Vielgeschrey, wenn er sich eine ziemlich lange Scene hindurch ruhig mit Briefschreiben beschäftigt; so Wedelschwanzius im glücklichen Schiffbruch, wenn er eine gerichtliche Verfolgung gegen Philemon anstiftet. Diese Mängel, die freylich im Vergleich mit dem vielen Gelungenen nicht zahlreich sind, rühren wohl hauptsächlich davon her, daß bey Holberg der Verstand bey weitem das Uebergewicht über die Phantasie hat; daß mithin seine Charaktere nicht in der Phantasie wiedergeboren, sondern unmittelbar dem Leben nachgezeichnet, also bloße Erzeugnisse einer zwar geistreichen, aber nothwendiger Weise unvollständigen Beobachtung sind. Dieß sind die Gründe, warum mir Holberg als Charakterzeichner auch unter Moliere zu stehen scheint.

Wende ich mich nun zu Holbergs Darstellung, so finde ich auch diese in Hinsicht des Stoffes sowohl, wie der Form nicht fehlerfrey. Der Dichter scheint nicht gewußt zu haben, daß die Ausschließung alles Vernünftigen und Sittlichen die Grundbedingung des Komischen ist; daher in seinen Stücken häufig die im Komischen durchaus verderbliche moralische Absicht. Wie meist im Lustspiel, so werden auch bey Holberg die Thoren gewöhnlich hinters Licht geführt; dieß ist nichts anders als die natürliche Lösung oder Folge des in ihnen obwaltenden Widerspruches. Holberg aber scheint oft zu glauben, daß ihr Unterliegen eine Strafe, und zwar eine gerechte Strafe seyn müsse, ohne zu bedenken, daß im Komischen Recht und Unrecht, Lohn und Strafe gar nicht vorhanden sind. Um nun das Uebel, das sie trifft, als gerechte Strafe erscheinen zu lassen, stellt er sie uns häufig als moralisch schlechte Menschen dar. Jean de France und Erasmus Montanus sind nicht allein Narren, sondern auch undankbare, unnatürliche Söhne, Wedelschwanzius und Jeronimus in Pernille a. T. v. H. sind nur schlechte Menschen. Ich will nicht leugnen, daß diese Charaktere, wenigstens die beyden leztern, treu nach der Natur gezeichnet sind; aber für das Komische taugen sie, so dargestellt, nicht. Die poetische Gerechtigkeit verleitet den Dichter bisweilen zu Weitschweifigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. So ist z. B. der glückliche Schiffbruch mit der siebenten Scene des vierten Aktes völlig aus; die lezten drey Scenen dieses Aktes sind, so wie der ganze fünfte Akt, überflüssig, und verdanken ihr Daseyn lediglich der unglücklichen poetischen Gerechtigkeit. Ihr zu Liebe muß Wedelschwanzius seinen Gegner Philemon im Namen mehrerer Personen injuriarum belangen, um den unwahrscheinlichsten Ausgang herbeyzuführen. Denn wie kann ein Mensch, wie hier Wedelschwanzius, zum Pranger verurtheilt werden, weil er ein Hochzeitgedicht auf ein Freudenmädchen, und ein Leichencarmen auf einen Hund gemacht hat? Wenigstens müßten uns beyde Gedichte vorgelegt werden, wenn uns der Richterspruch nicht als abscheuliche Willkür erscheinen soll. So wie an dieser moralischen Tendenz, leidet Holbergs Darstellung durchaus an Weitschweifigkeit. Die Entwickelung ist meist zu logisch, ich meyne mehr verständig als poetisch; der trocknen Scenen zwischen den fast immer unbedeutenden Alten und Liebenden oder ihnen ähnlichen Nebenpersonen sind zu viele; die Selbstgespräche sind oft zu gedehnt; bisweilen werden lange Erzählungen, wahre Allotria, eingeschoben; der Schluß wird oft zu lange hingehalten. Man kann behaupten, daß sich jedes Holberg'sche Stück um ein Viertheil, ja oft um ein Drittheil, ohne Nachtheil oder Verlust abkürzen lasse. Belege zu dieser Behauptung zu geben, verbietet mir der Raum; aber der aufmerksame Leser wird sie leicht finden. Auch in Hinsicht der Darstellung steht Holberg Moliere nach.

Um meine Schätzung Holbergs noch mehr zu bewahrheiten, sey es mir vergönnt, Holbergs elften Junius mit Molieres Mr. de Pourceaugnac, seinem Vorbilde, zu vergleichen; um so mehr, da auch Hr. Oehlenschläger in der Vorrede zum ersten Bande beyde Stücke vergleichend neben einander stellt. In zwey kurzen Scenen macht uns Moliere mit der Lage der Dinge bekannt: die beyden Liebenden fürchten die Ankunft eines überlästigen, vom Vater des Mädchens begünstigten Freyers, ihre Helfershelfer versprechen ihnen Beystand bey der Vertheidigung, und wir erfahren, daß schon gewisse Vorkeh-

rungen getroffen sind. Gleich in der dritten erscheint Pourceaugnac, ein beschränkter, gedankenloser, aber doch eingebildeter Kleinstädter, der nach Paris kommt, um ein reiches Mädchen des Geldes wegen zu heirathen, und gibt sich auch sofort in dieser und der folgenden Scene als den, der er ist, zu erkennen. Nachdem wir hier seine Beschränktheit und grenzenlose Leichtgläubigkeit kennen gelernt haben, sind wir auf alles gefaßt; und welcher Tollheit er auch späterhin Glauben schenken mag, es wird uns nicht wundern. Hierauf widmet der Dichter einem Ausfalle auf die ihm verhaßten Aerzte anderthalb Scenen, die allerdings unnütz, aber auch nur kurz sind; und in der siebenten Scene hebt das höchst ergötzliche Spiel an, wo zwey Aerzte Pourceaugnac als einen ihrer Behandlung übergebenen Wahnsinnigen behandeln, während er sie für die Hausbedienten seines neuen Freundes, des Liebhabers, und später für Verrückte hält, denen er sich am Ende des ersten Aktes entreißt. Im zweyten Akte kömmt der Vater des Mädchens durch ein Mißverständniß in der Unterredung mit dem Arzte, dem Pourceaugnac entlaufen ist, auf den Gedanken, dieser leide an einer verdächtigen Krankheit, und bald darauf gibt ihm der verkleidete Gehülfe der Liebenden die Nachricht, daß Pourceaugnac auf dem Punkte stehe, Schulden halber eingezogen zu werden, so wie er auf der andern Seite diesen in der folgenden Scene überredet, die Braut habe dringende Ursache, die Beschleunigung der Hochzeit zu wünschen. So treten nun der Vater der Braut und der Bräutigam, jeder durch die vermeynte Betrüglichkeit des Andern aufgebracht, einander gegenüber. Ihr Streit, der durch die Dazwischenkunft der Braut, die sich in Pourceaugnac verliebt stellt, um ihn noch mehr in seinem Verdachte zu bestärken, noch um Vieles ergötzlicher wird, kann natürlich nur zu einem Bruche führen, und damit auch später keine Verständigung möglich sey, kommen zwey Frauenzimmer, die sich für Pourceaugnacs von ihm verlassene Gattinnen ausgeben. Nun ist Alles verloren, und Pourceaugnac beschließt auf den Rath angeblicher Rechtsgelehrter aus Paris zu entfliehen, um nicht als ein der Bigamie Schuldiger von der, wie man ihn überredet, sehr raschen Justiz an den Galgen befördert zu werden. Der dritte Akt enthält die Ausführung dieses Entschlusses; Pourceaugnac verkleidet sich als Frauenzimmer, läßt sich die Mißhandlungen zweyer Schweizer gefallen, kauft sich von der Schaarwache mit Geld los, um nur sein Leben zu retten, da, wo ihm nichts im Wege stand, eine reiche Frau zu erbeuten, als seine Beschränktheit, Unwissenheit und Leichtgläubigkeit. Hr Oehlenschläger meynt, Pourceaugnac leide unschuldig. Im Komischen gibt es keine andere Schuld, als Unvermögen; und wenn überhaupt die Ausdrücke Leiden und Schuld hier paßten, so würde ich sagen: Pourceaugnac hat sein Leiden verschuldet durch die Unbesonnenheit, mit welcher er sich gleich Anfangs (A. 1 Sc. 3 und 4) an ganz fremde Menschen, nämlich den Liebhaber und dessen Verbündeten, hingibt. Nun zu Holbergs elften Junius. Die ersten fünf Scenen des ersten Aktes sind völlig überflüssig: ein Verschwender, Schuldenborg versucht auf die plumpeste Art und daher ohne Erfolg, ankommende Fremde zu prellen. Erst die beyden lezten Scenen enthalten die Exposition: wir erfahren, daß Schuldenborg einem Jütländischen Pächter, Ochsendorf, Geld schuldig ist, und nun, am elften Junius, als am allgemeinen Zahlungstage, die Ankunft des Sohnes seines Gläubigers fürchtet. Sein Bedienter Heinrich, und ein Hurenwirth, Jakob, versprechen ihm Beystand gegen den Pächterssohn, und beschließen, diesen so viel wie möglich zu rupfen. Es ist also hier auf eine ganz gemeine Prellerey abgesehen, die zwar in großen Städten oft vorkommt, aber doch gewiß minder zur poetischen Behandlung sich eignet, als der Kampf gegen einen verabscheuten habsüchtigen Frevler. Im zweyten Akt erscheint Ochsendorf, Heinrich kommt ihm entgegen, und gibt sich für seinen Vetter, den Studenten Christensen aus, an den Ochsendorf von seinem Vater empfohlen ist, den er aber nicht kennt. Ochsendorf übergibt ihm den Brief seines Vaters, nimmt die Dienstanerbietungen des vermeynten Vetters an, und miethet sich auf dessen Rath in dem lüderlichen Hause ein, das Jakob hält, den Heinrich für seinen Schwager ausgegeben hat. Dieß alles kann dem jungen Ochsendorf nicht zur Last fallen. Warum sollte er Heinrichen nicht für seinen Vetter halten, zumal da Begegnung und Erkennung ganz zufällig scheinen? und hält er ihn einmal für seinen Vetter, warum sollte er Mißtrauen in ihn setzen? Wem von uns könnte nicht etwas Aehnliches begegnen? Wo ist hier die nöthige Leichtgläubigkeit oder Dummheit? Ochsendorf ist nichts weniger als dumm; er will nicht bey seines Vetters Schwager wohnen, weil dieser vielleicht kein Geld nehmen, und ihn dadurch in Verlegenheit setzen würde, und in der Unterredung mit Jakob schildert er sich als einen abscheulichen Bösewicht, der die Leute mit falschem Gelde betrügt, immer bereit ist, einen Meineid zu schwören, und sich obendrein mit seiner Niederträchtigkeit brüstet, dem man aber doch einen gewissen Grad von Verstand nicht absprechen kann. Die Exposition ist nun vollendet. Ochsendorf, ein junger Bösewicht, aber keineswegs beschränkten Verstandes, kommt nach Kopenhagen, in der einfachen Absicht, für seinen Vater Geld einzukassiren, und soll von seinem Schuldner und dessen Helfeshelfern geprellt werden. Wie wird nun bey dieser einfachen, gar nicht in das Gebiet des Begehrens gehörigen Absicht, bey dem Mangel der nöthigen Beschränkung in Ochsendorfs Charakter, der komische Streit zwischen Begehren

und Vermögen erregt werden? Vermuthlich werden die Gegner den jungen Menschen zu einem betrügerischen Unternehmen verleiten, und ihn dadurch in die Falle locken. So allein könnte unter den gegebenen Umständen ein wirkliches Lustspiel entstehen, in so weit ein Bösewicht, und besonders ein junger Bösewicht, die Hauptperson eines Lustspiels seyn kann. Holberg aber schlägt einen andern Weg ein. Der dritte Akt beginnt mit vier ganz überflüssigen Scenen auf der Börse zwischen Kaufleuten, Juden und Schuldenborg. Dann erscheint Trockenholz, ein Gauner, der sich für den Banquier Andersen ausgibt, und die Summe, die Schuldenborg Ochsendorfs Vater schuldig ist, durch Heinrichs und Ochsendorfs Bitten bewogen, auf sich nimmt, und lezterem dafür eine Hypothek auf sein vorgebliches Haus am Markte gibt. Was es mit diesem Andersen für eine Bewandniß habe, wird nicht klar. Ochsendorf sagt schon früher, daß er in Jütland von dem Manne habe sprechen hören, und daß er ihn als einen sichern Mann kenne. Im fünften Akt hören wir aber von dem wirklichen Christensen, daß es einen Banquier dieses Namens in Kopenhagen gar nicht gebe. Wie dieser Widerspruch zu lösen sey, weiß ich nicht. Wenn aber Ochsendorf Andersen wirklich als einen sichern Mann kennt, so fällt ihm hier abermals nichts zur Last: denn warum sollte er sich mit einem solchen Manne nicht in ein Geschäft einlassen, wozu ihm obendrein der unverdächtige Vetter räth? Wenn nun aber das Haus am Markte, auf welches ihm der Betrüger eine Hypothek zugesteht, das Rathhaus ist, so begeht Ochsendorf eine Dummheit, die ihm, wie er sich bisher gezeigt hat, gar nicht ähnlich sieht, und wir fühlen wohl, daß er hier dem Dichter zu Gefallen, dümmer seyn muß, als er wirklich ist. Der Hauptzweck ist nun erreicht, Schuldenborg ist den gefürchteten Gläubiger los; und das Stück könnte hier enden. Allein man will den jungen Menschen noch um das Geld prellen, das er bey sich hat, und deßhalb beginnt mit dem vierten Akte gleichsam ein neues Stück. Ein Freudenmädchen, Lucretia, Jakobs vorgebliche Frau, stellt sich in Ochsendorf verliebt, und kommt ihm auf das Zudringlichste mit Geberden, Zeichen und Liebesbriefen entgegen. Der junge Mensch geht natürlich in die Falle; Jakob spielt den Eifersüchtigen; und der ganze Akt geht über diesem Spiele hin, ohne daß es zu einer ergötzlichen Unterredung zwischen Ochsendorf und Lucretia kommt. Gleich zu Anfange des lezten Aktes überrascht Jakob, mit Zeugen versehen, Ochsendorf bey seiner vorgeblichen Frau, sie beschuldigt den jungen Menschen, daß er ihr habe Gewalt anthun wollen, Heinrich rettet ihn aus den Händen des sich wüthend stellenden Jakob. Nun wird dem Getäuschten vor einem Criminalprozeß bange gemacht, wobey er fürchten müsse, zum Galgen, oder, nach der Versicherung eines angeblichen Procurators, wenigstens zum Pranger und Staupbesen verdammt zu werden. So spaßhaft uns nun Pourceaugnacs Angst in einer ähnlichen Lage scheint, weil sie einzig und allein aus seiner Beschränktheit und Leichtgläubigkeit entspringt; so natürlich und gegründet ist Ochsendorfs Furcht. Er ist wirklich schuldig; Zeugen sind vorhanden; was bleibt ihm, er mag dumm oder klug seyn, da er unter diesen Umständen unmöglich an Betrug denken kann, anderes übrig, als sich mit Geld von der drohenden Schande loszukaufen? Das thut er denn auch, wie er es als vernünftiger Mensch thun muß, und das Stück ist abermals aus, denn er könnte nun ohne weiteres Kopenhagen verlassen. Um aber noch eine lustige Scene herbey zu führen, läßt ihn der Dichter aus Furcht vor Jakobs Prügeln verkleidet entfliehen. Die lezten drey Scenen sind abermals ganz unnütz. Die Erscheinung des wirklichen Christensen ist sogar unangenehm, da er für seinen Vetter, wiewohl er einsieht, daß alles Betrug ist, nichts weiter thut, als daß er ihm sechs Thaler zur Reise schenkt, während es ihm bey einer nur mittelmäßigen Polizey und Justiz nicht so unendlich schwer geworden wäre, dem Betrogenen Recht zu verschaffen. Diese Vergleichung thut hoffentlich dar, daß Holbergs Stück, sowohl in Hinsicht der Charakter-Zeichnung als auch der Einheit und Rundung, dem Moliereschen nachsteht; und ein ähnliches Ergebniß wird man finden, wenn man Holbergs honnette Ambition mit Moliere's bourgeois-gentilhomme, oder des Erstern Reise zur Quelle mit des leztern l'amour médecin vergleicht. Hr. Oehlenschläger ist der entgegengesezten Meinung; allein ich glaube, die Liebe zu seinem Landsmanne und der Mangel an Einsicht in die Natur des Komischen haben ihn irre geführt. Diesen Mangel beurkundet er durch die moralischen Betrachtungen über Holbergs Lustspiele, und unter andern auch durch die Veränderung, die er sich in „Pernille als Tochter vom Hause" erlaubt hat. Pernille kann allerdings den Alten nicht heirathen, weil es juridisch unmöglich ist, ihn dazu zu zwingen, sezt man sich aber über diese Unmöglichkeit weg, so hat Holberg Recht und Hr. Oehlenschläger Unrecht, wie ich ihm wohl beweisen könnte, wenn es der Raum verstattete. So übergehe ich auch, um den Raum zu schonen, alles, was ich noch über Holbergs Verwicklungsstücke zu sagen hätte. Die vorzüglichsten derselben sind: die Maskerade (B. II); Heinrich und Pernille und Zauberey (B. III). Sie sind trefflich in ihrer freylich niederern Gattung, und ich gestehe, daß ich sie denen von Calderon vorziehe: es ist jedoch möglich, daß ich hier weniger als Kritiker denn als Deutscher urtheile, dem natürlich der beynahe deutsche Däne mehr zusagt, als der ganz fremde Spanier.

Nun zum Endurtheile, das ich mir durch das bisher Gesagte vorbereitet zu haben glaube. Holberg steht nicht auf gleicher Höhe mit Moliere, also noch viel weniger mit Shakspeare: nach diesen beyden aber gebührt ihm, wie ich glaube, *) der erste Platz unter den Lustspieldichtern der neuern Zeit. Einzelne Stücke anderer Dichter z. B. le joueur v. Regnard, la mandragola v. Macchiavelli, gli innamorati v. Goldoni, Horribilicribrifax v. Gryphius, die Entführung und der Revers v. Jünger, lassen sich wohl den Holberg'schen Stücken an die Seite stellen; aber im Ganzen steht Holberg höher, als die erwähnten Dichter.

h.

*) Ich nicht.

M.

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 1. Juni 1824.

Landeskunde.

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1823. Mit einer Höhenkarte und einer Abbildung des Sitzungssaals der IIten Kammer der Landstände und der Verfassungsmedaille. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1823.

Die Fortsetzung dieser Jahrbücher ist nicht nur für den Würtemberger, sondern auch für den Ausländer erfreulich. Jedes Land sollte ähnliche Jahrbücher haben, wie viel würde dadurch für die Länderkunde, wie viel für die Geschichte, wie viel für Belehrung und Bildung des Volks, für seine Bildung zum Volk gewonnen, und wie wesentlich für die Staatsverwaltung selbst und ihre Diener ist eine solche Zeitschrift.

Seit 1822 erscheinen die W. Jahrbücher in halbjährlichen Heften, so daß 2 Hefte einen Band und Jahrgang ausmachen, nachdem vorher nur alle Jahr ein Theil erschienen war. Mit dieser zweckmäßigen Veränderung haben die Jahrbücher zugleich auch an Theilnahme und Mitteln sehr gewonnen. „Da S. M. der König“ heißt es in der Vorrede zum vorigen Jahrgang, „zu genehmigen geruht haben, daß die Geschichte der Staatsverwaltung jedesmal aus den Quellen der Departementsministerien für diese Jahrbücher geschöpft werden dürfe; da es ferner in der Obliegenheit des Statistisch-Topographischen Bureau's liegt, Gegenstände von allgemeinerem Interesse zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, was zum Theil durch diese Jahrbücher geschehen soll, da überdieß auch die Mitglieder des neugestifteten Vereins für Vaterlandskunde thätigen Antheil an denselben nehmen, so läßt sich erwarten, daß es der Schrift nie an Gehalt fehlen werde.“

Der vor uns liegende Jahrgang theilt sich, wie seine Vorgänger, in folgende Abschnitte: A. Chronik des vergangenen Jahrs: I. Witterung, Fruchtbarkeit, Preise der Lebensmittel; II. Besondere Denkwürdigkeiten aus dem Laufe des Jahrs. III. Nekrolog. IV. Hof- und Staatsverwaltung. V. Kunst, Gewerbe und Handel ꝛc. B. Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten ꝛc. Der erste Abschnitt: Witterung ꝛc. hat den Hrn. Prof. Schübler in Tübingen zum Verfasser, er ist, wie es sich von einem so kenntnißreichen und sorgfältigen Beobachter erwarten läßt, eben so wissenschaftlich als praktisch bearbeitet; eine meteorologische Tabelle stellt alle merkwürdige Momente vom ganzen Jahre zusammen. Der Herausgeber liefert sodann die Resultate der Witterung in Beziehung auf Fruchtbarkeit, welche er durch genaue Nachrichten von dem Ernte- und Herbstertrag belegt, mit frühern Jahrgängen vergleicht, und mit Preisangaben der hauptsächlichsten Lebensbedürfnisse verbindet.

Die besondern Denkwürdigkeiten enthalten dießmal: 1) Geburt eines Kronprinzen — ein Ereigniß, das ganz Würtemberg mit Jubel erfüllte, wobey sich die Liebe des Würtembergischen Volks zu seinem König und dem Königlichen Hause auf eine Weise ausgesprochen hat, welche der besondern Aufzeichnung werth war. 2) Neue Entdeckungen von Alterthümern. Man wird durch die Zusammenstellung überrascht; wäre von jeder das, was da und dort gefunden worden ist, auf gleiche Weise aufgezeichnet worden, um wie viel weiter würde unsere Alterthumskunde seyn! Unter den angezeigten Entdeckungen zeichnet sich insbesondere die des Herrn Generalvikariats-Raths Jaumann in Rottenburg aus; außer mehreren andern merkwürdigen Gegenständen fand er in der Gegend von Rottenburg eine 3 Stunden lange römische Wasserleitung auf. Auch die Nachrichten von der Verfolgung der Teufelsmauer in der Gegend von Ellwangen, und von den Ausgrabungen der Grabhügel in dem Schönbuch, sind für den Freund des Alterthums von großem Interesse. Mögen uns die Jahrbücher bald die verheißenen Nachrichten von den Entdeckungen des Herrn Kirchenraths Vanotti in Ehingen liefern! Dort ist ein klassischer Boden. Die

Eröffnung des schönen Wilhelms-Canals zu Heilbronn, die neueste Bevölkerung des Königreichs, Nachrichten von Unglücksfällen und Naturerscheinungen machen den übrigen Inhalt dieses Abschnitts aus. Es scheint jedoch, daß derselbe leicht sich noch hätte vervollständigen lassen. In alten Zeiten, wo man überhaupt in Aufzeichnung historischer Denkwürdigkeiten sorgfältiger war, als man es jezt in unserer, gleichwohl schreibseligen, Zeit ist, waren in vielen Orten sogenannte Memorabilienbücher eingeführt; mittelst einer solchen Einrichtung müßte eine Jahres-Chronik von einem ganzen Lande höchst interessant werden.

Der Nekrolog enthält die gut geschriebenen Lebensumrisse von Rösler, Pfleiderer, Flatt, drey verdienten Lehrern der Universität Tübingen, und von einem in der Blüte seiner Jahre zu Bagdad als Dollmetscher und Capitän der englisch-ostindischen Compagnie weggerafften hoffnungsvollen Würtemberger, Namens Bellino aus Rottenburg.

Ein vorzüglich wichtiger Abschnitt ist der Abschnitt: Hof- und Staatsverwaltung; er liefert einen getreuen Bericht über alle mehr oder minder wichtigen Begebenheiten, Veränderungen und Anordnungen im Hof- und Staatsleben, der den Charakter der Authenticität trägt, in Beziehung auf Staatsverwaltung eine Art von öffentlichem Rechenschaftsbericht, und schon darum von großem Werth ist. Ueberall spricht sich der edle Geist eines Königs Wilhelm, überall ein reges Leben und Streben nach Verbesserung, in der Rechtspflege wie in der übrigen Verwaltung, aus. Mit der bündigen Darstellung der Innern Verwaltung ist eine höchst interessante Uebersicht von dem Gemeindezustand — Vermögen, Schulden, Umlagen ꝛc. verknüpft. Offenheit, Klarheit, Ordnung und weise Sparsamkeit ist es, wodurch sich die jetzige Finanzverwaltung, ein höherer und lebendigerer Geist, wodurch sich die Domänenverwaltung und der Betrieb von Staatsgewerben — des Berg-, Hütten- und Salinenwesens — auszeichnet. Der ganze Abschnitt ist reich mit den belehrendsten Notizen ausgestattet, und wird sowohl durch diese, als durch den Ueberblick über den ganzen Zustand und Gang der öffentlichen Verwaltung für den Bürger und Staatsdiener die schätzbarste Gabe.

Kunst, Gewerbe und Handel ꝛc. machen einen besondern Anhang dieses Abschnitts aus.

Die zweyte Abtheilung: Aufsätze, Abhandlungen ꝛc. enthält in dem ersten Hefte: Beschreibung der K. Eisenwerke, von Herrn Geh. Rath von Kerner; sie ist auch für den Ausländer von Werth, und gibt nicht blos Nachricht über den Zustand und die Einrichtung, sondern auch über die Produktion. Ein historischer Aufsatz von dem Herausgeber über die Allemannischen Herzoge Berthold und Erchinger und ihre Hinrichtung sezt uns in die stürmischen Zeiten des Mittelalters zurück, und enthält manche topographische interessante Nachrichten. Unter den statistischen Artikeln befindet sich ein Verzeichniß sämmtlicher Papiermühlen des Königreichs, mit Angabe ihrer Besitzer, ihres Betriebs ꝛc., wobey man sich nur wundern muß, daß dieses Gewerbe, das allen Umständen nach, noch großer Vervollkommnung fähig wäre, in so beengende Fesseln gelegt ist, dadurch, daß der Verkauf der alten Leinwand nicht frey gegeben, sondern jedem Papierfabrikanten ein sogenannter Lumpendistrict angewiesen ist. Unter der Aufschrift: der Würtembergische Handel von 18[illegible] und 18[illegible] wird der Zustand des Würt. Handels, die Ein- und Ausfuhr ꝛc. von 1811 an dargestellt und dieser wichtige Gegenstand in eine Uebersicht gebracht, wie man sie davon wohl in keinem andern deutschen Staate hat. Der Aufsatz ist zugleich mit einer Sachkenntniß und einer so richtigen Beurtheilung des Werths der Handelsbilanzen geschrieben, daß wir ihn ohne Bedenken für den gediegensten des ganzen Jahrgangs halten. Noch verdient unter den Aufsätzen des ersten Heftes besonders ehrenvoll erwähnt zu werden, ein Beytrag von Herrn Prof. Schübler: Vergleichende Zusammenstellung der bis jezt in Ansehung ihrer Höhe bestimmten Gegenden Würtembergs, mit Bemerkung ihrer Hauptgebirgsarten, Luftbeschaffenheit und Vegetationsverhältnisse. Dieser nicht blos für die Würtembergische, sondern für die allgemeine Naturgeschichte ungemein wichtige Aufsatz ist mit einer vortrefflichen Höhenkarte von Würtemberg und den benachbarten Gegenden begleitet, welche neben der bildlichen Darstellung noch reich mit Beobachtungen ausgestattet ist. In demselben Hefte liefert auch noch Hr. Prälat v. Schmid einen unterhaltenden Beytrag zur Geschichte der Holzsparkunst, und aus dem Nachlaß des verstorbenen Prof. Petersen erscheinen Beyträge zur Landes-, Sitten- und Culturgeschichte. Zum Schluß führen wir aus diesem Hefte nur noch einen Zug aus dem Lobe des Ritters Heinrich von Stain an, gestorben 1605, womit sein Grabredner seinen Charakter so naiv bezeichnet hat: „Er hat seine Unterthanen nicht für Weidenbäume gehalten, die man für und für behauen müsse."

Unter den Aufsätzen des zweyten Hefts ist der erste und größte: Der erste Landtag nach wiederhergestellter Verfassung in Würtemberg; von Hrn. Ober-Revisor Schmidlin: Er stellt kurz und bündig Alles zusammen, was die Landstände in jener Zeit gethan und gewirkt haben, ist mit Einsicht und Beson-

nenheit geschrieben, und erfüllt ein wahres Bedürfniß unserer Zeit. Eine Abbildung des Ständesaals und der Verfassungsmedaille ist eine erwünschte Zugabe. Eines der wichtigsten Werke, welches von der Würt. Regierung in neuern Zeiten unternommen worden, ist das provisorische Steuerkataster; ein besonderer Aufsatz legt seine Ergebnisse unter der Aufschrift: Das provisorische Steuerkataster und daraus gezogene Resultate mit statistischen Vergleichungen vor. Der Aufsatz ist mit einer großen statistischen Tabelle begleitet, wie man sie von jedem Lande wünschen möchte. Eine Abhandlung von dem tiefdenkenden Prof. Fulda in Tübingen: Ueber die Klagen unserer Zeit, insbesondere des Landbauers in Rücksicht auf die Erwerbsverhältnisse und den Grund derselben ist ein Wort ganz zu seiner Zeit; der Verf. zeigt, daß die Hauptursache des Uebels nicht in Abgaben oder andern Umständen, sondern in dem Mißverhältnisse zwischen den Preisen der Naturprodukte und der Gewerbsprodukte liege. Hr. Hofrath Weber liefert einen Beytrag über den Viehhandel im Hohenlohischen mit derjenigen Laune geschrieben, die man an dem Verfasser der Möncherey und des Ritterwesens gewohnt ist. Ein Beytrag zur Jud Süßischen Periode von Herrn Regierungsrath und Geh. Archivar Scheffer kann den Leser überzeugen, wie wenig Ursache der Würtemberger hat, die alte Zeit die gute alte Zeit zu nennen. Die in dem ersten Hefte mitgetheilte Höhenkarte hat Veranlassung zu Nachträgen gegeben. Nach einer mitgetheilten Nachricht ist der Katzenkopf auf dem Schwarzwalde, am Murgthale mit 3063 Par. Fuß der höchste bekannte Punkt in Würtemberg. Sein Schritel ist zwischen Würtemberg und Baden getheilt.

Sehr zu bedauern ist, daß das angefangene Verzeichniß neuer Würt. Schriften bis jezt nicht fortgesezt worden ist; auch wäre jedem Jahrgang ein Register zu wünschen.

Vermischte Schriften.

Lettres de la Marquise du Deffand à Horace Walpole, écrites dans les années 1766—1780. Deux Vol. 8. Paris.

In diesem Briefwechsel darf man nicht sowohl verborgene Thatsachen, geheime und unbekannte Details suchen, als vielmehr den Eindruck, den die Begebenheiten und die Menschen ihres Zeitalters, auf eine Person von überlegenem und durchdringendem, wenn gleich oft ungerechtem Urtheil, gemacht haben. — In dieser Hinsicht sind die Briefe der Madame du Deffand von großem Werth, und diejenigen, die eine Begebenheit nach der Wirkung, die sie auf die Zeitgenossen gehabt, zu beurtheilen wissen, werden in ihnen ein Denkmal erblicken, das für die Geschichte des 18ten Jahrhunderts mit Nutzen dürfte berücksichtigt werden. Am Anfang des ersten Bandes steht ein, sehr geistreich verfaßter Vorbericht, worin die Charaktere der Madame du Deffand und Horaz Walpole mit vieler Einsicht und Feinheit gewürdigt sind; folgende Stelle läßt darüber urtheilen:

„Diese beyden Wesen waren wahrhaftig ganz dazu gemacht, in Verbindung mit einander über ihr Zeitalter und Vaterland zu lästern. Beyde, durch ihr Herz und ihre Lage der Welt fremd genug, um keinen Antheil an ihr zu nehmen, ließen in ihrem Briefwechsel ihre Satyre oft auf eine wahre und tiefe, meistens aber auf eine falsche, ungerechte, niederschlagende und folglich beschränkte Weise aus. In Hinsicht auf Lächerlichkeiten, die der Enthusiasmus hervorbringt, so wie auf die Irrwege des menschlichen Geistes, und die Gefahren, welche große Bewegungen mit sich führen, muß man nie dem Urtheil derjenigen Glauben beymessen, die weder lieben, noch denken, noch sich bewegen mögen. Zu völliger Nullität verdammt, entschädigt sich ihre Unthätigkeit durch unnütze Sarcasmen, ihre Thätigkeit übt sich im Verkleinern und Hassen; aber ohne auf ihre neidischen Satyren zu achten, macht die Menschheit nichts desto weniger ihre unvermeidlichen Fortschritte an den Irrthümern vorüber, immer größerer Wahrheit entgegen.“

Diese Briefe enthalten mehrere Anekdoten von ausgezeichneten Personen unter Ludwig XV. Regierung. — Die nachstehende schien uns ziemlich pikant: „— Ehe der König nach dem Nachtessen zu Madame Victoire ging, rief er einem Kammerdiener, und gab ihm einen Brief mit den Worten: Jaques, bringe dem Herzog von Choiseul diesen Brief, damit er ihn sogleich dem Bischof von Orleans zustelle. Jaques geht zum Herzog von Choiseul; man sagt ihm, er sey bey Hrn. von Penthièvre; er geht dorthin; man meldet ihn dem Herzog, dieser übernimmt den Brief, begegnet Cadet, dem ersten Kammerdiener von Madame Choiseul, befiehlt ihm, den Bischof überall aufzusuchen und ihm sogleich zu melden, wo er ihn gefunden. Cadet kommt in anderthalb Stunden zurück, und berichtet, daß er zuerst bey dem Bischof gewesen, aus allen Kräften an dessen Thüre gepocht, aber keine Antwort erhalten habe; hierauf habe er die ganze Stadt vergebens nach dem gnädigsten Herrn durchsucht. — Der Herzog entschließt sich, selbst nach der Wohnung des genannten Bischofs zu gehen, und nachdem er eine Treppe von hundert acht und zwanzig Stufen erstiegen hatte, pochte er so schrecklich an der Thüre, daß einer oder zwey Bediente davon erwachten, und im Hemde

herbeygesprungen, um aufzumachen. „Wo ist der Bischof?“ — „Er liegt seit 10 Uhr zu Bette.“ — „Macht mir seine Thüre auf.“ — Der Bischof erwacht: — „Wer ist da,“ ruft er. — „Ich bin's, mit einem Brief vom König.“ — „Ein Brief vom König? — Mein Gott, wie viel Uhr ist es denn?“ — „Zwey Uhr.“ — Er nimmt den Brief. „Ich kann nicht ohne Brille lesen.“ — „Wo ist Ihre Brille?“ — „In meinen Beinkleidern.“ Der Minister holt sie, und indessen überlegen sie mit einander, was der Brief wohl enthalten könne? — Ist wohl der Erzbischof von Paris plötzlich gestorben? hat sich irgend ein Bischof erhängt? — Beyde waren nicht ohne Besorgniß. — Der Bischof nimmt den Brief; der Minister bietet sich an, ihm denselben vorzulesen; der Bischof hält es indessen für besser, ihn erst allein zu lesen; er vermag aber nicht, ihn zu endigen, und gibt ihn dem Minister, der nachfolgende Worte liest:

„Mein Herr Bischof von Orleans, meine Töchter „wünschen Catignac *) zu haben, jedoch in recht „kleinen Schachteln, lassen Sie doch welchen kommen, „wenn Sie keinen vorräthig haben, ich bitte Sie ..... (hier war eine Porte-Chaise in den Brief gezeichnet, unter derselben stand geschrieben:) — „sogleich nach Ihrer bischöflichen Residenz zu senden, um das Verlangte, aber ja in ganz kleinen Schachteln holen zu lassen. — Indessen, mein Herr Bischof von Orleans, nehme Sie Gott in seinen gnädigen Schutz. Unterschrieben Louis.“ Weiter unten stund die Nachschrift: „Die Porte-Chaise hat keine Bedeutung, meine Töchter hatten sie auf dieß Blatt gezeichnet, das mir eben zur Hand war.“

Jugendschriften.

Magdalena von J. H. von Wessenberg. Constanz, bey W. Wallis. 1824. 68 S. 8. Mit Titelkupfer und Vignette nach Murillo und Canova von J. Lips gestochen.

Dieser neue Zuwachs der Reihenfolge biblischer Schilderungen des ehrwürdigen Bisthumsverwesers von Constanz hat alle Vorzüge der früheren Stücke, deren Charakter mit den Hebel'schen verwandt ist, so wie auch Bestimmung und Zweck der Schriften dieser beyden vortrefflichen Männer zusammentreffen. Hr. von Wessenberg hat in Maria von Magdala, deren Lebenslauf, so weit Schrift und Ueberlieferung davon Kunde geben, die kleine Schrift erzählt, das sanft erhebende und freundlich tröstende Musterbild einer Seele gezeichnet, die vom Pfad der Tugend abgeirrt, vom Strahle der Liebe Gottes berührt, wieder vollends auf jenes zurückgekehrt ist. Von selbst boten sich in der anziehenden Erzählung die eingreifenden Warnungen und die herzlichen Ermahnungen dem christlichen Lehrer dar. „Magdalena muß (so drückt er sich bald Anfangs aus), nach allem, was die Evangelien berichten, in ihrer Jugend ausnehmend schön, und schon damals von zartfühlender Gemüthsart gewesen seyn, und was wir von ihren Geschwistern, Lazarus und Martha, wissen, läßt vermuthen, daß das Haus, in welchem sie erzogen ward, im Schatten der Gottesfurcht und im Glanze stiller bescheidener Tugend blühte. Ganz Natur, von liebenswürdiger Einfalt, ohne Falsch, Verstellung oder Tücke, willig jeder einnehmenden Erscheinung sich hingebend, und Jedermann, besonders denen, die ein vortheilhaftes Aeußere empfiehlt, das Beste zutrauend, — so denk' ich sie mir. Wie oft knüpft aber nicht in der Welt gerade an diese schöne Sinnesart die schlaue Verführung am liebsten ihre häßlichen Entwürfe! Drey Klippen sind es vorzüglich, die im Meere des Lebens der Unschuld Gefahr drohen; ein durch jeden Eindruck leicht bewegliches Gefühl; dann die Neigung zum sinnlichen Vergnügen; endlich die das Herz so leicht bethörende Eitelkeit.“ Es folgt hierauf eine mit großer Seelen- und Menschenkunde näher entwickelte Darstellung der Verhältnisse jener dreyfachen sittlichen Gefahr. Auch etliche kleine Poesien erhöhen den Werth des Buches; eine derselben mag hier angeführt werden:

Entflohen war aus deinem Herzen
  Der Unschuld heit're Ruh'.
Und zwischen Sinnenlust und Reueschmerzen,
  Ein Schilfrohr, wankest du.

Da strahlt vom Lehrer ohne Gleichen
  Ein Blick in dein Gemüth;
Nun tagt's in dir, die Erdgedanken weichen,
  Und deine Seele glüht.

Nicht mehr der Welt glüht deine Seele;
  Der Himmel ist in ihr;
Sie zagt und zweifelt nimmer, was sie wähle;
  Was Gott, gefällt auch dir!

Du hörst entzückt zu Jesu Füßen
  Sein Wort von Gottes Reich,
Und ganz in Thränen sieht er dich zerfließen,
  Der Ros' im Thaue gleich.

Voll Liebe salbst mit Nardenöle
  Des Meisters Füße du;
Deckst trocknend sie dem Freunde deiner Seele
  Mit deinen Locken zu.

Die du dem Himmel schienst verloren,
  Den du so sehr betrübt,
Bist jezt von ihm zur Lieblingin erkoren,
  Weil du so viel geliebt.

---

*) Quitten-Marmelade, die in Orleans vorzüglich gut gemacht wird.

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Freitag den 4. Juni 1824.

Alte Chronik-Literatur.

De capta a Mehmete II. Constantinopoli Leonardi Chiensis et Godefredi Langi narrationes sibi invicem collatæ; accessere Isidori Cardinalis e duplice monumento epistolæ et Ducæ super urbe capta deletoque Christianorum in Oriente Imperio Monodia. Recensebat et notis illustrabat Joannes Baptista l'Ecuy Doctor Sorbonensis Abbas Præmonstrat. Lutetiæ Par. 1824.

Es ist um so mehr der Mühe werth, von dieser sonderbaren Erscheinung ein Wort im Literaturblatte zu sagen, als dieselbe keineswegs in den Buchhandel gekommen, sondern nur in 60 Exemplaren auf Kosten des österreichischen und englischen Botschafters, des Freyherrn von Vincent und Sir Charles Stuart's, gedruckt worden ist. Es ist unglaublich, daß der französische Abbé diese beyden Herren habe überreden können, ihr Geld auf die Prachtausgabe eines so bekannten Werkes, als der Bericht des Bischofs von Chios ist, zu verwenden, um dasselbe in keiner andern Gestalt, sondern blos mit Noten, welche die gröbsten Irrthümer der Schriftsteller des XVI. und XVII Jahrhunderts wiederholen, ausgestattet erscheinen zu sehen. Leonardus Chiensis ist hier abgedruckt worden, blos um zu zeigen, daß das gegenüber abgedruckte Manuscript, welches der englische Botschafter zu Regensburg gekauft hatte, nichts als ein schlechter Auszug der Chronik des Bischofs von Chios sey. Von dieser kennt der Herausgeber nur drey Ausgaben, die von Nürenberg, die des Lonicerus und die Reusner's. Es gibt aber deren mehrere, wovon der Referent selbst die in der Basler Ausgabe des Chalcondylas v. J. 1556 und die in der Sammlung Sansovino's besitzt. Was dem Nürenberger Buchdrucker i. J. 1544 verziehen werden mochte, daß er das Porträt des griechischen Bischofs für das eines Sultans ansah, und Mohammed I. Eroberer von Constantinopel darunter schrieb, ist dem französischen Abbé, der diese Vignette mit derselben Inschrift wiederholt, wohl nicht zu verzeihen, und noch unverzeihlicher ist es, daß er mit gänzlicher Unwissenheit Alles dessen, was neuere Geschichtschreiber und Geographen über die Türken geschrieben, blos die Irrthümer der Byzantiner wiederholt. Seite 105 gibt er nach Banduri und Du Cange eine fehlerhafte Liste der Stadtthore Constantinopels, wovon er einige doppelt aufführt, andere wegläßt. S. 118 wiederholt er das alte Mährchen, daß Mohammed II. die Thaten Cäsar's und Constantin's griechisch gelesen, daß er Lateinisch und Chaldäisch (!!) verstanden habe. S. 110. N. 17 überträgt er das Thor Caligaria, heute Egrikapu von der Landseite in den Hafen. S. 111. N. 20 vermengt er Novobrod, die ihrer Minen wegen berühmte servische Stadt mit Novigrad in Oberungarn, indem er die geographischen Irrthümer Lewenklau's wiederholt. S. 113. N. 27. Hätte der Herausgeber die Quellen römischer und griechischer Geschichte studiert, so würde er aus Dio Cassius gewußt haben, daß die Uebertragung von Schiffen über die Landenge von Korinth von Augustus bewirkt worden und dieselbe nicht auf Gibbon's Treue bezweifelt haben. S. 115. N. 28. Nur Mangel aller gesunden Kritik konnte bey dem Herausgeber bewirken, daß er den Druckfehler des Phranzes von einer Brücke, die hundert Klafter lang und fünfzig breit, wiederholte. Hätte er den Ducas nachgesehen, so würde er gefunden haben, daß diese Brücke breit genug für fünf Reiter war, und daß der Abschreiber des Phranzes aus fünf fünfzig gemacht. S. 114. N. 32. Wird der türkische Admiral Balta Oghli mit dem genuesischen Admiral Flectanella, welchen Phranzes Plantanelas schreibt, verwechselt, und diese Verwechslung ist um so unverzeihlicher, als Leonardus von Chios (hier S. 30) von Flectanella dasselbe erzählt, was Phranzes von Plantanelas. S. 117. N. 39. Der Pascha, welchen Leonard Saganus nennt, hieß wirklich Saganos, und das us oder os ist hier keineswegs der lateinische oder griechische Nominatio. S. 89. Der Text sagt, daß Mohammed II. nach der Eroberung Constantinopels

die Eroberung von drey anderen gegen die Donau gelegenen Städten im Sinne geführt, nämlich von Peristeri, Sondorobium und Cotostadium (im Colbert'schen Manuscript Bellofradum). Man hat in den zwey lezten ganz richtig Semendra und Belgrad erkannt, aber Peristeri ist keineswegs, wie der Herausgeber glaubt, Pest, dessen Eroberung Mohammed II. nie im Schilde geführt, sondern Peristhlaba die Hauptstadt der Bulgarey. Statt solche Irrthümer zu wiederholen, hätte der Herausgeber besser gethan, die Fehler des Textes des Leonardus Chiensis, deren es eine Menge gibt, zu berichtigen; so z. B. S. 58. Plordano statt Loredano, S. 42. S. Democrii statt Demetrii, S. 2. die Thürme Aveniades sind nicht die Thürme Anemanis, wie es in der Note heißt, sondern Anemâ, und dieser Thurm des Anemas war nicht auf der Stelle der heutigen sieben Thürme, wie es die Note 36 auf Lewenklau's Glauben wiederholt, sondern in der ganz entgegengesezten Region der Stadt, bey dem Pallaste der Blachernen. Einer aufklärenden Note bedürfte die vorlezte Zeile der 20sten Seite, wo von drey türkischen Belagerungen Constantinopels unter Parsicha, Ammi und Morath die Rede ist. Welcher Leser kann errathen, daß Barsicha und Ammi Schreib- oder Druckfehler für Bajesid und Mussa sind; und welcher weiß, daß (S. 68) das Wort Zerchula (Serkulab) eine vergoldete Münze bedeute? Bey einer so verwahrlosten Ausgabe, bey einer solchen Anhäufung von Irrthümern, die sich der Herausgeber zu Schulden kommen ließ, ist es sehr glücklich für denselben, daß die ganze Ausgabe nur in 60 Exemplaren abgezogen ward, um die sprechenden Beweise seiner Unwissenheit nicht zu vervielfältigen.

Reise-Literatur.

Voyage en Turcomanie et à Khiva, fait en 1819 et 1820; par M. N. Mouraviev, Capitaine d'Etat-Major de la Garde de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, contenant le Journal de son Voyage, le Récit de la Mission dont il était chargé, la Relation de sa Captivité dans la Khivie, la Description géographique et historique du pays; traduit du russe par M. G. Lecointe Delaveau, ex-Interprète du Ministre de la guerre en France, Membre de la Société des Naturalistes de Moscou; revu par MM. J. B. Eyriès et J. Klaproth. Paris, chez Louis Tenré, Libraire-Editeur, Rue du Paon-Saint-André Des-Arts No. 1. 1823. 8. 398 Seiten.

Während wir den Resultaten der russischen Botschaft des Staatsraths Negri nach Buchara entgegen sehen, gibt uns das vorliegende Werk des Verfassers, welchen der Statthalter von Georgien, General Jermolov, i. J. 1819 nach Chiwa sandte, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, einen sehr lesenswerthen Bericht über die Schicksale seiner Reise, über die östliche Küste des caspischen Meeres, über die Straße von derselben bis nach Chiwa, über die Stämme der Turkmanen, welche das östliche Uferland bewohnen, über die ursprünglichen Einwohner, über den Kunstfleiß und den Handel, die Heeresmacht, die Sitten und die Religion der Usbegen und Tadschiken. Die Bemerkungen über Clima, Boden und Pflanzen der Bucharey hat Doktor Pander, welcher die Botschaft Negri's als Naturforscher begleitete, und vier Noten über die Turkmanen, Usbegen, Sartis oder Bucharen, und Kalmuken, Herr von Klaproth beygetragen. Das Land von Chiwa, nordöstlich durch den Fluß Amuderia begränzt, und südöstlich durch eine Steppe von dem Königreiche Buchara getrennt, hieß vormals Chorasmia oder Chowaresm, und wird von vier verschiedenen Völkerschaften bewohnt, nämlich von den Sartis oder Tadschik, den ursprünglichen Bewohnern des Landes, von den Karakalpaken, Usbegen und wandernden Turkmanen. Die Sartis oder Bucharen, welche durch ganz Turkistan, Chowaresm und die Bucharey zerstreut sind, heißen sich selbst Tadschik, und ihre Sprache ist rein persisch. So viel dem Recensenten bekannt ist, hat noch Niemand bemerkt, daß diese Tadschik keine anderen sind, als die Δαδίκαι Herodot's, deren er zweymal (III. 91 und VII. 66.) und zwar beyde Male in Verbindung der ihnen benachbarten Völker, der Chorasmier, Sogder und Gandarier, d. i. der Bewohner von Chowaresm, Sogd und Kaschkhar erwähnt. Da die nächste Verwandtschaft der persischen Sprache mit der deutschen bereits außer allen Zweifel gesezt ist, und Herodot selbst die Germanen (I. 125.) unter den persischen Stämmen aufführt, so darf man sich nicht wundern, auch die alten Teutonen in den Δαδίκαι und also die Stammväter der Deutschen in den heutigen Tadschik wiederzufinden. Diese Ableitung hat wenigstens mehr philosophische und geographische Gründe für sich, als alle übrigen, welche bisher ohne Rücksicht auf die nächste Verwandtschaft der persischen Sprache mit der deutschen versucht worden sind. Die Usbegen, nur 30,000 Köpfe stark, während die Tadschik 100,000 Köpfe zählen,

sind die türkischen Eroberer des Landes. Hrn. v. Klaproth will in der Note die türkische Ableitung ihres Namens, welche Usbeg als Herr seiner selbst erklärt, nicht gefallen, und er hält sie vielmehr für ein und dasselbe Volk mit den Ghusen oder Uighuren, welche ehemals die kleine Bucharey bewohnten. Indessen spricht für die türkische Erklärung nicht nur der Umstand, daß sich die Verwandlung von Ghus غوز in Us اوز etymologisch nicht wohl begreifen läßt, sondern noch vielmehr die gleichzeitige Erwähnung von Ghusen und Usbegen in persischen und türkischen Geschichtschreibern. Die Karakalpaken irren zum Theil zwischen dem Amuderia (der Dschihun oder Orus) und dem Sirderia (der Sihun oder Jaxartes) herum, und bebauen zum Theil das dem See Aral südlich gelegene Land. Gegen 100,000 Köpfe stark sind sie den Usbegen unterworfen, die sie durch Gewalt der Waffen, und den Sartis, die sie durch List beherrschen. Die wandernden Turkmanen sind nicht mehr als 1500, ähneln mehr den Usbegen als den Sartis, und sehen sich selbst als Fremde an, die kommen und gehen. Die Hauptstadt des Landes, oder vielmehr die Residenz des Chans, Chiwa, an einem kleinen Kanalk des Orus, mit Mauern umgeben, zählt 3000 Häuser und 10,000 Bewohner. Größer als Chiwa ist Neu Urgendsch, wo der Bruder des Chan's residirt, und bevölkerter als Chiwa. Zwey kleinere Städte, Schewat und Kiat, die erste von 2000, die zweyte von 1500 Einwohnern, sind Stapelplätze des Handels mit den Kirgisen; die fünfte Stadt des Landes heißt Gurlian. Mit den Städten wetteifern große Dörfer in Betreff des Handels. Neu Urgendsch ist nicht auf der Stätte der alten Stadt dieses Namens aufgebaut, welche ehemals Dschorschania hieß, wofür in einigen Handschriften Dschermania zu lesen ist, was vielleicht verderbt, vielleicht aber auch recht ist, indem die Dschermanian oder Germanen in der persischen Geschichte Mirchond's noch so spät als Timur in dem Hauptstücke der Dynastie Mosaffer häufig vorkommen. Ob diese Dschermanen ein turkmanischer oder persischer Stamm, läßt sich aus Mirchond nicht ausmitteln, und wird erst dann mit Gewißheit gesagt werden können, wenn uns künftige Reisende über die Reste dieses Stammes (wenn sie noch vorhanden sind) und über die Sprache desselben belehrt haben werden. Da dieselben in der Tafel turkmanischer Stämme dieser Reisebeschreibung nicht aufgeführt sind, so widerstreitet bis jezt nichts der Wahrscheinlichkeit, daß die Dschermanen Mirchond's die Germanen Herodots, und die Bewohner des Landes Irman, d. i. des heutigen Chowaresm, seyen, welche im Schahname wiederholt vorkommen (siehe Jahrb. der Lit. IX. 36 und 39). Diese Wahrscheinlichkeit, daß in Chiwa oder Chowaresm der Ursitz der Germanen zu suchen, genügt schon jedem Deutschen als Empfehlung eines Buches, das die neuesten und nicht unmerkwürdigen Nachrichten über dieses Land enthält.

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

(Fortsetzung.)

Geschichte. Zuerst einige Beyträge zur Landesgeschichte, worunter die Sketches of the Character, manners and present state of the Highlanders of Scotland, with details of the military service of the Highland Regiments. By Colonel David Stewart. (Second Edition. Edinb. 1823. 2 Bde. 8.) sich auszeichnen. Die Hälfte des ersten Bandes füllt die interessante Einleitung, die eine kurze Beschreibung und Geschichte des Hochlandes und eine umständliche Schilderung der Sitten und des jetzigen Zustandes der Bewohner liefert. Ueber die seit 1745 allmählig entstandene Umwandlung des gesellschaftlichen Zustandes der Hochländer und die Ursachen der in neuern Zeiten in immer höherem Grade statt gefundenen Auswanderungen erhalten wir hier Nachrichten, die den wohlunterrichteten Beobachter verrathen. Eine Karte, welche die Sitze der hochländischen Stämme oder Clane angibt, ist eine schätzbare Zugabe. Drey Viertheile des Werkes nimmt die Geschichte der hochländischen Regimenter und ihrer Feldzüge ein, worin aber so viele Züge zur Geschichte des Hochlandes und Schottlands überhaupt zerstreut sind. Das Buch ist freylich nicht ohne Vorsicht zu gebrauchen. Der Verfasser ist oft, indem er aus örtlichen und mündlichen Ueberlieferungen Thatsachen ableitet, in Irrthümer gerathen, und so partheylich für seinen Clan und die Sache der Stuarte, daß er sich eine scharfe Rüge (Remarks on Colonel Stewart's Sketches of the Highlanders, chiefly respecting the Jacobitism of the Highlanders, the military levies, the transactions of Montrose and the charges against Argyle. London 1823) zugezogen hat. Eine sentimentale Art von Jakobitismus ist jezt in der schottischen Literatur Mode, und die berühmten Waverley-Romane haben das Ihrige zur Erweckung und Unterhaltung dieser Stimmung beygetragen. Das Andenken an eine Sache, in welcher die Treue selbst durch sklavische Grundsätze herabgewürdigt wurde, ist zu empörend, als daß von einer solchen Stimmung irgend eine ernstliche Gefahr zu besorgen wäre. Sonderbar ist es allerdings, daß so viele Schriftsteller, wie auch Stewart, den Jakobitismus der Hochländer als etwas Verdienstliches erheben wollen. Die Treue, die Karl Stuart 1746 bey seinen Anhängern fand, war frey-

sich ausgezeichnet, aber die jakobitische Treue war ihrem Grundsatze und Zwecke nach verächtlich, da sie mit feindseligen Gesinnungen gegen bürgerliche Freyheit und die Fortschritte der Civilisation verbunden war. Man hat jedoch zu leicht angenommen, daß die Hochländer bis auf den heutigen Tag Jakobiten gewesen seyen, und Schmeichler des Thrones haben eben diese Anhänglichkeit an eine schlechte Sache als den Grund der Vorliebe des jetzigen Königs gegen die Hochländer geltend machen wollen. Der Verfasser der eben genannten Rüge gegen Stewart behauptet, man habe den Jakobitismus der Hochländer sehr übertrieben. Selbst in frühern Zeiten haben sie, trotz ihrer Barbarey, die Grundsätze der Freyheit verfochten. Der Wunsch, das Vorherrschen des Jakobitismus unter den Hochländern zu übertreiben, kommt theils von Personen her, welche die Schuld ihrer, in die Aufstände früherer Zeiten (1715 und 1745) verwickelten, Vorfahren dadurch vermindern wollen, daß sie die Zahl der Mitschuldigen so viel als möglich vermehren, theils aber von solchen, die bey mißverstandenen Ansichten von Ritterlichkeit die Hochländer zu ehren glauben, wenn sie alle zu Theilnehmern an jenen Aufständen machen. Stewart's Partheylichkeit für die Tories zeigt sich besonders auch in der Art, wie er Montrose und Argyle einander entgegenstellt. Er folgt darin der fabelhaften Erzählung Wishart's, der den ersten Theil seiner Denkwürdigkeiten des Marquis von Montrose in der Absicht schrieb, seinem Gebieter eine gute Aufnahme an fremden Höfen zu verschaffen, die derselbe während seiner Verbannung besuchte. Der Verfasser des Waverley hat in seiner Legend of Montrose auch meist dieselbe Ansicht jakobitischer Schriftsteller durchblicken lassen, und auch bey ihm ist Argyle in ein nachtheiliges Licht gestellt, dem man doch, wenn man auf die, von Hume's Partheylichkeit nicht beachteten, von Malcolm Laing und Andern aber benutzten Urkunden Rücksicht nimmt, die Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, daß er seinem Vaterlande auch durch seine treue Anhänglichkeit an den Presbyterianismus große Dienste geleistet hat. Dieser, das ganze Werk durchdringenden Parthey-Ansicht ungeachtet, ist es doch einer der reichhaltigsten Beyträge zur näheren Kenntniß eines merkwürdigen Landes, das durch Scotts Dichtungen für unsere Phantasie so heimisch geworden ist.

Die merkwürdige Sammlung der Papiere der Familie Paston, deren beyde ersten Bände bereits 1787 erschienen, ist jezt in dem 5ten Bande: Original Letters in the times of Henry VI., Eduard IV. and V., Richard III. and Henry VIII. By various persons of rank and consideration — with notes by Sir John Fenn. (London 1824. 4.) vollendet worden. Sie liefert uns höchst anziehende Nachrichten zur Geschichte der Sitten der spätern Zeit des Mittelalters, ein Gemälde der gesellschaftlichen Verhältnisse vor 400 Jahren. Aber wir sehen uns getäuscht, wenn wir nichts als Ritterlichkeit und Edelmuth erwarten, denn es zeigt sich von Anfang bis zu Ende nichts, was einem edlen großherzigen Gemeingeiste gliche, nichts von Ehrgefühl in dem Verhältnisse des Unterthans zu seinem Könige, des Lehnmannes zu seinem Lehnherrn, ja nicht einmal des Liebenden zu seinem Liebchen. Ueberall sehen wir die nackteste Selbstsucht, wenn die Familie ihre Blicke über den häuslichen Kreis hinaus richtet. Innerhalb dieses Kreises finden wir Mäßigkeit, Pflichttreue, viel Gutmüthigkeit und so viel Uneigennützigkeit, als man unter achtbaren Familien unserer Zeit antrifft. Und doch gehörte diese Familie zu den angesehensten. Man nimmt sich nicht die Mühe, die Wandelbarkeit der Gesinnungen durch scheinheiliges Geschwätz zu beschönigen, wie es in unsern Tagen zum Anstande gehört. Der Familienvater wechselt seine Parthey, wenn sein Vortheil es heischt, was er auch ganz offen gesteht. Und doch ist es keineswegs Ehrgeiz oder Ränkesucht, was ihn treibt, er ist eher gutmüthig, sorglos, unthätig. Aber freylich zeigt uns die Geschichte Europa's in jener Zeit überall dieselbe Selbstsucht und Treulosigkeit, die in der Zeit Ludwigs XI., Ferdinands des Katholischen und Heinrichs VII. ihren Gipfel erreichten. Ob gerade hierin, wie der Verfasser des Vorwortes dieses Bandes der Briefsammlung meynt, eine mitwirkende Ursache der Wiederherstellung der Wissenschaften gelegen habe, und die Menschen, im Widerwillen gegen die Sitten ihrer Zeit, Erholung bey der Betrachtung der vermeynten Tugenden der Vorzeit gesucht haben, möchte schwerlich darzuthun seyn; aber es herrschte allerdings eine Stockung der Gefühle, die jenem Sturme der Begeisterung vorherging, der die Welt in dem folgenden Zeitraum bewegte.

Die Geschichte der Königin Elisabeth erhält durch die neue Ausgabe eines, früher nur mangelhaft zusammen getragenen Werkes, das zuerst 1641, bald nach des Verfassers Tode erschien: Fragmenta Regalia. Memoirs of Elisabeth, her court and favourites. By Sir N. Naunton, Secretary to King James I. (London 1824.) Viel Aufklärung, schätzbare Anmerkungen und eine Lebensgeschichte Naunton's geben dieser Ausgabe einen noch höhern Werth. Naunton war anfänglich Spion des Grafen Essex, und immer in Verhältnissen, die ihm die beste Gelegenheit gaben, die Charaktere der Königin, ihre Räthe und Höflinge zu erforschen. Er schildert Elisabeth ziemlich unpartheylich. Besonders anziehend ist, was er von ihren Günstlingen und ihrer Herrschaft über dieselben, besonders über Leicester, so wie von ihrer, gegen das Parlament beobachteten Politik erzählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 8. Juni 1824.

Französische Literatur.

Encyclopédie moderne, ou Dictionnaire Abrégé des Sciences, des Lettres et des Arts, avec l'indication des ouvrages, où les divers sujets sont développés et approfondis, par M. Courtin, et par une société de gens de lettres Tome premier. A—Al. Paris, chez Mongie aîné, 1824. XVI et 592 pp. 8vo.

Im Allgemeinen darf wohl gesagt werden, daß die Franzosen der neuern Zeit nicht mehr so trotzig auf deutsche Kunst und Gelehrsamkeit herabblicken, wie in frühern Jahren, und daß sie gar wohl zu benutzen wissen, was deutscher Fleiß und deutsche Beharrlichkeit zu Tage fördern. Und so war zu erwarten, daß eine neue französische Encyclopädie, redlich und gründlich zu Werke gehend, auch das benützen werde, was in England und Deutschland seit den letzten dreyßig Jahren in dem Felde der Wissenschaften gedacht und gesammelt worden, und in verschiedenen Formen, und selbst als Encyclopädien, an das Licht getreten ist. Allein der Herausgeber, Hr. Courtain, verschmäht die Mittel, welche das Ausland ihm bey der Vervollständigung seines Werkes bietet. Mit der gewöhnlichen französischen Anmaßung sagt er p. VIII: Toutes les productions étrangères sont dictées par un esprit qui doit nous être étranger: s'approprier nos découvertes, contester nos progrès, dénigrer nos conquêtes, voilà ce que nos voisins appellent du patriotisme, et il entre dans ce sentiment moins d'amour pour leur pays que de haine pour le nôtre. Il faut donc à la France un ouvrage français; et quand nous aurons recueilli tous les titres d'honneur, on verra, que notre belle patrie est assez riche de sa propre gloire pour faire la part de ses ennemis et pour imposer silence à ses envieux.

Dagegen läßt sich nun Vieles sagen; da wir und die Wissenschaft aber nur gewinnen können, wenn die französischen Gelehrten ihren eigenen Weg gehen; wenn sie sich zu den Quellen, aus denen auch wir schöpften, zurückwenden, und dieselben nach ihrer nationalen Weise (nur nicht leichtsinnig und oberflächlich, wie gewöhnlich) selbst prüfen; wenn sie über das, was, besonders in den positiven Wissenschaften seit fünfzig Jahren, wo die ältern Encyclopädien keine Auskunft mehr geben, geleistet worden, historische und kritische Ueberblicke geben; und wenn sie endlich ein gesundes Urtheil an dem Fortgang der Literatur im In- und Auslande üben, und die möglichste Popularität in ihrem Plane walten lassen: so mögen kleinliche Seitenblicke unbeachtet bleiben, und dem Wesentlichen Platz machen. Wir wollen den Lesern den Plan dieser neuen Encyclopädie in der Kürze auseinandersetzen, und dann einige Worte über die Ausführung, in so fern der erste Band ein Urtheil zuläßt, hinzusetzen.

Die Encyclopädie des Hrn. Courtin ist nach den Grundsätzen der zwey alten Encyclopädien gearbeitet und soll eine Ergänzung jener großen Werke seyn. Die Fortschritte, welche seitdem in den mannigfaltigen Fächern des Wissens gemacht wurden, sollen hier zur Kunde des Publikums gebracht werden. Die alten Encyclopädieen bleiben daher in ihrem Werthe, und die neue ist nur ein ausführlicher Nachtrag zu jenen.

Nach diesem wird dem Sachverständigen sogleich einleuchten, was dieser neuen Encyclopädie fehlen müsse. Ein Volk, das sich in seinem wissenschaftlichen Streben so isolirt hält, das durch das Herkömmliche sich bey jedem neuen Schritt, den es thun möchte, gehemmt und beschränkt sieht, das den Gipfel des Ruhms in jeder Rücksicht erreicht zu haben glaubt, kann sich nicht zur universellen Bildung erheben, weil es nicht die universellen Wissenschaften hat, welche dazu führen. Die Idee einer allgemeinen menschlichen Bildung (humanitas, wie die Römer ihre encyclopädischen Studien richtig benannten) ist hier nicht die vorherrschende, sondern schrumpft in die der französischen Bildung zusammen. Ständen die Franzosen auf dem Gipfelpunkte der Europäischen Kultur, so müßte auch eine solche französische Encyclopädie die beste seyn. Dabey käme natürlich nicht die Zahl und nicht die Vollständigkeit der Artikel in Frage, sondern es handelte sich blos um das, was dem Menschen als Menschen, als dem, nach Veredlung seines Geistes, nach harmonischer Ausbildung seiner Kräfte strebenden

Vernunftwesen, frommt und ihn fördert. Ist dieß Bildung eine verkehrte geworden, besteht sie in Oberflächlichkeit, in vielwissender Geschwätzigkeit und in einem tändelnden Umgreifen nach Dingen, die blos zu untergeordneten Bedingungen des Lebens gehören, die blos auf das Ausschmücken einer einzelnen Seelenkraft, z. B. Verstand, Gedächtniß u. s. w., berechnet sind, so wird eben entstehen, was wir hier vor uns haben: eine Encyclopädie, in der wir nicht den Menschen, sondern den Franzosen auf jedem Blatte sprechen hören, und in der wir das Walten jener Idee eines Behikels der allgemeinen menschlichen Bildung durchaus vermissen. Damit sey aber nicht gesagt, daß in Hrn. Courtin's Encyclopädie jene universelle Oberflächlichkeit herrsche, die der Charakter der von Brockhaus ist. Vieles ist hier mit Ernst und Fleiß und aus den Quellen gearbeitet; Vieles mit Sorgfalt und Auswahl gesammelt, und manches Neue in wissenschaftlicher, manches Ansprechende und Freysinnige in literarischer und politischer Hinsicht ausgeführt oder angedeutet: besonders reich ist der erste Band an Artikeln über das Alterthum und die Naturgeschichte, und wenn Ref. die erstern Artikel nicht ungenügend fand, so scheint in Vergleichung mit unsern Encyclopädien die Naturgeschichte hier zweckmäßiger behandelt zu seyn. Durch alles das soll auch nicht gesagt seyn, daß andere Gegenstände, z. B. Mathematik, Gesetzgebung u. s. w., vernachlässigt seyen.

Unter den Mitarbeitern finden sich solche, die theils in ganz Europa sich einen Namen gemacht, andere, die sich wenigstens in Frankreich durch literarische Arbeiten einen ausgezeichneten Ruf erworben haben. Zu den erstern gehören Benjamin Constant, Alexander de Laborde, Arnault, Berton, Dupaty, Jouy, Jay u. s. w. Zu den zweyten Bory de St. Vincent (Naturforscher); Francoeur (einer der ersten Mathematiker der neuern Zeit); Eloi Johanneau, (Stifter der celtischen Akademie, gelehrter Alterthumsforscher); Lenormand u. s. w.

Was wir ganz vorzüglich in diesem Werke loben müssen, ist die sorgfältige Angabe der Quellen, aus denen entweder die Verfasser den einzelnen Artikel geschöpft haben, oder wo der Wißbegierige sich weiter Raths erholen kann. Ueber Gegenstände, die bisher dem Interesse des Ref. größerntheils fremd waren, finden sich hier sehr schätzbare Nachweisungen, und wir lernen viele Werke kennen, deren Titel uns bisher unbekannt waren. An einer Vollständigkeit der literarischen Hülfsmittel muß es freylich fehlen; das liegt, wie oben angedeutet worden, im Plane: aber dieser Theil des Werkes mit der Encyclopädie von Ersch und Gruber vereinigt, hilft zu einer möglichst vollständigen Uebersicht des literarischen Materials in den verschiedenen Zweigen des Wissens. Wo z. B. Tennemann in unsrer großen Encyclopädie Art. Akademie (Bd. 2. S. 280) nur Meursius, Schmid, Ludewig und Siveking anführt, geht Millon (Prof. der Philosophie an der Akademie zu Paris, bekannt durch seine Bearbeitung der Politik des Aristoteles) nicht nur zu den Quellen der Alten zurück, sondern er deutet auch das Wesen der verschiedenen Akademien Griechenlands ausführlicher an, als in dem genannten Artikel von Tennemann geschah. Wenn die dem Tennemann'schen Artikel folgende gelehrte Darlegung der neueren Akademien in der französischen Encyclopädie fehlt, so ist dafür eine detaillirte Uebersicht der Geschichte und des Charakters der französischen Akademien hier zu finden, welche dem Wachler'schen Artikel wieder zur Ergänzung und Vervollständigung dient.

In dieser und mancher andern Beziehung, deren Auseinandersetzung Raum und Zweck dieses Blattes entgegenstehen, dürfte Courtin's Encyclopédie moderne auch in Deutschland Berücksichtigung verdienen. Die Subscription auf das vollständige Werk ist bis zur Erscheinung des dritten Bandes für 7 Fr. 50 Cent. offen. Das Ganze wird aus 24 Bänden bestehen, und vor dem Ende des Jahres 1825 vollständig erschienen seyn. Der Druck ist sehr bequem, und das Papier schön.

Länderkunde.

Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz. Von Gerold Meyer von Knonau. Zürich, bey Füßli und Comp. 1824. 268 S. 8.

Wer eine kurze und treue Uebersicht der geographischen und statistischen Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft in ihrem wirklichen Zustande sucht, dem darf diese sorgfältige Arbeit eines fleißigen und bescheidenen Jünglings, welcher seinen schriftstellerischen ersten Versuch dem Meister des Faches, dem Hrn. Doctor Ebel, zueignet, empfohlen werden. Die Ordnung ist vortrefflich, von den allgemeinen Verhältnissen des Bundesstaats zu den besonderen der 22 Kantone überschreitend. Die Staatsformen der lezteren sind nach einer Staffel aufgezählt, die folgende zehn Stufen zeigt: 1. Monarchisch landständisch: Neuenburg. 2. Patrizisch-aristocratisch mit bedingter Repräsentation: Bern und Freyburg; oder patrizisch-aristocratisch mit einigen repräsentativen Beymischungen: Freyburg; patrizisch-aristocratisch mit repräsentativen Beymischungen: Bern. 3. Aristocratisch-repräsentativ mit bedeutendem Uebergewicht des Hauptortes: Zürich und Solothurn. 4. Aristocratisch-repräsentativ mit verhältnißmäßig geringerem Uebergewicht des Hauptortes: Luzern und Basel. 5. Ganz repräsentativ, jedoch mit Uebergewicht des Hauptortes: Schaffhausen und Genf. 6. Repräsentativ mit aristocratischen Beymischungen: Aargau

und Thurgau. 7. Repräsentativ mit weniger aristocratischen Beymischungen: St. Gallen. 8. Repräsentativ mit geringen aristocratischen Beymischungen: Tessin und Waadt, oder: Repräsentativ mit größeren oder geringeren aristocratischen Einschränkungen, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt. 9. Democratisch-föderativ: Graubündten und Wallis; in lezterem Staate mit aristocratischen Beymischungen. 10. Democratisch: Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Appenzell; zu Schwyz mit einigen Vorzügen des alten Kantontheils, zu Zug mit Annäherung an repräsentative Verfassung.

Den hellen und guten Geist, der in dem Abrisse waltet, glauben wir hinwieder am besten durch einige dem „kirchlichen Ueberblick der Schweizerkantone" enthobene Betrachtungen darzuthun. „Die Ausbreitung der Hierarchie (sagt der Verfasser), ihre Kämpfe mit der weltlichen Gewalt, die kirchliche und politische Ausbildung ihres Systemes, die Beschränkung der Bischöfe, der gewaltsam eingeführte ehelose Stand der Geistlichen, die Aufstellung zahlreicher, den ältern Kirchenlehrern unbekannter, Glaubenslehren und Gebräuche, der Druck auf größere und kleinere Gemeinheiten, und der dadurch erzeugte Widerstand, die durch solche Veranlassung geweckten, von der herrschenden Kirche abweichenden einzelnen Männer und ganze Genossenschaften sind Erscheinungen, welche die schweizerische Kirchengeschichte mit derjenigen des damaligen übrigen Abendlandes gemein hatte. Nach manchen kirchlichen Spaltungen, nach mancher vergeblichen Foderung einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern, erfolgte endlich die Reformation. Zwar brachte sie eine Trennung unter die Eidsgenossen; aber indem sie ihren Zweck unmittelbar bey ihren Anhängern erreichte, wirkte sie mittelbar auch auf diejenigen, welche die von dem römischen Stuhle dem Christenthum gegebene Lehrform beybehielten. Zwingli's und seiner Gehülfen durch die mannigfaltigen Ausartungen tiefgerührter Sinn beabsichtigte anfänglich keine Trennung, sondern die allgemeine Unzufriedenheit über die herrschenden Mißbräuche ließen sie hoffen, jene längst erwartete Verbesserung werde von allen Seiten gebilligt und angenommen werden; aber da die Reformation nicht blos die Lehren betraf, sondern auch die Formen und die Kirchenverfassung erschütterte, tief in das bürgerliche Leben eingriff, und strenge sittliche Verbesserungen erheischte, so konnte Widerstand nicht ausbleiben, und so mußte, wie beynahe immer, aus Wirkung und Gegenwirkung Trennung erfolgen. In den reformirt gewordenen Gegenden traten an die Stelle der bisherigen Ungebundenheit Sittlichkeit, Polizey, Häuslichkeit, Fleiß; aber auch in den katholischen wurde man aufmerksam. Das Aergerniß, welches die Geistlichkeit gegeben hatte, verschwand größtentheils. Der schändliche öffentliche Ablaßverkauf hörte auf; der Volksunterricht wurde praktischer. Man erkannte die Nothwendigkeit, den lasterhaften Neigungen, deren Folgen man bisher um Geld loskaufen ließ, durch Belehrung entgegen zu wirken. Doch die nun auch in der Schweiz erscheinenden Jesuiten und andere Gehülfen derselben fachten Religionshaß und Verfolgungsgeist an, und die Nachfolger der Reformatoren, denen zwar ihre Religion gewaltsame Verfolgung nicht würde gestattet haben, verloren sich in Religionshaß und Bitterkeit. Die Wiedertäufer, denen schon zur Zeit der Glaubensverbesserung die Lehren Zwingli's und seiner Freunde nicht genügten, weil sie nicht nur die Kirche ganz umformen, sondern auch die Grundsätze des Staates erschüttern wollten, beschäftigten lange die Regierungen und die Geistlichkeit, und erfuhren die Schicksale offenkundiger Empörung, wo vielleicht nicht selten belehrende Mißtrauung wohlthätiger würde gewirkt haben. Bey den Katholiken wurde die Staatsgewalt, welche in frühern Zeiten jede Anmaßung der Geistlichkeit kräftig in ihre Schranken zurückzuweisen gewußt hatte, dem Klerus immer mehr unterwürfig, und durch das Tridentinische Concilium erhielt das ganze kirchliche System eine bindendere einschränkendere Form. Die Reformirten verloren sich in mancherley unfruchtbaren Untersuchungen, und wurden oft von Sectierern beschäftigt, die aber, so lange nur die göttliche Offenbarung, nicht menschlicher Ausspruch als entscheidende Erkenntnißquelle gilt, in die Länge immer wieder sich ausgleichen, oder doch unschädlich werden müssen, wofern sie nicht, wie die Wiedertäufer, die Ordnung im Staate selbst stören, und dadurch aufhören, nur Religionsparthey zu seyn. Die Reformation dehnte sich noch um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, selbst im siebenzehnten noch in der westlichen Schweiz aus, aber umgekehrt wurde sie in Luggarus, im Bisthum Basel, in Wallis wieder unterdrückt. Doch nahm das achtzehnte Jahrhundert nochmals eine höhere Richtung. Kräftig widerstand schon vor hundert Jahren die Regierung von Luzern den Anmaßungen des Klerus. In der zweyten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts verbreitete sich auch in der katholischen Schweiz Denkfreyheit, und sie zählte unter ihren Geistlichen viele aufgeklärte Männer. Rückkehr zur rechten Gottesgelahrtheit von blos speculativen Betrachtungen und vielseitiges wissenschaftliches Forschen wurden unter den Reformirten beynahe allgemein. Blinder Religionshaß verlor sich von beyden Seiten größtentheils. Duldung und brüderliche Annäherung trat mit immer seltnerer Ausnahme an ihre Stelle. Welche Folgen die Wiedereinführung der Jesuiten in zwey Kantonen und die neue Einrichtung der bischöflichen Sprengel, die an die Stelle des früher über einen großen Theil

der östlichen Schweiz sich ausdehnenden Constanzischen Bisthums treten, in dieser Hinsicht sowohl, als in Absicht auf Bildung des Volkes und die politischen Verhältnisse haben werden, ist von dem Laufe der Zeit zu erwarten." Der geschickte Kartenzeichner, Hr. Heinr. Keller in Zürich, hat den Meyer'schen Abriß mit einer neuen und guten Schweizerkarte versehen.

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

(Fortsetzung.)

Ein Prachtwerk, wie lange keines die englische Presse lieferte: A critical Inquiry into ancient armour, as it existed in Europe, but particularly in England from the Norman Conquest to the reign of King Charles II. — By J. Rush Meyrick. (London 1823. 3 Bde. 4.) zeigt uns auf schön colorirten Blättern Könige, Ritter und Krieger in verschiedenen Trachten und Rüstungen. Solche chronologisch geordnete Abbildungen würden schon für sich schätzbar seyn, und ihr Werth wird noch erhöht durch eine, aus gründlicher Forschung hervorgegangene Beschreibung, die nichts weniger als trocken, sondern durch geschichtliche Anecdoten und Auszüge aus zum Theil wenig bekannten Schriftstellern anziehend wird. Meyrick's Hauptzweck war, die Zeitordnung alter Waffen und Rüstungen zu bestimmen, und hier war nach frühern Versuchen, wie Grose's Abhandlungen und Daniel's Milice française, noch viel zu thun übrig. Er hat seine Aufgabe gut gelöset, und dem Geschichtforscher so viele schätzbare Aufklärungen, als für die bildende Kunst und besonders auch für Bühnendarstellung willkommene Belehrung gegeben. Seine Quellen waren alte Siegel, illuminirte Bilder, Glasmalereyen, Denkmäler. Er stellte diese Ueberreste chronologisch zusammen, und verglich sie mit den Angaben der Geschichtschreiber und Dichter, mit alten Waffenverzeichnissen und ähnlichen Quellen. In der Einleitung stellt M., jedoch nicht überall die Fackel strenger Kritik anzündend, alles zusammen, was von den Waffen der alten Völker bekannt ist, die er bis nach Asien verfolgt, da die bis zu Ende des 14ten Jahrhunderts in Europa eingeführten Waffen asiatischen Ursprungs sind. Die Beschreibung selbst fängt mit der Zeit der normannischen Eroberung an, wo das Kostum der berühmten Tapete von Bayeux dem Verfasser zu einer umständlichen Erläuterung Anlaß gibt.

Zur Geschichte und Statistik Rußlands liefert das Werk: The Character of the Russians and a detailed history of Moscow. Illustrated with numerous engravings. With a dissertation on the russian language, and an appendix containing tables political, statistical and historical etc. By R. Lyall. (London 1824. 4.) viele schätzbare Beyträge. Der Verfasser lebte viele Jahre als Arzt in Rußland. Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit dem Charakter des Volkes. Die Beobachtungen und Thatsachen, die der Verfasser mittheilt, geben kein günstiges Bild, und nach seiner Darstellung hat die Civilisation hinsichtlich der geistigen und sittlichen Bildung des Volkes ihr Werk nur erst halb gethan. In ihrem Aeußeren und ihrem Benehmen sind die höhern Stände wenig verschieden von Personen desselben Standes in dem übrigen Europa, aber in Kenntnissen und moralischer Bildung stehen sie oft weit zurück. Der Verfasser bestätigt in der Hauptsache, was Clarke von den Russen sagt, doch ist er so gerecht, auch die Vorzüge, die er beobachtet hat, nicht zu verschweigen. Lyall mag während seines Aufenthaltes unter den Russen eine vielleicht ungerechte Abneigung gegen sie gefaßt haben; aber wenn die Thatsachen, die er anführt, nicht geläugnet werden können, so möchte es seinen Schilderungen nicht an Begründung fehlen. Auf jeden Fall ist der Gesichtspunkt, unter welchem er uns Rußland zeigt, in hohem Grade der Aufmerksamkeit werth. Die Geschichte von Moskwa nimmt den größten Theil des Werkes ein. Der Verfasser gibt umständliche Nachrichten über diese Riesenstadt von den frühesten Zeiten bis 1812. Was er hier über die neuesten Zeiten und den gegenwärtigen Zustand berichtet, möchte das Wichtigste seyn. Ueber die polizeylichen Einrichtungen spricht der Verfasser ausführlich. Jedes der 24 Quartiere der Stadt hat seinen Polizeyaufseher, der über seinen Bezirk zu wachen hat. Er muß die Bewohner desselben genau kennen, und übt eine Art von väterlicher Gewalt über sie aus. Er ist der Sittenrichter seines Bezirkes. Sein Haus muß Tag und Nacht offen stehen, ein Zufluchtsort aller Bedrängten und Gefährdeten. Unter ihm stehen die Wächter und die Aufseher mehrerer Unterabtheilungen seines Bezirkes. Es gibt jezt gegen 360 Polizey-Wachhäuser in Moskwa, die gewöhnlich an den Ecken der Straßen stehen. In einem solchen Wachhause — Budka — sind Tag und Nacht drey Wächter, die sich einander im Dienst ablösen. Solcher Wächter — Budoschnik genannt — zählt man 1080. Sie haben graue Uniform und sind, wenn sie Wache stehen, mit Hellebarden bewaffnet. Die Polizey führt die genauste Aufsicht über alle Einwohner, besonders die Fremden. Die ankommenden und abgehenden Fremden müssen gewisse Vorschriften befolgen, wobey es sehr schwer wird, ihre Wohnung oder ihre Abreise zu verheimlichen. Ehe der Fremde abreisen kann, hat er viele Schwierigkeiten zu überwinden. Er muß sich zuerst von dem Aufseher der Unterabtheilung des Polizeybezirkes, wo er wohnt, ein Zeugniß verschaffen, daß er sich gut aufgeführt hat, und keine Schuldklagen gegen ihn anhängig gemacht worden sind, daß seiner Abreise überhaupt nichts entgegensteht. Mit diesem Zeugnisse geht er zu dem Bezirksaufseher, der ihm ein anderes gibt, womit er persönlich vor dem Polizeymeister erscheinen muß. Dieser gibt ihm eine Bescheinigung, die er dem Herausgeber der Regierungszeitung vorzeigt, worauf sein Name dreymal in das Blatt eingerückt wird. Darauf macht er eine Bittschrift an den Militär-Gouverneur, dem er am nächsten Tage persönlich aufwarten muß. Hat er durch Vorzeigung der Zeitungsblätter die Befolgung der Verordnung bewiesen, so erhält er endlich seinen Paß, und ohne Paß ist es kaum möglich, aus dem Lande zu kommen. Ueber die Geschichte des Brandes von Moskwa theilt der Verfasser die verschiedenen Berichte mit, und er sucht darzuthun, daß der Gouverneur die Stadt beym Einfall der Franzosen angesteckt habe. „Ich glaube, sezt er hinzu, die Zeit ist nicht sehr entfernt, wo die Russen das Verdienst in Anspruch nehmen werden, Moskwa der allgemeinen Wohlfahrt zum Opfer gebracht zu haben. Bis dahin könnte wohl eine politische Schlauheit unter der anscheinenden Gleichgültigkeit gegen den Ruhm dieses Opfers, oder unter der beharrlichen Abläugnung verborgen seyn. Es mag für Rußlands Absichten passen, daß der Haß gegen die Franzosen und deren Verbündete bey allen Klassen der Bewohner nicht erkalte oder sich vermindere."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Juni 1824.

Unterhaltungs-Literatur.

Stapelia mixta von Dr. Mises. Leipzig bey Leopold Voß 1824. VI und 205 S. 8.

Es ist nichts als ein bizarrer Einfall, daß der Verfasser den hier mitgetheilten Aufsätzen vermischten Inhalts den Namen einer Stinkblume beygelegt hat; denn sie enthalten eben nichts Uebelriechendes. War es ihm zu thun um einen Titel, der bescheidene Selbsterkenntniß kund gäbe; so möcht' er besser den gewählt haben: Witzfäden und Wirrgedanken. In der That sind diese Aufsätze theils humoristischer, theils wissenschaftlicher Natur. Aber der Witz, welchen der echte Humor bald wie Funken erzeugt, welche unter dem Hufschlag eines keck und muthwillig getummelten Rosses hervorstäuben, bald anschießen läßt, wie Eisblumen an den Fenstern, die aus dem Widerstreite der inneren Wärme und der äußeren Kälte hervorgehen, erscheint hier allzuoft in Gestalt von ausgesponnenen Fäden, welche mit merkbarer Mühe um mannigfaltige Gedanken geschlungen sind, um sie zu einem Ganzen zu verbinden. Dieß ist vorzüglich der Fall in den Aufsätzen: Ueber den Tanz, über die Classification der Weiber, und Encomium des Magens, welcher leztgenannte Aufsatz dem satyrischen Gedichte des verstorbenen Wetzel, welches vor 5 bis 6 Jahren bey Brockhaus herauskam, weit nachsteht.*) Dagegen wirkt die „verkehrte Welt" ergötzlich, und es fehlt auch der „Idee einer höheren Kochkunst" nicht an Würze.

Was die wissenschaftlichen Aufsätze betrifft; so verrathen sie einen wissenschaftlichen Kopf, dem es Bedürfniß ist, über das Ganze der physischen und moralischen Welt zu denken, dasselbe bald zu analysiren, bald als Gesammtbegriff zu construiren, und die Resultate seines Nachdenkens unter Symbolen anzuschauen, die aus der am festesten begründeten Wissenschaft, der reinen Mathematik entlehnt sind. Aber eben durch diese Symbolik entstehen so häufig Wirrgedanken im Gebiete der Wissenschaften, die den strengen Begriff der Gegenstände, um ihn anschaulich zu machen, in das unstät spielende Licht der Gleichnisse stellen. Beyspiele davon finden sich häufig in dem „Versuch einer Entwickelung des Organisationsgesetzes aus dem räumlichen Symbol," und in der Ausführung des Satzes: Extrema sese tangunt, wo der Verf. auf sophistische Weise darzuthun sucht, daß eine nach beyden Seiten hin unendlich fortlaufende gerade Linie im Begriffe mit einer unendlich großen Kreisperipherie zusammenfalle. In demselben Geiste ist zwar auch das „Bruchstück aus einer Symbolik der Kegelschnitte" abgefaßt, doch wird hier das Symbol nicht mit dem Begriffe vermengt. In der Kreislinie gibt der gewandte Symboliker den Egoismus anzuschauen, der alle Strahlen (Radien) nur darum ausgehen läßt, nach der Peripherie der Außenwelt, damit in seine Seele (Centrum) angemessene Gefühle und Empfindungen durch die Rückwirkung kommen. Die Ellypse ist ihm ein Symbol der wahren Freundschaft; die beyden Brennpunkte sind die Seelen der Freunde; alle Strahlen, die aus dem einen nach der Peripherie gehen, fallen in den anderen zurück, einer scheint nur um des andern willen da zu seyn. In der Parabel sieht er das erhabene Symbol der Liebe zu einem Ideal, zu Gott, zum Uebersinnlichen, zu jedem Schönen und Großen, was, nur in der Unendlichkeit erreichbar, der Seele vorschwebt: denn — „alle „Strahlen laufen in gleichförmiger Richtung (der Axe „parallel) nach dem andern Brennpunkt, der in der „Unendlichkeit liegt; alle Bestrebungen und Gedanken „sind nur dahin gerichtet; umgekehrt kann kein Strahl „in die Seele fallen, der nicht vom Unendlichen ausgegangen wäre; alle Gefühle beziehen sich auf dieses. Es „müßte eine schöne symbolische Bedeutung geben, wenn „man eine Kirche mit parabolischer Wölbung bauen könnte, die freylich an einem Ende offen bleiben müßte, „weil die Parabel selbst keine geschlossene Figur ist, und „dann an einer Stelle anzubringen wäre, wo die davor

*) Vor neun Jahren. Der Titel ist: Prolog zum großen Magen. Leipzig und Altenburg 1815.

Müllner.

„liegende Gegend dem kirchlichen Charakter entspräche. „In dem Brennpunkt wäre Altar oder Kanzel anzubrin„gen, so daß der Priester gleichsam als die Seele der „Gemeinde erschiene, und, wenn er betete, sein Gebet „in der Idee in die Unendlichkeit, des Ewigen Wohnung, „hinein hallte, und man sich selbst dabey im Symbol „anschaulich vorstellen könnte, wenn er lehrte, daß es „Stimmen des Ewigen seyen, die in das Allerheiligste „der Kirche, den Brennpunkt, sich concentrirten, und „so in des Priesters Seele fielen, die darin stände; und „sie nur nun wieder aus sich hervorstrahlte."

Es ist Schade, daß der König Pomare von Otaheite entweder den parabolischen Kegelschnitt gar nicht gekannt, oder nicht gewußt hat, daß derselbe einen zweyten Brennpunkt hat, welcher „in der Unendlichkeit" liegt; sonst hätt' er wahrscheinlich seine große Kirche parabolisch bauen lassen. Indessen dieser Scherz soll das fragliche Symbol nicht lächerlich machen; für Leute, welche Mathematik verstehen, ist es poetisch, obschon die Vorstellung des zweyten, unendlich entfernten Brennpunktes etwas Gezwungenes an sich hat. An der Hyperbel endlich, die nie allein betrachtet wird, sondern stets ein abgewendetes Gegenbild braucht, macht der Verf. den Haß anschaulich, der zwey Freunde gespalten hat; jeder hat seinen Brennpunkt herausgerissen, und hält ihn für sich fest, beyde fliehen sich in Ewigkeit, und sind doch unzertrennlich durch das Band der Abneigung verbunden, sie brauchen einander, um zu existiren und um sich zu hassen.

Herr D. Mises erklärt auf populäre Art von dem Wesen der Kegelschnitte soviel, ja fast noch etwas mehr, als zur näheren Verständlichkeit dieser Symbolik nöthig ist; aber es befremdet ein wenig, daß er nicht an einen sehr alten symbolischen Gebrauch dieser Figuren gedacht hat. Auch drey rednerische Figuren führen die Namen, Ellypse, Parabel und Hyperbel, und es wäre die Frage, ob dieselben ursprünglich den mathematischen oder den rhetorischen Figuren angehört haben. Daß sie etwas Poetisches an sich haben, was sonst in der reinen Mathematik nicht häufig ist, läßt sich nicht läugnen. Besonders die Vorstellungsart von der Entstehungsart der Ellypse, deren der Verf. S. 160 erwähnt: daß sie ein Kreis sey, dessen Mittelpunkt in zwey gegangen, aus einander getreten oder sich verdoppelt hatte, wodurch der Radius zur gebrochenen Linie geworden (bekanntlich ist die Summe der Totallinien an die Peripherie der großen Axe gleich); hat viel Anziehendes für poetisch organisirte Köpfe, welche eben Geometrie studieren. Ref. besizt noch aus den Papieren eines Schulfreundes (der mit ihm über literarische Indiscretion nicht rechten wird) ein in seiner Art merkwürdiges (freylich sehr mangelhaftes) Gedicht an die Ellypse. Der junge Poet sah in der gleichmäßig gerechten Kreislinie den Mann, und in der schöneren Ellypse das Weib. Er sang unter andern:

Schwester von der schaudervollen
Ewigkeit geschloßnem Bild,
Bahn, in der sich Sphären rollen
Durch des Weltenraums Gefild!
Darf's der kühne Sänger wagen,
Wunderbare, dir zu nah'n?
Reimen, Dichtkunst, deine Sprachen
An dieß Zauberwerk hinan?

— — — — — —

Als im Lande seiner Freude
Einst der Neugeschaffne lag,
Traf erschütternd seine Seite
Zweyter Schöpfung Scepterschlag.
Aus entwundner Ribbe keimte,
Reizender als er, das Weib.
Höchster Wonne Welle schäumte
Zauberisch um diesen Leib.

Was ihn drohte zu vernichten,
Schaffte nur sein schön'res Bild,
Mehr den Himmel noch zu lichten
Ueber'm Paradiesgefild.
So aus rundgeschlossnem Kreise,
Der vollkommner, doch nicht schön,
(Die Mathesis giebt Beweise)
Ließ Gott dich, Ellyps', entstehn.

Als der Punkt, des Kreises Zeuger,
Sich am Radius umschwang,
Und ein Werk, an Nutzen reicher,
Als an Sand das Meer, gelang:
Damals faßten Meisterhände
Schöpferisch in diesen Kreis,
Und ein schwacher Zug nur dehnte
Dich aus ihm, der Linien Preiß!

Wo man sonst des Umfangs Strahlen
Brüderlich vereinigt fand,
Diesen Punct zerriß im schmalen
Raum von dir die Schöpferhand;
Selbst der Radius, dieß wahre
Bild des Gleichmuths beugte sich,
Und nur diese sonderbare
Scheinvernichtung zeugte dich.

Schöner, wie in jenem Weibe
Dort die Menschheit sichtbar war,
Strahlt in dir die Zirkelscheibe,
Deren Daseyn Dich gebar.
Schweigend nun durchirren Augen
Deines Wechselschwunges Lauf,
Und die durst'gen Blicke saugen
Deiner Formen Reize auf.

Auch erinnert sich Ref., vor vielen — vielleicht vor mehr als 40 Jahren — ein Feenmährchen gelesen zu haben, welches eine allegorische Darstellung der mathematischen Lehre von der Ellypse war.

Schließlich möchte das Buch auch denen zu empfehlen seyn, welche die Streckverse lieben, wie ein Herr Menzel seine Gedankenspäne genannt hat (s. Lit. Bl.

1823. Nr. 102.), und wie man auch wohl die in poetische Prosa gekleideten Aphorismen Jean Pauls zu nennen pflegt. Man findet z. B. S. 101 ff.

„Das Nervensystem ist i n Allem, das Gefäßsystem geht d u r c h Alles, das Hautsystem ist u m Alles."

„Der Mittelpunkt (des Zirkelsymbols) ist der, nur als beseelendes Prinzip des Weltganzen ideal existirende G o t t; oder ist das Allgemeine, das Absolute, von dem alles Besondre abhängig und ausgehend gedacht werden muß. Der unendliche Radius ist die ins Unendliche fortlaufende, lineare Zeit, durch die alles Einzelne aus dem Allgemeinen, dem Absoluten sich herausindividualisirt; denn n u r d u r c h R a d i e n w e r d e n w i r d d e r P u n c t z u r P e r i p h e r i e." (Hört, hört!)

„Die Gegenwart ist das augenblickliche Zusammentreffen des Vergehens und Werdens."

„In der Welt können wir aber jeden Punkt als Mittelpunkt setzen für eine unendliche Peripherie (mundus est sphæra, cujus centrum ubique, peripheria nusquam); aber auch jeden Punkt als peripherisch für einen unendlich entfernten Mittelpunkt; es hat auch jeder Punkt in der Welt diese doppelte Bedeutung; jeder Punkt ist und fühlt sich auf der einen Seite als Centralpunkt, in Bezug auf den die ganze Außenwelt existirt; und ist auf der andern Seite nur dienendes Glied in einer größeren Peripherie. Wie in einer unendlichen Sphäre der Mittelpunkt überall ist, so ist G o t t überall, er ist in jedem seiner Wesen als dessen innerster Centralpunkt; im Menschen ist die Vernunft das Göttliche, der Theil, mit dem der Mensch darin wurzelt." (Vergl. Okens Naturphilos. S. 31 ff.)

Kotzebue's Schatten — Gott hab' ihn a n d e r w e i t selig! — nannte dergleichen Philosophie b l a u e Philosophie. Es wäre witziger gewesen, wenn er sie die a s c h g r a u e genannt hätte, insofern man nämlich von etwas E r s t a u n l i c h e m zu sagen pflegt: Es ist die aschgraue Möglichkeit! Sollten wir nicht diese aschgraue Möglichkeit von Naturphilosophie zum Theil der geistlosen Symbolik der Freymaurerey (der Weisheit vom S t u h l e) verdanken, welche die Weisheit auf dem Catheder überflügeln wollte?

Periodische Literatur.

Bulletin universel des Sciences et de l'Industrie, publié sous la Direction de M. le Baron de Férussac. Paris. 1824. 8.

Von diesem, der Idee nach eben so lobenswerthen, als der Ausführung nach seichten und oberflächlichen Journal sind bis jezt von jeder der acht Abtheilungen vier Hefte in unsere Hände gekommen (Januar bis April). Man versichert uns, daß die Ausführung demnächst dem ersten Plane der Herausgeber mehr angepaßt, und die einzelnen Arbeiten gründlicher und umfassender werden sollen, was sehr zu wünschen ist, sintemalen die Idee, ein vollständiges Repertorium der Gesammtliteratur Europa's zu geben, nur dann zeitgemäß und nützlich genannt werden kann, wenn sie der flachen Vielseitigkeit unserer Zeit entgegenarbeitet und ein tüchtiges Mittel wird, den literarischen Gesichtspunkt zu erweitern. Was wir bis jezt in den einzelnen Heften finden, ist vorerst nur für die Franzosen brauchbar, denen eine Uebersicht der literarischen Leistungen des Auslandes in jeder Beziehung recht sehr Noth that. Der Original-Abhandlungen finden sich noch wenige; die Zusammentragungen werden jedoch von geschickter Hand geleitet; einzelne Fingerzeige möchten sich wohl auch den Deutschen empfehlen.

X.

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

(Fortsetzung.)

Nicht leicht konnte ein Gegenstand gewählt werden, der sowohl an sich, als in Beziehung auf das Talent der Verfasserin so glücklich war, als derjenige, den L a d y M o r g a n in ihrer neusten Schrift: The life and times of Salvator Rosa. (London, 1824. 2 Bde. 8.) mit sichtbarer Liebe bearbeitet hat. Sie schildert den merkwürdigen Mann, der als Jüngling jezt den Schönen in Neapel Nachtmusiken brachte, jezt durch die wilden Gebirge der Abruzzi zog, wo er der Gefangene und später der Gefährte von Räubern war; den armen aber stolzen Künstler, der nur in der Schule der Natur lernen wollte, den liebenswürdigen, hochbegabten Frauengünstling, der seinen Schönen mit seinen eigenen Liedern in seinen eigenen Compositionen Huldigungen darbrachte, den geistreichen Improvisator, der den Großen dreiste Wahrheiten sagte, den tiefen Denker, den Verschwörer gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes, den eifrigen Anführer in der Compania della morte unter Masaniello, den bittern Verspotter der Laster und der Verderbtheit seiner Zeitgenossen, den originellsten und geehrtesten Künstler in einer Zeit, wo die Kunst hoch geachtet war, und der Künstler sich stolz neben die Ersten im Volke stellte. Ueber das wilde und zügellose Treiben des Mannes, der nicht schlimmer war, als die meisten seiner Genossen in jenen Tagen, wo Leidenschaften, die heute in kleinlicher Eifersucht und feigem Neid verdampfen, sich durch Schwert und Dolch Luft machten, hat sie den Charakter des Romantischen verbreitet, aber wenn sie auch nachsichtig gegen seine Verirrungen ist, und seine guten Eigenschaften in ein sehr helles Licht stellt, so ist doch ihre Schilderung nicht unwahr, und mit Gründen rechtfertigt sie den Charakter ihres Helden gegen manche Beschuldigungen, die seine Feinde ihm vorgeworfen ha-

den, und die Ueberlieferung auf die Nachwelt gebracht hat. So zeigt sich uns das Bild des Mannes so hell, als sich's in dem Schatten seiner Zeit zeigen kann. Für Salvator Rosa's Theilnahme an Masaniello's Aufstand wird auch hier kein unbestreitbares Zeugniß beygebracht. Sie gründet sich, da gleichzeitige Schriftsteller darüber schweigen, nur auf Ueberlieferung, ist aber sehr wahrscheinlich; und daß der Künstler mit ihm in Verbindung war, beweist auch der Umstand, daß man einige Bildnisse des Volkshelden von seiner Hand hat. Die Verfasserin gibt uns in ihrer Erzählung der bunten Schicksale ihres Helden ein höchst anziehendes Gemälde der Künstlerwelt des 17ten Jahrhunderts in Italien, besonders in Neapel, und dieselbe frische, warme und kräftige Darstellung, dieselbe Freysinnigkeit, die man in ihren übrigen Schriften findet, begegnen uns auch hier; aber durch Fleiß und Aufmerksamkeit hat sie sich von den ihr früher vorgeworfenen Mängeln des Styls so frey erhalten, daß man diese Schrift in jeder Hinsicht für ihr anziehendstes und bestes Werk erklären darf. Der Anhang des zweyten Bandes enthält viele merkwürdige Briefe des Künstlers, die uns ein Uebersetzer, den das Buch ohne Zweifel finden wird, *) nicht vorenthalten möge. —

Schöne Redekünste. Der Dichter Barry Cornwall, dessen eigentlicher Name William Procter seyn soll, scheint auch ein Beyspiel geben zu wollen, daß ein Schriftsteller für früheres übertriebenes Lob am Ende schwer büßen muß. Seine „dramatischen Skizzen“ erweckten Hoffnungen, die seine spätern Arbeiten nicht befriedigten. Zartheit, freundliche Naturschilderungen, Bilderreichthum, der nur zu oft üppig ward, eine oft glückliche Darstellung und melodischer Versbau, das war es, was ihm Beyfall erwarb; aber Originalität, Kraft und edle Einfachheit vermißte man gleich anfangs. Der „Sicilier“ hob seinen Ruhm nicht, und in „Mirandola,“ einem matten, gezierten Versuche, war die Abspannung der Kraft vollends sichtbar. Sein neustes Werk: The Flood of Thessaly, the Girl of Provence and other poems (London 1823) bestätigt die erwachte Besorgniß, daß sein dichterischer Geist nicht der reichste sey. Auch hier finden wir wieder alle Eigenheiten seiner Manier. Dazu gehört auch eine, hier recht auffallend unglückliche Wahl der Beywörter, die weder einen klaren Begriff, noch ein poetisches Bild geben, wie der „gelbe Hymen,“ das „rothe Geschrey,“ die „weiße Verzweifelung“ und ein „weißes Geschöpf im Dunennest,“ d. h. ein junges Mädchen im Bette; oder seltsame Bilder, z. B. der Donner, „das Thier der feurigen Luft, das aus seinen Wolken heult“, oder noch schlimmer: „das vesuvische Thier, brüllend wie eine von Qualen gefolterte Kreatur“ — und am allerschlimmsten: „Das Meer, müde von seiner Arbeit aufheulend, und rasend und wüthend über die Schönheit des Mondes.“ Das erste Stück dieser Sammlung ist die Geschichte Deucalions und Pyrrha's, und Ovid hat viele Züge dazu hergeliehen. Es fehlt dem Gemälde an Einheit des Interesse, aber einzelne Stellen sind sehr glücklich ausgeführt. Die zweyte Dichtung ist die Geschichte eines Mädchens aus der Provence, das sich in den Apollo von Belvedere im Pariser Museum verliebt, und — vor Liebesgram stirbt. Aus diesem seltsamen Stoffe hat der Verfasser deßhalb mehr gemacht, als sich erwarten ließ, und die unwahrscheinliche Geschichte angenehm erzählt. Unter den übrigen Gedichten zeichnet sich nur die Skizze Tartarus durch kräftige Stellen aus.

Vielversprechend kündigt ein anderer Dichter, Alaric A. Watts, sich an. Poetical Sketches: The profession; the broken heart etc. with Stanzes for music and other poems (London 1823 und 1824) heißt der Erstling, der die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. Einfachheit, die nie in Spielerey ausartet, Zartheit, die nie winselt, lebendige kräftige Schilderungen, die der Seele ein treues Bild geben und keine Spur mühsamer Ausarbeitung, kein Streben nach Effekt verrathen — diese Vorzüge empfehlen seine ersten Versuche. Zu den vorzüglichsten Stücken gehören: das gebrochene Herz und die Skizze nach dem Leben, vielleicht das beste Stück der kleinen Sammlung. Die musikalischen Stanzen verrathen eine ausgezeichnete Anlage zum Lyriker.

Unter den brittischen Dichterinnen gebührt, neben der Schottländerinn Johanna Baillie, der Frau Felicia Hemans die erste Stelle. Ihre neueste Gabe: The Siege of Valencia, the last Constantine and other poems (London 1823) scheint als das beste, was wir von ihr haben, einen Maßstab für ihr poetisches Vermögen zu liefern. Im Versbau hat sie es zu hoher Vollendung gebracht, und ihre Sprache ist rein und richtig. Das Pathetische und Elegische, die poetische Reflexion, ist ihr eigentliches Gebiet. In ihren Historic Scenes machte sie einen unglücklichen Versuch, aus demselben zu schreiten, und noch unglücklicher war sie in ihrem ersten, hier gedruckten Drama; die Belagerung von Valencia, dem es an Erfindung und anziehenden Situationen mangelt, und das im Dialog ins Lyrische überschwelgt. Ohne hohe Originalität, ist sie ungemein zart in Gedanken und Ausdruck, frey von aller Ziererey, aber nicht selten dringt ein ängstliches Streben nach Anmuth eine matte Weichheit hervor, und die Scheu vor einem kräftigen Ausdrucke verführt zuweilen zu überladenem Bilderschmuck. Diese Mängel sind jedoch in den frühern Dichtungen sichtbarer, als in den obengenannten, worunter das vorzüglichste Stück, der lezte Konstantin, das Schicksal des lezten Paläologen bey der Eroberung von Constantinopel mehr durch elegische Reflexion schildert, als erzählt. Unter den kleinern Gedichten sind: die Schlacht bey Morgarten und die Romanze von Cid's Tode ausgezeichnet.

(Der Beschluß folgt.)

*) Theodor Hell hat bereits eine Uebersetzung angekündigt.

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 15. Juni 1824.

Briefliche Kritik.

Nach Wiesbaden will dich dein Arzt dieß Jahr schicken, meine liebe Emilie? Nun so segne doch Aeskulap den finsteren Mann für den freundlichen Einfall! Dieß Wiesbaden ist vielleicht der lieblichste Kurort in ganz Deutschland. Und wie genau kann ich alle deine Fragen danach beantworten! Denke dir: durch eine anmuthige Fügung des Geschickes trifft, gleichzeitig mit deinem Schreiben, eine ausführliche Beschreibung dieser Heilquelle *) ein, deren Verfasser der verdienstvolle dortige Medicinalrath Dr. Rullmann ist, und die ich als Andenken einer früheren geistigen Bekanntschaft, welche ich hierdurch gleich mit auf dich verpflanze, betrachten darf. Wäre mir das Buch, als ein solches Andenken, nicht zu werth, um es auch nur aus den Händen zu geben, und den Fährlichkeiten einer neuen, weiten Postreise bloßzustellen, so würde ich es dir selbst senden; so sollst du, an seiner Stelle, einen gedrungenen Auszug erhalten, der sich zumal auf das nähere Bedürfniß einer Bade-Reisenden bezieht. Du magst mir nun immer im Voraus großen Dank sagen.

„Wiesbaden liegt am Fuße des vom Main zum Rhein sich wendenden, waldigen Taunusgebirges," und ist durch die oft sanft ansteigenden, oft aber auch über tausend Fuß sich erhebenden Berge — wie du mit großer Freude vernehmen wirst — gegen die meisten, und namentlich gegen die, dieß Jahr fast ununterbrochen wehenden Nordwestwinde geschützt. Die Lage der Stadt, welche das erste Kapitel unseres Werkes ausführlich beschreibt, ist, und das reicht für dich hin, eben; und die Vegetation in der Umgegend üppig: die Felsen liefern Wein und Obst, und in den Gärten prangen, neben den feinsten Gemüsen, Mandel- und Feigenbäume; — was willst du mehr? Die Badeanstalten (zweytes Kapitel) sind zwar sämmtlich Privat-Eigenthum, ein Umstand, der freylich glänzende Einrichtungen sehr erschwert: aber destomehr sorgt der Wetteifer (Rivalität) der einzelnen Badewirthe für innere gediegene Vollkommenheit; und du wirst also durch den Mangel jenes Glanzes nichts verlieren. Ueberall schließen sich, und dieß ist doch wohl unschätzbar? die Badehäuser dicht an die Wohngebäude an, und die Zugluft, dieser große Feind der Badenden, ist durch behutsame Vorrichtungen fast überall abgewiesen. Zu einem besonderen Grade von Vollkommenheit sind aber die Douche-Anstalten gestiegen; das Wasser wird in Behälter zwanzig bis dreyßig Fuß über dem Bade gehoben, und fällt, in der vom Arzte bestimmten Temperatur, als Fall-Douche, tropfenweis oder dichter, herab. Die zwey Hauptquellen, der Kochbrunnen und der Adlerbrunnen, liegen offen, und sind nun auch beyde zum Trinken bequem eingerichtet; ich sehe dich, meine liebe Freundin! in Gedanken, schon daran stehen, und den köstlichen Lebensbalsam hinunterschlürfen, und wie herzlich gut ich dir bin, kann ich mich doch, beym Anblicke des artigen Kupfers im Buche, welches mir diesen Kochbrunnen gar zu reizend vor Augen stellt, eines gewissen Gefühles von Neid nicht enthalten. Von den vier und zwanzig Privatbadehäusern sind vier der größten zugleich Gasthäuser; und unter diesen empfehle ich dir den Adler, weil — je nun, weil die Post zugleich darin ist, und du von einem Preußischen Postdirektor, wie ich nebenher bin, eine solche Empfehlung ganz natürlich finden wirst. Außerdem aber wird dir die Leichtigkeit der Benutzung eines nahen und wohlbesetzten Postiallles willkommen seyn, um die herrlichen Umgebungen Wiesbaden's kennen zu lernen, von denen das dritte Kapitel eine gar liebliche Beschreibung entwirft. Vom Kursaale selbst, der auch dahin gehört, sage ich dir nichts: den mußt du ja sehen; aber das eine halbe Stunde von der Stadt gelegene Dörflein Sonnenberg möchtest

*) Der vollständige Titel ist: Wiesbaden und seine Heilquellen. Für Kurgäste beschrieben von Dr. Rullmann, Medicinalrath des Amtes Wiesbaden. Wiesbaden, Schellenberg. 1823. XVI und 188 S. kl. 8. — Mit zwey überaus artigen Kupfern: den Kochbrunnen und den Kursaal darstellend. Das ganze Aeußere ist sehr anziehend.

Nürnberger.

du, ohne meine Bemerkung, in dem dichten Ulmenkranze vielleicht unbeobachtet lassen, der es freundlich und heimlich umzieht. Die das Dorf beherrschende Anhöhe trägt die malerischen Reste eines vom Grafen Gerlach erbauten, und vom Kaiser Adolph vergrößerten Schlosses; und wenn dir deine zunehmenden Kräfte das Hügelsteigen gestatten: so kannst du in diesen Ruinen manches süße Stündchen im Andenken der Pracht frührerer Jahrhunderte verträumen. „Noch besuchter als Sonnenberg aber ist der Geisberg, ein Meyerhof auf einem sachten Abhange des Taunus;“ von dem mein Büchlein wieder ein so frisches Bild entwirft, daß ich im Lesen und in diesem Auszuge für dich ein immer größeres Vergnügen finde. — Durch seinen Namen schon wird dich ferner Clarenthal anziehen, ein vom Kaiser Adolph und seiner Gemahlin Imagine erbautes Kloster, das man seitdem in eine Pachtung verwandelt hat, und „dessen Umgebungen zwar nicht romantisch und pittoresk, aber desto lieblicher sind;“ und nachdem ich durch diese Empfehlungen für dein Vergnügen gesorgt habe: wirst du mir auch ein wenig wissenschaftlichen Ernst zu gute halten, wenn ich mich einen Augenblick beym geognostischen Zustande der, Wiesbaden umgebenden Gebürge, und Andeutungen über die Entstehung der dortigen Mineralwässer, verweile, darüber sich unser geschätzter Verfasser im vierten Kapitel verbreitet. „Das Gebürge, aus welchem die Wiesbader Heilquellen hervortreten, macht einen Theil der weit verbreiteten Schieferformation aus, die sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, durch das nordwestliche Deutschland bis in die Gegend von Valenciennes im nordöstlichen Frankreich zieht. Sie bildet im Herzogthum zwey Arme, deren nördlicher den Westerwald ausmacht, und sich von Osten nach Westen ausstreckt, der südliche aber seine Richtung von Nordost nach Südwest nimmt.“ Allein unser Verfasser ist nicht der Meynung, daß die Sichtbarkeit dieses Ursprunges und die wirkliche Bildung der Mineralwasser an den nämlichen Ort gebunden sind: die erstaunenswürdige Quantität des Ergebnisses spricht vielmehr dafür, daß diese Wasser ihre Entstehung großen und weit verbreiteten Naturoperationen verdanken müssen; und wenn man anführen hört, daß in einem Eintägigen Ergusse der Wiesbadener Quellen über 50,000 Pfund feste Bestandtheile enthalten sind, so sieht man sich fast gezwungen, dieser Ansicht beyzutreten. Ich hebe die leztere Angabe gern hervor, liebe Emilie! um dir die etwanige Besorgniß zu benehmen, als könne es dir hier an Badematerial fehlen; wenn von den 50,000 Pfund nicht ein einziges für dich übrig bleiben sollte, so müßte denn doch der Zudrang von Badenden größer werden, als man ihn bis jezt jemals beobachtet hat. Aber eine ernstere Besorgniß könnte für dich daraus erwachsen, daß die Bildung dieser Wasser von vulcanischen Ursachen abhängig gemacht wird. Indeß brauchst du dabey wieder nicht gleich an einen Vesuv zu denken, der ein Flammenmeer über das freundliche Städtchen ergießen, und dich, troz der Loyalität der Motive deiner Hierher-Reise, mit verderben könnte. Dein künftiger Arzt, Dr. Rullmann, glaubt vielmehr, daß die vulkanischen Heerde, wo die Bereitung vor sich gehe, sehr entfernt seyn, und gleichwohl mit den freundlichen Auen dieses kleinen Badeparadieses in der erforderlichen Verbindung stehen können. Alles, was er in diesem Bezuge beybringt, zeugt von einem tiefen Nachdenken über die Geheimnisse, die in den Eingeweiden unseres Erdballes vorgehen; aber, da du ins Bad gehen willst, so habe ich kein Recht, dich lange damit aufzuhalten. Bleibt dir in Wiesbaden selbst Zeit und Lust dazu, so denke an Ort und Stelle darüber nach, wie es die Natur anfängt, ohne einen sichtbaren Wiederersatz, aus unversiegbaren Quellen herzugeben. Man bemerkt nicht, daß trockene und nasse Jahre eine Verminderung oder Vermehrung im Ergebnisse der Mineralquellen zur Folge haben; dagegen fließen unsere gewöhnlichen Brunnen, bey lang anhaltender Dürre, in der That spärlicher, obwohl nicht einzusehen ist, auf welche Weise sie sich durch Regen ernähren, der doch nie bis zu großen Tiefen in die Erde dringt. Wenn du, meine scharfsinnige Freundin! diese Räthsel während der Bademuße lösest, so wird auch die Wissenschaft dem Bade Verbindlichkeiten haben!

(Der Beschluß folgt.)

Lord Byron.

Die englischen Journale melden uns unterm 17ten Mai den Tod des Lord Byron. Diese Nachricht ist von literarischem und politischem Interesse, sie gehört demnach in unser Gebiet.

Der große Dichter unterlag einem Entzündungsfieber den 19ten April 1824, an welchem er in Mesolonghy (in Etolien) 10 Tage krank gelegen. — Der allgemeine Schmerz bey diesem Ereigniß hat sich auf die lebhafteste Weise an den Tag gelegt. — Die Osterfeste wurden sogleich unterbrochen, und die folgende Proklamation öffentlich vorgelesen:

„Die festlichen Tage haben sich für uns in Tage der Trauer verwandelt.“

„Lord Noël Byron lebt seit heute früh 11 Uhr nicht mehr.“

„Die lebhaften Besorgnisse, denen er während seiner Krankheit euch preisgegeben sah, haben ihm eure Theilnahme und euren tiefen Kummer bewirkt.“

„Der Tod dieses ausgezeichneten Mannes ist ohne Zweifel ein schmerzliches Ereigniß für ganz Griechen-

land; aber mehr noch für diese Stadt, der er so viele Beweise von Zuneigung gegeben, deren Bürger er geworden, und deren Schicksal er sich auf immer anschließen wollte."

„Seine Mildthätigkeit gegen diese Republik ist jedem Bürger im Andenken, und nie hat jemand aufgehört, oder wird je aufhören, ihn dankbar als unsern Wohlthäter zu betrachten."

In Erwartung der Verfügung der Central-Regierung sind provisorisch folgende Maßregeln genommen worden:

Art. I. Morgen, bey Sonnenaufgang, werden von den Batterien der Stadt 37 Kanonenschüsse gelöst. — Der Verstorbene zählte eben so viele Jahre. — Zwischen jedem Schusse wird eine Pause von einer Minute statt finden.

Art. II. Die öffentlichen Verwaltungen werden in den drey folgenden Tagen geschlossen, und selbst der Gang der Gerichte während dieser Zeit unterbrochen.

Art. III. Alle Kaufläden, diejenigen ausgenommen, in denen die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens und die Arzneyen verkauft werden, bleiben gleichfalls geschlossen; alle Musik schweigt; die Tänze, die in dieser Zeit gewöhnlich statt finden, alle Arten von Lustbarkeit in den Schenken, kurz alle öffentliche Unterhaltungen unterbleiben während der genannten Zeit ebenfalls.

Art. IV. Eine allgemeine Trauer von 21 Tagen findet statt.

Art. V. In allen Kirchen werden Todtenfeyern gehalten.

Man bemerkt ferner, daß die Griechen das Herz des Lord Byron verlangt und erhalten haben: dasselbe wird in einem Mausoleum in dem Lande aufbewahrt werden, dessen Befreyung der letzte Wunsch des ausgezeichneten Todten gewesen. — Der Körper wird nach England gebracht, wo Lord Byron eine Tochter hinterläßt.

Es scheint, daß Lord Byron sich am 9ten April, wo er sich schon unwohl befand — einem heftigen Regen aussetzte, ein Schnupfen war die Folge davon, der den edlen Lord nöthigte, das Bette zu hüten; er gab es nicht zu, daß man ihm zur Ader ließ, welches ihn wahrscheinlich gerettet haben würde. Bey seinem Tode war er umgeben: vom Prinzen Maurocordato und Hrn. Parry, der die Artillerie und das Genie-Corps der Griechen in Mesolonghy organisirt hat, Hrn. Bourke und dem Grafen Gamba. Im Augenblicke, da der edle Lord in der höchsten Gefahr war, bewog der Prinz Maurocordato den Grafen Gamba, einen Ausschuß zu ernennen, um den Nachlaß des Lords in Verwahrung zu nehmen, bis weitere Dispositionen gemacht seyn würden; hierauf wurde dann ein Comité von vier Personen ernannt.

Lord Byron hatte unter den Griechen einen unglaublichen Enthusiasmus erregt; auch hatte er viele Besitzungen in Griechenland gekauft, weil er den Rest seines Lebens daselbst zubringen wollte.

Folgendes ist eine kleine Skizze seines Lebens.

Georges-Noël Gordon, Lord Byron, ward den 22. Januar 1788 geboren. Seine Vorfahren, ursprünglich aus der Normandie, dienten in England unter Wilhelm dem Bastard. Einem derselben verlieh Heinrich der III. die Abtey Newstaed in der Grafschaft Nottingham. Byron brachte seine ersten Kinder-Jahre in Schottland bey seiner Mutter zu. Er lief am Meeresufer hin, kletterte auf Berge, und machte alle Leibesübungen, den ärmsten Landkindern gleich: dieses bewegliche Leben trug nicht wenig dazu bey, seinen Körper zu stärken, dessen Beschaffenheit lange Ursache zu Besorgnissen gegeben hatte.

Später ward er von seinem Vormund, dem Grafen Carlisle, in die berühmte Schule von Harrow gebracht, woselbst auch W. Jones und Sheridan erzogen wurden. Ungeachtet mancher kleinen Widerwärtigkeiten erinnerte sich Byron mit Vergnügen der daselbst verlebten Zeit, und hat seine Dankbarkeit in einer Note in Childe-Harold dargelegt. Dasselbe läßt sich nicht von der Universität Cambridge sagen, wohin er im sechszehnten Jahre kam: er beschäftigte sich daselbst weit mehr mit Dichtkunst als mit den Lehrgegenständen der dortigen Schule. Unter den Professoren hatte er sich keinen Freund erworben; dagegen ein Freundschafts-Bündniß mit einem Bären geschlossen, in dessen Gesellschaft er Trost für allen Kummer fand. Als er die Universität verließ, war er so muthwillig, seinen zottigen Kameraden in seiner Wohnung zurückzulassen, als Candidat für die nächste vakante Stelle. Byron hatte während seiner Studienjahre mehrere Gedichte gemacht, welche er nachher, als er in den einsamen Newstaed gekommen, ordnete, und unter dem Titel; „Hours of idleness" (Stunden der Muße) im Druck herausgab. Dieser erste Versuch versprach den künftigen Dichter; aber die Redacteurs des Edinburger Review wollten nicht einmal den Keim eines Talents darin entdecken, und schossen giftige Pfeile nach dem jungen Autor, die ihnen indessen von demselben mit erhöhter Heftigkeit zurückgeschleudert wurden.

Die Eigenheiten in Byron's Charakter zeigten sich frühzeitig: er machte aus dem Schädel eines seiner Vorfahren seinen Pokal, und Jedermann kennt die seltsame Inschrift, die er in diese: „dem Grabe entrissene Hülle" eingegraben. Kaum war er majorenn geworden, so verließ er England, und suchte ein Clima auf, das mit seiner glühenden Seele besser im Einklang stand; er durchreiste Portugal, Spanien, und eilte, die poetischen Lüfte Griechenlands zu athmen. Die Erinnerungen, die er von dieser Reise bewahrte, gaben ihm Stoff zu lieb-

lichen und düstern Bildern, die unter tausenderley Gestalten in seinen verschiedenen Werken erschienen.

Den 3ten Mai 1810 landete die Fregatte, die der Capitän, jetzige Lord Bathurst, befehligte und auf welcher Lord Byron eingeschifft war, in den Dardanellen. Byron wollte die Erzählungen Ovids verwirklichen, und erneuerte die Heldenthat Leanders, indem er den Hellespont durchschwamm. Nach dreyjähriger Abwesenheit sah der junge Lord England wieder, und ließ gleich darauf den ersten Theil von Childe-Harold im Druck erscheinen, ein Gedicht, das den Werken der berühmtesten englischen Dichter an die Seite gestellt werden darf: mit Begeisterung ward dasselbe aufgenommen.

Einige Zeit nach der Erscheinung des „Corsars" heirathete Byron, in der Grafschaft Durham, im Jannar 1815, die Tochter des Sir Ralph-Mildank-Noël, Erbin vom Hause Wenwort. Sie gebar ihm eine Tochter, und an ihrer Seite hätte er ruhige Tage verleben können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, seine Leidenschaften zu zügeln. Ein strafbares Verhältniß von seiner Seite störte den ehelichen Frieden: Lady Byron verlangte geschieden zu seyn, und ward es.

Der Dichter, von Schmerz durchdrungen, verbannte sich von Neuem aus seinem Vaterlande, und fing seine abenteuerlichen Reisen wieder an. Er besuchte das Schlachtfeld von Waterloo, und, mit der „Nouvelle Héloïse" in der Hand, durchstreifte er, voll Entzücken alle, durch J. J. Rousseau, seinen Lieblings-Schriftsteller, merkwürdig gewordene Orte. Hieden machte er die Bekanntschaft der Frau von Staël. Während seines Aufenthalts in der Schweiz schickte er den 2ten Theil seines Childe Harold nach London.

Dann wendete er sich nach Italien, wo er in der Gegend von Venedig eine einsame, von düstern Wäldern umgebene Abtey bewohnte. Seine Zeit theilte er zwischen Reiten — welches er leidenschaftlich liebte — und Wasserfahrten ein, während welchen er die Schiffleute aufmunterte, die fast vergessenen Lieder von Tasso und Ariost zu singen. Diese zurückgezogene Lebensweise veranlaßte beleidigende Gerüchte über Byron, denen der Inhalt einiger seiner Werke und die Originalität seines Charakters einen Schein von Wahrheit gaben. Die lächerlichsten und schäadlichsten Dinge wurden von ihm erzählt, und was nicht wenig dazu beytrug, sie zu verbreiten, war, daß alle englische Damen im Bündniß gegen den berühmten Dichter zu seyn schienen. Sie verziehen ihm nicht, daß er ihnen die Andalusischen Schönen vorgezogen. (Child. Har. I. Gesang.)

Er verachtete diese Gerüchte; aber sie entleibeten ihm sein Vaterland. — Folgende Rand-Note fand man von seiner Hand in eines seiner Bücher geschrieben: „Wenn Alles, was man über mich gesagt hat, wahr ist, so bin ich nicht würdig, England wieder zu sehen; wenn aber Alles blos Verläumdung gewesen, so ist England unwürdig, mich wieder zu sehen.

Indessen hatten die Griechen ihre Ketten abgeworfen und das Schwert der Unabhängigkeit ergriffen. Byron, der ihren Verfall beweint hatte, jubelte bey ihrem Wiedererwachen und feyerte ihre Thaten. Man weiß endlich, daß er, kaum nachdem er sein Erbgut verkauft hatte, sich mit ihren Schaaren vereinte; aber es schien, als erwarte ihn der Tod in diesem unglücklichen Lande, und er sah das Vaterland von Miltiades und Homer nur wieder, um es mit seinem lezten Seufzer zu begrüßen. Die Griechen trauerten 21 Tage um ihn, aber länger beweinen ihn wohl die Musen. Die literarische Welt hat mit ihm unermeßlichen Verlust erlitten. Andere können wohl seine Waffen führen, wer aber wird es wagen, seine Leyer zu berühren! Ein Verzeichniß seiner Werke folgt hier als Anhang.

Lord Byron hat vor Allen den Grundsatz Büffon's gerechtfertigt: der Styl ist der Mensch selbst. Immer von Leidenschaften aufgeregt, spricht sich sein ganzes Leben, voll Mißmuth und Erhebung, voll Schmerzen und Freuden, in seinen Werken aus. An seiner tiefen Melancholie, an der düsteren Kraft, die seine Bilder belebt, an jener beißenden Ironie, mit der er sich häufig ausdrückt, erkennt man den Dichter, der lange und gefahrvolle Reisen unternommen hat, um dem Unglück zu entfliehen, and der von demselben wie von einem erbitterten Feinde verfolgt wird. Die Andalusischen Gefilde, die lachenden Küsten des Peloponnes, die Alpen, die Apenninen, die Lagunen von Venedig, Alles erschien ihm durch einen Trauerflor. — Seine Muse, von demselben ebenfalls bedeckt, liebt es, große Leidenschaften in ihren Rath zu ziehen, die Ungerechtigkeit des Geschickes geltend zu machen, uad zu seufzen über die Schläge des Verhängnisses. Kein Dichter hatte die Gabe, die physischen Leiden zu beschreiben, wie Byron; man könnte ihn den Maler des Schmerzes nennen. Zuweilen gibt er sich wohl einem Gefühl von Vergnügungen, ja selbst von Heiterkeit hin; alsdann kommt Nichts der Lebendigkeit seines Styls gleich: aber dieß sind flüchtige Blitze in dunkler Nacht: seine gewöhnliche Stimmung ist die der Verzweiflung. Er gruppirt seine Personen nicht wie Walter Scott; er vereinzelt sie, flüchtet sich mit ihnen in die Einsamkeit, und scheint der Beschreibung ihrer Kleidertracht weit weniger Aufmerksamkeit zu schenken, als der Darstellung ihrer Gefühle, ihrer Gedanken und ihrer Seelen. Solche ausgezeichnete Charaktere finden sich fast in allen seinen Werken; wir dürfen nur die Titel derselben aufzählen: Parga. — Der Corsar. — Childe Harold. — Der Giaur. — Die Belagerung von Corinth. — Parisina. — Beppo. — Die Braut von Abydos. — Don Juan. — Der Vampyr. —

Dieser Liste müssen noch die dramatischen Dichtungen Manfred, Marino, Sardanapale, Werner oder die Erbschaft beygefügt werden; und eine große Anzahl flüchtiger Dichtungen, alle mit dem Stempel glücklicher Originalität bezeichnet.

Byron starb im 37sten Jahre, in einem Alter, wo der Geist die schönsten Früchte bringt. Welcher Ruhm aber begleitete ihn auf dieser kurzen Laufbahn! Von ihm kann man nicht, wie von so vielen Andern, sagen, er habe auch nur einen Tag zu lang gelebt! Sein freyer Dichtergeist hat sich nie bis zur Schmeicheley erniedrigt; alle seine Werke haben das Gepräge eines stolzen, in jeder ihrer Bewegungen freyen Seele. Aber die schönste und erhabenste Eingebung war sicherlich die, welche ihn nach der Küste trieb, wo ihn ein frühzeitiger Tod erwartete. Schmückte seine Stirne nur allein der Palmen-Kranz des Helden, den die Hand der Griechen ihm gewunden, Lord Byron würde dadurch schon unsterblich seyn.

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Freitag den 18. Juni 1824.

Briefliche Kritik.

(Beschluß.)

Nachdem dich aber der Ursprung des Wassers, was du trinken sollst, beschäftigt hat, so wirst du auch seine chemische Beschaffenheit kennen lernen wollen, denn jedermann mag doch wissen, was er trinkt; und da belehrt dich das fünfte Kapitel nach einer ältern Analyse, daß und wieviel du schwefelsaures Natron, Kochsalz, schwefelsauren Kalk, salzsauren Kalk, kohlensauren Kalk, salzsaure Bittererde, kohlensaure Bittererde, Thonerde, Extractivstoff, Eisenoxyd und kohlensaures Gas, mit jedem Becher dieses Lebens-Balsams hinunterschlürfst. Merkwürdig ist der, von mir auch in Carlsbad beobachtete Umstand, daß Mineralwasser verhältnißmäßig sehr langsam erkaltet: die erfahrne Hand der Natur versteht den Wärmestoff viel inniger mit den tropfbaren Flüssigkeiten zu vereinigen, als die Kunst. Ich habe in Carlsbad den Sprudel immer siedend heiß hinunter getrunken, ohne mir jemals die Zunge zu verbrennen; mit reinem Wasser von gleicher Temperatur mag ich's nicht versuchen. — Die Wirkungsart des hiesigen Mineralwassers auf den menschlichen Organismus im Allgemeinen und in einzelnen Krankheitsformen ist, nach dem sechsten Kapitel, wie dieser Umstand bey allen großen Kräften der Natur eintritt, höchst einfach; und du wirst dich der Quelle deßhalb mit um so größerem Vertrauen bedienen. „Schon der eigene, durchdringende, der Fleischbrühe — unserm kräftigsten Nahrungsmittel — ähnliche Geruch (den ich auch beym Sprudel beobachtet habe) lenkt die Aufmerksamkeit des denkenden Beobachters dahin, daß hier etwas Höheres geboten werde," als die bloße arme, chemische Analyse aus dem Wasser darzustellen vermag; und wer möchte die energische Wirkung nicht gern von diesem Höheren abhängig machen? Als Bad gebraucht, haben Wiesbaden's Quellen zur nächsten Folge: Regulirung der Hautfunction, Bethätigung des Lymphensystems, Thätigkeitserhöhung der Gefäße, Besänftigung des Nervensystems; innerlich nehmen sie zuerst den Darmcanal und die dazu gehörigen Organe in Anspruch, bethätigen alle Functionen des Unterleibes, und sind namentlich ganz eigentlich die guten Geister, welche mit den schwarzen Dämonen der Hypochondrie den Kampf beginnen, und meist immer siegreich bestehen. „Wem sitzende Lebensart, übermäßige Geistesanstrengung, angeborne körperliche Anlage, als unglückliches Erbstück, — wem fehlerhafte Diät und andere Ursachen, Verdauung, Schlaf und Heiterkeit raubten; wer mit bleichem, gelblichen, eingefallenen Gesichte, scheuem, trüben Blicke, Sodbrennen und Uebligkeiten, und wie das ganze Regiment von Plagen dieses höllischen Proteusübels weiter heißt, hierher kommt, der wird Hülfe finden." Résiste donc qui peut! — Da es aber kein Universalmittel gibt, welches alle Leiden der complicirten Menschen- und namentlich der Damenmaschine zugleich zu beseitigen im Stande ist, so kann es dem Ruhme eines Heilmittels nur nutzen, und die Frequenz eines Bades nur vermehren, wenn man gleich mit möglichster Schärfe die Fälle bezeichnet, für welche sie nicht geeignet sind; und unser würdiger und bescheidener V. gibt daher im siebenten Kapitel eine Uebersicht der Krankheitsformen, in denen der Gebrauch des Wiesbader Wassers nicht geeignet ist. Dahin gehören acute Uebel, Leiden, die aus einer zu reizbaren Constitution entspringen, um dabey stehen zu bleiben; und ich darf dir, meine liebe, theure Freundin! also eine recht sorgfältige Rücksprache mit deinem Arzte an's Herz legen. Eben so sorgfältig mußt du dich mit ihm wegen der Vor- und Nachkur berathen, Gegenstände, in Bezug auf welche das achte Kapitel die Lösung der schwierigen Aufgabe fordert: „den Organismus so zu stimmen, daß die Anwendung der Quelle auch nicht einmal mehr einen Sprung in der Heilmethode mache;" nach der Heimkehr mit Vorsicht in dem nun betretenen medicinischen Gleise zu bleiben, zugleich aber eine zu schnelle Reise, oder überhaupt Strapazen, Diätfehler u. s. w. zu vermeiden. Nun ich hoffe, dich werde dann dein liebliches grünes Zimmerchen, mit dem anstoßenden Blumengärtlein so freundlich

und heimlich empfangen, als es dich jezt ungern verläßt; und ich kann also gleich zu einem andern hochwichtigen Gegenstand: den Regeln zum zweckmäßigen Gebrauche der Wiesbader Mineralwasser, welche das neunte Kapitel vorträgt, übergehen. Die Monate Juli und August sind in den Bädern immer die bedeutendsten gewesen, und bleiben es von Rechts wegen, weil die Natur im Sommer in einer Thätigkeit ist, die durch eine freylich noch nicht ganz erklärte Sympathie alle Kräfte des thierischen Körpers mächtiger spornt. Indeß räth unser V. sehr reizbaren Personen an, dem mildern Frühling und Herbst den Vorzug zu geben; und du wirst also wohl thun, die Mittelstraße einzuschlagen, und entweder den Juni oder den September zur Reise wählen. Angelangt hiernächst, kommt es auf die Entscheidung der Frage an: was für eine Art von Bad du zu nehmen hast? denn hier weist man Fuß-, Knie-, halbe, ganze u. s. w. Bäder an. Wieviel Vertrauen du mit Recht in deinen Arzt setzest, so würde ich doch vorschlagen, auch unsern Rullmann zu hören, der denn doch natürlich eine Menge von localen Kenntnissen voraus hat. Die Temperatur ist ebenfalls von der Reizempfänglichkeit des Badenden abhängig; gewöhnlich badet man zwischen 26 und 28° Reaumür; und du wirst ja nun, nach den ersten Erfahrungen gleich sehen, was dir taugt. Was die Dauer anlangt, so fange mit 15 Minuten an, und steige, mit 5 Minuten täglich, bis auf 1 Stunde; mehr möchte nirgend gut seyn. Nach dem Bade: Ruhe; und dann ein nicht ermüdender Spaziergang in die reizenden Gefilde dieses kleinen Paradieses. — Getrunken wird hauptsächlich Morgens, nüchtern, aus der Quelle, und man fängt mit 2 bis 3 von den dort gewöhnlichen Brunnenbechern an; wie hoch du aber steigen sollst, hängt von der Bestimmung deines Arztes ab, und du magst nebenher die Wirkung befragen. Endlich handelt sich's noch um die Diät der Kurgäste, mit deren Bestimmung ein zehntes Kapitel unser Schriftchen schließt. Meine liebe Freundin! in dem Bezuge werde ich dich mit den Worten anreden, die Marcard, in seiner Beschreibung von Pyrmont, einer der besten Brunnenschriften, an seine Kranken richtet. „Ein Brunnengast," sagt der wackere Mann, „muß strenge seyn in der Lebensordnung, nicht blos im Essen und Trinken, sondern im ganzen Verhalten. Man sey lieber etwas pedantisch in diesem Stücke, als ungebunden und leichtsinnig; wer gesund werden will, der muß es ernstlich wollen, — auch hinsichts der Diät." — Da hast du die diätetische Quintessenz; und zugleich kann ich meinen langen Brief in der angenehmen Ueberzeugung schließen, nichts eigentlich Wissenswerthes für dich aus dieser ganzen Beschreibung der dich freundlich erwartenden freundlichen Wiesbader Quelle übergangen zu haben. Wende dich, ich wiederhole es dir, nach deiner Ankunft an den Verfasser dieser Beschreibung, den dortigen Brunnenarzt und Medizinalrath selbst: ich zweifle keinen Augenblick, daß dir seine persönliche Bekanntschaft eben so viel Vergnügen gewähren wird, als mir die Bekanntschaft seines Buches. — Und somit lebe wohl und reise glücklich!

Dr. Nürnberger.

Frauenliteratur.

Die Kunst, sich die Liebe seines Gatten zu erhalten. Von Eugen de Pradel, Mitgliede mehrerer Gelehrtenvereine. — Gesetze gibt der Mann; die Sitt' ist Werk der Frau'n. — Leipzig, bey Wilhelm Ziegel. 1824. 8.

Jedem das Seine. Der Franzose wird nie mit dem Deutschen sich zu messen wagen dürfen, wenn von Abstraction und tiefsinnigem Forschen die Rede ist; aber er wird auch stets den Deutschen überflügeln, wo es sich um practische Lebensklugheit handelt, gelte es nun ihre Darstellung in Schriften oder ihre Anwendung im Leben. Diese Wahrheit, auf die auch im Vorworte des Uebersetzers des genannten Werks hingewiesen wird, gibt den richtigsten Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Schrift selbst. Sezt man sich zur Lesung derselben in der Erwartung nieder, eine tiefeindringende, philosophische Erörterung über die Verschiedenheit der Lebensansichten des Mannes und Weibes, über die Punkte, wo sie sich berühren, und wo sie von einander abweichen, über das ursprüngliche Wesen des ehelichen Zusammenlebens, und dessen Modificationen durch Zeit und Sitten, und was dem ähnlich, hier zu finden: so ist man nicht sowohl zu bedauern, daß man das Gesuchte nicht findet, als vielmehr, daß man das nicht zu Findende sucht. — Aber wer wird dergleichen Erörterungen auch in einem Buch über die Kunst, das Herz des Gatten zu fesseln, suchen? — so hört Referent Manchen fragen. — Und dennoch wird Solches und Aehnliches von deutschen Lesern gar oft verlangt, ohne daß sie es gerade aussprechen. Sie tadeln nur, daß etwas Anderes in dem Buche steht, das ihnen freylich nicht tadelnswerth scheinen würde, wenn sie dasselbe nicht mit den oben angedeuteten, unbilligen Erwartungen in die Hand genommen hätten.

Die Lebensregeln, welche der Verfasser hier jungen Frauen gibt, sind zweckmäßig, und keineswegs etwa nur bey einer gewissen beschränkenden Erklärung des Sittengesetzes ausführbar. Sie zeugen von Erfahrung und Menschenkenntniß, sind allgemein gültig — wenig-

gens für die Weiber der civilisirten Nationen — und nicht etwa nationell beschränkt, und sind in einem Style vorgetragen, der geeignet ist, ihnen Eingang bey dem Theile des Publicums zu verschaffen, für den sie bestimmt sind. Wenn also etwa ein Professor diesen Styl tändelnd, den Inhalt oft mit Kleinigkeiten sich beschäftigend, die Darstellung, so zu sagen, empfindsamer, als wir Deutschen gewohnt sind, findet, der bedenke, daß das Buch für Damen, nicht für Professoren, geschrieben ist; daß die Kleinigkeiten im Leben, zumal im ehelichen, die wichtigste Rolle spielen, und daß man zu Frauen sprechend, nur dann Hoffnung hat gehört zu werden, wenn man nicht nur ihren Verstand, sondern auch ihr Gefühl und ihre Phantasie in Anspruch zu nehmen weiß. Zweckmäßig in dieser Hinsicht, und natürlich also auch unterhaltend, sind dem Lehrvortrage hin und wieder kleine Erzählungen einverwebt. Das Ganze beschließt ein kleines Gesetzbuch für Frauen — eine kurze Recapitulation des Inhalts der Schrift selbst.

Die Urschrift hat Referent mit der Uebersetzung nicht vergleichen können, und muß daher, was den Punkt der Treue betrifft, dem Uebersetzer auf das Wort glauben, hat aber auch in der Schrift selbst keine Ursache zum Zweifel gefunden. Die Sprache ist gebildet, und liest sich größtentheils wie ein gutes Original. Besondern Dank verdient der Translator, daß er die dem Texte einverwebten poetischen Stücke in deutschen Versen wiedergegeben hat, die zum Theil das Versmaß des französischen Dichters zu haben scheinen, was er nun wohl eben nicht nöthig gehabt hätte, auch nicht immer gethan haben mag: denn die beyden ersten Gedichte, in der Vorrede, sind in achtzeiligen Stanzen, von denen der Verfasser wohl nichts gewußt hat. Wir rücken die erste dieser Poesien hier als Probe ein.

An die Frauen.

Hat sich die Seele süßer Lieb' ergeben,
So flieht sie von der Erd' und ihrem Tand:
Zu schönern Welten will sie sich erheben,
Wohin den Pfad nicht Stolz, noch Thorheit fand.
Seyn, heißet Dulden; aber Lieben, Leben:
Die Lieb' ist es, die jedes schöne Band
Der Seelen knüpft. Vergang'ne, künft'ge Stunden,
Sie sind in Einem Hochgefühl verbunden.

O warum mußten jene flücht'gen Wonnen,
Eh' wir sie noch gekannt, uns schon entfliehn?
Warum dem Lenz, wenn kaum sein Glanz begonnen,
Die heit're Stirne Wolken schon umziehn?
Die Liebe flieht, der Jugend holde Sonnen,
Die immerkehrenden, auch sie verglühn!
Ach, leider, wenn auf ewig sie entflogen:
Dann fühlen wir, welch Glück von uns gezogen.

Die Eitelkeit, stets arm an inn'rem Frieden,
Der rasche Zorn, der leicht erregte Sinn,
Sie sind's, die Amors Milde bald ermüden,
Schnell schwebt er dann auf flücht'gen Schwingen hin.
Euch, holde Frauen, ward es ja beschieden,
Als süße Mitgift, schon vom Anbeginn,
Durch Reiz, durch Güte, durch der Anmuth Walten,
Der Zeit zum Trotz den Fliehenden zu halten.

u. s. w.

Daß die Verdeutschung des eben so lehrreichen als unterhaltenden Pradel'schen Werkchens nicht aus einer gewöhnlichen Uebersetzfabrik hervorgegangen ist, scheinen wir durch das Gesagte belegt zu haben, und daher wundert es uns, daß sich der Uebersetzer nicht genannt hat. Seine Arbeit macht ihm wahrhaftig keine Schande, und der Verleger hat auch das Seinige gethan, um diesen Verlagsartikel in anständigem Gewande vorzulegen; aber der Preis von 1 Rthlr. 8 gr. ist für 13 Bogen zu hoch.

Dramatische Dichtkunst.

Trauerspiele von Fr. v. Uechtritz. Rom und Spartacus. Rom und Otto der Dritte. Berlin bey Herbig. 1823. 212 S. 8.

Der Spartacus verräth Talent für diejenige Gattung des historischen Drama, in welcher Sitten- und Charakter-Zeichnung als Hauptsache behandelt wird, ohne daß der Dichter eben sonderlich um die Wirkung auf das Gemüth sich bekümmert, welche aus der Composition der Fabel entspringen muß. Aristoteles hält bekanntlich nicht viel von dieser Gattung. „Die Thatsachen und die Fabel," sagt er Poët. VI. 14. „sind das Ziel der Tragödie, das Ziel aber ist die Hauptsache. Ohne Handlung kann es überdieß keine Tragödie geben, wohl aber ohne Sitten- und Charakter-Zeichnung." (So nämlich möchten wir sein ἄνευ ἠθῶν übertragen, indem wir es zugleich von der individuellen Gemüthsart [vom Charakter] der handelnden Personen, und von den Sitten oder dem Charakter der Zeit und des Ortes verstehen.) Nichtsdestoweniger hat Shakespear diese Abart der Tragödie zu hohen Ehren gebracht. Seine Dramen aus der englischen Geschichte sind meistentheils wider die Regel des Stagiriten (Poët. XVIII 15, ff.) gebaut, nach welcher die epische Composition in der Tragödie vermieden werden soll, das heißt diejenige, „welche viele Fabeln enthält, wie wenn jemand die ganze Begebenheit der Iliade behandeln wollte." Shakspear behandelt oft, statt Einer tragischen Verwickelung und Katastrophe in den Schicksalen seiner Personen, einen ganzen Abschnitt der Geschichte in welchem deren mehrere liegen; und statt uns durch einen concentrischen Totaleindruck zu erschüttern, imponirt er uns mit dem Reichthum an großen Ge-

genständen in seinen dramatischen Historien-Gemälden. Sein G e n i e konnte mit Erfolg diese Abschweifung von der Regel wagen; aber dem T a l e n t muß diese Abschweifung nicht Vorbild werden. Gleichwohl scheint es, daß unser Verfasser sie zum Muster genommen habe. Es ist der ganze Gladiatoren-Krieg von seinem Entstehen bis zu seinem Ende, welchen er darzustellen sucht. Er zeigt uns den Sclaven Spartacus in dem Bagno der Fechterschule zu Capua, als Oberhaupt der 70, zum Ausbruch aus dem Kerker verschwornen Gladiatoren, an der Spitze eines mächtigen Heers, als Besieger zweyer Consuln, lüstern nach einer Krone, in seinem Plane auf Zerstörung der weltbeherrschenden Republik durch den Ungehorsam seiner F r e y w i l l i g e n gehemmt, vom Prätor Crassus in Calabrien eingeschlossen, und endlich von einem Theile der Seinigen verlassen, vom Prätor geschlagen, und endlich getroffen vom tödtlichen Pfeil, noch fechtend auf den Knien, und mit dem Schwert in der Faust sterbend, wie es dem Gladiator eignet und gebührt. Dazwischen führt er uns nach Thrazien in die Hütte seiner Gattin, die von seiner Befreyung, von seiner Größe hört; er führt uns in das Zelt des Prätors, wo Spartacus als sein eigner Gesandter erscheint, die Gattin als Gefangene der Römer wiederfindet, um ihre Freylassung bittet, und mit eigner Hand sie tödtet, als ihm seine Bitte abgeschlagen wird.

Das alles ist anziehend, unterhaltend, mancherley Genuß gewährend durch treffende, lebendige, anschauliche Züge in der Zeichnung der Sitten und Charaktere; diese Zeichnung selbst ist poetisch zu nennen, weil sie in der That meistentheils durch das Individuelle das Allgemeine zur Anschauung bringt, z. B. im Römer die Republik, im Sclaven die Menschheit u. s. w. Aber es fehlt an der Erschütterung des Gemüthes, an der lebhaften Anregung von Mitleid und Furcht, und an dem tragischen Totaleindrucke. Selbst der Umstand, daß Spartacus, nachdem ihm die Befreyung aus der schimpflichen Knechtschaft gelungen, nachdem er aus der empörenden Lage eines T h i e r e s, welches genährt wurde, um das römische Volk mit dem blutigen Schauspiel' eines Gefechtes auf Leben und Tod zu belustigen, wieder zu der eines M e n s c h e n sich aufgerafft, die Schranken des V e r t h e i d i g u n g s rechtes überschreitet, und die ihm zufällig zu Theil gewordene Heeres-Macht zu Befriedigung einer schlecht beschönigten Herrschbegierde zu mißbrauchen sich anschickt — selbst dieser Umstand ist nicht so benutzt, daß er die Wirkung der Katastrophe in die Region des wahrhaft Tragischen (wie z. B. im Macbeth) erheben könnte. Er verfolgt dieses Ziel der erwachten Leidenschaft nicht mit demjenigen Eifer, der uns lebhaft für ihn fürchten lassen, uns mit der Ahndung einer Nemesis füllen, und uns seinen Fall als ihr imponirendes Werk ansehen lassen könnte.

Die zweyte Tragödie, Otto der Dritte, steht der ersten in jeder Hinsicht weit nach. Zwar ist die Fabel einfacher: der junge Kaiser, Otto's des Großen Enkel, von griechischer Mutter geboren, dem rauhen Deutschland abgeneigt, und von Italiens classischer Herrlichkeit angezogen, kommt nach Rom in der stillen Absicht, hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen, und von hier aus seine beyden Reiche zu beherrschen. Er läßt den usurpatorischen Tyrannen Crescentius hinrichten, wie Recht ist, wird aber von dessen Gattin, der schönen Irneria, in die er nur a l l z u r o m a n t i s c h — prima vista — sich verliebt hat, meuchelmörderisch vergiftet. Der Charakter des jungen Monarchen, ritterlich tapfer, königlich gerecht, gefühlvoll und geistiger Freuden mehr als leiblicher Genüsse empfänglich, ist nicht unglücklich gezeichnet; aber sein Verhältniß zur Irneria, worauf hier das Hauptinteresse an der Katastrophe hätte basirt werden müssen, und i h r Charakter, sind im Gemälde gänzlich vernachlässiget, und ihre That ist blos nach der Art und Weise der Afterromantik, mithin schlecht motivirt. Es ist nicht wahre Liebe zu dem scheußlichen Gatten, was sie zur That treibt; sondern sein Geheiß, ihn zu rächen, einiger Visions-Spuk, der Verkehr mit einer alten Giftmischerin und dergleichen modische Puerilitäten mehr. Daß der Held l i e b t, wollen wir gelten lassen; aber er liebt b a l d w e g, er verzichtet ohne schweren Kampf, er wird nicht w i e d e r geliebt, und auch nicht eben g e h a ß t. Das alles sind Fehler, die kein Interesse an der Handlung aufkommen lassen, es mangelt am lebendigen Getriebe der Leidenschaften, und blos von k r i e g e r i s c h e n Reibungen des Helden mit dem stolzen und hinterlistigen Römersinne entlehnt das Drama eine mehr äußerliche als innerliche Bewegung. Statt einer erhabenen tragischen Moral ergibt sich am Ende nichts, als ungefähr die Lehre: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, welche der sterbende Held in den testamentarischen Worten paraphrasirt:

— Sie (die Deutschen) sollen einen tücht'gen
Nachfolger mir erwählen, der fein ruhig
In Deutschland bleibt, und seine Deutschen mehr,
Als seine Träume liebt.

Beyde Stücke, zumal wenn wir annehmen, daß das zweyte das später gedichtete ist, führen zu der Meynung, daß der Verfasser noch jung ist, und daß sein unverkennbares Talent noch schwankt zwischen dem Rufe der wahren Kunst, und den Lockungen unserer vagen, regellosen, kindisch spielenden Romantik. Möge unser Zugeständniß seines Berufs ihn ermuntern, diese Lockung zu verschmähen, und jenem Rufe zu folgen.

Nr. 50.

Litteratur = Blatt.

Dienstag den 22. Juni 1824.

Periodische Literatur.

Cerés. Originalien für Zerstreuung und Kunstgenuß. Erster Theil. Wien bey Tendler und v. Manstein 1823. 312 S. 8. Zweyter Theil. Ebendaselbst 1824. 340 S. 8.

Als Herausgeber dieses Jahrbuchs — denn so müssen wir diese Zeitschrift wohl nennen, da es dem Anscheine nach auf einen Band jährlich abgesehen ist, jedoch ohne Beobachtung der conventionellen Almanachs-Gesetze — als Herausgeber hat sich Herr Gräffer genannt, und zugleich auf dem Titelblatt eines jeden Theiles die Schriftsteller genannt, welche dazu Beyträge geliefert haben. Wir haben darunter einige neue Bekanntschaften gemacht, welche geeignet sind, Interesse einzuflößen. Obenan steht in dieser Rücksicht ein Eduard Anschütz, der durch die Ballade Theil 2. S. 41: Die Treue der Huronin, als Dichter sich legitimirt hat. Er fesselt den Kunstsinn schon mit den ersten Strophen:

Von dunklem Purpurroth umflossen,
Erglühen Quebecks Felsekolossen
Im Abendscheine, ernst und mild,
Das Haupt in Wolkenflor gehüllt;
Und Niagara's Silberwogen
Ziehn brausend fort, im Wirbelreih'n,
Zum nächt'gen Sturze hingezogen,
Hellblitzend, wie Juwelenschein.

Da lenkt der biedere Hurone,
Daß ihn des Stromes Wuth verschone,
Der rastlos tobt, in wilder Flucht,
Den Nachen in die sichre Bucht.
Und eilt mit liebendem Verlangen
Zur Gattin, die ihn freundlich grüßt,
Und seine heiß erglühten Wangen
Mit süßem Kuß noch röther küßt.

Ermüdet von der Fahrt sehnt der Schiffer sich nach der Labung des Schlummers und wählt den, in sichrer Bucht an starkem Taue liegenden Kahn zur Lagerstätte. Das junge Weib wacht am Ufer. Ein Engländer, der von der Jagd heimkehrt, wird der schönen Wächterin ansichtig, ohne den Bewachten zu gewahren. Er ergreift sie mit wilder, lustgieriger Umarmung, der sie sich entreißt, und dem Nachen zuflieht.

Der Bösewicht erkennt mit Schrecken,
Daß einen Rächer zu erwecken,
Ihr lauter Angstruf ihn bedroht,
Und Furcht tilgt seiner Wangen Roth;
Er stürzt, mit kaltem Todesgrauen
Der Flücht'gen vor, in bleicher Hast,
Das Seil des Bootes durchzuhauen,
Das sein Verderben in sich faßt. —

Es ist geschehn — die Wellen gaukeln
Rings um das Boot, mit leichtem Schaukeln
Trägt's nun den Schläfer sanft hinaus
In Stromesdrang und Wogengraus.
Dieß Schauspiel macht die Gattin beben,
Sie ruft ihm zu, er hört sie nicht;
Da flieht aus ihrer Brust das Leben,
Und Nacht umhüllt der Augen Licht.

Der starre Schrecken löst die Glieder,
Ohnmächtig sinkt die Arme nieder,
Von tausendfachem Schmerz erdrückt,
Als sie des Gatten Noth erblickt.
Indessen wankt im steten Treiben
Sein Fahrzeug, wie ein schwacher Ball,
Zum Sturze hin, wo mit Zerstäuben
Die Woge sanft vom Riesenfall.

Der Dichter läßt nun unsern Blick dem Schläfer auf der Bahn zum sichern Tode folgen; der Donner des Wasserfalles, dem er unaufhaltsam sich nahet, erweckt ihn,

Und klar wird's den betäubten Sinnen:
Hier gilt's, ein Leben zu gewinnen!
Schon hat er mit gewandter Kraft
Den starken Ruderbaum errafft;
Zu fliehen aus des Strom's Gebrülle
Strengt er sich an, gewaltig quillt
Sein Schweiß hervor in heißer Fülle,
Und jedes Band der Muskeln schwillt.

So sehen wir ihn kämpfen, ermatten, mit einem Blicke zum Himmel sich in seinen Mantel hüllen, und hinabstürzen in den Grund. Die Ohnmächtige erwacht in des rohen Lüstlings Armen; sie hört aus seinem Munde, was geschehen ist; sie rennt nach dem Strande, sich dem Gatten nachzustürzen: aber der Engländer ereilt sie, er umfaßt sie von Neuem, ihr Fluch erschüttert, ihr Flehen rührt ihn nicht.

So will vor Elend sie vergehen —
Da, schnell, wie aus umwölkten Höhen
Herunterzischt der Flammenstrahl,
Durchzuckt ihr Herz die grause Wahl;
Verzweiflung gibt ihr Kraft des Riesen,
Zur Rachegöttin wird das Weib.
Sie strebt den Britten festzuschließen,
Und packt ihm wüthend Arm und Leib.

So rankt die vielverflocht'nen Glieder
Umstrickend wie ein Eisenmieder
Der Meerpolyp um Mast und Schiff,
Die er auf dunkler Fahrt ergriff;
Und wie von höh'rer Hand getroffen,
Steht regungslos der Bube da.
Er sieht das Thor der Hölle offen,
Schon tritt ihm sein Verhängniß nah. —

Im Fluge, von den Felsenkanten,
Wo schäumend sich die Fluthen branden,
Verlangend harrt das öde Grab,
Stürzt sich das Weib mit ihm hinab;
Und von den Wellen rasch verschlungen,
Ruft sie mit bitterm Spott noch laut:
„Du hast mein kaltes Herz bezwungen,
„Jezt, Bräutigam, nimm hin die Braut!"

Wir müssen die Tavtologie tadeln, deren der Sänger in den vorlezt angeführten Strophen sich schuldig gemacht hat, indem er die Ohnmacht der Huronin zweymal mit verschiedenen Worten berichtet. Wir können Reime, wie Kanten und Branden, Worten und morden, in der Ballade nicht billigen. Wir hätten auch sonst wohl noch manchen kleinen Verstoß in Bild und Ausdruck zu rügen. Aber die Behandlung des Ganzen, die poetische Gestaltung des Stoffes, die kräftige und malerische Diction und der Wohllaut der Verse verkündigen ein nicht gewöhnliches Talent. Das Gedicht ist entstanden, wie der Sänger selbst in einem vorhergehenden Gedichte Liebes Werden schildert:

Und endlich erscheint sie, die himmlische Stunde,
Sie wecket den Schläfer im tiefesten Grunde:
Er flammet, vom Hauche des Lebens geschwellt;
Wo Schönes sich findet,
Da wird er entzündet,
Denn Schönes allein ist der Athem der Welt.

Was drinnen gewaltet,
Zum Liede gestaltet,
Entflieht es nach Außen im stürmenden Lauf;
Dort sucht es Verwandte,
Für die es entbrannte,
Weckt ähnliche Glut in Befreundeten auf.

Und schlagen die Flammen
Recht kräftig zusammen,
Hell leuchtend und wärmend auf fremdem Gebiet,
Dann ist es gelungen,
Aus Herz ist gedrungen
Von wo es entsprossen, das feurige Lied!

Die zweyte angenehme Bekanntschaft, die wir hier gemacht, ist Franz Maria v. Nell. Mit Vergnügen haben wir seine historische Novelle, der Todeskelch gelesen. *) Der Stoff ist der Fall Alboins durch seine Gattin Rosimunde, welche ihren Vater an ihm rächte. Diese Begebenheit, welche alle Elemente einer echt tragischen Fabel enthält, **) ist in Pauli Diaconi historia Longobardorum (II, 28.) ziemlich ausführlich erzählt; Fouqué hat sein, vom Publikum zu wenig gekanntes „Heldenspiel, Alboin, der Longobardenkönig" darnach gedichtet, Wachter — wenn wir nicht irren — eine Rosimunde, und wir entsinnen uns, auch einen König Alboin vom ehemaligen Schauspieldirektor Gebhard in Petersburg im Manuscripte gesehen zu haben, welches später vielleicht auch gedruckt worden ist. Herr v. Nell hat in der Erzählung mehr dramaturgischen Tact gezeigt, als Fouqué im Drama. Bey ihm liebt Rosimunde den Mörder ihres Vaters, ohn' ihn zu kennen. Die Agnition, welche bey dem schaudervollen Trunke aus des Vaters Schädel erfolgt, macht eine ergreifende Peripetie, was die Geschichte von ihrem unzüchtigen Verhältnisse zu Piridius (dem Ausführer des von ihr beschlossenen Gattenmordes) erzählt, ist aus der Erzählung entfernt; ihr Tod, welcher ohne Gewaltsamkeit erfolgt, wirkt erhebend auf das Gemüth, weil sie rein von jedem anderen Vergehen, als dem ihrer Rache an des Vaters Mörder, untergeht; und die Art, wie zulezt die Novelle in das Gebiet der Sage ausgeht, indem sie den Geist der Jungfrau, die als Braut gestorben, als die Willi des panonischen Volksglaubens darstellt, hüllt sehr zweckmäßig und kunstgerecht die grauenhafte Begebenheit in den romantischen Schleyer des Wunderbaren ein. In einigen humoristischen Aufsätzen, die Herr v. Nell hier mitgetheilt hat, zeigt sich Gedankenreichthum und weise Mäßigung auf der Bilderjagd des Witzes, die Jean Paul und seine Nachahmer bis zur Verwüstung des Revieres zu übertreiben pflegen.

Einer der keckſten Jagdfrevler und Wildbiebe dieser Art ist Herr Saphir, dessen Bekanntschaft wir hier in der Ceres zwar nicht gemacht (s. Lit. Bl. 1823. No. 8. S. 32), aber doch nicht ungern erneuert haben. Er hat im ersten Theile einen „Magister Zikzak, oder die Kunst in allen Fällen des menschlichen Lebens ein Schafsgesicht zu machen," und im zweyten „humoristische Blätter," d. h. einen Aufsatz geliefert, der von allerley Blättern, geschriebenen und gewachsenen handelt, und

*) Er hat ein ganzes Bändchen Novellen herausgegeben, welche u. a. in der Hekate (und die pflegte sich im Lobe nicht zu übernehmen) No. 73. sehr beyfällig beurtheilt worden sind. M.

**) Dieser Meynung war auch Lessing, als er die italienische Rosemunde des Ruccelai (aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts) beurtheilte. S. Theatr. Bibl. Berl. b. Voß 1754. St. 2. S. 235. M.

in welchem er bey Gelegenheit der *kritischen* Blätter sich nicht entblödet hat, gegen die *Recensenten* folgendergestalt loszuziehen:

„Indem ich mit dir, theuerstes — nicht Mädchen! sondern — Lesepublikum eben von kritischen Blättern rede, lasse uns, wenn du eben nichts Besseres zu thun hast, d. h. nicht zu schlafen, deine Frisur nicht zu machen, deiner Schönen die Busennadel nicht zu stecken, oder s. w. dgl., die Thierchen hier betrachten, die sich fast an jedes hervorkeimende Blättchen festsetzen, gewöhnlich Rezensenten, von mir aber, Kraft meiner mit ihnen angestellten Naturuntersuchung *Blattläuse* genannt. Denn in der literarischen, wie in der Pflanzen-Welt treiben diese Insekten der *untern Ordnung*, deren Merkmahl, nach Büffon, ein *plattgedrückter Kopf* ist, ihr gleiches Unwesen. Sie fallen oft heerweise über das kleinste Blättchen (welches ihre Nahrung seyn muß) her, so daß, wie Raff sagt, der nicht Unterrichtete, der sie *Mehlthau* nennt, glaubt, sie wären über Nacht aus der Luft herabgefallen. Eine Blattlaus nimmt die Farbe des Blattes an, von dem sie frißt, weiß, schwarz, roth, grün, blau u. s. w.; auch der Rezensent trägt ohne eigenthümliches Wissen blos den *Wissensanstrich* desjenigen Blattes, an dem er eben nagt. Blattläuse und Rezensenten haben gewöhnlich einen *kleinen Kopf*, einen *Saugestachel* und zwey *Fühlhörner* — Neid und Scheelsucht — zwischen den Augen. Die erstaunliche Menge beyder Gattungen kommt wohl daher, daß beyde, bey der Unansehnlichkeit ihrer Geburten, oft in 14 Tagen ein paar hundert Junge werfen. Auch in Hinsicht ihrer Fortpflanzungsart haben Rezensenten wie Blattläuse die eigene Ausnahme, daß sie bald Eyer in fremde Blätter niederlegen, bald lebendige Junge — kritische Broschüren — zur Welt bringen. Doch ohne Nutzen hat die Schöpfung kein Insekt hervorgebracht, auch die Rezensenten dienen, wie jene den Ameisen — der Literatur, id est den kleinhandelnden Journalisten, zur täglichen Nahrung. Unter diesen Thierchen unterscheide ich wieder zwey Untergattungen, nämlich den Anonymus, ganz ohne Flügelscheide oder Schilddecke, den ich blos „den Kastraten" zu nennen pflege; das, was ihm fehlt, ist gerade das, was ihn zum Manne macht, der Name nämlich oder die *Zeugungskraft*, für oder *gegen* Jemanden zu *zeugen*. Je höher der Kastrat *Sopran* singt, desto merklicher wird seine Impotenz. Weil dieser sich die Poesie, die Literatur nicht kräftig anvermählen kann, sizt er wie ein *Eunuche* vor dem Musenserail, um wenigstens Andern den Eingang streitig zu machen. Nach diesem kommt der *Pseudonymus* oder nach meiner Terminologie die „*Schildlaus*," weil er unter einem erborgten Schilde ficht. Der Pseudonymus ist ein künstlich restaurirter Anonymus, ein ergänzter Kastrat; das Namensurrogat ist blos für's Auge; die wirkliche Potenz, die Fruchtbarkeit ist doch nicht da. Beyde Gattungen, hinter deren Incognito kein Fürstentitel, wohl aber ein Steckbrief des Parnasses steckt, verlangen, daß das Mönch- und Nonnenchor der Leser und Leserinnen nach dem Tone ihres Oberonshorns tanze, wenn sie Jemanden mit dem flachen Lobdegen zum Ritter schlagen, oder Andere wie Leipziger-Lerchen auf den Tadelkiel aufspießen."

Herr Saphir hätte wohl verdient, daß wir ihn dafür als Lerche aufspießten; aber wir wollen ihn lieber als einen delikateren Vogel, als eine Schnepfe betrachten, und seine humoristischen Aufsätze den literarischen Leckermäulern als Schnepfendreck empfehlen. Doch mögen wir ihm, der S. 116 selbst über den Humor humorisirt — wir mögen ihm nicht bergen, daß sein Humor eine auffallende Aehnlichkeit mit dem „Magister *Zikzak*" hat. Dieser Magister Zikzak ist nämlich, nach dem obenangeführten Aufsatze im ersten Theile der Ceres, ein Holzschnitt, in welchem Herr Saphir alle möglichen Arten von Schafsgesichtern in ein einziges „höchstvollkommenes Schafsgesicht" zu vereinigen gesucht hat. Und in der That ist sein Humor häufig in Holz geschnitten, und wenn schon derselbe weit davon entfernt ist, ein vollkommenes Schafsgesicht zu machen, so fehlt ihm doch das, was man eine geistreiche Physiognomie nennt. S. 195. Theil 1. sagt er jedoch offenherzig von sich selbst: „Dieß (die Kunst Einschiebsel zu machen) habe ich meinem Altmeister, dem ehelichen Johannes Paul abgelernt, wie denn gewöhnlich Schüler von ihren Meistern, nicht etwa Geist und Genie, sondern blos Manieren und Eigenheiten, als z. B. wie sie etwa den Hut aufsetzen, den Rock um einen Knopf überknöpfen, eine Prise nehmen ꝛc. ablernen." Diese Selbsterkenntniß gibt der Hoffnung Raum, daß in dem wunderlichen Gebräu, welches Herr S. für natürlichen Humor verkauft, sich wohl noch so viel Geist entwickeln könnte, als nöthig ist, um es genießbar zu machen. Der Most ist von schlechtem Geschmacke, wenn er braust, aber in gutem Keller und unter guter Pflege wird mit der Zeit Wein daraus.

Doch kehren wir zurück zu den *neuen* Bekanntschaften, welche die Ceres uns verschafft hat.

Herr Theodor *Berling* hat eine komische Erzählung in freyen Reimversen geliefert. In dieser erschien er uns als ein unerträglich langweiliger Schwätzer; aber es scheint, daß ihm diese Untugend nur anklebt, wenn er in Versen spricht. Seine „Geschichten Böhmischer Frauen," in ungebundener Rede geschrieben, zeigen keine Spur davon. Des Herrn v. Rell geistreicher Aufsatz über die *Metromanie* ist ihm daher als Arzney zu empfehlen. Herr A. *Pollak* liefert eine kleine Probe von einer metrischen Uebersetzung des Buches Hiob.

Der Herausgeber der Ceres zieht sie, in einer Note, den „gepriesenen Leistungen Justi's" vor. Wir haben diese nicht zur Hand, können sie also nicht vergleichen; aber Herr P. hat uns einige Mal dunkler, als Luther geschienen, namentlich Vers 8. Kap. 3.

Wir übergeben die Herren Budick, Langer, H. von der Schubert, Dan. Leßmann, Herrn v. Feuchtersleben u. A., die wir hier zwar gesehen haben, aber ohne von ihnen etwas zu vernehmen, was dazu hinreichend wäre, sie kennen zu lernen. Selbst Hrn. von Schlechta wollen wir, als Dramatiker (und als solchen kannten wir ihn bisher noch nicht) nach dem hier mitgetheilten Drama, die Rache, nicht beurtheilen. Der Anfang assonnirt — alliterirt beynahe — an Müllner's 29sten Februar, und der Schluß an Wolfs Pflicht um Pflicht; aber die edle Rache, womit uns am Ende die Hauptperson, der Förster Robert überrascht, thut wenig dramatische Wirkung, eben weil er uns damit überrascht: in solchen Fällen ist die Anschauung des inneren Kampfes interessanter, als dessen Ausgang. Hierzu kommt, daß wir uns wenig für die beyden Liebenden interessiren können, deren Glücke er seine Rache zum Opfer bringt. Das ist in Wolfs eben angeführtem Schauspiele ganz anders.

Herr Gräffer selbst, der Herausgeber, hat einige historisch-biographische Skizzen geliefert, die sich angenehm lesen, und ein kleines satyrisches Drama, die Encyclopädistin, welches er „literarische Caricatur-Scenen" genannt hat. Es ist mancherley Ergötzliches darin; aber ein Glück für den Verf., daß der Unternehmer des Conversations-Lexikons nicht mehr lebt, er würde das „Universallexikon," welches die Frau von Proteus zur Encyclopädistin gemacht hat, sehr übel nehmen.

Diejenigen Mitarbeiter, die uns, wie dem Publikum, bereits hinreichend bekannt sind, wie z. B. Auffenberg, Nordstern, Haug, Hell u. A., mögen es uns nicht übel deuten, daß wir ihre Beyträge unerwähnt lassen: es geschieht, weil wir nichts darunter fanden, was ihren literarischen Credit erhöhen oder mindern könnte. Der Druck ist nett, aber sehr uncorrect.

Populäre Arzneykunde.

Eros, oder Wörterbuch über Physiologie und über die Natur- und Culturgeschichte des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität. Erster Band. A — L. XVI und 342 S. Zweyter Band. M — Z. VIII und 316 S. Berlin bey Aug. Rücker. 1823.

Was auf die Geheimnisse der Sexualität, des darauf begründeten Genusses Bezug hat, reizt die Meisten mit unwiderstehlicher Kraft. Alle Schriften, die darüber Nachweisung geben, finden Käufer. Wie weit solche Schriften nützen, in wie fern sie schaden können, ist im Allgemeinen nie zu berechnen. Nimmt man auf die jüngere Generation Rücksicht, so entsteht die Frage, ist es besser, sie in Unwissenheit zu lassen, oder sie über Verhältnisse aufzuklären, in die sie jeden Tag verwickelt zu werden fürchten müssen? Aber die Beantwortung dieser Frage ist von verschiedenen Schriftstellern verschieden ausgefallen. Einige entscheiden sich für Unterricht, Andere wollen Stillschweigen beobachtet wissen. Wer den erstern gibt, wird es also unmöglich Allen recht machen können. Er wird gleich an sich eine bedeutende Anzahl Gegner haben. Mag er sich damit trösten, daß er auch manchen gewichtigen Kämpen auf seiner Seite hat. Rec. nennt nur Hufeland. Er gilt für hundert Andere. Freylich kommt es dann immer auf die Art an, wie er seinen Unterricht ertheilt. Er darf nicht frivole Neugier befriedigen wollen. Er muß mit Ernst und Anstand über das Wichtigste sprechen, was den Menschen und seine Entstehung betrifft. Insofern nun diese Bedingungen über Lob und Tadel eines dahin gehörigen Werkes sprechen, ist dem vorliegenden das Beste nachzurühmen. Es enthält in alphabetischer Ordnung Untersuchungen, Abhandlungen über alle den alten Eros, den Stammvater aller Götter, der das träge Chaos aufregte und es bis zum heutigen Tage belebte, bis zum lezten beleben wird, betreffende Gegenstände. Wir sehen ihn hier in den verschiedenen Gestalten, wie er bald liebenswürdig, bald abscheulich ausgeartet, bald burlesk (z. B. in den Culs de Paris) alle Geschlechter, alle Zeiten beherrschte. Zum Theil lieferte das große Dictionnaire des Sciences medicales den Stoff zu diesen Abhandlungen. Viele sind indessen von den verschiedenen Mitarbeitern, die laut S. XIV in der Vorrede des ersten Theils sich zur Herausgabe dieses Werkes vereinten, (aber nicht genannt haben!) selbst zusammengetragen. Reine, ernste, reife, gebildete Leser mögen also immer zugreifen. Sie werden Belehrung, und da, wo es auf eigenthümliche Moden, Hochzeitgebräuche, besondern Geschmack, wunderliche Ausartungen des Schönheitsgefühls hinausläuft, Unterhaltung haben, denn was sich in alten und neuern Dichtern, Geschichtschreibern ɛc. darüber vorfindet, ist mit vieler Laune und Belesenheit zusammengetragen worden. Indessen hätte aus Wielands Idris und Zenide IV. 36. beym Cul de Paris ein hübscher Zusatz gemacht werden können und die Angabe von der Venus Kallipygos richtiger mitgetheilt werden sollen! Das Wort Callypigos daselbst ist schon ein Druckfehler. Das Aeußere ist sehr empfehlend.

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Freitag den 25. Juni 1824.

Straßenbaukunde.

Remarks on the present System of road Making, with observations, etc. — Bemerkungen über das gegenwärtige System des Straßenbaues, mit, auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten, Resultaten und Entwürfen zur Revision der sich auf denselben beziehenden Gesetze, über die Verbesserungen, die in dem Straßenbau angebracht werden können, und über die Bewirthschaftung der zu diesem Gegenstand bestimmten Fonds; von M. J. L. M'Adam.

Das Werk des Hrn. M'Adam, das im Jahr 1819 in London herauskam, hat jezt die sechste Auflage erlebt. Unter den Ursachen, die ihm eine so außerordentlich günstige Aufnahme verschafft haben, muß man die Wichtigkeit des Gegenstandes zuerst nennen; in der That sind für einen Handelsstaat viele und leichte Berührungspunkte sehr wesentliche Elemente des öffentlichen Wohlstandes. Hieraus folgt nun die Nothwendigkeit eines guten Straßenbaues, und dessen immerwährende und sorgfältige Unterhaltung. In diesem Zweig der Verwaltung, wie in jedem andern, ist Sparsamkeit ein Bedürfniß für den Staat, und eine Pflicht für diejenigen, die ihn verwalten.

Der Verfasser dieses Werks ist Inspektor einer Gattung von Straßen, turn pikes *) im Distrikt Bristol. Sein Zweck ist, den schlechten Zustand der Straßen im größten Theil von England bekannt zu machen, die Ursachen dieses Uebelstandes aufzusuchen, und ein Mittel zur Verbesserung desselben anzugeben, für dessen Erfolg er steht, weil der Beweis dafür auf Erfahrung gegründet ist, die er während einer siebenjährigen Dienstzeit in diesem Fache zu erwerben im Stande gewesen. Die Straßen, die er verbessert hat, und diejenigen, die nach dem von ihm vorgeschlagenen System neu angelegt worden, sollen, nach der Aussage Aller, die sie öfter befahren haben, die dauerhaftesten, fahrbarsten, die am besten unterhaltenen, mit einem Wort die besten in England seyn; und alle diese Vortheile sind mit weit weniger Aufwand erreicht worden, als hätte man die alten Methoden angewandt. Seinen eigenen Beobachtungen fügt Hr. M'Adam noch andere bey, die auf verschiedenen Straßen, welche nach seiner Verfahrungsart verbessert oder angelegt wurden, gemacht worden sind.

In der Vorrede zum 6ten Band, der in London erschien, schreibt der Verfasser den schlechten Zustand der Straßen in England den 3 folgenden Umständen zu: 1) der Unwissenheit der Straßenbauer und ihrer Aufseher: diese Arbeit sollte nicht der Uebung überlassen, sondern auf wissenschaftliche Principien gegründet werden; 2) den Fehlern der Haupt-Administration der Wege. Da der Dienst der Kommissäre und Inspektoren freywillig ist, so beschäftigen diese Beamten sich mehr mit ihren eigenen Angelegenheiten, als mit dem Straßenbau, und somit wird die Aufsicht darüber vernachläßigt. Da keine allgemeine Methode vorgeschrieben werden kann, so arbeitet jeder auf seine Weise, und nichts wird verbessert. 3) Aus dem Mangel an Aufsicht entstehen die schlechte Anwendung und die Verschwendung der zum Straßenbau bestimmten Fonds, und die Nothwendigkeit, die Zölle zu erhöhen, was aber nicht verhindert, daß die Zollbeamten an den Schlagbäumen (turn-pikes) mit der ungeheuern Schuld von sieben Millionen Pf. Sterling, ungefähr 170 Millionen Franken, belastet sind, obgleich die dem Parlament abgelegten jährlichen Rechnungen über die Straßenzölle eine Einnahms-Summe ausweisen, die die Einkünfte der Post-Administration übersteigt. Die Macht des Parlaments allein — sagt der Verfasser — kann diesen Unordnungen ein Ende machen.

Seinen Beobachtungen gemäß theilt Hr. M'Adam sein Werk in 3 Kapitel ein: 1) Grundsätze und Methode zur Anlegung und Ausbesserung der Straßen; 2) Beamte, und die unter ihren Befehlen, beym Straßenbau, Angestellten; 3) Verwaltung der dazu bestimmten Fonds.

*) Dieß sind die Straßen erster Klasse, auf denen Zollabgaben eingerichtet sind.

Die Kunst, Straßen zu bauen und auszubessern. — Der schlechte Zustand der Straßen, der beynahe im ganzen Königreich stattfindet, kommt nicht nur davon her, daß man keine guten Materialien zum Bau derselben anwendet, sondern daß man diese auch nicht gehörig zu gebrauchen versteht. Man kann mit schlechten Materialien vortreffliche Straßen machen, während die besten Bau-Stoffe, nach schlechter Methode verarbeitet, unbequeme und wenig dauerhafte Straßen geben. — Das allein ist zu bemerken, daß die Straßen, die von weichen Steinen gemacht sind, die meisten Ausbesserungen bedürfen, und die kostspieligsten sind.

Der Verfasser wünscht, daß die Arbeiten am Straßenbau einsichtsvollen, sorgfältigen Arbeitern übergeben würden, die im Stande wären, ihr Geschäft zu beurtheilen; daß in jedem Distrikt ein besoldeter Aufseher sich befände, dem die Direktion der Arbeiten übertragen wäre, und endlich daß die Haupt-Oberaufsicht dieses so wichtigen Zweiges der Staatswirthschaft talentvollen und ausgezeichneten Ingenieurs anvertraut würde. *)

Ein Hauptfehler der Straßen im Königreiche, und besonders um London ist, daß sie zu convex sind, wodurch sie sogar für Wagen, die sich sehr schnell darauf fortbewegen, höchst gefährlich werden. Der Verfasser hat nie gefunden, daß es in Hinsicht auf die Beschädigung der Wege einen großen Unterschied gemacht, ob die Räder breiter oder schmäler sind. Er glaubt, daß eine Breite von 6 Zoll an den Radbändern hinreichend sey, und scheut sich nicht zu behaupten, daß die Postwagen mit schmalen Rädern, die jezt sehr schwer bepackt und äußerst schnell gefahren werden, tiefere Furchen in die Straßen ziehen, und sie mehr zu Grunde richten, als jedes andere Fuhrwerk.

Jedes Rad — sagt er ferner — erhält von der bewegenden Kraft eine vorwärts stoßende, keine umdrehende Bewegung — weil diese Kraft in seinem Mittelpunkt, durch Hülfe der Achse, angebracht ist: die Achsen-Umdrehung wird nur durch den Widerstand der Reibung auf der Straße hervorgebracht. — Troz diesem Widerstande bildet sich unter jedem Rade eine Furche, deren Tiefe im Verhältniß mit der Last steht, die auf dem Räde liegt, verbunden mit dessen eigener Schwere, und der Schnelligkeit seiner Bewegung, und im umgekehrten Verhältniß zu der Breite der Radbänder, oder der Oberfläche der Räder, die auf der Straße aufliegt.

Beamten. — Der Verfasser wiederholt, was er schon vorläufig über die Nothwendigkeit, einen Oberaufseher anzustellen, gesagt hat: dieser stünde unter den Befehlen der Beamten, und würde nicht nur allein die unmittelbare Aufsicht über die Arbeiter beym Straßenbau führen, sondern überhaupt über Alles, was mittelbar oder unmittelbar auf denselben Bezug hat, z. B. die Käufe mit den verschiedenen Lieferanten, die Beschaffenheit und Menge der nöthigen Materialien rc. —; er würde endlich jede Woche den Beamten Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen. Dieser Inspektor könnte füglich die Aufsicht über eine Straße von 150 englischen Meilen (ungefähr 62 Poststunden) führen: er sollte einen Gehalt dafür beziehen.

Der Verfasser überläßt dem Parlament, zu entscheiden — ob den Straßenbau-Beamten das Ernennungsrecht zu diesen wichtigen Stellen eingeräumt werden soll.

Verwaltung der Finanzen. — Die Erhaltung und Anlegung der Straßen (turn-pikes) wird bestritten 1) durch die bey jedem Schlagbaum errichtete Zoll-Einnahme; 2) durch die von den Bewohnern des Distrikts zu leistende Handarbeit. Es wird schwer halten, sagt der Verfasser, die erste Hülfsquelle eingehen zu lassen; was die zweyte betrifft, so ist sie für die Einnahme sehr lästig, ist schuld, daß die Arbeit schlecht gemacht wird, und gibt zu tausend willkürlichen Plackereyen Anlaß, diese sollte eingestellt, oder wenigstens in eine kleine Geldabgabe verwandelt werden. Die Zollabgaben sind außerordentlich groß, und dennoch vergeht keine Parlaments-Sitzung, in der die Zollbeamten nicht um Erhöhung derselben einkommen.

Ihre Schulden sollen — wie man sagt — sehr beträchtlich, und die Straßen im Zerfall seyn; obgleich die Zölle bedeutend genug seyn sollen, um alle Ausgaben zu decken.

Der Verfasser versichert, daß die Anwendung der Gelder und Frohnen zum Straßenbau gewöhnlich schlecht verwaltet werden, daß die Mißbräuche unzählbar seyen; und behauptet, daß eine gute Verwaltung mit weit weniger Mitteln die Straßen immer in einem hinreichend guten Stand erhalten könne. Er sagt ferner: er habe unter den Beamten einige eifrige, aufmerksame und thätige Männer gefunden, unter deren Verwaltung die Straßen in gutem Stande, und die Fonds erhalten seyen; aber ihre Zahl sey klein, und diese seltenen Männer nur für eine gewisse Zeit angestellt; auch sey die Arbeit und Verwaltung in den Händen der Ober- und Unteraufseher, die, hinwiederum den Beamten untergeordnet, gewöhnlich die von diesen erhaltene Befehle wenig befolgen, und nach eigenem Gutdünken handeln. — Hierauf kommt der Verfasser auf seine Haupt-Idee zurück, nämlich, einem General-Inspektor die specielle Verwaltung der Straßen zu übertragen, und diesen Mann durch den Distrikt besolden zu lassen. Auch

*) Man weiß, daß Hr. M'Adam wünschte, England möchte in Hinsicht der Straßenbau-Administration Frankreich nachahmen.

(A. d. H.)

will er, daß alle Verrechnungen aus jedem Distrikt jährlich der Controlle des Parlaments unterworfen seyen.

Hr. M'Adam glaubt sich mit den Vicinal-Straßen nicht beschäftigen zu müssen, wie wichtig sie auch für den Ackerbau und den Handel seyn mögen — obgleich man beym Anblick ihres jämmerlichen Zustandes und der Mißbräuche, zu denen sie Anlaß geben, zu glauben geneigt seyn dürfte, daß sie außer dem Schutz der Gesetze lägen.

Was die Haupt-Straßen anbelangt, so meynt er, die Straßenbau-Gesetze bedürften sämmtlich einer Revision, und das Parlament werde nicht umhin können, diesem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zu schenken. Im Jahr 1811 legte er dem Parlament Beobachtungen vor, die dasselbe im Druck erscheinen ließ, und die das Wesentliche des Werkes enthielten, das er indessen herausgegeben.

Er erinnert, daß die Briefpost einige Straßen in Schottland verlassen mußte, weil dieselben unbrauchbar geworden waren.

Nach der Meynung des Verfassers könnte durch eine im ganzen Königreich befolgte gute Methode beym Straßenbau eine Ersparniß von 5,000,000 Pf. Sterling (ungefähr 122,000,000 Franken) gemacht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Ueberblick der englischen Literatur.

II.

(Beschluß.)

Die allgemeine Bemerkung über den gegenwärtigen Zustand der englischen Bühne, wozu sich in der ersten Abtheilung unserer Uebersicht Gelegenheit darbot, wird vielfach bestätigt, wenn wir einen Blick auf einzelne dramatische Erscheinungen werfen. Melodramen und Zauberopern müssen die Schaulust befriedigen, und jedem Waverley-Romane folgen ein Paar daraus zugeschnittene Schauspiele, die gewöhnlich für den Bühnenbedarf bestellt sind. Unter den neuern Trauerspielen, deren in den lezten Jahren viele erschienen, ist kein einziges gelungenes zu nennen, obgleich mehrere junge Dichter gute Hoffnungen erwecken. Die oben genannte Dichterinn, F. Hemans, brachte ein Trauerspiel: The Vespers of Palermo (London 1824) auf die Bühne, das gänzlich durchfiel. Der Stoff ist unglücklich gewählt, die Charakterzeichnung im Ganzen mißlungen, und schöne Einzelheiten konnten keinen Ersatz für solche Mängel geben. — Eine andere Schriftstellerin, Frl. M. H. Mitford, trat auch mit einem Trauerspiel: Julian (London 1823) auf, und gab gleichfalls eine Bestätigung der alten Erfahrung, daß Frauen im Trauerspiel noch nie glücklich waren. Was die Talente, die sie in ihren frühern Dichtungen zeigte, erwarten ließen, eine glückliche Diction im Dialog, findet man zwar, aber die Sprache ist nicht kräftig, nicht die Sprache der Tragödie. Die Charaktere sind gewöhnliche Bühnengestalten, ohne alle Individualität, womit leidliche Schauspieler 5 Akte hindurch leidlich unterhalten können, und man muß sich wundern, daß sie in der Ausführung des höchst unwahrscheinlichen Plans im Ganzen noch so erträglich durchgeführt sind, wiewohl sie am Ende doch zum Theil alle Haltung verlieren. — Neben diesen Frauen traten neulich zwey Dichter auf, die glänzende Gaben verrathen, Knowles und Lovell Beddoes. Jener zeichnet sich in seinen Trauerspielen: Virginius und Cajus Gracchus, deren Plane dem Tadel freylich viele Blößen geben, durch lebhaften Gang der Handlung, Wahrheit der Charakteristik, Pathos, und, besonders in dem lezten Stücke, durch edle und kräftige Sprache aus, und wenn man auch auf Wortschwall und Härten stößt, so wird der Dichter doch nie schwülstig und matt. Noch höher steht Beddoes, ein junger Mann, welcher, als er The Brides' Tragedy (London 1822) schrieb, noch Student in Oxford war. Eine ausgezeichnete Dichtergabe ist hier unverkennbar, und läßt bey höherer Reife viel erwarten. Man findet hier bey vielen Fehlern viele Schönheiten, Zartheit des Gefühls, ungemein kräftigen Ausdruck, eine Dichtersprache, wie man sie in den neuern dramatischen Dichtern selten findet. In der Anlage ist auch dieses Stück ganz verunglückt. Ein Student in Oxford liebt ein schönes Mädchen, das er ohne Wissen seiner und ihrer Aeltern heirathet. Bald nachher wird ihm eine andere Braut angetragen, und die Wirkung der Abwesenheit, Furcht vor seines Vaters Unwillen, und die Reize des neuen Gegenstandes — Alles trennt ihn von der alten Liebe. Er mordet die Unglückliche, und begräbt sie heimlich. Nach dem Tode der Geliebten im dritten Akte, wo zugleich die zweyte Hochzeit gefeyert wird, haben wir bis zu Ende des fünften nichts mehr zu erfahren, als daß der Mörder stirbt, der dann auf dem Sterbebett die abscheuliche That gesteht. In der Ausführung zeigt sich der junge Dichter noch gar nicht als Herr seines Stoffes; die Charakterschilderung ist schwach, aber sein Stück enthält einzelne Scenen, welche die günstigen Hoffnungen, die er bey seinem Auftreten erregte, vollkommen begründen. —

Möge bey dieser Gelegenheit auch eines neuen dramaturgischen Unternehmens erwähnt werden, des Dramatic Costume. No. 1. King John. By J. R. Planche. London 1823. Dieß ist der Anfang eines Unternehmens, das auch für unsere deutschen Bühnen nicht ohne Interesse seyn wird. Die Bilder sind im Ganzen treu, wiewohl man auch auf manche erfundene Combinationen stößt, worin man keine echte zeitgemäße Darstellung erkennen kann. König Johann war unlängst in London in dem hier angege-

denen Costume mit Beyfall aufgeführt. Pl. hat die Absicht, für alle Stücke Shakspeare's zeitgemäße Costumes zu liefern. Er wird aber, wenn man auch nur bey den historischen Schauspielen aus der englischen Geschichte stehen bleibt, auf große Schwierigkeiten stoßen. Manche Costumes werden nicht kleidsam, sogar, wenn sie durchaus treu seyn sollen, lächerlich oder anstößig seyn, wie z. B. die Unanständigkeiten in der Schenkelbekleidung zur Zeit Richards II. Was wird sich aus den Trachten der spätern Zeit unter Heinrich VIII. und Elisabeth machen lassen? Sollen wir auch die Schnabelschuhe mit den bis zum Gürtel hinangehenden Ketten sehen? Manches wird also doch idealisirt werden müssen. Betrachtet man die Sache aus einem höhern Gesichtspunkt, so ist solche ängstliche Rücksicht auf das Zeitgemäße gerade kein erfreuliches Zeichen für den Zustand der englischen Bühnenkunst, und sie erinnert nur zu sehr an die auch unter uns herrschenden Ansichten einer dramatischen Illusion, die hauptsächlich von dem Schneider und dem Maschinenmeister abhängt.

Es muß der nächsten Abtheilung unserer Uebersicht aufbehalten bleiben, über einige der neuesten Romane Bericht zu erstatten; aber es darf nicht bis dahin gewartet werden, die Leser dieses Blattes auf eine der anziehendsten Erscheinungen aufmerksam zu machen.

Die Geschichte des muntern Barbiers von Ispahan, die wir in unsrer ersten Uebersicht ankündigten, ist unter dem Titel: The Adventures of Hazzi Baba of Ispahan, in 3 Theilen (London bey Murray) erschienen, aber nicht, wie früher vermuthet wurde, von Thomas Hope, sondern von Jakob Morier, der durch die Beschreibung seiner Reisen in Persien rühmlich bekannt ist. Er hat indeß offenbar zunächst den Anastasius im Auge gehabt, und befolgt ganz denselben Plan; aber wenn er auch die kräftige Darstellung und den glänzenden Pinsel seines unmittelbaren Vorgängers nicht erreicht, und seine Erzählung als Werk der Phantasie unter der Geschichte des Griechen steht, wenn wir auch nicht die reiche Erfindungskraft, den lebendigen Humor, und die tiefe Menschenkenntniß des Vorbildes aller schelmischen Abenteurer, des unvergleichlichen Gil Blas, hier finden, den der Verfasser, nach seinem eigenen Geständnisse, nachahmen wollte, so ergözt uns doch eine Reihe anziehender Abenteuer, die uns ein treues und lebendiges Gemälde persischer Sitten zeigen. Er führt seinen Helden sehr glücklich ein, und alles, was er in der anziehenden Einleitung uns erzählt, läßt sich ihm glauben, bis auf die Geschichte der Handschrift seines Buches, die er als Pfand der Dankbarkeit von einem Perser erhalten haben will. Um das Gemälde des Charakters und der Sitten der Perser mit Wahrheit und Lebendigkeit zu entwerfen, mußte sein Abenteurer selbst erzählen, und in ihm die Denk- und Sinnesart des Volks, ohne europäische Ansichten durchscheinen zu lassen, treu abgespiegelt werden. Er hat dieß mit Geist und Geschicklichkeit gethan. Persien ist nächst Spanien vielleicht der günstigste Boden für ein abenteuervolles Leben, wenn sich auch nirgend so viele Veranlassungen zu romantischen Ereignissen finden, als in Spanien. Hadschi Baba wird, wie Gil Blas, aus einer Lage in die andere geschleudert, wie es in einem despotischen Staat, wo allein der Wille eines Einzigen über das Schicksal der Menschen gebietet, ganz natürlich ist. Der Gang der Geschichte und die schnellen Glückswechsel geben dem Verfasser die günstigste Gelegenheit, das Volksleben zu schildern. Jedes Ereigniß ist entweder auf irgend eine Sitte des Landes gegründet, oder gut erfunden, irgend einen Zug des Characters oder der Lebensweise des Volkes zu erläutern. Die Gespräche werden durch Nachbildung der, den Persern eigenen, Redeweisen charakteristisch und volksthümlich, wiewohl für manche Leser der Humor, der in jenen Redeweisen liegt, und selbst das Anziehende, das auf einer Kenntniß der Gebräuche beruht, zum Theil verloren geht. Nirgend verräth sich die Ansicht des Abendländers, der hinter dem Vorhange seine Gestalten mit geschickter Hand bewegt, und auch in den satyrischen Zügen, die er häufig anbringt, verläugnet sich der Charakter nicht, den er uns vorgeführt hat. Auch in der Anlage des Charakters seines Helden folgt der Verfasser seinem nächsten Vorbilde, wiewohl er die Sitten der Morgenländer vielleicht nicht minder treu hätte schildern können, ohne ihn so tief herabzuziehen. Der Charakter würde abstoßend seyn, wenn uns nicht eine angestammte Gutmüthigkeit und frohe Laune versöhnten, und wenn nicht immer die Ursachen des Verderbnisses, die schlechte Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse, uns vor Augen gestellt würden, wie es auch Hope im Anastasius thut. Beyde Werke sind sich auch darin ähnlich, daß wir nicht sowohl eine Erzählung, als ein Aggregat freylich sehr anziehender Episoden erhalten, und in den Abenteuern des Persers ist dieß noch mehr, als in den Denkwürdigkeiten des Neugriechen, der Fall. Bey dieser Anlage des Werkes läßt sich eine kräftige Charakterschilderung kaum erwarten, da die Charaktere zu schnell vor unsern Blicken vorüber gehen, als daß ihre Individualität sich entwickeln könnte; doch sind einige recht geistreiche Skizzen, wenn auch keiner bedeutend ist. Die Schilderung der Sitten ist so treu und genau, als sich von einem Manne erwarten läßt, der Land und Volk während eines mehrjährigen Aufenthalts kennen gelernt hat. Wir finden in dem Helden die Eitelkeit, die Thorheiten und Laster, die unter den Persern gewöhnlich sind. Eben so in den übrigen Charakteren. Es möchte aber die Frage seyn, ob nicht der Verfasser sich zuweilen habe verleiten lassen, einzelne Beobachtungen zu sehr zu allgemeinen Charakterzügen zu erheben. Ein Charakter- und Sittengemälde eines Volkes, worin die Lichter fehlen, wird unwahrscheinlich, und ist dem Auge so unangenehm, als ein Bildniß ohne Schatten. Die Darstellung ist durchaus einfach und ohne Ziereren, von leichtem, muntern Humor belebt, aber sie erhebt sich auch in einigen lebendig erzählten Episoden, z. B. in der Geschichte der armenischen Hochzeit, und vorzüglich in der Schilderung des Untergangs der unglücklichen Sklavin, zu einer Kraft und Wärme, die um so mehr uns ansprechen, je seltner sonst die Erzählung eines Lebens, worin fast immer nur Selbstsucht hervortritt, unser Gefühl in Anspruch nimmt.

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 29. Juni 1824.

Straßenbaukunde.

Remarks on the present System of road Making, with observations, etc.

(Beschluß.)

In Folge dieses Berichtes und des Beyfalls, den das Parlament ihm geschenkt, hat der Verfasser eine Anweisung abgefaßt, nach der sowohl alte Straßen ausgebessert, als auch neue angelegt werden können. Wir fügen hier einen Auszug davon bey, weil die Verfahrungs-Regeln des Verfassers darin angegeben sind, und man diese Anweisung als den Gesammt-Inhalt des ganzen Werks ansehen kann.

Hr. M'Adam räth, die Straßen mit einer 10 Zoll dicken Lage von Steinen zu belegen, (nach englischem Maas 0,25) und dieselben weder zu dick, noch allzuungleich zu zerschlagen. Er verlangt, daß die größten nicht schwerer als 6 Unzen seyen. Er besteht darauf, daß der Grund der Straßen, d. h. das Erdreich, das die Steinschichte trägt, mit der Harke recht eben gemacht, und im Verhältniß zu der Breite der Straße abgemessen werde. Er verwirft es, daß die äußere Oberfläche zu sehr gewölbt sey, und beschränkt sich auf den hundert und zwanzigsten Theil der ganzen Breite, (3 Zoll auf 30 Fuß). Der Grund der Straßen soll überall gleichen Widerstand leisten, die gute Beschaffenheit der Straße soll viel von dieser Bedingung abhängen.

Soll eine alte Straße ausgebessert werden, so muß man die Steine auf derselben, wenn sie zu klein, oder gar schon in Kies aufgelöst sind, wegschaffen, und den Grund frey legen, damit man wie bey Erbauung einer neuen Straße verfahren kann. Sollten die Steine hingegen zu groß seyn, so müssen sie auf die oben bemerkte Weise zerschlagen werden; und im Fall die vorhandenen Steine eine mehr als 10 Zoll dicke Lage bildeten, müßte das Ueberflüssige davon weggebracht werden. Auf diese Art werden die alten Materialien so lange wie möglich wieder angewandt, und nur an solchen Stellen neue Steine aufgetragen, wo die Steinschichte nicht mehr die erforderliche Dicke hat.

Diese allgemeinen Regeln müssen zuweilen einer andern Bestimmung unterworfen werden; dieß erstreckt sich aber niemals auf die Form der Oberfläche, noch des Grunds der Straßen. Wenn die Materialien weich sind, so muß man sie weniger klein zerschlagen auf die Straßen legen, oder die schon darauf befindlichen daselbst lassen, und nur die vorspringenden Ecken daran abschlagen, und mit dauerhaftern ausbessern.

Wenn man auf einer Straße, die ausgebessert werden soll, eine Mischung von guten Steinen und Kies, oder Erde und zu weichen Steinen findet, so ist es oft weniger kostspielig, die ganze Straße neu zu überführen, als unter den Ueberbleibseln der alten Anlage das Gute vom Schlechten zu sondern.

Der Verfasser geht nun in die Details ein über die Einrichtung der Werkstätten, der Anzahl Arbeiter, die dabey erforderlich, der Handwerkszeuge für die verschiedenen Arbeiten, und den Preis derselben. — Diese Preise sind in der That der Aufmerksamkeit würdig: eine Straße, die eine Poststunde lang und 6 Meter breit ist, würde für 5200 Franken ausgebessert, oder so zu sagen frisch angelegt.

Durch die Einrichtung der Werkstätten und die Vertheilung der Arbeit hat man bezweckt, daß eine Tonne Steine, die in Stücken zu 20 Unzen Gewicht zerschlagen und mit 15 Pence bezahlt wurde, jetzt zu 6 Unzen schweren Steinen um 10 Pence geschlagen wird, und dessen ungeachtet ist diese Arbeit sehr gesucht, weil nur der schwerste Theil derselben von Männern gemacht wird, und Weiber und Kinder, mit leichtern Hämmern versehen, die minder beschwerlichen Geschäfte vollbringen, wodurch ganze Familien beschäftigt sind.

Der Unterschied in den Preisen war im Distrikt Sussex am auffallendsten. Und, da nach der neuen Methode beym Straßenbau weniger Steine als nach der alten gebraucht werden, so läßt sich leicht auch hierin die Ersparniß einsehen.

Die Bemerkungen Hrn. M'Adam's können nach den verschiedenen Artikeln, die hier im Auszug erscheinen, für geschlossen angesehen werden. — Der Rest seines

Werks enthält — so zu sagen — eine Sammlung von Rechtfertigungen. 1) Eine Art Addresse an das landwirthschaftliche Büreau. 2) Einen Bericht einer Kommission der Kammer der Abgeordneten vom Monat Juni 1819 über den gegenwärtigen Zustand der Straßen, und über die beste Methode des Straßenbaues. 3) Von derselben Kommission angestellte, gerichtliche Untersuchungen über diesen Gegenstand.

Dieser Anhang ist weit größer, als die Bemerkungen des Verfassers. Wir wollen nur dasjenige, was Bezug auf den Straßenbau hat, hier im Auszug geben.

Memoiren an das landwirthschaftliche Bureau. — Es scheint, daß ein Memoire über den Straßenbau schon im Februar 1819, durch Hrn. M'Adam an das landwirthschaftliche Bureau eingegeben worden, und daß dieses gegen das Ende des Jahres 1820 eingereichte nur ein Zusatz zu dem erstern sey, durch die Beobachtungen veranlaßt, die der strenge Winter von 1820 ihn hat machen lassen. Er hält mehr als je an der Bauart, die er seit 6—7 Jahren nun ausgeübt und erprobt hat.

„Während dem lezten Winter, sagt er — hat die strenge Kälte, auf die ein schnelles Thauwetter, von Schnee begleitet, folgte, den Landstraßen des Königreichs den größten Schaden zugefügt. Diejenigen, die auf meine Weise aufgeführt waren, litten nicht im Geringsten durch diesen schnellen Wechsel der Witterung.

„Der Hauptgrund, warum die Straßen meistens im schlechten Stand sind, ist: daß das Wasser zu leicht zwischen den schlecht gewählten und schlecht gelegten Steinen durchdringen kann. Vor dem starken Frost waren alle Straßen voll Wasser, welches die schlechten Materialien darauf gänzlich überschwemmte. — Dieses gefrorene Wasser mußte dieselben nun sehr auseinander treiben, und wie das Thauwetter darauf eintrat, so entstand durch diese zerstreuten und auseinander getriebenen Steine eine so rauhe und unebene Oberfläche auf der Straße, daß die Räder der Wagen bis auf die Grundlage derselben eindringen mußten. Auf diese Weise wurde ein großer Theil der Straßen gänzlich unbrauchbar, und alle Wege unbequem und beschwerlich.

„Fast alle Straßen, die mit Kalksteinen aufgeführt waren, sind am schlechtesten geworden, und die, welche auf kalkartigem Grund erbaut, und mit einer Lage anderer Steine belegt waren, hatten an vielen Stellen gelitten.

„Ich hatte immer bemerkt, daß alle Straßen, die hauptsächlich mit Kalksteinen erbaut gewesen, meist unbrauchbar geworden, und daß selbst die, welche auf einem kalkigen Grund errichtet sind, leicht der Zerstörung ausgesezt gewesen; dieß kommt von der zehrenden Eigenschaft des Kalks her, der eine Menge Wasser einschluckt, und dadurch mit großem Nachtheil beym Straßenbau angewandt wird.

„Der lezte Winter hat mich in dieser Meynung mehr wie je bestätigt. — Man kann in England fast alle 6 Jahre auf einen strengen Winter rechnen. Die Straßen müssen also hienach eingerichtet werden.

„Die Grundsätze, die bey Anlegung einer Straße leiten sollen, sind folgende: der natürliche Grund der Straße muß in der That die Schwere des Räderwerks ertragen; so lange derselbe im trockenen Stand erhalten wird, kann er jedes Gewicht, so schwer es auch sey, tragen, ohne einzusinken, deßhalb muß also die Grundlage der Straße trocken gelegt, und die darauf gelegte Steinschichte undurchdringlich für den Regen gemacht werden, um eine dichte und dauerhafte Oberfläche zu bilden. Was die Dicke der aufzutragenden Steinschichte betrifft, so muß diese nach der Schwere und der Menge der sie befahrenden Fuhrwerke bestimmt werden.

„Die Methode, welche bis jezt beym Straßenbau für die vortheilhafteste gehalten wurde, war: eine mehr oder weniger tiefe Einsenkung in den Grund der Straße zu machen; dann eine Lage großer Steine darauf zu bringen; hierauf wieder eine Lage von minder großen, dann nochmals eine Lage kleinerer Steine, und zulezt Sand. — Das Nachdenken über diesen Gegenstand sowohl, als auch die Erfahrung haben gelehrt, daß diese sehr kostbare Methode zugleich für die Dauerhaftigkeit und Erhaltung der Straßen sehr nachtheilig sey.

„Wasser und Feuchtigkeit sind die zwey Hauptfeinde der Straßen. Jene Einsenkung ist eine Art Kessel, in welchem sich das Wasser endlich sammelt, nachdem es durch alle die größern und kleinern, planlos auf einander geworfenen Steine durchgedrungen. Es ist erwiesen, daß Steine von verschiedener Form und Größe durch das über sie hinrollende Fuhrwerk, leicht aus ihrer Lage gebracht werden, daß dieß Löcher in den Straßen hervorbringt, die für die sie befahrenden Fuhrwerke höchst unbequem, und der Straße selbst sehr verderblich sind. „Eine Straße, sagt der Verfasser, ist besser und haltbarer, wenn sie auf weichem, selbst auf morastigem Grunde angelegt ist, als wenn derselbe hart und felsigt ist."

„Um eine gute Straße zu bauen, muß man zunächst von allem bisher Geschehenen das Gegentheil thun. Man muß den Grund derselben so anlegen, deß die Feuchtigkeit des an sie angrenzenden Erdreichs keinen Einfluß auf sie haben könne; also darf dieselbe nicht niederer liegen, als jenes; überdieß ist es unerläßlich, Rinnen zu graben, damit das Wasser immer ablaufen könne. —

„Den Zerstörungen, die der Regen bewirkt, kann am besten dadurch begegnet werden, daß man die Straße mit einer guten, wohlgeordneten Lage kleiner Steine versieht, ohne Beymischung von Erdtheilen. Je mehr die

Straße befahren wird, je dichter muß die Steinschichte seyn; aber, welche Dicke sie auch haben mögen, wenn sie gut gemacht ist, so kann man sie als eine Decke, oder eine Art von dichtem Dach ansehen, das die Straße vor dem Eindringen des Regenwassers schützt."

Herr M'Adam sagt von einer Straße unweit Bristol, die so lange noch unterhalten werden mußte, bis eine neue, die eine andere Richtung bekommen sollte, fertig wäre. Diese Straße hatte man nun, als sie im Jahre 1816 ausgebessert wurde, nur mit einer ganz dünnen Lage Kieselsteine belegt; und als sie endlich 1821 zerstört ward, fand man den Grund derselben ganz trocken; es war durchaus kein Wasser hinein gedrungen; der rauhe Winter von 1821 hatte ihr durchaus keinen Schaden gethan, obgleich sie nur drey Finger dick mit Kieselsteinen bedeckt gewesen. Der Verfasser führt noch einige, mehr oder minder befahrene Straßen an, die seit mehreren Jahren, nach dem neuen System angelegt, sich trefflich bewährt haben, und von denen keine mit mehr als sechs Zoll dicker Steinlage bedeckt ist. Die alte Methode beym Wegbau, die so fehlerhaft ist, weil ihr die Haltbarkeit mangelt, hat noch obendrein die Unannehmlichkeit, weit mehr zu kosten, und mehrerer Reparation zu bedürfen; und indem ungeheure Summen dabey gebraucht werden, muß die Anlegung neuer Straßen oft unterbleiben. Hr. M'Adam zweifelt nicht, daß die große Schuld der turn-pikes aus dieser Ursache entstanden.

Der Verfasser lehnt sich dagegen auf, Steinpflaster statt geschlagenen Landstraßen anzulegen. Unabgesehen von dem bedeutenden Kostenaufwand, den ihre Construction erfordert, so ist es auch erwiesen, daß das Steinpflaster weit weniger dauerhaft ist, als die Straßen, die nach der neu angezeigten, und in einem großen Theil des Königreichs eingeführten — Methode angelegt sind.

Bericht des Ausschusses von der Kammer der Abgeordneten. — Dieser Ausschuß hatte den Auftrag, die Parlaments-Acten in Bezug auf die Landstraßen zu untersuchen, und wenn solche einigen Aenderungen unterworfen werden müßten, ihre Ansicht über diesen wichtigen Gegenstand mitzutheilen, die Eingaben und Berichte, in Hinsicht auf die Landstraßen, waren dem Ausschuß übergeben.

Die Mitglieder entledigten sich dieses Auftrags mit Eifer, Genauigkeit und Zartheit. Sie fingen damit an, sich alles mögliche, zu einer gerichtlichen Untersuchung erforderliche, Licht zu verschaffen; sie beriethen sich mit Ingenieurs, mit Gelehrten, und mit Leuten, die für den Erfolg der Sache am meisten interessirt waren, z. B. den Frachtfuhrleuten, den Unternehmern der Mail-Post rc. — Die Untersuchung ließ keinen Zweifel über die Fehlerhaftigkeit der alten Straßenbau-Methode, und der Zweckmäßigkeit des neuerlichen Verfahrens übrig; die Meynung war ungetheilt in dieser Hinsicht. Der Ausschuß drückt förmlich den Wunsch aus, daß diese neue Methode, oder jede andere, die den Beyfall des Parlaments erhalten würde, allgemein im Königreich angenommen werden möchte, und daß man mit den Straßen um London den Anfang machen, damit die neue Bauart von vielen Reisenden gesehen, und schneller zur allgemeinen Kenntniß gebracht werde. Der Ausschuß hält auch für gut, daß ein Weginspektor für jeden Distrikt mit bestimmtem Gehalt angestellt werde, welcher durch die Friedensrichter in ihren vierteljährigen Zusammenkünften könne gewählt werden. Der Ausschuß ist der Ansicht, daß die sämmtlichen Parlaments-Acten, die Straßen betreffend, einer gänzlichen Reform bedürfen, oder daß ihnen wenigstens Verordnungen, die die Erfahrung nöthig macht, beygefügt werden müßten. Welche Sorge das Commite auch getragen — die Wahrheit genau zu erfahren, und seinen Auftrag treulich zu besorgen, so verlangt dasselbe doch, daß die Untersuchung weiter fortgesetzt werde, und äußert den Wunsch, es möchte in der Kammer ein neuer Ausschuß gewählt werden, um diese, für den innern Wohlstand Englands so wichtige Angelegenheit zu beendigen. Die von demselben vorgeschlagenen Verbesserungen sind folgenden Inhalts:

Nro. 1. Man solle die verschiedenen Artikel der Parlaments-Acten nunmehr in Vollziehung bringen.

Nro. 2. Werde von derselben weggelassen, was unnöthig, fehlerhaft und widersprechend sey.

Gerichtliche Untersuchungen des Ausschusses vom 2ten Merz 1819 bis zum 11ten Merz desselben Jahrganges. — Dieser Untersuchungen wurden 21 gemacht; die meisten haben eine große Ausdehnung. Alle vereinigen sich dahin, daß alle Straßen, die durch Hrn. M'Adam angelegt oder ausgebessert wurden, oder nach seinem System von seinen Nachahmern — deren er viele hat — gemacht, im besten Zustand seyen; daß diejenigen, die noch auf die frühere Weise behandelt wurden, ihnen an Güte bey weitem nachstehen; und daß die Ausgaben nach diesem neuen System weit weniger bedeutend seyen. Einige Civil-Ingenieurs, die gleichwohl dem System Hrn. M'Adams ihren vollen Beyfall geben, glauben, es würde noch besser seyn, die Straßen um London zu beyden Seiten zu pflastern, und in der Mitte die Straße nur leicht mit Kieselsteinen zu belegen, zum Behuf für Fußgänger.

Wir endigen diese Auszüge mit der Versicherung, daß nach den bewährtesten Zeugnissen, das System Hrn. M'Adam's in England nun allgemein angenommen und befolgt wird; daß man in mehreren Straßen Londons das Pflaster aufgerissen und statt dessen mit Kieselsteinen den Weg gemacht hat, und daß man namentlich auf dem

Platz Saint-James in London (St. James square) das ganze Steinpflaster weggenommen, und mit einer Lage von Kieselsteinen nach der neuen Methode behandelt, ersezt hat.

Aus Italien.

— In einer der neuesten Sizungen des k. k. Institutes zu Mailand wurden neben andern einige, auf Aufforderung der Regierung, in Betreff der seit einiger Zeit auf der Insel Meleda *) beobachteten Naturerscheinungen abgefaßte Berichte verlesen. Es hatten sich nämlich seit Anfange Merzens 1822 auf gedachter Insel wiederholte heftige Verpuffungen hören lassen, deren Ursache sich um so weniger auffinden ließ, weil sie von keinen, den Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen in der Regel im Gefolge gehenden Phänomen begleitet waren. Da ähnliche Verpuffungen auch im Jahr 1823, und zwar dießmal gleichzeitig mit einer in dem nahen Ragusi erfolgten Erderschütterung statt fanden, so veranlaßte dieses nicht nur Besichtigungen an Ort und Stelle, sondern es wurden auch der Regierung mehrere umständliche Beschreibungen der ganzen Erscheinung eingereicht; daher sie denn auf den Gedanken kam, das Institut um Mittheilung seiner Ansichten in Betreff der fraglichen Sache zu ersuchen. Der erste der Berichterstatter, der Inspektor Breislack, findet es über die Maßen schwer, in Betreff des in Rede stehenden Phänomens etwas Gründliches auszumitteln, und getraut sich nicht, eine eigene Erklärungsart desselben aufzustellen. Ausführlich läßt er sich über die Hypothese derjenigen vernehmen, welche glauben, es stehe ein Vulkan im Begriffe, sich unter der Insel zu bilden. Er rechnet diese Vermuthung zwar nicht eigentlich zu den Unmöglichkeiten, zumal ein solches Unglück an jeder Stelle des Erdbodens sich ereignen kann, bemerkt aber doch, daß jene Erderschütterungen, von denen man wissen wollte, daß sie den Detonationen auf Meleda im Gefolge gegangen, eine Erscheinung seyen, die sich in verschiedenen Gegenden der Apenninen gar häufig wiederhole, ohne daß man um deßwillen neue Vulkane hervortreten sehe; auch beweise das Beyspiel der größten und bevölkertsten Stadt Italiens, die seit so vielen Jahren in der Nähe eines, in beständigem Leben begriffenen Vulkans stehe, zur Genüge, mit wie viel Schwierigkeiten die Berechnung der Wahrscheinlichkeit einer solchen Katastrophe, wie diejenige, von welcher man die Insel Meleda bedroht glaubt, verbunden sey. Umständlich prüft in einem zweyten Rapporte der Ritter Bossi die früheren, von verschiedenen Gelehrten und Schriftstellern über die gedachte Naturerscheinung erstatteten Berichte; namentlich einen schon im Jahre 1822 von dem Dr. Kraskowitz der Bezirkshauptmannschaft von Ragusi abgestatteten, einen zweyten von 1823, welcher den Kreisarzt gedachter Stadt, Hrn. Menis, zum Verfasser hat; sodann die gegen Ende des Jahres 1823 über denselben Gegenstand im Drucke erschienenen Briefe des Dr. Stulli, und endlich eine Ansicht des Ingenieurs Romano. Hr. Bossi vergleicht dann die hier beschriebenen Phänomene mit denjenigen, die anderwärts, und namentlich im Jahre 1808 von ihm selbst in den valdesischen Thälern beobachtet worden, und zieht aus allen zusammen den Schluß, daß jene Vorhersagung einer nahe bevorstehenden Zerstörung von Meleda als grundlos zu betrachten sey. Immerhin aber hält er es für sehr zweckmäßig, durch irgend einen kenntnißreichen Physiker und Naturforscher, was die Regierung wirklich zu thun gedenkt, an Ort und Stelle noch genauere Untersuchungen anstellen zu lassen. In einem dritten, dem Institute von dem Professor Configliachi mitgetheilten Berichte wird das Wesentliche der ganzen Untersuchung in nachstehende Frage zusammengefaßt: Ist dem, bald mehr, bald minder starken Getöse, welches sich seit zwey Jahren auf der Insel Meleda hat vernehmen lassen, eine wirkliche Erderschütterung, ein eigentliches Erdbeben im Begleit oder auch im Gefolge gegangen, das als der Vorbote eines vulkanischen Ausbruches zu betrachten wäre, oder sind jene Erschütterungen nichts weiter, als die Wirkung wiederholter, den auf der Oberfläche des Bodens befindlichen Körpern mitgetheilten Vibrationen der Atmosphäre; dergleichen sich bey Explosionen von Gewittermaterie verspüren lassen? Unter den von den Hrn. Menis, Romanò und Stulli angeführten Phänomenen kommen, nach Hrn. Configliachis Dafürhalten, drey vor, welche geeignet sind, eine Lösung des Problemes herbeyzuführen, nämlich: daß bey Gelegenheit jener Verpuffungen Erderschütterungen verspürt worden, durch welche mehrere Gebäude beträchtlichen Schaden erlitten; zweytens, daß jenes Getöse mit einem starken Schimmer, mit Feuer- und Luftmeteoren begleitet gewesen, und drittens daß sich das Wasser in den Brunnen und Quellen zurückgezogen habe. Unglücklicher Weise aber sind die erwähnten drey Umstände denn doch nicht außer allen Zweifel gesezt, und die Erzähler in Betreff derselben in einigem Widerspruch. Um möglichst ins Klare zu kommen, macht Hr. C. Vorschläge zu ganz einfachen, keinen Apparat von Instrumenten erfordernden Beobachtungen auf verschiedenen Punkten der Insel, mit denen Winke an die Einwohner zu verbinden seyn dürften, sich bey etwa häufiger und stärker wiederkehrenden Erschütterungen auf eine Zeit lang aus ihren Häusern zu entfernen. Er selbst glaubt jenes Phänomen aus der Vermuthung erklären zu müssen, daß das, auf unterirdischen Wegen, in einigen, ebenfalls unterirdischen Becken sich sammelnde, nicht so fast auf der Insel selbst, als in den benachbarten Gegenden gefallene Regenwasser von Zeit zu Zeit überlaufe, und sich nach andern verborgenen Behältnissen hindränge. Wenn man sich nun vorstelle, daß mehrere solche Höhlen, vermittelst verschiedener Kanäle oder Röhren, miteinander in Verbindung stehen, so könne, meynt Hr. C., gar wohl in dem Augenblicke, wo das Wasser von der einen nach der andern überlaufe, die in jenen Höhlungen enthaltene Luft dergestalt mit fortgerissen, in Bewegung gesezt und verdichtet werden, daß ein solches Getöse und eine Erschütterung daraus entstehe, dergleichen auf der Insel Meleda verspürt worden. Es werde auch diese Vermuthung durch mehr als eine analogische, bereits bekannte Naturerscheinung bestätigt. Dahin gehören z. B. jene große Wassermassen, welche die Eingeweide der Berge des Festlandes in der Nähe von Meleda durchziehen, und sich in dieselben verlieren, der Ursprung des Timavo, der Zirknitzer-See in Kärnthen, der Fluß Latte am Comer-See u. s. w. Wiederholte Beobachtungen, die der Ritter Bossi an der Küste von Nizza anzustellen Gelegenheit gehabt hat, scheinen die Hypothese des Professors Configliachi zu bestätigen. Wenn nämlich in jenem Küstenlande zur Fluthzeit die See steigt, und besonders wenn der Andrang des Sturmes oder ein heftiges Treiben des sogeheißenen Libeccio der Südwestwindes die Wogen hoch aufschwellt, so hört man nicht selten ein ganz gewaltiges, den Explosionen schwerer Artillerie gleichendes Getöse, das durch die gewaltsame Erschütterung und einsmalige Verdickung der Luft erzeugt wird, welche in jenen Höhlen und Oeffnungen enthalten ist, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach, in den Kalksteinschichten, aus welchen die ganze Küste besteht, vorfinden.

(Die Fortsezung folgt.)

---

*) Mlit, eine der Elaphitischen Inseln.

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. Juli 1824.

Länder- und Völkerkunde.

Lebrecht Hirsemenzels, eines deutschen Schulmeisters, Briefe aus und über Italien. Herausgegeben von D. Ernst Raupach. Leipzig bey Cnobloch. 1823. XVI und 356 S. 8.

Der Dorfschulmeister Hirsemenzel macht mit seinem Vetter Gabriel, einem Kanzelisten, um die Zeit des Congresses zu Verona eine Reise nach Italien, besucht Venedig, Padua, Rovigo, Verona, Rom, und schreibt an den Pfarrer seines Dorfes, was er da gesehen, gehört und dabey gedacht hat. Der Vetter Gabriel ist ein hastiger Mensch, den Alles erzürnt, was ihm unrecht dünkt, der dann das Herz auf der Zunge trägt, und der die Welt gern nach seinem Gutdünken umbauen möchte. Hirsemenzel hingegen ist ein duldsames und friedfertiges Gemüth, dem Alles recht ist, was bestehet, und der auch an den schlimmsten Dingen immer noch eine gute Seite aufzufinden weiß. Die Briefe schreibt zwar Hirsemenzel allein, aber er referirt die Aeußerungen Gabriels, die er zu widerlegen oder wenigstens zu mildern bemüht gewesen seyn will, und so gewährt die einfache Fiction, vermöge deren der eigentliche Reisende — Dr. Raupach — sich selbst in zwey literarische Massen zerspaltet, den Lesern die Annehmlichkeit, das, was dieser über die beschriebenen Gegenstände gedacht haben mag, als Mittel zwischen zwey fingirten Extremen durch eigne Reflexion auszumitteln.

Von Padua aus z. B. schreibt der Schulmeister, wie folgt.

Was mir an der ganzen Universität, am Gebäude nämlich, am meisten gefallen hat, ist der Hof. Er bildet ein regelmäßiges Viereck, und rings umher läuft oben und unten ein im gefälligsten Styl erbauter Säulengang, der unwillkürlich an die Stoa, und was damit zusammenhängt, erinnert. Die hintere Wand dieser Säulengänge ist mit den Wappenbildern der Professoren, der einzelnen Personen und der Städte, die zur Bereicherung der Universität beygetragen haben, fast ganz bedeckt. Doch ist dieß nicht der einzige Beweis von der großen Achtung, in welcher einst hier die Professoren standen. Auf dem großen freyen Platze vor der Kirche der h. Justina befindet sich ein zirkelrunder, von einem Kanal umschlossener und mit Bäumen besezter Platz, der zum Spaziergange dient. Auf der äußern sowohl, als der innern Brustwehr des Kanals stehen zusammen einige achtzig Bildsäulen, die theils ausgezeichnete Paduaner (z. B. Titus Livius, mehrere Päbste und Feldherrn), theils berühmt gewordene Zöglinge der Universität (z. B. Stephan Batori, Johann Sobieskу u. A.), größtentheils aber Professoren darstellen.

Kaum hatten wir uns auf eine Bank des Spazierganges niedergelassen, als Gabriel, wie ich erwartete, so anhub: „O könnte ich doch ganz Deutschland auf dieses Rund versammeln und zu ihm sagen: O Deutschland! Deutschland! das seine Propheten steinigt, statt sie in Stein zu hauen, wie hier geschieht, sieh, und nimm Dir ein Beyspiel an dieser edlen, alten Stadt. Du, das nichts bedeutet in der Politik, wenig im Kriege, wenig im Gebiete des Kunstfleißes und Handels, das also seinen Ruhm nur suchen kann im Reiche der Ideen, warum verachtest und mißhandelst Du die Verwalter und Pfleger dieses Reichs? warum lässest Du deine Gelehrten darben, während Deine Zöllner und Sünder im Ueberflusse schwelgen? warum berechtigst Du Nachdrucker, Diebstahl an ihnen zu begehen, wenn sie nothgedrungen zur Hülfsquelle der Schriftstellerey ihre Zuflucht nehmen? warum erklärst Du sie für bürgerlich vogelfrey? warum dürfen die literarischen Gassenbuben ungescheut sie mit Koth und Steinen werfen? warum ist niemand bestellt, der sie mit dem Dank für ihre Werke erfreute — und wie selten ist eines, das gar keinen verdiente! — während sich jeder beeifert, sie mit Schimpf und Hohn zu überschütten, weil ihr Werk nur Menschenwerk ist? warum bist Du gerade in dem Punkte, wo allein Du deine Ehre finden könntest, barbarischer, denn alle Völker um Dich her?“ Hier mußte er, weil er zu eifrig gesprochen hatte, eine Pause machen, und ich fiel etwas entrüstet ein: „O Gabriel, mein ungerechtes Geschwi-

sterkind! wie kann der hypochondrische Hang zur Unzufriedenheit Deinen sonst hellen Verstand so verblenden, daß Du Windmühlen für Riesen ansiehst? Bis jezt habe ich immer zu diesen Deinen irrigen, oft schon laut gewordenen, Meynungen geschwiegen, aber nun laß uns endlich einmal gründlich aus der Sache sprechen. In Hinsicht der Gelehrten frage ich Dich auf Dein Gewissen, ob man behaupten könne, daß sie darben? Der Staat gibt ihnen Aemter, und mit den Aemtern auch Besoldung; diese Besoldung ist freylich verschieden, nach Maßgabe des Nutzens, den sie dem Staate leisten; aber auch der am kargsten Bedachte hat doch so viel, daß er, selbst wenn er heirathet, wozu er doch nicht wie etwa ein russischer Geistlicher gezwungen ist, dennoch täglich mit Frau und Kindern warm essen kann, vorausgesezt, daß die Frau eine gute Wirthin ist, und, wie es der Häuslichkeit gebührt, die Küche selbst besorgt. Will der Gelehrte seinen Verdienst durch Schriftstellern erhöhen, und schmälert der Nachdruck — was doch selten geschieht — diesen seinen Gewinn, so hat er sich darüber nicht zu beklagen: denn im Grunde gehört seine ganze Zeit dem Staate, der ihn besoldet, und was er davon auf Schriftstellerey verwendet, entzieht er widerrechtlich seinem Brodherrn: es ist also hier nach dem jus talionis Unrecht um Unrecht, wie Auge um Auge, und Zahn um Zahn. Wenn Du von Aechten sprichst, so verstehe ich Dich entweder nicht, oder, wenn ich Dich verstehe, so mag ich nicht darauf antworten. Der Gedanke, daß wieder einmal der Partheygeist die Welt irre leitet, hat mir schon der trüben Stunden genug verursacht: denn ich bin überzeugt, daß zwischen zwey Partheyen, deren jede, eben weil sie Parthey ist, ein Aeußerstes will, Recht und Unrecht gleich getheilt ist, wie ehemals bey gerichtlichen Kämpfen Sonne und Wind, und daß der Weltgeist den Lauf der Dinge zu einem Ziele führen wird, das keine von beyden Partheyen ahnet, das aber beyde mit etwas mehr Mäßigung für das rechte erkennen würden. Jeder will der Arzt seiner Zeit seyn, und Keiner fragt, ob denn der Mensch auch das seyn könne? Daß die Recensenten mit den Gelehrten, die zugleich Schriftsteller sind, sehr übel umgehen, will ich und kann ich nicht leugnen. Aber erstens mußt Du doch bedenken, daß man unmöglich von Leuten, die niemals in der guten Gesellschaft gelebt haben, einen guten Ton verlangen kann; und zweytens, daß niemand die Gelehrten zwingt, Schriftsteller zu werden, was eigentlich, wie schon gesagt, gar nicht ihres Amtes, ja sogar den Pflichten ihres Amtes zuwider ist. Es mag in ersterer Hinsicht allerdings Ausnahmen geben, allein sie beweisen nichts, so wie es nichts für die Pharisäer beweist, daß es einen Nikodemus unter ihnen gab. Und Du siehst, mein guter Gabriel, das Verdienst kann dem schmutzigen Gewürme nicht entgehen; schau doch hin, die tausend Eideren, die sich dort auf dem Granit der Brustwehr sonnen, wohnen alle unter den Bildsäulen dieser verdienten Feldherren, Gelehrten und Künstler. Wäre es denn nun wohl der Mühe werth, daß auch wir unsern Gelehrten Bildsäulen errichteten, damit Eideren, Kröten und anderes Ungeziefer ein sichres Obdach fände? damit unsre Gelehrten sich der edlen Wissenschaft ergäben, um ein steinernes Bild zu verdienen, statt dieselbe, gleich der wahren Tugend und der Forderung ächter Philosophie gemäß, um ihrer selbst willen zu lieben und zu betreiben? Nein, Gabriel, das kannst Du gewiß nicht wollen. Laß uns jezt zu den sogenannten Schöngeistern übergehen. Ein kluger Vater, der an seinem Sohne z. B. einen überwiegenden Hang zur Musik bemerkt, legt ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg, die fähig sind, ihn von der Ausübung dieser Kunst abzuhalten, theils um der einseitigen Entwickelung der Seelenkräfte vorzubeugen, theils weil er überzeugt ist, daß sich das wahre Genie durch alle Hindernisse den Weg zum Ziele zu bahnen weiß. So thut auch Deutschland. Der Hang zur Schöngeisterey ist überwiegend in unserm Volke; man muß ihn zügeln, und nur das ächte Genie aufkommen lassen, wenn man es nicht hindern kann. Sobald daher ein junger Dichter auftritt, fällt ihn zuerst eine Koppel Recensenten an, und behandelt ihn — wenn er nicht etwa unter aller Kritik ist, denn dann gehen sie wie mit einem Ihres gleichen, von dem nichts zu fürchten steht, sehr glimpflich um — behandeln ihn, sage ich, wie einen ruthenpflichtigen Knaben, wie einen Wahnsinnigen, um ihm sogleich alle Hoffnung auf Ruf und Ruhm abzuschneiden. Aber es wäre möglich, daß er diese Hoffnung gelassen aufgäbe, und von schnödem Gewinne gelockt, dennoch fortführe zu dichten: darum treten nun die bevollmächtigten Nachdrucker auf, und setzen die Verleger außer Stand, ihm einen erträglichen Ehrensold anzubieten. Halten ihn alle diese Hindernisse nicht zurück, ist er entschlossen, sich lieber der öffentlichen Schmach und dem Hungertode bloß zu stellen, als sein Dichten aufzugeben; dann ist man überzeugt, daß wirkliches Genie ihn treibt, und dann weiß man ihn auch zu belohnen. Eines Solchen Werke nehmen dann nach den Uebersetzungen aus dem Englischen, Spanischen, Italiänischen und Französischen den ersten Rang ein, und man überhäuft den Verfasser mit Ehren. Kannst Du das leugnen, fuhr ich fort, weil ich bemerkte, daß mich Gabriel mit einiger Befremdung betrachtete; kannst Du es leugnen, wenn Du Dich erinnerst, daß Herder, Goethe, Schiller, die beyden Schlegel geadelt worden sind, daß Jean Paul den Legationsrath und Müllner den Hofrath davon getragen hat? Ist es überhaupt nicht höchst ungerecht zu sagen, daß in einem Lande, wo sogar die Buchhändler Preise für das

beste Gedicht in dieser oder jener Gattung aussetzen, nichts für die Dichtkunst geschehe? Gesezt aber auch, Wissenschaft und Kunst würden nicht völlig so belohnt, wie sie es vielleicht verdienen, so ließe sich auch dieß rechtfertigen. Homer z. B. hat das Alterthum wenigstens zwölf, die neuere Zeit schon vierzehn Jahrhunderte erfreut. Haben sich also — ächt historisch gerechnet — hundert und vier Geschlechter an seinen Gesängen ergözt, wie hätte man mit Recht von dem ersten, nämlich dem seiner Zeitgenossen, verlangen können, daß es ihn nach Verdienst belohnen, d. h. für die folgenden hundert und drey Geschlechter bezahlen sollte. Est modus in rebus, und wenn Gott die Sünde der Väter an den Kindern nur heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, so sehe ich nicht ein, warum wir das Vergnügen unserer Nachkommen voraus bezahlen sollten bis ins hundert und dritte oder vierte Glied. Du siehst also, je längere Dauer die Werke eines Schriftstellers versprechen, d. h. je größer er ist, desto weniger sind wir ihm Belohnung schuldig." Gut, sagte Gabriel, vermuthlich weil er mir nichts zu erwiedern wußte; aber laß uns essen gehen, denn mich hungert. Und wir gingen.

Man sieht, daß der duldsame Hirsemenzel die Kunst versteht, die Blößen der Zeit bemerklich zu machen, indem er sie — zudeckt. Er macht von dieser Kunst auch in Bezug auf dasjenige, was er in Verona sah, einen sehr ergötzlichen Gebrauch. Und in den wenigen Fällen, wo er seinem Gegenstande durchaus keine löbliche Seite abgewinnen kann, z. B. bey dem Verfahren gegen die des Carbonatismus Verdächtigen im Kirchenstaate, auf auswärtige Anträge; da stellt er wenigstens glänzende Beyspiele des Gegentheils daneben. So rühmt er S. 196 die Handlungsweise des Großherzogs von Toskana.

„Er erhielt, wie man erzählt, ein Schreiben von einem andern Hofe, worin die vornehmsten Florentiner als Carbonari angeklagt, und ihm gerathen wurde, sie alle verhaften zu lassen. Der Großherzog ließ die Angeschuldigten sämmtlich zu sich entbieten, und ihnen durch seinen Staatssekretär das Schreiben vorlesen. Darauf sagte er zu den Bestürzten: „Sie sehen, meine Herren, wessen man Sie beschuldigt und was man mir räth; ich aber glaube nicht, daß Sie mir, der ich Ihnen nie Uebles zugefügt habe, übel wollen, und habe mich deßwegen mit meinem Ehrenworte für Sie verbürgt: ich hoffe, daß Sie meine Bürgschaft ehren werden." Gewiß, wenn ein Uebelgesinnter unter ihnen war, so hörte er in diesem Augenblicke auf, es zu seyn: auch herrscht in Toskana die vollkommenste Ruhe und Zufriedenheit mit der Regierung."

Es ist erwünschter für das im Raume beengte Literaturblatt, als für die weite Welt, daß der Schulmeister dergleichen Züge nicht mehr zu berichten hat: denn wir würden schwerlich der Versuchung widerstehen, sie hier sämmtlich zu wiederholen.

Ueber Kunstwerke, Antiquitäten und dergl. sagt Hirsemenzel wenig, aber es ist Geist in dem, was er sagt, und sein Urtheil ist das eines verständigen, unbefangenen Mannes, dessen natürlichen, unverbildeten Kunstsinn kein Ruf und keine Autorität verblenden.

Vom Theater insonderheit spricht er S. 159 zwar nur kurz, aber hinreichend, um uns mit dem Schicksale bekannt zu machen, welchem das deutsche gleichsam in Siebenmeilenstiefeln entgegengeht. Tragödie existirt nicht mehr. Alfieri's Stücke sind fast überall verboten. Im Fache des Lustspiels herrscht die Erbärmlichkeit. Goldoni und Gozzi sind verschwunden, man übersezt Neuigkeiten aus Frankreich, bisweilen gar aus Deutschland. Die Oper ist den Italienern Alles, und wie ist sie?

„Wir haben hier (in Verona) drey Opern gesehen, zwey ernsthafte Arminio und Isolina, und eine komische: l'inganno felice; die leztere von Rossini, die erste von Pavesi und die zweyte von Morlacchi in Musik gesezt. Von der ersten habe ich nur ein einziges Mal einen Theil gesehen, denn die Sänger waren mir nicht gut genug, um mir die Tollheit erträglich zu machen, daß Arminius, der kräftige Cheruskerfürst — von einem Mädchen (der Tosi) dargestellt wurde. Ein Italiener, dem ich diese Bemerkung mittheilte, lachte mich geradezu aus, und belehrte mich, das könne ja gar nicht anders seyn, da der Held des Stückes schlechterdings im Diskant singen müsse, ein Sopransänger aber nicht vorhanden sey. O heilige Vernunft! rief ich damals aus; aber nachher sah ich wohl ein, daß er Recht hatte, ich aber Unrecht, mich im Reiche der Empfindungen auf die Vernunft zu berufen. Dem eben erwähnten Uebelstande war bey der Oper Isolina abgeholfen, denn sie erschien erst auf der Bühne, als Velutti schon angekommen war; daher ich auch den zweyten Akt zweymal gesehen habe. Die Opera buffa war keineswegs buffa, ja würde sogar höchst langweilig gewesen seyn, wäre nicht der treffliche Bassist Galli auch zugleich ein trefflicher Schauspieler. Die Opern, als Stücke betrachtet, machen unsern sogenannten Singspielen den Rang streitig: gleiche Albernheit der Erfindung, gleiche Schlechtheit der Ausführung, gleiche Sinnlosigkeit des Ganzen. Wie unendlich weit stehen sie von Metastasio's Werken ab, die freylich auch keine Meisterstücke der Dichtkunst sind, aber doch das Verdienst einer wundervoll lieblichen Lyrik haben. Die Italiener wissen es auch sehr wohl, daß ihre Opern keinen Sinn haben, und Alles beweist, daß sie auch keinen fordern. Die Stücke sind gewöhnlich lang, und jeder der beyden Acte dauert wenigstens anderthalb Stunden; um also die Sänger nicht zu ermüden, schiebt man häufig ein Ballet zwischen den beyden Acten ein. Ein an-

dermal fängt man mit dem zweyten Aufzuge an, und läßt dann den ersten auf das Ballet folgen; oder man gibt zuerst eine Opera buffa, dann das Ballet, und zulezt den ersten oder zweyten Akt einer opera seria. Kurz das Publikum beachtet nur die hervorspringenden Einzelheiten, Arien, Duette u. s. w. und sieht das Uebrige für nothwendiges, aber gleichgültiges Nebenwerk an. Der Vetter war natürlich mit jenem Verfahren sehr unzufrieden, ich aber sagte: Gabriel, diese Aufrichtigkeit der Italiener gefällt mir gerade recht sehr. Sie verlangen keinen Sinn in dem Stücke; sie wissen, daß keiner darin ist, und behandeln es dem gemäß; bey uns hingegen gibt man gewissenhaft den zweyten Akt nach dem ersten, und den dritten nach dem zweyten, als ob wirklich das Ganze einen Sinn hätte. Was ist nun besser, die italienische Aufrichtigkeit oder unsere Heucheley? Auch folgerechter finde ich in dieser Hinsicht den Italiener, mein guter Gabriel: er sucht in der Oper nichts als Musik und thut, wohl wissend, daß niemand zweyen Herren dienen kann, freywillig auf die Poesie Verzicht; der Deutsche hingegen will beydes vereinigen, und daraus entsteht ein unglückseliges Zwitterding, wie unser Singspiel ist, wo Redende plötzlich anfangen zu singen, als hätte sie die Tarantel gestochen."

Geduld, lieber Hirsemenzel! Wir werden schon auch dahin kommen, wo die Italiener sind. Die Berliner namentlich stehen ihnen schon ziemlich nahe, und die Leipziger keuchen eifrig nach. Wären nur die guten Sänger nicht so rar, wegen des Biertrinkens, und hätten wir nur eine lautreichere Sprache! Die liebe Sinnlichkeit würd' uns bald vollends zu der gänzlichen Verzichtleistung auf Sinn in der dramatischen Kunst bringen, der Poesie gar nicht einmal zu erwähnen. Gesang bringt Kinder um so besser in Schlaf, je sinnloser er ist; und eben so den inneren Menschen, den sogenannten Geist der Nationen, den Zeitgeist, kurz alle die bösen Geister, welche durch ihren Spuck die duldsamen hirsemenzelischen Gemüther verwirren, und vor denen — wie figura Gabriels zeigt — selbst Kanzelisten nicht mehr sicher sind.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In einem der neuern Hefte der Antologia di Firenze wird von einem Hrn. H. Majer Bericht über die ungewöhnlich großen Fortschritte erstattet, welche die Taubstummenanstalt zu Genua unter der Leitung des P. Azarotti gemacht hat. Dem wohlthätigen Einflusse dieses geschickten Lehrers ist es, indem er von der Sprache, die jeder einzelne Taubstumme sich blos natürlicher Weise gebildet hatte, Partie zog, gelungen, den Zöglingen mit unglaublicher Schnelligkeit das Lateinische, Italienische, Französische, Englische und Spanische, die allgemeine Geschichte alter und neuer Zeit, die Geographie, Algebra und Geometrie, die Anfangsgründe der Astronomie, die Metaphysik und einige andere Abschnitte der rationellen Philosophie, und endlich eine Kenntniß der Religion, so wie auch der Zeichen- und Kupferstecherkunst, beyzubringen. Durch mehrere Sitzungen hat der Pater Azarotti Hrn. M. in den Fall gesezt, die Entwickelung seiner Zöglinge zu beurtheilen. Hr. Majer hat seiner Erzählung alles desjenigen, wovon er Augenzeuge gewesen ist, einige philosophische Betrachtungen über den reellen Nutzen der Beschäftigungen, auf welche die Taubstummen sich beschränken sollten, beygefügt, und hält, wohl nicht mit Unrecht, dafür, daß man sie lieber zu geschickten Künstlern, als zu oberflächlichen Gelehrten bilden sollte.

— Zu Nizza hat der französische Arzt, Hr. Cauvy, kürzlich eine für diese Stadt neue Anstalt gegründet, wo die Kranken, welche die Schönheit des Klima und die vortreffliche Luft alljährlich nach diesem reizenden Flecke der Erde hinzieht, große Bequemlichkeiten finden werden. Vier Häuser, welche zusammen 25 bis 30 Familien fassen können, sind zum Behufe dieser Unternehmung angewiesen. Jeder Kranke findet daselbst die für seine Umstände zuträglichste Lage, und kann sich mit Spaziergängen in den weitläufigen, der Anstalt zustehenden Orangengärten erlustigen. Ein englischer Arzt und ein Apotheker werden eifrig, und mit dem ganzen Umfang ihrer Talente zu dem Wohl des Hauses mitwirken, und jeder Kranke sich der sorgfältigsten und umfassendsten Pflege zu erfreuen haben.

— Die Bevölkerung des Königreichs Neapel, welche mit Ende 1821 5,256,020 Seelen betragen hatte, belief sich am 31. Dec. 1822 auf 5,322,889 Individuen, wovon 2,595,872 männlichen, und 2,727,017 weiblichen Geschlechts; es hatte demnach die Bevölkerung in Jahresfrist um 66,869 Seelen zugenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreibfehler.

In der Recens. von Warnsdorfs Rösselsprung, No. 41. Sp. 2. Z. 10. v. o. lese man: für das Feld 62, statt: für das Feld 64.

D. Rec.

Urtheilsfehler.

In eben demselben Blatte, S. 162, hab' ich in der Anmerkung die Vermuthung geäußert, daß das ganze theoretische Gebäude des Hrn. v. W. wohl zusammenfallen dürfte, weil er den Satz, daß das Feld m + 1 zu einem neuen Anfangsfelde tauge, wenn der Springer von 1 auf m gehen kann, ohne die nothwendige Einschränkung aufgestellt hat, daß der Springer unmittelbar von 1 auf m müsse gehen können. Das hat er nun zwar allerdings gethan; aber er hat, wie ich bey späterer Prüfung gefunden habe, seinen uneingeschränkt ausgedrückten Lehrsatz nirgends anders angewendet, als in dem eingeschränkten Sinne, in welchem er richtig ist. Folglich thut die Unrichtigkeit des Ausdrucks dem darauf gebauten System keinen Schaden. Dagegen hab' ich häufig, wo nicht überall, das Zeichen der Addition (+) gefunden, wo das Zeichen der Multiplication (×) stehen sollte, welches billig als Druckfehler hätte angezeigt werden sollen.

Müllner.

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. Juli 1824.

Taschenliteratur für 1824.

Die Vorzeit, ein Taschenbuch für das Jahr 1824. Marburg und Kassel bey Krieger.

Zur wahren Freude der Freunde der Geschichte und der Billigkeit hat das unvernünftige und alles Maß überschreitende Anpreisen und Bewundern des Mittelalters allmählig nachgelassen. Das undesonnene, alles gesunden Urtheils baare Loben jener Zeit diente nur, dieselbe in noch tieferes Dunkel zu hüllen, ihr noch mehrere Gegner, noch mehrere Verächter zu erwerben. Behüte mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst beschützen, wäre gewiß die Bitte gewesen, welche das Mittelalter an seinen Geschichtschreiber in jener Periode der Lobhudeley zu thun gehabt.

Wer nur, von bestochener Vorliebe oder Geringschätzung gleich weit entfernt, die Geschichtstafeln der Vorzeit aufschlägt, wird gewiß des Belehrenden, und selbst in unsrer Zeit der Nachahmung Würdigen so Vieles in denselben aufgezeichnet finden.

Die Aufgabe dieses Taschenbuches ist es, den Lesern eine angenehme Auswahl daraus vorzulegen, und R. kann in dieser Beziehung aus dessen Inhalt besonders der Bauer Hans Hosse, Liebling des Landgrafen Carl von Hessen-Cassel, Kleine historische Merkwürdigkeiten, und Etwas über die Regierung und Gesetzgebung des deutschen Ordens in Preußen anführen, wovon besonders der Eingang des lezteren Aufsatzes, wegen seines erchtsgeschichtlichen und staatswirthschaftlichen Interesses, hier angeführt werden mag.

„Wenn es von allen Staatswirthschafts-Lehrern als eine ausgemachte Wahrheit angenommen wird, daß ein Land nur unter einer regelmäßigen, milden, von weisen Grundsätzen geleiteten, Regierung bevölkert und blühend werden, und sich auf einer bedeutenden Stufe des Wohlstandes erhalten könne, so geräth man in Verlegenheit, wenn man den, durch die unwiderleglichsten Thatsachen erwiesenen hohen Grad von Reichthum und bürgerlicher Wohlfahrt, dessen sich Preußen vor der berühmten Tannenberger Schlacht erfreute, mit den Anschuldigungen von Willkür, Bedrückung, Tyranney und Ungerechtigkeit vergleicht, deren sich die deutschen Ordensritter, als Regenten des Landes, nach den Behauptungen der meisten ältern preußischen Geschichtschreiber, sollen haben zu Schulden kommen lassen. Im Jahre 1404 enthielt Preußen auf einer Grundfläche von 1200 Geviertmeilen 55 ummauerte und starkbefestigte Städte, von denen mehrere 2000 ganz gewappnete und berittene Bürger ins Feld stellten; 48 Ordens-Schlösser, worunter viele mit einer Pracht und Festigkeit gebaut, die nach dem heutigen Geldwerthe einen Aufwand von Millionen erfordert haben würden; an 100 adliche, zum größten Theile auch stark befestigte, Schlösser; 740 Kirchdörfer, 2000 freye Landhöfe und 18,368 Dörfer. *) Die Bevölkerung dieses Landes zur damaligen Zeit kann, nach der mäßigsten Berechnung, zwischen 2½ und 3 Millionen angenommen werden, und in den Staats-Schatz floß ein jährliches Rein-Einkommen von 800,000 Mark, eine für die damalige Zeit unglaubliche Summe. Diese Angaben sind sämmtlich so genau dokumentirt, daß darüber kein Zweifel obwalten kann, und der hohe — für jenes Zeitalter ganz ungewöhnliche — Wohlstand Preußens ist also unbestreitbar erwiesen. Daraus ließe sich demnach folgern, daß die Regierung des deutschen Ordens weise, milde, gerecht gewesen seyn müsse, da ohne das der Staat arm, elend, entvölkert geworden wäre. Gleichwohl heißen die deutschen Ritter bey den meisten Schriftstellern des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts, — die neuern verdienen der Erwähnung nicht, da sie, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, treue Nachschreiber der ältern sind, — Tyrannen, Despoten, Verschwender, Lasterhafte, und werden häufig als wahre Scheusale dargestellt. Wenn sie nun dieses bey dem erwiesenen Flor des von ihnen beherrschten Landes nicht seyn konnten, so ist doch auch andrer Seits nicht anzunehmen, daß beynahe alle Geschichtschreiber des berührten Zeitraums

*) Wenn an einem andern Orte die Zahl der Dörfer auf 21,000 angegeben worden, so ist dieses mit Inbegriff der Kirchdörfer und Landhöfe zu verstehen.

absichtlich die Wahrheit entstellt haben sollten, und es fragt sich: was man davon glauben darf, und was nicht? Um einen Leitfaden durch dieses Labyrinth von Widersprüchen zu finden, müssen wir untersuchen, wer die, den Orden anklagenden, Schriftsteller waren, und unter welchen Verhältnissen sie schrieben? wobey es auch nothwendig ist, die verschiedenen Epochen des Ordens, die seiner Größe und die seines Verfalls zu berücksichtigen.

„Von den Schriftstellern, die für die ältere Geschichte Preußens als Quellen gelten, waren Christian († 1241), Radlubeck († 1326), Dlugosz († 1480), Cromer († 1589), sämmtlich Bischöfe, und, mit Ausnahme des erstern, sämmtlich polnische Vasallen, also aus zwiefachem Grunde entschiedene Gegner des Ordens, der sowohl gegen Polen, wie gegen die Anmaßungen des hohen römischen Klerus in einer beynahe ununterbrochenen Fehde begriffen war. Grund genug, ihre Anschuldigungen verdächtig zu finden! In Nikolaus Jeroschin, (bis 1331), Peter von Duisburg (bis 1396), dem Chronicon Anonymi (bis 1390), Lindenblat und der großen Ordens-Chronik, gleichfalls Quellenschriften, steht nichts von allem dem, was dem Orden zum Vorwurf gereichen könnte. Freylich aber beweiset dieses nichts zu Gunsten des Ordens; denn die Verfasser der leztgenannten Werke waren entweder selbst Ordensritter, oder doch genau mit dem Orden verbündet und also partheyisch für ihn. Lukas David († 1583), dessen Chronik ein Hauptwerk für die preußische Geschichte ist, und der alle vorbenannte Werke, mit Ausnahme des Dlugosz, benuzt hat, war Rath am Hofe Markgraf Albrecht's, der Preußen säkularisirte, und seiner Nachfolger, und hatte also dringende Ursachen, den deutschen Orden in ein nachtheiliges Licht zu stellen; *) Simon Grunow aber, (schried bis 1524) seiner Unzahl von Mährchen ungeachtet, ebenfalls wichtig für die Geschichte Preußens, war ein Prediger-Mönch zu Danzig, und also, der Landsmannschaft und von Standes wegen, ein Feind des Ordens.

„Wenn nun aus den eben dargestellten Verhältnissen der Quellen-Schriftsteller ihre Ansichten über den Orden erklärbar werden, so müssen wir doch zugeben, daß sie bey allem Vorurtheil und bey aller Befangenheit den Orden nimmer so hart hätten anklagen können, wenn sie nicht wenigstens einigen Grund dazu gefunden hätten. Diesen fanden sie auch in der That; denn da sie das kraftvolle, großartige Regierungs-System des Ordens nicht zu begreifen vermochten, so mußte ihnen die durchgreifende, konsequente Handlungsweise desselben nothwendig als willkürlich und tyrannisch erscheinen, und als nach der Katastrophe von 1410 die ganze Verfassung des Ordens zerrüttet wurde und faktisch, wenn gleich nicht formell, eine gänzliche Umwälzung erlitt, da bot allerdings die Ordens-Regierung hinreichenden Stoff zum Tadel dar.

*) Dadurch soll der ehrwürdige Mann keineswegs herabgewürdigt werden; seine Wahrheitsliebe ist über allen Verdacht erhaben. Aber sein Verhältniß als Kanzler des Bisthums von Kulm, und darauf als Hofgerichtsrath des Herzogs von Preußen, mußte nothwendig Einfluß auf seine Ansichten haben.

„Daß der bis zu diesem Zeitpunkt wunderbare Flor des Landes, der große Reichthum des Ordens und dessen Riesen-Unternehmungen mit Willkür, Bedrückungen und schlechter Landes- und Justiz-Verwaltung durchaus unvereinbar sind, bedarf kaum eines Beweises. Was ist aus dem goldreichen Spanien, was aus den einstigen Kornkammern halber Welttheile, Sizilien und Aegypten, was endlich aus Griechenland und Klein-Asien geworden? In welches Elend haben schlechte Regierungen Portugal, den Kirchenstaat und Polen gestürzt? Vergleichen wir mit diesen Ländern das stark bevölkerte, wie ein Garten angebaute Preußen, wie es bis zum Jahr 1410 war, dessen Bauern Tonnenweis Geld sammelten, dessen Kaufleute die Ernten ganzer Länder aufkauften, dessen Regenten ganze Provinzen mit baarem Gelde erstanden, und den europäischen Königen Darlehen gaben, so dringt sich uns die Ueberzeugung auf, daß Preußen von dem Orden mit großer Weisheit regiert werden mußte, weil sonst dergleichen Erscheinungen physisch unmöglich gewesen wären.

„Es ist unbezweifelt, daß, wenn ein dazu geeigneter Gelehrter die, freylich höchst mühsame, doch aber ausführbare, Arbeit übernehmen wollte, alle von den Hochmeistern gegebenen Gesetze, dann aber alle, auf die Landes-Verwaltung Bezug habenden Verordnungen und Verfügungen zu sammeln und dergestalt zusammen zu stellen, daß daraus das vollständige System der Gesetzgebung und Landes-Verwaltung des Ordens hervorginge, unsere heutigen Gesetzgeber und Staatswirthe noch vieles für sie Anwendbare darin finden würden. Da dieses wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, so dürfte die kurze Andeutung einiger Grundzüge des Landes-Verwaltungs-Systems des deutschen Ordens in der Periode seiner Größe vielleicht nicht ganz überflüssig seyn.

„Vor allem hütete der Orden sich vor dem so verderblichen Viel-Regieren, welches störend in das häusliche und bürgerliche Leben der Regierten eingreift, und sie zu trägen, muthlosen Sklaven herabwürdigt. Er erlaubte den Städtebewohnern, ihre Magistrate selbst zu wählen, er gestattete diesen die Ausübung der niederen, und, mit wenigen Ausnahmen, sogar der hohen Gerichtsbarkeit und die Verwaltung des Gemeinde-Vermögens, und behielt sich allein die Oberaufsicht in so fern vor, als solches zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung durchaus erforderlich war.

„Frey von allem kleinlichen Mißtrauen, hielt der Orden es für billig, daß der freye Mann seinen Heerd selbst vertheidigen heiße, und darum gestattete er nicht nur den Bürgern und freyen Landleuten das Recht, Waffen zu tragen, sondern erlaubte auch, besonders den erstern, Zeughäuser anzulegen, und aus ihrer Mitte vollständige wehrhafte Heerhaufen zu bilden. Freylich verpflichtete er sie auch dagegen, die Mauern ihrer Städte selbst gegen den angreifenden Feind zu vertheidigen und in seinen Kriegen gewappnet im Felde zu erscheinen. Aber das thaten sie gern, weil sie für ihr eigenes Interesse die Waffen führten, und der Orden ersparte auf diese Weise kostspielige Besatzungen, und hatte stets ein kraftvolles wohlgeübtes Heer in Bereitschaft, ohne den mindesten Aufwand dafür machen zu dürfen.

„Stets war der Orden auf die bestmöglichste Benutzung der physischen Kräfte seiner Unterthanen bedacht, daher verpönte er alle Arten von Müssiggang auf das härteste, und daher beschränkte er die Ausbreitung der Bettelmönche, so viel nur immer möglich war.

„So wenig der Orden auch seine Unterthanen in ihrer natürlichen Freyheit beschränken mochte, so wollte er doch, was jeder gute Regent stets wollen sollte, allein Herr in seinem Lande seyn. Er kehrte sich so wenig an die Breven und Bullen des Papstes, als an die Edikte des Kaisers; die päpstlichen Ablaßkrämer und Legaten wurden verspottet, und über die Landesgränze gebracht, und Unterthanen, die bey dem Papste oder dem Kaiser Beschwerde führten, wurden ersäuft oder erhenkt.

„Alle Verwaltungsbeamte des Ordens waren zugleich Mitglieder desselben, und hatten als solche dringende Bewegungsgründe, ihren Aemtern wohl vorzustehen. Das große Problem aller Regenten, ihr Interesse mit dem ihrer Beamten auf das innigste und unzertrennlichste zu verschmelzen, hatte der Orden dadurch auf das glücklichste gelöst, und darum mangelte seiner Regierung auch das Gedeihen nicht.

„Mit unerbittlicher Strenge hielt der Orden auf die Befolgung seiner Gesetze und Verordnungen. Es ist eine alt-bewährte Erfahrung, die aber wohl nie und nirgendwo mehr beherzigt worden ist, als bey dem deutschen Orden in der Periode seiner Größe, daß Nachsicht die Schuld gebiert. Unnachsichtlich und ohne Ansehen der Person wurden Uebertretungen der Gesetze bestraft, und darum erfüllte die Gesetzgebung auch ganz ihren Zweck, das heißt, sie verminderte die Verbrechen und Vergehen, und erleichterte den Regierten das Bestreben, ihre Bestimmung als Menschen und Bürger zu erreichen.

„Endlich schützte der Orden das Leben, die Ehre und das Vermögen seiner Unterthanen, mit einer Sorgfalt, die in dem Zeitalter in keinem christlichen Staate so weit getrieben wurde. Wenn man die, diese Gegenstände betreffenden, Gesetze, gleich denen des Drako, mit Blut geschriebene nennt, so wollen wir nicht widersprechen; denn in der That, es ist kaum möglich, härtere Strafen zu erfinden, als die in dergleichen Fällen von dem Orden verhängten waren. Indessen bewährte sich ihre Zweckmäßigkeit durch die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Verbrechen, in einem Zeitalter, wo die sittliche Bildung der Menschen nur noch einen schwachen Zügel ihrer Begierden und Leidenschaften darbot, und in einem Lande, wo die Waffen beynahe nimmer ruhten, und deßhalb bedürfen sie also keiner Rechtfertigung.

„Wir finden, daß der deutsche Orden schon mitunter im 13ten und 14ten Jahrhunderte bey der Staatsverwaltung Grundsätze zur Ausführung brachte, die uns im 15ten noch als neuerfunden angepriesen worden sind, und deren Anwendung oft sogar noch vergebens gewünscht wird; wir finden ferner, daß gerade in denen Staaten, die nach einem Systeme verwaltet werden, welches in seinen Grundzügen mit dem des deutschen Ordens übereinstimmt, die größtmöglichste Summe von Volksglück herrscht. Ein sicherer Beweis von der Weisheit jener alten ritterlichen Gesetzgeber! Als Beweis des eben Gesagten theilen wir nachfolgend einige Artikel aus der Landes-Ordnung des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen (regierte von 1309 bis 1312) mit.

„Art. I. Es soll kein Jude, Zauberer, Schatzgräber oder Weidler (altpreußischer Wahrsager) im Lande geduldet, noch weniger von den Einwohnern in den Städten und auf dem Lande aufgenommen werden. Wer sie aber hegen wird, der soll die nämliche Strafe leiden, die über diese Betrüger selbst verhängt ist.

„Art. III. Wer preußisches Gesinde im Dienst hat, soll es anhalten, an Sonn- und Festtagen dem Gottesdienst beyzuwohnen und Deutsch zu reden, bey Strafe von drey Mark.

„(Dieses, zur Beförderung der Sittlichkeit der untern Volksklasse nothwendige, Gesetz widerlegt auf eine unzweydeutige Weise den, dem Orden häufig gemachten Vorwurf, daß ihm der Kultur-Zustand seiner preußischen Unterthanen gleichgültig gewesen sey.)

„Art. IV. Kein geborner Preuße darf in den Städten, Vorstädten und Dörfern Theil an der Verwaltung haben. Auch soll kein Preuße, weder Mann noch Weib, Bier schenken, sondern die Eingebornen sollen allein dem Ackerbau obliegen.

„(Bey der Empörungs-Sucht der neubekehrten Preußen war es nothwendig, sie von allen einflußreichen bürgerlichen Verhältnissen fern zu halten, wodurch sie der öffentlichen Ruhe hätten gefährlich werden können.

Sobald diese Besorgniß überflüssig wurde, verlor das Gesetz seine Kraft.)

„Art. V. Enthält die Festsetzung des Gesinde- und Tagelohns. Als sehr human verdient die Verordnung darin bemerkt zu werden, daß kein Brodherr einen Dienstboten miethen soll, ohne Mitwissen der nächsten Anverwandten des Letztern.

„Art. VI. So ein Dienstbote seiner Herrschaft entlauft, so mag dieselbe ihn aufsuchen, und wo sie ihn findet, ihn bey einem Ohr annageln.

„(Allerdings hart, doch wegen der damals verwilderten und widerspenstigen Eingebornen zu entschuldigen.)

„Welche Herrschaft ihren Dienstboten ohne rechtliche Ursache entläßt, die soll ihm seinen vollen jährlichen Lohn zahlen. Keinen Lediggänger soll man leiden bey großer Strafe.

„Art. VII. Dienstboten, die sich verehelichen wollen, soll dieses von der Herrschaft nicht verwehret werden dürfen, außer in der Aernte, der Weinlese und beym Hopfenpflücken. (In Deutschland war es zu der Zeit noch allgemein ein Vorrecht der Brodherrschaft, dem Gesinde nach Gutdünken das Heirathen zu verbieten.)

„Art. IX. Die Verkäufer sollen ihre Waare auf die Märkte der Städte feil stellen. Die Vorkauferey wird mit Verlust der Waare und dreyßig Mark bestraft.

„Art. X. Ein jeglicher Handwerker soll ein besonderes Merkzeichen haben, um damit seine Arbeit zu bezeichnen, auf daß man die Arbeit eines jeden erkennen mag.

„Art. XII. Weder Edelleute auf dem Lande, noch Bauern, dürfen Handel treiben, noch Bier brauen, da solches allein städtische Gewerbe sind.

„(Ein großer, wegen seines Haushalts ausgezeichneter, Staat hat noch in unsern Tagen lange, wiewohl bis jetzt vergeblich, darauf hingearbeitet, die Land-Brauereyen in die Städte zu verlegen. Ein Beweis, wie probehaltig die Staatswirthschaft des Ordens war.)

„Art. XV. Keine gemachten Kleider sollen in's Land zum Verkauf eingeführt werden. Auch ist es nicht erlaubt, ein Gewand nochmals zu färben, sondern es soll bey seiner ursprünglichen Farbe belassen bleiben.

„Art. XVI. Kein Landmann soll um Lohn Fuhrwerke, noch Waare feil haben, ausgenommen die Krugwirthe, die andern sollen ihre Aecker bauen, bey Strafe von 10 Mark.

„Art. XIX. Niemand soll verlaufenes Gesindel in sein Haus aufnehmen, bey Strafe von dreyßig Mark.

„Art. XX. Um keinerley Schuld darf Vieh verpfändet werden, welches der Eigner zu seiner täglichen Arbeit bedarf.

„(Dieses so menschliche und mit den Grundsätzen der Billigkeit übereinstimmende Gesetz wird noch gegenwärtig in einigen deutschen Staaten gar nicht, oder doch nur unvollständig in Anwendung gebracht.)

„Art. XXII. Niemand soll Holz ausroden, um es zu verkaufen; es sey dann, er wolle Acker statt des Holzwuchses machen: bey Verlust des Holzes und Strafe von drey Mark.

„(Wer dachte zu jener Zeit in Deutschland wohl an Holzschonung?)

„Art. XXIII. Es soll Jedermann frey stehen, sich wegen eines ihm zugefügten Schadens auf dem Lande auf die Entscheidung guter Leute zu berufen.

„(Dieses etwas dunkel abgefaßte Gesetz ist von großem Nutzen für den preußischen Landmann gewesen, und hat mit einigen Abänderungen bis jetzt bestanden. Es besagt nämlich nichts anderes, als: wenn Jemanden an seinen Gütern — Saaten, Wiesen, Bäumen — ein Schade — durch Menschen oder Vieh — zugefügt wird, so steht es ihm frey, ohne gerichtliche Dazwischenkunft, die Größe des Schadens durch gute, d. h. unpartheyische und sachkundige Leute bestimmen zu lassen, um auf den Grund dieser Bestimmung seine Entschädigungs-Forderung machen zu können. Um dergleichen Feldschäden richtig zu würdigen, müssen sie auf frischer That besichtigt werden; da dieses aber von einem Richter, seiner andern Amtsgeschäfte wegen, in den wenigsten Fällen würde haben geschehen können, so war die Besichtigung und Abschätzung durch die sogenannten guten Leute — in spätern Zeiten Landgeschworene — allerdings höchst zweckmäßig.)

„Art. XXIV. Alljährlich sollen die Dorfrichter mit ihren Besitzern die Gränzen der Dörfer umreiten, und die Gränzzeichen und Scheiden, da wo sie unkenntlich geworden sind, erneuern: bey Strafe des Ersatzes alles Schadens, der durch Unterlassung dieser Pflicht entstehen könnte. (Wäre dieses Gesetz überall eingeführt und auf die Beobachtung desselben gehalten worden, so wären Tausende von Prozessen und Tausende von verarmten Familien weniger.)

„Art. XXVII. Die Vormünder der Wittwen und Waisen sollen die ihnen anvertrauten Güter ihrer Bevormundeten schriftlich verzeichnen und beschreiben lassen, und das ihnen Anvertraute ganz so, wie sie es übernommen haben, abliefern, bey Verlust ihrer Ehre.

„Art. XXXI. Die sämmtlichen Artikel der Landes-Ordnung sollen in allen Städten, Dörfern und Gemeinden dreymal öffentlich vorgelesen werden, damit sie zu Jedermanns Kenntniß kommen und Jedem im Gedächtniß bleiben."

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Freitag den 9. Juli 1824.

Lord Byron. *)

(Aus dem Edinburgh Weekly Journal.)

Mitten in der allgemeinen Stille der politischen Atmosphäre hat uns aus einer andern Weltgegend eine jener Todesnachrichten erschüttert, die gleich den Tönen aus der Posaune eines Erzengels erschallen, um plötzlich die Seele eines ganzen Volks zu erwecken. Lord Byron, der so lange und so ganz den ersten Platz in der öffentlichen Meynung gefüllt, hat das Loos der Menschheit getheilt. Er starb zu Missolonghi den 19ten April. Der mächtige Genius, der unter uns als ein über die gewöhnliche Sterblichkeit erhabenes Wesen wandelte, und dessen Gewalt uns mit Staunen und mit einer Art Schauder ergreift, als wenn wir nicht wüßten, ob sie dem Guten oder dem Uebel angehöre, ist nun eben so tief zur Ruhe gelegt, als der arme Bauer, dessen Ideen sich niemals über sein Tagewerk erhoben. Die Stimmen gerechten Tadels und boshafter Kritik verstummen auf einmal, und es scheint uns fast, als ob das große Licht des Himmels in demselben Augenblicke am Horizonte verschwunden sey, wo jedes Fernglas gerichtet war, um die Flecken zu betrachten, die seinen Glanz verdunkelten. Jezt ist nicht die Frage: was waren Byrons Fehler? was waren seine Irrthümer? sondern: wie kann die Leere, welche er in der brittischen Literatur läßt, ausgefüllt werden? Durch niemand, fürchten wir, in einem Zeitalter, das unter mehreren hochbegabten Männern doch keinen hervorgebracht, der Byron an Originalität, diesem ersten Attribute des Genie's, gleich käme. Nur 37 Jahre alt — und schon so viel für die Unsterblichkeit gethan — und noch so viel Zeit übrig, so schien es uns kurzsichtigen Sterblichen, um seinen Ruhm zu behaupten und zu erweitern und nur Irrthümer in seinem Leben und Leichtsinn in seinen Werken abzubüßen — wer wollte nicht trauern, daß ein solcher Lauf verkürzt worden, wenn er sich auch nicht immer auf dem engen Pfade erhielt, und daß ein solches Licht erlosch, wenn gleich seine Flamme uns zuweilen blendete und irre führte? Noch ein Wort über diesen schmerzlichen Gegenstand, bevor wir ihn auf immer verlassen.

Lord Byrons Irrthümer entsprangen weder aus einem verdorbenen Herzen, denn die Natur konnte nicht eine solche Anomalie begehen, und die außerordentlichsten Talente mit einem unvollkommenen Sinn für Sittlichkeit verbinden, noch aus für die Bewunderung der Tugend erstorbenen Gefühlen. *) Nie gab es ein freund:

*) Wir haben zwar schon eine kurze Skizze über Byron gegeben, glauben aber demungeachtet, auch Obiges werde unsern Lesern willkommen seyn, da es aus W. Scott's Feder floß.

*) Wie schwer es ist, die Handlungen der Menschen richtig zu beurtheilen, mag nachstehende, aus einem englischen Journal (The Clare and Ennis Advertiser) gezogene Erzählung über die Ursache der Trennung des Lords Byron von seiner Gemahlin dienen, die aus echter Quelle herrühren soll.

Die erste Ursache zum Bruch, sagt die Erzählung, war die wirklich übertriebene Eifersucht der Lady Byron. Sie hatte zur Vertrauten ihres Verdachts und Kummers eine Frau gemacht, welche ehemals ihre Hofmeisterin gewesen, und, seit ihrer Ehe, gewissermaßen als Freundin im Hause geblieben war. Diese, statt ihre Zweifel zu zerstreuen, vermehrte sie im Gegentheil durch treulose Einschmeichelungen und die gefährlichsten Einflüsterungen. Dieser weibliche Jago schien den Plan geschmiedet zu haben, die beyden Gatten zu entzweyen; lange aber hatte es ihr nicht gelingen wollen, weil Lord Byron, nach dem Zeugniß aller Personen, die ihn kannten, seit seiner Ehe das ordentlichste Leben geführt; ein zufälliger Umstand gab endlich dieser böswilligen Freundin das Mittel an die Hand, ihren Plan auszuführen. Lord Byron war zu jener Zeit Mitglied des Ausschusses (Kommittee) vom Theater Drury-Lane, und dieser Stelle wegen bekam er öfters Besuche von einer Menge Personen beyderley Geschlechts, welche mit ihm über das, was die Verwaltung anging, zu sprechen wünschten. Die schöne Mistriß Mardyn, welche damals bey diesem Theater angestellt war, sah sich veranlaßt, wegen einiger auf ihre dramatischen Interessen bezüglichen Geschäfte in die Wohnung Byrons zu gehen, der sie in seiner Bibliothek empfing. Während dieses Besuches kam unvermuthet ein sehr starker Regen, und Lord Byron hatte für Miß Mardyn nach einer Lohnkutsche schicken lassen; allein es war unmöglich, sich eine zu verschaffen; und jezt bot der Lord höflich ihr seinen Wagen an. Lady Byron, welche von der Ankunft der Miß Mardyn benachrichtigt worden war, und erfuhr, ihr Gatte hätte für sie seine Pferde verlangt, ließ durch

ücheres Herz für Mitgefühl, oder eine offenere Hand zur Erleichterung der Unglücklichen, und nie war ein Gemüth mehr zur enthusiastischen Bewunderung edler Handlungen gebildet, so bald er überzeugt war, daß sie aus uneigennützigen Beweggründen entsprangen. Lord Byron war ganz frey von jenem Fluche der Literatur, wir meynen die Eifersucht und den Neid, welche sie herabwürdigen. Allein sein wundervolles Genie war von einer Natur, die alle Schranken verachtet, selbst dann, wenn Schranken am heilsamsten waren. Auf der Schule zeichnete er sich nur in den Aufgaben aus, die er freywillig übernahm, und seine Lage als ein junger Mann von Rang mit heftigen Leidenschaften und in dem unbeschränkten Genusse eines beträchtlichen Vermögens vermehrten die Ungeduld gegen allen Zwang und Einschränkung, die ihm natürlich war. Als Schriftsteller weigerte er sich, seine Sache vor den Schranken der Kritik zu führen; als Mensch wollte er sich keiner moralischen Verantwortlichkeit vor dem Tribunale der öffentlichen Meynung unterziehen. Vorstellungen von einem Freunde, von dessen Absichten und Güte er überzeugt war, hatten oft großes Gewicht bey ihm; allein es gab wenige, die es wagen konnten, eine so schwere Aufgabe zu unternehmen. Tadel ertrug er mit Ungeduld, und Vorwürfe bestärkten ihn in seinen Irrthümern; so daß er oft dem tapfern Schlachtroß glich, welches sich auf den Stahl stürzt, der es verwundet. In der peinlichsten Krise seines Privatlebens zeigte er diese Reizbarkeit und Ungeduld gegen Tadel in einem so hohen Grade, daß er fast dem edlen Opfer im Stiergefechte zu vergleichen war, das mehr durch die Feuerräder, Pfeile und winzigen Quälereyen des niedrigen Haufens, der sich außer den Schranken befindet, in Wuth gesezt wird, als durch die Lanze seines edleren, und so zu sagen rechtmäßigeren Feindes. Mit einem Worte, viele seiner Irrthümer entsprangen aus Troz und aus Geringschäzung seiner Tadler und aus dem Beweggrunde, „seine willkürliche Macht zu zeigen," wie Drydens Despot: Es ist nutzlos zu sagen, daß dieß eine falsche und vorurtheilsvolle Ansicht eines solchen Streites war; und daß, wenn der edle Barde eine Art von Triumph gewann, indem er die Welt zwang, Poesien zu lesen, obgleich mit niedrigen Dingen vermischt, weil sie von **ihm** waren, er dagegen den Unwürdigen einen **unwürdigen** Triumph bereitete, außer dem tiefen Grame, welchen er denen verursachte, deren Beyfall er in seinen kühlen Momenten am höchsten schäzte.

Es war derselbe Fall mit seiner Politik, welche bey mehreren Gelegenheiten einen drohenden und verächtlichen Ton gegen die Konstitution seines Landes annahm, während in der That Byron in seinem Herzen nicht allein seine Vorrechte als Engländer, sondern auch die Auszeichnungen, welche seiner hohen Geburt und seinem Range angehörten, hinlänglich fühlte, und besonders empfindlich für diejenigen Schattirungen war, welche das bezeichnen, was man die Sitten eines Mannes von gutem Tone (manners of a Gentleman) nennt. In der That, ungeachtet aller Epigramme und des kleinen Wizkrieges, dessen er sich weit besser enthalten hätte, würde er, wenn ein Zusammenstoßen der aristokratischen und demokratischen Partheyen in seinem Vaterlande statt gehabt, alle seine Energie zur Vertheidigung derjenigen aufgewandt haben, zu der er natürlich gehörte. Er hat seine eignen Gefühle über diesen Gegenstand im lezten Gesange des Don Juan ausgesprochen, und dieß war vollkommen in Harmonie mit der Meynung, die er im

---

einen ihrer Leute antworten: der Wagen Mylords wäre schon sonst Jemand geliehen worden und noch nicht zurückgekehrt. Lord Byron errieth sogleich den Beweggrund zu dieser Antwort, und gab auf der Stelle Befehl, den Wagen der Milady anzuspannen: diese aber ließ ihrem Manne durch den Bedienten, der ihr diese Anordnung gemeldet hatte, erwiedern: „Sagt eurem Herrn, daß Miß Mardyn niemals in einem Wagen fahren soll, der mir gehört." Hierauf erklärte Lord Byron mit der größten Kaltblütigkeit, da Miß Mardyn nicht fort könne, so würde sie über Tisch bleiben. Er führte sie wirklich in den Speisesaal, wo Lady Byron bereits sich befand, aber, nach einigen für Miß Mardyn äußerst beleidigenden Worten, hastig und voll Zorn sich entfernte. Lord Byron, nichts Strafbaren sich bewußt, und über das Verfahren seiner Gattin sehr erzürnt, bezeigte sein Mißvergnügen auf eine unzweydeutige Weise, was nothwendig auf ein so stolzes Herz, wie das der Lady Byron, einen tiefen Eindruck machen mußte. Einige Augenblicke hernach trat sie zornig wieder in den Speisesaal, und sagte in einem Tone, der einen festen Entschluß ankündigte, zu ihrem Gemahl: „Ich verlasse Sie auf immer, nie werde ich wieder mit einem Manne, wie Sie, zusammen leben!" Dieß waren die lezten Worte, die sie an ihn richtete; denn von diesem Tage an sah sie ihn nicht wieder. Sie stieg in ihren Wagen, der auf ihren Befehl vorgefahren war, und begab sich zu ihrem Vater, den sie um eine Freystätte ansprach. Der Vorfall gab Anlaß zu den nachtheiligsten Gerüchten, und als die unschuldige Veranlassung dieses häuslichen Zwistes zum Erstenmale wieder auf der Bühne erschien, wurde sie von dem ganzen Haufe mit Pfeifen und Verwünschungen empfangen. Stark im Bewußtseyn ihrer Unschuld, erklärte jedoch Mistriß Mardyn, daß sie den Plaz nicht lebend verlassen werde, bis sie sich von der schwersten Anklage, die ein Weib treffen könne, gerechtfertigt habe. Ihre edle Haltung, ihre Festigkeit, die Macht der Schönheit, verschafften ihr Gehör. Sie trat nun vor, und redete das Publikum mit folgenden Worten an: „Als wehrlose Frau begebe ich mich in den Schuz des Volkes, das mich hört. Ich bin unschuldig, und jedes wohlgeartete und tugendhafte Gemüth muß mich beschüzen." Diese einfache Erklärung machte einen günstigen Eindruck; man fing an, die leichtsinnig verbreiteten Gerüchte näher ins Auge zu fassen, und erkannte bald die Schuldlosigkeit der betheiligten Personen.

seiner Correspondenz gezeigt, in einem Augenblicke, wo die Dinge sich einem ernsthaften Kampfe in seinem Vaterlande zu nähern schienen: —

He was as independent — ay, much more,
Than those who were not paid for independence,
As common soldiers, or a common-shore,
Have in their several arts or parts ascendence
O'er the irregulars in lust or gore,
Who do not give professional attendence.
Thus on the mob all statesmen are as eager
To prove their pride, as footmen to a beggar.

Wir wollen jedoch nicht Byrons Apologie machen, denn ach! jezt bedarf er keiner mehr. Seine Vortrefflichkeiten werden jezt allgemein anerkannt, und seine Fehler, wir wollen hoffen und glauben, nicht in seiner Grabschrift gedacht werden. Man wird sich erinnern, was für eine Rolle er in der brittischen Literatur, seit der ersten Erscheinung von Childe Harold, einem Zeitraume von fast 16 Jahren, ausgefüllt. Er hat nicht unter dem Schatten seiner Lorbeeren geruht, nicht auf seinen vorigen Ruhm hingelebt; nie wandte er die kleinlichen Vorsichtsmaßregeln an, mit welchen geringere Schriftsteller „für ihren Ruhm Sorge tragen," wie sie es nennen. Byron ließ seinen Ruhm für sich selbst sorgen. Er stand stets auf dem Kampfplatze bereit, sein Schild hing allzeit in den Schranken; und obgleich sein eigner gigantischer Ruhm die Schwierigkeit des Kampfes vermehrte, da er nichts hervorbringen konnte, wie groß es auch war, welches die öffentliche Meynung von seinem Genie zu übertreffen vermochte, so schritt er doch immer wieder und wieder und wieder zum ehrenvollen Streite vor, und kehrte stets mit Auszeichnung, und fast immer mit einem vollkommnen Triumphe zurück. So mannichfaltig in der Composition, als Shakspeare selbst (dieß wird von allen denen zugestanden werden, die den Don Juan gelesen), hat er jeden Gegenstand des menschlichen Lebens umfaßt und jede Saite der himmlischen Harfe berührt, von ihren schwächsten, bis zu ihren mächtigsten und herzergreifendsten Tönen. Es gibt kaum eine Leidenschaft oder eine Lage, welche seiner Feder entgangen ist; und man möchte ihn wie Garrick zwischen der weinenden und lachenden Muse abgebildet sehen, obgleich unzweifelhaft seine kräftigsten Anstrengungen Melpomenen geweiht waren. Sein Genie schien so fruchtbar als mannichfaltig zu seyn. Der verschwenderische Gebrauch, den er von seinen Kräften machte, erschöpfte sie nicht, sondern schien nur ihre Stärke zu vermehren. Weder Childe Harold, noch irgend eine seiner frühern, schönsten Erzählungen enthält mehr vortreffliche, poetische Stellen, als man im Don Juan in Versen zerstreut findet, welche der Dichter mit eben so viel Leichtigkeit hingeworfen zu haben scheint, als der Baum seine Blätter dem Winde überliefert. — Doch der edle Baum wird nie weder Früchte noch Blüthen mehr tragen! Er ist in seiner Kraft umgehauen worden, und die Vergangenheit ist Alles, was uns von Byron übrig bleibt. Wir können uns kaum an die Idee gewöhnen — kaum denken, daß die Stimme auf ewig verstummt sey, welche so oft an unser Ohr schlug, so oft mit hinreißender Bewunderung, zuweilen mit Bedauern, aber immer mit dem höchsten Interesse, gehört ward.

All that's bright must fade,
The brightest still the fleetest!

Mit dem tiefern Gefühle eines ehrfurchtsvollen Grames nehmen wir Abschied von diesem Gegenstande. Der Tod schleicht über unsere ernstesten, wie über unsere unbedeutendsten Werke hin, und es ist ein feyerlicher und tröstender Gedanke, daß er unsern Byron nicht in einem Augenblick des Leichtsinnes fand, sondern als er sein Vermögen aufwandte und sein Leben wagte für die Rettung eines Volkes, welches ihm nur durch seine vergangene Glorie, und als Mitgeschöpfe, die unter dem Joche eines heidnischen Unterdrückers seufzten, werth seyn konnte. In einem Kreuzzuge für Freyheit und Menschlichkeit zu fallen, würde in alten Zeiten eine Buße für die schwärzesten Verbrechen gewesen seyn, und so darf es jezt wohl als eine Abbüßung für größere Thorheiten geachtet werden, als die übertriebenste Verläumdung sie jemals auf Byron häufen konnte.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Meisterjahre. Erster Theil. Quedlinburg und Leipzig bey Gottfried Basse. 1824. 228 S. kl. 8.

Von den sogenannten Pseudo-Wanderjahren, die wir sammt ihren Einschiebegerichten, dem Tagebuche Meisters und den Gedanken einer frommen Gräfin, unseren Lesern in No. 7, 36, 37 und 58 vom Jahre 1822 kritisch vorgelegt haben, sind 3 Theile erschienen; von dem vierten, den der Rec. in No. 58 ged. Jahrg. am Schlusse seiner Anzeige des 3ten Theiles erwartete, ist uns bis jezt keine Nachricht zugekommen. Der ungenannte Verfasser scheint es gefühlt zu haben, daß er die a. a. O. von seinem Recensenten angebotene Wette: das Publikum werde des Wanderns früher müde werden, als er, bereits verloren habe. Daher vermuthlich der neue Titel: Meisterjahre, welcher die Vermuthung erregen möchte, daß nun die Wanderschaft ein Ende haben, der Wanderer im Gebiete der Kunst und Wissenschaften sich ansässig machen, und als Meister seinen Lesekunden zeigen werde, mit welchem Erfolg er die Lehr- und Wanderjahre durchlebt habe. Aber der vorliegende erste Theil der Meisterjahre entspricht dieser Vermuthung kei-

neswegeß. Hier ist noch nicht das Geringste von Meisterschaft zu spüren, weder am Helden, noch am Verfasser, obwohl an dem leztgenannten deutlich genug das Handwerk sich offenbart, zu welchem er hält: das Handwerk der Buchmacherey.

Die beyden ersten Theile seines Buches haben bekanntlich ein zahlreiches Publikum gefunden, was sie wohl nur zum Theil den literarischen Zeitumständen, und ihrem Zusammentreffen mit Goethe's eigner fragmentarischen Fortsetzung seines poetischen Meister-Romans zu verdanken hatten. Aber nicht allein Prof. Schütz, in seiner Schrift über dreyerley Wanderjahre, sondern auch alle besonnene Leser bemerkten, daß der dritte Theil gegen die beyden ersten gewaltig abstach. Man fing an zu zweifeln, ob derselbe mit jenen einen und denselben Verfasser haben könne, und die literarische Conversation verfiel auf die Vermuthung, daß derjenige Prediger, welcher für den Verfasser gehalten wurde, und welcher früher Hauslehrer bey dem geistreichen Apel in Leipzig gewesen seyn sollte, das Manuscript der zwey ersten Theile wohl von seinem verstorbenen Principal geerbt, oder auch wohl per expilationem an sich gebracht haben könnte. Man wollte wissen, daß Apel ein Talent besessen, welches er unseres Wissens nie öffentlich ausgeübt hat: das Talent, die Schreibart und Manier anderer Schriftsteller ungemein täuschend nachzuahmen, und mit Hülfe desselben ihre Werke zur Belustigung seiner Freunde auf eine feine Weise zu parodiren. Und man baute darauf die Behauptung, daß die gedachten beyden ersten Theile der Pseudo-Wanderjahre zu diesem Zwecke von Apel geschrieben worden wären, welches von dem dritten Theile vernünftiger Weise schon darum nicht behauptet werden konnte, weil darinnen S. 231. von den Perserinnen des Aeschylus die Rede war, Apel aber sowohl die Perser des Aeschylus, als die erste griechische Declination zu gut kannte, als daß ihn der Titel Persæ zu diesem Irrthume hätte verleiten können. Man vergleiche darüber die Recension in der Hekate Nr. 15. S. 115. und die Anmerkung des Kotzebue'schen Schatten. *)

Wie es aber auch immer um diese literargeschichtlichen Conjecturen bewandt seyn möge; so viel ist gewiß, daß der dritte Theil in Vergleichung mit den beyden ersten allgemein für ein mißrathenes Product erkannt wurde, weil darinnen weder die vermuthliche parodistisch-kritische Tendenz der beyden Vorläufer verfolgt, noch für die Unterhaltung der Lesewelt auf irgend eine annehmliche Weise gesorgt war.

Was nun den vorliegenden ersten Theil der Meisterjahre betrifft; so kann er jenem dritten Theile der Wanderjahre gar füglich zur Folie dienen: denn er ist die armseligste Armseligkeit der Buchmacherey, die uns seit langer Zeit vorgekommen ist. Wilhelm Meister, der Held der Geschichte, thut hier durchaus nichts, als daß er alte Bekannte aus den Lehrjahren zufällig antrifft, in ihrer Begleitung umherreist, mit ihnen über neuere, jüngstverstorbene oder noch lebende Schriftsteller schwazt oder vielmehr medisirt, und am Schlusse — Marianen wiederfindet, nachdem er zuvor Norberg persönlich kennen gelernt und von ihm erfahren hat, daß die alte Barbara gelogen, als sie deren Tod ihm berichtete. Dieser Hauptzug scheint lediglich auf den Geschmack derjenigen Leser berechnet zu seyn, welche die Fortsetzung eines interessanten Romanes wünschen, um bis zu einer erwünschten Heirath sich hindurch zu lesen, und die es gern sehen, wenn die Todten wiederauferstehen, damit sie auf Erden glücklich werden, und glücklich machen. Diese Art von Lesern (unstreitig die gemeinste Art, welche Goethe's allgelesener Meister-Roman gefunden hat) wird, am Schlusse des vorliegenden ersten Theils, nach dem zweyten vielleicht einige bedingte Sehnsucht empfinden, d. h. sie wird sich darnach sehnen, unter der Bedingung, daß der Verfasser ihnen den Verlauf und das Ende der Geschichte gebe, ohne sie mit seinen (so Gott will kritischen) Ansichten der schöngeisterischen Literatur zu langweilen, die größtentheils eben so flach als abgeschmackt sind, und überall, wem sie auch der Verfasser in den Mund lege, ihre subjective Quelle verrathen: Mißgunst gegen literarisches Verdienst und Verkleinerungssucht.

S. 27. steht „das Schreibespinde" (nach Adelung entweder das Spind oder die Spinde); S. 72. kommt die undeutsche Phrase vor: „alle Weltgegenden (in allen Weltgegenden) herumirren," und S. 136 sagt ein Kritiker: „in's Prison." Er scheint eben so wenig zu wissen, daß prison weiblichen Geschlechtes ist, als der Verf. des 3ten Theiles der Wanderjahre wußte, daß die Persæ generis masculini sind. Diese Schnitzer sind uns beyläufig aufgefallen.

Edinburgh, den 30. Mai.

Sie werden aus den Zeitungen gewiß gesehen haben, daß Moore die ihm von Byron anvertraute Selbstbiographie, die er eben für 2000 Pfund erkauft hatte, auf Bitte einer Dame von Byron's Familie ins Feuer geworfen. Der Verlust, den die literarische Welt dadurch erlitten, scheint groß und besonders tief von denen bedauert, welche den großen Dichter näher kannten, und überzeugt sind, daß man in dieser Biographie viele Aufklärungen über so manche unbegreiflich scheinende Widersprüche in seinem Leben und Charakter erhalten haben würde. Einige sind der Meynung, Moore habe kein Recht gehabt; dieß Manuscript zu vernichten, das, wenn gleich ihm zu eigen übergeben, doch gewissermaßen öffentliches Gut war — sie sagen, wenn er die Bekanntmachung hätte unterlassen wollen, um nicht lebende Personen zu kränken, so hätte er das Manuscript versiegelt für eine spätere Zeit niederlegen sollen. — Andere meynen, er hätte es mit Auslassungen bekannt machen können, doch nachdem, was ich von einer Person gehört, die Lord Byron genau kannte, und zu seinen warmen Bewunderern gehört, stand dieß nicht in Moore's Macht, da sein Freund es ihm zur Pflicht gemacht, das Manuscript unverändert drucken zu lassen oder den Flammen zu übergeben. — Diese Person hatte das Manuscript gelesen, und kann nicht genug ihr Bedauern über die Vernichtung desselben ausdrücken. Man ist sehr begierig zu hören, was Moore selbst sagen wird — man erwartet ihn hier, und glaubt, er werde etwas hierüber drucken lassen. Einige Zeitungen behaupten, es gäbe eine Abschrift des Manuscripts, dieß scheint aber höchst unwahrscheinlich.

*) Dieser hat in den Perserinnen einen Druckfehler vermuthet, und zur Ehrenrettung des Verfs. die Lesart Persianer vorgeschlagen. Müllner.

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. Juli 1824.

Dramatische Literatur.

Don Carlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Mit einer Zueignung an Friedrich v. Schiller. Danzig, in Alberti's Buch- und Kunsthandlung. 1823. 287 S. 8.

Es ist wohl eine seltsame Erscheinung, daß ein Jüngling, der während seines Lebens von Allen und zwar mit Recht verachtet oder gar verabscheut wurde, der nicht einmal durch ein großes Verbrechen sich den Haß und die Bewunderung der Welt erwarb, drittehalbhundert Jahre nach seinem Tode von der Dichtkunst heilig und selig gesprochen, und in die Zahl der verklärten Märtyrer aufgenommen wird. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl kein anderer, als der Haß, den eine erleuchtetere Zeit mit Recht auf den Despoten Philipp und seine schreckliche Inquisition geworfen hat. Dieser Haß wünscht ein ungeheures Verbrechen mehr auf den Gehaßten wälzen zu können, und weil er es wünscht, so thut er es auch, wie es die Natur der Leidenschaft mit sich bringt: Carlos muß unschuldig, ja ein edler Mensch gewesen seyn, weil der Tyrann Philipp ihn zum Tode verdammt hat. Wenigstens können Despoten daraus lernen, daß ihr Despotismus auch ihre gerechten Thaten bey der Mit- und Nachwelt verläumdet, und sie durch ihre Ungerechtigkeiten gleichsam die Gerechtigkeit der Menschen verwirken. Davon abgesehen aber, dürfte es sich wohl fragen, ob sich die Poesie geradezu mit der Geschichte in Widerspruch setzen darf. Ich will diese Frage hier nicht erörtern: zu welchem Ergebniß aber auch diese Erörterung führen möchte, das bliebe immer gewiß, daß uns ein tüchtiges Kunstwerk auch mit diesem Widerspruche versöhnen würde. Was wir an Schillers Don Carlos haben, wissen wir alle; was uns Hr. Fouqué an dem seinigen geschenkt hat, will ich jezt versuchen, den Lesern zu zeigen.

Eine Vorfabel und Exposition hat das Stück nicht, und in der That durfte bey einem so bekannten Stoffe der Dichter die nöthigen Vorkenntnisse voraussetzen. Das Stück beginnt in der Nacht. D. Fabrique, ein junger Edelmann, hat eben unter den Fenstern seiner still Geliebten Musik gemacht; Carlos stört ihn durch neckenden Gesang im nahen Garten; Fabrique geht dorthin, um den unwillkommnen Störer aufzusuchen; Carlos tritt aus dem Garten, ergreift Fabrique's zurückgelassene Zither, und singt dazu unter den Fenstern jener Dame Verse, die nach den Ansichten der Spanier ganz ungebührlich sind, und obendrein in und mit Fabrique's Namen. Fabrique stürzt aus dem Garten, entreißt ihm die Zither, zerschlägt sie, und greift zum Schwert. Sie fechten, bis D. Ruy Gomez, des Prinzen Erzieher, dazu kommt und sie trennt. Schon ehe Carlos sang, haben wir in seiner Unterredung mit einem seiner Gesellschafter erfahren, daß er mit Elisabeth von Valois verlobt, und mit dieser Verlobung höchst unzufrieden ist. Nun berichtet ihm Gomez, daß er aufgehört hat, Bräutigam zu seyn, weil sein Vater selbst die Prinzessin Elisabeth heirathen will, worüber der Prinz vor Freude ganz außer sich ist. Der Anfang des zweyten Aktes beschäftigt sich mit Zurüstungen zu einem Schauspiele, das der Infant Abends will aufführen lassen. Dann kommt D. Gomez und meldet den König, ist aber nicht vermögend, den Infanten von einem Spazierritte abzuhalten. Der König findet also den Prinzen nicht, wohl aber ein von diesem verfaßtes Buch (im Manuscript), das eine Satyre auf ihn, den König selbst, enthält. Natürlich ist Philipp von dieser Schriftstellerey seines Sohnes nicht sonderlich erbaut; jedoch vergibt er ihm diesen Streich, und läßt ihm sogar durch Juan de Austria das ehrende Geschäft auftragen, die königliche Braut in Alcala zu empfangen. Carlos nimmt diesen Auftrag an; will nun das Schauspiel sehen; aber der Rath von Castilien hat den Schauspieler Cisneros einer sehr unziemlichen Neckerey wegen aus Madrid verbannt; der Infant läßt den Präsidenten rufen, und will ihn erstechen, thut es aber nicht. Im dritten Akte finden wir den Prinzen zu Alcala auf die Königsbraut harrend; Elisabeth erscheint, Carlos wird von heftiger Liebe zu ihr ergriffen. Wir werden nach Toledo versezt, wo Philipp den Niederländischen Ge-

sandten Audienz gibt, und ihr Gesuch um Abschaffung der Inquisition in den Niederlanden verweigert. Der König beschließt den Krieg gegen die Niederländer (wiewohl man nicht einsieht, weßhalb) und überträgt dem Herzog Alba den Oberbefehl. Darauf erscheint Carlos, um die nahe Ankunft der Braut zu melden. Er zeigt sehr deutlich seine Leidenschaft für sie; der König bemerkt es wohl, achtet aber in der Freude, seinen Sohn so verändert und mild gestimmt zu finden, nur wenig darauf, und es folgt zwischen beyden eine Scene der schwärmerischen Zärtlichkeit, die mit einer Ohnmacht des Prinzen endigt. Im vierten Akte befinden wir uns zuerst im Garten zu Aranjuez, wo die Niederländischen Gesandten dem Prinzen einen Brief vom Grafen Egmont übergeben, der ihm viel Freude macht, ihn aber doch nicht bewegen kann, sich für die Niederländer gegen den König zu erklären. Die Königin Elisabeth, an die sich die Gesandten auch gewendet haben, kommt dazu, und sagt ihnen, daß sie ihre Sache vielleicht beym Könige durchsetzen werde, vielleicht auch nicht: im lezteren Falle verweiset sie sie auf des gegenwärtigen Infanten einstige Regierung. Bald nachdem die Herrn sich entfernt, erscheint der König; Elisabeth fleht knieend um die Abschaffung der Inquisition in den Niederlanden; der König hat die Gewährung schon bald ausgesprochen, als der herbey eilende Carlos mit seiner vorlauten Freude Alles verdirbt. Der König ist plötzlich umgestimmt, nimmt nicht nur sein Wort zurück, sondern begegnet auch der Königin ziemlich hart. Carlos darüber erbittert, erlaubt sich verschiedene ungebührliche Aeußerungen, ja er fährt sogar mit der Hand nach der linken Hüfte, als ob er das Schwert suchte: doch dieß, so wie nachher sein Bitten bleibt fruchtlos. Er ist nun entschlossen, sich den Niederländern hinzugeben, und eilt nach Madrid. Dort stellt sich ihm der Herzog Alba vor, um sich bey seinem nahen Abgange nach Flandern zu beurlauben. Der Prinz will ihn zwingen, troz dem Befehle des Königs nicht nach Flandern zu gehen; und da sich Alba natürlich nicht fügt, stößt er mit dem Dolche nach ihm; nothgedrungen sezt sich der Herzog zur Wehre, und sie ringen, bis das Erscheinen eines Kammerdieners sie trennt. Der Herzog geht, sieht aber noch die Niederländer eintreten, die der Infant hat rufen lassen, um ihnen zu sagen, daß er sich an die Spitze der Empörung stellen will. Vom fünften Akte an spielt ein Mönch, Namens Moribundus, eine bedeutende Rolle. Dieser ist niemand anders als der D. Fadrique des ersten Aktes. Durch die ungebührlichen Verse, die der Prinz in seinem Namen gesungen, beleidigt, hat die Geliebte seinen Serenaden keine Aufmerksamkeit mehr schenken wollen, und aus Verzweiflung darüber ist D. Fadrique im Kloster Retamar Mönch geworden. Im Garten dieses Klosters spielt die erste Scene des fünften Aktes. Carlos hat dort eine heimliche Zusammenkunft mit D. Juan de Austria veranstaltet, um diesen mit unerschütterlicher Treue an seiner Pflicht hangenden Fürsten zur Theilnahme an der flandrischen Empörung zu bereden, was ihm natürlich nicht gelingt. Von dem Mönche Moribundus erfährt der Infant, daß die Königin krank, und er, der Mönch, als Arzt zu ihr gerufen worden ist. In der zweyten Scene, auf einer Terrasse in Aranjuez, erfahren wir, daß D. Juan, seiner Pflicht gemäß, dem König von dem Entschlusse des Infanten, nach Flandern zu entfliehen, Nachricht gegeben hat. Der König beschließt, den Prinzen selbst zu verhaften, und geht. Darauf erscheint die kranke Königin; die dunkeln Reden des Infanten, der auf einen Augenblick erscheint, und der Gesang und die Aeußerungen der abziehenden Leibwache erschrecken sie so, daß sie ihren vorübergehenden Gemahl für des alten Hamlets Geist hält. Sie läßt durch den herbeygekommenen Mönch dem Prinzen sagen, er solle und dürfe nicht reisen, und wird dann einer Ohnmacht nahe abgeführt. Die dritte Scene spielt wieder in Madrid. Carlos kommt, verlangt Postpferde, um dem schon abgereiseten Gesandten nachzueilen, erfährt aber, daß keine zu haben seyen. D. Juan erscheint, und will ihn zum Könige führen, um eine Aussöhnung zu bewirken; der Prinz zwingt ihn, den Degen zu ziehen, und sie fechten, bis das Erscheinen des Mönches sie stört. Dieser bringt dem Prinzen die Botschaft der Königin, und da sich Carlos weigert zu gehorchen, meynt der Mönch: er sey kein wahrer Ritter Gottes und der Damen. Dieser Vorwurf ergreift den Infanten so tief, *) daß er, wiewohl nun Pferde da sind, die Reise aufgibt, seine Waffen ab- und auf sein Ruhebett, und sich dazwischen schlafen legt. Der König kommt, läßt die Waffen wegnehmen, und den Schläfer wecken, kündigt ihm seine Haft an, und läßt die Fenster des Gemaches vermauern. Im sechsten Akte endlich wird über den Infanten im Staatsrathe Gericht gehalten, und wiewohl ihn der Rath vatermörderischer Absicht verdächtig, und der Verbindung mit den Rebellen überwiesen findet, so stimmen doch alle, selbst der König, für einen Ausweg der Gnade. Dennoch besinnt sich Philipp plötzlich anders, und spricht das Todesurtheil. Die kranke Königin erscheint, und bittet nicht um des Prinzen Leben, sondern um die Gunst, ihn noch einmal besuchen zu dürfen. Während der König noch zwischen Ja und Nein schwankt, wird sie ohnmächtig; der Mönch wird gerufen, vertreibt alle, selbst den König aus dem Gemache, ruft sie ins Leben zurück, und empfängt nun von ihr die lezte Botschaft an den

*) Versteht sich von selbst bey einem Fouqué'schen Carlos.
M.

Infanten. Wir werden nun zu D. Carlos geführt. Während er mit D. Gomez zankt, erscheint verlarvt der Wundarzt, der ihm die Adern öffnen soll, denn diese Todesart hat Carlos selbst gewählt. Der Arzt geht ins Nebenzimmer, die nöthigen Vorbereitungen zu machen, und D. Gomez verläßt den Prinzen, um ihn in der Todesstunde nicht noch mehr zum Zorn zu reizen. Der Mönch erscheint, und jezt erst erfährt es Carlos, daß es Moribundus oder D. Fadrique ist, dem er einst durch seinen Muthwillen das Glück des Lebens geraubt hat, Diese Entdeckung stimmt ihn so weich, daß er sich wie ein Kind dem Mönche hingibt, und sich, nachdem er noch mit Entzücken den lezten Liebesgruß der Königin vernommen, von ihm in das Sterbegemach führen läßt. Nun erscheint Philipp, und erfährt von dem zurückkehrenden Mönche, daß Carlos im Begriff ist, den Geist aufzugeben, und die Königin ihm bald nachfolgen wird. Der König segnet seinen Sohn, ohne daß dieser es weiß, (der Zuschauer sieht es durch den offen gebliebenen Vorhang des Nebenzimmers); Carlos stirbt. Ganz zulezt kommt noch die Nachricht von der Empörung der Niederländer und der Mauren in den Alpujaren: doch Philipp steht im Sturm ohne Wanken. — Dieß ist der Inhalt und der Gang des Gedichtes, das ich hier zu beurtheilen mir vorgenommen habe.

Schon diese Darstellung kann den aufmerksamen Leser überzeugen, daß dieser Dichtung des Hrn. Fouqué keine Idee zum Grunde liegt. Der Dichter hat uns also kein Kunstwerk der höheren idealen, sondern nur eines der niedern plastischen Gattung liefern wollen, wo blos ein Charakter vermittelst einer Handlung dargestellt wird, wie es zuweilen bey den Alten, vorzüglich bey Euripides, der Fall ist. Warum nicht? haben wir doch an Egmont ein glänzendes Beyspiel, daß auch solche Dichtungen grosen Erfolg haben können. Soll aber dieß der Fall seyn, so muß vor allen Dingen der darzustellende Charakter ein ausgezeichneter und ein entschiedener, d. h. ein solcher seyn, wo eine bestimmte Sinnesart mit einem festen Willen verbunden ist. Ausgezeichnet muß er seyn, damit er der Darstellung werth erscheine, entschieden, damit er der Darstellung fähig sey: denn welcher Landschaftsmaler wird eine Gegend der Lüneburger Heide zum Vorwurf wählen? oder welcher Porträtmaler einen Menschen treffen können, dem Krämpfe das Gesicht verzerren? Hat nun Hrn. Fouqué's Carlos jene Eigenschaften? Wir wollen sehen. Kochendes Blut und eine glühende Phantasie sind die gefährlichen Gaben, die er von der Natur empfangen, und über die eine Prinzenerziehung, zumal am spanischen Hofe, natürlich nichts vermocht hat. So erscheint denn dieser Carlos, besonders in den beyden ersten Akten, als ein wilder, moralisch roher Mensch, der selbst ohne alle Vernunft, auch für die Vernunft, die aus Andern spricht, taub, und daher bis zur Verrücktheit seinen Launen und dem Einflusse des Moments unterworfen ist. Hervorstechende Züge sind ein wahrhaft gräßlicher Blutdurst, den er sogar an seinen Freunden zu stillen sucht, und der tiefe Haß gegen seinen Vater, der eben wieder eine Folge des Blutdurstes ist. Denn hier haßt Carlos den Vater blos darum, weil er ihm nicht erlaubt, seine Blutgier in einem Kriege zu stillen, was doch Philipp schlechterdings nicht erlauben kann, wenn er nicht seine Pflicht als Vater und König mit Füßen treten will, denn es ist wohl vorauszusehen, daß dieser Carlos im ersten Reitergefechte den Tod finden wird. Neigung zum Jähzorn und zum Despotismus können bey einem solchen Wesen nicht fehlen: sie fehlen denn auch nicht. Ist solch ein Mensch ein tragischer Held? ja, ist er überhaupt nur ein Mensch? Es hilft nichts, daß ihn Andere preisen, wohl auch von ihrer Liebe zu ihm reden; es hilft noch weniger, daß er selbst großsprecherisch von seinen künftigen Thaten, und poetisch von seinen Gefühlen redet: wir glauben unsern Augen und Ohren mehr, als diesen verdächtigen Zeugnissen. Es hilft eben so wenig, daß ihm der Dichter im ersten Akte Aehnlichkeit mit Shakspeare's Prinzen Heinrich, und im zweyten mit dessen Hamlet hat geben wollen: Carlos ist und bleibt vielmehr ein wildes Thier denn ein Mensch, etwa wie Prinz Sigismund im Leben ein Traum, nur mit dem Unterschiede, daß Calderon das Thierische als thierisch, Hr. Fouqué aber als menschlich und sogar liebenswürdig darstellen will. Aber, könnte man sagen, Carlos hat doch ein gutes Herz. Nun ja, es thut ihm leid, wenn er zur Besinnung kommt und sieht, daß er in einem Anfalle, des Wahnsinns möchte ich sagen, jemanden weh gethan hat: aber diese Regung hat durchaus keinen moralischen Werth; wir finden sie wohl auch bey Thieren. Eben so wenig kann ich den Aufschluß gelten lassen, den uns der Dichter über diese traurige Menschenerscheinung zu geben glaubt, wenn er S. 35 seinen Carlos sagen läßt:

> Wenn mir der Jäger solch ein lieb Geschöpf (ein Kaninchen)
> getragen brachte, so ein zartes Wesen,
> da faßt' ich's in der ersten Freude wild
> liebkosend an — — — — — — —
> und eh' ich mir noch irgend es versah,
> hatt' ich ihm halb den Odem ausgepreßt,
> vielleicht auch irgendwo ein Glied zerbrochen;
> und wenn ich dann es ängstlich zappeln sah,
> da drückt' ich vollends hastig es zu Tod,
> des armen kleinen Lieblings Qual zu enden.
> Doch selbst mich strafend, hielt ich selbst mich fest,
> die lezte Todeszuckung anzuschau'n,
> mir nicht einmal des Weinens Trost vergönnend.

Einmal ist dieser Charakterzug bey einem Kinde völlig unnatürlich, und gehört, wenn er auch wirklich in

der Erfahrung irgend einmal vorkommen sollte, nicht in die Poesie, wo wir nur der Natur, aber nicht dem Dichter glauben. Zweytens, wenn der Knabe Carlos schon diese Ueberlegung und Willenskraft gehabt hätte, so müßte nun der Jüngling als ein gediegener Mann, als ein Muster der Selbstbeherrschung, vor uns stehen. Drittens, wie beschränkt mußten die Erzieher seyn, die so, wie hier geschehen seyn soll, in dem Handeln eines Kindes das Unwillkürliche mit dem Absichtlichen, und jenes mit diesem verwechseln konnten! Es hilft nichts, was auch der Verfasser thun mag, sein Carlos, wie er sich in den beyden ersten Akten darstellt, bleibt ein wilder, roher, ungezogener Knabe, voll Eigendünkel, Launen und Eigensinn; einen Charakter im eigentlichen Sinne hat er nicht. Doch wir wollen sehen, wie er sich in der Folge zeigen wird; und um dieß besser zu können, wollen wir zugleich unsern Blick auf den König richten. Philipp zeigt sich keineswegs streng und hart gegen seinen Sohn; er vergibt ihm eine Lieblosigkeit (die Satyre), die gewiß gerade einem Sohne am schwersten zu vergeben ist. Daß er ihm die Braut wegnimmt, können wir ihm so hoch nicht anrechnen, denn er ist gewiß von des Infanten Widerwillen gegen diese Verbindung unterrichtet; das einzige Schlimme dabey ist, daß wir nicht erfahren, warum er seines Sohnes Verlobte heirathet. Carlos ist anfangs mit dieser Abänderung sehr zufrieden; als er aber ihr zum Empfang entgegenreisen soll, wird schon der fürchterliche Geist des Widerspruchs in ihm rege:

„Nun ich ganz frey bin, faßt die Traurigkeit,
so die anständ'ge des verwies'nen Bräut'gams,
beynah' im Ernst nach mir. (S. 88).

und gewiß ist dieser Geist des Widerspruchs der Leidenschaft förderlich, die er plötzlich zu Alcala für seine Stiefmutter faßt. Die Veränderung, die diese Liebe in ihm bewirkt, mag bey seiner Charakterlosigkeit nicht unnatürlich seyn, denn wer kann sagen: diese oder jene Gestalt der Wolken ist unnatürlich? Daß aber der wilde Carlos ein still liebender Ritter Toggenburg wird, und bleibt, ist gewiß wider die Natur. Ueber die Scene zwischen Vater und Sohn, zu Ende des dritten Aktes, läßt sich bey beschränktem Raume nichts Gründliches sagen. Die Weichheit und kindliche Freundlichkeit des Prinzen gegen einen Vater, in dem er, der nun Liebende und immer Leidenschaftliche, der Natur gemäß, nur den Räuber seiner Braut sehen müßte, scheint mir unbegreiflich; oder soll dieser Carlos nun auf einmal ein übermenschliches Wesen, ein Engel des Lichtes geworden seyn? Die Weichheit des Königs möchte, wiewohl wir ihn eben gegen die Niederländer ziemlich hart gesehen haben, sich dennoch aus der Freude des Vaters über die glückliche Veränderung seines Sohnes erklären lassen, wenn wir nur begriffen, wie sich Philipp über die wahre Ursache dieser Veränderung, die er obendrein schon errätb, kann täuschen lassen. Wenn er nun gar auf diese Veränderung die ihn selbst in den Schatten stellende Prophezeiung gründet, Carlos werde ein zweyter Kaiser Carl werden, so ist das eine Schwärmerey, die selbst bey diesem Philipp räthselhaft ist.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Miscellen.

1.

Der 10te und 11te Band unseres National-Buches, der Geschichte des russischen Reiches von Karamsin, sind erschienen. Sie enthalten die Regierungsgeschichte des lezten Rurikschen Abkömmlings, des Zaren Fedor Joannowitsch, die Erwählung, Regierung und das traurige Ende Boris Godunows; die Periode der falschen Dimitrij, die Greuel des Interregnums, die gehässige Oberherrschaft der Polen, und ihre Vertreibung aus Rußlands Grenzen. — Eine wichtige, und an verschiedenartigen Gegenständen wichtige Periode! — Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe des Werkes, dessen Würdigung einem ernstern Tribunal angehört, wird es als klassisches, von allen Ständen allgemein gelesenes Buch, einen höchst wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache haben, und in dieser Rücksicht scheinen diese zwey lezten Bände noch über den frühern zu stehen. Unter andern findet man mit Vergnügen eine Menge echter National-Ausdrücke und Wendungen darin, die bisher noch nicht in die Büchersprache aufgenommen waren, und die jezt, durch diese Autorität für den höhern und edlern Styl gewonnen, eine sehr wichtige Sprachbereicherung ausmachen. — Nie hat noch ein Buch in Rußland eine so allgemeine Theilnahme erregt, einen so ungeheuren Absaz gehabt, als dieses. Die ersten 8 Bände erschienen 1817 und ungefähr drey Wochen nach ihrer Erscheinung war schon die ganze Auflage von 3000 Exemplaren vergriffen. Der Eifer, mit welchem alle, selbst die weniger gebildeten Klassen, eilten, sich die Geschichte ihres Volkes zu verschaffen, war höchst interessant und merkwürdig. — Bauern, Handwerker, verabschiedete Soldaten traten zusammen, schossen die zum Ankauf des Werkes nöthigen 50 Rubel her und zogen froh mit ihrem erstandenen Schaze heim. — Ein Buchhändler in Petersburg, Herr Slenin, veranstaltete eine zweyte, eben so starke Auflage, wozu er sich die Erlaubniß von dem Verfasser mit einer bedeutenden Summe erkaufte. Eben so ging es mit dem 9ten Band, den derselbe Buchhändler in Verlag nahm; auch dieser ist vergriffen.

So wie das Werk eine merkwürdige Erscheinung in Rußland ist, so ist es gewiß auch der ehrwürdige Verfasser desselben. Der Hr. von Karamsin bietet das überall seltene, in Rußland aber einzige Beyspiel eines Mannes dar, welcher blos durch schriftstellerische Arbeiten bekannt und wohlhabend geworden ist; *) welcher blos diesen und seinem moralischen Charakter die allgemeine Achtung verdankt, deren er so ungetheilt genießt; der ohne irgend ein Amt, irgend einen Posten zu bekleiden, an den Hof gezogen, ausgezeichnet, und mit der ganz besondern Gnade und Achtung des Kaisers und der ganzen kaiserlichen Familie beehrt ist. — Der Hr. von Karamsin bietet aber auch das gewiß überall äußerst seltene Phänomen eines Mannes dar, welcher plözlich an den Hof gezogen, und zu der Hofgunst gelangt, doch nicht Hofmann geworden ist, sondern, den Wissenschaften treu, immerwährend den größten Theil seines Tages dem ernsteren Studium weiht, und sich in dem Kreise seiner Familie und einiger gewählten Freunde am glücklichsten fühlt. — Karamsin ist gewiß ein sehr glücklicher Mann, er verdient aber auch im vollen Maße, glücklich seyn! —

*) Man behauptet allgemein, daß die Geschichte Rußlands, zu deren Druck der Kaiser 60,000 Rubel hergab, dem Hrn. von Karamsin bis jezt schon an 250,000 Rubel eingebracht habe. Bey seiner Ernennung zum Historiographen des Reiches, die mit einem bedeutenden Jahrgehalte verknüpft war, erhielt er zugleich den St. Annen Orden erster Klasse, und den Rang eines Staatsrathes.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. Juli 1824.

Dramatische Literatur.

Don Carlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel von Fr. Baron de la Motte Fouqué ꝛc.

(Beschluß.)

Die Scene zwischen dem Könige, der Königin und dem Infanten im vierten Akte ist der Wendepunkt des Ganzen. Warum der König bey dem Erscheinen und dem Frohlocken des Infanten sein fast ausgesprochenes Wort zurücknimmt, müssen wir nur errathen. Er scheint zu glauben, die Königin und der Infant haben sich vereinigt, um ihn zu überlisten, worin er denn auch nicht so ganz Unrecht hat: neben diesem gekränkten Stolze scheint aber auch die Eifersucht ihn aufzuregen. Die harten Worte des Königs, oder vielmehr die unbesonnenen der Königin, wecken den nur auf kurze Zeit entschlummerten Dämon in dem Prinzen, er will den Degen gegen seinen Vater ziehen, droht ihm auf das Unerhörteste „Leben gegen Leben,“ bittet dann wieder für die Niederländer; und als er natürlich nichts damit ausrichtet, faßt er den Entschluß, sich gegen den Vater zu empören. Es ist also nicht die gute Sache der Niederländer, noch weniger eine höhere Idee, die ihn zu diesem Entschlusse treibt; es ist der Haß gegen seinen Vater, und der Durst nach Rache. Von nun an muß man den Prinzen als wahnsinnig betrachten, wenn man sich einigermaßen sein Beginnen erklären will. Es ist wenigstens unsinnig, daß er den Herzog Alba zwingen will, nicht nach Flandern zu gehen, und ihn meuchelmörderisch anfällt, unsinnig, daß er gar nichts thut, um sein Vorhaben nicht ruchbar werden zu lassen, unsinnig, daß er einem D. Juan seinen verbrecherischen Plan entdeckt, in der Hoffnung, ihn dafür zu gewinnen, unsinnig, daß er denselben, ohne eigentlich zu wissen warum, zum Zweykampfe zwingt, am unsinnigsten endlich, daß er, nicht um den Wunsch der Geliebten zu erfüllen, sondern weil ihm der Mönch sagt, er sey kein wahrer Ritter Gottes und der Damen, sein Vorhaben aufgibt. Woher kommt doch diesem Carlos die unglaubliche Lust nach dem Titel eines Ritters Gottes und der Damen? denn mehr als ein leerer Titel kann es doch für einen Menschen, der schon erklärt hat, daß ihn die Bitte der Heißgeliebten von seinem Vorsatz nicht abwendig machen könne, in keinem Falle seyn. Daß Carlos wirklich verrückt ist, beweiset die Art, wie er sich zwischen seine Waffen schlafen legt. Daß ihn der König verhaftet, ist natürlich, und auch der mildeste Vater könnte nicht milder verfahren; warum er aber die Fenster vermauern läßt, als gäbe es kein anderes Mittel den Prinzen zu verhindern, sich hinabzustürzen, möchte schwerer zu erklären seyn. In der Scene, wo über den Prinzen Gericht gehalten wird, ist wieder manches Unbegreifliche. Die Richter selbst tragen auf Begnadigung an, der König selbst scheint nichts sehnlicher zu wünschen, als einen Ausweg der Gnade zu finden. Warum verwirft er den natürlichsten, der sich theils von selbst darbietet, theils auch hier zuerst in Vorschlag kömmt, ich meyne Gefangenschaft des Infanten, sey es auf bestimmte oder unbestimmte Zeit? Ich behaupte sogar, daß Philipp, wie er hier steht, durchaus zu keinem andern Mittel greifen kann. Wie kann D. Gomez vorschlagen, diesem Carlos, dessen aufrührerische Gesinnungen man kennt, das Königreich Neapel zu übergeben? wie kann gar der König diesen Rath trefflich finden? Früher, ehe dieß Alles geschah, wäre vielleicht dieser Schritt rathsam gewesen; jetzt aber wäre er gewiß unvernünftig. Auf einmal entschließt sich Philipp, nachdem auch der Rath des D. Gomez von den übrigen Richtern verworfen worden ist, seinen Sohn zum Tode zu verdammen. Kein Wort belehrt uns, woher dieser plötzliche Entschluß kommt: gäbe es keinen andern Ausweg mehr, so bedürften wir freylich dieser Belehrung nicht: das ist aber hier keineswegs der Fall. Uebrigens scheint der König schon vor der Sitzung zum Todesurtheile entschlossen gewesen zu seyn, denn der Schreiber ist über dessen Abfassung schon unterrichtet. So erscheint auch Philipp hier, wie schon früher, schwankend und launenhaft. Carlos ist unterdessen von seinem Wahnsinn genesen: wir sehen ihn wieder wie vormals wild und trotzig gegen Gomez, weich und hingebend gegen den Mönch, der ihn zum Tode führt. Hier ist das Stück aus; was auf den letz-

ten 12 Seiten folgt, ist unnützes Anhängsel. Dieß über den Charakter des Infanten und des Königs. Von der Königin läßt sich wenig sagen; Charakter hat sie nicht, aber sehr schwache Nerven, denn sie wird in den lezten drey Akten fünfmal ohnmächtig. Daß sie den Infanten liebt, wird man ihr allenfalls verzeihen; daß sie aber gar nichts thut, um ihn zu retten, ist wohl nicht natürlich. Unnatürlich möchte es auch seyn, daß Philipp, nachdem ihm die wahre Gesinnung der Königin nicht mehr zweifelhaft seyn kann, doch noch dem Mönche sein halbes Reich anbietet, wenn er sie vom Tode rette; unnatürlich auch, daß der Mönch, vor Kurzem noch D. Fadrique, Leibarzt der Königin ist.

Daß so charakterlose, schwache, von Launen und äußern Einflüssen beherrschte Personen nichts Anziehendes für uns haben, daß ihr gutes wie ihr böses Schicksal uns kalt läßt, ist natürlich. Weit entfernt, uns für den Infanten zu interessiren, wünschen wir vielmehr nur, daß, wenn er nicht zu bessern seyn sollte, der Tod Spanien von einem solchen Könige befreyen möge. Auch der König flößt uns nicht mehr Mitleid ein, als jeder andere Vater, der einen ungerechten Sohn hat, sein Schmerz, als er den Sohn zum Tode verdammt, rührt uns nicht, denn wir sehen die Nothwendigkeit dieses entsetzlichen Schrittes nicht ein. Es ist hier also auch an keine tragische Wirkung zu denken, die aus dem Kampfe des Sinnlichen und Uebersinnlichen hervorgeht. Das Gelungene im ganzen Gedicht ist meines Erachtens die eingeflochtene Geschichte des D. Fadrique oder des Mönchs Moribundus. Ich finde Alles, was darauf Bezug hat, unbeschreiblich rührend, besonders den Anfang dieser Episode im ersten Akte, die Erzählung des Heenandez Alda im dritten und die Scene im sechsten, wo Moribundus dem Prinzen sich zu erkennen gibt, und ihn zum Tode begleitet. Man fühlt wohl, daß sich der Dichter hier auf dem heimathlichen Boden der Romantik befindet, und man möchte fragen, warum er diesen Boden jemals verläßt. In der That werfe ich die Frage auf: Warum hat Hr. Fouqué diesen Carlos geschaffen? Offenbar wollte er einen Carlos geben, der dem wirklichen näher stände, als der Schiller'sche, oder vielmehr rein historisch wäre: mancherley historische Züge beweisen diese Absicht. Allein dieß Unternehmen ist poetisch unmöglich. Carlos, wie er wirklich war, ist durchaus der Gegensatz eines tragischen Helden, und alle äußere Poesie, womit ihn Hr. Fouqué geschmückt hat, dient nur dazu, die innere Gehaltlosigkeit noch auffallender zu machen. Soll also doch jene Katastrophe für die Tragik benuzt werden, so muß sich der Dichter nur an das Ereigniß halten, an die Verurtheilung des Infanten durch seinen Vater, den Helden aber dazu schaffen, einen Carlos aus seiner Phantasie aufstellen. Dann stehen ihm drey Wege offen: entweder Carlos hegt für die Königin eine durch ihre frühere Verlobung gewissermaßen gerechtfertigte leidenschaftliche Liebe, und die Leidenschaft treibt ihn zu irgend einem Schritte, der seine Verurtheilung herbeyführt; oder er ist ein, für Recht und Wahrheit, für das Interesse der Menschheit glühender Jüngling, der durch das Gewicht seines Namens die gute Sache der Niederländer gegen seinen tyrannischen Vater verstärken will, und darüber zu Grunde geht; oder es ist endlich beydes der Fall, wobey jedoch die Liebe nur als untergeordnet, nur als Beförderungsmittel, erscheinen darf. Den ersten Weg möchte ich am wenigsten empfehlen, den lezten hat Schiller gewählt, und sein Werk würde gewiß befriedigen, wenn er ihn bey der Ausführung treulich befolgt hätte. Aber, indem er sich selbst als M. Posa in das Stück bringt, und die Rolle übernimmt, die ich bey dem zweyten Wege als die des Infanten bezeichnet habe, stellt er diesen in den Schatten und beschränkt ihn auf eine Leidenschaft, die, da sie einmal nicht bestimmt ist, die Katastrophe herbeyzuführen, matt und überflüssig erscheint. Ist das Gesagte wahr, so ist auch das Unternehmen des Verfassers dieses neuen D. Carlos ein unstatthaftes.

In Hinsicht der Darstellung fällt es wohl sogleich ins Auge, daß da, wo keine Idee, ja nicht einmal ein entschiedener Charakter zum Grunde liegt, auch keine strenge Einheit der Handlung stattfinden kann. Wir finden also auch in dieser Dichtung keine nach dem Causalgesetze fortschreitende Handlung, sondern ein Aggregat von Begebenheiten, die nur durch ihre gemeinschaftliche Beziehung auf die Hauptpersonen verbunden sind. Dieser Mangel an innerm Zusammenhang, verbunden mit der oft räthselhaften Handlungsweise der Hauptpersonen, verursacht solch eine Verwirrung und Dunkelheit, daß ich, wiewohl im Auffassen eines Ganzen nicht ungeübt, doch erst nach mehrmaliger Durchlesung im Stande gewesen bin, mir selbst von dem Inhalte Rechenschaft abzulegen. Daß der Verfasser die französische Einheit der Zeit und des Ortes nicht beobachtet hat, wird ihm kein Deutscher zum Vorwurf machen; aber sunt certi denique fines. Wenn Carlos im fünften Akte, sogar in der ersten Hälfte desselben von Retamar nach Aranjuez und von da nach Madrid reitet, so ist das, wenn man einmal ein Stück in Akte theilt, doch wohl etwas ungehörig; und wenn das Stück erst in Madrid, dann in Alcala, dann in Toledo, dann in Aranjuez, dann wieder in Madrid, dann in Retamar, dann wieder in Aranjuez, und endlich abermals in Madrid spielt, so scheint mir das auch die Grenzen zu überschreiten, quos ultra citraque nequit consistere rectum. Die bis jezt gerügten Mängel der Darstellung müßten bey der Vorstellung den Zuschauer, wenn er nicht das Stück vorher zwey- bis dreymal gelesen hätte, in eine peinliche, ich

möchte sagen, quaalvolle Lage versetzen. Der Dichter scheint aber auch seine Arbeit nicht für die Bühne bestimmt zu haben, wie schon die ungemessene Länge beweist. Das Stück mag etwa 4500 Verse enthalten, würde also wenigstens 4½ Stunde spielen, was auch der entschiedenste Freund tragischer Vorstellungen nicht auszuhalten vermag. Auch die Eintheilung in sechs Akte möchte auf der Bühne keine gute Wirkung thun. Warum hat Hr. Fouqué sich diese Abweichung erlaubt, da es ihm ein Leichtes gewesen wäre, sie zu vermeiden? oder ist er etwa der Meynung, die Eintheilung in drey oder fünf Akte sey eine willkürliche? Hätte der Dichter die beyden ersten Akte, die nichts als die Exposition enthalten, in einen zusammengedrängt, wie er es nach den Regeln der dramatischen Komposition thun mußte, so hätte er sich den ungewöhnlichen sechsten Akt erspart. Es ist schlimm, wenn der Dichter seinen Stoff nicht beherrscht.

Wie keine Einheit der Handlung, so ist auch in dem Stücke keine Einheit der Farbe oder des Tons. Dieser Ton ist bald humoristisch, bald romantisch, bald antik. Das Romantische, besonders in den schon erwähnten Scenen, die den Mönch betreffen, ist natürlich dem Verfasser am besten gelungen; auch das Humoristische, besonders in den beyden ersten Akten, ist nicht übel gehalten; das Antike verdient am wenigsten Lob. Wäre aber auch das Eine wie das Andere im höchsten Grade gelungen, so entsteht doch immer die Frage, was sollen diese verschiedenen Farben in einem und demselben Stücke? das Humoristische kann allenfalls neben dem Romantischen bestehen; wie aber kommt das Antike in eine Tragödie, die im sechzehnten Jahrhunderte spielt? Der Leser kommt ganz aus der Fassung, wenn plötzlich, ohne erkennbaren Grund, mitten in der Scene ein solcher Farbenwechsel eintritt. Auffallend ist dieß vorzüglich in der lezten Scene des fünften Aktes. Die Trabanten des Königs vermauern die Fenster; der Prinz liegt mit verhülltem Antlitz auf seinem Ruhebette, und zählt die Hammerschläge der Maurer.

Carlos.

Eins! — Zwey! — Drey! — — Ist der Sarg denn noch nicht zu?
So laßt den Todten endlich doch in Ruh'! —
Vier! — Fünf! — Wie? — oder sind es fall'nde Tropfen,
Die kalt herab vom Grabgewölbe klopfen? —
Sechs! — Sieben! — — Schlimme Sieben! — — Acht! — Neun! —
Zehn! —
Die Zahl ist voll beynah! — Schon manch ein Elfe
Tanzt Ringelrhein (?) im Kirchhofgras; — — Elf! — —
Zwölfe! —
(Aufspringend mit gräßlich verwilderten Blicken.)
Hussah! nun muß der Todte spuken gehn!
(Alles fährt entsezt aus einander. Der König allein bleibt still und regungslos.)

Carlos
(ihm gleichfalls regungslos gegenüber).
Ha! stehst noch immer spukend fest, o Kaiser Karl?

Philipp.
Fest! spukend nicht! Nicht Kaiser Karl! Philipp steht fest!

Carlos.
So leb' auch ich wohl immer noch? der Carlos noch?

Philipp.
Du lebst! — doch nah' der Tollheit Graus: drum zügle dich.

Carlos.
Was zügeln? Schenkt mein Vater selbst ja Mauern mir.

In diesem antiken Tone geht es fort, bis Carlos den Akt mit einem Monologe schließt, der wie eine Uebersetzung aus dem Griechischen klingt: der Erklärung wegen muß man annehmen, daß sich der wahnsinnige Prinz hier in die Zeit versezt glaubt, wo er Griechisch lernte. Bis zur peinlichen Verwirrung des Lesers wechselt in dieser Scene das Versmaß: Jamben, Anapästen und Dactylen, Fünffüßler und Sechsfüßler verdrängen einander, ohne daß man eben wüßte, warum. Auch in andern Scenen findet sich dieser Wechsel, und es kommt wohl vor, daß zu dem gereimten fünffüßigen Jambus sich der Alexandriner mischt. Man möchte glauben, Hr. Fouqué habe dabey nur seine Bequemlichkeit zu Rathe gezogen. Was die Sprache betrifft, so weiß man, daß es der Verfasser bey der Ausdrucksweise, die er sich nach dem Muster der Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts gebildet, auf Correctheit weder angelegt hat, noch anlegen konnte. Erlaubte es mir der Raum, so könnte ich leicht durch Beyspiele beweisen, daß auch in dem vorliegenden Trauerspiele die Sprache nichts weniger als correct ist. Unter andern erlaubt sich der Verfasser ganz ungewöhnliche Zusammensetzungen, z. B. todtbegeistert, nacheifrungsfromm, sturmkühn, bluteroth, regelhaft, segenlicht, lügenwechfeind (Menschenantlitz), die oft gar keinen, oder doch einen schwer zu errathenden Sinn haben. Die Unrichtigkeiten haben wohl zum Theil ihren Grund in der Mühe, die der Versbau offenbar dem Dichter verursacht. Es fehlt seinen Versen durchaus an Leichtigkeit, und unächte Reime, seltsame Versetzungen, und Zusammenziehungen wie „fall'nde," „fleh'nd," „anseh'nd" (wo die lezte Sylbe obendrein kurz gebraucht wird) kommen nicht selten vor. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß Hr. Fouqué meines Erachtens nicht wohl gethan hat, hier, wie auch sonst in seinen Dichtungen, einiges Französisch einfließen zu lassen. Will er an seine Abstammung von den in seinen und seiner Gattin Schriften so hoch gefeyerten Frankenrittern erinnern, so müßte das Französische, womit er uns bewirthet, wohl französischer seyn. Denn wenn Carlos S. 17 seine Braut Elisabeth also redend einführt:

Est ce que c'est, qu'on me propose un prince
pour mon époux futur, si rude et fier,
que ce Don Carlos?

so ist dieß weder in Hinsicht des Ausdrucks noch der Wortfügung gut französisch. Es muß heißen: Est-ce qu'on (besser que l'on) me propose pour époux un prince

aussi rude et fier que ce Don Carlos. Futur ist ein Pleonasmus; der Begriff des Künftigen liegt schon im Zeitworte proposer. b.

Dramatische Dichtkunst.

Roderich. Trauerspiel. Ein Versuch von dem Fürsten E. Lichnowsky. Breslau b. Korn. 1823. 128 S. 8.

Das bescheidene Wort **Versuch** auf dem Titel deutet einen dramatischen **Erstling** an, und die Kritik soll mit Erstlingen säuberlich verfahren. Der Verf. hat seinen Versuch angestellt in dem Laboratorium der **romantischen Tragik**. Das Stück spielt auf romantischem Boden und in romantischer Zeit, nämlich in Spanien, im Jahre 711, in der Zeit der gothisch-maurischen Kämpfe. Der König Witiza ist in Folge verübter Grausamkeiten entthront worden von den Palatinen, an deren Spitze Roderich, der Sohn des durch Witiza des Augenlichts beraubten Herzogs Theodofred von Kordova gefochten hat, und die nun denselben zum König erwählen. Er zeigt sich der Krone würdig durch die Großmuth, welche er gegen die Söhne und den Bruder des vertriebenen Königs an den Tag legt, und ist auf dem Wege, die Herzen derjenigen Großen zu gewinnen, die noch für Witiza gestimmt sind. Aber Gott Amor spielt ihm einen Streich. Er verwundet ihn aus den Augen Julia's, der Tochter des alten Grafen Julian von Italica, die auch in Liebe zu ihm entbrennt, obwohl er bereits vermählt ist. Der alte Graf nimmt das sehr übel, zettelt ein Complot an, verbündet sich mit den Mauren und greift ihn an mit gewaffneter Hand. Julia und Roderichs Gemahlin haben sich inzwischen mit einander in einen Streit des Edelmuthes eingelassen, jene will dem Geliebten, diese dem Gemahl entsagen, und sie vergleichen sich provisorisch dahin, zusammen in ein Kloster zu gehen. In Folge des von Julian erregten Krieges wird dieses Kloster verbrannt, und beyde Frauen kommen in den Flammen um. Die Nachricht von diesem Unfalle bricht den Muth Roderichs, der ohnehin von den meisten seiner Palatine sich verrathen und verlassen sieht, und statt der Flucht in die Gebirge, die ihm ein Getreuer vorschlägt, um Zeit zur Sammlung eines neuen Heeres zu gewinnen, sucht er den Tod, indem er sich, mit diesem Getreuen allein, in die Feinde stürzt.

Diese Fabel wäre hinreichend, der Handlung einer Tragödie die nöthige äußere und innere Bewegung zu geben, und es ließe sich damit allenfalls auch eine Art von tragischer Moral anschaulich machen, nämlich die: daß ein Held, welcher sein Herz nicht vor ehebrecherischer Liebe zu bewahren weiß, vom Himmel nicht berufen ist, eine neue Dynastie zu gründen. Es scheint aber nicht, daß unser Verf. an diese Moral seiner Fabel gedacht hat: denn er hat sie nirgends anschaulich hervortreten lassen.

Uebrigens fehlt es ihm keinesweges an dichterischen Gedanken und Empfindungen, seine Ansicht der menschlichen Lebensverhältnisse hat eine gewisse tragische Höhe, aus welcher sein Blick ziemlich senkrecht in das menschliche Herz fällt; aber die dramatische Oekonomie und die Kunst des Dialogs sind ihm noch fremd, und er ist weder der Sprache, noch der Verstechnik mächtig genug, um den Forderungen der tragischen Poesie Genüge zu leisten. Unter seinen fünffüßigen Jamben finden sich viele Krüppel, z. B. S. 11.

> Als guter Freund hinter sich selber ginge —
> Das Herkommen, des Raths Gewalt und ihr —

Cäsurlose Sechsfüßler schleppen sich einher, z. B. S. 7.

> So sind wir deßhalb keine Richter über ihn —

und man stößt auf hinkende Viersüßler, z. B. S. 23.

> — — — damit kein Schwur
> Ein nachgiebig Gewissen binde

Er interpunktirt cavalièrement bis zur Unverständlichkeit, schreibt und scandirt S. 27 und 28: „Die Lawin" (◡—◡) i. e. die **Lawine**, S. 55: „sie hebt ihn" statt sie hebt ihn **auf**, nämlich den Knieenden, und S. 13: „exit" statt: er geht ab. Auch ist S. 26 die Rede von dem Verstande,

> Der das mich ahnen, das (mir) begegnen läßt.

Bey allen diesen Gebrechen des vorliegenden ersten Versuchs aber findet sich manches Gelungene, worunter folgender Gesang des Skalden das Gelungenste seyn möchte.

> Schwellet ihr Töne hervor.
> Es klingen die Saiten des Skalden;
> Königlich rauscht ihr daher,
> Töne des nordischen Sanges.
>
> Mächtiger strömet das Lied;
> Schlagend der Waffen Getöse,
> Schwirrt es auf zu den Wolken,
> Brauset dahin mit dem Sturm.
>
> Kennt ihr die Sänge des Nordens?
> Klopfet euch höher die Brust,
> Fühlt ihr euch Herren der Welt,
> So kennt ihr die Sänge des Nordens.
>
> Kennt ihr den Skalden der Schlacht?
> Wild umschlägt ihn das Haar,
> Töne der höchsten Begeistrung
> Treiben euch fort in den Feind.
>
> Er schleudert sein Spiel in die Reih'n,
> Stürzet verwegen ihm nach. —
> Jezt reißt er's siegend zurück.
> Dieß ist der Skalde der Schlacht.
>
> Fällt er, so fällt er, die Brust
> Siegend gen Himmel gekehret,
> Gibt ihm den lezten der Töne,
> Den er geliebet, zurück.
>
> Hallet ihr Töne dahin,
> Verklinget ihr Saiten des Skalden,
> Fern sind die Tage des Ruhms,
> Wo ihr zu Thaten entzündet.
>
> Sind sie denn wirklich dahin?
> Schlummern die gothischen Löwen?
> Nein, noch begeistert ihr sie,
> Töne des nordischen Sanges.

Hier pulsirt, wenn wir nicht sehr irren, eine poetische Ader, und von poetischen **Versuchen** dürfen wir dem Sänger nicht abrathen, obschon wir wünschen möchten, daß er den zweyten **dramatischen** noch einige Jahre aufschiebe.

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. Juli 1824.

Biographie.

Memoiren oder Beyträge zur Lebensgeschichte des Generals Lafayette und zur Geschichte der konstituirenden Versammlung, verfaßt von Regnault-Warin. Aus dem Franz. übersezt. gr. 8. Erster Band 424 S. — Zweyter Band 184 S. Text und 178 S. Urkunden.

Der General Lafayette ist eine jener großen historischen Gestalten, die den Annalen der Revolution angehören. Jede der beyden Ansichten, die sie bewirkten, wünscht einen solchen Mann zu kennen; und würde in den Details, die man über ihn geben könnte, dasjenige aufsuchen, was sie befriedigte, entweder Leidenschaften oder die Wahrheit.

Von dem leztern Gefühl ist der Verfasser belebt, dessen Memoiren wir ankündigen. Nach glaubwürdigen Schriften verfaßt, bieten sie eine Verkettung besonderer Thatsachen dar, die mit den allgemeinen Begebenheiten theils durch die Menschen, theils durch die Dinge verbunden sind.

Aus diesem Ganzen gehen Grundsäze der hohen Politik und der gewöhnlichen Politik hervor, die, bey Männern wie Lafayette, nothwendig mit der Moral im Einklang stehen.

Ein historischer und philosophischer Versuch über die konstituirende Versammlung macht den zweyten Theil dieser Memoiren aus, und erscheint hier als natürliche Folge.

Der Erste, in Zeitabschnitte eingetheilt, *) bezeichnet getreulich alle diejenigen Abtheilungen, die Lafayette, von seinem ersten Feldzug in Amerika an, bis auf die heutige Zeit durchlaufen. Man sieht ihn stufenweise die Grundsäze, die Gefühle, die Meynungen entwickeln, von welchen die Thaten, die sein Leben ausfüllen, sichtbare Zeugen sind. Bey gleicher Anhänglichkeit an seine Pflichten, wie an seine Rechte, hat er, die Ordnung und Freyheit mit einander zu verbinden, — sich zum System gemacht, wovon nichts ihn abzubringen im Stande war.

Man findet in diesen Memoiren eine Menge noch nie im Druck erschienener Particularitäten; diejenigen, welche die Königin, die Prinzen, die Minister, die Deputirten, die Generals — und die in jener Epoche berühmten Personen betreffen, geben vollends dem Werke eine, seinem Gegenstand angemessene hohe Wichtigkeit. — Endlich steht dasselbe unter den Memoiren über die Revolution in sehr nothwendiger Folge-Reihe; und die Bilder Lafayette's und eines Theils der konstituirenden Deputirten sind gewiß auch nicht die wenigst interessanten aus dieser Gallerie.

Wir theilen folgendes Bruchstück mit:

„Unter diesen Verhältnissen brach der Aufstand vom 20sten Juni aus. Das Geschichtliche desselben, welches in vielen Schriften zu finden ist, gehört nicht in diese Memoiren, außer durch seine Verbindung mit dem Briefe Lafayette's (an die National-Versammlung). Die Jakobiner, welche diese Bewegung anlegten, waren der Meynung, sie sey eine hinreichende Antwort auf diesen Brief. In der That war die offenbare und ausdrückliche Verlezung der Konstitution, die berechneten Beschimpfungen der obersten Macht, die offenbare Mitschuld der untern Behörde, eben so viele Ausforderungen an den Verfasser des Briefs vom 16ten Juni. Er beantwortete dieselben als General der Konstitution. Als er die Begebenheit vom 20sten Juni erfuhr, war seine Armee bey Bavay gelagert, und hatte einen Posten besezt, der einen Theil der feindlichen Truppen in Schach halten, und durch diese Diversion sie hindern sollte, die offensiven Bewegungen der Lucknerischen Armee aufzuhalten. Diese aufrührerischen Scenen, die, ohne noch die Macht der Jakobiner zu beweisen, wenigstens ihre Unverschämtheit beurkundeten, enthielten für

*) 1ste Epoche. Amerikanische Angelegenheiten.
2te — Revolution und franz. Constitution.
3te — Revolutions-Krieg.
4te — Gefangenschaft Lafayette's, Latour-Maubourg's, Bûreau-de-Puzy's, und Alexander Lameth's.
5te — Lafayette unter Napoleons Regierung.

Lafayette die Aufforderung zu einem entscheidenden Schritt. Vielleicht hielt sich auch, abgesehen von der seinem politischen Glauben zu Theil gewordenen Beleidigung, hier der Mann herausgefordert; und in dieser Lage, wo die tief gefühlte Empfindung sich in unbestimmten Begriffen kund gibt, erscheint die Pflicht keinen Augenblick zweydeutig. Der General brachte zwey Tage damit zu, die Stellung seiner Armee während seiner Abwesenheit zu sichern, und reiste nach Paris ab. Bey seiner Reise durch Soissons, berichtet ein wohl unterrichteter Erzähler, sah er die administrativen Behörden, welche seine Aufopferung lobten, ihm die Fruchtlosigkeit derselben voraussagten, und ihn über seine Gefahren belehrten. Er kam am 28sten allein an, stieg bey la Rochefaucault, *) dem Präsidenten des Departements, ab, traf einige Verabredungen, und erschien vor den Schranken: „Er fing, so sagen die Tagesblätter jener Zeit, damit an, über den Zustand der Armee zu beruhigen, versicherte die Aechtheit seines Briefs vom 16ten, den man zu bezweifeln sich gestellt hatte, ging dann auf die Ereignisse vom 20sten Juni über, und beschwor die Versammlung, den Befehl zur gerichtlichen Verfolgung der an diesem Tage vorgefallenen Verbrechen, als deren Urheber er die Jakobiner bezeichnete, zu ertheilen. Seine Rede, anfangs durch einen scheinbar allgemeinen Beyfall aufgenommen, wurde von Guadet angegriffen, der ihm, in einer hinterlistigen und gewandten Antwort, seine Abwesenheit von der Armee, die Unschicklichkeit seiner Rathschläge bey dem gesetzgebenden Körper zum Vorwurf machte, und mit der Bitte endigte, der Präsident möchte ihn fragen, ob er einen Urlaub hätte, seinen Posten zu verlassen oder nicht.“ Diese Förmlichkeit, die mit der Hauptfrage in keiner Verbindung stand (dem Briefe vom 16ten Juni, dem Vorläufer der Ereignisse vom 20sten Juni, die alsdann unmittelbar den heutigen Schritt zur Folge hatten) war nothwendig, die Partey wieder zu ermuthigen, und zu zeigen, daß Lafayette keine Täuschung beabsichtigte. Nur ist merkwürdig, daß sie zu Gunsten der herrschenden Faktion durch einen Mann gefordert erschien, den sie bald aufopfern sollte. Damals aber täuschten sich die beyden Abtheilungen des Jakobinismus noch gegenseitig; auch benützten sich beyde einander, um über eine gemeinschaftliche Beute herzufallen. So wie diese einmal zu Boden lag, in welcher Beziehung der 20ste Juni nur die Wiederholung eines ernsthafteren und entscheidendern Angriffs war, so bemächtigten sich die kühnsten derselben, und opferten schüchterne Mitschuldige, die zur Verbürgung einer großen Frevelthat keine neue zu begehen wagten, bald als Feinde auf.

Nach der Rückkunft in seine Wohnung überlegte Lafayette das Maß der Macht, über die er verfügen konnte. Auf den folgenden Tag war eine Musterung der ersten Division der Nationalgarde, unter dem Befehle von Acloque, mit Tages-Anbruch angekündigt. Der König sollte dabey erscheinen, und Lafayette hatte sich vorgenommen, eine Anrede an die Bürger-Soldaten zu halten. Der Maire Petion bestellte die Musterung ab, nachdem ihn die Königin darum ersucht hatte, die einen glücklichen Erfolg Lafayette's noch mehr fürchtete, als die Erfolge der Jakobiner. Lafayette versammelte alsdann so viele Bürger der Nationalgarde, als er nur immer konnte, bey sich. Die großen Bewegungen erfordern aber einen großen Raum, und die concentrirte Energie scheint eines großen äußern Ansehens zu bedürfen, um wirksam zur That überzugehen. Man versprach sich, am Abend in den Elysäischen Feldern zusammen zu kommen: es fanden sich aber kaum hundert Menschen ein. Man beschloß am folgenden Tage gegen den Versammlungsort der Jakobiner zu ziehen, wenn man 300 Mann stark wäre; es fanden sich aber kaum dreyßig ein. Die Popularität, welche Lafayette noch immer genoß, und die man ihm nicht entziehen konnte, diente ihm damals nur zur Lähmung der Wuth der Jakobiner, welche seine Verbannung wünschten. Er kehrte zu der Armee zurück; vor seiner Abreise sah er aber noch den König, dem er den Vorschlag machte, ihn nach Compiegne zu führen, die Versammlung davon zu benachrichtigen, und daselbst seine Person und die Konstitution durch tapfere und treue Truppen beschützen zu lassen. Der König nahm dieses Anerbieten nicht an, „mochte er nun sagt Hr. von Ségur, vorgefaßte Meynungen gegen die Menschen haben, welche die Revolution begonnen hatten, oder mochten ihm seine natürliche Schwäche und seine Bedenklichkeiten die Unthätigkeit unter allen Mitteln noch als das wenigst gefährliche erscheinen lassen.“

Man sagt sogar, die Königin sey damals so sehr von der Fruchtlosigkeit der Versuche von Seiten des Hofs, und sogar von der Frevelhaftigkeit, mit welcher die Jakobiner dieselben aufnehmen würden, überzeugt gewesen, daß sie dem Adjutanten Lafayette's folgende Antwort gab, die gewissermaßen als eine Ahnung erschien, und welche sich in der Folge als prophetisch bewährte: „Vielleicht würde die glücklichste Lage für uns, mitten in dieser Gährung, die seyn, daß man uns bis zur Entwicklung der Krise in einen Thurm einschlösse.“

---

*) Zu Gisors, in Folge der September-Metzeleyen, durch einige Abgesandte von der Pariser Gemeinde ermordet. Er starb einige Schritte von Frau von Anville, seiner Mutter, und zwey Freunden, die beynahe das gleiche Schicksal mit ihm getheilt hätten.

Dichtkunst.

Diagoras. Von M. H. A. Schmidt.

Daß man nicht eben ein Buch zu seyn braucht, um im Lit. Bl. förmlich kritisirt zu werden, ist dem aufmerksamen Theile unserer Leser bekannt. Schon mehr als einmal haben einzelne Gedichte von wenigen Seiten, in Tageblättern mitgetheilt, besondere Recensionen veranlaßt, und dieser Fall wiederholt sich hier. Der Diagoras ist ein Gedicht von 33 neunzeiligen Strophen, welches der Verfasser in der Abendzeitung No. 262. v. J. 1823. bekannt gemacht hat. Es ist zwar merklich besser, als man in dieser belletristischen Zeitschrift die Gedichte zu finden gewohnt ist; aber die Aufmerksamkeit, welche wir ihm geschenkt haben, verdankt es nicht sich selbst, sondern dem Umstande, daß ein anderer Mitarbeiter der Abendzeitung, Herr Arthur von Nordstern, den „Sänger des Diagoras" besungen, ihm, wie einst Bürger A. W. Schlegeln im Wort der Weihe, öffentlich einen Kranz aufgesezt, und der Archäolog Böttiger einen kritischen Commentar dazu geschrieben hat: alles in der Abendzeitung, versteht sich, und zwar in Nr. 300 des gedachten Jahrganges.

Die Anecdote vom Diagoras, wie sie Pausanias uns überliefert hat, ist allerdings ein guter Romanzenstoff, wenn man nicht etwa verlangt, daß diese Dichtform ihre Stoffe blos aus den Zeiten und Ländern der Romantik erhalten soll. Der Greis Diagoras führte seine beyden Söhne zu den Kampfspielen nach Olympia. Sie siegten beyde in den Wettkämpfen, und als sie die Kränze auf den Häuptern fühlten, da errang die Kindesliebe in ihnen einen schönern Sieg, den Sieg über die Siegeslust; sie eilten zum Vater, schlangen die Lorbeern um sein greises Haar, und ein Spartaner rief ihm die Worte zu: Stirb, glücklicher Diagoras! (Cicero Tusc. quæst. I, 46.) *) Daß der Greis in diesem Augenblicke des höchsten Entzückens verscheidet, das — selbst wenn es in der Geschichte anders wäre — versteht sich in der Poesie von selbst.

Das Einfache dieser Begebenheit ist eine der wesentlichsten Bedingungen für die ästhetische Wirkung der rührenden Handlung. Immerhin mag der Romanzendichter mit kräftigen und prächtigen Beschreibungen der Kampfspiele und der Siegesfeyer uns ergötzen; aber die Begebenheit soll er einfach lassen. Das hat ein Vorgänger des bekränzten Herrn M. H. A. Schmidt wirklich gethan, und es nimmt uns höchlich Wunder, daß weder der vielbelesene Commentator Böttiger, noch der Dresdener Kampfrichter Nordstern, diesen früheren Diagoras-Sänger erwähnt haben. Hätten sie ihn etwa nicht gekannt? Er heißt A. C. Lindenhan, und der einfache Diagoras desselben steht auf den ersten Seiten von Winfrieds Nord. Musenalmanach f. d. J. 1821, ist auch im Lit. Bl. dicti anni No. 8. S. 32. ab initio erwähnt, nur daß dort der Setzer aus Lindenhan ein Lindenhaus und aus dem Diagoras einen Diagores gemacht hat. *) Keiner der archäologischen Verstöße, welche Böttiger, und zwar mit Recht, an dem Diagoras der Abendzeitung gerügt hat, ist hier anzutreffen. Der große Tempel zu Olympia hat weder eine Kuppel, noch der Hippodrom einen Obelisk. Kein Frauenzimmer (dergleichen erst seit Grillparzers Sappho zu den Kampfspielen nach Olympia gekommen) kämpft hier mit einem Sohne des Diagoras um den Preis des Gesanges. Und selbst das berühmte „Stirb, Diagoras," welches Böttiger in der Abendzeitung „ungern vermißte," würde er im nordischen Musenalmanach angetroffen haben. Die dichterische Behandlung des Stoffes ist dort tadellos, ob auch die metrische einige kleine Flecken haben möchte; und wenn es in Winfrieds Almanache Mode wäre, daß die Mitarbeiter öffentlich bekränzt würden, so hätt' unfehlbar Herr Lindenhan damals weit eher einen Kranz verdient, als jezt Herr Schmidt.

Denn was hat dieser aus der einfachen Begebenheit für eine wunderliche Geschichte gedrechselt! Sein Diagoras ist ein Greis,

> Dem Zeus die höchste Stärke sandte, (!!)
> Den Hellas zwölfmal Sieger nannte.

Schon darum taugt er schlecht zum Helden dieser Geschichte: denn wer zwölfmal den olympischen Siegerkranz selbst errungen hat, dem kann es eben nicht viel Freude machen, wenn die Söhne ihm zum dreyzehnten Male zu der Ehre verhelfen, der gefeyerte Held des Fe-

*) Cicero, der bekanntlich an diesem Orte de contemnenda morte handelt, gedenkt eines Zuges von Kindesliebe gar nicht bey Erwähnung dieser Anecdote. Der Vater war olympischer Sieger gewesen, er sah an Einem Tage beyde Söhne siegen, und darum wünschte ihm der Lacedämonier mit dem „morere, Diagora" Glück, „permagnum existimans, tres Olympionicas una è domo prodire." Das scheint mir noch einfacher, allein freylich rührt es nicht im modernen Sinne des Wortes, und zeigt nur, wie hoch die Griechen die olympischen Siege achteten; zu hoch vielleicht, meint Cicero: „Magna haec, et nimium fortasse Graeci putant, vel tum potius putabant."

*) Er steht auch in den „Dichtungen von A. C. Lindenhan." Schleswig im Taubstummeninstitut 1822. S. 167.

stes per cessionem zu werden. *) Aber weiter! Er kommt allein, ohne die Söhne, nach Olympia,

> Und seine Stirn bedecken Falten
> Des Zornes und der Traurigkeit.

Warum? Die hochgeliebten Söhne
— könnten hier zur Größe bringen (!!!),

aber der eine ist zu Schiffe gegangen, um die Piraten zu bezwingen, und der andere läßt in Syrakus die Saiten klingen, welches Bezwingen und Klingen denn zugleich Aufschluß gibt über die Entstehung des unfertigen Ausdruckes: „zur Größe bringen." Nun beginnen die Kämpfe. In den gymnastischen siegt ein Jüngling, den Diagoras für seinen Sohn Bianor halten würde, wenn er nicht — schwarze Haare hätte. In den artistischen Wettspielen siegt ein, bis zur Sandale verhüllter Jünger des Pythagoras, dessen Stimme Diagoras für die seines Sohnes Päon halten würde, wenn Gewand und Gang ihm nicht so fremd vorkämen. Als nun endlich die Richter den Siegern die Kränze aufsetzen wollen, siehe, da sind keine Sieger da. Sie sind hinabgegangen zur Quelle, haben die Locken vertauscht (i. e. die Perrücken abgenommen), die Gesichter gewaschen, ihre gewöhnlichen Kleider angelegt, und kommen zurück: es sind wirklich des Diagoras Söhne! Sie krönen den Vater, und erklären ihm, daß sie en masque gekämpft haben, um — welcher Zartsinn! — ihm den Schmerz zu ersparen, im Falle sie die Siegerkränze nicht errungen hätten. Der Greis ist, sey es nun über diesen Theaterstreich, oder über die Abtretung der Kränze, von Vaterwonne tief durchdrungen, und

> In ihrer höchsten Götterstunde
> Wird seine Seele fortgeführt.

Sollte man nicht glauben, Herr Schmidt hätte die rührende Anecdote für die deutsche Bühne bearbeiten wollen? Welche Abgeschmacktheit ist diese Verkleidung! Welche Lächerlichkeit besonders Bianors Perrücke! Zwar hat der Poet, um die Gefahr zu entfernen, daß sie im Ringen dem Haupte entrückt würde, Strophe 10. die Vorsicht gebraucht, sie mittelst einer Binde zu befestigen; aber wer irgend eine gesunde Vorstellung hat von der Art, wie zu Olympia die „hochbelobte Ringerschaft" (sic Strophe 13!) betrieben wurde, der wird immer lachen müssen über den Einfall, in einer Haartour zu ringen, die auf den Kopf gebunden ist. Und wozu die ganze, absurde Verkappung? Um zu überraschen? Wenn der Poet dazu die Kindesliebe nicht hinreichend fand, was konnt' er von einer puerilen Maskerade hoffen?

Daß A. v. Nordstern einer so verunglückten poetischen Erfindung einen Kranz geboten hat, hätten wir uns gern durch die Voraussetzung erklären mögen, daß die Diction und die Versification ihn bestochen hätten. Aber auch da finden wir Dinge, welche dergleichen Conjectur nicht zulassen wollen.

Strophe 3. versammelt Hr. Schmidt die Zuschauer:

> Erschienen sind zum süßen Schauen
> Die Schiffer vom Aegäermeer.

Zu einem süßen Schauen laden allenfalls die poetischen Wettkämpfe in der Abendzeitung ein, aber die olympischen Spiele hatten für das Auge gewiß nichts Süßes.

Der Pfeil, welcher Strophe 12. „die Luft zerschlug", that das offenbar blos dem Reime (auf „Flug") zu Liebe, sonst hätte er sie gewiß lieber durchschnitten.

Der Vers endlich Strophe 13:

> Und plötzlich dann erscholl Frohlocken.

schleppt den linken Hinterfuß ebenfalls des Reimes wegen, denn vorher geht:

> Er läuft und Alles staunt erschrocken.

Das Staunen mochte wohl am Platze seyn, aber das Erschrecken hätten die Zuschauer aufsparen sollen für ein etwaiges Fallen des Wettläufers, an welchem sie Antheil nahmen.

Dergleichen Böcke haben wir in Lindenhans Diagoras nicht angetroffen, und wenn Herr S. die Mühe sich nehmen will, ihn zu lesen, so wird er gestehen müssen, daß, wenn hier ein Siegeskranz zu vergeben war, er ihm nicht gebührte. Da aber einmal die Abendzeitung ihm einen aufgesezt hat, was soll er damit machen? Nun, wenn Lindenhan ihn nicht reklamirt; so spiel' er gleichsam den Diagoras, er setz' ihn der Mutter seines Ruhmes, der Abendzeitung auf. Dem Oelgeist' auf der Lampe (s. d. Vignette) würd' er wenigstens eben so gut stehen, als dem Bianor die Haartour.

Wir wollen übrigens den Sänger, dem schon Böttiger a. a. O. manchen Verstoß vorgerückt, und ein ernstes: „Es gilt hier einen zweyten Wurf!" zugerufen hat — wir wollen ihn keineswegs entmuthigen, sondern blos vor den Nachtheilen bewahren, welche die überhandnehmende journalistische Lobhudeley so leicht dem Talente zufügt.

*) Diese cessio honoris überhaupt, von welcher Cicero a. a. O. kein Jota sagt, dünkt mich nichtig in Bezug auf die Kindesliebe, welche sie hier (und auch bey Lindenhan) beweisen soll. Denn was opferten denn die Söhne auf? Die Kränze, denn Sieger blieben sie doch immer. Und was empfing der Vater? Dito, die Kränze, denn Sieger wurd' er doch durch diese Abtretung nimmermehr. Leider hab' ich eben den Pausanias nicht zur Hand, um zu sehen, wie dort die Sache gestellt ist; aber es sollte mich wundern, wenn sie so modern-sentimental und gleichsam so à la Kotzebue gestellt wäre, daß die leichte und nur scheinbare Aufopferung von Seiten der Söhne rühren zu sollen schiene. M.

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. Juli 1824.

Taschenliteratur für 1824.

Annuaire pour l'an 1824, présenté au Roi, par le Bureau des longitudes. Prix 1 Fr.

Dieses Taschenbuch, wohl eines der unterrichtendsten von den vielen, die jährlich erscheinen, wird von dem Bureau des longitudes zu Paris, dem Artikel IX seines Reglements gemäß, alle Jahre verfaßt und herausgegeben.

Es besteht ganz aus belehrenden Zusammenstellungen, Uebersichten, Berechnungen u. s. w., welche ihrer Gemeinnützlichkeit wegen von den Gelehrten, welche jenes Bureau bilden, hier zusammengetragen und geordnet werden.

Der Astronom, der Naturhistoriker, der Seemann, der Geograph, der Landmann und alle diejenigen, welche an den Forschungen dieser verschiedenen Zweige der Gelehrsamkeit mit Interesse Theil nehmen, werden durch diesen Kalender reichlich befriedigt. In der Ueberzeugung, dem gelehrten Publikum einen Dienst zu leisten, wenn wir es auf den gediegenen Inhalt desselben aufmerksam machen, halten wir für räthlich, hier die table des matières (Register) seines Inhalts folgen zu lassen, so wie wir wegen des allgemeinen Interesse's, als Auszug eine Uebersetzung des Artikels, über die Quantität des Regens, die bey verschiedenen Höhen niederfällt, schließlich geben.

TABLE DES MATIÈRES.

Ueber die Quantität des Regens, die bey verschiedenen Höhen niederfällt.

Man hat in neuern Zeiten vielfach die Frage erörtert, ob das Lichten der Wälder, die Culturveränderungen, endlich die verschiedenen Anlagen durch Menschenhände, eine auffallende Veränderung in dem klimatischen Verhältniß hervorbringen können; ob sie namentlich die Quantität des alljährlich niederfallenden Regens an einem bestimmten Orte vermehren oder vermindern dürften. Einige haben bejahend, Andere verneinend darauf geantwortet. Diese widersprechenden Ansichten rührten vielleicht zum Theil davon her, daß die von den verschiedenen Beobachtern angewandten Recipienten nicht immer in die gleiche Höhe über den Boden gestellt waren. Folgende Resultate dürften zeigen, wie wichtig diese Rücksicht seyn könnte, wenn man bey dieser Untersuchung zu genauen Schlüssen gelangen wollte.

Seit dem J. 1817 befinden sich auf dem königlichen Observatorium zwey vollkommen ähnliche Recipienten, wovon der eine auf dem Gipfel des Gebäudes, der andere im Hofe aufgestellt ist, durch welche man täglich die Quantität des Regens, die in 24 Stunden gefallen ist, d. h. die Höhe der Flüssigkeit bestimmt, womit der Boden bedeckt seyn würde, wenn weder Einsickerung noch Verdampfung stattfände. Die Summe dieser theilweisen Resultate gibt alsdann den jährlichen Regen. Obschon die Differenz der Höhe zwischen diesen Recipienten nur 27 Meter (ungefähr 86 Fuß) beträgt, so sind doch die darin aufgesammelten Quantitäten Flüssigkeit sich niemals gleich; der untere Recipient enthält immer mehr als der obere, wie aus folgender Tabelle erhellt.

	Regen im Hofe.	Regen auf der Terrasse.
	In Centimetern.	In Centimetern.
1817	56,552	50,572
1818	51,759	43,197
1819	68,919	61,524
1820	42,542	38,128
1821	64,567	58,433
1822	47,750.	42,319
Durchschnitt.	55,348	49,029

Eine Differenz der Höhe von 86 Fuß veranlaßt demnach in Paris eine ungefähre Vermehrung von einem Achtel in der Quantität des Regens, welche der untere Recipient aufnimmt. Diese sonderbare Erscheinung hat man gewissen eigenthümlichen Richtungen zugeschrieben, welche der Wind den einzelnen Regenfäden ertheilen könnte: man bemerkt aber diese Differenz zuweilen auch bey solchen Regen, die während einer völligen Windstille niederfallen. Andere stellten den Satz auf, die Wolken lieferten nicht blos allein die Regentropfen, sondern diese würden auch von der ganzen Luftschichte, die sie von dem Boden trennt, abgesondert; oder die Regentropfen bemächtigen sich vielmehr bey ihrem Durchgang durch diese Schichte eines Theils der in ihr enthaltenen Feuchtigkeit, und nehmen dadurch in ihrem Durchmesser zu. Dieser Hypothese zufolge würde der untere Recipient offenbar entweder mehr Wassertropfen, oder größere als der höhere Recipient aufnehmen; allein es ist eben so klar, daß alsdann eine um so größere Differenz stattfinden müßte, wenn der Hygrometer in den untern Luftschichten einen, dem höchsten Grade der Feuchtigkeit näher kommenden, Grad anzeigen würde, ein Umstand, welchem die Beobachtungen nicht entsprechen. Wie man sich auch am Ende diese Erscheinung erklären möchte, so geht einmal so viel aus der Erfahrung hervor, daß, wenn man zu irgend zweyerley Epochen die Quantitäten des jährlich an einem bestimmten Orte gefallenen Regens mit Genauigkeit vergleichen will, die Recipienten in gleicher Höhe von dem Boden aufgestellt seyn müßen. Wir wollen nun, mit Rücksicht auf diesen Umstand, untersuchen, ob man einigen Grund zu der Annahme hat, das Pariser Klima sey jetzo mehr oder weniger regnerisch, als zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Durchschnitt, oder mittlere Quantität des Regens zu Paris.

Die ersten regelmäßigen Beobachtungen, die man zu Paris über die jährlich daselbst niederfallende Regenquantität angestellt hat, gehen bis auf das Jahr 1689 zurück. Damals brachte man, auf Befehl der Akademie der Wissenschaften, zu dem Ende auf der Höhe des großen

Saals des Meridians des Observatoriums, in dem östlichen Thurm, der damals ohne Dach war, einen Recipienten an, der 17 Meter tiefer stand, als der gegenwärtig auf der Terrasse stehende Recipient. La Hire übernahm die Beobachtungen, und sezte sie bis zum J. 1719 fort. Sein Nachfolger, Maraldi, bediente sich derselben Instrumente. Diesem folgte im J. 1744 Hr. v. Fouchy. Vom J. 1755 unterbrach man diese Beobachtungen, oder wenigstens die Bekanntmachung derselben. Erst im J. 1805 wurden sie von Neuem vorgenommen. Folgende Tabelle liefert die Durchschnittsresultate in Zollen und in Centimetern für jede Periode von 10 Jahren vom J. 1689 an.

	Mittlerer jährlicher Regen	
	in Zollen.	in Centimetern.
Von 1689 bis 1698	19,5	52,7
1699 — 1708	17,9	48,5
1709 — 1718	18,2	49,3
1719 — 1728	13,2	35,8
1729 — 1738	14,4	38,9
1739 — 1748	15,6	42,4
1749 — 1754	19,0	51,4
— — —	— —	— —
1805 — 1814	17,8	48,3
1815 — 1822	19,7	53,4

Um nun aber die in dieser Tabelle zwischen dem J. 1754 und 1805 zu bemerkende Lücke möglichst auszufüllen, wollen wir den Durchschnitt der von Hrn. Messier, im Hotel Cluny, Straße Mathurins-St.-Jacques, von dem Jahre 1773 bis zu dem J. 1785 einschließlich angestellten Beobachtungen angeben.

Von 1773 bis 1785 . . . 20,1 Z. . . . 54,4 C.

Um aber eine Vergleichung zwischen diesen Resultaten anzustellen, muß man, der obigen Angabe zufolge, die ungleiche Höhe der verschiedenen Recipienten über dem Boden in Berechnung nehmen. Gesezt, was sehr natürlich zu seyn scheint, die Differenzen zwischen den Quantitäten des Regens stehen in einem Verhältniß mit den Differenzen dieser Höhen, so würde sich ergeben, daß zu einer Reduction der alten Beobachtungen von 1689 bis 1754 auf die gegenwärtig auf der Terrasse des Observatoriums gemachte, von der Durchschnitts-Angabe 1½ Z. = 4 C. abgezogen werden müßten. Durch diesen Abzug erhielten alsdann die Beobachtungen des Hrn. Messier beynahe dieselbe Bedeutung.

Diese Correctionen sind unbedeutend, und dürften an der aus der bloßen Ansicht der vorigen Tabelle hervorgehenden Folgerung nichts ändern: daß nämlich durchaus kein Grund zu der Annahme vorhanden ist, als wäre das Klima von Paris gegenwärtig mehr oder weniger regnerisch, als es noch vor 130 Jahren war. Die kleine Zunahme der Zahlen in den lezten Aufstellungen übertrifft in der That die Abweichungen nicht, die man schon in den frühern Perioden beobachtet.

Man kann nun auch bestimmen wollen, ob an einem gegebenen Orte die mittlere jährliche Zahl der Regentage zu- oder abgenommen hat. La Hire und Fouchy haben uns ihre, in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen nicht hinterlassen, und wir müssen daher hier auf die Beobachtungen des Hrn. Messier zurückgehen.

	Mittlere jährliche Zahl	
	der Regentage.	der Schneetage.
Von 1773 bis 1785	140	—
1786 — 1795	152	12
1796 — 1805	124	14
1806 — 1815	134	15
1816 — 1822	144	12
Durchschnitt.	139	12

Von 1689 bis 1822 ist der Fall dreymal vorgekommen, daß ein ganzer Monat ohne meßbaren Regen verfloß. Diese Monate sind: der Januar 1691, der Februar 1725, und der Januar 1810.

Diese Tabelle ergibt nun eben so wenig, wie die vorhergehende, eine Verschlimmerung in dem Klima von Paris.

Im südlichen Frankreich wäre hingegen, nach einigen Meteorologen, an gewissen Orten, die Quantität des Regens von Jahr zu Jahr in der Zunahme. Die Beobachtungen, auf welche sie insbesondere ihre Ansicht stützen, sind die des Hrn. Flaugergues zu Viviers (44° 29′ Breite) in einem Zeitraum von 40 Jahren angestellten. Sie sind in folgender Tabelle, zu zehn Jahren, zusammengestellt:

	Mittlerer Regen		Mittelzahl der Regentage.
	in Zollen.	in Centimetern.	
1778 bis 1787	31,1	84,2	83
1788 — 1797	33,2	89,9	94
1798 — 1807	34,2	92,6	106
1808 — 1817	37,4	101,2	108

Es dürfte noch einigem Zweifel unterliegen, ob diese Resultate, bey aller ihrer Regelmäßigkeit, schon zahlreich genug sind, um zu der daraus gezogenen Folgerung zu berechtigen. Hätte man in Paris blos die zwischen den Jahren 1719 und 1785 vorliegenden Beobachtungen gehabt, so hätte man gleichfalls zu der Annahme verleitet werden können, der mittlere jährliche Regen nehme in einem raschen Verhältnisse zu, und doch wird

diese Annahme sowohl durch frühere als spätere Beobachtungen widerlegt. Eine Zunahme des jährlichen Regens zu Viviers würde indessen die Ansicht nicht begünstigen, daß gerade die waldigen Länder vorzugsweise Regen genießen, indem man, nach Hrn. Flaugergues's Angabe, seit dem Anfange der Beobachtungen, vorzüglich aber im Verlaufe der lezten zehn Jahre, die Wälder sowohl auf dem Gebiete von Verviers, als in dem ganzen Departement der Ardeche, so sehr ausgehauen hat, daß jezo kein bedeutender Wald mehr daselbst vorhanden ist.

Regen unter den Wendekreisen.

Bekanntlich fällt in der Nähe des Aequators eine beträchtlichere Quantität Regen, als in unsern Climaten; aber der absolute Betrag des dortigen Regens war bisher noch nicht genau erkundigt. Man würde sich sehr irren, wenn man zu der Bestimmung der mittlern Quantität des Regens in den Aequinoctialgegenden die Beobachtung von einem einzigen Jahre für hinreichend hielte. Da die Differenzen zwischen den verschiedenen Jahren dort verhältnißmäßig fast eben so bedeutend sind, wie in Europa, so kann man zu einer genauen Schätzung nur dadurch gelangen, daß man, wie wir bey Paris verfahren sind, eine gewisse Anzahl von theilweisen Resultaten zusammenstellt.

Folgende acht Beobachtungen dieser Art wurden in Bombay angestellt, und scheinen mir alles Vertrauen zu verdienen.

1803 . . .	85 französische Zolle	= 229	Centimeter.
1804 . . .	106 — —	— = 292	—
1817 . . .	97 — —	— = 263	—
1818 . . .	76 — —	— = 206	—
1819 . . .	72 — —	— = 196	—
1820 . . .	72 — —	— = 196	—
1821 . . .	78 — —	— = 211	—
1822 . . .	106 — —	— = 286	—
Durchschnitt	87 Zoll	= 235	Centimeter.

Man wird sich als Vergleichungspunkt erinnern, daß der mittlere jährliche Regen zu Paris nicht ganz bis zu 20 Zoll oder 54 Centimeter steigt.

Zu Bombay fällt beynahe aller Regen im Juni, Juli, August und September. Im Monat October beträgt derselbe zuweilen drey Zoll, im ganzen übrigen Jahre fällt oft kaum ein Zoll.

An einem einzigen Tage (den 24. Juli 1819) fielen zu Bombay sechs Zoll Regen. Dieß ist ungefähr der dritte Theil der mittlern jährlichen Regenmenge in Paris.

Cayenne scheint einer von denjenigen Orten des Erdballs zu seyn, wo es am meisten regnet. Der Kapitän Roussin sah am 14ten Februar in dem kurzen Zwischenraum von 8 Uhr Abends bis um 6 Uhr des folgenden Morgens $10\frac{1}{2}$ Zoll Regen, d. h. mehr als die Hälfte dessen, was man in einem ganzen Jahre in Paris aufsammelt, niederfallen. Er versichert, in demselben Monat Februar wären vom 1sten bis 24sten zwölf Fuß sieben Zoll Regen, oder achtmal so viel, als in zwölf Monaten in Paris gefallen.

In unsern Himmelsstrichen kannte man keine solchen Regengüsse, bis die Zeitungen zu Ende des J. 1822 verkündeten, in Genua wäre an Einem Tage (den 25sten October) eine Regenmasse von dreyßig Zoll niedergefallen. Dieses unerhörte Resultat flößte Anfangs allen Meteorologen Zweifel ein; man vermuthete einen Druckfehler. Allein Hr. Pagano, ein genauer Beobachter, schrieb an die Redactoren der Bibliothèque universelle dieses Ereigniß, und sezte es dadurch außer allen Zweifel. Er führt unter anderen an, daß zwey beynahe cylindrische Wassereimer, der eine von 24, der andere von 26 Zoll Höhe, die nach der Weinlese leer in seinem Garten stehen geblieben waren, gefüllt worden wären, und zwar noch ziemlich lange zuvor, ehe der Regen am 25sten October aufgehört hätte. Uebrigens nahm dieses Meteor, diese Art von Wasserhose, keine große Erdstrecke ein.

Man hat, ich wüßte aber in der That nicht, auf welche Gründe gestüzt, behauptet, es regne im offenen Meere weit weniger, als zu Lande. Ich habe in dem Tagebuch des Kapitän Turckey eine Beobachtung gefunden, welche diese Ansicht nicht bekräftigen würde. Am 12ten Mai 1816, im 2° 30′ nördlicher Breite und in 4° westlicher Länge, fielen $3\frac{3}{10}$ Zoll Regen auf das von diesem Offiziere befehligte Schiff in dem kurzen Zeitraum von drey Stunden. Zu Lande sind die Beyspiele eines so reichlichen Regens, selbst in den Aequinoctialgegenden, höchst selten.

Antwort.

Ein ungenannter Mitarbeiter der Zeitung für die elegante Welt hat in No. 114. dem Literaturblatte des Morgenblattes den Vorwurf gemacht, daß in der Redaction desselben eine „anarchische Konfusion" herrsche, weil einige Schriften, namentlich Franz Horns Erläuterungen des Shakspeare, zweymal recensirt worden sind, und zwar die ebengenannte Horn'sche Schrift beyde Male in gleichem, abfälligen Sinne. Die zweyte Recension, in Nr. 36. des laufenden Jahres, ist nicht durch meine Hand gegangen, da sie aber gründlicher ist, als die erste, in No. 51, 1823, welche von mir selbst herrührt; so seh' ich eben nicht, warum der Umstand, daß sie in der Hauptsache gleich abfällig war, ihrer Aufnahme hätte im Wege stehen sollen. Wohl aber merk' ich, warum der Ungenannte so besorgt ist um die Ersparung des Raumes im Lit. Bl.: er hat vermuthlich auf die Anzeige eines eignen Productes zu lange warten müssen, und fürchtet am Ende zwey abfällige Recensionen, statt einer, darin zu finden.

Müllner.

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. Juli 1824.

Lexicographie.

Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, bearbeitet von mehreren Gelehrten. Erster Band, herausgegeben von D. A. Binzer. A—Aoz. XXIV und 716 S. gr. 8. Gespalt. Col. Fortgesezt von H. A. Pierer, Herzogl. sächs. Hauptmann. Altenburg, Literatur-Comptoir. 1824. Zweyter Band. Erste Abtheilung. Ap—Aufstellen. 368 S. Ebendas. 1824.

Der erste Band dieses Werkes erschien vor zwey Jahren, und wurde im Lit. Bl. 1822. No. 34 und 82 sehr beyfällig beurtheilt. Die außerordentliche Reichhaltigkeit an Artikeln, und die eben so gedrängte, als gediegene, planmäßige und gleichartige Ausarbeitung derselben verdienten dieses günstige Urtheil, und erregten eine naive Bewunderung bey demjenigen Theile des Publikums, welches sich gewöhnt hatte, das bekannte Conversationslexikon als das Nonplusultra einer populären Encyclopädie zu betrachten, indem man vernahm, daß das neue Werk 10,000 Artikel für das nämliche Stadium der alphabetischen Ordnung lieferte, in welchem das ältere nur 120 erläuterte. Um so mehr bedauerte man, daß das Unternehmen, welches die Hahn'sche Buchhandlung in Altenburg in Vereinigung mit dem Hrn. D. Binzer so glänzend begonnen hatte, bald darauf in's Stocken gerieth; und man war hier und da unbillig genug, diese Lähmung bibliopolitischen Umtrieben beyzumessen, wozu eines Theils die öffentliche Fehde, welche der nun verstorbene Unternehmer des Conv. Lex. gegen Hrn. Hahn begann, andern Theils aber der bekannt gewordene Umstand Veranlassung gab, daß der Mitredacteur der Halle'schen Allg. Lit. Zeit. und der großen Ersch-Gruber'schen Encyclopädie eine eben so geistreiche als gründliche und beyfällige Kritik des Binzerischen Werkes unter dem Vorwande, dasselbe werde sicher ein Bruchstück bleiben, abgelehnt, und dadurch den Recensenten bewogen hatte, derselben durch ein gelesenertes Blatt eine um so ausgedehntere Publizität zu geben: eine Publizität, welche zufällig noch dadurch vermehrt wurde, daß die Frankfurter Zeitung einen Theil dieser Recension, wegen der treffenden Blicke auf den encyclopädischen Zustand unserer Literatur, ihren zahlreichen Lesern mittheilte. Daß jene Voraussetzung lieblos gewesen sey, zeigt die Notiz, welche der vorliegenden Fortsetzung beygegeben ist. Die Stockung hatte ihren Grund in dem Mangel der ersten Verlagshandlung an pecuniären Kräften, um die großen Kosten des Unternehmens zu bestreiten. Dieselbe verfiel in Concurs, und erst in diesem Jahre gelangte die jezige Firma auf dem Wege der Versteigerung zum Eigenthum dieses bedeutenden Verlags-Unternehmens.

Nach dem Vorwort S. XV. ist Herr D. Binzer vor der Hand durch Verhältnisse gehindert, die Hauptredaction fortzuführen, die er so rühmlich begonnen hatte. Inzwischen legt der neue Hauptredacteur in dem gedachten Vorworte dem Publikum einen sehr detaillirten Plan der schwierigen Collectivarbeit vor, der für die Fortführung des Werkes eben so günstige Erwartungen erregt, als der Inhalt der erschienenen 3 Abtheilungen. (Der erste Band hat deren zwey.) Es ist hier der Raum nicht, eine genaue Uebersicht dieses Planes zu geben. Man wird indessen sich am leichtesten eine Idee davon machen können, wenn wir hier diejenigen Stellen des Vorwortes mittheilen, in welchen die Stellung des Werkes zwischen dem Conv. Lex. und der Halle'schen Encyclopädie angedeutet wird.

„Das Conv. Lex. beschäftiget sich hauptsächlich mit Gegenständen, die für den Augenblick die ansprechendsten, jedoch vielleicht in wenigen Jahren minder wichtig sind; es excellirt besonders in Biographien von Personen unserer Zeit, drängt den Inhalt von vielen Zeit- und Flugschriften auf eine anziehende Weise zusammen, fügt eine Menge Originalnotizen hinzu, und gibt auf diese Weise viel wahrhaft Neues; es vernachlässigt hingegen absichtlich die mehr wissenschaftlichen, oder auch auf Technologie und das gemeine Leben Bezug habenden Gegen-

stände, und zieht sie nur dann in seinen Kreis, wenn vorauszusetzen ist, daß sie häufig auch in geselliger Unterhaltung gebildeter Cirkel zur Sprache kommen, oder daß sich etwas Geniales darüber sagen läßt; es würde aber auch, bey seiner Art, die Gegenstände darzustellen, eigentlich wissenschaftliche Notizen vollständig nicht umfassen können, da es sonst 30 Mal mehr Artikel als jezt enthalten, folglich auch 30 Mal mehr Raum einnehmen, und daher statt 10 wohl 300 Bände füllen würde. Das encyclopädische Wörterbuch dagegen nimmt nicht unsere Zeit zum Hauptziel, sondern will allgemein seyn; es liefert die Artikel meist weit kürzer, und wenn sie auch wohl vielleicht minder ansprechend als die des Conversations-Lexikons sind, so ist dagegen Vollständigkeit, Präcision und Gründlichkeit sein Hauptaugenmerk; es wird über einen Gegenstand nur selten etwas Neues berichten, dagegen soll es das Bekannte und einigermaßen Wichtige concentrirt darlegen. Während das Conversations-Lexikon mehr ein Lesebuch, ein zugleich unterrichtendes und unterhaltendes Werk für den, der sich mit den Ereignissen unserer Generation und den gewöhnlichen Gegenständen geselliger Unterhaltung bekannt machen will, eine Zierde der Boudoirs von Damen und eleganten Bibliotheken, kurz ein Buch der Zeit ist, wird unser Werk mehr als ein eigentliches Wörterbuch *zum Nachschlagen* dienen, kurze, für den Augenblick genügende, das Gesuchte andeutende Belehrungen geben, und sein Publikum besonders auch unter den sich mit ernsterer Lectüre Beschäftigenden und überhaupt solchen haben, die sich über jeden ihnen dunklen Gegenstand reell, jedoch auf dem schnellsten Wege zu verständigen wünschen."

„Die Ersch-Gruber'sche Encyclopädie hingegen soll alle Fächer des menschlichen Wissens und Könnens vollständig umfassen, gründlich in die Tiefe jedes Gegenstandes eindringen, und ihn, ohne zu beachten, ob ein Artikel vielleicht Bogen füllt, erschöpfen; sie wird, auf die Art wie bisher fortgeführt, gewiß nicht unter 72, wahrscheinlich aber gegen 100 Bände füllen, also 300—400 Thlr. kosten, und im glücklichsten Fall, selbst wenn die bisherigen Anstrengungen verdoppelt werden, mindestens 20—25 Jahre zu ihrer Vollendung bedürfen, dann aber ein Meisterwerk, ein Ehrendenkmal deutschen Fleißes werden. Unser Werk dagegen soll nur Skizzen und Andeutungen geben, nicht nur Sachen, sondern auch unverständliche Worte erklären, folglich (da jenes blos alle *Sachen*, gleichviel unter welchem Worte, zu erläutern sich anheischig macht, und viele Wörter ganz vernachlässigt), bedeutend mehrere Artikel, als jenes enthalten. Zugleich werden wir uns bemühen, durch Zusammendrängung unsers Stoffs auf die möglichst kleinste Bändezahl, bey der Billigkeit des Preises eines jeden Bandes, zumal unter Benutzung der angebotenen Subscription während der Erscheinung der frühern Bände, auch wenig Bemittelten die Anschaffung des Werks zu erleichtern."

Es ist der hier im Allgemeinen charakterisirten Tendenz vollkommen gemäß, daß nach S. XI. *Zeitgenossen* nur mit besonderer Auswahl aufgeführt werden sollen, insoferne man erwarten kann, daß sie auch geschichtlich im Andenken bleiben werden. Eigenes Urtheil über persönliches Verdienst soll ausgeschlossen bleiben, und die Artikel nur einfache geschichtliche Notizen über Leben und Leistung enthalten. Wer die Sünden kennt, die in dieser Hinsicht in den lezten Jahren begangen worden sind, und welche Leuten von Namen es fast zum Bedürfniß gemacht haben, den Redactoren biographischer Wörterbücher ein Schutzgeld für ihren bürgerlichen Ruf zu erlegen, wie in England die Künstler den Zeitungsschreibern; der wird gewiß diesem Entschlusse seinen Beyfall geben. Indem die Redaction der Speculation auf *persönliche* Interessen ihrer Zeitgenossen entsagt, wird sie viel Raum gewinnen für den Zweck einer allgemeineren Brauchbarkeit, die auf alle Stände, vom Gelehrten bis zum Handwerker herab, sich erstrecken soll.

Da der erste Band in den angez. Nummern vom Jahre 1822, und besonders in Nr. 82. bereits gewürdiget worden ist; so hat Ref., zum Behuf der gegenwärtigen Anzeige, sich auf die Prüfung der ersten Abtheilung des *zweyten* Bandes beschränkt, und kein Bedenken gefunden, das Lob, welches jenem von einem anderen Rec. ertheilt und hinreichend motivirt worden ist, auch auf diesen zu erstrecken. Was namentlich in den Artikeln, Astrologie, Astronomie, Aristoteles, Aristophanes, Analysis, Algebra u. a. auf so geringem Raume geleistet worden ist, verdient volle Anerkennung. Dagegen findet Ref. Artikel wie: *Aufhebung einer Belagerung*, *Aufheften*, *Aufklären*, *Aufschneider*, *Ausbringer* und viele andere überflüssig, bald ganz, bald theilweise. So z. B. lautet der Artikel *Analyst*: „ein in der mathematischen Analysis Erfahrner; sezt eigne und seltne Naturgaben voraus, um darauf Anspruch machen zu können." Was soll dieser Zusatz, da er die Bedeutung des Wortes um nichts klärer macht? Auch möchte Ref. anrathen, daß man sich in der Erklärung von *Fremdwörtern*, wenn sie nicht *Kunstwörter* einer Wissenschaft oder eines Gewerbes sind, engere Schranken sezte. Acharnement, Attroupement z. B. gehören in kein encyclopädisches Lexikon; wohl aber die *Anamartesie* (Sündlosigkeit), als theologischer Term, welcher hier erläutert wird. Dagegen vermißte Ref. die *Amartia*, welche wenigstens als Kunstwort der aristotelischen Poetik (Flecken am Helden einer Tragödie) die Aufnahme hätte in Anspruch nehmen können. Auch in dem Artikel *Agnition* fehlt die Bedeutung, die das Wort in der Dramaturgie hat, es ist

blos auf die rechtswissenschaftliche Rücksicht genommen. Es ist jedoch begreiflich, daß nicht jede Wissenschaft mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt werden konnte; genug daß hier diejenigen, welche die meisten technischen Namen und Ausdrücke aufzuweisen haben, namentlich die Naturgeschichte, Botanik, Geographie, Medizin, Mathematik, Astrognosie, mit ausgezeichnetem Fleiße behandelt worden sind.

An Courtin's Encyclopédie moderne hat es der Recensent im Lit. Bl. No. 46. mit besonderem Lobe anerkannt, daß die Quellen, aus welchen entweder der Verfasser des Artikels geschöpft hat, oder wo der Wißbegierige sich weiter Raths erholen kann, sorgfältig angegeben sind. Das ist allerdings ein großes Verdienst, und um so wünschenswerther, je weniger eine alphabetische Encyclopädie der vorliegenden Art, wegen des Bedürfnisses der Kürze, ihre Materien erschöpfen kann. Ref. hat daher mit Vergnügen bemerkt, daß mehrere Mitarbeiter auch nach diesem Vorzuge streben. So z. B. sind im Artikel Astrologie die Schriften von Ptolomäus, Schonee, Kepler und Pfaff, im Art. Artillerie die Werke von Morla, Scharnhorst, Hoyer und Decker angeführt, und im Art. Astronomie die bedeutendesten Schriftsteller des In- und Auslandes genannt. Es wäre zu wünschen, daß der Gelehrte, welcher das Fach der nordischen Fabellehre behandelt, und in den Artikeln Asen, Asgard, seinen Beruf dazu beurkundet hat, künftig nachholte, was er in dieser Hinsicht versäumt hat.

Auf den Druck des Werkes ist bis hierher eine unverkennbare Sorgfalt verwendet worden. Möge sie durch das Bedürfniß des raschen Erscheinens, dessen die Redaction S. XV. gedenkt, nicht vermindert werden! Gegenwärtig verlassen wöchentlich zwey Bogen die Presse, und nach der Versicherung a. a. O. sind alle Anstalten getroffen, daß deren künftig mindestens drey fertig werden, und folglich alle 2 Monate eine Abtheilung erscheinen kann. Eine erfreuliche Aussicht für die Subscribenten. Das Verzeichniß der Mitarbeiter ist lang und enthält viele gute Bürgschaften. Ref. beschränkt sich auf Nennung derjenigen, für welche er selbst wohl Bürgschaft zu leisten sich getrauen möchte, als da sind: Aretin, Augusti, Benigken (Kriegsgeschichte), Binzer, Büsching, Fries, Gelpke, Decker, Hoyer, Krause, Lampadius (Mineralogie, Bergbau, Hüttenkunde), Lindner (Biographien Gelehrter), Lindenau (Astronomie), Osann (Archäologie), Pölitz, Raßmann, Sickler, Stieglitz (Baukunst), Venturini, Wendt, de Wette. Dagegen hat Ref. unter den Bearbeitern der schönwissenschaftlichen Artikel einige gefunden, die in diesem Fache noch nichts geleistet haben, und die er blos als aufdringliche Zeitschriftler kennt. Mit dem zweyten Band hat man angefangen, den Artikeln die Namenschiffern beyzudrucken. Daß es nicht bey allen geschehen, wird S. XVII. unter andern durch den Umstand entschuldiget, daß manche aus der Bearbeitung Mehrerer bestehen. Wie dieß zugehen kann, erklärt die Erwähnung von Subredactoren für die einzelnen Fächer, welche vermuthlich das Amt haben, in Collisionsfällen aus mehreren gleichnamigen Artikeln das Beste zu nehmen, und einen einzigen daraus zu bilden. Eine Einrichtung, die eben so viel Gutes verspricht, als die Offenheit, womit die Hauptredaction die Einrichtung überhaupt dem Publikum vor Augen legt.

Literar-Geschichte.

Histoire littéraire des Arabes ou des Sarrasins, pendant le moyen âge; traduit de l'Anglais de Joseph Berington. Paris, chez Desbeausseaux. 1824. pp. 112. 8.

Unsere, aus den Quellen kommende Kenntnisse von den Sitten und der Literatur der Araber sind noch überaus beschränkt, und es ist ein Verdienst des fleißigen Beringtons, eine so schwierige Arbeit unternommen zu haben. Daß er ihr nicht ganz gewachsen war, hat er selbst bekannt, indem er über seine Unkunde in der arabischen Sprache das Publikum nicht in Ungewißheit ließ. So unvollkommen dem zu Folge seine Skizze über die literarische Geschichte des Volkes des Propheten bleiben mußte, so ist sie darum, wie gesagt, weder ohne Verdienst, noch ohne Interesse. Der Verf. malt die Sitten und Geschichte der Geistesbildung der Araber sehr geistreich; man findet anziehende Anecdoten erzählt, und die Mehrzahl der Leser wird von dem, was der Verfasser schildern wollte, eine genügende Vorstellung erhalten. Der Gelehrte, welcher die vorliegende französische Uebersetzung fertigte, beabsichtigte vordersamst eine größere Verbreitung des Werkchens, das jedem Literator unentbehrlich ist. G. T.

Sappho in Wien.

Im Lit. Bl. No. 23. hat der Rec. P. die Vermuthung geäußert, daß die S. 92. mitgetheilte, von J. N. Voß d. ä. übersetzte „neuentdeckte Sapphische Ode" (aus der Wiener Moden-Zeitschrift No. 153. vor. Jahrgang) modernen Ursprungs sey. Eine Leipziger Zeitschrift (L. C. Bl. Nr. 137. S. 548.) bestätiget diese Vermuthung durch die schätzbare bibliographische Nachweisung, daß die Ode quaestionis aus Grainville's Hymnes de Sappho nouvellement découvertes et traduites pour la première fois en françois, Paris, Rollan, an V, 12, genommen ist; einem Buche von trügerischem Titel, welches nichts anderes ist, als eine Politur der, schon 1784 erschienenen Schrift des Sovaro Romoio (d. i. des

neapolitanischen Marschalls Don Vinzenzo Imperiali): La Faoniade di Saffo, in welcher der Verfasser aus antiken sapphischen Fragmenten fünf Hymnen und fünf Oden zusammensezte. Die gedachte Leipziger Zeitschrift hat dieser dankenswerthen bibliographischen Notiz die Ueberschrift: Sappho in Wien, gegeben, und dadurch sinnreich auf die Wiege der neuantiken Sappho hingedeutet, welche vor 5 bis 6 Jahren das unarchäologische Publikum der Breterwelt entzückte.

Müllner.

Literarische Miscellen.

2.

Die erste Hälfte des auf kaiserliche Kosten von dem Kommodore Krusenstern herausgegebenen Atlasses der Südsee ist so eben erschienen. Der Kaiser hat die Dedikation des Werks angenommen, und dem verdienstvollen Verfasser Sein Allerhöchstes Wohlwollen und Seine Zufriedenheit mit dieser Arbeit offiziell andeuten lassen. Außer dem klassischen Werthe dieses in seiner Art eben so neuen, als für die Hydrographie und Schiffahrt wichtigen Werkes, ist dasselbe auch noch in einer andern Hinsicht sehr interessant; erst seit hundert Jahren besizt Rußland eine Flotte, erst seit zwanzig Jahren haben die Russen angefangen, jene Meere zu beschiffen, und schon erscheint hier ein ernst-wissenschaftliches hydrographisches Werk, welches zum Theil aus eigenen praktischen Erfahrungen, die wichtigsten Aufschlüsse und Berichtigungen in der Nautik und Geographie enthält! — Schon auf der ersten Reise der Russen um die Welt (1803) hatte Hr. von Krusenstern sich von der Nothwendigkeit überzeugt, eine Sammlung von Charten jener jezt so häufig befahrenen Meere zu veranstalten, welche vollständiger und zuverlässiger als die von Arrowsmith und Espinosa wäre, und so viel möglich alle die neuesten Entdeckungen vereint enthielte, die sich jezt zerstreut in einer Menge voluminöser und folglich zum beständigen Gebrauch unbequemer und zu kostbarer Werke finden. Schon damals begann er die Materialien zu diesem Unternehmen zu sammeln, wozu ihm sowohl seine eignen vielfachen Erfahrungen, als auch die Arbeiten der ältern und neuern Seefahrer und seine Verbindungen mit den ausgezeichnetsten Hydrographen Europa's die Mittel darboten. Nach einer vieljährigen Arbeit übergibt jezt der Hr. von Krusenstern der seefahrenden Welt diesen ersten Theil eines solchen Werkes, welcher eine General-Charte des stillen Oceans und, auf 14 Blättern, 19 Special-Charten von Inselgruppen der südlichen Hälfte desselben enthält. Leztere sind alle nach Einem Maßstabe (1½ Zoll auf einen Grad des Aequators) gezeichnet, und füllen daher nach ihrem verhältnißmäßigen Umfange einen ganzen oder einen halben Bogen von dem Format des zu der Krusenstern'schen Reise gehörigen Atlasses. — Die General-Charte erstreckt sich von dem 71sten Grade südlicher, bis zum 5ten Grad nördlicher Breite; in die Länge nimmt sie 180 Grad ein, das heißt, sie erstreckt sich von dem westlichsten Punkte auf Neu-Holland bis zu dem Meridian des Kap Horn. Demnach enthält diese Charte außer dem Kontinent von Neu-Holland und den Inseln, die innerhalb der Gränzen des südlichen Oceans liegen, auch den südlichen Theil des Indischen Oceans mit dessen Inseln. — Die Special-Charten sind: Neu-Guiana, das Korallen-Meer, die Küste von Neu-Süd-Wallis, die Insel van Diemen, die Admiralitäts-Inseln, Neu-Irland, Neu-Britannien, die Archipele von Santa-Cruz, der Luisiade, der Marquesas, die Salemons-Inseln, Neu-Caledonien, die neuen Hebriden, Neu-Seeland, die Freundschafts-, die Societäts-, die Fidjee-, die Navigators- und die niedrigen Inseln. Bey diesen Charten befinden sich 16 abgesonderte Plane von vorzüglich merkwürdigen oder interessanten Straßen, Häfen oder Bayen, die alle mit der größten Genauigkeit verzeichnet sind. — Der äußerst saubere Stich der Charten sowohl als die eben so deutliche als elegante Schrift, dieses wesentliche Requisit aller und besonders der Seecharten, machen den drey russischen Künstlern, welche daran gearbeitet haben, die größte Ehre. Die Charten sind von den Herren Koschkin, Graveur der Admiralität, und Kalpakow, Graveur des General-Staabes, die Schrift aber von Hrn. Frolow, vom Kaiserlichen Chartendepot. — Zu diesem Atlas gehört ein 50 Bogen starker Quartband erläuternder Memoiren, welche außer den nautischen Notizen auch eine kritische Zusammenstellung und Würdigung der von verschiedenen Hydrographen gemachten Beobachtungen und Bestimmungen enthält. Als Einleitung ist ein besonderes Memoire über die Winde und Strömungen in der Südsee vorangeschickt. Der Vorrede nach kann man den zweyten Band dieses Atlasses nicht eher als in zwey Jahren erwarten. Dieser wird für die Geographie noch wichtiger werden, als der gegenwärtige erste, da er die nördliche Hälfte des stillen Oceans enthalten soll, der bis jezt noch weniger bekannt ist, und zu dessen genauerer und richtigerer Erkenntniß die Expeditionen der Russen in jenen Gewässern schon so viel beygetragen haben und besonders jezt fortdauernd beytragen. — Um dieses wichtige Werk, welches in Russischer Sprache abgefaßt ist, allgemein nützlicher zu machen, hat der Kaiser dem Hrn. von Krusenstern aufgetragen — gleichfalls auf Seine Kosten — eine französische Ausgabe desselben zu veranstalten, deren Druck auch beynahe schon beendigt ist, und die noch im Laufe dieses Sommers erscheinen wird.

3.

Das interessante Werk des Russischen Staabs-Obersten, Freyherrn Georg von Meyendorf, enthaltend die Beschreibung seiner Reise von Orenburg nach Bukhara im Jahre 1820 ist eben in französischer Sprache erschienen. Der berühmte Jaubert soll manche anziehende Bemerkungen beygefügt haben.

4.

Von unserm gelehrten Landsmanne Klaproth sind so eben Memoiren auf Asien bezüglich erschienen, von denen nächstens ausführlicher berichtet werden soll.

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Freitag den 30. Juli 1824.

Biographie.

Salvator Rosa and his Times. (By Lady Morgan.) 2 Vols. 8. London, Colburn. 1824.

Die geistreiche Schriftstellerin, welche uns so eben mit dem genannten Werke beschenkt, hat schon öfter die Aufmerksamkeit des über bloße Unterhaltungssucht erhabenen Theils der Lesewelt in einem zu hohen Grad in Anspruch genommen, als daß wir nicht den Wünschen Vieler zu entsprechen glaubten, wenn wir von diesem neuesten Werke der Lady Morgan ausführlicheren Bericht und einige Probestellen im Lit. Bl. zu geben versuchten.

Wenn Lady Morgan entschlossen war, sich im Fache der Lebensbeschreibung zu versuchen, so hätte sie nicht leicht eine glücklichere Wahl treffen können, als es mit Salvator Rosa der Fall war, der als Knabe den Schönen von Neapel Ständchen brachte; der als Jüngling auf den Höhen der Abruzzi wanderte, und von deren Banditen zuerst gefangen, dann ihr Gefährte wurde; der sich arm, aber stolz und ungezügelt in die Arme der Kunst warf, und in keiner Schule studirte, als in der der Natur, und sich keinem Schutze unterwarf, als dem eines ganzen Volkes; der, ein liebenswürdiger Verehrer der Schönen, seine Liebeslieder selbst dichtete und sie in Musik sezte; der, als wilder, witziger und enthusiastischer Improvisator, den Großen seiner Zeit Dinge in das Angesicht sagte, welche Andere kaum zu denken wagten; der, ein gefühlvoller und tiefer Denker, seiner Zeit voran eilte, und über das Mögliche und Zukünftige so lange dachte, bis er die Gegenwart kaum mehr ertragen konnte; der düstere Verschwörer von Torrione del Carmine und der thätige Kämpe für Freyheit gegen Unterdrückung und der Führer in der Campagna della Morte unter dem bekannten Fischer von Melfi, Masaniello, und der kühne, bittere Verspötter aller Laster und Gebrechen seiner gesunkenen, aber ihm stets theuern Heimath, der dabey überall den originellsten Charakter entfaltete und als Künstler sich einer Popularität und eines Ruhmes erfreute, wie kein anderer seiner Zeit. Nach dem Gesagten wird man zugeben, daß Lady Morgan ihren Gegenstand in Bezug auf ihre Gabe unterhaltender und belehrender Darstellung sowohl als auf die Art von Talent und die Kenntnisse, welche dabey gefordert werden, sehr glücklich gewählt hat. Es bleibt nur zu betrachten, auf welche Weise sie sich diesen doppelten Vortheil zu nutze machte. Ehe wir uns aber darauf einlassen, können wir den Lesern kaum einen angenehmern Dienst erweisen, als wenn wir eine kurze Skizze des Lebens geben, welches Lady Morgan im Einzelnen auszuführen und in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit von Lichtern und Schatten vor der Welt hinzustellen bestrebt war. Wir werden hier und da die Verfasserinn sprechen lassen, um den Leser in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen und zugleich die Darstellungsweise der Verf. kennen zu lernen.

Auf einem der lieblichsten aller der lieblichen Fleckchen, welche die Bay von Neapel überschauen, in dem kleinen Dorfe Renella wurde in dem leztern Ende des Jahres 1615 Salvatore Rosa geboren — wahrscheinlich so benannt, weil er theils von seinen frommen Eltern zum Dienste der Kirche bestimmt war, theils weil der Name Salvatore als Taufname in jener abergläubischen Zeit und Gegend eine Art von Himmelsschlüssel war. Der kleine Salvatore war jedoch fern davon, irgend ein frühes Symptom von einem heiligen Berufe zu geben: er ward bald der Unhold des ganzen Dorfes, und der Name, der ihn schützen sollte, wurde bald durch das ausdrucksvolle Diminutiv „Salvatoriello“ ersezt, welches er sich nicht zur Ehre anrechnen konnte. Aber seine würdigen armen Eltern *) waren in ihrem Entschluß, ihren einzigen Sohn für den Priesterstand aufzuziehen, nichts destoweniger unbeugsam, und gaben ihn demzufolge in sehr frühen Jahren unter die Zucht der h. Väter, wel-

*) Sein Vater, Vito Antonio Rosa, war Architekt und Landmesser und bewohnte das größte Haus, casaccia, in dem Dorfe.

che eine Schule zu Neapel leiteten, die Congregazione Somasca genannt. Aber eben schon vorher in der frühesten Periode hatte Salvator unzweydeutige Beweise gegeben, daß sein Schicksal nicht durch den Willen Anderer bestimmt werde, welcher Art es sich auch durch seinen eignen gestalten möge: diejenigen, die ihn beobachten konnten, hatten auch ziemlich sichere Andeutungen über den Gang, den sein Genius zu nehmen schien, erhalten. Denn er hatte die stete Gewohnheit, sich den ihm auferlegten Studien zu entziehen, in der wilden und erhabenen Scenerie in der Nachbarschaft seines Geburtsortes umherzuwandern, und dann, wenn er seines Ungehorsams oder seiner Trägheit wegen eingesperrt war, die Mauern seines Gefängnisses mit rohen Nachbildungen der verschiedenen Gegenstände, welche während seiner Umzüge seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten, zu bedecken: — er pflegte sich dazu immer vorher mit Kohlen und dergleichen zu versehen. Seine Eltern kehrten sich aber nicht an die Fingerzeige, welche die Anlagen des Kindes so deutlich aussprachen: sie erschraken im Gegentheil über die bloße Möglichkeit, daß ihr Sohn ein Künstler werden könne, und verloren keine Zeit, ihn recht schnell in das Colleg zu bringen, wozu sie ihm nicht ohne Schwierigkeit den Einlaß verschafft hatten. Das folgende phantasiereiche Gemälde des mit dem Vater von dem Heimathdorfe scheidenden Sohnes ist eine eben so liebliche, als charakteristische Probe von der Art, wie Lady Morgan ihren Gegenstand behandelte.

„In der Zeit und in dem Lande, in allen Formen und im ganzen Charakter so ausgezeichnet durch das Malerische, muß diese Abreise nach Neapel eine Scene gewesen seyn, welche eher gemalt als beschrieben werden kann. Das geistige Auge, zurückblickend auf die graphischen Einzelnheiten, sieht den feurigen Knaben mit seinen seltsamen, aber schönen Zügen, und der leichten, gewandten Gestalt, aus dem alten Portale der Casaccia schreiten, um seinem Vater nach Neapel zu folgen. Er ist in das phantastische Costüm der neapolitanischen Jugend jener Zeit gekleidet, ein Wamms und Höschen und kurzer Mantillo, mit einer kleinen Sammt-Kappe, vielleicht eben damals auf fröhliche Weise getragen und mit schuldiger Rücksicht auf die schwarzen Haare, so bemerkenswerth auf allen seinen Portraits wegen ihrer Schönheit und üppigen Fülle. Vito Antonio im Gegentheil ist bestrebt, seine loyalen Grundsätze und seinen herabgekommenen Adel an den Tag zu legen, und ahmt den Schnitt der bestehenden Hofmode nach, denn damals, wie jezt, wurde alles, was italienisch aussah, für verdächtig gehalten, und die alte casacca di cuojo (ledernes Ueberwammis) des Vito war, ungeachtet des groben Materials, ohne Zweifel auf spanische Art gemacht, mit

„Kapp' und Läppchen. Schlitz und Schleif und Puffen."

Wie Vater und Sohn durch die Weinranken eilen, die über dem Portico hängen, folgen ihnen über dessen Schwelle Madonna Giulia und die weinenden Schwestern: das Corniello darf nicht fehlen, um jeden bösartigen Zauber abzuwenden, und dann wird noch ein und ein leztes „Addio, Carino" gegeben, und Vater und Sohn steigen den Hügel von Renella hinab, der strada infrascata zu; — der eine mit fliegendem Fuß, aufgeregt; der Andere mit gemessenem Schritte, ganz Weisheit, das unaufmerksame Ohr seines erregten Gefährten mit weisen Sprüchen und modernen Beyspielen bestimmend, wie sie ihm für den passend scheinen, der zum ersten Mal das Vaterhaus verließ,

„Wo spärlich der Erfahrung Saat erspießt!"

Welch eine Scene entfaltete sich beym Herabsteigen vom Hügel vor dem Auge, das die Schönheiten der Natur in ihren vielfachsten Gestalten erblickte, —

— „Thal und Hügel,
Flur und Wald und Fluten, Städt' und Tempel." —

und alles das sollte zu bald mit dem öden Rund klösterlicher Mauern vertauscht werden! Die eingefaßten Schornsteine der alten casaccia waren noch durch die dunkeln Fichten zu sehen: die Gestalt der Madonna Giulia war noch an der schneeweißen Kopfbedeckung erkennbar, die, wie die Pfeile, welche die Haare der Töchter zierten, in dem Sonnenschein glänzte. Während sie ihrem Sohne nachblickt, fleht sie zur h. Jungfrau, er möge an Gelehrsamkeit und Heiligkeit „il miracolo del suo secolo" werden. Wenige Schritte, und die Scene verwandelt sich. Das Gesumm von Neapel, der geräuschvollsten Stadt in Europa, dringt wie das Gemurmel des Vesuvs am Abend eines Ausbruchs herüber: die jähen Abhänge, mit Fichten- und Kastanienwäldern bedeckt, verschwinden, ihnen folgen sanfte Hügel, bekränzt mit tiefhängendem Gewinde von Reben, die ihre Zweige um alles schlingen, was sie erreichen können, was sie zu halten vermag. Dort verdunkeln, hier zeigen sie die dunkeln Klüfte, von wildem Gesträuch umhängt, welche ein vulkanischer Ausbruch in dem felsigen Boden sprengte; während phantastische Gebäude, alte Ruinen, Stücke von Friesen und Säulen, Hügel von Tufo, braun und nackt steigen zwischen hängenden Gärten und Laubengängen empor; und Kapellen, Warten, Altäre glänzen auf allen Seiten, bis die edle Straße Toledo erreicht ist, und ihre Paläste die magische Scene verdecken, und eine kaum weniger malerische an deren Stelle treten lassend. So war die Scenerie von Vomiro am Anfang des 17ten Jahrhunderts, und so ist sie noch. Von diesem prachtvollen und geräumigen Theile der Stadt Neapel schritten die zwey Rosa zu dem hö-

stern, öden Theil der Citta Vecchia (Altstadt). Die Thore der Congregazione Somasca waren nur allzubald erreicht: die Glocke wird gezogen, und ein Layen-Bruder tritt heraus: mit thränendem Auge wird der Vatersegen gespendet und empfangen, und die Thore des klösterlichen Gefängnisses schließen sich hinter dem Knaben."

In dieser klösterlichen Einsamkeit, — um so schrecklicher für den freyen, umschweifenden Geist des Jünglings, als das Leben und Geräusch einer Stadt wie Neapel ihm stets vor Augen und Ohren war — muß Salvator mehrere Jahre seiner frühen Jugend verlebt haben; aber der Mangel von Jahrzahlen, in allen Biographien dieses Mannes so fühlbar, verhindert uns zu bestimmen, wie lang. Das ist jedoch gewiß, daß dieser eingeengte Zustand die glücklichsten Folgen für seine Zukunft hatte: denn er zwang und befähigte ihn, sich die bedeutenden klassischen Kenntnisse anzueignen, welche die Flamme seines Geistes anfachte und nährte, und jene Begeisterung erzeugte, welche sich in allen den anziehenden Begebenheiten seines Lebens kund gibt. Die Zeit kam jedoch endlich, wo die Gesetze der Gesellschaft, welcher er angehörig war, ihn zwangen, diesen Pfad der Wissenschaft — so passend für seinen Geist und seine Neigung — zu verlassen und eine andere, beyden entgegengesezte, einzuschlagen. Er ward aufgefordert, von den wundervollen Wahrheiten der Geschichtschreiber seines Vaterlandes und den schönen Dichtungen der Alten zu scheiden, und Geist und Sinn der trockenen Logik und der unächten Schul-Philosophie zuzuwenden. Die Folgen waren natürlich: er weigerte sich, die bezeichneten Pfade zu betreten, wurde aus dem Colleg verbannt, und kehrte wieder zu seinen Eltern zurück, so arm, und nicht weniger wild und romantisch, als vor seinem Scheiden.

Es fügte sich, daß in der Zeit, wo Salvatore glücklich dem Wuste metaphysischer Grübeleyen entrann, die herrschende Leidenschaft des Neapolitanischen Volkes Musik und Gesang war, und daß Alles — die Liebe ausgenommen — ihr weichen mußte. Was konnte man von dem gefühlvollen, enthusiastischen Jüngling von 16 Jahren, der eben den dumpfen Klostermauern entflohen war, anders erwarten, als daß er sich in die Arme dieser zwey Schwester-Gottheiten werfen werde? Er hätte vielleicht etwas Besseres thun können; aber er that eben jenes. Salvator wurde also nun einer der glücklichsten Serenadensänger und Musiker des Tags. Allein sein Geist war zu streng und klassisch zugleich, um in Freuden dieser Art viele Zeit zu vergeuden. Zwischen seinem siebzehnten und achtzehnten Jahr heirathete seine Schwester einen jungen Maler von einiger Berühmtheit, Franzesco Francanzani genannt; und da ihn in dieser Zeit die Armuth seiner Eltern zwang, einen Erwerbszweig für sich zu wählen, so bestimmte er sich plötzlich zum Maler, denn diese seine alte Lieblingssache sprach ihn sogleich wieder an, wie er seines neuen Schwagers Werkstätte zu besuchen begann. Es scheint, daß der leztere, dem deutliche Anzeigen von Salvators Talent und Kraft in allem, was er auf dem neuen Pfade versuchte, nicht entgangen waren, ihn gern mit Rath und That unterstüzt hätte; aber, glücklicherweise für die Kunst und für die Welt, der emporstrebende Jüngling war zu ungeduldig, um sich in ein Joch und in stehende Regeln zu fügen, und seiner eingebornen Kraft sich zu sehr bewußt, um sich in die Schranken irgend einer Schule fügen zu können. Die Natur war das einzige Vorbild, welches er des Studiums und der Nachahmung würdig erachtete, und seine Begriffe von ihren Eigenschaften und Attributen waren das einzige kritische Maß, nach welchem er seine Erzeugnisse messen und beurtheilen ließ. Dieser Weg war völlig unbetreten, und die Resultate, zu denen er führte, waren nicht weniger anziehend, als sie neu und originell waren. Es war damals Sitte der jungen Maler, die öffentliche Laufbahn mit einer Reise durch die vorzüglichsten Städte Italiens zu beginnen, oder vielmehr sich dadurch zu jener vorzubereiten: man studirte und übte sich abwechselnd in den verschiedenen Stylen, welche damals an der Tagesordnung waren, und blieb endlich bey dem stehen, der den Ansichten und Talenten jedes Einzelnen am besten entsprach. Auch Salvator begann seine Laufbahn mit solch einer Reise; diese war aber verschieden von der eben genannten Weise, und ihre Folgen waren es nicht weniger. Er suchte nur in den verschiedenen Werken der Natur sein Vorbild, ihre verschiedenen Weisen allein hielt er des Studiums und der Nachahmung werth. Kurz, er begann eine unbestimmte, planlose Wanderschaft in die rauhen Gebirge und natürlichen Vesten Kalabriens und die nicht weniger wilden und gangbaren Höhen der Abruzzi, auf seinem Wege dahin und bey seiner Rückkehr die ganze wilde, romantische und liebliche Szenerie durchschreitend, welche der Nachbarschaft seines Geburtsortes näher lag, und überall sammelnd und aufbewahrend (entweder auf Papier oder in seinem glücklichen Gedächtniß), was ihn anzog, und zu seinen künftigen Zwecken tauglich schien. Auf dieser sonderbaren Reise hatte er auch Gelegenheit, seinen Geschmack an dem Wilden und Romantischen in den Sitten und Gebräuchen sowohl, wie in der Landschafterey zu üben, was in seinen Werken immer sichtbar blieb. Es ist unbezweifelbar, daß er eine beträchtliche Zeit unter Banditen lebte, welche in den Schluchten der Abruzzi haußten, und es scheint fast eben so gewiß, daß sein Aufenthalt unter ihnen ein freywilliger war, wenigstens nach einer gewissen Zeit — denn nirgends widerspricht in seinem Leben irgend wer, selbst nicht seine Freunde, der Sache, obgleich seine zahlreichen

Feinde und Verläumder es zu einem steten Gegenstande des Vorwurfs gegen ihn machen. Daß diese romantische Reise, und die Abentheuer, welche ihm auf derselben begegneten, eine große Wirkung auf den moralischen und physischen Charakter seines Styles hatten, wird kaum bezweifelt werden: dieselben Umstände müssen auch sein wildes, unzähmbares Wesen, das ihn später nie wieder verließ, selbst dann nicht, als er den Gipfelpunkt seines Glückes erreicht hat, wenn nicht erzeugt, doch entwickelt haben. Bey seiner Rückkehr nach Neapel konnte ihn nichts — selbst nicht der große Mangel und das Elend seiner Familie, welche, nach seines Vaters Tod, allein von ihm abhing, — bestimmen, die gewöhnlichen Mittel, eine Anstellung in seiner Kunst zu erhalten, anzuwenden. Hätte Salvator sich damals entschlossen, sich einer der Schulen, welche die Gunst der Kirche und des Publikums unter sich theilten, anzuschließen, so würde sein großes und originelles Talent ihm alsbald Berücksichtigung und Auszeichnung erworben haben. Aber sein stolzer Geist verschmähte jedes Mittel, Ruhm und Gunst zu erwerben, außer dem rechten — sie zu verdienen: die Folge davon war, daß er unbekannt und unbeschäftigt blieb: während Künstler von unendlich geringern Talenten die Paläste der Fürsten und die Altäre der Kirchen verzierten, arbeitete Salvator für die kleinen Händler auf dem Marktplatze. Endlich sah der berühmte Lanfranco — der eben in Neapel angekommen war, und den Auftrag hatte, die Kuppel der Kirche del Gesu zu verzieren — zufällig eine von Salvators historischen Landschaften an der Thüre eines kleinen Ladens, wo sie zum Verkauf ausgehängt war; er kaufte nicht nur dieses Gemälde, sondern ließ auch, nach vergeblichen Nachforschungen in Betreff Salvatoriello's, dessen Name auf dem Gemälde stand, alle Arbeiten sammeln und aufkaufen, welche dasselbe Namenszeichen trugen. Das erfuhr der frohe Künstler, und dieser Umstand war die Grundlage seines langsam, aber von dieser Zeit an stets wachsenden Glückes. Er war nun ungefähr 19 Jahr alt. In seinem 20sten reiste er nach Rom: da er aber dort nicht die Aufmunterung fand, welche er erwartet hatte, und seine Gesundheit durch die schlechte Luft litt, so suchte er abermals Beschäftigung in seinem Vaterlande; wurde aber bald nachher bewogen, ein Asyl in dem Pallast des Cardinals Braneaccia anzunehmen, für den er eine Loge und ein Altarstück malte — die ersten größern Werke, in denen er sich versuchte. Bald jedoch mißfiel ihm wieder, was er nicht umhin konnte, einen Zustand der Abhängigkeit zu nennen, und er kehrte wieder nach Neapel zurück: unter den ersten Arbeiten nach seiner Ankunft ist die, welche sein zukünftiges Glück gründete. Es war dieß das berühmte Gemälde des Prometheus. Er sandte es einem Freund nach Rom, welcher die Erlaubniß bewirkte, daß es in der jährlichen Ausstellung in dem Pantheon einen Platz erhielt. Der Ruhm Salvators als Maler war von diesem Augenblick an gewiß, und es hing nur von ihm ab, die günstige Gelegenheit zu nützen. Sein Stolz hinderte ihn aber lange, dieß zu thun. Er hinderte ihn aber nicht einen andern Weg einzuschlagen, welcher, unabsichtlich und unerwartet von seiner Seite, zu dem gewünschten Ziele führte. Wir lassen hier Lady Morgan wieder erzählen.

„Gegen den Schluß des Carnevals 1639 zog ein Wagen, sehr geschmückt, von Ochsen gezogen und mit Masken besetzt, die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Neuheit und die Seltsamkeit des Aufzugs auf sich. Die Hauptperson kündigte sich an als ein gewisser Signor Formica, ein berühmter neapolitanischer Schauspieler, welcher in Coviello's Charakter als Charlatan so viel ächten Witz, so bittere Satyre und köstlichen Humor, doppelt wirksam durch den neapolitanischen Accent und die National-Gesticulationen, zeigte, daß alle andere Aufzüge verlassen blieben: die ganze Bevölkerung Rom's sammelte sich nach und nach um den neuen unnachahmlichen Formica. Das Volk ergötzte sich an dem Witz, der die Vornehmen züchtigte: die höhern Klassen gewann er als Improvisatore, indem er, in den Zwischenräumen, zur Laute, die er meisterhaft spielte, die damals so beliebten neapolitanischen Balladen sang. Die Versuche seiner Gefährten, einigen Theil an dem Beyfall, der ihm so reichlich zuströmte, zu erhalten, er mochte sprechen oder singen, fragen oder antworten, schlugen alle fehl. Der Kontrast zwischen seinen schönen musikalischen und poetischen Kompositionen und den neapolitanischen Gesten, welche er anwandte, wenn er, seine Laute weglegend, seine Flaschen, Büchsen und Salben den ergötzten Zuhörern darbot und eine Gewandtheit des Geistes zeigte, die keinem damals in Rom bekannten Manne beygelegt werden konnte. Vermuthungen aller Art gingen in der Stadt um, ohne daß man auf den rechten Namen gekommen wäre, als am Ende des Karnevals Formica, ehe er seinen Triumphwagen von der Piazza Navona, welche mit einer der Hauptstraßen in dem Trastebere die vorzüglichste Szene seines Triumphs gewesen, seinen Gefährten die Masken abzunehmen befahl und selbst das Beyspiel gebend sehen ließ, daß Coviello der erhabene Meister des Prometheus war. Ganz Rom war von diesem Augenblick an voll von seinem Ruhm, der Name, den ihm seine seltenen Talente als Maler nicht verschaffen konnten, verbreitete sich plötzlich durch höhere Gaben, deren er kaum geachtet hatte, während erhabenere Gedanken seine Seele erfüllten."

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. August 1824.

Biographie.

Salvator Rosa and his Times. (By Lady Morgan.)

(Beschluß.)

Salvator wurde nun nicht weniger populär als Maler, denn als Improvisator, und trat in Verbindung mit den Großen Roms; besuchte und unterhielt Fürsten und Cardinäle; — las ihnen seine bittern Satyren auf sie selbst vor; — fertigte ihnen Gemälde, und bestimmte selbst den Preis, oder verweigerte, um irgend einen Preis für sie zu malen, wie es ihm eben zufällig in den Kopf kam; — machte sich eine Menge Feinde für jeden Freund — kurz, er zeigte sich als einen wilden, eigensinnigen, stolzen, launischen, unbehandelbaren und „etwas" uncivilisirten Geist; doch stets ehrenvoll, hochgesinnt, edel, frey von Neid, Haß und Bosheit, und nie sich mit den Kabalen und Intriguen befassend, zu denen seine Kunstgenossen sprichwörtlich stets sehr geneigt waren. Einige Stellen aus dem Werke werden uns ihn näher in Rom darstellen.

„In seinen Conversazioni war es vorzüglich, wo er die Spitze seiner sarkastischen Pfeile gegen Kirche, Regierung und den Zustand der Literatur und Kunst richtete. Die Art, wie sich der kühne Improvisator gab, war, nach dem Bericht der Chroniken oder der Ueberlieferung zufolge, nicht weniger seltsam und anziehend, als der Gegenstand, der ihn begeisterte. Das Gemach, in welchem er seine Gesellschaft empfing, war ungemein einfach. Die Mauern, mit verblichenen Tapeten behängt, zeigten keines seiner schönen Gemälde, die vielleicht die Aufmerksamkeit von dem Darsteller auf seine Werke gezogen hätten. Einige Reihen von Sitzen machten das ganze Geräthe aus, und diese waren schon zu guter Zeit besezt von einer ungeduldigen Zuhörerschaft, welche er entweder selbst eingeladen, oder durch Freunde einführen lassen. Wenn die Gesellschaft versammelt war, und nicht früher, erschien Salvator in dem Kreise. Er war der freundliche Wirth, bis einige aus der Gesellschaft ihn baten, sein Gedicht vorzulesen oder zu improvisiren, und der allgemeine Wunsch, ihn zu hören, erfolgte. Es gehörte zu seinen Eigenheiten, daß er sich sehr bitten ließ; und wenn er endlich einwilligte, stand er schüchtern und verwirrt auf, und trat mit seiner Laute oder einer Rolle Papier hervor, welches die Hauptpunkte seiner Darstellung enthielt. Nach einigem Zaudern, einigen verlorenen Anklängen auf der Laute, oder einem leichten Hem! um seine volle, tiefe Stimme zu reinigen, änderte sich die Scene: der zierliche, erhabene Salvator verschwand, und wurde von dem gestikulirenden und grimassirenden Coviello ersezt, der, ehe er sprach, jubelndes Gelächter erregte con le più ridicolose smorfie, al suo modo Napolitano (mit den lächerlichsten Grimassen, nach ächt neapolitanischem Style), so daß selbst die ältesten und ernstesten Männer in lautes Lachen ausbrachen. Wenn der kluge Improvisator auf diese Weise seine Zuhörer zu einem gewissen Grade der Begeisterung gebracht, oder sie wenigstens vorbereitet hatte, mit guter Laune aufzunehmen, was er zu wagen gesonnen war, so schritt er plözlich vor und rief mit großer Energie im breiten Neapolitanischen des Lago di Castello — „Siente chisso vè, auza gli uocci" (erwacht und hört mich)! Darauf begann er seinen Vortrag. — Mit einem Durst nach Ruhm, dem kaum irgend ein Beyfall genügen konnte, verband Salvatore die größte Empfindlichkeit. Ein gähnender Mund, ein geschlossenes Augenlied, ein müder Blick oder ein ungeduldiges Hem! brachte ihn in die größte Verwirrung, und beraubte ihn aller Gegenwart des Geistes und aller Gewalt, seine Pein zu verbergen. Wenn er bemerkte, daß ein witziger Gedanke unbeachtet geblieben, daß eine epigrammatische Spitze seinen Zuhörern entgangen war, pflegte er seinen Freunden nach dem Abgange der Fremden zuzurufen: „Welche Thorheit, meine Zeit und mein Talent vor solchen Lastthieren zu verlieren, die nicht fühlen und nichts verstehen, als die Gassenballaden."

„Wie Salvator mit seinen reichen und fürstlichen Kunden umging, beweist folgende Anekdote: „Ein römischer Prinz, bekannter wegen seiner Ansprüche an Tugend, als wegen seiner Freygebigkeit gegen Künstler, war eines Ta-



ges in Salvator's Gallerie, stand lange vor einer seiner Landschaften und rief endlich, „Salvator mio, ich bin sehr versucht, dieses Gemälde zu kaufen: sagt mir sogleich den genauesten Preis.“ — 200 Scudi! versetzte Salvator nachlässig. — „200 Scudi! Ohime! das ist ein Preis! aber wir wollen ein anderes Mal davon sprechen.“ — Der Illustrissimo nahm Abschied; aber das Gemälde hatte ihm zu sehr gefallen; er kam bald wieder, und fragte nochmals nach dem „genauesten Preise.“ — 300 Scudi! war die Antwort. — „Corpo di Bacco!“ rief der erschrockene Prinz: „Ihr habt mich zum Besten. Ich sehe wohl, ich muß warten, bis Ihr besserer Laune seyd, und so Addio, Signor Rosa!“ — Der nächste Tag brachte den Prinzen in Salvator's Gallerie zurück, und er grüßte beym Eintritt den Meister mit einem gar fröhlichen Wesen und sagte: „Nun, Signor Amico, wie ist der Markt heute? steigen oder fielen die Preise?“ — Das Gemälde kostet heute 400 Scudi, versetzte Salvator mit verstellter Ruhe; aber plötzlich, seinem natürlichen Ungestüm Raum gebend, und seinen Unmuth zu verbergen nicht länger im Stande, brach er donnernd los: die Sache ist, daß Eure Excellenz das Gemälde nun um gar keinen Preis erhalten: und dennoch achte ich seinen Werth so gering, daß ich es keines bessern Schicksals würdig halte, als dessen — “, und so riß er das Gemälde von der Wand herab, warf es auf den Boden, und zerstampfte Alles zu Stücken mit seinem Fuße.“

Das Folgende ist so unterhaltend als charakteristisch.

„Zwischen dem Fürsten Don Mario Ghigi und Salvator schien ein sehr inniges Verhältniß zu bestehen: der Fürst liebte des Künstlers Unterhaltung so sehr, daß er während einer langen Krankheit Salvator bewog, seine Staffeley an sein Bett zu bringen, und in seinem Zimmer an einem kleinen Gemälde zu arbeiten, welches er damals für den Fürsten malte. Es trug sich zu, daß, während er die Umrisse machte, einer der römischen Modeärzte in das Gemach trat. Es scheint ein Fant gewesen zu seyn, dessen Ansprüche, auf unverdienten Ruhm gegründet, ihn nur um so lächerlicher machten. Nach einigen schalen Bemerkungen über Kunst bat der Doctor (entweder um Salvator zu schmeicheln, oder den Arzt des Cardinals Colonna nachahmend, der eines der besten Gemälde Rafaels gefordert hatte als Lohn für die Erhaltung des Lebens des Cardinals —) Don Mario, ihm ein Gemälde von Salvator als Lohn für seine Bemühungen zu geben. Der Fürst willigte in die Bitte, und der Doctor, wie sich kämpfend über die Wahl des Gegenstandes, wandte sich zu Salvator und bat, er möchte die Leinwand nicht eher berühren, bis er, der Doctor, ihm il pensiero e concetto della sua pittura (den Gedanken und die Idee seines Gemäldes) angegeben hätte. Salvator verbeugte sich sehr bescheiden, und fuhr in seiner Zeichnung fort. Als der Doctor den Kranken genug ausgefragt hatte, und sich niedersetzte, das Recept zu schreiben, näherte sich ihm Salvator auf den Zehen, zog ihm lächelnd die Feder durch die Finger, und sagte mit einer von seinen alten Coviello-Gesten: „Fermati, dottor mio! Haltet ein, Doctor, Ihr dürft das Papier nicht berühren, bis ich euch den Gedanken und die Idee angegeben habe, in welchen ich das Recept geschrieben zu sehen wünsche.“ — Diavolo, rief der erzürnte Arzt: Ihr ein Recept angeben? Bin ich oder Ihr des Fürsten Arzt? — „Und ich, Caro, sagte Salvator, bin Maler, nicht Ihr. Ich überlasse es dem Prinzen, zu urtheilen, ob ich ein besserer Arzt bin, als Ihr ein Maler, und ein besseres Recept schreiben kann, als Ihr ein Gemälde malen.“

Wir übergehen nun die sieben oder acht glänzenden, aber nicht begebenheitreichen Jahre seines Lebens von 1639 bis 1647, wo unter dem armen Fischersmann von Amalfi, Masaniello, die bekannte Verschwörung zu Neapel ausbrach. Die Zeitgenossen Salvator's, welche sein Leben beschrieben, erwähnen zwar seiner Verbindung mit diesem ungewöhnlichen Menschen nicht; allein sie mochten dazu ihre guten Gründe haben: auch spricht die anziehendste Darstellung jener Empörung, von einem Augenzeugen verfaßt, nirgends davon: dennoch sind die Umstände, unter welchen Salvator mit den Bewohnern seines Geburtsortes sich vereinigt, und mit ihnen der Unterdrückung fremder Gesetzgeber bewaffnet entgegengestanden haben soll, so wahrscheinlich, seinem kühnen, jede Art von Knechtschaft verabscheuenden Charakter so angemessen, und dem begeisterten Freund der Freyheit und seines Vaterlandes so entsprechend, daß wir keinen Grund haben, an der auf Ueberlieferung gegründeten Erzählung zu zweifeln, welche dadurch noch mehr Glauben erhält, daß es gewiß ist, daß Salvator in jener Zeit zu Neapel war, und daß Masaniello's Porträt von unseres Künstlers Hand noch mehrmals vorhanden ist. — Da die Bewegung des Volkes nur durch Masaniello's Einfluß erzeugt, aber nicht in der Energie der Masse begründet war, Masaniello aber schon am zehnten Tage starb, so hatte Salvator die Klugheit, nach Rom zurückzukehren, wo er nun eines seiner schönsten und charakteristischen Gedichte, „La Babilonia“ schrieb. Außer diesem Gedichte fertigte er auch, wahrscheinlich in derselben Zeit, zwey satyrische Gemälde, welche ihn, da er sie in die öffentliche Ausstellung des Pantheons sandte, zwangen, Rom eine Zeitlang zu verlassen und nach Florenz zu fliehen, wo er unter dem Schutze des Bruders des damaligen Herzogs von Florenz stand. Er wurde hier mit großer Auszeichnung empfangen, seine Arbeiten für ungeheure Preise bezahlt, und sein Haus ward der Sammelplatz alles dessen, was Florenz Glänzendes an

Rang und Talenten in der Gesellschaft bieten konnte. Allein dieses Leben, obgleich es ihn anfangs erfreut hatte, wurde ihm bald lästig, besonders da er es auf Kosten seiner Freyheit erkaufte, denn er war, wenn auch nur dem Namen nach, in dem Dienste des Groß-Herzogs und seiner Familie. Er nahm daher bald hernach eine Einladung seiner Freunde, der Grafen Ugo und Giulio Maffei, ihren Pallast zu Volterra zu besuchen, an, und brach so die goldnen Ketten des Hofes, welche er stets haßte, und die er später nie wieder auch nur einen Augenblick zu tragen sich entschloß. Zu Volterra weihte er einen großen Theil seiner Zeit dem Sammeln und Ordnen seiner Gedichte, ohne jedoch der Malerkunst zu entsagen. Endlich faßte er, seines Exils müde, den Entschluß, auf jede Gefahr hin Rom wieder zu besuchen, und, wenn möglich, den Rest seines Lebens dort hinzubringen: denn er hatte um diese Zeit eine Verbindung geschlossen, welche eine ruhige Heimath ihm nothwendig und angenehm machte. Er kam also ungefähr im J. 1652 wieder nach Rom, zur Freude seiner Freunde, und zum Verdruß seiner Feinde, welche zu schwach schienen, ihm beschwerlich zu fallen: er ließ sich hier für seine Lebenszeit nieder, und zwar unter Auspicien, welche seinen äußersten Wünschen, wie ehrgeizig sie waren, genügen mußten. Mit dieser Periode endigt sich der anziehende Wechsel und das Romantische in Salvator's Leben: Die Verfasserin wußte jedoch auch ihr durch die interessantesten Details einen eigenen Reiz zu geben. Die lezten Augenblicke des Hinüberscheidenden sind einfach und rührend dargestellt.

Dem zweyten Bande der Biographie sind eine bedeutende Anzahl interessanter Briefe von Salvator Rosa angehängt; und im Allgemeinen glauben wir „The Life and Times of Salvator Rosa" sey das beste und unterhaltendste Werk, das je aus der Feder der Lady Morgan hervorgegangen. Es hat alle die enthusiastische Wärme des Gefühls und jene beredte Wahrheit des Ausdrucks, welche ihre übrigen Werke charakterisiren: aber es ist frey von den kecken, unnöthigen Ausfällen gegen niedrige Vorurtheile und Unwissenheit, wodurch sie sich mit einem Theil ihrer Leser verfeindete, ohne sie zu bessern. Auch ist der Styl reiner, obgleich immer noch viel Gesuchtes und Affektirtes hervorblickt. Der Adel der Gesinnung und die Freyheit ihres Denkens lassen jedoch gern manchen Mangel der Form übersehen. Ein anderes, nicht geringeres, Verdienst der Verf. ist es, daß sie einen erhabenen Charakter, den man so oft mißhandelte, verläumdete, entstellte, in seinem wahren Lichte und mit den Farben dargestellt hat, welche man als die rechten erkennen muß, wenn man den Menschen menschlich beurtheilt.

Länder- und Völkerkunde.

Germanien und seine Bewohner, nach den Quellen dargestellt von August Benedict Wilhelm, Dr. der Phil. ꝛc. Nebst zwey Charten. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs. 1823. XVI und 372 S. gr. 8.

Ref. möchte wünschen, daß das Lit. Bl. den Raum noch übrig hätte, welchen es im J. 1822. Nr. 91. einer Beurtheilung des Radloff'schen Keltenthums gewidmet hat, um das vorliegende, ungleich gediegnere Werk durch eine ausführliche Anzeige seines reichen Inhalts den Liebhabern der älteren deutschen Geschichte zu empfehlen. Der Verfasser gehört zu dem Thüringisch-Sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums, und lebte seit 1816, wo er die Universität verließ, in der Klosterschule Roßleben. Durch körperliche Leiden, die jedoch dem Geiste freye Thätigkeit gestatteten, von der Verfolgung seiner Laufbahn als Theolog abgehalten, widmete er sein Zeit einem Lieblingsstudium, und beschäftigte sich ausschließlich mit der vaterländischen Geschichte. Er entwarf den Plan zu einer Geschichte Thüringens; allein die Verschiedenheit der Meynungen über die erste Entstehung des Volkes der Thüringer führte ihn bald auf ein strengeres Studium der ältesten Geographie unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes: denn er sah ein, daß ohne eine möglichst sichere geographische Grundlage die historischen Untersuchungen stets schwankend bleiben müssen; daß, bevor Begebenheiten erzählt werden können, eine genaue Ansicht ihres Schauplatzes vorhanden seyn muß. Er entwarf daher, mit beständiger Rücksicht auf die griechischen und römischen Urkunden, bedusige Zeichnungen und Charten, und suchte, ohne irgend einer Meynung sclavisch zu folgen, die Sitze der germanischen Völker mit möglichster Genauigkeit auszumitteln. So entstanden nach und nach die zwey Charten, welche dem Buche beygefügt sind: Germanien nach eigner Ansicht entworfen, und Germanien nach Klaudius Ptolomäus. Ref. kennt keine frühere Charte, welche dieselben dem ernstlichen Forscher ganz entbehrlich machte, obwohl die leztere, sehr natürlicher Weise, mit der von Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Bd. 3, in allen Hauptpunkten zusammentrifft. Das ganze vorliegende Werk ist ein wohlgeordneter und lichtvoll vorgetragener Commentar zu den beyden Charten, besonders zu der ersten. Nachdem der Verf. es nicht ohne Glück versucht hat, in den bekannten Mischmasch von Hyperboreern, Kimmeriern, Kelten, Galaten, Galliern, Germanen, Scheidung und Ordnung zu bringen, (anstatt dieselben à la Radloff in einen Brey zusammenzurühren) beschreibt er Germaniens

Gebirge, Wälder und Flüsse, und geht dann zur Haupteintheilung der germanischen Völker über, mit Rücksicht auf ihre wahrscheinlichen Wohnplätze. Das römische Südwestgermanien, die Ansichten der Alten von den Ländern und Meeren im Norden Germaniens, und Groß-Germanien nach Ptolomäus, machen den Beschluß.

Von einer strengen, kritischen Prüfung der einzelnen Ansichten, welche dem Verf. eigenthümlich angehören, und worinnen er von seinen berühmten Vorgängern, Adelung, Mannert, Haus u. s. f. abweicht, kann hier nicht die Rede seyn. Genug, daß das Ganze allenthalben zusammenhängt, und eine Totalansicht des alten Germaniens gewährt, die mit den wichtigsten urkundlichen Quellen und mit den erheblichsten Resultaten der Lokalforschungen im Einklange steht.

Der Verf., obwohl noch jung, nach den Datis im Vorberichte, geht festen und vorsichtigen Schrittes den Weg der gründlichen historischen Erörterung, und hält sich völlig frey von der Befangenheit der Deutschthümler, von der Conjecturensucht der Vielwisser, und von den etymologischen Faseleyen der Linguisten.

Der Druckfehler sind viel, aber die wichtigsten hat der Verf. im Vorberichte angezeigt. Das Namenregister erhöht die Brauchbarkeit des Werks: aber Ref. vermißt den Namen Herman darin, obwohl bereits S. 48. von der dreytägigen Hermansschlacht die Rede ist. *) Der Verf. führt hier, in der 31sten Anmerkung, Wilhelm Tappe's Schrift: Die wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermansschlacht, Essen 1820 an, um aus den „neuesten" Lokalnachforschungen zu beweisen, daß der Teutoburger Wald auf der nördlichen Seite der Lippe gesucht werden müsse. Die gleichzeitige Schrift des D. K. Th. Menke über Pyrmont und seine Umgebungen, und die späteren von Hammerstein und Hohenhausen scheinen ihm noch nicht bekannt gewesen zu seyn. Sie sind in Altenburg bey Hahn 1821 unter dem gemeinschaftlichen Titel: Ueber die wahre Ortsbestimmung der Hermansschlacht (74 S. 8.) erschienen, jedoch unter dem Namen des Herrn Eichstädt in Jena, als Auсschuß (rebut) der, jezt selbst oft sehr ausschußmäßigen, Jenaischen Literaturzeitung; daher sie denn freylich nicht haben sehr bekannt werden können, zumal da Herr Eichstädt diesen Ausschuß seiner Recensiranstalt einer Buchhandlung in Verlag gegeben hatte, welche auf schwachen Füßen stand, und bald darauf ihre Firma einzog. Beyde kleine Schriften sind inzwischen sehr lesenswerth, stehen mit der angeführten von Tappe in kritischer Beziehung, und Herr Eichstädt ist vielleicht nur durch die lächerliche Borussomanie des Herrn v. Hohenhausen (S. 55. u. a. O. der angeführten Brochüre) abgehalten worden, seine Zeitung damit auszustatten.

Unser Verf. übrigens, auf Tappe gestützt, sucht die Teutoburg, das Τευτιβούργιον — durch Abschreiberweisheit Τουλισούργιον — des Ptolomäus, auf dem sogenannten Hünenringe, einem uralten Ringwalle auf dem Waldberge Grotenburg, südöstlich von Detmold. In Hinsicht des Schlachtfeldes Idistavisus im Gebiete der Angrivarier folgt er (und zwar chapeau bas) der Luden'schen Etymologie, nach welchem der Name am besten durch das Plattdeutsche: It ist a Wis (es ist eine Wiese) soll erklärt werden können, gleichsam als Antwort eines Deutschen auf die Frage (eines Römers) nach dem Namen der Gegend. Schade, daß der Verf. Hohenhausens etymologische Hypothese (S. 58. der angef. Eichstädt'schen Brochüre) nicht gekannt, nach welcher der Name von einem Trotzworte der, in der zweyten Weserschlacht kämpfenden Deutschen, herzuleiten seyn soll, nämlich von dem Trotzworte: „Hiestavi" i. e. Hier stehn wir, aus welchem die römische Deutschverderberey das Feld Idisiavi gemacht habe. Beyde Hypothesen machen einander den Rang der — Spaßhaftigkeit streitig.

M.

*) Warum hat der geehrte Rec. ihn nicht unter'm A (Arminius) aufgesucht? Da steht jede Seite, wo der Cheruskerfürst erwähnt ist. Freylich hätte der Verf. sub lit. H. auf ihn zurückweisen sollen, um so mehr, da der ostrogothische König Hermanrich ihn an die ächtere Schreibung des altdeutschen Befreyungshelden hätte erinnern mögen.

Berichtigung.

Angeregt durch den Aufsatz: „Corneille in Weimar" im Lit. Bl. No. 35. S. 140. hat ein Herr Thierry (wahrscheinlich ein Sprachlehrer) in Berlin, in einem dortigen Tageblatte, zur Vertheidigung des königlichen „qui vit" (statt qui vivait) sich erhoben, und dabey einen „seltsamen Mißgriff des Kritikers in der Hekate" bemerkt, nämlich den: daß der angeführte Vers: Le flot qui l'apporta, recula épouventé, nicht von Corneille, sondern von Racine ist. Es hat ihm „befremdlich geschienen, daß „weder der Einsender des Artikels (Bm), noch die Herren „St. Schütze und Peucer, noch Herr Müllner selbst diesen „seltsamen Mißgriff gerügt haben." Was mich betrifft; so bitt' ich den genannten Herrn Thierry tausendmal um Verzeihung, daß ich die Verwechselung der Namen zweyer gleich berühmten französischen Tragödiendichter nicht bemerkt habe, obwohl ich aus Schiller's racinischer Phädra, verbis

— — — die Woge selbst,
Die es heran trug, springt zurück mit Grausen —

mich sofort hätte erinnern sollen, daß der streitige Vers dem Racine angehört. Also — „Racin' in Weimar," bitt' ich am angez. Orte zu lesen.

Müllner.

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

Erd- und Völkerkunde. Die Ernte auf diesem Gebiete ist so reich, daß wir uns begnügen müssen, nur die vollesten Garben auszuwählen, und besonders auch auf solche Erzeugnisse hinzudeuten, welche durch die Begebenheiten unsrer Tage einer vorzüglichen Beachtung werth geworden sind. In dieser doppelten Hinsicht ist höchst ausgezeichnet: Extracts from a Journal written on the Coasts of Chili, Peru, and Mexico, in the years 1820, 21 and 22. (Edinburgh und London, 1824, 2 Bde. 8.) vom See-Kapitän Hall, der schon durch seine, auch verdeutschte Reise zu den Inseln Lu Tschu (Loo Choo) als ein kenntnißreicher und angenehmer Schriftsteller bekannt ist. Die Mittheilungen eines so verständigen und unpartheylichen Beobachters müssen doppelt willkommen in dem Augenblicke seyn, wo sich so viele Blicke nach den reichen Ländern Süd-Amerika's wenden, die seit länger als einem Jahrzehend das eiserne Joch des Despotismus und des Aberglaubens abwarfen, das Alt-Spanien seinen Kolonien aufgelegt hatte. Wir wissen noch nicht viel von den Ereignissen jenes Kampfes, und auch nicht viel von den Sitten und Gesinnungen des Volkes, noch weniger von seinem Eifer oder seiner Tüchtigkeit für die Freyheit, von den Absichten oder den Fähigkeiten seiner Führer, und von den Wirkungen, welche der Genuß der Freyheit und Unabhängigkeit bereits auf das bürgerliche und sittliche Leben gehabt hat. Der Verfasser gibt uns ungemein lebendige, anziehende Schilderungen der häuslichen Sitten und Gewohnheiten der Bewohner, und sehr verständige Bemerkungen über die jugendlichen Staatseinrichtungen. Seine Mittheilungen sind um so wichtiger für die Geschichte des süd-amerikanischen Freyheitskampfes, da er Augenzeuge mehrerer merkwürdiger Ereignisse war. Lord Cochrane's Unternehmungen werden hier treu erzählt und gewürdigt; wir erfahren viele anziehende und neue Nachrichten über San Martin und die durch ihn und Cochrane bewirkte Befreyung Peru's, und von dem Einflusse, den der Uebergang von Finsterniß und Knechtschaft zu den Segnungen der Freyheit und ihren Begleitern, Wohlstand, geselliges Glück, geistige und sittliche Bildung, schon gehabt hat, wird so günstiges Zeugniß gegeben, daß man sich bey den neuesten Parlamentsverhandlungen auf dieses Werk berief. Der Verfasser wurde im August 1820 mit der Fregatte Conway aus England abgeschickt, um im stillen Meere zu kreuzen, und den Vortheil des jungen brittischen Handels in jenen Gegenden zu schützen. Er landete am Abend des Christfestes, das dort mitten in den Sommer fällt, in der Bay von Valparaiso, und reiste von dort bald ins Innere des Landes, nach San Jago, der Hauptstadt Chili's. Er fand unter allen Volksklassen viel Antheil an den öffentlichen Ereignissen, den bittersten Haß gegen ihre ehemaligen Beherrscher, die Spanier, und eine grollende Erinnerung an die grausame Knechtschaft, die sie erduldet hatten. Die Bewohner Chili's fühlen, versichert er uns, schon ihre politische Wichtigkeit, aber auch die Nothwendigkeit, sich mit den Fortschritten anderer Staaten bekannt zu machen. Mit diesem erwachten Gefühle volksthümlicher Würde verbindet sich der feste Entschluß, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Die spanische Parthey in Chili ist, nach des Verfassers Beobachtungen, nur schwach und verächtlich, und die Wiedereroberung des Landes wird täglich mehr von der Möglichkeit entfernt. Der freye Handel trägt vor Allem dazu bey, jene Gefühle in dem Volke zu nähren und zu erhöhen. Jedes Schiff bringt neue Gegenstände des Bedürfnisses oder des feinern Lebensgenusses, oder macht durch Herabsetzung der ehemaligen Preise selbst für die geringere Volksklasse viele Dinge zugänglich, die früher nur der Reiche erwerben konnte, erweitert den Kreis der Lebensbequemlichkeiten und öffnet der Betriebsamkeit neue Quellen. Es war eine der grausamsten Wirkungen der jezt vernichteten Tyranney, daß sie die Betriebsamkeit des Landes lähmte; sie legte ihren Bannfluch auf Talent und Unternehmungsgeist, war argwöhnisch gegen Kenntnisse und jegliche Verbesserung, und begünstigte, aus fluchwürdiger Politik, Unwissenheit und Aberglauben unter dem Volke. Eine neue Zeit hat begonnen, und der Unternehmungsgeist, seiner Fesseln le-

dig, wird gewiß das ganze Leben des Volkes kräftigend und veredelnd durchdringen. Jeder, der Arme wie der Reiche, fühlt die schon jezt gewonnenen Vortheile, und weiß, woher sie ihm zufließen, und es ist, sagt Hall, thörichte Verblendung, zu glauben, daß man sich solches Glück leicht werde entreißen lassen. Er verschweigt nicht, daß in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten noch viele Mängel sich zeigen, und Störungen eintreten; aber der Damm, der die Menschenrechte und die freye Thätigkeit einengte, ist zerrissen, und der Strom läßt sich gewiß durch äußere Gewalt nicht mehr hemmen, und was im Innern der jungen Staaten Unheil bereiten könnte, wird schnell entfernt werden, je mehr die Menschen an Geistesbildung zunehmen, und die Vortheile bürgerlicher Ordnung einsehen lernen. Ein feindlicher Einfall, sezt er hinzu, würde viel Elend und Unordnung bringen, und die sittliche und politische Veredlung des Volks eine Zeitlang hemmen, aber unvermeidlich eine Gegenwirkung erfolgen, und das beleidigte Volk mit zehnfacher Kraft wieder zum Leben und zur Freyheit voranschreiten. Durch den Verkehr mit Fremden, durch die Erfahrungen und Kenntnisse, die sie erlangen, indem sie zum Erstenmal als freye Menschen handeln, werden sie ihrer eigenen Kraft sich bewußt, und wenn sie, was früher kaum der Fall seyn konnte, sich selber achten lernen, werden sie auch willig seyn, die von ihnen eingesezte Regierung zu achten, und, statt ihre Beherrscher zu verachten und zu hassen, und den Maßregeln derselben entgegen zu arbeiten, aufrichtig sie unterstützen, wo sie recht handeln, oder einen heilsamen Einfluß auf sie ausüben, wo sie Unrecht thun. Auf alle Fälle würden sich selbst jezt, meynt Hall, alle Partheyen vereinigen, sobald ein Angriff von Außen drohte. — Im Februar 1821 ankerte er vor Callao, dem Hafen von Lima, um die Zeit, als San Martin aus Chili gegen Peru vorrückte, während Cochrane Callao einschloß. Es herrschte die größte Bestürzung in der Hauptstadt, die seit Jahrhunderten der Sitz der Ueppigkeit und Trägheit gewesen war. Der Feind stand vor den Thoren. Schon fühlte man die härtesten Entbehrungen. Was diese Lage noch kränkender machte, war der Umstand, daß die Peruaner die Bewohner Chili's immer höchlich verachtet hatten, und die stolzen Spanier sahen nun durch jene das Land an den Rand einer Revolution gebracht, welche, die Rechte Aller sichernd, ihnen die unrecht erworbene Macht entreißen sollte. Der Verfasser schildert den auffallenden Abstich zwischen Valparaiso, wo schon Handelsfreyheit sich regte, und Lima, das noch unter der Knechtschaft alter Monopole seufzte: „In Valparaiso, sagt er, war der Hafen mit Schiffen angefüllt, auf den Werften des Zollhauses sah man Waaren aufgehäuft, die zu zahlreich und zu schwer für die alten Niederlagen waren; auf dem Wege vom Hafen zur Stadt immer unzählige Maulthiere, die unter der Last ausländischer Manufakturwaaren keuchten, während zahllose Schiffe Ladungen von dem Weine, dem Getreide und andern Erzeugnissen des Landes einnahmen, und ansehnliche Geldsendungen für bereits im Lande vertheilte Waaren gingen täglich nach Europa. Der Geist der Einsicht und Forschbegier belebte das Volk; Schulen mehrten sich in allen Städten, Büchersammlungen wurden angelegt, Wissenschaften und Künste aufgemuntert, und da das Reisen frey war, brauchte Niemand Pässe. In dem Benehmen, selbst in dem Gange jedes Menschen verrieth sich das Bewußtseyn der Freyheit und Unabhängigkeit. Auch in der Tracht war in den neuesten Zeiten aus denselben Ursachen eine gänzliche Veränderung eingetreten; der ehemalige seltsame, fast rohe Anzug der Frauen und die schmutzigen Mäntel der Männer waren durch europäische Trachten verdrängt worden. Nichts Aehnliches in Peru. Im Hafen Callao waren die Handelsfahrzeuge in eine Ecke unter der Veste zusammengedrängt, von Kanonenböten umringt, von einem Sperrbaum eingeschlossen. Das Zollhaus war leer und verschlossen; keine Waarenballen am Strande, keine beladenen Maulthiere auf der Hafenstraße, und während wir im Hafen hinanfuhren, sahen wir Niemanden, als etwa einen einsamen Eilboten, der nach der Veste sprengte." Drey Monate später kam Hall wieder nach Lima. San Martin war im Begriff, den Feldzug zu endigen, den er mit vorsichtigen und klug berechneten Bewegungen geführt hatte. Die Bewohner Lima's sahen mit der größten Unruhe die Annäherung des Feindes, und erwarteten nichts geringeres, als Plünderung. San Martin zog langsam heran. Er wollte die Hauptstadt nicht erobern, sondern als Freund in ihre Thore einziehen, und in dieser Absicht suchte er der Sache der Unabhängigkeit Freunde zu gewinnen, und die alte Herrschaft eher zu untergraben, als gewaltsam zu stürzen. Sein Zweck war, nicht blos eine Revolution in der öffentlichen Gewalt, sondern auch in den Gesinnungen zu bewirken, und während er mit seinem Heere sich näherte, wußten seine Freunde in der Stadt durch die Erörterungen, worin sie sich mit dem Volke einließen, ihm den Weg zu einem friedlichen Einzuge zu bahnen. Des Vicekönigs Aufruf, der Callao als Zuflucht bezeichnete, war die Losung zur Flucht. In dieser Bedrängniß versammelte der Marquis von Montemie, den der Vicekönig als Stadtbefehlshaber zurückgelassen hatte, die angesehensten Bürger, um über die Maßregeln zur allgemeinen Sicherheit zu berathen. Hall war dabey zugegen. Einer der Anwesenden, der eifrig bemüht gewesen war, für San Martin's Plan zu arbeiten, gab den Rath, den Feldherrn einzuladen, seinen Einzug in die Stadt zu halten, und sie gegen die Gefahren zu schützen, womit

ein wilder Pöbel und die Sklaven sie bedrohten. San Martin antwortete, es wäre nicht seine Absicht, die Stadt anders, als auf ausdrückliche Einladung der Bewohner zu betreten, und um alle Besorgnisse zu entfernen, und Zeit zur Berathschlagung zu lassen, hätte er Befehl gegeben, daß die Kriegsvölker in der Umgegend den Weisungen des Befehlshabers der Stadt unbedingt gehorchen sollten. Niemand konnte diese unerwartete Mäßigung begreifen; man erhob Zweifel gegen die Aufrichtigkeit des Feldherrn, und Einer meynte sogar, die Antwort wäre nur Verspottung ihrer Noth. Da schlug San Martin's geheimer Anhänger vor, man sollte, um des Feldherrn Aufrichtigkeit auf die Probe zu stellen, einigen Kriegsvölkern, die vor den Mauern standen, den Befehl senden, sich zu entfernen. Augenblicklich wurde dem Befehl Folge geleistet, und als diese Neuigkeit durch die Stadt flog, ward auf einmal das allgemeine Vertrauen hergestellt. In wenigen Tagen kam Alles wieder in die gewöhnliche Ordnung, die Kaufläden öffneten sich, die Frauen schlichen sich aus den Klöstern hervor, die Männer wagten sich wieder heraus, ihre Cigarren auf der Straße zu rauchen, die Maulthiere kehrten mit der geflüchteten Habe zurück. San Martin hielt am 12ten Juli 1821 seinen Einzug, und schien durch sein leutseliges Benehmen Alle zu gewinnen. Peru's Unabhängigkeit wurde feyerlich ausgerufen, am nächsten Sonntag ward das Te Deum gesungen, und der Tag schloß mit einem Ball, wo Niemand munterer tanzte, als San Martin. Hall war zugegen, als nach dem Einzuge des Generals die Behörden und die angesehensten Einwohner dem Sieger vorgestellt wurden. „Ich war neugierig zu sehen, sagte er, wie sich der General unter diesen nicht wenig schwierigen Umständen benehmen würde. Bey der Begeisterung, die das Volk ergriffen hatte, war es für einen, von Natur bescheidenen und allem Prunke abholden Mann nicht leicht, solche Huldigungen zu empfangen, ohne ungeduldig zu werden. Als ich in's Zimmer trat, wurde eine etwas ältliche, aber sehr angenehme Frau dem General vorgestellt. Er neigte sich zu ihr herab, sie zu umarmen, aber sie fiel ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und zu ihm emporblickend, rief sie aus, sie hätte drey Söhne, die sie seinem Dienst widmen wollte, und die nun, wie sie hoffte, nützliche Bürger werden würden, statt Sklaven zu seyn, wie zeither. San Martin machte keinen Versuch, sie aufzuheben, und ließ ihr die Freyheit, ihre Anrede in der Stellung zu machen, die ihr beliebte, und die sie zur Verstärkung des Eindruckes ihrer Worte vielleicht für die passendste hielt; aber er beugte sich zu ihr herab, um Alles zu hören, was sie sagte. Als der erste Ausbruch ihrer Gefühle vorüber war, hob er sie freundlich auf, und sie umschlang ihn, und schloß ihre Rede an seiner Brust. Er antwortete mit ernster Würde, und die arme Frau war außer sich vor Dankbarkeit über die Aufmerksamkeit und Leutseligkeit, womit er sie behandelt hatte. Er wurde dann von fünf Frauen bestürmt, die alle auf einmal seine Knie umfassen wollten. Zwey hingen sich an seinen Hals und alle fünf schrien so laut, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und hingen so schwer an ihm, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Er befriedigte bald jede mit einem freundlichen Worte, und als er ein etwa zwölfjähriges Kind sah, das zu der Gesellschaft gehörte, hob er das Mädchen auf, drückte ihm einen Kuß auf die Wangen, und sezte dann die entzückte Kleine wieder hin, die nicht wußte, wie ihr geschah. Ganz anders aber benahm er sich gegen den Nächsten, der ihn begrüßte. Es war ein langer, hagerer, bleicher, junger Mönch, mit tiefliegenden, dunkelblauen Augen, in dessen Zügen man Kummer und getäuschte Hoffnung las. San Martin hörte mit tiefem Ernste die Rede des Mönchs an, der ihn wegen seines friedlichen und christlichen Benehmens bey dem Einzuge in die Hauptstadt pries, und die Hoffnung äußerte, daß dieses Betragen eine gütige Regierung ankündigen werde. Der General antwortete in demselben Tone, nur mit einer etwas helleren Stimme, und es war anziehend zu bemerken, wie das kalte, förmliche Wesen des Priesters durch San Martin's Beredtsamkeit lebendiger wurde, bis er endlich sein gesetztes Benehmen ganz vergaß, und, die Hände zusammenschlagend, in den Ausruf ausbrach: Viva! viva nuestro general! Nein, nein, sprach San Martin, sagen Sie nicht so, und stimmen Sie mit mir in den Ruf ein: „Vive la independencia del Peru!“ Wir haben uns bey des Verfassers Nachrichten über die öffentlichen Angelegenheiten, weil das Interesse des Augenblicks sie besonders schätzbar macht, so lange aufhalten müssen, daß wir aus den anziehenden Schilderungen der Sitten des Volkes, woran das Werk nicht weniger reich ist, nur noch Einiges ausheben können. Lassen wir uns zuerst in eine Abendgesellschaft im Almendral, d. i. Mandelwald — so heißt die große Vorstadt von Valparaiso — führen. „Die Frauen saßen, wie gewöhnlich, in einer dicht geschlossenen Reihe längs der Wand, und hatten ihre Shawls so fest über Kopf und Kinn gezogen, daß vom Gesicht wenig zu sehen war. Die Eine spielte die Harfe, eine andere die Guitarre, und Einige stimmten zuweilen mit gellender Stimme in patriotische Lieder ein. Andere schwazten oder arbeiteten, und so wurde der Abend angenehm zugebracht, als ohne eine auffallende Veranlassung die ganze Gesellschaft aufsprang, Musik und Arbeit auf die Seite warf, und wie wahnsinnig aus dem Hause stürzte, während Alles Misericordia! Misericordia! schrie, und unbeschreibliche Bestürzung verrieth. Ich war nicht wenig erstaunt, folgte aber den Uebrigen auf die Straße, und rief so laut als sie: Misericordia! Es war heller Mondschein, und die ganze Straße mit Menschen angefüllt; Einige nur halb bekleidet, wie sie eben aus den Betten gesprungen waren; Kinder aus dem Schlafe gerissen, schrien auf allen Seiten; viele hatten Licht in der Hand, kurz ich hatte nie eine so wilde Verwirrung gesehen, und Alles schien doch aus freywilligem Antriebe, ohne irgend eine sichtbare äußere Veranlassung, hervorzugehen. Man hatte ungefähr eine Minute auf

der Straße verweilt, als Alles wieder in die Häuser zurücklief, und in wenigen Augenblicken war Alles still, und kein Mensch mehr zu sehen. Ich fragte nun nach der Veranlassung dieser sonderbaren Bewegung, die ich, nach einer unbestimmten Vermuthung, mit irgend einem andächtigen Gebrauche in Verbindung gebracht hatte; als ich zu meinem Erstaunen erfuhr, sie wäre durch ein so heftiges Erdbeben veranlaßt worden, daß die Leute gefürchtet hätten, unter ihren Häusern begraben zu werden, und auf die Straße geeilt wären, um der Gefahr zu entgehen. Ich hatte weder eine Bewegung gefühlt, noch einen Laut gehört, den man mir doch als ungewöhnlich stark beschrieb. Als ich späterhin dieses Umstandes in einer Gesellschaft erwähnte, versicherte man mir, daß Fremde eine ziemlich lange Zeit nach ihrer Ankunft die Stöße eines Erdbebens nicht fühlten, die die Eingebornen sogleich bemerkten.“ Ueber das furchtbare Erdbeben in Copiapo im J. 1819 theilt der Verfasser anziehende Nachrichten, nach den Erzählungen von Augenzeugen, mit. — Im Theater zu Lima, das während der Festlichkeiten bey dem Regierungsantritt des neuen Vicekönigs geöffnet wurde, saßen im Parterre blos Männer, und auf der Gallerie nur Weiber. Der Raum dazwischen war in Logen abgetheilt. In den Zwischenakten zog sich der Vicekönig in den Hintergrund seiner Loge zurück, und alsbald nahm Jedermann im Parterre Stahl und Feuerstein, zündete seine Cigarre an, und qualmte gewaltig, um die Zeit zu benutzen, bis der Vorhang wieder aufgezogen wurde, und der Vicekönig vortrat, wo dann nach spanischer Sitte das Rauchen nicht länger anständig war. Es sah aus, als ob tausend Feuerfliegen losgelassen würden, wenn so viele Feuersteine auf einmal Funken sprühten, und alsbald füllten Dampfwolken das Haus. Auch die Männer in den Logen rauchten in dieser Zwischenzeit, und der Verfasser bemerkte sogar eine Schöne, die hinter ihrem Fächer verstohlen einen Zug that. Die Göttinnen auf der Gallerie ließen ihre Cigarren nicht erlöschen, der Vicekönig mochte im Vorder- oder Hintergrunde seiner Loge sitzen. — Charakteristisch ist ein Zug, den Hall bey einem Gastmahl bemerkte. Man ließ sich eben die treffliche Suppe schmecken, als einer der Gäste mit einer Bestürzung, als ob er Gift verschluckt hätte, ausrief: O Gott, es ist Fisch in der Suppe! Während alle Anwesenden ihre Verwunderung verriethen, lief der arme Mann in die Küche, um Erkundigung einzuziehen. Er kam traurig zurück, und aß vollends seine Suppe, als ob es seine lezte gewesen wäre. Nachher aber rührte er keine Speise mehr an. Es war Freytag und in der Fastenzeit, und dieß hätte allenfalls einen Abscheu gegen Fleisch erklären können, aber Fisch war ihm so anstößig gewesen, und Hall konnte sich das Räthsel um so weniger lösen, da die übrigen Anwesenden ohne Bedenken Fisch und Fleisch aßen, und jener Mann sonst sehr verständig und nichts weniger als schwärmerisch war. Endlich ergab sich's, daß er ein frommes Gelübde gethan hatte, nicht Fisch und Fleisch zugleich zu essen, obgleich die Süd-Amerikaner, kraft einer besondern päpstlichen Bulle, es thun dürfen. Zum Unglück hatte der arme Mann sich auf ein Fleischgericht gefreut, das nahe bey ihm stand, aber als er nun einmal Fisch gegessen hatte, war es mit seinem Mittagessen vorbey, und er hielt sein Gelübde wie ein Anachoret. — Merkwürdig, und ein Beyspiel jener seltsamen Vermischung des Schlechtesten und des Heiligen, die überall, wo nicht im Geist und in der Wahrheit angebetet wird, so gewöhnlich sich findet, ist der Ursprung einer, in Lima herrschenden Sitte, das Sakrament, das sonst der Priester gewöhnlich zu Fuß zum Kranken trägt, in einem Wagen fortzuschaffen. Ein gewisser Vicekönig hatte sich in eine berühmte Schauspielerin, Namens Perichole, verliebt, und seufzte nicht vergebens. Ihr Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ward überwiegend, und sie machte ihren Anbeter durch die Verschwendung der Staatsgelder, wozu sie ihn verleitete, immer verächtlicher. Nur einen Wunsch versagte er ihr, und eben deßwegen sezte sie ihren Sinn darauf. Es war nichts mehr, als einmal in einem eigenen Wagen durch die Straßen der Hauptstadt zu fahren, aber in Lima fiel es Niemand auch nur im Traume ein, in eine Kutsche zu steigen, wer nicht zu den Vornehmsten gehörte. Perichole ließ sich durch keine Vorstellung von ihrem Einfall abbringen, und dem verliebten Vicekönig blieb nichts übrig, als der öffentlichen Meynung geradezu Troß zu bieten, und einen Wagen für die Schauspielerin zu bestellen. Aber wie sollte sie durch die Straßen kommen, ohne von dem Pöbel beschimpft zu werden? Sich zu ihr zu setzen, konnte dem Vicekönig nicht einfallen; es wäre ein zu großes Aergerniß gewesen, und ihr lag auch daran nichts. Endlich wurde der Ausweg gewählt, daß der Vicekönig den Zug eröffnen, seine Schöne in ihrem Wagen ihm folgen, das gewöhnliche Wagengefolge den Zug beschließen und die Leibwache ihn begleiten sollte. Der Pöbel nahm zum Glück den Aufzug von der lächerlichen Seite, und begleitete mit seinem Juchhei die entzückte Perichole. Auf der Rückkehr zum Schlosse hält sie vor der Domkirche, steigt aus und erklärt, ihr Ehrgeiz sey befriedigt, und sie wolle die Kutsche, die sie nun nicht mehr brauche, aus Dankbarkeit gegen Gott, der Kirche weihen, damit in Zukunft das heilige Sakrament darin zur Kirche gebracht werde. — Auch an statistischen Mittheilungen läßt uns der Verfasser nicht leer ausgehen, und besonders sind seine befriedigenden Nachrichten über die Bergwerke von Chili schätzbar. Die Gruben liefern Gold, Silber und vorzüglich Kupfer, die Stapelwaare des Landes, wovon im Durchschnitt jährlich 60,000 Centner gewonnen werden. Der größte Theil derselben geht nach Calcutta, etwas weniges nach den Vereinigten Staaten, und das Uebrige nach Sina. Auch hier war unter der spanischen Regierung der Bergbauer von dem Capitalisten abhängig, der ihm das Geld zur Bearbeitung vorschoß. Seit der Handel frey geworden ist, und fremde Kapitalien eingeführt wurden, ist eine für den Bergbauer vortheilhafte Mitbewerbung entstanden, und der Preis des Kupfers auf das Doppelte gestiegen, während die dem Bergbauer nöthigen Bedürfnisse, wie Eisen und Stahl, um die Hälfte wohlfeiler geworden, und andere allgemeinere Lebensbedürfnisse durch den freyen Verkehr noch weit tiefer im Preise gesunken sind. Von streng-wissenschaftlichen Mittheilungen finden wir zwar nur wenig in diesem Werke, aber dieß Wenige ist desto willkommener. Dahin gehören besonders des Verfassers Beobachtungen des vom April bis Juni 1821 in Valparaiso sichtbaren Kometen, nach welchen Brinkley in Dublin die Elemente der Bahn desselben berechnet hat, so wie die mit Katers unveränderlichem Pendel in Valparaiso, Galapagos und San Blas angestellten Versuche zur Bestimmung der Gestalt der Erde. Die Ergebnisse dieser Versuche bestätigen die Vermuthung, daß die Gestalt der Erde weit unregelmäßiger ist, als man es zeither angenommen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. August 1824.

Geschichte.

Tableaux historiques de l'Asie depuis la Monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours, ouvrage dédié à Mess. Guillaume et Alexandre de Humbold, par J. Klaproth. Livraison 1, 2 et 3. Paris, chez A. Schubart, éditeur, rue Choiseul, No. 4. Stuttgart chez Cotta.

Von diesem Werke sind bereits drey Lieferungen erschienen. Jede enthält historischen Text in 4., vier Karten Folio, nebst einer Erklärung derselben. Leztere wäre nicht übel angebracht gewesen als Randglosse der Karten. Uebrigens macht die geschmackvolle Ausführung der Sorgfalt des Herausgebers, so wie das Werk selbst dem Talente des Verfassers Ehre. Mit der sechsten Lieferung wird das Ganze vollendet und des philologisch-geographischen Zwillingsgestirns würdig seyn, unter dessen beleuchtenden Strahlen diese schöne Arbeit erscheint.

Es war ein glücklicher, aber auch verwegener Gedanke, das Staatensystem Asiens, von den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen, in seinen vorzüglichsten Perioden, durch geographische Karten zum Anschaun zu bringen. Um nicht unausführbar zu bleiben, wurde die große Masse von Kenntnissen aller Art, besonders von Sprachkenntnissen erfordert, welche den Verfasser auszeichnet.

Asien ist uns merkwürdig, weil es vielfach auf Europa eingewirkt, und zwar bleibend mittelst der Religionen, die aus dem Schooße des Orients über die Abendländer gekommen sind. Von unserer Seite hat es durch Griechen, Römer und Kreuzzüge nur flüchtige Eindrücke empfangen. Ob Russen und Engländer, die seine entgegengeseztesten Enden in Besiz genommen, europäische Cultur zur Ansässigkeit bringen werden in Asien, ist jezt noch eine Aufgabe. In diesem Welttheile, dessen gesellschaftliche Bildung seit Jahrhunderten, troz mannigfaltigen Umwälzungen, immer ungefähr dieselbe bleibt, während die unsrige fortschreitet, scheinen Localumstände den Menschen am allerfrühesten in große Vereine zusammengedrängt zu haben. Von dem Ursprunge und den ersten Schicksalen derselben sind bloße Sagen vorhanden, abenteuerliche, ungereimte. Ferdusi freylich hat alle die, so Persien betreffen, gereimt, oder zu reimen gesucht; allein die Thatsachen, auf welche sie sich hie und da gründen, sind dadurch nicht kenntlicher geworden. Trüge sein Buch der Könige den Stempel der Offenbarung, wie etwa der Koran, so wären manche seiner Geschichten allerdings erbaulicher Auslegungen fähig. Die Schlangen, welche dem Tyrann Dzohak wie Achselbänder an den Schultern bammeln, und von seinen Garköchen mit Menschengehirn bewirthet werden, die verunglückte Himmelfahrt des Königs Kai Kaus, der Adler vor den Wagen spannte, und, vierzig Tage lang von der Reise verstaucht, kein Sitzfleisch auf dem Throne hatte, könnten zu trefflichen Vorbildern dienen; und welche sinnreiche Moral ließe sich nicht aus Djemshids beyden Schwestern schöpfen, die Feridoun nach tausend Jahren, seit so lange schon waren sie unter der Haube, noch zum Verlieben schön findet. In dem Hospitale zu Würzburg habe ich ein verheirathetes Mädchen gekannt von nur höchstens 118 Jahren, mit dem ihm sowas nicht begegnet wäre. Bis auf Filifus (Philipp von Macedonien) und seinen Sohn Iskender Dzulkarnain, der Hörner trägt, wie Moses und Andere seines Gleichen, als Symbol der Stärke, sind Ferdusis Erzählungen, als Geschichte betrachtet, heilloser Unsinn, und, wenn man die Episode Sohrabs ausnimmt, so ist, in Hinsicht des poetischen Gehalts, ein einziger Gesang der Iliade mehr werth, als alle sechzigtausend Zweygespanne des Schah Nameh, welche abgekürzt übersezt zu haben, Herrn Görres schuldiger Dank gebührt.

Hr. Klaproth besizt ein anderes Verdienst um diesen Chronikdichter. Mit einer Geduld, die wir bewundern, hat er den Wust der Abgeschmacktheiten gesichtet, und seinem geübten Scharfsinne ist es gelungen, herauszupressen Alles, was der Wust Geschichtliches enthält. Medien, unter der Herrschaft der Pischdadiden oder Pischdadier, wird von Assyrien aus erobert, und ein großer Theil des Orients gehorcht den Kassi, Sprachver-

wandten der Hebräer und der Araber. Nach Verlauf von einiger Zeit wird Medien der fremden Gebieter überdrüssig, schüttelt ihr Joch ab, und wirft die semitischen Völker über den Tigris und den Euphrat zurück. Während des Kampfes und nachher ist es den Einfällen der räuberischen Horden ausgesezt, die im Caucasus und jenseits des Ojus hausen. Erscheint die Geschichte Persiens unter den Kajaniden, wie sie Ferdusi erzählt, etwas weniger dunkel, als die der Vorgänger, treten Kai Kobad als Dejoces, Kai Kosron als Cyrus, Guschtasp als Darius Hystaspis, Behmen als Artaxerxes longimanus ans Licht, so bleibt immer ein ungeheurer und nicht auszufüllender Riß zwischen der Chronologie des Herodots und der des Ferdusi, dem die Dynastie der Kajaniden 181 Jahre länger dauert, als dem Griechen. So war die Geschichte Persiens in das Gebiet der Griechen und der Römer gelangt, und unter der Feder dieser gelehrten Völker wird sie genießbarer und vernünftiger. Hr. von Klaproth hat das Verdienst, die Grenze der Feldzüge Alexanders gegen Indien haarscharf abzustecken; dann verfolgt er die Schicksale der Reiche, die aus des Macedoniers Eroberungen hervorgingen, und so begrüßt er endlich das Aufblühn der Parther. Hier bemerkt er, daß die Arsaciden sich in vier verschiedene gleichzeitige Dynastien schieden. Sie gehörten sämmtlich zu dem mächtigen Völkerstamme der Dacen, der sich von Ungarn aus bis Mavaralnahr erstreckte, und dessen Name noch jezt in mehreren Sprachen Deutsche und Abkömmlinge der alten Perser bezeichnet. Der ältere Zweig der Arsaciden beherrschte Medien, Iran, Persien, der zweyte regierte in Armenien, dem dritten gehorchten Bactriane nebst den alanischen und gothischen Stämmen, welche die zwischen Nord-Indien und Persien gelegenen unbekannten Gebiete durchzogen; die jüngste oder geringste Linie der Arsaciden besaß das südliche Rußland von der Wolga bis zum Don, über den weit hinaus, je nach dem Gedräng der mannigfaltigen Stämme, ihre Befehle reichten.

Georgiens und Armeniens Sagen könnten, da sie ein hohes Alter hinaufsteigen, Licht über diese Länder und ihre Nachbaren verbreiten, wenn nicht die Annahme des Christenthums, welche 318 stattfand, die Neophiten angetrieben hätte, ihre Sagen zu verfälschen, um sie mit den mosaischen in Einklang zu stimmen. Indeß weiß auch Hr. v. Klaproth interessante Thatsachen auszuheben.

Wie aber der Verfasser die Geschichte des chinesischen Reichs berührt, gewinnt sein Gemälde Asiens ein ganz eigenthümliches Interesse. Dort hat sich eine Welt gebildet, ganz unabhängig von der unsrigen; den Ursachen, die unsere Civilisation gefördert haben, durchaus fremd, verdankt sie ihre Verfeinerung sich selbst, und ist zu einem hohen Grade von Cultur gediehen. In ihrem Umfange begreift sie nicht allein China, sondern auch Correa, Japan u. s. w., eine Menge der chinesischen Denkart und Sitten mehr oder weniger verwandter Völker.

Die Geschichte China's beginnt im höchsten Alterthume. Seine jetzigen Bewohner sind wahrscheinlich nicht die ursprünglichen. Sie kamen aus Nordwest von den Gebiegen, die jezt Kulkun heißen, zuerst in geringer Zahl. Allmählig vermehrten sich ihre Colonien, und vertilgten größtentheils das Geschlecht, welches sie vorfanden, wovon sich aber doch einige Ueberreste in den Miao erhalten haben. Die frühere Geschichte des chinesischen Reichs, nicht im mindesten klüger, als die persische, wimmelt von Fabeln und tollen Mährchen. Nach Maßgabe aber, als sie verständiger und hellsehender wird, zeigt sich uns das Feld des gegenwärtigen Ganzen in mehrere Staaten zertheilt; diese fließen in ein Paar mächtigere zusammen, welche sich nachmals wieder in ein vielköpfiges Feudalsystem auflösen, bis sie im Laufe der Zeiten, und durch Umwälzungen aller Art, zur dermaligen großen Einheit zusammen wachsen.

Die Fürsten von Thsin, Tschao und Yen hatten Mauern erbaut, ihre Staaten gegen die heftigen Einfälle der Hioungen zu decken. Kaiser Thsinschi huangti unternahm, 214 Jahre vor unserer Zeitrechnung, diese Mauern in eine zu verbinden, und so entstand die große chinesische Mauer, die aber erst nach Erlöschen seiner Dynastie beendigt ward.

Auch wenn man die Länge der Dauer des chinesischen Reichs in Anschlag bringt, ist dort der Dynastienwechsel weit lebhafter, als in Europa. Die Erscheinung rührt vermuthlich daher, daß die Chinesen keine Legitimität nach unserer Weise anerkennen. Confucius, Mencius, ihren besten Moralisten und Staatsrechtslehrern zufolge, hat ein Volk das Recht, jede Tyranney abzuschütteln, die ihm unerträglich wird, ja sie erlauben Lebensstrafe gegen den ungezogenen Fürsten.

Die Religion des Buddha, oder Fu, ist jedoch sehr milden und menschenfreundlichen Charakters. Sie gilt für eine geoffenbarte, und kam 65 Jahre vor unserer Zeitrechnung aus Hindostan nach China, wo sie mehr Glück machte, als in ihrem Vaterland. Es ist der christlichen um kein Haar besser gegangen. Aus ihrer Heimath verstoßen, erleuchtete sie den Occident und die ganze überatlantische Welt.

In dem 23sten Jahr unserer Zeitrechnung zettelte die Faktion der Rothwimper, Huang mei, eine Art Rothmäntel, große Unruhen in den Provinzen an. Unter schlaffen Regenten wurden die Verschnittenen übermächtig, und es ereigneten sich häufige Katastrophen in dem Inneren des kaiserlichen Pallastes. Kaiser Lingti,

schwachmüthig und geistesarm, wiewohl ihn seine Verschnittenen den geistreichen nannten, ließ sich gegen die Gelehrten aufhetzen, dieweil ihre Einsichten und ihre Rechtlichkeit dem Nepotism der geschlechtslosen Kammerjunker manches Hinderniß in den Weg legten, ihnen ein Dorn im Auge waren. Im Jahr 169 unserer Zeitrechnung wurden die chinesischen Gelehrten dem Kaiser als Umtreiber geschildert, und die alberne Grille von geheimen Verbindungen verursachte grosses Unheil. Wohlbezahlte Gauner und Ketzermeister gingen mit ihren Spürhunden gegen Gespenster, die niegends zu treffen waren, auf die Jagd, und um nicht mit Schande zu bestehen vor ihren bethörten Gebietern, um doch irgend ein Wild ertappt oder erlegt zu haben, fingen sie die ehrbarsten Leute ein, und brachen ihnen den Hals. Doch auch dieser Unsinn ging vorüber, wie Hexenprozesse und Geistesbannerey in Europa.

Bey Gelegenheit einer Pest, die 173 unserer Zeitrechnung ausbrach, wurden die Quacksalber so bedeutend, daß sie sich zu den frechsten Ansprüchen erhoben, ganze Provinzen in Aufruhr brachten, und ihren Meister, den Doctor Tschang kio, über den Ruinen der herrschenden Dynastie, auf den Thron erheben wollten. Ungeheure Streitkräfte mußten gesammelt werden, dem Unfuge zu steuern.

Nach völliger Niederlage der nördlichen Hiung nu und Eroberung der kleinen Bucharey, drangen die chinesischen Heere bis an das kaspische Meer. Pan-tschao, der siegende Feldherr, beschloß das römische Reich anzugreifen; allein dem General, der, 102 christlicher Zeitrechnung, das Unternehmen ausführen sollte, sank der Muth, als die Erkundigungen, welche er bey den Persern einzog, ihn von der Wagniß und der Gefahr des Abenteuers unterrichteten. Er unterließ, die Befehle seines Oberfeldherrn zu vollstrecken, und da diesen bald nähere Angelegenheiten in die Heimath riefen, ward des Vorsatzes nicht weiter gedacht.

Die Monarchie der Parther, in einer meistentheils feindlichen Stellung gegen China und Rom, unterbrach allen directen Verkehr zwischen beyden Reichen, und nöthigte den Handel, Umwege zu suchen. Römer und Chinesen kannten einander. Leztere hegten von jenen eine sehr günstige Meynung.

Hr. v. Klaproth hat die sehr merkwürdige Entdeckung gemacht, daß im Jahr 166 unserer Zeitrechnung eine Gesandtschaft der Antonine nach China kam. Andere Gesandtschaften der Römer folgten 284, 642, 719, 742 und endlich eine 1081; die vier lezteren vermuthlich, eine Hülfe gegen Muselmänner und Türken zu suchen. Eine der merkwürdigsten ist die von 637, nicht 284, wie im Texte des Hrn. Klaproths durch einen, nachher verbesserten, Druckfehler steht, welche von Theodor, Bruder des Kaisers Heraclius, abgeschickt ward, um von den Chinesen Hülfe gegen die Araber zu erhalten.

Der Text der dritten Lieferung beschäftigt sich einzig und allein mit den, in historischer Hinsicht so merkwürdigen, Bewohnern von Mittelasien. Hr. Klaproth ordnet sie ethnographisch in einer allgemeinen Uebersicht, die uns bisher noch gänzlich mangelte. Sie zerfallen in fünf Hauptstämme, die sich in physisch, moralisch und linguistischer Hinsicht sehr genau von einander unterscheiden lassen. Sie sind: Tungusen, Sianpi (jetzige Coreer), Türken, Tübeter und Alano-Gothen, oder blonde Völker mit blauen Augen. Von den lezten, die für uns Deutsche, als nahe Anverwandte, ein besonderes Interesse haben, wohnte ein Theil, noch im 3ten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, an der nordwestlichen Grenze des eigentlichen China mit Tübetern gemischt; zog aber bald darauf von dort weg, und ließ sich recht im Mittelpunkte von Asien, südlich vom See Balkasch, nieder.

Die zu dieser Lieferung gehörigen Karten zeigen den Umfang der Reiche von Sianpi, Türken und Tübeten im Innern Asiens und am Oxus gestiftet, während das römische im Westen seinem Verfalle entgegenging.

Wir könnten unsern, aufs Gerathewohl gemachten Auszug verdoppeln, wenn es der Raum erlaubte, und dem Leser bliebe noch überreiche Ernte in den vorliegenden drey Heften. Wahrer Zwoheim ist Hr. Klaproth in Japan wie in China zu Hause; und überhaupt läßt sich kein Gemälde von Asien entwerfen, das in gedrängterer Kürze vielseitigere Ansichten zusammenfaßte. Dem anziehenden Gegenstande verleihet der reine, einfache, ungeschminkte und bündige Vortrag einen noch ganz besondern Reiz. Ein so treffliches Werk darf sich gute Aufnahme versprechen bey Gelehrten, bey Weltleuten, in Schulen, Erziehungsanstalten — überall. Der Herausgeber, ein Mann, der den Werth einer solchen Arbeit zu schätzen versteht, und mit den Kenntnissen seines Fachs den edelsten Gemeinsinn verbindet, hat sie mit würdiger Einkleidung geschmückt in Hinsicht des Papiers, des Drucks, der Form; er verdient, daß es ihm das Publikum Dank wisse. —

Literarische Nachrichten aus London.

Die „Memoirs of Goethe" (Aus meinem Leben von Goethe) haben einen erstaunenswerthen Abgang, nicht nur in unserer Hauptstadt, sondern auch in den übrigen großen Städten. Eine Kritik der zwey ersten Bände, welche bis jezt erschienen sind, beginnt in dem New Monthly Magazine so: „Es gibt keinen lebenden Mann, der in der Literatur des lezten halben Jahrhunderts einen so großen Raum einnimmt und sich in so mannigfaltigen, und dem Anscheine nach ent-

gegengesezten Zweigen ausgezeichnet hat, als Seribe. Der Verfasser des Faust, des Werther, des Göz von Berlichingen hat dem Geist der Zeit eine neue Richtung gegeben, und wir begrüßen daher mit großer Freude die Erscheinung seiner Memoiren — das Werk und die Unterhaltung seines Alters — in einem Englischen Gewande."

Miß Baillie's Collection of Poems, chiefly Manuscript, and from living authors (Sammlung von Gedichten, größtentheils ungedruckt und von lebenden Verf.) enthält manches Treffliche. Herr Sotheby hat ihr wohl den glänzendsten Beytrag geliefert, indem er Schillers Glocke wahrhaft meisterlich übertrug. Ehe wir eine kleine Probe von dieser Uebertragung geben, wollen wir einen geistreichen Schriftsteller, den Verfasser eines „An Autumn near the Rhine" (Ein Herbst am Rheine) betitelten Werkes über dieses Gedicht sprechen hören. „Das originellste und schönste vielleicht," sagt er, „aller Schiller'schen Gedichte, dem nichts von Goethe an die Seite gesezt werden kann, ist dessen Lied von der Glocke — ein wechselnder, regelloser, lyrischer Erguß. Das Gießen einer Glocke ist in Deutschland etwas Feyerliches und Erfreuliches. In der Nähe des Harzes und in andern Gegenden, wo Minen sind, liest man in den Zeitungen förmliche Anzeigen von Glockengießern, daß zu einer bestimmten Zeit und Stelle der Guß stattfände, zu welchem sie alle ihre Freunde einladen. Schiller beschreibt in wenigen kurzen Stanzen, die eine Art von Chorus bilden, den ganzen Prozeß des Mischens, Formens und Kühlens der Glocke mit einer technischen Wahrheit und glücklichem Ausdruck, in welchem der Klang der scharfen, sonoren Reime und ausdrucksvollen Epitheten ein Echo für das Ohr bilden. Zwischen diesen technischen Prozessen läßt er seiner Begeisterung freyen Lauf, und gibt die schönsten episodischen Gemälde der verschiedenen Scenen des Lebens, welche mit dem Klang der Glocke in Beziehung stehen. Diese Scenen des Lebens, welche Schiller in seinem bezaubernden Gedichte malt, sind feyerliche oder außerordentliche Vorfälle, welche die Glocke ankündigt, als: Geburt, Heirathen, Tod, Feuer und Aufruhr. Diese kühnen Gedanken und tiefgemüthlichen Bilder sind bey weitem leichter zu übertragen, als die Strophen, welche den Prozeß der Arbeiter beschreiben, in deren kurzen und reißenden Versen wir die Streiche des Hammers hören, und die eiligen Schritte der Gießer, welche das glühende Metall formen." Herr Sotheby hat jedoch diese Schwierigkeit in hohem Grade überwunden, und wir haben nie eine kräftigere Uebertragung gelesen. Es kann unsern Landsleuten nicht anders als angenehm seyn, zu hören, wie eines der Lieblingsgedichte unserer Nation in Englischer Sprache klinge. Daher eine kleine Probe hier beyfolgt.

Billets of the fir-wood take,
Every billet dry and sound;
That flame on gather'd flame awake,
And vault with fire the furnace round.
Cast the copper in,
Quick, due weight of tin,
That the bell's tenacious food
Rightly flow in order'd mood.

What now, within the earth's deep womb
Our hands by help of fire prepare,
Shall on yon turret mark our doom,
And loudly to the world declare!
There its aërial station keeping,
Touch many an ear to latest time;
Shall mingle with the mourner's weeping,
And tune to holy choirs its chime.

All that to earth-born sons below
The changefull turns of fortune bring,
The bell from its metallic brow
In warning sounds shall widely ring.

Lo! I see white bubbles spring:
Well, the molten masses flow!
Haste! ashes of the salt-wort fling,
Quick 'ning the fusion deep below.
Yet, from scoria free
Must the mixture be,
That from the metal clean and clear,
Its sound swell tuneful to the ear.

Hark! 'tis the birth-day's festive ringing!
It welcomes the beloved child,
Who now life's earliest way beginning,
In sleep's soft arm lies meek and mild.
As yet in time's dark lap repose
Life's sunshine lot and shadowy woes,
While tenderest cares of mothers born
Watch o'er her infant's golden morn.
The years like winged arrows fly:
The stripling from the female hand
Bursts into life all wild to roam;
And wandering far o'er sea and land
Returns a stranger home.

There, in her bloom divinely fair
An image beaming from the sky,
With blushing cheek and modest air
A virgin charms his eye.
A nameless longing melts his heart,
Far from his comrades' revels rode,
While tears involuntary start
He strays in pathless solitude —
There blushing, seeks alone her trace;
And if a smile his suit approve,
He seeks the prime of all the place,
The fairest flow'r to deck his love;
Enchanting hope! thou sweet desire,
Thou earliest love! thou golden time!
Heav'n opens to thy glance of fire,
The heart o'erflows with bliss sublime.
O that it might eternal prove
The vernal bloom of youthfull love.

Was sonst noch Lesenswerthes in dem Büchlein zu finden, rührt von dem trefflichen Campbell, Galley Knight, C. Johnston und Mrs. Siddons her. Was der gekrönte Southey lieferte, ist nicht der Erwähnung werth. Man sieht jezt nach und nach ein, wie richtig Lord Byron dieses After-Genie beurtheilt hat.

A.

In dem Ueberblicke der neuesten englischen Literatur sind folgende Druckfehler zu verbessern.

No. 23. S. 89. 1ste Sp. Z. 17. lies vorbereitet statt verbreitet. Z. 21. jene st. sie. — No. 24. S. 93. 1ste Sp. Z. 7. nach Cambridge wird Monk eingeschaltet. — No. 24. S. 95. 1ste Sp. Z. 11. v. u. l. Hanbury's. Z. 21. v. u. l. Gazetteer. — No. 31. S. 121. 1ste Sp. Z. 9. l. Crofton st. Croftom. — No. 33. S. 129. 2te Sp. Z. 17. l. appartements. — No. 51. S. 204. 1ste Sp. Z. 25. v. u. l. Hajji st. Hassi.

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Die neuesten, ungemein schätzbaren Nachrichten über das Vorgebirge der guten Hoffnung gibt uns das Werk: State of the Cape of good Hope in 1822 (London 1823. 8.), das wahrscheinlich von einem, in der Kolonie angestellten Beamten herrührt, dessen Handschrift der treffliche Colebrooke herausgegeben und mit Anmerkungen und Zusätzen bereichert hat. Es ist das Beste, was wir seit Barrow's Berichte (1803) über diese Ansiedlung erhalten haben. Nach einer zu kurzen geschichtlichen Einleitung handelt der zweyte Abschnitt von der Verfassung, der Rechtspflege, Polizeyverwaltung, den Gefängnissen, Bankerutt-Gesetzen und dem Ehegerichte. Nichts ist hier leichter zu erlangen, als eine Scheidung; und hätte ein Paar sechzig Jahre mit einander gelebt, so trennt das Gericht die Ehe wegen Unverträglichkeit der Gemüthsart. Im dritten Abschnitte erfahren wir mancherley über die gesetzlichen Verfügungen, hinsichtlich des Anbaues und Verkaufes der Weine, die den freyen Verkehr ungebührlich zu beschränken scheinen. Die Weinbauer sind meist darauf bedacht, dem Kapwein das Eigenthümliche des Madeira zu geben. Unsre Feinzüngler werden vielleicht nicht alle wissen, daß man den eigenen Geschmack des Kapweins mit dem Geruche des Negerfleisches verglichen hat, auf dem Kap aber leitet man denselben von der thonigen Beschaffenheit des Bodens ab. — Der sogenannte Bürger-Senat oder Stadtrath in der Kapstadt hat eine schlechte Verfassung, da er sich selbst ergänzt, wovon die Folge ist, daß blos Holländer zu Mitgliedern genommen werden, und noch nie ein englischer Ansiedler gewählt worden ist, obgleich jene Behörde das Recht hat, beträchtliche Abgaben auszuschreiben, wozu auch jene beytragen müssen. — Gegen die, von den Gebräuchen der englischen Kirche abweichenden Christen hat sich in neuern Zeiten viel Unduldsamkeit gezeigt, so daß selbst die Geburten unter den Lutheranern, Kalvinisten und Katholiken in der amtlichen Zeitung nicht mehr angezeigt werden. Die Malayen, deren man gegen 3000 rechnet, halten ihre gottesdienstlichen Versammlungen in Privathäusern, aber zuweilen selbst in den Steinbrüchen unweit der Stadt. Der Mohammedanismus soll unter der geringeren Volksklasse immer mehr Anhänger finden, ungeachtet aller Bemühungen der christlichen Glaubensprediger. Dazu mögen manche örtliche Umstände beytragen. Der Islam scheint für die knechtische Volksmenge unter den Wendekreisen gut zu passen; er ist nicht nur der angeerbte Glaube der afrikanischen Schwarzen, sondern erleichtert auch die häufigen Scheidungen, wozu das frühe Hinwelken der Weiber in warmen Ländern den Mann geneigt macht, und welche die häufige Verpflanzung eines Sklaven von einer Pflanzung auf die andere dem Sklavenbesitzer angenehm machen muß. — Die Anzahl der Sklaven auf dem Kap rechnet der Verfasser auf 34,000. Nach seinem Vorschlage sollten, um die Sklaverey allmählig abzuschaffen, alle nach 1824 gebornen weiblichen Sklavenkinder mit dem 18ten Jahre ihre Freyheit erlangen. Hätte das Mädchen das fünfte Jahr erreicht, so sollten dem Eigenthümer von der Regierung 100 Thaler als Entschädigung für die Ernährung bis dahin bezahlt werden, der Werth der Arbeit bis zum achtzehnten Jahre aber würde als Entschädigung für das Uebrige gelten. In keiner englischen Ansiedlung, setzt der Verfasser hinzu, würde der Versuch einer Freylassung der Sklaven so sicher gemacht werden können, als auf dem Kap, wo es keine Pflanzungen von Indigo, Kaffee, Baumwolle oder Zucker gibt, die durch das plötzliche Aufhören der Sklavenarbeit in Verfall gerathen könnten. Auf diese Weise würden in einer spätern Zeit alle Weiber frey seyn, und da die Kinder freyer Mütter frey sind, so würde die Sklaverey allmählig ohne gewaltsame Umwandlungen, und ohne Einzelne in Verlegenheit zu setzen, abgeschafft werden. Freylich geht der Verfasser, wie man sieht, bey diesem Vorschlage blos von der Rücksicht auf Vortheil oder Nachtheil aus, aber davon werden ja in England die Gründe bey den Verhandlungen häufig entnommen —

Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage —

Der sechste Abschnitt über Ackerbau, Weinbau, Fischerey, landwirthschaftliche Erzeugnisse und Volkssitten enthält viel Anziehendes. Die Wolle des Kapschafs hat wenig Werth. Man hat zwar Merinoschafe eingeführt, welchen das Klima gut zuzusagen schien, und ihre Wolle wurde auf dem Platze für zwey Schillinge das Pfund verkauft, aber es mußte bis jezt in England ein halber Schilling Zoll auf das Pfund dieser Wolle bezahlt werden, die sonst den Absatz der spanischen Wolle einschränken würde. Das kleine Kappferd hat ungemein viel Ausdauer und begnügt sich mit dem dürftigsten Futter. Auf schroffen, gebirgigen oder sandigen Wegen und auf langen Reisen bedient man sich meist der Ochsen als Zugvieh, die eigentlichen Wagenpferde aber sind größer als jene Klepper. Der Bauer hat eine seltene Geschicklichkeit in der Führung seines Pferdegespanns, und mit ungemeiner Leichtigkeit sieht man ihn selbst mit Achten fahren. Er treibt sie mit einer langen Peitsche, in deren Gebrauch er ein so großer Meister ist, daß er im Vorüberfahren einen Vogel auf der Erde tödten kann. — Aprikosen, Pfirschen, Birnen und Aepfel (?) werden an der Sonne getrocknet, und behalten vollkommen ihren Geschmack bis zum nächsten Jahre. — Die Bewohner der Kapstadt sind ein sehr buntes Gemisch. Geistliche verschiedener Glaubensbekenntnisse, Aerzte mit oder ohne Doctortitel, Beamte, Offiziere der Land- und Seemacht, Advokaten von holländischer Abstammung, Bürger ähnlicher Abkunft, Beamte der ostindischen Compagnie — das sind die Bestandtheile. Der Engländer ist auch hier, wie von den Orkney-Inseln bis Neu-Süd-Wales, dasselbe unbiegsame Geschöpf, das sich schwer in die Sitten anderer Länder fügt. Die Gäste aus Indien sind zahlreicher und geistreicher, als jede andere Klasse von Bewohnern. Schon die wissenschaftlichen Vorbereitungen zum Dienste der Kompagnie zwingen selbst den Trägsten, sich Kenntnisse zu erwerben, und das indische Klima, und die Nothwendigkeit, der Sonnenhitze auszuweichen, führen zur Fortsetzung literarischer Beschäftigungen. Bey hinfälliger Gesundheit geht der Anglo-Indianer gewöhnlich aufs Kap, ehe er genöthigt ist, seine Stelle aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Man sieht hier viele Opfer des indischen Klima's, welche, wenn sie nicht zu spät kommen, in der gesunden Kapluft bald frische Kräfte erlangen. Der Kompagnie-Beamte, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit das Vorgebirge besucht, verliert ein Drittheil seines Gehalts; zieht seine Krankheit sich in die Länge, und stirbt er endlich, so fällt sein rückständiger Gehalt an die Kompagnie. — Sehr anziehend sind die im April und September gehaltenen Wettrennen, und besonders sind die Bauern, welche die dazu nöthigen Pferde ziehen, sehr erpicht darauf. Es herrscht die sonderbare Sitte, unter erborgtem Namen an den Pferderennen Theil zu nehmen. Der Mann von Stande hält es für unanständig, der genannte Eigenthümer eines Rennpferdes zu seyn. Der erdichtete Name erweckt Neugier, und der wahre wird bald bekannt. Bey diesen Wettrennen erscheint Alles im höchsten Glanze, und der Fremde sieht mit Erstaunen auf der äußersten Spitze Afrika's eine Menge zierlicher Wagen mit Vier- und Zweygespannen. Die meisten Pferde der Kaufleute haben freylich Tags vorher den Lastwagen gezogen, und müssen am folgenden Tage wieder zu diesem niedern Berufe zurückkehren. „Niemand — sagt der Verfasser — erscheint mit mehr Glanz als die Rechtsgelehrten. Die angesehensten Advokaten fahren mit Vieren daher, minder Angesehene begnügen sich mit Zweyspännern, und der Notar folgt in einem bescheidenen Einspänner. Der ärztliche Beruf behauptet auch seinen Anspruch auf Auszeichnung. Der Arzt mit vier Grauschimmeln, der Wundarzt mit einem Zweygespanne, der Apotheker auf seinem Miethgaule fliegen mit abgewandten Blicken vor dem Stadtkirchhofe vorbey zu dem Rennplatze.“ Sonnabend nach dem Rennen ist Zahltag. Die Einführung des Wettrennens hat bereits zur Verbesserung der Pferdezucht durch englische Beschäler viel beygetragen.

G e s c h i c h t e. Es gibt für Großbritanniens Geschichte wenig wichtigere Gegenstände, als die S e e k r i e g e neuerer Zeit, und seit die Tapfern, die in den lezten 30—40 Jahren so Großes vollbracht haben, theils im ruhmbekränzten Grabe, theils auf ihren Lorbeern ruhen, hat die Geschichte der englischen Seemacht zwey Geschichtschreiber in B r e n t o n und W. J a m e s gefunden. Jener, ein Seemann, beschreibt den Zeitraum von 1783 bis 1822 in seiner Naval History of Great Britain (London 1824. 3 Bde.) auf eine unterhaltende und belehrende Weise, wenn auch den politischen Grundsätzen, wozu er sich bekennt, nicht jeder beystimmen wird, und hier und da selbst des Verfassers Urtheil dadurch befangen geworden seyn mag. Sein Zweck war, ein Gemälde des Seekrieges aufzustellen, wozu die Erfahrungen, die er während eines, auf der See zugebrachten, Zeitraums von 35 Jahren eingesammelt hat, seine Bekanntschaft mit Seemännern, und seine Kenntniß der Oertlichkeiten ihn vorzüglich befähigten. Er schrieb nieder, was er gesehen und gehört hatte, um seinem Vaterlande und dem aufwachsenden Geschlechte zu nützen, aber auch zur Warnung für künftige Befehlshaber. Sein Werk ist nicht sowohl eine Beschreibung jeder einzelnen Seeunternehmung, als eine klare geschichtliche Uebersicht aller Unternehmungen seit 1783, wo wir erfahren, wie die Flotten gegen die Feinde angeführt wurden, wo sich

Tapferkeit und Vaterlandsliebe am glänzendsten erprobten, und welchen Einfluß die Schlachten auf die Angelegenheiten Europa's hatten. Der Verfasser hat viele Angriffe erleiden müssen, da er Vielen nicht das Lob gespendet hatte, worauf sie Anspruch machten, und mancher, der gefeyert hatte, wo die Ernte reif war, doch im Tempel des Ruhmes genannt werden wollte. Er hat den Meisten gar nicht geantwortet, und wo es geschah, sich selbst gegen ungerechte Angriffe mit Mäßigung und Würde benommen. Am auffallendsten war das Betragen der Erben des Grafen von St. Vincent. Der Admiral hatte, wie es scheint, einige Jahre vor seinem Tode die Erlaubniß zur Benutzung seiner Briefe und amtlichen Schriften gegeben, auch den ersten Theil des Werkes, den er noch las, gebilligt. Ehe er den zweyten Theil lesen konnte, starb er. Die Erben forderten vor der Erscheinung der Fortsetzung die Rückgabe der Papiere, und als Brenton sich weigerte, suchten sie um das Verbot der Herausgabe des Werkes an, da es Briefe enthalte, die nicht bekannt gemacht werden sollten. Brenton setzte ihnen so viele Zeugnisse entgegen, daß sie für gut hielten, den Prozeß in den ersten acht Tagen aufzugeben und die Kosten zu bezahlen. — W. James hat in The Naval History of Great Britain, from the declaration of war by France in February 1793 to the Accession of George IV. in January 1820; with an account of the origin and progressive increase of the british Navy — wovon unlängst (London 1824. 8.) der 4te und 5te Band erschienen, den thatenreichen Revolutions-Krieg zum Gegenstande einer umständlichen Darstellung gemacht, und eine fleißig ausgearbeitete, treue Erzählung geliefert, die sich durch eine so seltene Unpartheylichkeit auszeichnet, daß wir nicht leicht errathen würden, zu welchem Volke der Verfasser gehöre, wenn wir blos seine Darstellung prüfen wollten. Der Verfasser ist nicht Seemann, und die Ausführung seines Unternehmens war für ihn um so schwieriger, da die zahllosen Gesuche, wodurch er sich Mittheilungen von See-Offizieren zu verschaffen hoffte, den schlechtesten Erfolg hatten. Funfzig Briefe blieben ganz unbeachtet, und die übrigen erhielten nur in so fern Antwort, als sie bestimmte Fragen aussprachen. Sechs unveranlaßte Briefe waren die einzige bedeutende Mittheilung, und freylich spricht dieß keinesweges zu Gunsten der brittischen See-Offiziere. Der Verfasser war dagegen unermüdet in der Erforschung der ihm zugänglichen Quellen, und zeigt überall den furchtlosen Geschichtschreiber, der Tadel ausspricht, wo er nach Prüfung der Thatsachen ihn für verdient hält, wie er Lob spendet, wo er es gerecht findet. Der Plan ist gut angelegt und ausgeführt. Die Begebenheiten jedes Jahres werden zusammengestellt, und mit einer Uebersicht des Zustandes der Seemacht in jenem Zeitraume eröffnet. Die Schlachten sind lebendig und anschaulich beschrieben. Das Werk wirft ein neues Licht auf den Seekrieg, und nur selten stößt man auf nautische Irrthümer. Die zahlreichen Anmerkungen sind sehr schätzbar. Das Buch ist auf Veranlassung einiger Umstände viel besprochen worden. Als der tapfre Collier sich unlängst das Leben nahm, sagte man, eine Stelle dieses Werkes, die dem Gefühle des empfindlichen Mannes wehe gethan habe, sey Schuld an dem unglücklichen Entschlusse gewesen, und eine englische Zeitschrift war unbedachtsam genug, das Gerücht geradezu als Thatsache aufzustellen, ohne zu untersuchen, wie Collier's Gesundheit früher gewesen war, und welchen Einfluß das afrikanische Klima auf ein reizbares Nervensystem gehabt haben könnte. Bey dieser Kränkung blieb es nicht, und wenn die beleidigte Eigenliebe sich gegen Brenton nur mit dem Preßbengel half, so griff sie in dem rohesten Ausdrucke gegen James zum Knüttel. Ein Sir J. Phillimon, der durch eine Stelle über eine seiner Kriegsthaten beleidigt zu seyn glaubte, begab sich, von einer Seereise zurückkehrend, mit einem Stocke in des Verfassers Wohnung, und machte eine grobe Antikritik, die ihn mit der Polizey in böse Händel verwickelte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Don Raphael del Riego's Leben und Hinrichtung. Eine biographische Skizze für Freunde der Geschichte. Mit Riego's Bildnisse. gr. 8. Augsburg bey Engelbrecht, 1824.

Zu früh! viel zu früh! Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo das denkende Europa wagen dürfte, diesem Opfer des Principienkriegs und der Partheyenwuth Billigkeit widerfahren zu lassen. Da die Verleger ihre Artikel gern vordatiren; so wär' es ein artiger Einfall gewesen, wenn man für dieses Büchlein die Jahrzahl 1844 gewählt hätte.

Literarische Miscellen.

5.

Der geniale junge Dichter Puschkin hat uns wiederum mit einem neuen Produkt seiner Muse beschenkt, welches, obgleich nicht von bedeutendem Umfange, doch nach dem einstimmigen Urtheil der Kunstrichter alle seine frühern Dichtungen übertrifft. Es ist betitelt: der Springbrunnen zu Baktschiseraj, und ein Moskowitischer Buchhändler Ponamarew hat ihm dafür 3000 Rubel bezahlt. Ein in Rußland ganz unerhörtes Honorar; das ganze Gedicht enthält ungefähr 600 Zeilen; jede Zeile ist also mit 5 Rubeln bezahlt worden! — Puschkin ist ein literarisches Phänomen; von der

Natur mit allen Eigenschaften des vorzüglichsten Dichters ausgestattet, hat er seine Laufbahn so begonnen, wie mancher sich glücklich schätzen würde, sie beschließen zu können. In seinem dreyzehnten Jahre schon, als er noch Schüler (Zögling des Lyceums zu Zarskoe-Selo) war, dichtete er sein erstes bemerkenswerthes Gedicht: **Wospominanie o Zarskom Sela, Erinnerung an Zarskoe Selo;** dieß ward vielleicht damals zu laut und zu allgemein bewundert; der Knabe strebte fortan nur dem Dichterkranze nach, und vernachläßigte darüber die ernstern, dem Dichter so unentbehrlichen Studien. Dessenungeachtet hat er bis jezt, da er kaum noch sein 25stes Jahr erreicht hat, außer einer Menge köstlicher kleinerer Sachen, die mit dem größten Beyfalle in allen unsern literarischen Blättern aufgenommen sind, drey bedeutendere Gedichte hervorgebracht, die wahre Zierden des russischen Parnasses, und, was besonders verdienstvoll in unsern übersetzsüchtigen Zeiten ist, durchaus Original sind. Das erste derselben ist **Rußlan und Ljudmila,** welches uns in die alte Ritter- und Feenwelt Rußlands versezt, uns das goldgekrönte Kiew, und den prachtliebenden Wladimir und die schwelgerischen Bojaren, und die tapfern Helden und die Barden jener Zeit darstellt. Der Gegenstand des Gedichtes (in sechs Gesängen) ist die Entführung der Prinzessin Ljudmila durch den Zauberer Tschernomor und ihre Befreyung durch ihren Gemahl, den tapfern Ritter Rußlan. Der Plan ist vortrefflich, die Ausführung meisterhaft; troz der Menge handelnder Personen, Episoden und Begebenheiten, die einander kreuzen, ist der Gang der Erzählung rasch, die Charaktere sind durchgehalten, die Beschreibung lebendig, die Sprache und das Gedicht vortrefflich. — Auf Rußlan folgte bald **der Berggefangene, Kaw kaskoj Plennik,** ein zwar kleineres, aber nicht minder vorzügliches Gedicht, das die rauhen Sitten der Räuberhorden des Kaukasus, ihre Lebensart und das Eigenthümliche des Landes und seiner Bewohner mit einer bewundernswürdigen Lebendigkeit schildert. Dieses Gedicht ist dem deutschen Publikum durch die meisterhafte Uebersetzung des Hrn. Wulfert bekannt, welche so vollkommen getreu ist, daß man sich nach selbiger schon ein Urtheil über das Original erlauben darf, da sie wirklich demselben nur in dem unerreichbaren melodischen Reichthum der russischen Sprache nachsteht. Jezt ist Puschkin mit dem **Springbrunnen zu Baktschißaraj** aufgetreten, der in vieler Rücksicht weit über seinen frühern Arbeiten steht. Der Gegenstand des Gedichtes ist einfach und kunstlos: Ghiräj, Chan der Krym, hat auf einem seiner räuberischen Streifzüge eine polnische Fürstin, Maria, als Gefangene fortgeführt. Sie ist in seinem Harem, wo die Reize der schönen Christin einen tiefen Eindruck auf das Herz des rauhen Kriegers machen. Er wird seiner bisherigen Geliebten, Sarema, einer feurigen Grusinerin, untreu; diese weiß zwar, daß Maria seine Liebe standhaft verschmäht, allein von Eifersuche gequält, ermordet sie ihre schuldlose Nebenbuhlerin. Der untröstliche Ghiräj verurtheilt die Grusinerin zum Tode, und widmet dem Andenken Mariens in einem einsamen Theile seines Gartens einen Springbrunnen, dessen kalte Tropfen heute noch gleich Zähren in das marmorne Becken fallend, selbst gefühllos, fühlende Herzen an Mariens Unschuld, an Ghiräj's Gram erinnern, und den die jungen Mädchen der Gegend bis jezt noch den Thränenbrunnen nennen. — Das ist der Inhalt des Gedichtes; der Plan ist einfach, der Gang natürlich, die Charaktere sind mit ein Paar Zügen meisterhaft bezeichnet, die Sprache ist edel und schön poetisch. — Vielleicht könnte man dem Dichter vorwerfen, daß sein ganz vorzügliches Talent im Beschreiben und Darstellen ihn zuweilen verleitete, sich etwas zu lange bey einzelnen Zügen aufzuhalten, und dadurch den raschen Gang der Erzählung zu unterbrechen. Möchte doch Hr. Wulfert auch dieses neue köstliche Produkt Puschkins dem deutschen Publikum mittheilen! Möchte aber vorzüglich Puschkin selbst sein wahrhaft seltenes poetisches Talent nun auch einmal an einem wichtigern, ernstern Gegenstand versuchen; möchte er einige Jahre ernstern Bemühens daran wenden, durch ein größeres episches Gedicht seinem Vaterlande und sich ein bleibendes Denkmal zu errichten. — Unsre vaterländische Geschichte ist reich an erhabenen, einer Epopöe würdigen Gegenständen; Wladimir der Große, Johann der Ueberwinder Kasans, Jermak der Eroberer Sibiriens und so manche Helden der Vorzeit und so manche große Begebenheit, die uns unser Karamsin so schön geschildert hat, immer noch erwarten sie einen Sänger, der ihr Andenken für die spätere Nachwelt besinge.

6.

Die Pandora behauptet in einem Artikel über die Memoiren des Generals Lafayette, welcher augenscheinlich von einem Verfasser geschrieben ist, der sie nicht gelesen hat, „dieser General habe so wenig Theil an gedachten Memoiren, als an der Schlacht von Waterloo.“ Was nun diese Schlacht betrifft, so würde der Verfasser dieses Artikels, wenn er das Werk, das er beurtheilt, gelesen hätte, gefunden haben, daß die Details, die Regnault-Warin in seinen Memoiren von Lafayette aufgenommen, dem leztern mit einer Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden können, die sehr nahe an Wahrheit grenzt. Was die Echtheit der Memoiren betrifft, so sind wir berechtigt zu erklären, daß das, was die Pandora darüber sagt, um sie in zweifelhaftes Licht zu stellen, *falsch* ist. Es wäre lächerlich zu beweisen: Lafayette sey nicht der Herausgeber seiner Memoiren, da ja der Schriftsteller, der die Feder dabey geführt hat, genannt ist.

Aber daß diese Memoiren nicht echt seyen; daß die Documente, nach welchen sie verfaßt, entweder nicht historisch oder nicht officiel und nicht vom Gen. Lafayette selbst anerkannt seyen, kann nur von demjenigen behauptet werden, der Herrn Regnault-Warin vorwirft, *nichts Neues* in einem historischen Werke gesagt zu haben. Ein Geschichtschreiber, der aus der Geschichte einen Roman gemacht hätte, würde demnach Gnade vor seinen Augen gefunden haben.

Die Memoiren *über* den General Lafayette sind aber wahr; eben so beruhen die darauf folgenden über die constituirende Versammlung, von denen die Pandora die Discretion hatte zu schweigen — auf unbezweifelten Thatsachen. Wir sind beauftragt zu erklären, daß alle Piecen, die Bezug auf diese Sache haben, deren die Verläumdung sich bemächtigt hat, und besonders die Correspondenz zwischen dem G. Lafayette und Hrn. Regnault-Warin, bey einem Notar niedergelegt worden sind.

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. August 1824.

Uebersicht der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Schon vor einigen Jahren begann der Heraldiker E. Lodge ein würdiges National-Unternehmen in seiner Sammlung von Bildnissen berühmter Männer und Frauen Britanniens (Portraits of illustrious personages of Great Britain), die nach gleichzeitigen, echten Originalen in öffentlichen Sammlungen oder Familienschätzen von den besten Künstlern gestochen sind. Die Sammlung war anfänglich nur auf 2 Bände angelegt, die aus 20 Heften, jedes von 6 Bildnissen, bestehen. Später wurde von diesen beyden Bänden eine wohlfeilere Octav-Ausgabe veranstaltet, die jetzt in einzelnen Lieferungen erscheint, und auch gute Kupfer hat. Jedem Bildnisse ist eine biographische Skizze zugegeben, unter welchen mehrere von ausgezeichnetem Werthe sind. Der Verfasser hat sich nun entschlossen, einen dritten Band, gleichfalls in 10 Heften mit 60 Bildnissen, folgen zu lassen, wovon unlängst das erste Heft, oder das 21ste des ganzen Werkes, in der Folio-Ausgabe erschienen ist, wo unter den vortrefflich gestochenen Bildnissen Marlborough und die Herzogin von Richmond hervorstechen.

Der Hofdichter, Robert Southey, den man mit der Vollendung seiner Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel — eines Buches, welches bey allen Flecken, die seine leidenschaftliche Partheysucht darauf gespritzt hat, doch eine Bereicherung der historischen Literatur ist — fleißig beschäftigt glaubte, erscheint auf einmal als rüstiger, wenigstens schneller Arbeiter auf einem andern Felde, und gibt in seinem Book of the Church (London, bey Murray 1824, 2 Bände, 8.) eine Geschichte der Kirche und des Kirchenthums in England, die mit leichter Feder geschrieben ist, und sich recht angenehm liest. Er habe, sagt er in der Vorrede, es nur auf eine kurze Uebersicht der Kirchengeschichte angelegt, der Stoff aber sey ihm unter der Hand gewachsen. Kein Wunder, wenn man den Stoff, welcher der Hand am nächsten liegt, so benutzt, wie es der Verfasser gethan hat, ohne mit Quellenforschung, mit historischer Kritik, wie sie unter uns Stäudlin in seiner Kirchengeschichte Großbritanniens (Göttingen 1819. II. 8.) zeigt, Zeit zu verlieren. Hinweisungen auf Quellen gibt er daher nirgend, und freylich enthält besonders seine Darstellung der frühesten Zeit so Vieles, wofür sich gar keine Quelle anführen läßt. Das Ganze ist nichts, als die Arbeit eines geschickten Stopplers, der die zugänglichsten Hülfsmittel mit gewandter Buchmacherkunst benutzt; aber sie könnte für eine Leserklasse doch recht nützlich seyn, wenn der Verfasser eine ruhige und unbefangene Darstellung gegeben hätte, und wenn sie nicht das Werk eines Partheymannes wäre, der mit allen Vorurtheilen eines Hochkirchlers — man erlaube den Highchurchman so zu nennen — die englische Kirche erheben und ihre Gegner demüthigen will. Aber die Befangenheit seiner Ansichten über die Staatsverhältnisse und seine leidenschaftliche Partheysucht bringt ihn nun einmal in unseligen Zwiespalt mit der Kritik, so oft er den Boden der Geschichte betritt. Er scheint mit der Ueberzeugung zu schreiben, daß seine Kirche immer fleckenlos gewesen ist, und wenn man ihn auch deßwegen zwar nicht von dem Vorwurfe, jene Forschung, die sein Urtheil hätte berichtigen können, vernachlässigt zu haben, aber doch von unredlicher Absicht freysprechen kann, so ist sein Buch darum dem Interesse der Wahrheit nicht weniger nachtheilig. Er steigt bis in die früheste vorchristliche Zeit hinauf, aber hier, wo sich nicht ein bequem zu benutzender Stoff darbot, und eigene Forschung nöthig war, um sicher zu gehen, findet man nichts, als eine dürftige Skizze, worin es nicht an Irrthümern und nachgesprochenen, unerwiesenen Behauptungen, z. B. über die Druiden, fehlt. Eben so ungenügend, und zum Theil unrichtig ist die Darstellung der ältesten Geschichte des Christenthums in Britannien, und es ist hier nicht einmal von den Culdeern, ihrer weit verbreiteten Wirksamkeit und ihrem Kampfe gegen die römische Kirche die Rede, ungeachtet Jamiesons bekanntes Werk die Mühe, zu den Quellen zu gehen, erspart hatte. In

den spätern Zeiträumen machten die kirchengeschichtlichen Abschnitte in Henry's Geschichte Englands und Burnet's bekanntes Werk die Arbeit noch leichter, und wenn auch die abgerissenen Glieder, die hier zusammengesezt sind, nicht den Eindruck machen können, den eine Darstellung hervorbringt, die das Ergebniß eigener Forschung ist; so würde man doch, wo solche Vorgänger dem Verfasser ausgemittelte Thatsachen dargeboten haben, ohne Anstoß über die gewandte Rede weglesen, wenn nicht gerade in diesen Abschnitten des Werkes die Partheysucht oft ihr Unwesen triebe. Während er in der Kirchengeschichte vor der Reformation bey der Darstellung des Betragens der katholischen Geistlichkeit die Irrthümer und Vorurtheile ihrer Zeit zu wenig beachtet, wo es darauf ankommt, ein Urtheil über ihre sittliche Verschuldung zu fällen, beschönigt er zu sehr die Verirrungen und Vergehungen der Stifter der englischen Kirche, die selbst, wie der weise Cranmer, von dem bösesten Beyspiele der alten Kirche, der Verfolgungssucht und dem Ketzereifer, nicht unangesteckt blieben. Under, der so heftig gegen die „Römlinge" (Romanists) spricht, scheint doch selber dem Geiste ihrer Kirche zu huldigen, wenn er Andersdenkende verdammt, oder zu große Abkürzung äußerer Förmlichkeiten in der Religion bedauert, oder die Aufhebung der Klöster beklagt, und die Verweltlichung ihrer Güter fast Kirchenraub nennt. Die Geschichte wird von der Reformation bis zur Revolution im J. 1688 herabgeführt, wo mit der Staatsverfassung auch die bischöfliche Kirche befestigt wurde.

In dem Augenblicke, wo die Schwesterinsel, die seit Jahrhunderten sehr unschwesterlich von der herrischen Britannia behandelt wurde, von neuen Zerrüttungen zerrissen wird, geben uns die, dem Dichter Thomas Moore zugeschriebenen Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irish Chieftain, with some account of his ancestors, written by himself (London 1824. 12.) die vollständigste und lebendigste Darlegung des seit Jahrhunderten gegen Irland befolgten gehässigen und falschen Systems. Das Buch gehört, der Einkleidung ungeachtet, um so mehr der Geschichte an, da der Verfasser die gewählte Einkleidung gar nicht benuzt hat, der Erzählung dramatische Eigenheit zu geben, und der bekannte Hauptmann Rock, den er zum Sprecher macht, kein anderes persönliches Merkmal hat, als seinen Namen. Dieser Hauptmann lebt gewissermaßen nur unter Zwietracht und Gesetzlosigkeit, und paßt daher nicht sonderlich dazu, in dem Tone des bittersten Unwillens gegen Irlands Unterdrücker, folglich gegen seine besten Freunde, zu sprechen. Wir hören durchaus nur den Verfasser reden, und wenn mithin sein Buch hinsichtlich der Anlage und des Plans der Darstellung im Ganzen manche Fehler hat, so ist es doch als eine Sammlung von Bemerkungen über die Geschichte Irlands und anziehenden Anekdoten sehr schätzbar. Der Verfasser hat sich durch sorgfältige Forschung genau unterrichtet, und er schildert das seinem Vaterlande widerfahrene Unrecht mit Wahrheit, Gefühl und Witz, in einem glänzenden Styl, den er freylich oft mit zu sichtbarem Streben nach Effekt, zu epigrammatisch zuspizt, und mit dem Reichthum seiner Belesenheit zu verschwenderisch ausstattet. Man höre, wie witzig er Irlands Unglücksgeschichte seit Heinrich II. einleitet: „Wenn im Jahre 1180 und einige Jahrhunderte später Jemand in Irland mit einer ungeschorenen Oberlippe ergriffen wurde, so hielt man ihn nicht für einen wahren Engländer, und man konnte ihn ohne Umstände plündern, und gegen geringe Buße tödten. Wenn im Jahre 1798 unter der Regierung der Lords Camden und Castlereagh Jemand in Dublin ergriffen wurde, der keinen Zopf hatte, so ward er gleichfalls nicht für einen wahren Engländer gehalten, und konnte von jedem treugesinnten Herrn, der einen hatte, nach Belieben gepeitscht werden. Dieß zeigt wenigstens, wie standhaft Irlands Beherrscher in ihren alten politischen Grundsätzen gewesen sind, und welche Wichtigkeit auf Schnurrbärte und Zöpfe eine Regierung legen mag, die sechshundert Jahre lang sich ernstlich darum bekümmert. In dem frühern Zeitpunkte blühten natürlicher Weise die Schnurrbärte der Familie Rock, da Verfolgung ihren Wuchs mehr beförderte, als das beste Macassar-Oel, und in der spätern Zeit wurden bekanntlich die abgestuzten Haare so furchtbar, daß nicht nur ein Heer von zwanzig- bis dreyßigtausend Mann, sondern selbst der gesunde Verstand und die Menschlichkeit des Lords Cornwallis nöthig waren, Alles wieder in Ordnung zu bringen." In demselben Tone bitterer Ironie werden die spätern Hauptereignisse in der Verfolgungsgeschichte Irlands erzählt, wie z. B. in der kräftigen Stelle, wo von der Bestrafung der hartnäckig treuen Irländer durch Cromwell, und der charakteristischen Belohnung, die ihnen Karl II. gab, die Rede ist. Doch wir wollen nur einige Bemerkungen ausziehen, welche den gegenwärtigen Zustand Irlands und die Ursachen der herrschenden Zerrüttung näher berühren. Zuerst über Kirchenthum und herrschende Kirche. „Bey Jupiter Ammon, sagt Clincher der Jüngere im Schauspiele: all meine Religion ist dahin, seit ich diese schönen Kleider trage — und gerade so ist es seit Konstantins Zeiten jedem Glauben ergangen, der den Pomp und Glanz einer Kirche annahm; was er an Reichthum und weltlichem Ansehen gewann, verlor er an Reinheit und geistiger Nützlichkeit. Der Grundsatz der Ausschließung, worauf alle Sekten mehr oder minder sich stützen, ist zwar, wenn er auf die künftige Welt angewendet wird, nicht so ganz schädlich; läßt man ihn aber auf die Angelegenheiten dieses Lebens einwirken, und wird er durch die Kraft eines weltlichen Verbünde-

ten unterstützt, so geht nicht wenig Nachtheil und Unheil daraus hervor. So lange das Papstthum über die ganze Welt gebot, und Alle dieselbe Glaubensliveree trugen, hatte sich dieses, der Kirchenherrschaft eigene, Uebel noch nicht entwickelt; als aber die Reformation das heilige Buch aufschloß, und Jedermann einlud, es bey dem Lichte des eigenen Verstandes zu lesen, entstand eine solche Menge von Glaubenslehren und Meynungen in Europa, daß die Auswahl einer einzigen, welche die ausschließende Genossinn des Staats seyn sollte, eine eben so reiche Quelle der Zwietracht wurde, als die Wahl des Schäfers auf Ida. Hier begann das endlose Unheil herrschender Kirchen. Die römische Kirche, durch Erstgeburt und Besitz stark, hielt ihr Macht-Majorat fest, wo sie konnte, und bediente sich aller ihrer alten inquisitorischen Künste, es zu behaupten. Der reformirte Glaube gab sich zwar für einen Verfechter der Meynungsfreyheit aus, behielt aber immer den alten päpstlichen Widerwillen gegen Meynungsverschiedenheit, und wenn er sagte: „Ich stelle es euch frey, die Schrift nach eigener Einsicht auszulegen," so wurde doch hinzugesetzt: „aber ich will euch eure Rechte nehmen, euch einkerkern und auch wohl verbrennen, wenn ihr sie nicht eben so auslegt, als ich." „Man kann daraus schließen, (fährt der Hauptmann Rock fort, der, obgleich ein Päpstler, doch nicht ganz Unrecht hat), daß ich eine herrschende Kirche für eine Hauptquelle der Zwietracht halte, in welcher Form sie sich auch zeige, und vor allen Dingen in der Art, wie sie in Irland besteht. In allen andern Ländern hat man bey dieser Einrichtung die Gesetze der Vernunft und Natur in so fern beachtet, daß der Glaube der Mehrzahl des Volkes die vom Staate angenommene Religion geworden ist, und dieß ist, nach Paley, für den Hauptzweck einer Kirche, nämlich den religiösen Unterricht des Volkes, so wesentlich, daß dieser verständige Theolog es für die Pflicht des obersten Staatsbeamten hält, bey der Wahl des einzuführenden Glaubens mehr nach dem Glauben des Volks, als nach seinem eigenen sich zu richten. — In Irland aber, wo Alles, wie die Astronomen sagen, in antecedentia, gegen die Ordnung der Himmelszeichen, geschieht, hat man diesen einleuchtenden Grundsatz so ganz umgekehrt, daß man die Kirche von etwa 500,000 Seelen aus einer Volksmenge von sieben Millionen nicht nur als alleinige Sultaninn des Staats gekrönt, sondern selbst die wichtigsten Vortheile des Staats ihrem Stolze geopfert, und ein ganzes Volk um ihres Triumphes willen zu Sklaven und Bettlern gemacht hat." Merkwürdig ist, was der Verfasser über die sogenannten ersten Früchte, d. h. die Einkünfte des ersten Jahres jeder geistlichen Pfründe, sagt. Seit der Reformation mußten sie der Krone bezahlt werden, bis sie unter der Regierung der Königinn Anna zu einem Fonds bestimmt wurden, um den Inhabern schlechter Pfründen Zulagen zu geben, und Pfarrländereyen anzukaufen. Diese Abgabe wird, ungeachtet des gestiegenen Werthes des Kircheneigenthums, noch immer nach der unter Heinrich VIII. gemachten Schätzung entrichtet, und beträgt in England nicht mehr als jährlich 12,000 Pf., eine durchaus unzulängliche Summe. In Irland aber ist es noch weit schlimmer. Die Abschätzung der Pfründen wurde zur Zeit der Reformation, bey dem zerrütteten Zustande des Landes, nur in gewissen Pfarreyen gemacht, und die Geistlichkeit, die mit ihrer gewöhnlichen Schlauheit Vortheil von diesem Umstande zog, gründete darauf, trotz der positiven Gesetze, den Anspruch auf gänzliche Befreyung von der Abgabe, so daß dem Fonds aus einer der reichsten Kirchen der Welt jährlich nicht mehr als im Durchschnitt 370 Pf. zufließen, und selbst die Wenigen, welche die alte Schätzung zur Zahlung verpflichtet, bezahlen nicht regelmäßig. Aber wer gibt das Geld, wozu diese Abgabe bestimmt seyn sollte? Man höre. „In dem größten Theile von Irland wird kein Schilling zur Erbauung, Ausbesserung oder Verzierung der protestantischen Kirchen ausgegeben, der nicht nach einer vom Kirchspiel gemachten Schätzung den unglücklichen katholischen Bewohnern des Bezirks abgepreßt würde. Von den Kirchspielversammlungen, wo diese Abgaben beschlossen und vertheilt werden, durch das Gesetz ausgeschlossen, muß der arme Katholik, ohne zu wissen wofür, seinen lezten Pfennig dem Kirchspielvorsteher geben, oder man treibt die Kuh, die seinen hungrigen Kindern Nahrung gibt, in den Pfandstall." „Man wird es kaum glauben," sezt der Verfasser hinzu, „daß eine der, von den reichen protestantischen Geistlichen den hungrigen Bauern abgeforderten Abgaben zum Ankaufe der Bestandtheile des heiligen Abendmahls bestimmt ist." Der Bischof von Cloyne führt in seinem Bericht über einen, 1787 wegen der Zehnten ausgebrochenen, Aufstand ausdrücklich an, daß die Kirchspielversammlungen wegen der Erhebung von Abgaben zu jenem Zweck wären angefallen worden, wogegen ein ehrlicher Dissenter in seiner Antwort auf des Bischofs Schrift ausrief: „Wie, die Herren des Landes feyern selbst das Gedächtniß des Heilandes auf Kosten der Armen?" — In einer Verordnung über die Kirchspielabgaben heißt es, man habe hinsichtlich mehrerer vereinigter Kirchspiele, deren einige nur von wenigen, andere aber gar nicht von Protestanten bewohnt seyen, es für gerecht und billig gehalten, daß die zu einer solchen Vereinigung gehörenden Kirchspiele, die keine Kirchen und Kapellen haben, zur Erbauung und Ausbesserung der Kirchen in den Pfarreyen, womit sie vereinigt sind, Abgaben bezahlen sollen. das heißt, die katholischen Bewohner eines Kirchspiels, die mit einer andern Pfarrey vereinigt worden sind, um eine reiche Pfründe zum

Vortheil eines nicht anwesenden Pfarrers zu bilden, müssen für die Erhaltung einer Kirche sorgen, wo vielleicht nur wenige Protestanten ihren Gottesdienst halten. Und diese Verordnung ist nicht etwa ein Ueberrest des, gegen die Päpstler gerichteten, Systems, das die edlern Grundsätze unserer Tage längst verdammt haben, nein, sie ist vom März 1823!

(Die Fortsetzung folgt.)

Periodische Literatur.

Charis. Rheinische Morgenzeitung für gebildete Leser. gr. 4.

Diese Zeitschrift, vom Freyherrn von Erlach redigirt, und von Herrn Karl Groos in Heidelberg verlegt, hat, so viel Rec. weiß, schon seit einigen Jahren bestanden. Ungefähr eben so, wie das Kunstblatt und das Lit. Bl. mit dem Morgenblatte, sind mit ihr Blätter für Kunst, Literatur und Alterthum verbunden. Diese sind, was man sagt, solid. Auch das Hauptjournal hat ehrenwerthe Mitarbeiter, z. B. Conz, Geib, A. Schreiber, Haug, Albrecht Ludwig Grimm u. a. Der Modeartikel der Theaterkritik darf natürlich nicht fehlen. Für Mannheim wird er vom Herrn Redacteur selbst besorgt, und verdient Lob wegen der Gedrängtheit und Freymüthigkeit, die mit der dramaturgischen Breite und dem verderblichen Histrionendienste, womit so manche andere Journale bald ihre Leser langweilen, bald dem Theater ihres Ortes schaden, erfreulich contrastirt. Auch die übrigen Theatercorrespondenten scheinen sich nach diesem Muster zu richten. Nur der anonyme, dreykreuzige Hanauer gehört augenscheinlich derjenigen Classe von journalistischen Vagabunden an, welche die leidige Mode der Theaterbrieferey dazu mißbrauchen, um gelegentlich dieß und das zu beklatschen, und auf Schriftsteller zu schimpfen, denen sie nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen. Der Herr Redacteur wird wohlthun, ihn abzuschaffen. Solche Gemeinschaft ehrt nicht. Den Hauptinhalt machen Gedichte und Erzählungen. Anecdoten dienen zu Lückenbüßern. Eine Glosse zu Goethe's Thema:

Wo wir uns der Sonne freun,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

von F. M. Heßemer (in Nr. 3. v. d. J.) ist recht artig, besonders in den beyden Strophen:

Der tragische Dichter.

Nur durch Wahnsinn, Donner, Leichen,
Wuth, Mord, Teufel, Spuckgestalten
Kann man klassischen Werth erreichen.
Dieses nur muß man entfalten
Oder schnell die Segel streichen;
Wir, wir setzen Stoß auf Stoß,
Raserey nur däucht uns groß.
Und nur der wird nachgetrachtet;
Sind die Helden abgeschlachtet,
Sind wir jede Sorge los.

Das Publikum.

Weg mit Lust- und Trauerstücken,
Dem Geschmackverderb des Schönen;
Laßt zur Schlacht ein Heer anrücken,
Ein Gemetzel zwischen Ahnen. —
Nach der Mahlzeit, welch Entzücken,
Wenn wir die Gedanken scheuen!
Hundertmal kann uns erfreuen
Stets dasselb', ohn' Langeweilen;
Laßt uns drum zur Oper eilen,
Daß wir uns in ihr zerstreuen.

Grimms Geschichte des Prinzen Kadodad nach Tausend und Eine Nacht erzählt, zeichnet sich aus, ist aber für ein Tageblatt ein wenig zu lang.

Das Aeußere ist sehr elegant, und der Druck ungewöhnlich correct. Das läßt sich jedoch nicht behaupten von dem deutschen Style des angeblich Pariser Correspondenten, welcher in Nr. 12 schreibt: „Alles, was die Bühnen unserer Hauptstadt Geistreiches und Schaulustiges vorführten“ rc. Wäre dieser angebliche Pariser ein Franzos, so hätte er gewiß die active und passive Bedeutung der Substantiven unterscheiden gelernt, und wüßte, daß es schaulustige Zuschauer gibt, aber keine schaulustigen Schauspiele.

Literarische Notizen.

Von Coleridge, dem geistvollen Uebersetzer von Schillers Wallenstein, ist ein Gedicht angekündigt, betitelt: The Wanderings of Cain. Es wäre sehr anziehend, zu untersuchen, ob es im Geschmack der Zeit, oder in der Ideen-Armuth so vieler englischer Dichter liegt, daß sie jezt so oft nach alttestamentarischen Gegenständen greifen.

Eine „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normanen, deren Ursachen und Folgen“ ist unter der Presse.

Der Verfasser der „Highways and Byeways,“ von welchen auch in deutschen Blättern anziehende Bruchstücke übersezt erschienen, hat ein neues Werk vollendet, dessen Herausgabe man mit Verlangen entgegensieht.

John Clare, der Northamptonshire-Dichter, beschäftigt sich mit einem „neuen Hirtenkalender“ (New Shepherd's Calendar).

Southey, der Gekrönte (von der einen Parthey mit Lorbern, von der andern aber mit Disteln: wir denken, er verdient weder das eine noch das andere), wird „A Tale of Paraguay“ in einem Duodez-Bändchen herausgeben.

Krummacher's Parabeln wurden eben in das Englische übersezt.

Von Hebel's herrlichen Allemannischen Gedichten sind bereits einige kleinere in das Englische übersezt worden. Der Schwierigkeit wegen, welche die Mundart des Allemannischen für die Engländer hat, ward eine Uebertragung der sämmtlichen Gedichte verschoben, bis eine vollständige und treue Uebersetzung der Allemannischen Gedichte in das Hochdeutsche, welche nächstens zu erwarten steht, erschienen seyn wird. *)

*) Sie ist so eben an alle Buchhandlungen versandt worden.

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Fortsetzung.)

Literaturgeschichte. Es liegt nicht in dem Plane dieser Uebersichten, die Uebersetzungen, wodurch die englische Literatur sich jezt, besonders aus der unsrigen, bereichert, anders als beyläufig zu erwähnen, aber wir müssen eine Ausnahme mit der, vor Kurzem erschienenen sogenannten Uebersetzung der Selbstbiographie Goethe's (Memoirs of Goëthe — so ist der Name gedruckt — written by himself. London 1824. 2 Bde. 8.) machen. Man braucht das Buch nur flüchtig anzusehen, um die schmähliche Verstümmelung zu erkennen, worin man den englischen Lesern das geistreiche Werk gegeben hat. Auf allen Seiten findet man die auffallendsten Beweise, daß es aus einer ungeschickt und leichtfertig gemachten französischen Abkürzung ins Englische übergegangen ist. Abgesehen von einzelnen lächerlichen Mißgriffen, daß z. B. Zacharia's Renommist zu einem robber (Räuber) gemacht wird, daß ein Collegien-Heft zu einem book anschwillt, daß die Rohheit der Studenten in Jena in eine savage ferocity (grausame Wildheit) sich verwandelt — so findet man hier nichts als Bruchstücke, wie sie der unwissende Bearbeiter zusammengestoppelt hat; fast die meisten bedeutendsten, inhaltreichsten Stellen fehlen, und wo Schwierigkeiten vorkamen, hat der leichtfertige Stümper oft Gemeinplätze untergeschoben, und nicht selten den Sinn gänzlich umgekehrt. „Diese schlechte Abkürzung ist nichts als das Caput mortuum eines Geniewerkes, eine Schande der englischen Literatur,“ sagt ein edel zürnender Beurtheiler im zweyten Hefte des Westminster Review, und er sezt hinzu, da Goethe's Ruhm dem ganzen Europa angehöre, und man noch in den spätesten Zeiten sich zu dem Originale wenden werde, worin die geheime Geschichte eines Geistes von seltener Kraft und merkwürdiger Eigenheit sich darlege, so sey es um so mehr zu bedauern, daß eine so ganz unwürdige Uebersetzung nur dazu dienen müsse, den Engländern das Original zu verschließen. An die bekannte „angebliche“ Beurtheilung dieses Werkes im Edinburgh Review erinnernd, die „viel von jenem Talente enthalte, das ein redliches Gemüth nicht zu besitzen sich freue,“ schließt er, so wie man in Deutschland von jenem Aufsatze gesagt habe: das heißt in England recensiren, so werde man von diesen zwey Bänden, wenn sie je über den Kanal kämen, sagen: das nennen die Engländer übersetzen.

Für die Geschichte der neuern englischen Literatur geben gute Ausbeute die Memoirs of the life and writings of Mrs. Frances Sheridan, mother of the late Right Hon. R. B. Sheridan etc. By Alicia Lefanu (London 1824), die meist von Sheridan's Schwester, der Mutter der Herausgeberin, herrühren. Sheridan's Mutter ist als Verfasserin einiger Romane, z. B. Sidney, Biddulph, Nurjahad, bekannt. Das Persönliche, das hier von ihr vorkommt, ist wenig bedeutend, aber ihre Bekanntschaft mit mehreren der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit gibt Gelegenheit, viele anziehende Gegenstände zu berühren, und die Verfasserin hat sie benuzt, und viele Anecdoten von Garrick, Richardson, Johnson, Boswell und Andern erzählt. Am Schlusse des Buches wird manches Neue über Sheridan mitgetheilt. — Auch psychologisch interessant ist die Sammlung der vertrauten Briefe des Dichters W. Cowper (Private Correspondence of Wm Cowper Esq. Now first published from the originals), von dessen Verwandten, J. Johnson (London 1823. 2 Bde. 8.) bekannt gemacht. Schon 1806 gab Hayley eine Lebensgeschichte des Dichters heraus, der in der Geschichte der neuern englischen Poesie einen neuen Zeitabschnitt beginnt (s. Lit. Bl. 1824. Nr. 25. S. 99), aber eigentlich lieferte sie nur Mittheilungen aus dessen Briefen. Schon darin legte sich sein verstimmtes Gemüth zu Tage. Man sah, daß während der langen Zeit seines Lebens, woraus jene Briefe sind, seine Seele immer krankhaft gestimmt war, und wenn er nicht wirklich an Geistesabwesenheit litt, stets die Annäherung eines solchen Zustandes fühlte, und doch immer die sichersten Mittel wählte, diesen Zustand herbeyzuführen, indem er

gewissen religiösen Ansichten nachhing, die sich seiner Seele bemächtigt hatten, obgleich sie mit seinem scharfen Verstande in Widerspruch waren. Die neuere Briefsammlung gibt uns über diese Umstände, die nach den frühern Mittheilungen, und auch nach der 1815 und 1816 erschienenen Denkschrift über Cowper's Leben, die von ihm selbst herrührte, noch dunkel und geheimnißvoll geblieben waren, die deutlichsten Aufschlüsse. Man sieht, daß die unwürdigen Begriffe von Gott, Menschheit und Natur, die C's Verstand trübten, und seinen Frieden störten, seinem Herzen fremd waren, wenigstens hier nicht den unreinen Stoff gefunden hatten, woraus sie waren erzeugt worden. Eine seltsame Mischung von Trübsinn und Humor, von Angewöhntem und Natürlichem! Diese Briefe zeichnen sich überdieß durch Leichtigkeit und Sprachreinheit aus, und sind größtentheils Muster des Briefstyls. —

Dichtkunst. Man hat die Ursache der schon lange auf der englischen Bühne herrschenden Unfruchtbarkeit an guten Lustspielen auch dort in dem Umstande gesucht, daß unsre alles verflächende Zeit selbst arm an Originalen ist, daß es keine auffallenden Kontraste mehr gibt, die Sitten nicht mehr pittoresk sind, und der Ernst des Lebens die anmuthige Leichtfertigkeit verbannt hat. Und doch, sollte man glauben, müsse sich dort, wo sich die Volksthümlichkeit noch in kräftigen Zügen ausprägt, der Beobachtung vielfachen Stoff darbieten. „Aber wie soll das Lustspiel blühen im papiernen Zeitalter? fragt man. Eine Literatur, die sich selbst mit den täglichen Erholungen des Volkes vermischt, muß nothwendig nach und nach Worte an die Stelle von Sachen setzen, und soll daher der Dramatiker die Ausschweifungen eines literarischen Zeitalters schildern, so muß er die Natur aus der zweyten oder dritten Hand nehmen, Schatten abschatten." Darin liegt Wahres; aber warum sollte ein glücklicher Geist nicht auch aus unsrer Zeit komische Charaktere und Situationen aufgreifen können, die, ohne übertrieben und phantastisch zu seyn, seiner Zeit angehören und deren Gepräge tragen? In England glaubte man umlängst diesen Phönir zu erblicken; es sey endlich, hieß es, nachdem ein Vierteljahrhundert lang Melodramen, Pantomimen, gemeine Possen, Hottentotten-Spektakel und Pferdegetrampel ihr Unwesen auf der Bühne getrieben, nun ein Lustspiel erschienen, und Pride shall have a fall (London 1824. 8.) wurde mit dem vollständigsten und entschiedensten Beyfall in London aufgeführt. Croly, besonders durch sein Trauerspiel Catilina bekannt, ist der Verfasser. Ein solcher Beyfall verbürgt den Werth des Stückes noch nicht, aber an einige Vorzüge muß man dabey doch glauben. Die Handlung hat Interesse auf der Bühne; man hört den lebendigsten, komischen Dialog im echten Geiste des Lustspiels, der sich seit Sheridan vernehmen ließ; er ist selbst witzig, wenn man Wortspiele und irish Bulls dazu rechnen will, und mitunter auch gegen einen schalen Scherz nicht zu strenge ist; die eingestreuten Gesänge sind sehr artig, einige Stellen rührend. Das es daran gerade genug ist, ein Publikum zu befriedigen, ja zu entzücken, wissen wir ja hier zu Hause, wo es wahrlich oft noch mit dürftigern Mitteln geschieht. Liest man aber das Stück, so wird man versucht zu glauben, daß noch viel von dem günstigen Eindrucke auf Rechnung der Darsteller kommen möge. Eine verwickelte, seltsame, unwahrscheinliche Anlage; Charaktere, die wenig Neuheit haben, so phantastisch sie aussehen, eine Entwickelung, die nicht kunstvoll herbeygeführt ist; manche Stelle, die an die Posse streift, und die Sprache eine Mischung von Versen und Prosa, deren Wechsel oft ganz willkürlich ist. Die Scene ist nach Sicilien verlegt, aber alle Charaktere haben ein durchaus englisches oder irländisches Gepräge, selbst Anspielungen und Witzworte sind englisch. Ein Husarenrittmeister, Lorenzo, der mit der Tochter eines Kaufmanns in Palermo verlobt war, kommt aus einem Feldzuge zurück, und der Vater seiner Geliebten ist durch Erbschaft zum Titel und zu den Gütern des Grafen Ventoso gelangt. Schon dieß ist ein Verstoß gegen das Volksthümliche, denn in Sicilien sind die nachgebornen Söhne des Adels wohl Müssiggänger und liederliche Gesellen, aber zu stolz, sich bürgerlichen Gewerben zu widmen, wie in England. Der neue Graf zerreißt das alte Verhältniß. Der verstoßene Liebhaber kommt im Anfange des zweyten Aktes zu seinen stutzerhaften Waffenbrüdern in einem Billardsaale (wir empfehlen angelegentlich, diesen Gedanken bald als Seitenstück zu den Küchen und Apotheken auf unserer Bühne zu benutzen) und es wird der Racheplan beschlossen, dem stolzen gräflichen Paare einen falschen Prinzen als Brautwerber zuzuschicken, wozu man einen berüchtigten Abenteurer aus dem Gefängnisse holt. Dieß ist die Verwicklung, und wenn wir hinzusetzen, daß die Braut der ersten Liebe treu bleibt, so läßt sich der Plan errathen. Der Verfasser hat sein ausgezeichnetes poetisches Talent auch hier in mehreren Stellen bewährt, unter andern in den geistreichen Zeilen über die Neugier, die an Mercutio's Beschreibung der Königin Mab erinnern.

Eine sehr willkommene Erscheinung ist die eben begonnene Sammlung jener edlen Ueberreste des englischen Dichtergeistes, der ältern Schauspiele aus dem Zeitraume, der mit Shakspeare's nächsten Vorgängern anhob, und mit Karl I. endigte, wo der alte Glanz der einheimischen Bühne erblich. Diese Sammlung (The Old english Drama; a Selection of Plays from the old english Dramatists No. 1. London 1824.),

welche die frühern Sammlungen von Dodsley und andern ersetzen soll, eröffnet: The second Maiden's Tragedy, ein Stück, das um 1611 von einem unbekannten Dichter geschrieben wurde. Es ist hier zum ersten Mal nach einer, in Landsdown's Sammlung aufbewahrten Handschrift gedruckt, die ehedem Warburton gehörte, und so glücklich war, den vandalischen Händen seiner Köchin zu entgehen, die bekanntlich so manchen köstlichen Ueberrest der altenglischen Dichtkunst aufopferte, wenn sie um altes Papier zu den Pasteten ihres Herrn verlegen war. Das Stück verdiente der Vergessenheit entrissen zu werden; es ist das Werk eines echt dichterischen Geistes, und wenn auch als Ganzes nicht vorzüglich, doch durch einzelne treffliche Scenen und durch Adel und Reinheit des Gefühls ausgezeichnet. Die zweyte, bereits erschienene Nummer liefert: The Ball, ein Lustspiel von Chapman und Shirley, das keine der bisherigen Sammlungen enthält. Monatlich erscheint ein Heft.

Die in der zweyten Abtheilung dieses Ueberblickes angezeigten Costumes zu Shakspeare's historischen Schauspielen hat der Herausgeber, Planche, mit dem zweyten Hefte fortgesezt, das Heinrich IV. enthält. Er hat auch hier, von Douce und Meyrick berathen, mit löblichem Fleiße geforscht. Wo gleichzeitige Quellen für einen Charakter, dessen Original zweifelhaft oder dunkel war, nicht aushelfen konnten, hat guter Geschmack ihn geleitet. Fallstaff, den man auf der englischen Bühne zeither in einem Costum (einem Kleide mit weiten hängenden Ermeln) gab, das nicht älter als Heinrichs VIII. Zeit war, erscheint hier nach einem alten Denkmal in der Kirche zu Ayel in Worcester, vom J. 1397, in engen langen Beinkleidern und Stiefeln. Der Stich ist nicht gut. Des Verfassers Bemühungen werden dazu beytragen, daß man nicht mehr Costume gibt, die mit der gegebenen Zeit ganz unverträglich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

Evadne, oder die Bildsäule. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Englischen des Richard Sheil bearbeitet von Theodor Hell. Dresden in der Arnoldischen Buchhandlung. 1822. 118 S. 8.

Wenn wir nicht irren, so hat schon früher, als Th. Hell, Methusalem Müller eine Uebersetzung dieses Stückes herausgegeben. Wenigstens haben wir vor 3 — 4 Jahren Probescenen daraus in der Zeitung für die elegante Welt gelesen, oder vielmehr gesehen, d. h. zu Gesichte bekommen. Darauf möchten wir die Vermuthung gründen, daß das englische Original einige Reize habe, konnten aber in vorliegender Hell'schen Bearbeitung keine Spur davon entdecken. Nach dieser zu urtheilen, ist an dem Trauerspiele nichts gut, als der Ausgang, das heißt: die Geschichte läuft gut ab, der boshafte Intriguant, der das ganze Stück hindurch sich damit beschäftigt, dem Leser moralischen Ekel zu erwecken, wird am Ende durch einen Zufall, oder, wenn man lieber will, durch seine eigne Unvorsichtigkeit verrathen, entlarvt und todtgestochen, wodurch sowohl die beyden Liebenden, als auch der Herzog, dessen sinnliche Verliebtheit zwischen sie getreten, oder eigentlicher von dem Intriguant zwischen sie geschoben worden ist, glücklich gerettet werden. Die Charaktere sind sämmtlich uninteressant, die Diction des Engländers scheint ein übel shakspearisirender Bombast zu seyn, der Dialog hingegen ist nicht ohne Bewegung und Leben.

Die Uebersetzung ist offenbar eine flüchtige Arbeit. Wenn z. B. Evadne S. 41. zu ihrem mißtrauischen Geliebten sagt:

> Ich habe Euer
> Unendlich theures Bild mir an ein Herz
> Gelegt, dem ihr nicht hättet mißtraun sollen;

so klingt das, als ob sie der Herzen mehrere hätte. Wenn der Intriguant S. 88. den Bruder der Evadne anreizt, zu der Ermordung des Herzogs

> — eine That zu thun, um welche
> Die Vorwelt Euch beneiden wird;

so wird er wohl die Nachwelt meynen. Und daß S. 101. der Herzog ein Purpurbösewicht genannt wird, klingt ungefähr eben so, als wenn man ein schlechtes Pferd mit einer Scharlachdecke eine Scharlachmähre nennen wollte. Wir wollen unsere Leser mit mehreren dergleichen Einzelheiten nicht aufhalten, da das ganze Product die Mühe nicht lohnt.

Uebrigens ist der vorliegende Abdruck, den die Buchhandlung broschirt ausgegeben, zugleich der Anfang des vierten Bandes einer Bühne der Ausländer, welche Herr Hell für die deutschen Theater besorgt; das besagt ein zweytes Titelblatt, welchem eine Zueignung an einen Freund des Uebersetzers und an dessen Gattin Elisa voransteht. Im Dedicationssonett heißt es u. a.

> Es wohne Lust in diesen heitern Kreisen
> Bey ernstem Geist, wenn sich das Hohe beut. (?)

Und milder Sinn, zum Helfen stets bereit,
Und deutsches Herz, nach unsrer Väter Weisen.

Wir hoffen, daß Herr H. unter dem „Hohen, das sich beut," nicht das Product verstanden wissen will, welches er hier der Lesewelt beut.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Der vor zwey Jahren zu Rom verstorbene Maler, Ritter Joseph Errante, war, wie der aus der Feder des Abbate Franz Cancellieri kürzlich erschienene, ihn betreffende Nekrolog meldet, im Jahre 1760 zu Trapani in Sicilien geboren. Nachdem er seine ersten Studien in seinem Vaterlande gemacht hatte, begab er sich zu seiner weitern Vervollkommnung nach Rom. Hier knüpfte er Freundschaft mit verschiedenen Gelehrten, namentlich mit dem Abbate Spedalieri, der sich unter seinen Zeitgenossen mit vorzüglichem Glücke auf das Studium der Philosophie legte. Von der Unterhaltung mit diesen Männern wußte er großen Nutzen zu ziehen; daneben zeichnete er sich noch in früher Jugend durch das Talent aus, die ausgezeichnetsten Meister, einen Raphael, Tizian, Domenichino, die Carraccis, und vor allen den Correggio solchergestalt nachzuahmen, daß man nicht selten seine Nachbildung für das Original nahm. Der König beyder Sicilien unterließ nicht, sein Verdienst hervorzuziehen; allein die Zeitumstände hinderten ihn, seine Protektion zu benutzen, und er brachte den größten Theil seines Lebens zu Mailand zu, wo er, ungeachtet des Glanzes, den der berühmte, alle Künstler seines Zeitalters in den Schatten stellende, Appiani um sich her verbreitete, dennoch sich sehr vortheilhaft auszeichnete. Zu den vorzüglichsten seiner Kunstwerke gehören: die über der Asche des Mausolus weinende Artemisia, der Tod des Grafen Ugolino im Kreise seiner Kinder; Endymion, Psyche in mehreren Darstellungen, u. a. m. Seine Schüler haben mehrere seiner Arbeiten mit gutem Erfolge in Kupfer gestochen. Auch an den Bildnissen mehrerer seiner gelehrten Freunde versuchte Errante seinen Pinsel, und ward dafür von ihnen mit Lobsprüchen und Versen überschüttet. Besonders großmüthig erzeigte sich gegen ihn der Herzog von Monteleone, der zur Zeit, da sie beyde außer ihrem Vaterlande lebten, ihm monatlich eine Pension von 60 Ducati auszahlen ließ. Errante ist auch Erfinder einer neuen Manier, die Gemälde zu restauriren. Ferner hat er zwey Abhandlungen herausgegeben; die eine über die Farben, deren sich die berühmtesten italienischen und flamändischen Künstler bedient haben; die andere unter dem Titel: Versuch über die Farben. Selbst sehr geübt im Fechten, hielt er diese Kunst für die Maler unserer Tage für eben so nützlich, als es die Gymnastik den Künstlern des Alterthums gewesen ist. Noch ging er auch damit um, eine Abhandlung über das Studium der Bewegung der Muskeln eines in Thätigkeit begriffenen lebenden Körpers herauszugeben; allein vom Tod überrascht, hat er dieselbe, nebst noch mehrern andern Arbeiten, wozu ihm seine fruchtbare Phantasie die Idee an die Hand gegeben hatte, nicht mehr vollenden können. Man geht damit um, ihm ein Denkmahl zu errichten, dessen Ausführung dem sicilischen Bildhauer Leonardo Pennino übertragen ist.

— Ein Verlust für die Freunde theatralischer Declamation ist der im lezten Spätjahr zu Florenz erfolgte Tod des 40 Jahre alten Schauspielers Paolo Bellibianes, eines Mannes, der, troz den Mangeln seiner Stimme, in gewissen Rollen ein großes Talent und nicht wenig Gefühl zu Tage legte. Ein Schauspieler zwar von Profession, sezte er seinen höchsten Ruhm gleichwohl nicht im Gelderwerb, sondern in der Theilnahme an der Verbesserung des italienischen Theaters. Mit allen dramatischen Kunstkennern stand er in freundschaftlichen Verhältnissen, stimmte in ihre patriotischen Ansichten mit ein, und war seinem Vaterlande eben so sehr, als seiner Kunst zugethan.

— Zu Neapel hat im Laufe des Jahres 1823 die kürzlich in dieser Stadt gebildete Archäologisch-Herkulanensische Gesellschaft, oder Akademie, unter dem Titel: Memorie della Real Academia Ercolanese di Archeologia, den ersten Band ihrer gelehrten Arbeiten ins Publikum gebracht. Er enthält neben andern zwey Abhandlungen von Fr. Rossi, die eine über eine zu Capua aufgefundene Denkmünze von Crispus-Cäsar, dem Sohne Constantins, mit der Inschrift: Virtus exercit., die andere über eine Inschrift des P. Aelius Mucianus; sodann von Hrn. Andrés eine Abhandlung über den Commentar des Eustathius zum Homer, und eine geographische Karte, die sich vom Jahre 1455 herschreiben (?) und in welcher die Lage der Antillen bemerkt seyn soll; von Hrn. Avellino einen Aufsatz über eine im Jahre 1813 in einem alterthümlichen Grabmahle unweit Armento, in der Basilicata, gefundenen goldenen Krone. Diese Krone ist aus Eichenblättern geflochten, zwischen welchen sich kleine Zweige und Blumen hindurchziehen, in denen man Rosen, Narzissen und Epheu zu erkennen glaubt. Auf den Blumen und Blättern hat der Ciseleur Bienen abgebildet; auch erblickt man auf denselben vier weibliche und zwey männliche Gestalten. Hr. Carcani erläutert eine 1765, über dem Eingange des Isistempels zu Pompeji entdeckte, einen, wegen Wiederherstellung dieses Tempels unter die Zahl der Decurionen aufgenommenen Numerius Popidius betreffende Inschrift. Man findet in diesem ersten Bande der Memorie der Herkulanensischen Akademie auch noch eine Notiz in Betreff eines im Jahre 1818 zu Puzzoli aufgefundenen Fragmentes einer griechischen, dem Kaiser Hadrian von der phrygischen Stadt Cibyre geweiheten Inschrift. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist Hr. Castaldi. Ein anderer Bericht hat ein griechisches, im Jahre 1055 dem Abbate v. San-Nicolo zu Monopolis zugestelltes Diplom aus den Archiven von Neapel zum Gegenstande. In einer dritten Notiz läßt sich ein Hr. Gargiulo über die bis auf den heutigen Tag fortdauernden griechischen Benennungen der zwischen dem Sarno und dem Vorgebirge der Minerva gelegenen Ortschaften vernehmen. Der zweyte Theil dieser Abhandlungen soll, dem Vernehmen nach, Zeichnungen der gedachten Akademie enthalten. — Unter dem Titel: Gli ornati delle pareti e dei pavimenti delle Stanze dell' antica Pompeia, ist unlängst in der königlichen Buchdruckerey zu Neapel ein Werk in Folio mit 107 Kupfertafeln erschienen, worin sich auf eine, für den Künstler und Alterthumsforscher gleich anziehende Weise die Verzierungen der Mauerwände und Fußböden des alten Pompeji dargestellt finden. Dieselbe Buchdruckerey hat auf ihre Kosten eine neue Ausgabe von Winckelmanns Monumenti inediti veranstaltet. Eine Gesellschaft von Gelehrten gibt in einzelnen Lieferungen und kleinem Formate die schönsten Antiken des Museums zu Neapel heraus; die Hälfte der Unkosten trägt die Akademie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. August 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.
III.
(Fortsetzung.)

Es ist bereits in der Einleitung zu diesen Uebersichten im Allgemeinen von der bedeutenden Veränderung in dem Charakter der neuern englischen Romane die Rede gewesen. An jene vorläufigen Bemerkungen mögen nun einige Worte über die gelesensten Schriftsteller in diesem Fache geknüpft werden, wozu uns die neuesten Werke derselben Veranlassung geben. Es ist hauptsächlich dem beyspiellosen Glücke, welches die Werke des Unbekannten gemacht haben, zuzuschreiben, daß sich jezt mehrere Männer dieser Schriftstellerey widmen, die vor fünfzehn Jahren fast ausschließend in den Händen der Frauen war, seit die frühere Zeit, worin Fielding und Smollet glänzten, sich mit Goldsmith geschlossen hatte. Gegen die zahlreichen Frauen und Fräulein, deren Namen auf den Titeln der beliebtesten Romane standen, Edgeworth, Burney, Opie, Benger, Owenson, West, Brunton, Radcliffe, Lee, Porter und Andere, die mehr oder weniger Beyfall fanden, war William Godwin fast der einzige ausgezeichnete Schriftsteller, der das Frauengebiet betrat. Seitdem aber wurden die Frauen durch ein Heer von Schriftstellern fast ganz aus dem Felde geschlagen, das zuerst aus Schottlands Bergen, mit dem großen Unbekannten an der Spitze, hervorbrach. Ihm folgten zunächst Wilson, Lockhart, Galt, mit Hogg im Nachtrabe. Irland lieferte Maturin, und selbst über das Weltmeer schickten Brown, Cooper und Paulding eine Hülfsmacht. Dazu kamen mehrere Götter kleinerer Völker, wie die Verfasser des Cavalier, des King of the Peak, des Pen Owen. — Fast alle Frauen feyern. Marie Edgeworth ist ganz verstummt; Frau Opie erscheint selten, Anna Marie und Jane Porter führen uns nur zuweilen ihre Helden vor, wie die lezte unlängst ihren Duke Christian of Luneburg (London 1824. 3 Bde.), eine Erzählung, worin Herzog Christian von Braunschweig, die Gemahlin Friedrichs von der Pfalz und Ernst von Mansfeld auftreten, die aber weit unter ihren frühern Erzeugnissen steht. Außer drey später zu erwähnenden Schriftstellerinnen ist neuerlich keine aufgetreten, die auf Auszeichnung Anspruch hätte. Der veränderte Charakter des englischen Romans zeigt sich besonders in dem darin webenden Tone eines männlichen, kräftigen Gefühls. Man wird nicht mehr durch jene matte und unerfreuliche Empfindsamkeit abgestoßen, die man in den Erzählungen auch der geschicktesten Schriftstellerinnen, selbst in den Romanen der kräftig zeichnenden Radcliffe, fand. In diesen Männerromanen ist mehr Bekanntschaft mit Leben und Sitten sichtbar, und es lebt darin ein lebendiger, kecker Humor, während außer Marie Edgeworth keine Schriftstellerinn im Komischen leidlich glücklich war. In den Schilderungen häuslicher Scenen und Sitten — das Haus ist im Leben wie in der Literatur ihre Heimath — bleibt den Frauen noch immer der Preis, und ob ihre Nachfolger in der Herrschaft sie in Liebesscenen übertroffen haben, ist vielleicht zweifelhaft.

Wir haben des Schriftstellers, der zuerst mit Valerius auftrat, früher schon erwähnt. Es ist, einem wahrscheinlichen Gerüchte zufolge, Lockhart, ein junger Rechtsgelehrter in Edinburgh, bekannt durch einige Dichtungen und Uebersetzungen spanischer Romanzen, ein Dichter von ausgezeichneter Anlage, die freylich noch vieler Ausbildung bedarf. Sein Erstling im Romanengebiete war, bey aller Originalität der Erfindung und Kraft der Darstellung, im Ganzen ein mißlungenes Werk, eine entlehnte Beschreibung von Sitten und Gebräuchen, und selbst in dieser Beziehung, der kritischen Forschung ermangelnd, moderner Geist im antiken Kleide. Auf einer höhern Stufe stand Adam Blair, (Some passages of the Life of Mr. Adam Blair. Edinburgh 1822. 2. Aufl. 1824.), eine Erzählung, die zwar nicht sehr klar und faßlich in der Anlage, und nicht ohne Anstoß für das sittliche Zartgefühl war — ein Fehler, den man den englischen Romanen selten vorwerfen kann — dagegen durch ungemeine Kraft in der Ausführung und geistreiche Darstellung sich auszeichnete. Der Verfasser hat dieses Buch in der neuen Auflage (1824) glücklich verbessert,

und dem Tadel weniger Blößen gelassen. Dasselbe hohe Colorit findet man in allen Romanen dieses Erzählers, der mit sichtbarer Lust und Liebe zu dem verfaßten Gegenstande schreibt, in seinen Schilderungen nie kalt und matt, immer reich und warm ist, und häufig in lebendiger Munterkeit sich ergießt, aber freylich bey seiner Lebendigkeit nicht selten in störende Auswüchse sich verliert. Sein Reginald Dalton (Edinburgh 1823. 3 Bde.) ist eine reiche, gut angelegte Darstellung; die Verwickelung spannt die Theilnahme, die Charaktere sind größtentheils mit Wahrheit und einige meisterhaft geschildert, und bey aller Kraft, die der Dichter in rührenden Stellen zeigt, ist er frey von kränkelnder Sentimentalität. Mehrere Stellen sind von hoher dramatischer Wirkung, und die mit Liebe geschilderten Scenen aus der lustigen und losen Studentenwelt zu Oxford sind nicht wenig anziehend; minder erfreulich aber ist der Anklang von politischem Partheygeiste, der durch das Buch weht, und gegen die Whigs gerichtet ist. Der unbekannte Chorführer der Romantiker legt zwar auch seine politischen Ansichten deutlich genug zu Tage, wie z. B. in Old Mortality, wo die Covenanter, deren Anstrengungen Schottlands politische und religiöse Freyheit so viel verdankt, gewiß nicht im wahren Lichte erscheinen, und in mehreren Romanen, wo der Jakobitismus verschönert ist; aber nie verliert er die poetische Freyheit und Besonnenheit, die ihn stets in der Stimmung zu heiterer Ironie erhält, während der Verfasser des Reginald Dalton mit Galle schreibt. Sein neustes Werk: The history of Mathew Wald (Edinburgh 1824.) hat alle Vorzüge, aber auch die Mängel der frühern. Es ist ein weniger reiches Gemälde als sein nächster Vorgänger, mehr skizzirt, ein Seitenstück zu Adam Blair. Der Plan ist einfach, die Entwickelung der kräftigen Darstellung erschütternd. Einige Charaktere, besonders Johanna, sind glücklich ausgeführt. Die Erinnerung an die Fieberträume des Wahnsinns, wovon der Erzähler nach dem Tode seines Weibes und seiner frühern Geliebten ergriffen ward, ist originell und mit keckem Pinsel hingeworfen; aber mit wenigen Strichen wäre vielleicht noch mehr Wirkung hervorgebracht worden.

Der allzu fruchtbare **Galt** hat seinen spätern zahlreichen Geisteskindern die frische Lebenskraft nicht mitgeben können, die seinem ersten Werke (Annals of the Parish) Beyfall gewann. Sein Ringan Gilhaize, or the Covenanters (Edinburgh 1823. 3 Bde.), der auch an dem Familienfehler, Mängel in der Anlage and Uebertreibung in der Ausführung, leidet, ist eine trockene Erzählung der Schicksale der Covenanter von der Regierung der Regentinn Maria von Guise, bis zur Schlacht bey Killierantie, und um diesen langen Zeitraum zu umfassen, werden Großvater und Vater des Helden ungeschickt eingeführt. Es ist dem Verfasser nicht wenig nachtheilig, daß er auch die Zeit berührt, worein einer der vorzüglichsten Romane des Unbekannten fällt, aber während dieser die religiöse Schwärmerey nur als Contrast benuzt, hat **Galt** den Einfluß des Schwärmerwahns isolirt dargestellt, jedoch nichts weiter gethan, als die Farben, welche ihm die gleichzeitigen Schriftsteller darboten, zu einem einförmigen Gemälde abstoßender Scenen zu gebrauchen. In seinem neuesten Roman: The Spaewife, a tale of the scottish Chronicles (Edinburgh 1823. 3 Bde), betritt der Verfasser gleichfalls den geschichtlichen Boden, worauf er schon so unglücklich war. Es ist kein hervorstechender Charakter da, der Theilnahme erwecken könnte, und die Wahrsagerin (Spaewife) selbst, ein Wesen, das ganz außerhalb des Gebiets der Natur steht, am allerwenigsten. Auch hier ist der Gedanke besser als die Ausführung, wie es dem Verfasser gewöhnlich begegnet. Die Abenteuer werden in einem geziert alterthümlichen Styl erzählt. **Galt** muß das Gebiet nicht verlassen, worin er glücklich gewesen ist, die Schilderung der Sitten der geringern Volksklasse und des häuslichen Lebens der Schottländer, wenn er anders bey seinem nicht sehr umfassenden Talent noch neu seyn kann.

In jeder Hinsicht höher steht in diesem Gebiet der Verfasser der Erzählungen aus dem Leben der Schottländer (Lights and Shadows of scottish Life) und des Romans: The Trials of Margaret Lindsay (Edinb. 1823), Professor **Wilson**, wie man glaubt. Das frühere Werk enthält Gemälde, halb Novellen, halb Idyllen, welche die Eigenheit des schottischen Volkscharakters und der landschaftlichen Natur Schottlands glücklich auffassen, von einem milden Geiste durchweht, wiewohl die Darstellung oft zu eintönig ist, und nicht selten poetische Lichter aufgesezt sind, wo sie der Einfachheit und Wahrheit des Gemäldes schaden. Der spätere Roman hat gleichfalls Schönheiten nicht gewöhnlicher Art, und schildert in kräftiger Sprache die charakteristischen Tugenden des schottischen Landmannes, die Annehmlichkeiten seines einfachen Lebens, das häusliches Glück verschönert und Frömmigkeit in Trübsalen aufheitert. Die Prüfungen eines unschuldigen, frommen und liebenswürdigen Mädchens, die hier erzählt werden, ergreifen das Gemüth zu schmerzlich, und die Federn, wodurch der Verfasser es aufregt, werden schwach, weil er sie zu sehr und zu oft anspannt, und bey allen Reizen, die er durch seine pathetische Schilderung über seine Dichtung verbreitet, läßt sie doch keinen heitern, versöhnenden Eindruck zurück.

Jakob Hogg, der sogenannte Schäfer von Ettrick, hat sich durch seinen ersten Versuch: The Brownie of Bodsbeck, der 1818 mit einigen andern erschien, Ruf erworben, aber in keinem seiner spätern Romane etwas

Besseres geliefert. Selbst jener glückliche Versuch hat den Nachklängen aus den Waverley-Romanen viel von dem gewonnenen Beyfall zu verdanken; aber wenn auch hier die Erfindung, wie überall in seinen Dichtungen, nicht ausgezeichnet war, so zeigte sich doch eine reiche Phantasie und das in allen seinen Darstellungen sichtbare Vermögen, die beschriebenen Scenen dem Gemüthe des Lesers kräftig einzuprägen. Die spätern Erzählungen stehen tiefer; sie haben nicht den gebildeten Styl, der zu den Vorzügen der frühern gehörte, und sind weniger frey von Versündigungen gegen den guten Geschmack. Es wird dem Verfasser nicht schwer, auffallende Scenen und Ereignisse zu erfinden, aber ein harmonisches Ganzes zu bilden gelingt ihm nicht leicht. Die Geister- und Zauberwelt, worin er ganz einheimisch ist, muß ihm überall aushelfen, und der Reiz, der seinen, aus diesem Gebiete entlehnten Schilderungen eigen ist, entsteht aus dem Ausdrucke der Ueberzeugung, der in allen lebt. Man sieht, daß der Natursohn von Kindheit an begierig auf die Erzählungen gehorcht hat, die in seinem romantischen Heimathlande ihren Schauplatz haben, und der Einfluß jener Jugendgefühle hat seinen Mährchen ergreifende Lebendigkeit und Wahrheit gegeben. In seinen Winter Evening Tales (1821) ist schon ein merklicher Abfall, und es gesellt sich zu Rohheit und Verletzung des Zartgefühls eine nachlässige Ausführung. Noch tiefer sah man ihn in The three perils of men, or war, women and Witchcraft (1822) sinken. Er hob sich wieder in The three perils of woman (Edinb. 1823. 3 Bde.), wo wir, wie in der frühern Sammlung, Erzählungen aus dem häuslichen Leben in Schottland finden, deren erste zu Hoggs besten Dichtungen gehört.

Maturin hat in seinen frühern Werken, z. B. dem Schauspiel Bertram, den Romanen Montorio und Melmoth, ein bedeutendes Talent gezeigt. Jene beyden Romane gehören zu der Gattung, die durch Walpole's Schloß Otranto und die Erzählungen der Frau Radcliffe die Gunst der Lesewelt erwarb, und in Montorio hat der Verfasser, bey allen Mängeln der Anlage, sein Talent am meisten bewährt. Er scheint durch die Stimmen einiger übelwollenden Beurtheiler an sich selbst irre geworden zu seyn, und dem Antriebe seines Geistes nur ängstlich zu folgen; wenigstens zeigt sein neuster Roman: The Albingenses (London 1824. 4 Bde.), daß er zwar von dem auffallendsten Fehler seiner frühern Erzeugnisse sich frey gehalten, aber auch viele der Vorzüge, wodurch diese Fehler vergütet wurden, eingebüßt hat. Er hat sich hier den schottischen historischen Roman zum Muster genommen, um die Sitten eines bestimmten Zeitraumes in einer, auf geschichtliche Ereignisse gegründeten Erzählung darzustellen, und er eröffnet mit diesem Buche eine Reihe von Romanen, welche die europäischen Sitten vom Anfange bis zum Verfalle des Lehnsystems schildern sollen. Der Gedanke ist glücklich; ob aber der Verfasser durch fleißige Erforschung der Geschichte des Mittelalters zur Ausführung vorbereitet sey, ist die Frage; wenigstens haben die Schilderungen, die man hier findet, jenen unbestimmten und herkömmlichen Anstrich, den jeder geben kann, der nur leidlich im Froissart bewandert ist, und die gewöhnlichen Hebel der Ritterromane zu handhaben weiß, nicht aber jene lebendige Eigenheit und Anschaulichkeit, die nur die Frucht eines, mit poetischer Auffassungsgabe getriebenen Studiums seyn kann. Die Geschichte fällt in den Anfang des 13ten Jahrhunderts, in die Zeit des Kreuzzugs gegen die Albingenser in Süd-Frankreich, welche durch die Unterstützung einiger mächtigen Edlen in Stand gesezt wurden, ihren Feinden zu widerstehen. Der Plan ist nicht geschickt angelegt, und die Geschichte so weit ausgesponnen, daß das Interesse leidet. Charakterschilderung ist überhaupt nicht des Verfassers Stärke, und die Aufgabe, einen Charakter, der in sich selbst Haltung hat und der menschlichen Natur treu ist, nach geschichtlichen Bruchstücken und oft widersprechenden Winken zu schildern, sezt eine Kenntniß der menschlichen Natur und eine Feinheit des Takts voraus, die man selten findet. Maturin hat sich überdieß in eine gefährliche Berührung mit dem schottischen Erzähler gesezt, und unwillkürlich wird der Leser, selbst wo keineswegs eigentliche Nachahmung sichtbar ist, durch den Ton und Geist des Buches und durch manche Charaktere an Ivanhoe und Old Mortality erinnert. Nur ein Charakter, der Bischof von Toulouse, hat frisches Leben und Haltung, und doch findet man auch in diesem Bilde nur wenig hervorstechende Züge, und nicht jene feine Pinselstriche, die dem Gemälde erst Wahrheit und Zartheit geben. Dieser Mängel ungeachtet, liest man das Buch mit Antheil, und es bestätigt die Erwartung, daß der Verfasser bey höherer Ausbildung seiner schönen Naturgaben etwas Ausgezeichnetes liefern könne.

(Der Beschluß folgt.)

Nothhäk'chen.

Seitdem Herrn Nürnberger's gereimte Verdeutschung der Aeneide erschienen ist, hat man die Apostrophen, welche unstatthafte Verschluckungen der Selbstlauter andeuten, nicht ganz ungesalzen „Nürnberger Nothhäk'chen" genannt. Aber Herr N. hat es dabey nicht bewenden lassen, er hat in seinem gereimten Horaz auch Nothhaken fabrizirt, z. B. den Bd. 2. S. 88:

> Ei, ei, Herr Wirth, mein guter Telephus,
> Wo denkst du hin? gibst du uns Trinkens-lust'gen Gästen
> Geschichten nur von Codrus, Inachus,
> Von Aeak's Herkunft, vom Trojaner-Krieg zum Besten;
> Und läßt's dagegen uns an Chier-Wein,
> An einem kräft'gen Bad und warmen Zimmern fehlen.

Ich meyne weder das Häklein in den lust'gen Gästen, noch das Häklein des Aeaks oder des kräft'gen Bades; ich meyne den großen Feuerhaken: läßt's, welcher gleich zwey Worthäußer (lässest es) in einen einzigen Schutthaufen verwandelt, und vielmehr für eine Abbreviatur, als für eine Buchstaben-Elision zu achten ist. Uebrigens gebraucht Hr. N. nicht nur die grammatikalische, sondern auch die rhetorische Apostrophe als Nothhaken; er redet die Personen und Gegenstände an,

so oft es sein Versmaß erfordert, und wenn man in seinem Horaz Strophen wie folgende liest:

O Musen-Königinn! o du Calliope!
O steig herab zu mir aus lichter Himmelshöh'!
Dein süßer Sang wird meine Sehnsucht stillen,
Dein Saitenspiel mein Ohr mit Wollust füllen. —

so glaubt man sich in die apostrophischen Zeiten Chroneghs versezt, welcher in den Einsamkeiten Ges. 1. (S. 7. Bd. 2.) sang:

O! Himmel! und ich sah . . . . O Zeit! du bist vergangen!
Auch eine Zähre sah ich auf Zemirens Wangen
Von Zärtlichkeit erregt; zum Lohn für meinen Schmerz
Erfrischte dieser Blick mein zärtlich schmachtend Herz.
Mein Schmerz selbst wurde Lust, getheilt mit meiner Schönen.
O lang beseufztes Gut! o unvergeßne Thränen!
O Seele, denke du! denn sagen kann ichs nicht;
Denk nur an jenes Glück, das noch dieß Herz durchbricht.
Wie, Seele, war dir da, als mir Zemire sagte,
Sie fühle das für mich, was ich ihr seufzend klagte?
Wie fühltest du nicht da der Wollust Ueberfluß,
Als du mir fast entgingst, versenkt in einen Kuß?
So bist du denn vorbey, o Zeit voll Seligkeiten?
Umsonst nur ruf ich dir und seh dich noch von weiten.
Doch stürme nur, Geschick, weil du so grausam bist;
Betrübe mich noch mehr, wenn es dir möglich ist.

St.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Zu Mayland hat Hr. G. Custodi, unter dem Titel Scritti Scelti inediti e rari etc. eine Sammlung von kleinern, theils ungedruckten, theils seltenern und weniger bekannten Schriften und Aufsäzen des schon 1789 zu London verstorbenen, als Literator und Kritiker bekannten, und als Reisebeschreiber vielfältig gelesenen Joseph Beretti herausgegeben, (2 Bde in 8. bey B. Bianchi und Comp.), wovon der Briefwechsel, den dieser Gelehrte während seines mehrjährigen Aufenthaltes in London mit seinen Anverwandten und Freunden unterhalten hat, den bedeutendsten Theil ausmacht, und mehrere andere Aufsäze, wie z. B. die Geschichte eines Prozesses, in den er eines unvorsäzlichen Mordes wegen verwickelt wurde, die Beschreibung von London, das Erdbeben von Messina und a. m. nicht wenig Unterhaltung gewähren. Zum Theil neue, Hrn. Beretti betreffende biographische Notizen hat der Herausgeber beygefügt. — Zu Venedig wird die italienische Uebersezung der allgemeinen Biographie alter und neuer Zeit mit demselben Eifer, wie zu Paris das französische Original, fortgesezt. Eine große Anzahl italienischer Gelehrter, und namentlich die Herausgeber der Biblioteca Italiana und der Antologia di Firenze tragen zu der Vervollkommnung jenes Werkes mit bey, und außerdem werden den Mitarbeitern an der Biografia noch von verschiedenen andern Orten her Bemerkungen und Berichtigungen mitgetheilt. Von Neapel aus hatte man sich unzufrieden darüber erzeigt, daß in dem Originalwerke des berühmten, für den Tullius seiner Zeit geltenden Francesco d'Andrea keine Erwähnung geschehen war, und eben so hatten die Venetianer mehreren ausländischen Biographen lebhafte Vorwürfe darüber gemacht, daß sie es unbemerkt gelassen, daß der oben erwähnte Beretti der Verfasser der einst unter dem Namen Scannabue herausgekommenen Frusta letteraria gewesen sey, einer Schrift, die besonders viel zu dem hohen Rufe des Verfassers beygetragen habe, und als ein Muster literarischer Zeitblätter gelten könne; so daß man in Italien die Hoffnung nähret, diese und ähnliche Auslassungen in Kurzem vervollständigt zu sehen. — Der Kaiser von Rußland soll dem Gelehrten Melchior Gioja, als dem Verfasser der Schrift: Nuovo progetto delle Scienze economiche, einen Wechsel von 20,000 Fr. haben zugeben, und zugleich hundert Exemplare seines aus acht Quartbänden bestehenden Werkes von ihm verlangen lassen.

Zu den, zumal für Italien nuzbaren, literarischen Unternehmungen der neuesten Zeit gehört auch die, von Franzesco Cardinell unternommene, und bereits zu mehreren Bänden gediehene Raccolta d'autori Italiani, che trattano del moto delle acque etc., d. h. Sammlung derjenigen Italienischen Schriftsteller, welche über die Wissenschaft der Hydraulik geschrieben haben. (Bologna bey Marsigli, in 4.) Schon lang, ehe die übrigen Nationen Europa's mit den Fundamentalgrundsäzen der Hydraulik genauer bekannt waren, übten die Italiener, vermöge ihrer Kenntniß der mathematischen und Naturwissenschaften, die Kunst, den Lauf der zahlreichen, ihre Provinzen durchfurchenden Gewässer zu regeln. Ein Galiläi, Torricelli und ihre zahlreichen Schüler konnten nicht umhin, ihre Aufmerksamkeit auf die Mittel zu richten, um von ihren Entdeckungen in einer neuen Wissenschaft zur Verbesserung ihres Landes Gebrauch zu machen. Die ganze Sammlung ihrer zahlreichen Beobachtungen mit allen sich aus denselben ergebenden Folgerungen ward schon in den Jahren 1766 und 1768 zu Parma in sieben Quartbänden durch den Druck bekannt gemacht. Eine dritte und lezte Ausgabe derselben Schriften und Abhandlungen war 1774 zu Florenz erschienen. Die Sammlung des Hrn. Cardineli ist nach einem umfassenden Plane angelegt. Sie besteht aus drey Abtheilungen, deren erste nichts weiter enthält, als in einem erneuerten Abdrucke die schon in den frühern Ausgaben enthaltenen Produkte Italienischer Autoren, die zweyte eine Anzahl ungedruckter Aufsäze über denselben Gegenstand, aus öffentlichen Bibliotheken, nebst verschiedenen andern, zwar schon bekannten, aber noch nie zusammengedruckten Abhandlungen Italienischer Schriftsteller über denselben Gegenstand, und die dritte hydraulische Werke von verschiedenen ausländischen Verfassern liefern soll. Demzufolge wird das Ganze eine Art von vollständiger Bibliothek des Wichtigsten, worüber die Hydraulik und ihre Anwendung auf die Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens erschienen ist, bilden. Die bis jezt erschienenen Bände enthalten folgende, von größtentheils rühmlich bekannten Mathematikern, Physikern und Ingenieurs herrührende Abhandlungen; kleinere Schriften und Aufsäze: von der Natur der Ströme, von D. Guglielmini mit Anmerkungen von E. Manfredi; von der Messung der laufenden Wasser, von demselben Verfasser; des Archimedes hydrostatische Lehrsäze; eine Abhandlung von Galiläi über dieselbe Materie; noch eine Abhandlung über die Messung des laufenden Wassers von Castelli; über die Lagunen von Venedig, von A. Borelli; über die Verbesserung des Chiana-Thales in Toscana, von Torricelli; über die Anschwemmungen und das Einfressen des Arno, von V. Viviani; mehrere Abhandlungen über die Bewegungen der Gewässer, von Guy Grandi; über die Wässerungen, von Narducci; über die Art und Weise, den Flüssen eine Richtung zu geben, von Michelini; über die Verbesserungen des Pisanischen Gebietes, von L. Albizi; über das Adriatische Meer und seine Strömungen, und endlich verschiedene Aufsäze E. Manfredi's, in Bezug auf Hydraulik und einige Lokal-Fragen, über die man seinen Rath einverlangt hatte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. August 1824.

Sprachkunde.

Wuk's Stephanowitsch kleine Serbische Grammatik, verdeutscht und mit einer Vorrede von J. Grimm. Nebst Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des Serbischen Volkes u. s. w. von J. S. Vater. Leipzig und Berlin, G. Reimer. 1824. 8. LXXI und 104 S.

Wir leben in einer überaus rührigen, geistig aufgeregten Zeit, und man sieht mit inniger Freude auf die immer üppiger und reicher aufblühende Saat deutscher Gelehrsamkeit, die im Schirm des Friedens sich kräftig aller Orten erhebt und verbreitet. Die allerneueste Zeit rühmt sich einer bedeutenden Anzahl von philosophischen, philologischen, juristischen und andern Werken, die an innerm Gehalt und Tüchtigkeit, an Gelehrsamkeit und Gründlichkeit alles weit überstrahlen, was das Ausland näher oder ferner erzeugt. Mag uns Frankreich in positiven Wissenschaften manche Ausbeute gewähren; mag England unsere Kenntnisse über entfernte Länder fördern (und nebenher mit seinen Romanen überschwemmen); mag Italien die archäologischen Wissenschaften (freylich leider nicht von einem wissenschaftlichen Standpunkte aus) bebauen: der Deutsche zieht die Gränzen seines Strebens nicht so eng; das weite, reiche Feld der Literatur pflegt er mit liebendem Fleiß, mit unermüdeter Sorgfalt, und was Grieche und Römer, was Engländer und Franzose in allen Zweigen des Wissens errungen, eignet er sich an, verarbeitet die rohen Massen, belebt den todten Stoff, und verdient sich so mit Recht den Namen des Schirmers und Hüters der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft.

Der Herausgeber des vorliegenden Buches, Hr. Jakob Grimm in Cassel, ist eine Zierde des gelehrten Deutschlands. Seine deutsche Grammatik ist ein Werk, desgleichen keine Nation aufzuweisen hat. Nicht weniger verdienstlich ist die Herausgabe von Wuk's Stephanowitsch Serbischer Grammatik in deutscher Sprache, um des mannichfachen Interesse's willen, welches der allgemeinen Sprachwissenschaft daraus erwachsen kann, so wie der reichen Quellen wegen, welche die Serbischen Dichtungen bieten, von denen Hr. Grimm sagt, sie seyen so beschaffen, daß sie das übrige Europa, dem sie bisher verborgen blieben, in Staunen setzen würden. Bereits sind die nöthigsten Vorarbeiten abgethan, welche uns den Genuß dieser Schätze sichern; denn der Verfasser dieser Serbischen Grammatik hat schon 1818 ein Serbisch-deutsch-lateinisches Wörterbuch, und 1823 und 1824 eine Sammlung von Serbischen Volksliedern in drey Bänden zu Wien herausgegeben; auch ist zu erwarten, daß Hr. Grimm nicht auf halbem Wege stehen bleiben, und uns tiefer in das Wesen dieser Sprache einführen werde, als dieß in einer, blos den Grundlinien nach angedeuteten Sprachbildungsweise der Serben möglich war.

Für das größere Publikum ist die Vorrede von Grimm das Anziehendste in diesem Werkchen. Zuerst wird hier bestimmt, wo die Serbische Mundart, „unter allen südslavischen die kräftigste“, gesprochen werde, und zwar läßt H. G. sie oben von der Kulp, unten vom Timek begränzen, und unter fünf Millionen Menschen leben (p. IV.). Diesem folgt eine kurze Darstellung der Bildungsgeschichte der slavischen Mundarten, wo freylich noch manches im Dunkeln liegt, da die ältesten auf uns gekommenen Handschriften aus der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunderts, und bis jetzt noch nicht in treuen Abdrücken herausgegeben sind. Dieß sind natürlich Werke kirchlichen Inhalts, und es übt überhaupt, wie S. XI. dargethan wird, die slavische Kirchensprache, welche aus dem ehemaligen, nun fast spurlos untergegangenen Pannonischen Dialekt entsprossen seyn soll, auf die Serbische Sprachbildung noch jetzt ein Ansehen, welches das Gedeihen des Studiums des Volksidioms und das Erwachen einer Literatur hindert oder doch verzögert. „Eine der ausgezeichnetsten, lieblichsten, slavischen Mundarten“ (sagt H. G. S. XII.) „lebt und webt unter dem Volke fort, nur ihre Literatur liegt im tiefsten Schlummer:, aller der unberechenbaren Vortheile, die aus geistiger Sprachbildung für Volksbildung hervorgehen, muß der

Serbe bis jezt entbehren." Die Ursache dieses Zurückbleibens der Schriftsprache der Serben sucht H. G. in dem Wahn der Serbischen Geistlichen und Gelehrten, als sey ihre Landessprache nichts als ein „aus der Cyrillischen Kirchensprache entstelltes, durch türkische Wörter vollends verderbtes Idiom, das man billig gemeinen Hirten und Bauern überlasse." (S. XIII.) Wie höchst unverständig eine solche Ansicht sey, beweisen die nun vorhandenen Schriftproben hinlänglich, auch die Erfahrung spricht gegen Unbildsamkeit dieses Idioms, sintemal die lateinischen Südslaven in Illyrien „ganz dieselbe Mundart seit dreyhundert Jahren pflegen und sorgfältig anbauen." (S. XVI.)

Im Jahr 1814 gab denn Herr Wuk seine Serbische Grammatik zuerst heraus, um der Sprachkunde seiner Landsleute endlich eine feste Begründung zu geben, das Sammeln der vorhandenen, im Munde des Volks lebenden Schätze zu erleichtern, schriftstellerische Thätigkeit in diesem Idiom zu fördern und dem Auslande eine neue Quelle geistigen Genusses zu eröffnen.

Herr Grimm beginnt von S. XVIII. über das poetische Talent der slavischen Stämme überhaupt zu verhandeln, und führt die wichtigsten Sammlungen ihrer Volkslieder an, wobey wir der von Bowring hätten gedacht wissen mögen, denen nur leider, wie auch der Bus'schen Sammlung, der Originaltext zur Seite fehlt. S. XX. spricht unser Verf. denn von den Serbischen Liedern im Besondern, und von der Sammlung derselben, durch Herrn Wuk veranstaltet, wovon eine neue Auflage zu Leipzig eröffnet wird. Ehe die Einleitung zu dieser Sammlung, welche sich über den Charakter der Serbischen Lieder verbreiten wird, in die Hände des Publikums gelangt, wird eine kurze Andeutung ihres Gehaltes, wie sie H. G. S. XX. gibt, hier an ihrer Stelle seyn. Dieser zufolge theilen sich die von H. Wuk mitgetheilten Lieder in Weiber-, Männer- und Heidenlieder. „Die Weiberlieder gewähren, sagt Grimm, eine lyrische Poesie, wie sie sich so klar und innig bey keinem der neuern Völker ergossen hat. Was epische Volksdichtung sey, wie sie sich gestalte und fortpflanze, welche natürliche, überraschende, keiner Kunst erreichbare Kraft der Erfindung ihr zu Gebot stehe, wird man aus den Männer- und Heiden-Liedern studiren können, deren Inhalt Mährchen, Sagen und neuere Geschichte umfaßt und sich mit den Denkmählern ferner Völker berührt. Metrum und Sprache haben in diesen Liedern den reinsten Fluß."

Was bis S. LIV. folgt, enthält Untersuchungen über die Eigenthümlichkeiten der slavischen Sprachform, besonders in der Serbischen Mundart, und des Verhältnisses ihrer Bildung zu der anderer slavischer Mundarten, und aller dieser zu dem Deutschen; darüber zu berichten, entspräche kaum dem Zweck unseres Blattes; Sprachforschern genügt die Andeutung; sie werden ihre Wißbegierde an der Quelle selbst befriedigen.

Des würdigen J. S. Vater's Bemerkungen, deren Inhalt wir bey Angabe des Titels berührten, betreffend, so enthalten sie eigentlich wenig, was wir nicht schon aus H. Grimm's Vorrede gewußt hätten; unsern Dank aber verdiente er sich besonders durch seine Uebersetzung eines Serbischen Heldenliedes, überschrieben: „Die Hochzeit des Maxim Cernojewitsch." An Homer und Ossian erinnert, unsrer Ansicht nach, dieses Heldenlied eben nicht, wohl aber an manche schottische und spanische Heldenballade: an erstere durch den Ton des Ganzen, an leztere durch einzelne, bald überaus zarte, bald kräftige Züge.

Wir schließen mit dem Wunsche, die Einfachheit und Klarheit, welche in der vorliegenden Serbischen Sprachlehre herrscht, möge vorerst in den Serbischen Distrikten viele Beförderer dieser aufblühenden Literatur erzeugen, und in Deutschland den Freunden der Volksdichtung vorzüglich ein Mittel werden, uns neue Schätze zuzuführen.

X.

Ueberblick der englischen Literatur.

III.

(Beschluß.)

In einem neuen historischen Roman: St. Johnstoun or John Earl of Gowrie (Edinburgh 1823. 3 Bde.), tritt eine Schottländerin — wie öffentliche Nachrichten sagen — in die Fußstapfen ihres berühmten Landsmanns, und auch wer der Nachahmerey jenes Vorbildes überdrüssig geworden ist, nehme doch dieses Buch wieder in die Hand, wo sich viel selbstständiger Geist, viel Kunstfertigkeit zeigt. Die sehr anziehende Geschichte ist mit der geheimnißvollen, noch immer nicht aufgeklärten Verschwörung unter Jakob VI., worin der Graf von Gowrie und sein Bruder Ruthven fielen, geschickt verwebt. Die Charaktere sind zwar weder neu noch originell, doch gut gezeichnet und nicht ohne Haltung. Ruthven und eine Katholikin sind die kräftigsten Bilder, die an die besten in der Waverley-Gallerie erinnern. Die Verfasserin hat einige, das Zeitalter bezeichnende Scenen glücklich dargestellt, z. B. die Aufführung des Sommernachtstraums unter freyem Himmel in Edinburgh, zum großen Aergerniß der Presbyterianer, und ein Hexenverhör in des Königs Gegenwart. In den Scenen, wo kräftiges Gefühl ausgesprochen wird, ist sie sehr anziehend, und ihre Beschreibungen sind wahrhaft malerisch.

Cooper in New-York hat schon in seinen frühern Romanen The pionneers und The Spy ausgezeichnetes Talent in der Schilderung von Charakteren und volksthümlichen Eigenheiten gezeigt, und die Gemälde, wozu ihm das Leben der Ansiedler in Amerika Anlaß gibt, haben viel Anziehendes, wiewohl die Phantasie sich nicht recht

heimisch auf einem Boden fühlt, wo seine volksthümlichen Erinnerungen und Sagen aus der Einsamkeit der Wälder uns winken. Der neuste Roman: The Pilot, a tale of the Sea (London 1824. 3 Bde.), ist ein Seestück, mit kräftigem Pinsel gemalt, doch nichts weniger als Nachahmung Smollet's, dessen Schilderungen meist humoristisch sind, während der Pilot mehr Scenen ritterlicher Art hat. Die Geschichte fällt in den amerikanischen Revolutionskrieg, der künftig einmal, wenn ein Paar Jahrhunderte dazwischen liegen, die Reize einer romantischen Zeit für die Amerikaner haben wird. Die Geschichte hat manche Unwahrscheinlichkeiten in der Anlage. Der Gegenstand ist die Landung des gefürchteten Paul Jones an der Nordostküste von England, wo ein standhafter Königsfreund, nach seiner Flucht aus Amerika, sich angesiedelt hatte, den die Seeräuber sammt seinen schönen Nichten entführen wollen. Die Gefahren, welche die Abenteurer auf der See und bey der Erstürmung des Landhauses bestehen, sind der Hauptinhalt der Geschichte, der eine glücklich gezeichnete Gruppe seemännischer Charaktere ihre Vorzüge gibt.

Eines neuern Werkes: Sayings and doings, a Series of sketches from life (London 1824. 3 Bde.), mag nur im Vorbeygehen erwähnt werden, weil partheysüchtige Beurtheiler in England es unverdient gepriesen haben. Der Gedanke, ein Sprichwort in einer Erzählung zu erläutern, oder, wie der ungenannte Verfasser sagt, die Sprüche der Alten mit den Handlungen der Neuern zu vergleichen, ist nicht unglücklich, und könnte anziehend ausgeführt werden. Davon ist hier nichts zu rühmen. Die Sprichwörter sind zu allgemein, und treten nicht als klares Ergebniß aus der Erzählung hervor; ein thöriger Mann z. B. läßt sich von einem schurkischen Advokaten prellen, und am Ende der Erzählung steht mit großen Buchstaben der Spruch: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wie die Erfindung dürftig und matt, ist, mit Ausnahme der ersten Erzählung, die Ausführung höchst mittelmäßig. Dabey eine entschiedene Feindseligkeit gegen alle freysinnigen Ansichten über Staatsverhältnisse, und gegen alle, die nicht vor den Götzen sich beugen wollen, vor welchen die Sachwalter der Willkührherrschaft knieen. Genug als Warnung, damit Niemand sich verleiten lasse, das langweilige Buch mit anderer Spreu, deren jezt zu viel über den Kanal herüberfliegt, zu uns zu bringen. — Willkommnere Gaben sind die Erzählungen zweyer Schriftstellerinnen, deren noch mit einigen Worten gedacht werden muß: Ellen Ramsey, a Novel of fashionable life (London 1824. 3 Bde.), von Frl. Hannah W. Moore, die geistreich und lebendig erzählt, und in der Schilderung der Aeußerungen des sittlichen Charakters nicht unglücklich ist. — Trials, a Tale, written by the Author of the Favorite of Nature (London 1824. 3 Bde.), erzählt die Geschichte zweyer hart geprüften Frauen, und ein wenig Hinneigung zur Frömmeley abgerechnet, hat die Verfasserin, besonders in der ersten der beyden verbundenen Geschichten, viel Talent in der Charakterschilderung gezeigt. — Es möge hier auch einer umfassenden Sammlung erwähnt werden, welche die vorzüglichsten Werke der ältern brittischen Romanschreiber, und eine Auswahl aus den Werken der Schriftsteller des Festlandes enthalten soll: The Novelist's Library, wovon bis jezt 8 Bände in gr. 8. bey Ballantyne in Edinburgh erschienen sind, die Fieldings, Smollets, Le Sage's, Johnstone's, Sterne's, Goldsmith's, Mackenzie's, Walpole's, Clara Reeve's und Richardson's Romane enthalten. Die Sammlung erhält einen vorzüglichen Werth durch die biographisch literarischen Einleitungen zu den Werken jedes Schriftstellers, von Walter Scott, worunter die Aufsätze über Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith, Walpole, Richardson besonders anziehend sind.

Redekunst. Der presbyterianische Prediger, der Schottländer Eduard Irving, der in seinem Bethause, Caledonian Chapel, in Westminster, vor einer gedrängt vollen Versammlung, worin man muntre Weltleute, Minister, Whigs und Tories, den Hochkirchmann und den Sektirer, Gelehrte aller Art sah, die Proben seiner kräftigen, rücksichtlosen, von allen herkömmlichen Formen abweichenden Beredtsamkeit ablegte, ist in der That ein merkwürdiger Mann, und wie die frömmelnden Romane, deren in der ersten Abtheilung dieser Uebersichten gedacht wurde, ist auch diese Erscheinung als ein Zeichen der Zeit zu beachten. Nach übereinstimmenden Nachrichten hat der Prediger einen eindringlichen Vortrag, eine helle, kräftige Stimme, und diese Vorzüge mildern oder veredeln selbst das minder Gefällige in seinem auffallenden Aeußern, wozu man auch seinen starken Haarwuchs zu rechnen nicht vergessen hat. Die Lebendigkeit und das Feuer des Vortrages erklären schon zum Theil die Aufmerksamkeit, die eine solche Erscheinung in England erwecken mußte, wenn man sich erinnert, wie kalt die abgelesenen Vorträge der Prediger der bischöflichen Kirche sind. Dazu kommt die Eigenheit seiner Beredtsamkeit. Er spricht vor Staatsmännern dreist von den Vorzügen bürgerlicher Freyheit, und blickt gern auf die Zeiten der englischen Geschichte zurück, wo sie selbst einen Anstrich von Republikanismus angenommen hatte; vor Gelehrten eifert er gegen die Lockungen der Literatur, wo sie von dem Pfade strenger Glaubenspflicht abführen wollen, und mit Ausnahme Wordsworth's ist nicht ein Einziger, der sich nicht mit Recht über die schnöde Feindseligkeit zu beklagen hätte, womit er alle angegriffen hat. Selbst die Götzen des Volks schont er nicht. Er zeigt hierin die Strenge der ältern schottischen Reformatoren, wiewohl man ihm, wir wissen nicht, ob mit Grund, vorwirft, er habe den echten Calvinismus der schottisch-presbyterianischen Kirche entstellt, oder vielmehr listig vertuscht, weil er wohl wisse, daß derselbe in England, wo man dessen tiefen Sinn nicht fasse, ein Gränel sey, und er schwanke zwischen Arminianismus und Calvinismus. Seine Vorträge sind eine Mischung von Heiligem und Weltlichem, von der Keckheit der gerichtlichen Beredtsamkeit und dem Dogmatismus der Kanzel, von Theatralischem und Theologischem, von Neuem und Veraltetem. Wenn die Aufmerksamkeit, die er erweckt hat, hauptsächlich auf den Eigenheiten und Vorzügen seines Vortrages beruht, so war es für seinen Ruf nicht günstig, daß er auf die öffentlich bekannt gemachten Reden nicht mehr Sorgfalt gewendet hat. Diese Predigten über Gottes

Orakel und über das Weltgericht (For the Oracles of God, four orations. For judgement to come, an argument, in nine parts — London 1823) haben meist Gemeinplätze zur Geundlage, und enthalten so viele Seltsamkeiten, so viel Ungereimtes, so viel Schwulst, so viele Proben von Ungeschmack, daß es seinen Gegnern nicht schwee geworden ist, eine reiche Sammlung solcher Verirrungen daeaus zu machen. Aber nur ungerechte Partheylichkeit könnte es verkennen, daß auch hier ein Mann von nicht gemeinen Talenten spricht. Man findet hier eine offene Aufrichtigkeit, einen feurigen Eifer, eine gänzliche Veeachtung selbst der eingewurzelten Vorurtheile, selbst der hereschenden Mode, eine treue Anhänglichkeit an die Sache, die er verficht, eine Entschlossenheit und Begeisterung, wobey man allerdings an die Fuechtlosigkeit der alten schottischen Reformation erinnert werden kann. Bedenkt man, vor welchen Zuhörern er redet, so muß man den moralischen Muth ehren, der darin lebt. Seine Darstellung ist oft ungemein kräftig, und wie man unzählige verunglückte Stellen daraus gezogen hat, könnte man eben so leicht eine reiche Sammlung von solchen machen, die zu den trefflichsten gehören, die man in irgend einem Redner findet. Aber solche Blitze echter Beredtsamkeit brechen aus dem trüben Gewölke wortwitzelnder Theologie hervor, solche Proben muß man aus einem Wuste lästiger Anführungen heidnischer und christlicher Scheiftsteller, und aus philosophischen Beweisführungen, woein er keineswegs stark ist, hervorsuchen. Diese Stellen geben den Beweis, daß Irving ein ausgezeichneter Redner werden könnte, wenn er seine Anlagen ausbildete. L.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

An die Stelle der früher zu Bologna erschienenen, und bis 1820 fortgesezten „Sammlung kleinerer Schriften, wissenschaftlichen Inhalts“ ist eine neue Zeitschrift unter dem Titel: Nuova Collezione etc., d. h. Neue Sammlung kleiner, scientifischer und literärischer Schriften getreten, durch welche man von allen im Kirchenstaate erscheinenden literarischen Neuigkeiten und von allen Producten römischer Schriftsteller Kunde erhalten soll. Jedem Bande wird ein literarisch-kritischer Anhang angefügt werden. Unter den achtbaren Bolognesern, die an dieser Unternehmung Theil nehmen, befinden sich der Professor der Physik, Orlosli, der Professor der Mathematik, Cardinali, der Bibliothekar Bruni u. A. — Eine andere, nicht weniger Nutzen als Unterhaltung gewährende, ebenfalls von Bologna ausgehende Unternehmung ist die Polinnia Europea. Sie hat im Juni 1823 angefangen und soll mit zwey Heften auf den Monat fortgesezt werden. Die eine Abtheilung dieser Zeitschrift ist historisch und didaktisch; die andere soll Notizen und pikante Anekdoten in Bezug auf Theater, Künstler und ihre Arbeiten enthalten; die Tendenz des Ganzen soll, wie die Einleitung vom Nähern besagt, dahin gehen, die Musik und die, welche sie üben, mit den Grundsäzen der Moral und einer philosophischen Aufklärung in Harmonie zu bringen. — Die vor einiger Zeit von den Gebrüdern Mattiuzzi zu Udine angekündigte Ausgabe des Bartolinianischen Codex der Divina Comadia des Dante ist nunmehr in zwey Octavbänden beendigt. Der Herausgeber, Professor Viviani, hat sich die Mühe nicht reuen lassen, neben dem Bartolinianischen, Trivulzianischen und Fontaninianischen Codex, wovon der leztere für die dem Dante zugeschriebenen lateinischen Fragmente für den Hauptcodex [illegible] auch noch andere Handschriften der Divina Comedia zu vergleichen, namentlich drey in der herzoglichen Bibliothek zu Parma befindliche, eine mit der Jahrzahl 1336, die dem Marchese Landi von Piacenza, eine andere, die dem Grafen Albano zu Bergamo und eine dritte, die dem Hrn. Santis-Fontana zu Verona zugehört. Seiner Ausgabe gedenkt er als dritten Band noch einen allgemeinen historisch-philologischen Index über das Dante'sche Gedicht hinzuzufügen.

Ein Catanisches Blatt, redigirt von Hrn. Mario Gemelaro in Catania, gibt über die Meteore des Aetna und den Stand dieses furchtbaren Berges, während der leztverflossenen zwey Decennien folgende Nachricht. Im Jahre 1804 erfolgte kein Ausbruch; doch warf der Vulkan während ganzer 97 Tage Rauch aus, und am 9. Februar des gedachten Jahres fand ein bedeutendes Erdbeben statt. 47 Tage des Jahres 1805 waren mit Rauch, 27 mit Flammen, der Monat Juni mit einem Ausbruche aus dem großen Krater, der 3. Juli mit einer Erderschütterung bezeichnet. 1806, Rauch 47, Feuer 7, vulkanische Verpuffungen 28 Tage, und Erdbeben am 27. May und 10. Oktober. 1807, 50 Tage Rauch, und Erdbeben am 24. Februar und am 29. November. 1808, Rauch 12, Feuer 102 Tage; dazu mehrere mit Knall begleitete Erderschütterungen im August, September und December. 1809, Rauch 152, Feuer 3, Donner 11 Tage; vulkanische Ausbrüche vom 28. März bis zum 8. April; Erdbeben vom Januar bis May, auch im September und December, das stärkste am 27. März. Im Jahre 1810, Rauch 21, Feuer 6 Tage, ohne einen Ausbruch; in der Nacht aber vom 16. auf den 17. Februar, nach einem schrecklichen Getöse in den Eingeweiden des Vulkans, vier Erderschütterungen, von welchen eine auf Malta, der Insel Cypern, und in Afrika verspürt wurde. 1811 ließ sich am 25. und 26. Oktober in dem Vulkane ein ganz außerordentliches Getöse vernehmen; am 27. spie eine Spalte, die sich am Abhange des südlichen Bergtheiles öffnete, einen Lavastrom aus, und es erfolgten viele leichte Erderschütterungen. Ein Erdbeben vom 27. März ward auf der ganzen Insel verspürt. Vom 27. Oktober des gedachten Jahres an blieb der Krater offen bis zum 24. April 1812 und warf eine unermeßliche Mengt Lava aus, worauf ein sechs Tage lang anhaltender Rauch folgte. In diesem Jahre bildete sich ein Berg, den die Einwohner San Simone nannten, ohne Begleitung von Erdbeben. 1813, 28 Tage Rauch; am 30. Juni und 5. August Rauch aus dem neuen Berge San Simone; zwey Erdbeben: ein starker Geruch von Antimonium während eines Sturmes am 16. Jannar. 1814, nicht mehr als 5 Tage Rauch; am 3. November unversehens ein Aschenrauch auf der Timpa del Barile, und auf demjenigen Theile des Berges, der Zeocolas heißt. Dieser Naturerscheinung ging durchaus kein Getöse vorher, blos war es mit einem Erdbeben begleitet. 1815, Rauch während 12 Tagen; am 6. September eine Erderschütterung, und dann wieder 17 Tage Rauch ohne Erdbeben. In diesem Jahre stürzte ein Theil der innern Wand des großen Keaters mit fürchterlichem Getöse zusammen. 1817, 22 Tage Rauch und am 18. Oktober ein Erdbeben. 1818, Rauch während 24, Erdbeben während 25 Tagen; die stärkste Erschütteenung erfolgte den 23. Februar. Als Thatsache führt Hr. Gemelaro in seiner Zeitschrift auch noch an, daß am 1. Juni 1814 die Luft in der Nähe von Catania solchermaßen sonor geworden sey, daß sogar eine Bewegung mit den Fingern hinaereicht habe, um ein zischendes, seinem Grade nach einiger Veränderung fähiges Getöse hervorzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 31. August 1824.

Politische Geschichte.

Mémoires autographes de D. Augustin Iturbide, ex-empereur du Mexique. Paris, 1824.

Bolivar sagt in einem Briefe an Riva-Aguero, Exdirector der peruanischen Republik: „Bonaparte in Europa und Iturbide in Amerika sind die beyden außerordentlichsten Menschen, welche die neuere Geschichte darbietet.“ Unsere Damen mögen Hütchen à la Bolivar tragen; wir Männer aber wollen uns vor Urtheilen und Zusammenstellungen à la Bolivar hüten. Abenteuer sind noch keine Thaten, und ein aus dem Toben der Straßen hervorgegangener ephemerer Kaisertitel macht noch keinen Cäsar. An der antiken Größe Napoleons werden noch Jahrhunderte staunen; die Geschichte eines Iturbide in dem einstigen Gemälde der allmählig reifenden großen amerikanischen Umwälzung wird nur wenige Blätter ausfüllen. Den Inhalt dieser Denkschrift selbst hat übrigens Hr. Malte-Brun, einige schroffe Ansichten der Parthey abgerechnet, zu der er sich seit 10 Jahren bekennt, sehr genügend und passend mit Folgendem ausgezogen: Aus einer adeligen und militärischen Familie abstammend, brachte er seine Jugendjahre auf seinen Gütern unter seinen Kindern zu. Die Anerbietungen der Factionen fanden ihn unbeugsam; aber dem Rufe der legitimen Behörde folgte er unverzüglich, und übernahm den Befehl der Miliz seiner Provinz. Dabey entwickelte er eine solche Geschicklichkeit, daß sein Name ein Schrecken für die Insurgenten wurde. Man machte ihm den Vorwurf, er habe die Waffen gegen die Unabhängigkeit seines Vaterlandes getragen, aber die Independenten jener Zeit waren bloße Räuber; die beyden Pfarrer, Hidalgo und Torres, die sich nach einander an die Spitze einer unmeßlichen Zahl von Bergbewohnern, sowohl Indier, als spanischer Creolen, gestellt, hatten die revolutionäre Politik auf ihren einfachsten Ausdruck zurückgebracht; die Europäer tödten, nannten sie Freyheit, die Reichen plündern, Gleichheit. Der leztere dieser verbrecherischen Geistlichen hatte seinen Hauptsitz in einem Lager aufgeschlagen, wo er, unter einem prachtvollen Zelte, auf einem wollüstigen Bette liegend, unter dem Fächeln seiner Mätressen, die Schmeicheleyen seiner Schmarotzer anhörte, und sich in seinen hochmüthigen Träumen den Herrn der Welt nannte. Hier fand eine mit Barbarey verknüpfte Theokratie statt. Unter dem Landvolke des spanischen Amerika läßt sich nicht wohl eine andere Demokratie denken. Die Bewohner der Vereinigten Staaten lebten seit 200 Jahren unter den weisesten Munizipalgesetzen, sie waren zum Voraus für die Freyheit gebildet worden. Die Indianer, welche die größere Zahl in den spanischen Kolonien ausmachen, leben seit Jahrhunderten unter dem Despotismus ihrer Caziken oder Sklavengebieter; ihr Erwachen ist wie das eines wilden Thieres, das aus seinem Käfig entweicht. Die Priester allein üben eine Herrschaft über sie aus, und noch vor wenigen Jahren war ein im Walde aufgestelltes Gnadenbild hinreichend, eine Kolonie dahin zu ziehen, und zuerst ein Dorf, später eine Stadt daselbst zu gründen. Hidalgo gab sich für einen Wunderthäter aus, aber er fühlte, daß es ihm an militärischen Talenten fehle; er bot daher dem jungen Iturbide, aber vergebens, die Stelle als Oberbefehlshaber an. Nachdem die rohe Bevölkerung der Ortschaften es müde war, unter solchen Anführern zu fechten, begannen die Zwistigkeiten unter den politischen Partheyen der Städte. Im J. 1810 hatten die Partheyen die Namen Ferdinands, der Cortes, Joseph Bonaparte's zum Schilde; im J. 1820 die Namen der Konstitution von Cadix und der mexikanischen Unabhängigkeit. Der leztere Ruf erhielt bey dem Zustand der Schwäche des Mutterstaats die Oberhand. Ueber die Regierungsform herrschten sehr verschiedene Ansichten: eine Föderativ-Republik würde die Interessen der Provinzen gewonnen, ein spanischer Prinz mit einer gehörig erwogenen Konstitution den Empfindungen, Sitten und Bedürfnissen der einflußreichsten Klassen am meisten entsprochen haben. General Iturbide sagt sehr vernünftig: „Die Republik taugt nur für eine Nation, wo viele Bürger geneigt sind, sich mit Staatssachen zu beschäftigen, und ihnen ihre Nachtwachen und ihre Anstrengungen zu widmen.“ Dieß ist nun aber bey den

Mexikanern nicht der Fall, die dortigen Besitzer sind Fremde. Die Geistlichkeit und die Behörden kennen nur die alten Institutionen; das Volk ist unter vielfachen Plackereyen niedergedrückt. Wie will man also eine Republik ohne Republikaner bilden? Da Iturbide durch die öffentliche Meynung als einer der einflußreichsten Männer in Mexiko galt, so sammelte sich eine Armee um ihn, welche den sonderbaren Titel, „die Armee der drey Garantien," annahm, weil sie den Eid darauf ablegte, die Religion, die Unabhängigkeit und die Verbindung als die drey großen National-Interessen zu vertheidigen. Der von Iturbide bekannt gemachte Plan, oder vielmehr die Erklärung der Grundsätze, sprach die Unabhängigkeit des mexikanischen Reichs von Spanien mit der Einladung an den König Ferdinand aus, den Thron zu besteigen. Auch war die Nachfolge in legitimer Ordnung festgesezt. Bis zur Ankunft des Königs sollte Mexiko durch eine Versammlung von Männern regiert werden, welche sich durch Tugenden, Rang, Vermögen und Einfluß am meisten auszeichneten. Wenn man bedenkt, daß dieser Plan mitten unter erbitterten Partheyen einer republikanischen oder vielmehr anarchischen Parthey gegenüber, und ohne Unterstützung europäischer Truppen gemacht wurde, so muß man gestehen, daß der Stifter und Ausführer desselben Anspruch auf die Bezeichnung eines Mannes von Verdienst und eines guten Bürgers hatte. Unter den gegebenen Umständen ließ sich wohl für das Interesse der Legitimität nicht mehr erwarten. Man behauptete, er sey nicht aufrichtig gewesen, und er hätte diesen Thron, zu dem er einen Bourbon eingeladen habe, blos für sich selbst errichtet. Allein die Möglichkeit für einen spanischen Infanten, der Wachsamkeit der Cortes sich zu entziehen, und den Thron von Montezuma einzunehmen, war doch offenbar vorhanden. Iturbide verdankt seinen Thron den Cortes von Madrid. Der Vertrag zwischen den mexikanischen Oberhäuptern und dem spanischen General Odonoju wurde mit Stolz von dieser Versammlung vernichtet, die zugleich erklärte, auf keine Art die Unabhängigkeit von Amerika anerkennen zu wollen. Hierauf proklamirten die Mexikaner ihren General zum Kaiser, da dieser auf einige Zeit ihre Ruhe und ihre Ordnung hergestellt hatte. Dabey darf man den großen Unterschied nicht übersehen, der zwischen dem Beginnen der Regierung unter einem legitimen Fürsten und einem neuen Oberhaupt statt findet, das sich auf keine jener Erinnerungen stützen kann, welche Hochachtung gebieten. Ein spanischer Infant würde viele Hindernisse zu überwinden, viele Wunden zu heilen gehabt haben, ehe er in den ruhigen Besitz des Throns des neuen mexikanischen Reichs eingetreten wäre; die gewöhnte Achtung aber, welche den Namen der Bourbonen umgab, würde ihm die Hälfte des Wegs gebahnt haben. Der Kaiser Iturbide hatte sehr bald mit dem Neide der Anarchisten, mit der Treue der zahlreichen Anhänger des bourbonischen Hauses, mit der schändlichen Habsucht der Deputirten bey dem mexikanischen Kongresse, die meistens eingeborne Abenteurer waren, endlich mit dem partheysüchtigen Ehrgeiz der Generale zu kämpfen, die sich alle der höchsten Gewalt würdig glaubten. Sein Hauptfehler scheint gewesen zu seyn, die Wahlen der Cortes nicht unter gehörige Aufsicht genommen zu haben. Statt der ausgezeichneten Männer, welche der Plan von Iguala zu denselben berief, sah man dem Heiligthum der Souverainetät Advokaten ohne Erfahrung, Pfarrer ohne Sitten und Intrikanten aller Art zuströmen. Sie waren es, welche bey den Wahlversammlungen den Ruf nach Freyheit am lautesten hatten ertönen lassen. Gleich nach ihrer Ankunft in Mexiko stürzten sie sich über den öffentlichen Schatz her, und verlangten Gehalte und Vorschüsse, um das souveräne Volk desto würdiger repräsentiren zu können. Nachdem sie ihre Taschen gefüllt hatten, so erörterten sie Theorien über Souveränetät und die öffentlichen Gewalten. Dem neuen Kaiser hatte es an der gehörigen Festigkeit gefehlt, um selbst, im Verein mit einer Auswahl vorzüglicher Männer, die nöthigen Gesetze und Institutionen zur Organisation der Charte zu schaffen, welche in dem Plan von Iguala begriffen war. Zu der erhabenen, und beynahe göttlichen Rolle des Gesetzgebers fehlte es ihm an Kraft, Kenntniß und Genie. Obschon die Regierung Augustins I. nur ein Jahr dauerte, so hatte er doch hinreichende Zeit, Massen von Schmeichlern zu seinen Füßen zu sehen, die ihn im Augenblick der Gefahr am schnellsten verließen. Die Personen, welche ihn von seinem Throne stürzten, waren gerade diejenigen, die er selbst aus den niedern Reihen der Armee zu Ehren und Würden erhoben hatte. Dieser Zug spricht nicht zum Vortheil der patriotischen Aufrichtigkeit der gegenwärtigen Oberhäupter der mexikanischen Republik. General Iturbide behauptet, die Masse des Volks, die Geistlichkeit, und viele Truppen seyen für ihn gewesen, und er würde leicht den Szepter haben festhalten können, welchen die Nation ihm anvertraut hatte. Er habe aber die Abdankung vorgezogen, zum Beweise seiner Anhänglichkeit an die Grundsätze der Freyheit und der Volkssouveränetät. Er sagt: „Man wird mich vielleicht schwach nennen, aber ich bin mir meiner Stärke bewußt." Diese im Munde eines gerade abdankenden Kaisers etwas prahlerisch tönende Sentenz läßt sich nicht wohl rechtfertigen, wenn man den Posten verläßt, auf dem man die Kraft hatte, sich zu halten. Warum sezte er das Volk, das ihm seine Ruhe anvertraut hatte, den Wechselfällen neuer Revolutionen aus? Zur Beantwortung dieser Frage müßte man zum Vor-

aus den wahren Zweck der neuen Unternehmung kennen, in welcher dieser General gegenwärtig begriffen ist. In Allem, was diese Memoiren mittheilen, läßt sich ein Trieb, die Wahrheit zu sagen, nicht verkennen; aber diese Wahrheit ist nicht in ihrem ganzen Umfang dargelegt, und zur Ausfüllung der Lücken dürften Kenntnisse nöthig seyn, die nur durch eine genaue Erforschung der örtlichen Verhältnisse möglich sind.

Stimme aus England über Goethe.

Verlängst war im Edinburgh Review eine Stimme über Goethe's Leben laut, die man in deutscher Sprache bald nachtönen zu lassen sehr berifert war, ohne den Unwillen über des Beurtheilers unredliches Verfahren eben sonderlich kräftig auszusprechen, wobey denn Manchen dünken wollte, daß uns ein wenig mehr volkthümlicher Stolz auf unsre Würdigen nicht übel anstehen würde; wenigstens möchte ein Engländer, wenn einer seiner verstorbenen oder lebenden ausgezeichneten Männer von einem deutschen Schriftsteller so unwürdig wäre behandelt worden, jenen edlen Stolz ausgesprochen haben. Es ist desto erfreulicher, daß Goethe eben jezt in England selbst eine vollständige Genugthuung erhalten hat. Im 2ten Hefte der gehaltvollen neuen Vierteljahrschrift: The Westminster Review, wird eine unlängst bey Colburn erschienene, stümperhafte und schmählich verstümmelte englische Uebersetzung der ersten Bände jenes Werkes (Memoirs of Goethe) beurtheilt, und als eine Schande der englischen Literatur gebrandmarkt. „Goethe's Ruhm, sagt der Verfasser, gehört ganz Europa an, und in der vollen Ueberzeugung, daß man noch in den spätesten Zeiten zu dem Original sich wenden werde, als einem Werke voll Weisheit und Schönheit, als einer merkwürdigen Urkunde des Geistes der Zeit, einem Werke, das mit so viel Geschicklichkeit und Wirkung die geheime Geschichte eines Geistes von seltener Vermögsamkeit und merkwürdiger Eigenheit darlegt, bedauern wir, daß eine des Gegenstandes so ganz unwürdige Uebersetzung nur dazu dienen möchte, die Engländer von der Bekanntschaft mit dem Original auszuschließen. Wir beklagen dieß um so ernstlicher, da dieses Buch in England ein besonderes Mißgeschick getroffen hat. Es sind nun etwa sieben Jahre, als eine angebliche Beurtheilung des Originals hier erschien, deren Verfasser ungefähr so viel Ehrlichkeit zeigte, als der Uebersetzer Geschicklichkeit bewiesen hat. Es war ein unterhaltender Aufsatz, der viel von jenem Talent darlegte, das ein redliches Gemüth nicht zu besitzen sich freut. Der Verfasser sezte sich nieder, um mit Bedacht alle die Stellen auszuheben, welche, auf die Eigenheiten deutscher Sitten sich beziehend, dem gewöhnlichen englischen Leser leicht als seltsam, lächerlich und abgeschmackt dargestellt werden konnten, und nicht Säze, sondern Redensarten auswählend, und seine Auszüge mit possierlichen Bildern spickend, wußte er eine Reihe spaßhafter Gemälde aufzustellen. Er verweilte am längsten bey unbedeutenden Stellen, und in Verhältniß zu ihrer Unbedeutsamkeit, und übergieng gänzlich die ernstlichen und wichtigen, oder spielte nur so darauf an, daß der ununterrichtete Leser sie nothwendig denjenigen ähnlich glauben mußte, die zu gleicher Zeit so verzerrt mitgetheilt wurden. Selbst wahre Behauptungen erschienen nun als Irrthum. —

For with the cunning, truth itself's a lie.

Und alle, die sich nun mit der Ueberzeugung hinsezten, daß deutsche Literatur und Philosophie der Aufmerksamkeit eines geschmackvollen und weisen Mannes unwürdig sey, hatten eine behagliche Selbstgefälligkeit, und freuten sich der neuen Bestätigung ihrer vorgefaßten Meynung."

Der Verfasser zeigt so viel, in England seltene Kenntniß deutscher Literatur, und so genaue Bekanntschaft mit Goethe's Werken, daß wir gern hier einige seiner Bemerkungen über das versprochene Buch mittheilen, die eben auch zu den erfreulichen Zeichen gehören, daß man deutsche Art und Kunst in England zu verstehen und zu würdigen beginnt.

„Meine Autobiographien werden geschrieben, entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt sind, wohin Rousseau mit gehört, oder von einer derben, künstlerischen oder abenteuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini, oder von gebornen Geschichtschreibern, die sich selbst nur ein Stoff historischer Kunst sind, oder von Frauen, die auch mit der Nachwelt kokettieren, oder von sorglichen Gemüthern, die vor ihrem Tode noch das kleinste Stäubchen in Ordnung bringen möchten, und sich selbst nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen lassen können, oder sie sind ohne Weiteres blos als plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klasse unter den Autobiographen machen die Autopseusten (Selbstbetrüger) aus. Als die Brüder Schlegel diesen Gedanken 1798 in ihrem Athenäum (1. Bds. 2. St. S. 51.) bekannt machten, sahen sie schwerlich voraus, daß der große Dichter, dessen Ruf und Genie ihre scharfsinnige und metaphysische Kritik zu befördern und zu erläutern so oft beschäftigt gewesen war, die Reihe von Originalwerken, wodurch er die Literatur seines Vaterlandes und Europa's bereichert hatte, mit einer Denkschrift über sich selbst beschließen würde, die so merkwürdig ist, als irgend eine jener Schriften, und die zu keiner der aufgezählten Gattungen von Selbstbiographien gerechnet werden kann. In den Jahren 1811—14 gab Goethe drey Bände unter dem sonderbaren und räthselhaften Titel: „Aus meinem Leben. Dichtung

und Wahrheit" heraus. Es hat ihm nicht beliebt, seine Meynung zu erklären, aber man kann nicht glauben, er habe seinen Lesern zu verstehen geben wollen, daß nur einige Theile seiner Erzählung wahr, andere erdichtet seyen. Vermuthlich wollte er andeuten, daß er bey der Darstellung der Ereignisse seines Lebens zwar eine wahre Erzählung geben, aber auch jene Kunstregeln beobachten wollte, die den Dichter leiten, daß er den Zweck der Poesie, Belehrung durch Vergnügen, im Auge behalten wollte, seinen Stoff wählend und ordnend mit selbstbewußter Beziehung auf jene Einheit des Zweckes und der Absicht, welche der erste und vielleicht einzig unerläßliche Grundsatz jedes Kunstwerks ist. Oder wollte er etwa andeuten, daß er, bey der Erzählung der Ereignisse seiner Jugend, die er uns bis jezt allein erst mitgetheilt hat, zu einer Zeit, wo er schon sein groſses Stufenjahr erreicht hatte, die Entdeckung gemacht, die frühesten Begebenheiten seines Lebens wären ihm im Laufe der Zeit so dunkel geworden, und er wäre sich so deutlich bewußt, wie er seine Einbildungskraft und sein Gedächtniß zu gleicher Zeit in Thätigkeit setzen mußte, daß er sich und der Welt das Geständniß abzulegen hätte, es wäre in seinen Worten so viel Dichtung als Wahrheit? Dieser lezten Deutung möchten wir jedoch nicht den Vorzug geben. Der Leser mag selbst zwischen unsern Lösungen des Räthsels wählen, oder eine bessere finden. — Wir haben gesagt, daß zu keiner der von Schlegel aufgezählten Arten von Selbstbiographien dieses Werk, genau genommen, gerechnet werden könne, und es ist auch nicht leicht eine Bezeichnung dafür aufzufinden, welche alle die verschiedenen Eigenschaften, die es besizt, in sich begriffe. Der hervorstechendste Zug desselben ist metaphysische, oder vielmehr psychologische Betrachtung. Mit der Kaltblütigkeit und anscheinenden Gleichgültigkeit eines philosophischen Zuschauers, hat der Verfasser die Hauptereignisse seines Jugendlebens erzählt, immer mit dem größten Vergnügen bey denjenigen verweilend, durch welche sein Dichtergeist angeregt, sein dichterischer Geschmack geleitet ward, seine philosophischen und religiösen Ansichten gebildet wurden. Er hat sich nicht ganz ohne die Weitschweifigkeit des Alters über den Charakter seines Vaters, seine Verwandten, seine Gespielen, die ausgezeichnetsten Personen seiner Vaterstadt, die merkwürdigsten Zeitgenossen, die Bücher, die er gelesen, die Meynungen, die er gefaßt, die bestandenen Abenteuer, seine Lieblingsstudien, seine Vergnügungen verbreitet. Alles dieß hat er bis zu der Zeit seines Lebens herabgeführt, wo die Romanschreiber gewöhnlich von ihrem Helden scheiden, indem sie ihn heirathen lassen. Goethe war bis in sein späteres Leben nur den Künsten vermählt, aber da die Begebenheiten, wodurch der Charakter gebildet wird, von höherm Interesse, und merkwürdiger als jene sind, worin der gebildete Charakter sich entwickelt, weil die erstern gewöhnlich geheim, die andern aber nothwendig öffentlich sind, so folgt, daß in einem Werke dieser Art, wie in einem Romane, die Jugendzeit von dem Verfasser am meisten beachtet wird."

„Die ausgezeichneten Personen, deren Namen hier vorkommen, die beyläufig berührten öffentlichen Begebenheiten, die sonst des Lesers Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen können, werden in diesem Werke nur hinsichtlich ihres Einflusses auf des Verfassers Gemüth vorgeführt. Es ist, genau genommen, kein Vorwurf für das Buch, sondern es gibt ihm Reiz, daß es mehr als irgend eine andere Schrift des Verfassers den Charakter der Einheit hat."

„Goethe's, wie jedes Menschen, Leben stand unter dem Einflusse unbedeutender Zufälle, und anscheinend sehr gewöhnlicher Personen. Wer in einem gewissen Alter auf die entscheidenden Vorfälle seines Lebens zurückblickt, wird, je nachdem sein Charakter ist, mit einem Lächeln oder einem Seufzer die geringen und unbedeutenden Ereignisse bemerken, die sein Schicksal entschieden haben, so wie die Unbedeutsamkeit der Charaktere, die ihn umgaben und Einfluß auf ihn ausübten; er wird sich wundern, daß so manche nichtswürdige Dinge in seinem Gedächtnisse leben, und sich nicht erklären können, warum sie ihren Platz darin haben. Goethe hat es nicht verschmäht, Personen und Dinge zu erwähnen, die an sich von gewöhnlicher Art sind, aber er hat sie in einem kräftigen Geist tiefsinniger Weisheit aufbewahrt, und die eigenthümliche Vortrefflichkeit des Werkes besteht darin, daß er es mit einem Schatze psychologischer Beobachtungen bereichert hat, deren Ton rein erläuternd, und keineswegs kritisch oder richtend ist. Selten verweilt er sich oder Andere zu loben oder zu tadeln. Er überläßt die Würdigung seiner Mittheilungen dem Leser, und, dem Naturforscher gleich, begnügt er sich, den Charakter des Beschriebenen zu bestimmen, ohne über Schönheit oder Nützlichkeit, über Ungestalt oder schädliche Eigenschaften sich in Erläuterungen einzulassen. Der Verfasser kommt nie in die Versuchung, zu vertheidigen oder zu entschuldigen, und sein Werk ist dabey mit einer Unpartheylichkeit und Leidenschaftlosigkeit geschrieben, wovon wir kein Beyspiel in einem ähnlichen Buche kennen. In dem Tone seiner Betrachtung klingen jedoch auffallend die volkthümlichen und persönlichen Eigenheiten an. Das Buch ist ganz vorzüglich dazu geeignet, einen Begriff von deutscher Spekulation zu geben, aber keineswegs geeignet, unmittelbare Befriedigung zu gewähren, zumal nicht Fremden, oder Lesern, die es in die Hand nehmen, wie etwa Benvenuto Cellini's Leben, zur Unterhaltung. Mit Ausnahme der Wahlverwandtschaften kennen wir kein Werk Goethe's, das so wenig zu einer Uebersetzung sich eignete, und keines, das bey einem Uebersetzer so viele Vorkenntnisse, so vertraute Bekanntschaft mit deutscher Literatur und Philosophie und so viel Gewandtheit in seiner eigenen Sprache erforderte."

L.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. September 1824.

Sir Walter Scott. *)

Sir W. Scott ist ohne Zweifel der populärste Schriftsteller unsrer Zeit. Er ist gerade die Hälfte dessen, was der menschliche Verstand zu seyn fähig ist: nimmt man das Ganze und theilt es in zwey Theile, so weiß er Alles, was gewesen ist: was kommen wird, bekümmert ihn nicht. Sein Geist strahlt die vergangenen Zeiten wieder; er verachtet die „gegenwärtige schaale Zeit.“ Er ist ein „laudator temporis acti“ (Lobredner der Vergangenheit). Die alte Welt ist für ihn eine reiche, volle Karte; die neue ein kahles, leeres Blatt: er ist ein Freund jedes wohlbegründeten Aberglaubens, und bebt vor jedem Schatten einer Neuerung zurück. **) Seine Gedächtnißkraft, die große Fülle seiner romantischen Ideen überbieten seine übrigen Vermögen. Die Zellen seines Gedächtnisses sind ausgedehnt, mannigfaltig überfüllt von Leben und Beweglichkeit: sein speculativer Verstand ist eher schlaff und wenig geübt in Planen zur Verbesserung des Menschengeschlechts. Sein Geist nimmt an und bewahrt Alles, was Ueberlieferung oder Gewohnheit ihm darbietet: er verliert sich nicht darüber hinaus in eine unbekannte Welt, vor der er mechanisch zurückbebt, wie vor dem Rand eines Vorurtheils. Das Land des abstracten Verstandes ist für ihn ein Van Diemen's Land — öde, freudlos, entlegen, ein Ort der Verbannung, der traurige Aufenthalt von Missethätern und Abenteurern. Sir Walter würde eine schlechte Beschreibung des tausendjährigen Reichs verfertigen, er müßte denn die Scene nach Schottland fünfhundert Jahre früher verlegen dürfen, und dann würden ihm Facta und von den Würmern zernagte Pergamente zu Dienst seyn müssen, um seinen Styl zu heben. Unser historischer Novellist glaubt sicher, daß nichts ist, als das, was war; daß die moralische Welt still steht, wie die materielle einst stillgestanden haben soll; und daß wir über den Punkt, wo wir stehen, nicht hinausgehen dürfen, ohne uns zu verderben, obgleich Alles wechselt und wechseln wird.

Es ist eine geraume Zeit her, daß wir uns mit W. Scott's Dichtungen beschäftigen. Man wird nicht läugnen, daß sie große Verdienste haben: nämlich lebendige Beschreibung, rasche Handlung, liebliche, fließende Versification. Aber es fehlt ihnen an Charakter. Man vergißt der Dinge, sobald man sie gelesen hat, und sie würden vergessen worden seyn, wäre die Neugierde des Publikums nicht immer wieder durch dieselbe unerschöpfliche Quelle genährt worden. Es ist nicht jedermanns Sache, sechs Quartbände in Versen zu schreiben, welche selbst von schwierigen Richtern mit Heißhunger gelesen werden. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen ihrer Popularität und der der schottischen Novellen? Es ist wahr, das Publikum liest und bewundert „The Lay of the Last Minstrel,“ „Marmion“ u. s. f., und jeder mußte diese Werke lesen und bewundern, weil es so Mode war: aber es ist etwas ganz anders mit den prosaischen Werken unsers Verfassers. Hier beeifert sich jeder, seinen Beyfall laut werden zu lassen, es der öffentlichen Meynung zuvorzuthun, seinen Lieblingscharakter lauter zu erheben, alles Einzelne am besten selbst zu verstehen, und seinen eigenen Maßstab der Vortrefflichkeit für jedes einzelne Werk zu haben, von nichts anderm geleitet, als seiner enthusiastischen und furchtlosen Ueberzeugung. Es muß für den Verfasser von Waverley unterhaltend seyn, seine Leser und Bewunderer (und sind

*) Man fällt in der neuesten Zeit und in deutschen Blättern, die sich gegen unendlich unbedeutende Schriftsteller unendlich hold und nachsichtig benehmen, gegen den ausländischen Walter Scott so ungestüm aus; man vergißt die Stunden geistreicher Unterhaltung, die er uns, seiner höhern Verdienste nicht zu gedenken, durch seine Romane gewährte, so gänzlich, daß folgende kurze Charakteristik, nach einem eben erschienenen englischen Blatte bearbeitet, an der Zeit zu seyn scheint, um denen, die früher im Lobhudeln kein Maaß kannten, ein solches in ihrem Tadeln zu setzen.

**) Herr Heber in London, ein Freund W. Scott's und des Einsenders, erzählte, er habe ersterm den Tower gezeigt, und die Aussagen Shakespeare's hinsichtlich des Bloody Tower bezweifelt, worauf Walter Scott ängstlich rief: „Still, still! laßt mir meine lieben Sagen in Ruh!“

diese nicht stets dasselbe?) streiten zu hören, welche seiner Romane die besten seyen, Charakter gegen Charakter haltend, Stellen mit Stellen vergleichend, bestrebt, einander zu überbieten im ausschweifendsten Lobe, und doch unfähig, das Vorzügliche festzustellen oder den Schriften des Verf. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — so mannigfach, so gleich, so überwiegend sind ihre Verdienste. Seine Poesien sind wie modige und schön aufgeputzte Bekannte uns willkommen; die andern möchten wir wie alte Freunde in Stücke reißen. Sir Walter's Balladen-Reime haben etwas Buhlerin-Artiges; und wie die, welche Opern-Figurantinnen unterhalten, wollen wir von der Stadt unsere Bewunderung getheilt, unsern Geschmack bestätigt wissen: aber die Novellen sind wie Seelenfreundinnen, mit uns identifizirt, und wir sind eifersüchtig, daß irgend jemand so entzückt sey, und so bekannt mit ihrem Reize werde, als wir. Für welche seiner poetischen Heldinnen bräche der Leser wohl so bald eine Lanze wie für Jeanie Deans? Wie kann man das Fräulein vom See mit der schönen Rebecca vergleichen? Scott's epische Gedichte müssen eher metrische Romane genannt werden. Es ist da ein schimmernder Schleyer von Versen über die Gesichtszüge der Natur und Wahrheit geworfen: das einfache tiefe Gefühl geht verloren im dunkeln, nebelhaften Ausmalen einzelner Aeußerlichkeiten — in wohlklingenden Gemeinplätzen: die schöpferische Kraft, das plastische Bildungsvermögen, die Gewalt über das Material fehlt, bey aller Erhabenheit und Schönheit einzelner Theile der Poesien. Er ist ein gelehrter, ein wörtlicher Ausleger der Wahrheit wie der Fabel; er schwebt nicht über seinen Gegenstand hinaus: er blickt nicht auf ihn herab, seine eigenen lustigen Ansichten und Gefühle seinen Naturgemälden mittheilend: er hat ihn vor sich, er erhebt sich an ihm, er ist eins mit ihm, oder er ist nichts. Der Dichter muß Schöpfer seyn, d. h. er muß das, was er in Individualisirung und lokaler Treue verliert, durch die Kraft und den Gehalt seines Geistes ersetzen. Scott entbehrt das leztere: ihm fehlt entweder das Vermögen oder der Wille, seinen Gegenstand rein aus sich herauszuschaffen. Auch die Ausführung ist den gewöhnlichen Erscheinungen aus der Presse sehr ähnlich: sie ist leicht, angenehm, weichlich, weitschweifig. Sir Walter's Muse ist eine modern-antike. Der leichte, gefällige Versbau contrastirt glücklich mit dem rohen Material, das er behandelt; alles Schwere und Rauhe ist von der Masse der Lokal-Ueberlieferungen und veralteter Sitten genommen. Wir sehen wilde Ritter und eiserne Waffen; aber sie sind mit einer sorglosen, zarten Hand in Seide gestickt, und haben das Sanfte der Blüthen. Man kann des Dichters Figuren mit alten Tapetenarbeiten, auf den feinsten Sammt kopirt, vergleichen: sie haben nichts Aehnliches mit den Kartons von Raphael, aber sie gleichen Westall's Zeichnungen, wie sie Scott's Werken beygegeben sind. Diese Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung ist um so merkwürdiger, als man erzählt, Walter Scott habe früher einst mit einem Freunde die Mündung des Forth durchschifft, und diesem vorgeschlagen, die Zeit durch Versemachen über einen bestimmten Gegenstand zu vertreiben, wo denn nach einer Stunde saurer Arbeit beyde nur sechs Zeilen zu Stand gebracht hatten. „Es ist klar," sagte Walter Scott zu seinem Mitarbeiter, „daß wir beyde unsern Unterhalt nicht durch Versemachen zu verdienen hoffen dürfen." Ein Jahr später sezte er sich an die Arbeit, und ein Quartband floß nach dem andern hervor, als wären es Wassertropfen. Vergleicht man ihn übrigens mit den wahren und großen Dichtern Englands, so verliert er unendlich. Was ist er gegen Spenser, über dessen unsterblichen, ewiglieben Versen die Schönheit thront, und der das Purpurlicht der Phantasie von den ambrosischen Schwingen über die ganze Natur verbreitet hat? Was ist er gegen die Kraft eines Milton, dessen Haupt in der reinen Himmelsbläue thront, und der uns dorthin an seine Seite versezt? Sir Walter hat keine freye Combinationsgabe: seine Gedankenreihen sind, wie schon gesagt, die der Gewohnheit oder der Ueberlieferung. Er ist ein blos erzählender und beschreibender Dichter, gesprächig von der alten Zeit verhandelnd. Sein Dichten ist gefällige Oberflächlichkeit.

Anders ist es mit seinen Romanen und Erzählungen. Wo wir da hin schauen, ist er stets derselbe, — derselbe dem Stoffe nach, aber in der Form, in der Kraft, wie verschieden?. Der Verf. von Waverley hat sich von dem Zwang des Reims losgesagt, wie von dem Zählen der Sylben, dem Suchen nach Beywörtern, dem Färben des Styls, dem Gruppiren der Charaktere, und dem regelrechten Gang der Begebenheiten; seine Poesie war ein aufgepuztes Kammermädchen; seine Prosa ist eine schöne ländliche Nymphe, die, wie Dorothea im Don Quixote, betroffen in aufgelöstem Gewande den nackten Fuß im Bache waschend, umher schaut, und über die Verwunderung staunt, welche ihre Reize verursacht haben. Das große Geheimniß von des Verf. glücklichem Erfolg in seinen prosaischen Hervorbringungen ist, daß er sich den Netzen der Autorschaft gänzlich entwunden, und mit einem Riß allen Schmuck des schönen Styls und ausgesponnener Sentimentalität abgeworfen hat. Alles ist frisch, wie aus der Hand der Natur: wenn er ein oder zwey Jahrhunderte zurück geht, und die Scene in eine entfernte, unkultivirte Gegend verlegt, wird Alles neu und wunderbar lebendig. Hochländische Sitten, Charaktere, Landschafterey, Nordischer Dialekt und Gebräuche, die Kriege, die Religion und Politik des 16ten und 17ten Jahrhunderts geben der Ueberverfeinerung und

vertrockneten Schlaffheit der modernen Leser ein reizendes und heilsames Spannmittel, der Wirkung vergleichbar, welche ein kaltes Bad hat, in das man einen nervösen Wiedergenesenden wiest. Die schottischen Novellen sind aus diesem Grunde nicht so beliebt in Schottland wie in England. Der Contrast, der Uebergang ist weniger anziehend. Vom Gipfel des Carlton-Hill erspäht der Schottländer die Kuppen des Ben Lomond und den wogenden Umeiß von Rob Roy's Heimath: auf uns wirkt der Reiz der Ferne, das Zauberische des sanftgelüfteten Schleyers, der noch so Vieles errathen läßt, als er zeigt. Wie wohl thut uns die frische Verzluft in den Romanen Walter Scott's; in der Wirklichkeit würde sie unsere schwachen Nerven vielleicht herb angreifen: daher sendet sie uns Scott gemildert von Abbot's-Ford. *)

Walter Scott hat gefunden, daß die Wirklichkeit mehr ist als die Erdichtung; daß es keinen Roman gibt, wie der des wirklichen Lebens, und daß, wenn wir nur erfassen, was Menschen in ungewöhnlichen Lagen fühlen, thun und sprechen, das Resultat lebendiger, ergreifender ist, als das feine Spinngewebe des Gehirns. Er beschwört die Personen herauf, mit denen er zu thun hat, und kopiet sie nach dem Leben; er durchsucht die alten Chroniken und Memoiren; er fragt fahrende Pilgrimme, alte Sybillen um Rath; er verkehrt mit Lebenden und Todten, und läßt sich ihre Geschichten auf ihre Weise erzählen; und indem er von andern entlehnt, bereichert er seinen Genius mit steter Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Freyheit. Er schöpft seine Materialien aus den ersten echten Quellen, und in großen Massen. Er ist nur der Kopist der Natur, der Geschichte. Man kann nicht sagen, wie schön seine Schriften sind, man müßte denn sagen können, wie schön die Natur ist. Der ganze Theil der Geschichte seines Landes, welche er schildeere, lebt in seinen Werken wieder auf. Nichts fehlt — Die Täuschung ist vollständig.

Wie Walter Scott als Privatmann in dem von Partheygeist stets bewegten Edinburgh wohl der Einzige ist, den die eifrigsten Glieder der einen und andern Parthey gleich gern in ihren Kreisen sehen, so ist es auch mit ihm als Schriftsteller: seine Denkweise ist bekannt, er trägt sie aber niemals mit der mindesten Schärfe in seine literarischen Arbeiten über: die Reinheit seiner historischen Feder hebt die kleinlichen Vorurtheile in diesem Bezug, und malt den Puritaner so treu wie den Papisten. Er ist ein Schriftsteller, der alles Verschiedenartige der menschlichen Natur bey dem Leser auszugleichen versteht. Er geht nicht ein in die Unterscheidungen der feindlichen Secten oder Partheyen, sondern es handelt sich bey ihm von der Kraft oder der Schwäche des menschlichen Geistes, von den Tugenden und Lastern des menschlichen Herzens, wie sie sich in der ganzen Geschichte ausgeprägt finden. Gegen die Vorliebe für die „guten alten Zeiten" würden wir mancherley einzuwenden haben, wenn dieselbe Vorliebe uns nicht so viele unterhaltende Arbeiten von W. Scotts Hand gefördert hätte: in der That würde er sie wohl eben so wenig zurückwünschen, als die längst gehangenen Straßenräuber, welche den einsamen Wegen im Gebirge mehr Interesse und einen schauerlichern Anstrich geben! Wir schließen mit zwey Bemerkungen, die eine betrifft die gutgewählten Motto's aus fast allen neuern Dichtern, berühmt oder unberühmt, mit Ausnahme seiner eigenen Poesien — ein indirecter Beweis zu Gunsten der allgemeinen Meynung in Bezug auf die Quelle, aus der sie fließen —; die andere betrifft das schlechte und nachlässige Englisch, das in den Romanen Scott's auffallender und öfter vorkommt, als in irgend einem neuen Werke der englischen Presse. Es ist, als ob der Verf. die Handschrift nicht mehr lese, oder keinen Corrector-Bogen ansehe.

*) Der schöne Landsitz Walter Scott's, wo er die Herbstmonate hinzubringen pflegt.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Zu Turin ist bey Chiari und Prina eine von dem Ritter Ludwig Biondi, einem Römer, in italienische Verse gebrachte Uebersetzung der Fischer-Eklogen des Neapolitaners Sannazar ans Licht getreten, die an Reinheit und Einfachheit mit dem Originale wetteifert. Diesen Eklogen hat Biondi noch ein anderes Gedicht Sannazars, von seinem Verfasser Salices benannt, beygefügt. Dieses Gedicht ist eine Art Idylle, in welcher die Verwandlung einiger, von den Satyrn verfolgter Nymphen in Weidenbäume beschrieben wird. Derselbe hat in einem, 1823 zu Genua erschienenen Gedicht, aus drey Gesängen, mit den Ueberschriften, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, bestehenden Trauergedichte den Tod des Grafen Julius Perticari besungen, zu dessen Andenken sich auch der Prof. Paul Costa in einem zu Bologna, ebenfalls im verflossenen Jahre gedruckten besondern Elogio hat vernehmen lassen. Unter den für den Ruhm ihres Vaterlandes besorgten Literatoren unseres Jahrhunderts war Perticari einer der eifrigsten. Hochgeschätzt von ganz Italien, war er auch geliebt von Allen, denen seine nähere Bekanntschaft zu Theil geworden war. Hr. Costa sucht in der gedachten Lobschrift, eigentlich einer bey Anlaß der Leichenfeyer des Grafen Perticari gehaltenen akademischen Vorlesung, den eigentlichen Zustand des italienischen Literatur-Wesens gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts anzugeben, macht auf die Ursachen seines um diese Zeit eingetroffenen Verfalles aufmerksam, und zeigt zugleich, was für große Anstrengungen Perticari gemacht habe, um die Literatur sei-

nes Vaterlandes zu ihren wahren Grundsätzen dadurch zurückzuführen, daß er sie den Verderbnissen der Barbarey und der Sklaverey einer pedantischen Nachahmung zu entreißen gesucht. — In einer kürzlich zu Venedig im Athenäum vorgelesenen, nunmehr auch im Druck erschienenen Memoria sul commercio di Venezia, d. h. Abhandlung über den Handel von Venedig, und über die Mittel dem Verfalle desselben zuvorzukommen, von Ludwig Casarini, wird dem Leser vorerst eine rein geschichtliche Darstellung des Reichthums und der Macht des gedachten Freystaates, von ihrem Entstehen an bis zu ihrem Falle, vor Augen gelegt. Sodann macht der Verfasser den, wie man glaubt, zuerst von dem Dogen Marcus Foscarini ausgedachten Vorschlag, die Stadt Venedig ihrer Insularlage in Bezug auf Europa zu entreißen. Diese Lage, meynt Hr. Casarini, sey für Venedig in unsern Tagen höchst nachtheilig; man müsse die Stadt mit dem Festlande in Verbindung setzen, auf daß sie von daher alle zu ihrer Subsistenz erforderlichen Hülfsmittel desto leichter beziehen könne. Denn jezt sey sie genöthigt, vom Lande zu erwarten, was sich von der See her nicht mehr hoffen lasse. Der Rath des Hrn. Casarini geht dann noch absonderlich dahin, eine Heerstraße anzulegen, welche in gerader Linie von dem schmalsten Punkte der Lagunen ausgehen müßte, und deren Länge nicht über dritthalb italienische Meilen betragen würde. — Unter dem Titel: Vita di Saffo etc., hat eine Mailänderin von edler Herkunft, gleich geschickt im Führen des Pinsels und der Feder, Namens Bianca Milesi, einerseits der Muse von Lesbos, andrerseits einer gelehrten Mitbürgerin, Maria Gaetana Agnesi, ganz neuerlich ein kleines biographisches Denkmal gestiftet, und solches in einer, aus Chantilly vom 1sten Jenner 1824 datirten Zuschrift, einer Baronesse von Feuchères, als einer erklärten Liebhaberin der italienischen Sprache, zugeeignet. Die in den Wissenschaften und Künsten gleich bewanderte Dame sucht in ihren biographischen Notizen ihre Sappho, entgegen so manchen andern Behauptungen, als eine zwar von Leidenschaft ergriffene, aber verständige und getreue, zulezt aber unglückliche Person darzustellen, die auf jeden Fall des Mitleidens und der Achtung jedes durch Talente und Tugend sich auszeichnenden Menschen werth sey. Auch die Verdienste der Frau Gaetana Agnesi werden von ihr gehörig gewürdigt. Diese Dame cultivirte die höhern Wissenschaften, vornehmlich die Mathematik. Von ihr hat man einen Commentar zu L'Hopitals Schrift über die Kegelschnitte. Auch gab sie im Jahr 1748 analytische Institutionen heraus, welche die Pariser Akademie mit großen Lobsprüchen beehrte, und denen sie die Ernennung zum Professorate der Analyse an der Universität zu Bologna durch Benedikt XIV. zu verdanken hatte. Selbst Bossut fand für gut, diese Schrift in einer von dem Originale nur wenig abweichenden Uebersetzung seinem, für die Zöglinge der militärischen Ingenieur-Schule bestimmten, Lehrbuche einzuverleiben. Dieselbe Schrift hat auch der Commentator Newtons, der Professor Colson, ins Englische übertragen. — Ein zu Genua erschienenes Elogio di Andolò di Negro hat den Dr. B. Mojon zum Verfasser, welcher mit großem Fleiße alle, jenen gelehrten Genueser betreffenden Nachrichten zusammengetragen hat. Andolò di Negro war einer der berühmtesten Mathematiker und Astronomen des XIV. Jahrhunderts. Er gehörte zu den provenzalischen Dichtern dieser Epoche, hatte weite Reisen gemacht, und war auch Lehrmeister des Boccaccio gewesen, der in Betreff seiner Talente und Eigenschaften ein rühmliches Zeugniß hinterlassen hat. — Die schon vielfältig gefeyerte Academie dei Lincei, die älteste Akademie Italiens für Experimental-Philosophie, gestiftet von dem Fürsten Friedrich Cesi, deren historisch kritische Abhandlungen kürzlich der Herzog Baldassar Odescalchi herausgegeben hat, soll nun an dem Gelehrten Franz Cancellieri einen genauern und vollständigern Geschichtschreiber erhalten. Von diesem Werke Cancellieri's, welches neben anderen ein Gemälde der Literargeschichte Italiens in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts liefern, und sowohl in Bezug auf die neuen, von dem Verfasser angestellten biographischen Untersuchungen, als auch auf mehrere verheißene ungedruckte Aktenstücke, manches Interessante enthalten soll, hat das Giornale Arcadico von Rom vorläufig einen Prospektus bekannt gemacht. Es soll in dem gedachten Werke der Leser von dem Leben, Charakter und den Werken der berühmtesten unter den Lyncäern, so wie auch von den Bestrebungen und den Wechselschicksalen einer Akademie, mit deren Geist man noch allzuwenig bekannt ist, Kunde erhalten. Mehr und minder merkwürdige und belehrende Lebensnotizen in Betreff der berühmten Philosophen, J. Eckins, J. B. Porta, des großen Galiläi, J. Fabri, Virginio Cesarini, Ciampoli, Cassiano del Pozzo, Cäsar Marsigli, u. A. m., sollen ebenfalls aufgenommen werden. — In Italien, jedoch für Murray in London gedruckt, ist der noch im vorigen Jahre erschienene erste Band eines neuen, an Ausführlichkeit wie es scheine, alle bis jezt vorhandenen übertreffen sollenden Commentars zu Dante's Divina Comodia von Taeffe. Dieser Commentar enthält viel Neues und Eigenthümliches. In Betreff der Freundschaften und des Privatlebens des Dichters hat Hr. Taeffe mehrere, bis jezt unbekannte Umstände in Erfahrung gebracht und an's Licht gezogen. Ihm zufolge wäre Dante mit dem berühmten venezianischen Seefahrer Marco Paolo in vertrauter Bekanntschaft gestanden, ein Umstand, der es begreiflich macht, wie Dante von mehreren, dem Himmel der heißen Zone eigenthümlichen astronomischen Phänomenen Kenntniß haben konnte. Das Pantherthier, welches dem Dante auf dem Wege begegnet, wäre, nach Hrn. Taeffe's Dafürhalten, ein Bild der Stadt Florenz: der Löwe, meynt er, stelle den König von Frankreich vor, welcher den Verfasser der Divina Comedia eifrig verfolgte, und durch den Wolf könne nichts anderes angedeutet werden, als der Papst Bonifazius. Neben diesem Commentar enthält die Schrift des Hrn. Taeffe auch noch eine neue Uebersetzung der acht ersten Bücher der göttlichen Comödie, die aber, wenn auch einzelne Stücke derselben ein poetisches Talent verrathen, derjenigen des Hrn. Cary, der vorzüglichsten unter den in England befindlichen, nicht gleich kommt.

Nr. 72.

Litteratur-Blatt.

Dienstag den 7. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

Reise zum Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820 und 1821, von Heinrich Freyherrn von Minutoli, Königl. Preuß. General-Lieutenant, Ritter des rothen Adler-Ordens zweyter Klasse mit Eichenlaube, und des Preuß. Johanniter-Ordens, Ehrenmitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin u. s. w. Nach den Tagebüchern Sr. Excellenz herausgegeben und mit Beylagen begleitet von Dr. E. H. Toelken, ordentlichem Professor der Kunstgeschichte und Mythologie an der Universität zu Berlin. Mit einem Atlas von 38 Tafeln und einer Karte des Karavanenzuges. Berlin, bey Aug. Rücker. 1824. Seiten 448. (Ausgabe auf Velinpapier, Imperial-Quart, mit veränderten Stegen und den vorzüglichsten Tafeln, Ladenpreis 48 Rthlr. Ausgabe auf Velinpapier, gr. 4. 40 Rthlr. Ausgabe auf doppeltem englischem Druckpapier, 32 Rthlr.)

Dieses, Sr. M. dem Könige von Preußen gewidmete, und von diesem Monarchen huldvoll unterstützte Prachtwerk gehört offenbar zu den erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Reiseliteratur, und schließt sich würdig an die frühern Prachtwerke der Franzosen und Britten über Aegypten an, durch welche die Alterthumskunde an den Ufern des Nils in der neuesten Zeit so bedeutende Fortschritte gemacht hat. Zwar bleibt immer auch in dieser Wissenschaft noch so manches Dunkel aufzuhellen, so manches fest eingewurzelte Vorurtheil zu bekämpfen; aber dennoch glauben wir mit Sicherheit voraussagen zu können, daß, wenn noch einige Reisende mit derselben Aufopferung, Beharrlichkeit und Umsicht, wie der Herr General, den afrikanischen Boden betreten, und ihre Reiseberichte daheim so gründliche Herausgeber und Glossatoren finden, wie die des Freyherrn von Minutoli an den gelehrten Professoren Toelken und John, das Ufer des Nils und die Oasen der lybischen Wüste für uns bald ein nicht minder bekannter Schauplatz werden dürften, als die vieldurchwanderten classischen Gefilde von Hellas und Latium. Es möge uns jetzt erlaubt seyn, die Leser dieser Blätter in einer getreuen Relation mit dem Inhalte des vorliegenden Werkes genauer bekannt zu machen, *) woraus sich die hohe Wichtigkeit desselben für die Alterthumskunde jenes geheimnißreichen Landes, das mit Recht die früheste Wiege der Kultur und die Schule der Völker genannt zu werden verdient, am besten ergeben wird.

Der General Minutoli benutzte einen, sich ungesucht darbietenden Stillstand seiner amtlichen Thätigkeit, um von seinem Monarchen eine hinreichende Urlaubzeit zu einer wissenschaftlichen Reise in den Orient zu erbitten. Sein Plan war Anfangs sehr weitgesteckt: er wollte Aegypten bis Dongola bereisen, von hier aus die Cyrenaica, die Oasen, das rothe Meer, den Sinai und Horeb besuchen, und endlich die Rückreise über das Vedi-Musa, Palästina, den Libanon, Balbek, Palmyra, Ephesus und Troja, dann über Constantinopel, durch Griechenland, Sizilien, Italien und die Schweiz unternehmen, aber der griechische Freyheitskrieg, der eben mit erneuter Wuth ausbrach, als die Reisenden von Afrika nach Asien übergehen wollten, verhinderte die Ausführung nach dem beabsichtigten Plane, und sie mußten sich mit dem Wüstenzuge nach der Oase des Jupiter Ammon, ohne Zweifel der wichtigste Theil der ganzen Reise, und mit einem Durchfluge Aegyptens bis Syene hinauf, begnügen. Das Ministerium hatte dafür gesorgt, daß einige Gelehrte und Künstler dem Herrn General als Begleiter beygesellt wurden; diese waren der Professor Liman, ein ausgezeichneter Architekt, die Doctoren Hemp-

*) Bey kostbaren Bibliothek-Werken von solchem Gehalt ist es nicht blos erlaubt, sondern erwünscht. Hier genügt es nicht, daß „der Wegweiser die Hand ausstrecke" (s. Lit. Bl. 1824. No. 1. Sp. 1.), sondern die Recension soll provisorisch die Stelle des Buchs vertreten bey denen, die es des Preises wegen nicht sofort anschaffen können; sie soll das Wichtigste seines Inhalts gemeinnütziger machen helfen. Das liegt im Zwecke dieser Blätter, wenigstens nach meiner Ansicht davon.

Müllner.

rich und Ehrenberg nebst Herrn Söltner als Naturforscher, und ein der orientalischen Sprachen kundiger Gelehrter, Doctor Scholz, der von Rom über Triest den Reisenden nach Alexandrien vorausgeeilt war.

Am 17. Aug. 1820 schiffte sich der General M. mit seiner Gemahlin in Triest nach Alexandrien ein, und die dreywöchentliche Seereise bot nichts Interessantes dar. An der Küste Afrika's angelangt, lief das Schiff Gefahr zu stranden, weil die niedere Küste, ganz in Dunstnebel gehüllt, wieder aus dem Auge entschwand. Ein plötzlich sich erhebender Nordwind beseitigte jedoch die Gefahr, und trug die Reisenden wohlbehalten durch die Pforten des Marabout, den einzigen sichern Paß, in den alten Hafen von Alexandrien. Das Bild, welches sich hier dem Auge darstellt, ist wenig erfreulich. Niedrig, öde und farblos zieht sich die afrikanische Küste weit hin, bis sie im schwülen Nebel verschwindet. Kein belebendes Grün erfreut den Blick. Die Säule des Pompejus ragt einsam hervor, und dient den Schiffern als Wahrzeichen. Eine schmale Landzunge, die den alten und neuen Hafen Alexandriens scheidet, trägt den Harem, — den Palast des Pascha und den seines Sohnes Ibrahim, und die Stadt selbst gleicht mit ihren dachlosen Häusern, den halbverwitterten Mauern, dem Schutt und den Trümmern mehr einer Brandstätte, als einem bewohnten Orte. Die schönen Palmpflanzungen, die sie einst umgaben, sind durch die Franzosen während der Invasion zu besserer Vertheidigung der Stadt niedergehauen, und bis jezt durch keine neuen ersezt worden. Je trauriger der erste Eindruck war, den die ägyptische Küste gewährte, desto erfreulicher war der Empfang in Alexandrien selbst; denn hier wird die orientalische Gastfreyheit auf die edelste Weise geübt. Die Reisenden wurden in dem Hause eines Herrn Tourneau auf das Freundlichste aufgenommen, und die Herren Drovetti, Rosetti, Bucciante und D'Anastaso, Consuln europäischer Mächte, wetteiferten, ihnen gefällig zu seyn. Durch den ersten Minister-Dragoman des Pascha, den Armenier Bogbos Jusuff, wurde das Empfehlungsschreiben des Generals an Mehemed-Ali-Pascha abgegeben, worauf sogleich eine sehr freundliche Einladung erfolgte. Die Audienz, die ganz frey war von dem beengenden Ceremoniell der europäischen Höfe, fand drey Tage darauf Statt, und die Ungezwungenheit und Feinheit des Betragens des Pascha, verbunden mit einer zutraulichen Heiterkeit, die gleichwohl die gemessenste Würde nicht verlezte, gewann sehr bald das vollkommene Zutrauen der ganzen Reisegesellschaft. Den Schluß des ersten Kapitels macht nun noch eine ausführliche Schilderung des Mehemed-Ali-Pascha, des merkwürdigen Beherrschers von Aegypten, auf den jezt so viele Augen gerichtet sind, und eine gedrängte Uebersicht seines Lebens, seiner Kriege, seiner Staatsverwaltung, seiner Familie, und der einflußreichsten Männer seines Hofes, des Ministers Staatssekretärs Bogbos Jusuff und des Admirals Gibraltar. Die Darstellung ist äußerst gelungen, und sehr zum Vortheil des außerordentlichen Mannes, durch den für Aegypten ein neues Zeitalter zu beginnen scheint. *)

Das zweyte Kapitel beginnt mit einer Schilderung Alexandriens, die nicht sehr einladend ist: „In engen Straßen ein treibendes Gewühl von Menschen aller Farben, in den mannigfaltigsten Trachten, und von rauher ungewohnter Sprache. Zwischen ihnen sich drängende Kameele und Esel in großer Anzahl, zum Theil mit Wasser, Gütern oder Menschen befrachtet. Aber bey diesem Anschein eines emsigen Verkehrs allenthalben nur zu redende Spuren des bittersten Elends: Hunger und Blöße! Die Straßen ohne Pflaster und voll Wust. Offene Plätze, mit nichts bedeckt, als mit Sand und Staub, ohne einen Baum, der gegen die brennende Sonnenhitze geschüzt hätte. Hin und wieder die ekelhaften Reste verwesender Thiere, und Hunde in lästiger Anzahl. Verfallene und verlassene Häuser, und die bewohnten von schlechter Bauart, und fremdartigem, unheimlichem Ansehen. Dieß ist Alexandrien, wo die Neuheit des afrikanischen Lebens gleich im ersten Augenblick alles Anziehende verliert." — Dann folgen einige militärische Winke, Verbesserungen des alten und neuen Hafens und der Befestigung der Stadt selbst betreffend, die der Pascha, da sie sehr zweckmäßig und leicht ausführbar scheinen, wenn sie zu seiner Kunde gelangen sollten, gewiß nicht unbenuzt lassen wird. Von den alterthümlichen Merkwürdigkeiten erwähnt der Verfasser die Säule des Pompejus und die Obelisken der Cleopatra, deren einer auf der Erde liegt, um nach England abgeführt zu werden; ferner die Piscina, die Katakomben und neugeöffnete griechische Gräber in der Nähe des alten Hafens. Nach der, durch die englischen Offiziere Dundas und Desade mühsam entzifferten Inschrift wurde die sogenannte Pompejussäule von dem Erarchen Aegyptens, Pontios, dem Kaiser Diocletian geweiht, obgleich die unter den Arabern gebräuchliche Benennung: Ahmaud-Issanwer, eher auf den Septimius Severus zu gehen scheint. Unser Werk theilt die griechische Inschrift der Säule mit den Ergänzungen des Herrn Heiter in Neapel mit, gegen welche sich nichts Erhebliches einwen-

*) Diese, in jeder Hinsicht glaubwürdige Schilderung erregt gerechte Zweifel gegen die Wahrheit der Anecdote von der Art, wie der Pascha das Diplom der naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. aufgenommen haben soll; eine Erdichtung wahrscheinlich, die nur allzuschnell aus englischen Journalen in die deutschen Volkszeitungen übergegangen ist, und in welcher der Pascha als ein roher und unwissender Mensch erscheint.

Müllner.

den läßt. Am Schlusse des Kapitels spricht der Verfasser über die zu Alexandrien so gewöhnliche, unter dem Namen der ägyptischen Ophthalmie bekannte Augenkrankheit, deren Ursprung er hauptsächlich in der Feuchtigkeit der Luft, dem feinen, mit Salpeter und Salmiak stark geschwängerten Staube, und den Ausdünstungen, die von dem Brennen des Kameelmistes herrühren, suchen zu müssen glaubt. In dem Bestreichen der Augenlieder mit kölnischem Wasser fand er ein sehr wohlthätiges Präservativ. Das dritte Kapitel beginnt mit den Vorkehrungen zu der Reise in die Cyrenaica. Der Mangel eines großherrlichen Firmans für das Tripolitanische Gebiet wurde durch ein Empfehlungsschreiben des Mehemed-Ali-Pascha an den Kalil-Bey von Bengasi und Derna ersetzt, und Alles aufgeboten, dem Unternehmen einen glücklichen Erfolg zu sichern. Allein sehr bald gab das den Arabern eigenthümliche Mißtrauen Veranlassung zu gerechten Besorgnissen. Die Kunde von dem beginnenden Aufstande der Griechen war schon bis zu diesen fernen Orientalen gedrungen, und man brachte mit ihr die Reise des Generals in Verbindung. Die Araber nannten ihn, wie einst Bonaparte, El-General-Kebir, den großen Feldherrn; und dieser ehrenvolle Beyname war für die wissenschaftlichen Zwecke wenig empfehlend, da man in dem Wahne stand, der preußische General wolle blos die Meeresküsten bereisen, um für irgend eine europäische Invasion zu Gunsten der Griechen, die man in vollem Ernste befürchtete, Häfen und Landungsplätze auszusuchen. Die Araber, die den Zug leiteten, waren daher stets bemüht, die Reisenden von der Küste möglichst entfernt zu halten. Hiezu kam noch die kleinliche Eifersucht der in Aegypten hausenden europäischen Alterthumsspekulanten. Diese betrachteten die beabsichtigte Reise nach Cyrene als einen stillen Vorwurf für ihr merkantilisches Treiben, welches sich noch nicht bis in jene, für sie so leicht zugängliche Gegend erstreckt hatte, und scheinen in der That aus den unedelsten Absichten ingeheim gegen das Gelingen der Unternehmung des Freyherrn von Minutoli gewirkt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antikritische Bemerkungen

über die Recension von des Herrn D. Eduard Gans „Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung," im Lit. Bl. No. 29. v. J. 1824.

Ein Ungenannter hat in der Zeitung für die elegante Welt No. 95. sich aufgehalten über die gedachte Recension. Sie lobe das Buch *stupend*, sagt er. Das kann ich nicht finden. Sie zeigt blos, daß das Buch ein *stupendes* Buch ist, d. h. ein Buch, das man anstaunen muß, weil man — nicht klug daraus werden kann; und das ists auch. Mich hat schon der Beysatz auf dem Titel frappirt: „Eine Abhandlung der Universalrechtsgeschichte." Unter einer Rechtsgeschichte hab' ich mir immer den Inbegriff der Thatsachen gedacht, durch welche das Rechtssystem unter einem Volke entstanden ist und sich nach und nach verändert hat. Unter dem Wort *Universalrechtsgeschichte* wollt' ich mir daher die Geschichte des Rechtssystems unter *allen* Völkern denken, die eins haben; aber ich begriff nicht, wie der Herr D. Gans zur Kenntniß aller der Rechtsgeschichten gekommen seyn könnte, deren Inbegriff die *Universalrechtsgeschichte* ausmachen würde. Indessen, dacht' ich, er handelt ja in dem Buche nur die Universalgeschichte des *Erbrechts* ab, und gleich wie wir unter einer Universalgeschichte überhaupt blos die Geschichte derjenigen Völker verstehen, von denen wir etwas mehr wissen, als ihre Existenz; so wird sich wohl auch seine Abhandlung auf das Erbrecht unter denjenigen Völkern beschränken, von deren Meynungen, Sitten und Gesetzen wir genug wissen, um von dem *Erbrechte*, welches unter ihnen im Gebrauch ist, oder *gewesen* ist, uns einen deutlichen Begriff zu machen. Dazu gehört freylich schon viel. Denn das Erbrecht ist ja wohl der Inbegriff der Rechtsgrundsätze, nach welchen das Vermögen einer Person durch die Thatsache ihres Todes auf andere, lebende Personen übergeht. Diese Grundsätze sind so willkürlich, daß jedes Volk gar füglich seine eigenen haben kann, nach Beschaffenheit seiner Rechtsphilosophie und seiner positiven Gesetzgebung. Daher kann es unmöglich leicht seyn, sie alle gründlich kennen zu lernen. Um so stupender kam es mir denn vor, im Lit. Bl. S. 115. zu lesen, daß Herr Dr. Gans nicht nur das indische, mosaisch-talmudische und moslemitische, sondern auch das *chinesische* Erbrecht abhandele, und ich wunderte mich, theils daß der Recensent auch nicht eine Sylbe von den *Quellen* sagte, aus welchen Herr Gans seine chinesische Erbrechtsgelahrtheit geschöpft haben könnte, theils daß Herr D. Gans nicht auch seine *birmanische* und *aschantische* an den Tag gelegt haben sollte, da jetzt die Birmanen und die Aschanti's anfangen wollen, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen.

Inzwischen war ich schon einige Spalten vorher noch stärker erstaunt, nämlich über die *Aufgabe*, die Herr Gans sich gestellt haben soll: „innerhalb des Kreises des Erbrechts die nothwendige Bewegung des *Weltgeistes* zu zeigen, i. e. zu zeigen, daß selbst durch die entferntesten Lehren des Privatrechts derselbe Gedanke scheint, der im lärmenden Getöse öffentlicher Verwickelung und in der starken Kraftäußerung weltgeschichtlicher Thaten lebt." Wenn Herr Gans, dacht' ich, unter dem Weltgeiste *Gott* versteht, was mag er wohl unter dessen *nothwendiger Bewegung* verstehen? Nimmt er *aber* dem Weltgeiste ein zwingendes Fatum an, wel-

ches demselben gewisse Bewegungen nothwendig macht? Statuirt er vielleicht eine Offenbarung des universellen Erbrechts? Das konnt' ich nicht glauben, und merkte endlich, daß er unter dem Weltgeiste wohl den Geist der Völker in der Welt verstehen möchte, oder die Gedanken ihrer Weisen und Gesetzgeber, aus welchen deren Erbrecht entstanden ist. Das merkt' ich aus dem Umstande, daß er, laut der Recension, „den Logos, das Princip der ganzen römischen Geschichte (und also auch der Erbrechtsgeschichte) in dem absoluten Gegensatze eines objectiven und subjectiven Princips" sucht.

Zwar verstand ich das Anfangs nicht, aber zum Glück drückte es der Recensent gleich darauf „in Worten der Erscheinung" aus, und zwar so: „die römische Geschichte ist der Kampf der Patricier und Plebejer." Folglich sind, in Worten der Erscheinung ausgedrückt, die Patricier das objective, und die Plebejer das subjective Princip der römischen Geschichte, und wer das nicht versteht, der muß gar nicht wissen, was objectiv und subjectiv ist; er muß einen subjectiven Historiker, Rechtsphilosophen und Gelehrten überhaupt von einem objectiven nicht zu unterscheiden wissen. Der berühmte Jurist von Savigny hat sich verwundert über die isolirte Trefflichkeit des römischen Privatrechts zur Kaiserzeit, die mit dem übrigen Wesen dieser Zeit nicht zusammen zu reimen sey. Diese Verwunderung zeugt von Subjectivität des gelehrten Savigny. Herr D. Gans sieht die Sache viel objectiver an. In der römischen Monarchie sind die beyden kämpfenden Principien (Patricier und Plebejer) „von ihrer gegenseitigen Bestimmtheit ab, und in einander gegangen." Die Kaiserzeit ist die Welt des Privatlebens, im Gegensatze der Republik, als des öffentlichen Lebens. Was Wunder also, daß die Welt des Privatlebens, gegen die des öffentlichen gehalten, ein treffliches Privatrecht hat? Mit vollem, literarischem Privatrechte findet daher der objective Herr D. Gans Savigny's Verwunderung seicht, und sein Recensent stimmt ihm bey, obwohl er mir ein subjectiver Recensent zu seyn scheint, d. h. einer, der — sich selbst recensirt. „Schon in der ganz abstracten, allgemeinen Eintheilung des römischen Rechts (sagt er) zeigt sich das objective Princip als das streng römische Recht, als jus civile, das subjective Princip als das frey menschliche, als jus gentium." Wenn ich mir das in „Worte der Erscheinung" übersetze, so heißt es: die Patricier haben das jus civile, die Plebejer das jus gentium ersonnen und ausgebildet. Eben so im Familienrechte. „Da steht eine strenge Ehe, in welcher die Frau Haustochter ohne Selbstständigkeit ist, einer freyen gegenüber, worin die Ungemeinschaftlichkeit bis zu der Spitze getrieben ist, daß unter Ehegatten sogar die Schenkungen verboten sind." In der That ist dieses Verbot höchst plebej, d. h. es muß aus dem Plebejismus erklärt werden. Das ältere römische Recht war bekanntlich so unartig, die Eheweiber als Töchter ihrer Männer zu betrachten, und daher zwischen beyden, gleichwie zwischen Vater und Kinde, eine Einheit der Person zu statuiren, welche den Begriff aller Schenkungen ausschloß, weil man sich selbst eigentlich eben so wenig etwas schenken, als man von sich selbst etwas borgen kann. Das spätere römische Recht gab zwar den Eheweibern mehr Selbstständigkeit, behielt aber doch den Grundsatz von der Ungültigkeit der Schenkungen bey, und die Herren Doctoren Paulus und Sextus Cäcilius führten dafür die zwey Ursachen an, daß nicht etwa ein Ehegatte dem andern sein Vermögen abschwatzen und dann die Ehe zerreißen; oder umgekehrt durch Geschenke sich bewegen lassen möchte, in der Ehe zu bleiben, wodurch der Ehestand gleichsam käuflich werden würde. (L. 2. Dig. de donat. inter virum et uxorem, XXIV, 1.) Diese Ansichten beruhten offenbar auf gemeinen Gesinnungen, und die Kaiser Antoninus und Severus schafften sie daher anno urb. cond. 955 ab durch die Verordnung, daß dergleichen Schenkungen zwar gelten, aber doch bey Lebzeiten widerruflich seyn sollten. Durch diese halbe Maßregel stiftete die kaiserliche Macht einen Vergleich zwischen dem subjectiven und objectiven Princip der römischen Geschichte, das ist vollkommen klar!

Aber trotz dieser Klarheit kann ich aus der fraglichen Recension nicht klug werden über das Buch, und ich wäre daher capable, dasselbe zu lesen, wenn ich geübter wäre in der Kunst, den abstracten und absolut-Hegelischen Styl des Herrn D. Gans, wie er mir in den mitgetheilten Proben vorgekommen ist, in die Sprache der Erscheinung zu übersetzen. Bey Montesquieu, mit welchem der Recensent den Herrn Gans (und zwar zum Vortheile des Lezteren) vergleicht, hab' ich das niemals nöthig gehabt; und der subjective Herr Recensent hätte von ihm lernen sollen, in der gedachten Erscheinungssprache zu schreiben, wenn nicht das Buch, doch die Recension. Daß die Metaphysik ein ens noumenon gewissermaßen höher achtet, als ein ens phænomenon, das laß' ich gelten; aber die Sprache taugt zu dem Zwecke, sich der Welt verständlich zu machen, nur insoferne, als sie ein Erscheinungs-Ding ist. Als Gedanken-Ding, d. h. als ein Ding, welches die Schriftsteller dieser oder jener Schule autonomisch sich selbst gemacht haben, ist sie nichts Besseres, als ein Quirl, der alle Begriffe unter einander rührt, und so oft ich sehe, daß jemand diesen Quirl in den Topf irgend einer Wissenschaft steckt, und darin herumdreht, komm' ich in die Versuchung, ihn auf die Finger zu schlagen. *)

*) Ich auch bisweilen; aber cui bono? — Ueberdieß gesteht der Herr Antikritiker, daß er das Buch des Herrn D. Gans nicht gelesen hat. Es kann ja wohl deutlicher seyn, als die Beschreibung, welche der (mir unbekannte) Recensent davon gemacht hat. Müllner.

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

(Fortsetzung der Recension von Minutoli's Reise.)

Am 5. Oktober war die Karavane zusammengebracht. Sie bestand aus 41 für den Dienst der Reisenden bestimmten Kameelen, aus den Kameelen der Beduinen, die den Zug mitmachten, und 4 Reitpferden. Die Bedeckung bildeten 25 bewaffnete Beduinen unter Anführung des Hadschi Endawi Abu Daheb, des Oberhauptes des lybischen Beduinenstammes Dschimmeat, und den Dragoman machte ein gewandter Mameluk, der Arabisch und Französisch aufs Beste sprach. Die ganze Karavane stand im Solde des Generals, und die Kameele waren auf hundert Tage gemiethet. Da der Prof. Liman noch nicht aus Europa angelangt war, so suchte der General Minutoli diesen Mangel durch das Engagement der Herren Gruoc und Boldrini zu ersetzen, von denen auch ein großer Theil der dem Werke beygegebenen Zeichnungen entworfen ist.

Der Zug ging unter mehrfachen Hindernissen, die meist in der Widerspenstigkeit und gemeinen Habsucht des arabischen Scheiks ihren Grund hatten, auf der schmalen Landzunge zwischen dem See Mareotis und dem Meere, über einen steinigen, mit Gestripp bewachsenen Boden, über Tschelle-Lachterieh und die Brunnen Suanled-Mathar und Bir-Mahsen zu dem Thurm der Araber und Abousir. Der erstere, der lezte Rest eines Mausoleums in ägyptischem Style, erhebt sich auf einem Felsenhügel, und dient den Küstenfahrern zum Merkzeichen. Er wurde von den Reisenden genau untersucht und gezeichnet. Abousir ist die Station Taposiris der Peuting-Tafel, das Taposiris des Claudius Ptolemäus und Strabo's, wo einst glänzende Volksfeste gefeyert wurden. Die Ruine des weitläufigen Tempels, der wahrscheinlich diesen üppigen Kanobismen geweiht war, ist von dem Verfasser genau untersucht, gezeichnet und beschrieben worden. Zu Abousir stieß der Prof. Liman, der indessen zu Alexandrien angekommen und dem Zuge nachgeeilt war, zu der Karavane. Nach höchst unangenehmen und gefahrvollen Verhandlungen mit dem Scheik, der die Karavane führte, welche fast die Rückkehr nach Alexandrien zur Folge gehabt hätten, ward endlich die Reise über die Lagerplätze El-Hamam, an den aus Quadersteinen aufgeführten Denkmählern aus römisch-griechischer Zeit, von denen das östliche Casaba-Schamame-Schargie, das westliche Casaba-Schamame-El-Gardie genannt wird, vorüber, in der Nähe der Meeresküste hin, auf der alten Straße nach Parätonium fortgesezt. Beyde Ruinen sind nach der Meynung des Ref. die Ueberreste von römischen Stationen, welche die Peuting-Tafel in dieser Gegend aufgezeichnet hat, vielleicht Patricum, Comarus oder Monogamis. Dann ging der Zug über Kurme-Karbije und die Cisterne Bir-Regy nach dem Höhenstreif Schmeime, welcher mit dem Vorgebirge Deras, der Derris extrema (Δέῤῥις ἄκρα νη̄. λγ΄. λᾱ γ΄.) des Ptolemäus, fast unter gleichem Meridian liegt. Hier beging der General Minutoli den 15. Oktober den Geburtstag des Kronprinzen von Preußen so festlich, als es mitten in der Wüste nur möglich war, durch das Preisgeben eines Hammels, und die Spende einiger Flaschen des besten mitgenommenen Weines, wahrscheinlich nicht weniger heiter, als früher bey den diplomatischen Gastmählern der Hauptstadt. Endlich erreichte die Karavane über Bir-Thaun, eine antike Cisterne, wellenförmiges Terrain durchziehend, wo sie zuerst das der Wüste eigenthümliche Naturspiel Mirage (Wasserschein) sahen, von feindlichen Arabern allarmirt, nach mehrfachen ernstlichen Zwistigkeiten mit dem Scheik, die römischen Ruinen Zuba-Soyer-Wahe und Gudle berührend, die Küstennähe des alten Parätoniums, welches jezt von den Arabern El-Baratoun genannt wird. Parätonium lag nach Plinius (H. N. V, 6.) zweyhundert römische Meilen (ungefähr 40 geographische) von Alexandrien entfernt, an der Küste, auf dem Wege nach Cyrene, welche Entfernung, sobald die Beugung der Küste in Anschlag gebracht wird, ziemlich genau zutrifft. In den Zahlen der Peuting-Tafel hingegen findet auf dieser Route eine Unrichtigkeit Statt; denn wenn wir die Distanzen der sechs Stationen zwischen Parätonium, das sie Pretonium nennt, und Alexandrien zusammenziehen, so gibt die Totalsumme

blos 116 Millien, was offenbar zu wenig ist. Die alte Stadt hieß auch Ammonia, und man reiste von hier in 1300 Stadien (32 bis 33 Meilen) zur Oase des Jupiter Ammon.

Das vierte Kapitel enthält die Fortsetzung des Küstenzuges durch die Wüste von Parätonium bis Bir-El-Kor, an der Tripolitanischen Gränze, und von da in das Innere, nach der Oase des Jupiter Ammon. Die Karavane berührte auf diesem Strich die Brunnen Bir-Scheik-Abdulach und Bir-Daffa-Vadi, und zog dann über den Berg Kassa-Bouladou und den Brunnen Bir-Mothani nach der Gegend Jnbridad, wo sich sechs Brunnen befinden, die jedoch alle ausgetrocknet waren. Von hier ging der Weg über ein Plateau, das sich nach dem Meere zu absenkt, an mehreren Brunnen vorüber, unter denen die merkwürdigsten Bir-Sabah, Vadi-Nakabat und Abou-Katsche. Bey Kassee-Schama, einer neuarabischen Burg auf antiken Substructionen, die von den Truppen des Pascha von Aegypten zerstört worden ist, in der Nähe des Meeres, wurde das Lager aufgeschlagen. Wahrscheinlich lag hier der Flecken Apis, wenn die 62 Millien (etwas über 12 geographische Meilen) der Entfernung von Parätonium bey Plinius (H. N. V, 6) richtig sind, oder der Hafenort Selinus Portus (Σιλινοῦς λιμήν — ν̃ς. — λα̃. γ'.) des Ptolemäus, wenn wir den Angaben des sonst so kritischen Strabo über den Flecken Apis trauen dürfen. Ref. glaubt das Erstere; denn er hält den Selinus Portus für die schöne Bucht zwischen den Vorgebirgen Palbioni und Jurjura. Leider bekam bey Kasser-Schama der General Minutoli volle Gewißheit, daß er bey Fortsetzung der Reise nach dem cyrenäischen Gebiete mit fast unübersteiglichen Hindernissen zu kämpfen haben würde, da der treulose Scheik, sein Führer, Alles, was nur in seinen Kräften stand, verwendete, um die Ausführung dieses Plans zu vereiteln. Schon großer Zeitaufwand wäre nöthig gewesen, um die Antwort auf die nach Bengasi gesandten Empfehlungsbriefe abzuwarten, und auch dieser vielleicht ohne alle Aussicht auf einen glücklichen Erfolg des Unternehmens. Nach langer Berathung beschlossen daher die Reisenden sich zu trennen. Der Herr Prof. Liman entschied sich für die Untersuchung von Cyrene und der übrigen Orte der Pentapolis; die Naturforscher, denen Herr Scholz sich anschloß, wollten mit dem Frühjahre zur See nach Alexandrien zurückkehren, und der General Minutoli über Siwah nach Kairo zu seiner Gattin reisen, um von hier aus Ober-Aegypten zu besuchen. Der Zug ging nun noch gemeinschaftlich in der Nähe der Meeresküste über die Brunnen Bir-El-Vadi, Bir-Nakabah-Marsange, Bir-Alem-Mel und Bir-Talout-Vadi in das Thal Vadi-El-Ghitani; dann langsam über ein hohes Plateau, bey den Brunnen Bir-El-Bagar, Bir-El-Kadri-El-Vadi und Bir-Thoula vorbey, zu dem Brunnen Bir-El-Kor, der vortreffliches Wasser enthält, wo der Scheik, der vorangezogen war, die Karavane erwartete. Hier trennte sich die Karavane dem vorhergefaßten Beschlusse gemäß. Die Naturforscher, mit ihrem Gehülfen und ihrem Dragoman, Prof. Liman, Boldrini und Scholz und 17 bewaffnete Araber mit 29 Kameelen und 2 Pferden, von zwey Verwandten des Scheiks und einem Mogradinen geführt, zogen westwärts nach der Tripolitanischen Gränze, um die Cyrenaica zu erreichen; der General M. aber mit Herrn Gruoc, zwey Bedienten, acht Arabern, geführt von dem Scheik und einem Mameluken, mit zwölf Kameelen und drey Pferden, wendeten sich seitwärts nach Siwah, der Oase des Jupiter Ammon. Der Weg führte durch eine rauhe, unwegsame Gegend, die mit Sand und Steinen angefüllt war, über die Brunnen Bir-Thoana und Bir-Laghi Furath an den Fuß des Gebirges La-Rabbia, nach der Ansicht des Ref. der Mons Asyphus (Ἄσυφος ὄρος) des Ptolemäus, zwischen der Seestadt Catabathmus und der Hammorum Civitas. Die Reisenden übernachteten bey dem Brunnen Bir-Vadi-Rabbia auf der Südseite des Bergrückens. Hier waren sie gezwungen, weil eine alte Wunde am Arme des Generals, durch die Strapazen der Reise entzündet, wieder aufgebrochen war, einige Tage zu rasten. Die Araber schossen indessen einen fetten Wolf, der ihnen, obgleich nach ihren Religionsbegriffen ein unreines Thier, dennoch eine sehr leckere Mahlzeit gab. Der gefährliche Wind Chamsin belästigte die Karavane sehr; dann allarmirten friedliche Straußenjäger, die von den Arabern des Zugs für Räuber gehalten wurden, das Lager, und ein heftiger Sturm stürzte in der Nacht die Zelte nieder, ohne jedoch die Reisenden zu beschädigen. Nach sechstägiger Rast wurde die Reise durch eine mit Futterkräutern für die Kameele reichlich bewachsene Gegend fortgesetzt, und das Nachtlager bey dem Brunnen Bir-El-Kamsi, wo die Kameele das letzte Futter bis Siwah fanden, aufgeschlagen. Von nun an nahm die Gegend ganz das Gepräge der eigentlichen Wüste an; das Auge sah nichts als Sand und Steine, und dieser war gewöhnlich mit zahllosen kleinen schwarzen Kieseln übersäet, so daß man ausgestreute Saamenkörner zu erblicken glaubte. Nach drey sehr starken Tagemärschen endlich erreichten sie die Oase Siwah. Der Zug bis hierhin bot wenig Bemerkenswerthes dar, außer daß die Reisenden auf dem öden Sande die knöchernen Ueberbleibsel von 5 Arabern, die mit ihrer Heerde verschmachtet waren, angetroffen hatten — eine schreckliche Warnung für die, welche die Wüste bereisen! Einer bewaffneten Räuberbande von 25 berittenen Beduinen, die auf die Karavane Jagd gemacht hatte, wie die Reisenden später in Siwah erfuhren, waren sie nur durch die Dunkelheit der Nacht schon ganz in der Nähe der

Oase entgangen. Die Oase ist auf der Nordseite mit hohen Felsen eingefaßt, die wie Burggemäuer, Bollwerke und Thürme anzusehen sind, gleichsam als hätte die Natur dieses gesegnete Ländchen gegen jeden Angriff befestiget. Der Blick von dem Thalrande auf dieß fruchtbare Wüsteneiland mit seinen Gärten und Palmenwäldern ist unendlich erfreulich und lieblich, besonders nach den Mühseligkeiten eines mehrwöchentlichen Wüstenzuges. Ein lauter Jubel der Araber begrüßte das ersehnte Ziel der Reise; sie sprangen, schrieen, sangen, tanzten und feuerten ihre Gewehre ohne Unterlaß ab, so daß die Kugeln den Reisenden um die Ohren pfiffen. Anfangs machten die Siwaher, ein sehr argwöhnisches Völkchen, große Schwierigkeiten, ob sie den General Minutoli einlassen wollten, oder nicht; aber endlich erfolgte auf die abgegebenen Empfehlungsschreiben eine günstige Entscheidung. Bey dem Grabe Scheik Soliman's, eines muhamedanischen Heiligen, in der Nähe eines Bethauses, auf dem freyen Platze zwischen den Ringmauern und den Häusern, wurde also das Lager aufgeschlagen. Der Herr General ließ die angesehensten Männer des kleinen Staates zu sich entbieten, und sezte ihnen den Zweck seiner Reise auseinander, und aus ihren übrigens willfährigen Antworten ging deutlich die unendliche Wichtigkeit hervor, die sie ihrem Lande und allem darin Befindlichen beylegen. Besonders schienen sie in Furcht, daß die neuen Ankömmlinge zauberische Kräfte in ihrer Gewalt haben möchten zum Verderben ihres Ländchens; denn alle Denkmähler der Oase, besonders die Katakomben, stehen nach ihrer Meynung in dem Schutze geheimnißvoller feenartiger Mächte. Sie behaupteten frey: Nach des ersten Franken Anwesenheit (Browne 1792), der in jene unterirdischen Wohnungen eingedrungen sey, habe eine Quelle plötzlich zu fließen aufgehört. Auf einer Insel des Birket-El-Araschi, eines kleinen Landsee's westwärts von Siwah, sey der Ring, das Schwert und die Krone des Königs Salomo, jenes Erzzauberers des Orients, vergraben, und ihnen stehe das größte Verderben bevor, wenn diese Stücke entwendet würden. Ihr Aberglaube macht sie also im höchsten Grade mißtrauisch gegen die Franken, denen sie durchgängig zauberische Kräfte zuschreiben; aber doch gaben sie dem General Minutoli volle Freyheit, Alles zu untersuchen und zu zeichnen. Die Reisegefährten desselben, die nach ihrer verunglückten Expedition gegen Cyrene ebenfalls nach Siwah kamen, als der General bereits abgereist war, waren nicht so glücklich, und wurden fast wie Gefangene behandelt. Ein noch weit schlimmeres Schicksal hatte früher der französische Oberst Butin gehabt, welcher den geheimnißvollen See Birket-El-Araschi mit Hülfe eines mitgebrachten Bootes untersuchen wollte. Dieser rettete nur mit Mühe sein Leben.

In dem fünften Kapitel folgt nun eine genaue Beschreibung von Siwah selbst. Der Boden der Oase ist meistentheils dem der Wüste gleich, nur durch die Bewässerung veredelt und fruchtbar gemacht. Diese Eigenthümlichkeit findet auch bey den übrigen Oasen der libyschen Wüste Statt. Das Wort Oase, Oasis, Auasis, arabisch El-Wah, koptisch Ouahsi und Ouahe, bezeichnet daher ursprünglich blos Wohnung oder bewohnten Ort, vielleicht mit unserm Wort Aue verwandt. Vorzugsweise wurden im Alterthum die beyden zunächst bey Aegypten befindlichen Oasen so genannt, die als Oasis Magna und Oasis parva zwey ägyptische Nomen ausmachten, und in neuester Zeit von Cailliaud, Drovetti und Belzoni in alterthümlicher Hinsicht genau untersucht worden sind. Weit bekannter und berühmter im Alterthum war jedoch die entferntere dritte Oase wegen des dort begründeten uralten Orakels des Jupiter Ammon, und unser gelehrter Reisender sucht zuvörderst aus unläugbaren geographischen Gründen zu erweisen, daß diese keine andere seyn könne, als Siwah, was zuerst Rennell aus Browne's Reiseberichten und Hornemann an Ort und Stelle muthmaßten. Die Oase von Siwah mißt zwey deutsche Meilen in die Länge und nirgend über eine halbe in die Breite. Der Boden besteht entweder aus bloßem Sande, oder ist mit sandigem Thone bedeckt, der meist mit Salztheilchen geschwängert ist. Zahlreiche süße Quellen bewässern das Erdreich, und auch salzige und kleine Salzseen fehlen nicht, aus denen fruchtbare Inselchen, die süße Quellen enthalten, hervorsteigen. Die Vegetation ist äußerst üppig. Datteln, Granatäpfel, Feigen, Oliven, Aprikosen, Melonen und Trauben gibt es in Menge. Das Hauptprodukt und der ergiebigste Handelsartikel sind indessen die Datteln, die weit und breit ausgeführt werden; man erntet davon 5000 bis 9000 Kameelladungen jährlich. Außerdem wird auch Gerste, Reis und Oel gewonnen; von den beyden ersten Produkten jedoch nur der nothwendige Bedarf. Der Viehstand der Oase beschränkt sich auf 250 Stück Rindvieh, 1500 Esel, 300 Ziegen und nur wenige Kameele, die hier nicht gedeihen. Das Ländchen zählt außer dem Hauptorte Siwah-Kebir (Groß-Siwah) noch drey Städtchen oder Dörfer: Siwah-Schargieh, Siwah-Gardieh und Maschie. Alle sind befestiget, haben, da sie hoch liegen, ein burgartiges Ansehen, und wimmeln im Innern von Menschen. Die ganze Bevölkerung theilt sich in sechs Stämme, und wird auf 8000 Köpfe gerechnet. Dem Charakter nach sind die Siwaher unruhig und streitsüchtig, und schließen ihre Händel gewöhnlich durch eine Art von Zweykampf. Ein Mord kann durch eine Geldsumme gebüßt werden; nehmen jedoch die Verwandten des Erschlagenen diese Buße nicht an, so wird an dem Mörder ein strenges Wiedervergeltungsrecht ausgeübt. Die Justiz ist sehr

streng: auf Diebstahl und Gewaltthätigkeit gegen Frauenzimmer steht eine schwere Strafe. Noch vor Kurzem war dieser kleine Staat eine oligarchische Republik, die den türkischen Kaiser, ohne Tribut zu zahlen, als ihren Oberherrn anerkannte. Im Frühjahr 1820 wurde Siwah von den Truppen des Pascha von Aegypten unterworfen, und mit einer Kriegssteuer von 12,000 spanischen Thalern und einem jährlichen Tribut von 2000 Kameelladungen Datteln belegt.

Die alten Ammonier waren eine Colonie der Aegypter und Aethiopier, und ihre Sprache nach Herodot (II, 42.) aus den Sprachen dieser beyden Völker gemischt. Die Hautfarbe der Siwaher ist noch jezt dunkler als die der Aegypter, und ihre Mundart weicht sehr von dem gemeinen Arabischen ab. Nach einer scharfsinnigen historischen Untersuchung des Herrn Generals können die heutigen Bewohner Siwah's wirklich die Nachkommen der alten Ammonier seyn.

Der erste Gang des Generals in Siwah war nach der durch Browne bekannt gewordenen Ruine gerichtet, die von den Eingebornen Birbe, Tempel, gewöhnlicher aber Umebeda genannt wird. Sie liegt eine Stunde südöstlich von Siwah-Kebir, zwischen Schargieh und dem Berge Gebel-Drara-Endrik, von welchem das Material zu Erbauung der Denkmähler genommen ist. Der Eingang der Tempelruine ist genau nach Norden gerichtet. Südöstlich von der Ruine, in der Entfernung einer Viertelstunde, entspringt in einem anmuthigen Walde von Dattelpalmen der einst dem Ammon geheiligte Sonnenquell, welcher einen kleinen See bildet. Ganz in der Nähe desselben entdeckt man zwischen Bäumen antike Substruktionen eines kleinen Gebäudes. Ein klares Bächlein, welches dem See entrinnt, vereinigt sich bald nachher mit einer andern Quelle desselben Palmenhains, und fließt dann nach der Ruine hin, wo es jezt einen Sumpf bildet, ohne Zweifel, weil die alten Abzüge verstopft sind. Palmengebüsch und Riedgras wuchern üppig in diesem Morast, und der Boden um das Tempelgebäude ist allenthalben sumpfig und feucht. Der Ueberrest des Tempels verräth ganz den altägyptischen Baustyl, er war mit einer Umfassungsmauer umgeben, die den heiligen Raum von dem minder heiligen abschied. Von dieser äußern Mauer haben sich nur an den vier Hauptecken aus gewaltigen Quadern bestehende Reste erhalten; die Länge derselben betrug 70, ihre Breite 66 Schritte, und die Seiten sind ziemlich genau nach den Himmelsgegenden orientirt. Innerhalb entdeckt man noch mehr degradirte Reste einer zweyten Mauer, deren ehemalige Richtung jedoch unsicher bleibt, und in der Mitte des ganzen Baues eine Felsenmasse, die vielleicht als Stylobat des Tempels benuzt worden ist. Die Ueberreste des Tempels selbst bestehen aus einer Art Pronaos, und einem innern Heiligthum. Da die hintere südliche Mauer jezt gänzlich verschwunden ist; so läßt sich die ursprüngliche Ausdehnung des heiligen Hauses nicht mehr bestimmen; groß kann es indeß nicht gewesen seyn. Die innere Kammer war mit großen Decksteinen gedeckt, von denen noch drey an ihrer Stelle liegen. Als Browne den Tempel besuchte, befanden sich noch fünf in ihrer ursprünglichen Lage; aber ein Erdbeben hat zwey davon herabgestürzt und der Ruine außerdem noch bedeutenden Schaden zugefügt. Die Bausteine selbst sind mit Mörtel verbunden und von sehr verschiedenen Dimensionen; der Baumeister hat also wahrscheinlich keine große Auswahl bey Anwendung des Materials gehabt. Der ganze Tempel war von innen und außen mit mythischen Bildwerken und Hieroglyphen bedeckt, die indeß nicht allenthalben gleich gut erhalten sind; am deutlichsten erscheinen sie im Innern der Kammer und an den Eingangsthüren des Pronaos. Die Zwischenräume zwischen den Hieroglyphen, an den Wänden und an der Decke waren bemalt. Grün und blau sind die Hauptfarben. An der Außenseite des Tempels und an den größeren Figuren ist jedoch fast jede Spur von Farbe erloschen. Nach einer unter den Einwohnern herrschenden Sage soll ein unterirdischer Gang zu dem Berge jenseits der Sonnenquelle, in welchem sich Katakomben befinden, geführt haben. Noch findet man in der Nähe des Haupteinganges unläugbare Spuren eines zusammengestürzten unterirdischen Gewölbes; aber die Feuchtigkeit des Bodens, die von der stagnirenden Quelle herrührt, macht eine Nachgrabung an dieser Stelle unausführbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Miscellen.

Die Revue encyclopédique, eine, die ausgezeichnetste Literatur, Wissenschaft und Kunst umfassende, Monatschrift gibt folgende Vergleichung der französischen Erzeugnisse an Büchern, Kupferstichen und Musik von den Jahren 1822 und 1823, deren Richtigkeit sie verbürgt:

	Bücher.	Kupferstiche.	Musik.
Im Jahr 1822 waren die Artikel von jeder Gattung	5,824.	840,	229.
Im Jahr 1823 . .	6.007.	978.	365.
Was einen Ueberschuß des Jahres 1823 über 1822 ergibt von . . .	183.	138.	136.

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

(Fortsetzung der Recension von Minutoli's Reise.)

Das sechste Kapitel gibt uns eine sehr gründliche und durchaus gelehrte Erklärung der Bildwerke der Tempelruine, die einen vollkommen zusammenhängenden Mythencyclus zu bilden scheinen. Es würde zu weitläufig seyn, hier in alle einzelnen Details eingehen zu wollen, so interessant auch die Sache an sich ist, und wir müssen uns daher mit einer blos flüchtigen Andeutung begnügen. Gleich neben dem Haupteingange empfängt Ammon von einem Könige, welcher zwey Obelisken darreicht, die Huldigung. Hinter dem Gotte steht Venus-Dione als Tempelgenossin. (Siehe Fig. A.) Als unmittelbare Thürverzierungen sehen wir den Agathodämon in Schlangen-

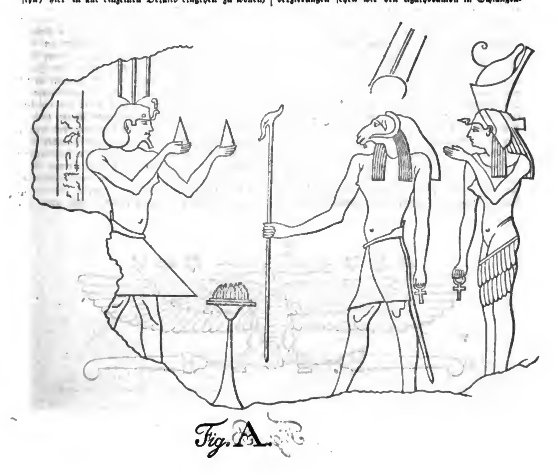


Fig. A.

gestalt, als arabeskenartige Einfassung angebracht, eine ruhende Mannsphinx mit dem Wasserkruge des heiligen Nil zwischen den Vorderfüßen, den heiligen Falken, das Symbol Gottes, und neben ihm die Sonnenscheibe, von der Schlange, dem weitbelebenden ewigen Genius, der an dem gekrümmten Halse den mystischen Schlüssel trägt, halbumgürtet. Ein herabgestürzter Felsblock scheint ebenfalls Bildwerke der Außenseite zu enthalten. Zuerst erscheint hier Isis, durch die Scheibe zwischen den Hörnern auf ihrem Haupte kenntlich, und Osiris, nach einer ammonischen Mythe des Ammon's Sohn, mit dem Kopfschmuck aus Palmenzweigen über den Hörnern des Mendes, zwischen denen die Sonnenscheibe ruht. Hierauf folgen zwey schlangenköpfige Gottheiten, eine männliche und eine weibliche, ohne Zweifel Kamephen, gute Götter der ersten Ordnung und Schützer Aegyptens, die als Schlangenwesen gebildet werden; dann Herkules, mit ägyptischem Namen Sjom, die personificirte Kraft der Götter mit der Sphäre auf dem Haupte, und die widderköpfige Minerva, die geheimnißvolle Göttin von Sais und Mutter der Sonne, mit der Sonnenscheibe und dem Zeichen des Agathodämon. Von der auf Minerva folgenden männlichen Gestalt haben sich nur Arm und Scepter erhalten, und alle andern Bildwerke der Außenseite des Tempels sind unkenntlich geworden.

Das Innere ist gleichfalls ganz mit Bildwerken überdeckt, deren symmetrische Vertheilung sehr angenehm in's Auge fällt. Die Verzierungen beyder Seiten entsprechen sich genau: Zunnterst ein Mäander, dann drey Figurenstreifen, der höhere immer etwas schmäler als der untere; hierauf eine große hieroglyphische Inschrift, ringsumher in perpendikulären Colonnen fortlaufend. Zwey nicht breite Figurenstreifen bilden die obere Einfassung. Die Höhe der Wände, von dem Mäander an gerechnet, beträgt 19½ Fuß bis zur Decke. Ein sehr beklagenswerther Mangel der schönen und genauen Zeichnungen dieser höchst merkwürdigen Skulpturen, ist es, daß die hieroglyphischen Streifen nur ganz oberflächlich angedeutet sind, und Ref. muß es unumwunden gestehen, daß er in vollem Ernste auf den Herrn General, den er wegen seiner vielfachen Verdienste um die Alterthumskunde so sehr achtet, zürnte, als er diesen Mangel bemerkte, der nun nicht mehr gut zu machen ist. Die Verzierung der Decke bilden mit ausgebreiteten Flügeln schwebende Adler oder Geyer, mit Feldzeichen in den Fängen, zwischen Sternen, die uralten Symbole der königlichen Herrschaft, hier in Beziehung auf Ammon, den Götterkönig; oder, wenn es Geyer sind, Symbole des Himmels, der Weissagung, des Jahres und der Erbarmung. (Siehe Fig. B.) Zuoberst an der Decke ein symbolischer Bilderstreifen als arabeskenartige Verzierung: Heilige Falken, über denen die von dem guten Genius umgürtete Sonnenscheibe schwebt, huldigen mit gesenkten Flügeln dem Gnadenscepter der Götter. Zwischen ihnen verzierte Hieroglyphenschilder, leider ebenfalls ohne die Charaktere auf der übrigens sehr schönen Zeichnung des Herrn Gruoc. Der zweyte, etwas schmälere Bilderstreif enthält die Darstellung eines wahrscheinlich dem des Sonnentisches in Aethiopien (Herod III, 17. 18.) ähnlichen religiösen Festes. Wir sehen hier



Fig. B.

aus der Ferne herzukommende Pilger mit Stäben, andere, die sich begrüßen, Männer, die Schüsseln tragen, oder wie zum Tanze sich die Hände reichen; dann heilige Candelaber in Gestalt von Lotoskelchen, vor denen Betende stehen, angerichtete Tische und zahlreiche heilige Gerüste, wahrscheinlich zu Auslegung der Speisen. Unterhalb der Hieroglyphen folgt eine breitere Figurenreihe von Göttermasken. Der widderköpfige Ammon spielt hier die Hauptrolle; auf beyden Seiten thront er in einem aus Lotosstängeln gebildeten Heiligthum, den Eintretenden zugekehrt, von einer knieenden Figur, wahrscheinlich dem Gründer des Tempels, angebetet, (Siehe Fig. C. und D) und von Göttern, seinen Tempelgenossen, umgeben. Männliche und weibliche Götterbilder wechseln hier sehr regelmäßig ab, die männlichen nach altägyptischem Kunstgebrauch in schreitender Stellung, die weiblichen mit geschlossenen Füßen stehend, jedoch alle mit dem Antlitz nach dem Eingange des Tempels gerichtet. Hier ist Isis zunächst dem Ammon, zwischen den Gazellenhörnern auf dem Haupte den Sirius tragend, und Osiris als Herr der Unterwelt mit Krummstab und Geißel; dann derselbe als Herr des Lebens und der Zeugung mit Straußenfedern, der mystischen Geißel und einem gewaltigen phallischen Auswuchs. Hierauf eine unbekannte Göttin, vielleicht das personificirte Aegypten; ferner der Urgott Phtha, das personificirte Urfeuer, Neith, die Göttin des Aethers, Anubis, der Hüter des Todtenreiches, und Aletheia. Dann wieder Osiris als Sonnenkönig und Jahresgott und die Sonnenerzeugerin Minerva. Aehnlich angeordnet sind die Darstellungen der entgegengesetzten Seite. Zuerst wieder der thronende widderköpfige Ammon mit Mendeshörnern und Palmenblättern auf dem Haupte in einem aus Lotosstängeln gebildeten Heiligthum; vor ihm ein knieend Betender. Dann Osiris als Repräsentant der Weissagung, Ithea-Tithrambo, die Göttermutter, und Kronos-Apopis, der jüngste der Götter zweyter Ordnung. Hierauf zwey weibliche Priesterinnen, und zwischen ihnen der Hierogrammateus. Ferner ein Priester mit einem Schakalkopf, wahrscheinlich der Vorsteher der Taricheuten (Mumisirer); dann eine Priesterin der Isis oder Luna, und zuletzt der hohe Priester des Ammon selbst. Alle diese führen in der einen Hand den mystischen Schlüssel in Kreuzesform an einem Ringe, und in der andern den Scepter der Macht. Ueber ihnen sind kleine Hieroglyphenschilder angebracht, aber leider auch diese auf der Zeichnung nur in willkürlichen Andeutungen durch Schnörkel, was sehr zu beklagen ist, da die Lösung der Hieroglyphen nicht mehr fern zu seyn scheint.

Auf dem folgenden Bilderstreifen, der um ein Drittheil breiter ist, sehen wir ein feyerliches Opfer. Auf der rechten Tempelwand zuerst eine fragmentirte weibliche Gestalt; dann der ibisköpfige Hermes Trismegistus, der erfindungsreiche Teuth der Aegypter, und Horus und der von ihm besiegte Typhon. Ferner zwey Altäre: auf dem einen das dem Typhon geheiligte Krokodil, auf dem andern der kleine Ichneumon, der natürliche Widersacher desselben. Die Altäre sind einfach, aber geschmackvoll, und bestehen aus zwey Stockwerken; auf dem untern ruhen die heiligen Thiere, auf dem obern,

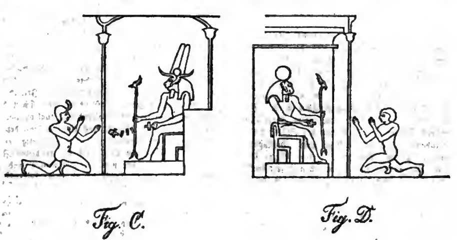


Fig. C. Fig. D.

wie es scheint, ein unblutiges, aus Kuchen bestehendes Opfer. Vor den Altären stehen zwey widderköpfige Priesterinnen mit verschieden gestalteten Opfermessern in jeder Hand. Dann folgen drey Priester mit Göttermasken: der erste mit den Attributen der Osiris als Sonnenkönig, die beyden folgenden mit Widdermasken und Schlangen über der Scheitel. Gegenüber, auf der linken Tempelwand, erblickt man eine Reihe mit erhobenen Händen betender Männer und Frauen, unter denen Geweihte der Alethela, der Minerva, des Helios und des Mendes sich unterscheiden lassen. Der untere dreiteste Figurenstreifen ist am meisten beschädiget; nur Weniges läßt sich noch erkennen. Ein kleines Heiligthum mit dem Mumiendilde des Osiris scheint hier den Mittelpunkt gebildet zu haben. Unter den umstehenden Figuren finden wir Venus-Dione, Minerva, Maneros, Horus und Helios mit ihren Attributen. Auf diese Reihe folgt der Mäander, als unterste Wandverzierung. Dieser ganze Abschnitt, welcher über die altägyptische Mythologie so viel Treffliches enthält, ist mit T. unterzeichnet, und also nicht von dem Herrn General Minutoli selbst, sondern von dem Prof. Toelken geschrieben, dem wir hiermit von dem kritischen Richterstuhle freundlichst die Hand reichen.

Das siebente Kapitel gibt uns zuvörderst eine getreue Schilderung des im Alterthum so berühmten Sonnenquells; die Länge desselben beträgt etwa 30, seine Breite 20 Schritte, und die Tiefe angeblich 6 Klaftern. Er ist vollkommen durchsichtig, und von dem Grunde erheben sich unaufhörlich eine Menge kleiner Blasen, wie in einem Kessel voll siedenden Wassers. Noch jezt ist an dem Wasser des Quells eine periodisch wechselnde Temperatur zu bemerken; er ist nämlich des Nachts wärmer, als am Tage, und pflegt frühmorgens zu rauchen, was schon die Alten wußten. Gleich daneben, in dem Schatten des Palmenhaines findet man, wie schon früher erwähnt wurde, antike Substruktionen eines kleinen Tempels, wahrscheinlich die lezten Ueberreste des kleinen ammonischen Heiligthums, das von Diodor (XVII, 50.) als neben dem Sonnenquell befindlich erwähnt wird. Der in der Nähe der Ruine Umebeda auf einem Berge liegende Ort Siwah-Schargieh scheint auf der Stätte der alten ammonischen Königsburg erbaut zu seyn. Die Lage spricht vollkommen für diese Annahme (Curtius, IV, 7. Diodor. XVII. 50.) und antike Reste finden sich noch jezt in Schargieh vor. Zahlreiche Katakomben sind über die ganze Oase verbreitet, und fast alle Berge davon ganz durchlöchert, besonders der Gara-El-Mota-Schargieh (zu deutsch: der Begräbnißberg gegen Morgen). Die Gräber und Gänge sind ohne viel Kunst in den Kalkfelsen gehauen, grün, roth, gelb und blau ausgemahlt, und mit Hieroglyphen versehen. Auch finden sich hier Spuren von griechischen Inschriften. Leider stößt man in allen durchforschten Katakomben, statt auf wohl erhaltene Denkmähler, auf nichts als Verwüstung, Schutt und Trümmer, morsche Gebeine und zerrissene Bandagen. Ein Theil dieser Grabgewölbe wird jezt (1820) von einem aus der Oase von Augila ausgewanderten Araberstamme bewohnt, und bildet gewissermaßen ein unterirdisches Dorf. Aus dem Munde des Scheiks dieser Auswanderer theilt der Herr Verfasser einige schätzbare Notizen über Augila selbst mit. Nun folgt die Beschreibung einer Tempelruine, wahrscheinlich aus römisch-griechischer Zeit, die Bel-del-Rum genannt wird, und sich in der Nähe der Oase an der Straße nach Augila befindet; ferner eine Schilderung der Salzfelder und Salzlachen von Siwah, der eine genaue chemische Analyse des ammonischen Salzes von dem Professor John beygegeben ist. Den für heilig gehaltenen See Birket-El-Araschi konnte unser geehrter Reisender wegen ärgerlicher Händel seines Scheiks mit den Bewohnern Siwahs nicht besuchen; doch erfuhr er aus sicherer Hand, daß auf den Inseln des See's keine antiken Denkmähler anzutreffen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Vermischte Schriften.

Memoirs of Captain Rock, the celebrated Irish Chieftain; with some Account of his ancestors. Written by himself. London, Longman, Hurst etc. 1824. 8.

Der Verfasser dieses in England lange vor seiner Erscheinung als interessantes literarisches Erzeugniß angekündigten Werkes ist Thomas Moore, Verf. von Lallah Rookh und Love of the Angels, so wie von den berühmten Irish Melodies u. s. w. Thomas Moore ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Whig und als Irländer unzufrieden mit dem Loose seiner armen Landsleute. Es ließ sich daher ungefähr voraussehen, was Captain Rock bedeute, sobald man wußte, daß der Gegenstand des Buches des Dichters Vaterland — Irland — sey. Dieser Capitain gibt eine Geschichte von sich und seiner Familie, geistreich, unterhaltend und zugleich überall den Zielpunkt — die Ursachen des Widerwillens der Irländer gegen die herrschende Macht — kräftig festhaltend und durch historische Data aus der frühesten Zeit der vereinigten Geschichte von Großbritannien und Irland von der Regierung Heinrichs II. herab belegend. Die Angriffe sind lebhaft, kühn, oft stark und vielleicht nicht ganz gerechtfertigt: Der Witz sprudelnd, die Ironie wie ein leuchtender Blitz das Ganze überstrahlend; dennoch bleibt troz der glänzenden Phantasie, die dem Verfasser zu Gebote stand, eine Leere nach Lesung des Ganzen bey uns zurück: die Lage des Lesers gleicht der eines Mitfühlenden, der die Geschichte eines Armen gehört hat, und der Mittel entbehrt, ihm zu helfen.

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. September 1824.

Länder-, Völker- und Alterthums-Kunde.

(Beschluß der Recension von Minutoli's Reise.)

Im achten Kapitel beschreibt der General seine Reise von Siwah bis Cairo. Die Karavane folgt nun der eigentlichen Karavanenstraße mitten durch die Wüste, und berührt die ziemlich bewachsene, kleine, aber unbewohnte Oase Eintewein. Wahrscheinlich lag hier im Alterthum der Ort, den Ptolemäus auf seiner Tafel Alexanders Lager (ἡ Ἀλεξάνδρου παρεμβολή κε. L'. κη. L'.) nennt, vielleicht die Hauptstation des macedonischen Heeres, während der König bey dem Tempel des Ammon verweilte. Ferner berührte der Karavanenzug die kleine Oase El-Gara, die Browne Karet-Am-El-Sogheir und Hornemann Ummesoghelr nennt. Früher war dieselbe sehr fruchtbar, und brachte viel Getreide hervor, ob sie gleich kaum eine deutsche Meile im Umkreise hält. Jezt ist der Getreidebau sehr gering, was von der Vernachlässigung der Quellen herrühren mag, und der Hauptertrag sind die Datteln. Die ganze Einwohnerzahl beschränkt sich auf 15 Familien. Der Felsen, auf welchem El-Gara erbaut ist, ist ganz von Katakomben durchhöhlt. Antike Substructionen aus Quadern und gebrannten Steinen, die man fast überall antrifft, zeigen, daß diese Oase in dem frühesten Alterthum sehr bewohnt war, und es ist wohl kein Zweifel, daß an dieser Stelle das alte Siropum des Ptolemäus (Geogr. IV, 5. p. 104. Σίροπον νγ. ς'. κη λδ') zu suchen sey. Die ansehnlichsten Trümmern werden von den Einwohnern Kasser-Pharis genannt, was auf eine von den Aegyptern angelegte Burg schließen läßt. Von El-Gara sezte die Karavane ihren Weg durch ein ödes Wüstenterrain zwischen zwey Kalkgebirgsrücken fort, an den Salzquellen Abbinooi und dem Berge El-Gebara vorüber, wo es sehr viele Gazellen gibt, bis zur Quelle Bir-Hagdi. Auf dem ferneren Marsche berührte sie die Berge Adour-Tarlon, Marsouk, Tarsai, Mongar-El-Dolar und Ludba. In diesem Strich war das Terrain häufig von einzelnen Palmgruppen belebt, und in der Nähe der Quellen fanden sich überall Fährten von Gazellen, wilden Kühen, Wölfen und Straußen. Versteinertes Holz kam hier in großer Menge und in bedeutenden Stücken vor, an dem man noch deutlich die Holzfasern erkannte, und daß es Bäume von verschiedener Art waren. Wahrscheinlich ist also einst die Gegend durch Strömungen süßen Wassers befruchtet gewesen, wie auch die ganze Bildung des Thals, durch welches die Karavane zog, unverkennbar zeigt. Von dem Berge Ludba ging der Zug über die Plätze Mogara und Gonadolingian durch den Bahr-Bela-Ma (Strom ohne Wasser) über einen sandigen Bergrücken zu den Natronseen. Durch den Bahr-Bela-Ma soll in der frühesten Zeit ein westlicher Arm des Nils nach dem Meere geströmt seyn, den Menes (Herod. II, 99.) abgedämmt habe, um den See Möris zu füllen, und Unterägypten auf diese Weise reichlicher mit Wasser zu versorgen. Offenbar ist es ein ausgetrocknetes Flußbett, welches sich von Süd-Ost gen Nord-West nach dem Meere in die Nähe des Westendes des Mareotis hinzieht; ob aber dieses uralte Flußbett durch die Natur oder Kunst trocken gelegt worden ist, muß unentschieden bleiben. Uebrigens widerspricht dem großartigen Unternehmungsgeiste der alten Pharaonen ein für Aegypten so segensreiches Werk keinesweges, und es ist sehr Schade, daß der Herr General durch die Pest abgehalten wurde, in dem Thal Fayoum (Memphis) und an dem Birket-Keroun (Möris) hierüber die nöthigen Untersuchungen anzustellen. An den Natronseen wurden die Reisenden in dem Lager der Jovaist-Araber, denen der Transport des Natrons obliegt, sehr gastfreundlich aufgenommen. Es sind sechs Seen, deren Gehalt jedoch verschieden ist und bald mehr, bald weniger muriatisches Karbonat- oder Sulfat-Soda liefert. Von den vier im Natronthale liegenden uralten koptischen Klöstern wurde keins von den Reisenden besucht; und so ging die Reise ohne Aufenthalt über den Bergpaß Raß-El-Bakara in das Nilthal, wo sie denn auch in kurzer Zeit den Sammelplatz der Natronkaravanen Therraneh (das alte Terenuthis) erreichten. Hier entließ der General seine Araber und schiffte sich auf dem Nil nach Cairo ein. In Cairo fand er seine Gemahlin in dem Hause des Preußischen Consular-Agenten von Rosetti; aber die Freude des

Wiedersehens wurde sehr bald durch den Tod des treuen Reisegefährten, Herrn Gruocs, getrübt, der, wenige Tage nach der Ankunft in Cairo, an dem Typhus, der Folge der ausgestandenen Mühseligkeiten, seinen Geist aufgab. Nicht erfreulicher waren die Nachrichten, welche der General über die übrigen Begleiter erhielt, die sich zu Bir-El-Koe von ihm getrennt hatten, um die Cyrenaica zu besuchen. Sie hatten mehrere Wochen an der tripolitanischen Gränze vergeblich auf die Erlaubniß zum Weiterziehen gewartet, und kehrten endlich, als diese versagt wurde, durch die Wüste nach Alexandrien zurück. Herr Prof. Liman wurde das Opfer dieses mühevollen Zuges, so wie auch Herr Söltner, der wackere Gehülfe der Naturforscher.

Bisher bin ich in der Relation der Reise des Herrn Generals ausführlicher gewesen, als es vielleicht dem Umfange dieser Blätter angemessen ist; aber ich hoffe in der Neuheit des Gegenstandes und dem hohen Interesse, welches die Schilderung der ammonischen Ueberreste dem Alterthumsforscher gewährt, Entschuldigung zu finden. Da von jezt an die Reise nur Gegenden berührt, die schon unendlich oft bereist und beschrieben worden sind: so wird hier eine flüchtigere Inhaltsanzeige genügen.

Das neunte Kapitel scheint bestimmt, die in den früheren gebliebenen Lücken auszufüllen. Es ist reingeographischen Inhaltes, und gibt zuvörderst eine allgemeine Ansicht der Terrainbildung des durchzogenen Theils der libyschen Wüste, schildert die Gebirgsarten, die Beschaffenheit des Bodens, die Producte des Pflanzen- und Thierreiches, und die Bewohner der Wüste (Fellahs und Beduinen) mit einer bis ins kleinste Detail gehenden Genauigkeit, und schließt mit besonders für künftige Reisende sehr beherzigungswerthen Winken: Ueber die zweckmäßigste Einrichtung wissenschaftlicher Karavanen zur Untersuchung der Wüste. Für einen Jagdfreund dürfte die Beschreibung der gefahrvollen Straußenjagd großes Interesse haben (S. 205.), die sich, da sie oft mehrere Monate dauert, mit einem kleinen Feldzug vergleichen läßt. In dem zehnten Kapitel beschreibt der Verfasser die Hauptstadt Aegyptens, gewissermaßen die Hauptstadt des ganzen Welttheils, dem sie angehört, Cairo (El-Kahera, die Siegreiche). Eingeborne Kopten, Türken, Araber, Wechabiten, Juden, Griechen, Armenier, Maroniten, levantische Katholiken und zahlreiche Europäer bilden die Einwohnerzahl von nicht ganz 300,000 Seelen. Das Gewühl in den engen, winkligen Gassen ist unbeschreiblich. Die Straßen sind größtentheils mit Schilfmatten bedeckt, so daß sie fast überall schattige Bazars bilden. Von Sehenswürdigkeiten der Stadt wird der Moscheen, des Josephsbrunnen, der Kornspeicher des Joseph, des Palastes des Pascha auf der Citadelle, der nach französischer Art angelegten Pulvermühle auf der Insel Rhoda und des Nilmessers gedacht, und dann auch den Festungswerken der Stadt und der zweckmäßigeren Einrichtung derselben, wie sich von dem Herrn General erwarten ließ, eine größere Ausführlichkeit gewidmet. Außerdem enthält dieses Kapitel noch manches Interessante über die in der Hauptstadt Aegyptens herrschenden Sitten: über Tänzerinnen, Sängerinnen, Hetären und Schlangenbeschwörer, die Nachkommen der alten Psyllen, mit denen man hier die Fremden zu unterhalten pflegt, und schließt mit einer Ausflucht nach Matarieh (Heliopolis) und den vielfach beschriebenen Pyramiden von Ghizeh. Neuere Entdeckungen lassen vermuthen, daß die colossale Sphinx den Eingang zu den unterirdischen Gemächern der mittlern Pyramide verwahre.

Das eilfte Kapitel enthält die Reise auf dem Nil von Cairo nach Theben. Als besonders interessante Parthien glauben wir hier den Besuch des alten Memphis, der Pyramiden von Sakkara, deren eine der General eröffnen ließ, und der in der Ebene von Sakkara befindlichen Katakomben erwähnen zu müssen. Ferner die Schilderung der Grotten von Beni-Hassan, unter denen besonders drey ausgemalte, wegen der Darstellung altägyptischer Künste und Gewerbe sehr merkwürdig sind, und einer stromaufwärts zwischen Beni-Hassan und Scheik-Abadah gelegenen Grotte, in welcher der Transport eines ungeheuern monolithischen Kolosses mit bunten Farben dargestellt ist. Der Koloß ist mit Stricken auf einer hölzernen Schleife festgeknebelt. Diese Stricke sind sehr stark, gehen an den Kufen durch starke eiserne Krampen, und haben, wo sie das Steinbild berühren, eine Fütterung von Leder. Acht und achtzig Arbeiter bewegen den Koloß an vier Tauen, die vorn an der Schleife in einem Oehr befestigt sind, vorwärts, und die Bahn der Kufen wird beständig von einem auf der Plinthe des Kolosses stehenden Manne mit Wasser oder Oel angefeuchtet. Auf den Knieen der Bildsäule steht der dirigirende Werkmeister, der mit den Händen den Takt zur Arbeit angibt, und vor der Bildsäule, auf ebener Erde, ein anderer, der die Signale mit zwey hölzernen Schlägeln wiederholt. Drey Arbeiter tragen auf den Schultern Eimer zur Befeuchtung der Bahn, und drey andere ein auf der einen Seite ausgezahntes Hebegeräth. Hinten folgen fünfzehn Männer, je drey und drey übereinander, die unbeschäftigt scheinen, und sechs Gruppen in Reih' und Glied gestellter Männer, Palmzweige in den Händen haltend, begrüßen das Götterbild. Die Färbung ist sehr einfach; der Grund gelblich, der Koloß weiß mit blaugefärbter ägyptischer Haube, die Stricke gelbbraun, die Kufen und das Hebegeräth rothbraun, das Eisen und die Unterlagen der Stricke schwarz, die Männer dunkelrothbraun mit schwarzen Haaren und weißen Schürzen, und wo sie doppelt gehen, der Hintere etwas heller gehalten; die Palmblätter grün und die Eimer gelb. —

Ferner der Besuch der alten Antinoe mit den herrlichen Trümmern aus römischer Kaiserzeit; der Zuckersiederey des Herrn Brine, in welcher der Zucker mit Eyern geklärt wird, die, was ich zu Nutz und Frommen der lieben Hausfrauen sagen muß, in Aegypten so spottwohlfeil sind, daß man das Tausend mit 12 Groschen kaufen kann; und der Hermopolis Magna mit dem prachtvollen Porticus des alten Hermestempels. Bey dem Dorfe Araba-Madfoun wurden die Trümmern von Abydus und der Palast des Memnon, der bis an die Decke in Sand und Schutt vergraben ist, in Augenschein genommen; dann, weiter stromaufwärts, die berühmten Ueberreste von Dendera (Tentyris), wo sich damals die vielbesprochene sphärische Darstellung des Sternenhimmels noch an ihrer Stelle befand. Mit Recht eifert der Verfasser gegen das Losbrechen und Hinwegführen jener merkwürdigen Antiquität durch einen gemeinen französischen Spekulanten, und nennt es „eine Unternehmung der rücksichtslosesten Habsucht,“ welchen Ausspruch wir kraft unseres Amtes hiermit vollkommen bestätigen.

Das zwölfte Kapitel führt uns zu den kolossalen Ruinen der Diospolis Magna, zu dem hundertthorigen Theben. Der Tempel von Luxor, von dem elenden Dorfe El-Aksar, welches größtentheils in ihm erbaut ist, so benannt, mit seinen hohen Pylonen und den schönen Obelisken aus rosenfarbigem Granit, die gigantischen Ruinen von Karnak, das Grab des Osymandias, die sitzenden Kolosse Tama (Memnon) und Chama, werden ausführlichst beschrieben und das französische Prachtwerk in einzelnen Parthien sehr zweckmäßig berichtiget. Das magische Klingen der Memnonsäule bey Sonnenaufgang vernahm der General Minutoli zwar nicht; aber sie tönt noch fort, wie in dem grauesten Alterthum, was eine Menge Inschriften in Versen und Prosa an der Basis und den Füßen des Bildes beweisen. Neuere Reisende: Costaz, Redouté, Banks, Sticci u. A. m. hörten den Klang, und sind der Meynung, daß er von der schnellen Erhitzung des Granits durch die Sonne, der eine weit höhere Vitalität besitzt, als andere Steine, und dem sich herstellenden Gleichgewichte der Temperatur herrühre. Hierauf folgt die Beschreibung der thebaischen Unterwelt; denn so kann man füglich die zahllosen Katakomben-Gallerien in den Felsen des linken Nilufers nennen, in welche sich einst die Bevölkerung der alten Hauptstadt Aegyptens Jahrtausende hindurch nach ihrem Tode gebettet hat. Auch das Thal der Königspforten (Biban-El-Moluk), welches die Gräber der alten Pharaonen enthält, wird ausführlich geschildert. Ueberall in diesen Wohnungen des Todes herrscht heiteres Leben, farbige Bilder schmücken die Wände und Decken der Gänge, Zimmer und Säle, und dieser Bilderreichthum gibt uns willkommnere Aufschlüsse über die Gewerbe und die Verhältnisse des Lebens der alten Aegypter, als alle schriftlichen Denkmahle. Leider droht auch diesen herrlichen Ueberresten der ältesten Malerkunst die europäische Habsucht einen schleunigen Untergang. Der im dreyzehnten Kapitel beschriebene Theil der Reise berührt Erment (Hermonthis) mit dem Tempel des Horus-Apollo, Esneh (Latopolis) mit dem Tempel der Minerva, Eleids (Ilithyia) mit dem Tempel der Bubastis-Lucina, Edfou (Apollinopolis Magna) mit dem Tempel des Horus-Apollo und der halb in Sand vergrabenen Sphinx-Allee, die Steinbrüche von Gebel-El-Silsili, Koum-Ombu (Ombos) mit dem fast ganz vom Sande verschütteten großen Tempel des Horus und Typhon und endlich Assuan oder Syene, den äußersten Endpunkt der Reise. In Syene entdeckte Herr Segato ein unterirdisches Gemach, welches höchst wahrscheinlich zur Beobachtung des Sommersolstitiums gedient hat, da die Alten in der Meynung standen, die alte Stadt liege genau unter dem Wendekreise des Krebses. In der Decke des Zimmers befand sich eine kleine Oeffnung, und perpendikular unter derselben auf dem Boden eine jener Oeffnung genau entsprechende Spitze, um den Strahl beym höchsten Stande der Sonne zu empfangen. Hierauf folgt die Beschreibung des von Herrn Girard wieder aufgefundenen alten Nilmessers. Von Syene aus besuchte der Herr General die Angesichts der Stadt gelegene kleine berühmte Nilinsel Elephantine mit ihren Tempelruinen, und es gelang ihm, hier einige sehr interessante, auf Scherben geschriebene griechische und ägyptische Inschriften zu erwerben, die sich jezt in der Sammlung des königlichen Museums zu Berlin befinden. Zwey derselben, die mit griechischen Currentbuchstaben geschrieben sind, sind in Steindruck dem Werke beygefügt (Taf. XXXII.) und von dem gelehrten Prof. Buttmann entziffert worden. Die eine ist eine Quittung aus dem neunten Regierungsjahre Vespasians, vom 3ten des Monats Tybi, und die andere sehr schön, doch undeutlich, geschriebene aus dem 21sten Jahre des Cäsar Antoninus vom 4ten des Monats Payni.

Das vierzehnte und lezte Kapitel des interessanten Werks enthält die Eröffnung der Pyramide zu Sakkara und die Rückreise. Der General hatte vierzehn Tage lang vergebens in Assuan auf die Erlaubniß zur ferneren Reise nach Philä und Nubien gewartet, und da diese nicht anlangte, schiffte er sich endlich zur Rückreise nach Cairo ein. Die Fahrt ging stromab bey starkem Winde sehr rasch, und wurde in zwey Tagen vollendet. Von Cairo begab sich unser Reisender sogleich nach Sakkara, wo, während seiner Abwesenheit, die Eröffnung einer Pyramide gelungen war. Man war glücklicher Weise bey der Nachgrabung am Fuße derselben auf den alten Eingang gestoßen. Eine unsägliche Menge marmorner und alabasterner Fragmente zerschmetterter Vasen lag in den Gängen und Gemächern des Innern zerstreut umher, und zeugte von einem gewaltthätigen Eindruch in der frühesten Zeit, welcher durch einen andern Zugang geschehen seyn mußte, als durch den, durch welchen man jezt eindrang. Die eröffnete Pyramide hat folgende Eigenthümlichkeiten, sie ist nicht genau nach den vier Weltgegenden orientirt, und ihre Basis bildet kein regelmäßiges Quadrat, sondern ein Oblongum. Ferner ist sie mit einer vierzehn Fuß dicken Einfassungsmauer umgeben, in sieben Absätzen treppenartig erbaut, und eigentlich blos die Bekleidung eines gewaltigen Felsenkerns, in welchem die Gänge und Kammern ausgehauen sind. Die

Thüre einer der Kammern ist mit in Relief gearbeiteten Hieroglyphen eingefaßt, über einer andern sind mit Schwarz Hieroglyphen bezeichnet, und die Wände mit grünen, converen, sehr künstlich in Stucco eingesezten Porzellänstückchen mosaikartig überkleidet. Die Ausbeute dieser kostspieligen Nachgrabung war im Grunde sehr gering. Ein stark vergoldeter Schädel, die ebenfalls stark vergoldeten Fußsohlen eines Königs und der wohlerhaltene Kopf eines heiligen Geyers (Vultur percnopterus) kamen in die Hände des Generals Minutoli; aber leider sollen mehrere höchst merkwürdige Gegenstände gleich bey der ersten Eröffnung von den Arbeitern entwendet worden seyn. Nun sollte die Reise nach Syrien unternommen werden, und unser geehrter Reisender segelte auch wirklich mit Herrn Drovetti in dieser Absicht nach Damiette ab. Auf dem Wege dahin wurden die Ruinen von Athribis und die des herrlichen Granittempels der alten Stadt Busiris besucht. Aber die Reisenden waren kaum in Damiette angelangt, als auch schon daselbst die Nachricht von dem allgemeinen Aufstande der Griechen eintraf. Ueberdieß machte der zwischen Oestreich und Neapel ausgebrochene Krieg mehrere europäische Flaggen unsicher, und unter diesen Umständen schien es das Gerathenste, alle ferneren Reisepläne aufzugeben und auf eine schnelle Rückkehr nach Europa zu denken. Der General Minutoli ging also auf einer leichten Dscherme von Damiette nach Aboukir, von hier auf einer Korvette des Pascha, die zu seinem Dienste bereit stand, nach Alexandrien, und endlich nach mannigfachen Hindernissen auf einem östreichischen Schiffe nach Triest, woselbst er nach einer 39tägigen Seereise wohlbehalten anlangte.

Beygegeben sind dem schätzbaren Reisewerk mehrere Beylagen, die als eine sehr dankenswerthe Bereicherung des Ganzen angesehen werden müssen. So füllt den Raum von S. 313 bis 323 ein Verzeichniß von 399 Wörtern aus der Siwahsprache, die aus dem Munde des geistlichen Oberhauptes und mehrerer Scheiks zu Siwah aufgezeichnet wurden. Von S. 324 bis 329 finden wir Wörter und Redensarten aus der Dongolasprache, von Herrn Segato mitgetheilt. Dann folgen verschiedene chemische Analysen des Professors John in Berlin: von S. 330 bis 340 die Analysen altägyptischer Farben, von S. 341 bis 351 die Analysen verschiedener anderer altägyptischer Stoffe, und S. 351 bis 361 die Analysen altägyptischer und römischer Gläser, nebst Bemerkungen über seltene antike Glasmosaiken von dem Freyherrn von Minutoli selbst. Diese Bemerkungen des Herrn Generals sind besonders interessant, da sie sich über eine bis jezt ganz verlorengegangene Kunst der Alten weitläufig verbreiten. Den Beschluß des Ganzen macht ein Gemälde des ägyptischen Handels nach authentischen Quellen (wahrscheinlich aus den Papieren des preußischen Consular-Agenten von Rosetti), und die höchst reichhaltige und gelehrte Erklärung der 39 Tafeln, die in einem besondern Atlas dem Werke beygefügt sind.

Der Atlas selbst ist in sehr großem Format, so daß die Tafeln dem Buche nicht angebunden werden können, und enthält zuvörderst: Eine sehr schön gezeichnete colorirte Charte des Karavanenzuges durch die libysche Wüste, nebst der Planzeichnung von Alexandrien und einer Situation von Abousir und dem Thurm der Araber. Taf. I. Die Paläste des Pascha zu Alexandrien. Taf. II. Der Thurm der Araber und die Denkmähler Zuba-Sover-Wade und Casaba-Schamame-El-Gardie. Taf. III. Die Ruine von Abousir, die Ruine Bel-del-Rum und zwey gegen den Nil gekehrte Kapellen aus den Steinbrüchen Gebel-El-Silsili. Taf. IV. Die Denkmähler Casaba-Zuba-Buble und Casaba-Schamame-Schargieh. Taf. V. Ansicht des Hauptortes der Oase des Ammon, Siwah-Kebir, und die Ansicht des Tempels der Isis auf der Insel Philä. Taf. VI. Grundriß des Ammontempels und der Umgebungen des Tempels, nebst dem einer arabischen Burg Kasser-Aschdebi. Taf. VII. Die Trümmer des Ammontempels in zwey Ansichten. Taf. VIII. Bildwerke der linken Tempelwand im Innern. Taf. IX. Bildwerke der rechten Tempelwand. Taf. X. Bildwerke neben den Haupteingängen, Reliefs und Hieroglyphenschilder des ammonischen Tempels. Taf. XI. Ansichten von Alt-Siwah und El-Gara. Taf. XII. Ansichten und Details ammonischer Katakomben. Taf. XIII. Der Transport eines monolithischen Kolosses, eine colorirte Zeichnung aus den Katakomben zwischen Beni-Hassan und Scheik-Abeded. Taf. XIV. Der Porticus des Hermestempels zu Aschmounin (Hermopolis Magna) nebst mehreren architektonischen Details und einer in Farben ausgeführten Säule. Taf. XV. Grundriß des Tempels zu Luror. Taf. XVI. XVII. XVIII. XIX. Die vier Seiten der beyden Obelisken zu Luror, vortreffliche Zeichnungen, die für das Studium der Hieroglyphik von hohem Werthe sind. Taf. XX. Basrelief aus den Tempeln zu Luror, Ombos und Ilithyia, und Figuren und Säulen aus den Gräbern von Biban-El-Moluk, aus dem Tempel des Antäus zu El-Gau und aus dem großen Tempel zu Karnak. Taf. XXI. Kolorirtes Relief aus dem Tempel zu Karnak, die Weihe und Krönung eines ägyptischen Königs darstellend, nebst mehreren andern colorirten Darstellungen aus den Katakomben zu Biban-El-Moluk, dem Tempel zu Luror, und verschiedene Glasmosaiken. Taf. XXII. Reliefs aus den Kapellen der Steinbrüche zu Hadjar-Silsili, und ein großes Basrelief aus dem Innern des Mausoleums des Osymandyas, eine Apotheose dieses Königs. Taf. XXXIII. Basrelief aus dem Tempel zu Luror: ein Sonnenpriester überreicht dem Osiris mehrere Kinder zur Weihe, die dieser mit aufgehobener Hand segnet; dann Reliefs aus den Tempeln zu Elephantine und Ilithyia. Taf. XXIV. Farbige Gemälde aus den Gräbern von Beni-Hassan, zwey Netzflechter und ein Weber; ferner Reliefs aus den Tempeln zu Esneh, Absambul in Nubien und der Apollinopolis Magna. Taf. XXV. Berbern von der Insel Elephantine und Aegypter und ein aus irdenen Töpfen zusammengeseztes Nilfloß. Ein sehr schön colorirtes Blatt. Taf. XXVI. XXVII. XXVIII. Aeußere Ansicht, Grundriß und Details der von dem Herrn General zu Sakkara eröffneten Pyramide. Taf. XXIX. Verschiedene artitektonische Merkwürdigkeiten. Taf. XXX. Drey altägyptische Holzgemälde von der lebhaftesten Färbung, einen Theil der Osiris-Mythe, die Adoration einer heiligen Kuh und eine segenspendende Hamadryade der heiligen Persea darstellend. Taf. XXXI. XXXII. XXXIII. XXXIV. Enthalten die zum Theil in Farben ausgeführten Abbildungen einer großen Menge kleinerer Alterthümer, die der General Minutoli von Aegypten nach Berlin führte, und Taf. XXXV. XXXVI. XXXVII. und XXXVIII. Den äußeren reichverzierten Sarkophag und die doppelten inneren Särge einer sehr schönen weiblichen Mumie, die auf der lezten Tafel in ihren Byssusbinden und in ein kunstreiches Netz aus Schmelzkorallen eingewickelt dargestellt ist. Die beyden lezten Tafeln sind ganz vortrefflich colorirt, und können hinsichtlich der Sauberkeit und Bestimmtheit der Zeichnung in diesem Genre als wahre Musterblätter gelten.

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. September 1824.

Länder- und Menschenkunde.

Schriften von Carl Victor von Bonstetten. Herausgegeben von Friedrich von Matthisson. Zweyte vermehrte Ausgabe. Zürich, Orell, Füßli und Compagnie, 1824. VIII und 436 S. 12.

Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahr 1793; sie enthält die frühesten, zum Theil vor 45 Jahren geschriebnen Aufsätze des edlen Verfassers, welcher seither die darin enthaltenen Keime verschiedentlich in größeren Werken entwickelt und ausgeführt hat, und der hochbetagt, ein Achtziger, gegenwärtig noch mit jugendlich munterem Geiste, in Genf den Wissenschaften und seinen Freunden lebt. Der Inhalt dieser älteren Sammlung gehört der Periode von des Verfassers Berufsleben an, als Verwalter und Landvogt Bernischer Provinzen; ihre Briefe, Reden oder Gelegenheitsaufsätze beziehen sich auf die Menschen und Gegenden, die seiner Verwaltung angehörten; sie sind voll köstlicher Angaben und Winke für Menschenkunde und Lebensweisheit, für Länderkenntniß und Staatshaushalt.

Seine eigene Jugendbildung erzählt der ehrwürdige Mann gelegenheitlich ungefähr also: „Mein erstes Gefühl, als mein Herz erwachte, war das hohe Gefühl der Religion. Meine erste Communion war einer der frohesten Tage meines Lebens. Mit welchem Entzücken ich oft zu Yverdon ganz hingegossen auf dem Rasen lag, und in den Sternenhimmel schaute, wo alle Seligkeiten auf mich in ewigen Reihen warteten! Aus dieser Unschuldswelt ward ich nach Genf versezt, wo ich beym ersten Souper bey einem bekannten Atheisten (Rilliet) gegen Gott mit vielem Wiz dociren hörte. Meine liebste Lectüre waren damals Cicero's philosophische Schriften, besonders wo er von der Unsterblichkeit der Seele spricht. Auch ging ich oft zu Voltaire. Bald stiegen Myriaden Zweifel aus meiner innersten Seele, wie Höllenschaaren empor, und mein heiteres Leben umwölkten schreckliche Gedanken. Damals schrieb ich nach einem langen Gebet und vielen Thränen einen Vertrag mit Gott. Ich versprach ihm nach meinen Kräften die Wahrheit zu suchen, und in meinem ganzen Leben der Tugend getreu zu bleiben, nicht zweifelnd, daß die wahre Religion aller Völker darin bestehe, tugendhaft zu seyn, und so ward mein junges Herz wieder ruhig. Meine einzige Leidenschaft war damals Bonnet und die Entwickelung meines denkenden Wesens. Auch ging ich oft zum weisen Abauzit, dessen glückliche Armuth und heitere Seele mich entzückten. Aus dieser glücklichen Welt ward ich wie vom Sturm in die schrecklichen Fluthen eines Lebens geschleudert, wo Alles Mißton war, und wo kein Augenblick von Ruhe, mitten im Weltgewühl, meine leidende Seele abkühlte. In Leiden liebte ich van Santen. Wir lebten glücklich die wenigen Tage, die wir mit einander zubrachten. In London sah ich Gray den Dichter, verließ die Schimmerwelt der ungeheuern Stadt, und schloß mich einsam mit ihm zu Cambridge ein. Sein Geist war beynahe immer heiter, indeß die tiefste Melancholie auf seiner Seele lag, die er jedoch nur selten merken ließ, außer wenn er den Schall der Glocken hörte, da er dann im Spazierengehen die Schritte verdoppelte. Jede Empfindung war bey ihm leidenschaftlich; so auch die Freundschaft. Von Cambridge ging ich nach Paris, wo ich viele große Männer der damaligen Welt, d'Alembert, Diderot, Mably, Thomas u. A. m. sah. In der Einsamkeit dieser großen Stadt (denn was ist einsamer als eine große Stadt?) hätte ich mein Leben zubringen mögen. Man betrüge sich nicht; eben in Paris, und eher in einer großen als kleinen Stadt, ist wahre Freundschaft nicht selten, und nie von Kleinstädtischem Sudelgeist geneckt. Jedermann danke Gott für Widerspruch, Neid und Verläumdung. Wo diese drohen, hebt sich die Seele in hohen Blitzen empor. Dann fühlt der Edle sich selbst und Unwille durchwühlt sein innerstes Wesen. Das Genie erwacht, alle Ideen werden aufgedonnert und in mächtigem Phalanx hingereiht gegen diese Puppenwelt. Noch mächtiger gegen die Schaar menschlicher Leiden ist wahre Freundschaft. Nie kann ich die Alpen und die schauervollen Einsamkeiten der hohen Bergwelt ohne Thrä-

nen wiedersehen, und ohne an die vielen Tage des Trostes zu denken, die Johannes Müller und ich unserer Freundschaft zu verdanken hatten. Wenn es uns bang war in der Unterwelt, wenn die Menschen, schwer wie ein Alp, auf unsrer Seele lagen, so fanden wir Muth, Seligkeit und Trost, so bald aus reinerer Luft der Waldstrom uns entgegendrauste, wenn wir die Heerden hörten, und, statt der Häuser, die hohe Felswand mit fernem Eise blinken sahen, oder irgend eine friedliche Hütte fanden in der kaum ersteigbaren Wildniß. Aber auch Müllern raubten mir zulezt das Schicksal und ein Fürst, der seiner würdig war, als der Genius der Freundschaft mir Matthisson schenkte, an der schönen Quelle des Wolfsbrunnens bey Heidelberg. Mit ihm habe ich oft über Tod und Unsterblichkeit gesprochen; er war's, der mich aufmunterte, mich an die hohe Lehre der künftigen Bestimmung des Menschen zu wagen. So floß mein Leben vorbey unter stürmischem Himmel, indeß die meisten Menschen ruhig in feuchter Nebelluft vegetiren, und glücklichsatt von Vorurtheilen aufschwellen, bis sie welken, ohne je einen selbsteigenen Gedanken erzeugt zu haben. Jeder Mensch aber sollte, auf dem Ozean des Lebens, sich auf ein paar Grundsätzen, wie auf Ankern festhalten. Religion und Glauben an Unsterblichkeit sind diese Anker; so glücklich aber ihre Wirkung ist, so veränderlich erscheinen die Ideen und Meynungen, aus denen sie zusammengesezt sind."

Wir wollten um so lieber diese (zwar abgekürzte) etwas lange Stelle hersetzen, weil sie den Geist wie des Verfassers so seines Buches, und was in diesem zu finden ist, genau bezeichnet. Das Verdienst der neuen Ausgabe, die verschiedene, der früheren mangelnde Stücke, ebenfalls aus der Periode von Bonstettens Geschäftsleben aufnahm, besteht darin, daß sie der jüngeren Lesewelt eine Reihe classisch zu nennender Aufsätze darreicht, an denen ihre Väter vor dreyßig Jahren Freude und edlen Genuß fanden, und die ihnen hinwieder mannigfache Belehrung und Ermuthigung geben mögen.

Von den zehn Schriften, die in dem Bändchen zusammengedruckt wurden, sind die (an Johannes Müller gerichteten) Briefe über ein schweizerisches Hirtenland unstreitig die merkwürdigste; sie können auch als ein Rechenschaftsbericht über die damals (1779) dem Hrn. von Bonstetten anvertraute Verwaltung des durch seine Natur und Bewohner liebenswürdigen Sanenlandes betrachtet werden: den vormaligen Herrschersitz des Ländchens, das Hügelschloß Greyers, stellt eine dem Buche vorgesezte Vignette dar. „Das Hirtenvolk im Sanenlande (so drückt sein Biograph sich aus) hält ein Mittel zwischen feldbauenden Völkern und wandernden Arabern oder Tartaren. Jährlich verändert jede Familie fünf- oder sechsmal ihre Wohnung; jede Woche trifft man auf Hausväter, die mit Weib und Kindern, mit ihrer voranziehenden Heerde, ihrem Käsekessel und einigem hölzernem Geräthe nach einer neuen Wohnung wandern. Im Sanenlande ist Leben lauter Genuß, und die Erde nur durch ihre Geschenke bekannt; indem das Einsammeln der wohlriechendsten Kräuter an einem Sommertage weniger eine Arbeit ist als Vergnügen, welches die Stadtlustbarkeiten weit übertrifft. Wohlbesorgte, reinlich gehaltene, schöne Heerden sind gleichsam ein Theil der Hausgenossen des Hirten; sanfte Sitten und Wohlthätigkeit werden bey der Heerde ihm zur Gewohnheit; von seinem Vieh lernt er die Pflichten der Menschheit. Aber dieses unschuldige und glückselige Hirtenleben begünstigt keinen Arbeitsfleiß. Die Nothwendigkeit, worein Leidenschaften und Reichthümer die Menschen versezen, ist allemal die Mutter der Künste gewesen. — Die Vereinigung der Menschen hat ihre Geistesentwicklung und Fortschritte in Verfeinerung begünstigt; Einsamkeit und Hirtenleben verewiget Gewohnheiten, Sitten, vielleicht Glück; so daß man glauben möchte, die Hirtenvölker wären zu Erhaltung unserer Natur auf Erden gelassen, und um entnervte, ausgeartete Völker bisweilen — auszurotten oder zu beherrschen."

Diesen Zügen aus dem Gemälde des Volks wollen wir etliche aus der Würdigung seines Staatshaushalts beyfügen. Zur Zeit, wo diese geschrieben ward, legten die Schweizer-Regierungen noch großen Werth auf die Ausfuhrverbote, durch welche man wohlfeile Lebensmittel zu erzielen meynte; seither ist man von dieser Thorheit zurückgekommen, um jüngsthin in eine nicht bessere (sie war zum Glück von nur kurzer Dauer!) zu verfallen, als man Einfuhrverbote erließ, in der Hoffnung, damit — den Handel zu beleben! „In einem insularischen, und von allen andern Staaten abgesonderten Staat (sagte Bonstetten vor vierzig Jahren) könnte das Fallen der Preise der Lebensmittel Reichthum seyn, und anzeigen, daß das Verhältniß von den Waaren zu dem Gelde zugenommen hat. In einem Land aber, das mit anderen handelt, und ohne andere nicht bestehen kann, beweiset die durch Ausfuhrverbote bewirkte Preis-Erniedrigung der Lebensmittel wahre Armuth, und meistens Fehler in den wirthschaftlichen Gesetzen. Ein solches Volk verkauft wohlfeil und kauft theuer, und fällt in eine allgemeine Entkräftung. Selbst große Tugenden finden sich in unsern Zeiten mehr bey reichen als armen Völkern, weil Arbeitsfleiß, die Mutter alles Reichthums, auch Wissenschaft und Tugend liebt; da hingegen Unthätigkeit allzeit mit Unfähigkeit zu großen Tugenden, dem schändlichsten aller National-Laster, begleitet ist. Der Preis einer jeden Waare wird von dem Preis aller übrigen Waaren bestimmt. Ein Ausfuhrverbot wird nicht

verursachen, daß jene wohlfeiler werde; nur wird man sie in geringerer Menge verarbeiten. Sollte sie wohlfeiler werden, so muß das Gesetz dem ganzen Arbeitsfleiß irgend einen Hauptstreich beygebracht haben."

Von einer auch das Sanenland treffenden Verordnung der Berner Regierung im Jahr 1718 heißt es gelegenheitlich: „Obwohl die Erhaltung und Vermehrung der Volksmenge der Zweck des Regenten war, wurden alle Lehrer, Zeugnißgeber und Almosenpfleger der *Wiedertäufer* in ewige Gefängnisse oder auf Galeeren verdammt und alle Wiedertäufer, ohne Unterschied Alters noch Geschlechtes, mit Androhung Staupbesens und Brandmarkung verbannt; als beruhete eine Republik nicht vielmehr auf der allgemeinen Zufriedenheit glücklicher und Freyheit fühlender Menschen, als auf einer gewissen Eidformel! Als wäre Duldung nicht gleich weise und väterlich; und als ob es unmöglich, oder nicht weit vernünftiger wäre, die Kriegs- und Friedenskünste verschiedener Bürgerklassen zu vertheilen. Aber in allen europäischen Gesetzgebungen ist viel Hebräisches und Hierarchisches: daher bestehen die Gesetze wider das Hexen, Verzaubern und Festmachen; daher beurtheilen auch Protestanten den Ehestand als etwas Geistliches."

Nach den Briefen über das Hirtenland, dürfte man vermuthlich der mit socratischem Geist und Kunst erzählten Alpengeschichte „*der Einsiedler*" die zweyte Stelle einräumen, worin *Werth und Theilbarkeit der Zeit* erörtert sind. „Zwey Straßen (so drückt der weise Lehrer sich aus) führen in die Unendlichkeit; die eine in die des *Raumes*, die andere in die der *Zeit*. Die Körperwelt wandelt die eine, die Geister besteigen die andere. Millionen Sonnen mit all ihrem Weltgefolge füllen in ihrer weiten Bahn noch keinen Punkt des unendlichen Raums, so wenig als der kleinste Theil des unsichtbaren Insekts die lezten Abtheilungen desselben zu erreichen fähig ist. Eben so kann auf jener Gottheitsbahn der *Zeit* kein Engelslebeu einen Theil des Unendlichen ausfüllen, und kein Lebensaugenblick ist klein genug, alle Theile zu ergründen, die in dem Abgrund eines Augenblicks enthalten sind. Die Zeit ist die Bahn des Weisen, auf welcher er keine Grenzen findet. Der Undenkende mißt sie, so zu sagen, ellenweis ab, da dem Weisen jeder ihrer Theile eine neue Unendlichkeit enthüllt. Der eine schwebt körpermäßig mit gröberen Sinnen auf dem weiten Ozean hin; der andere weiß in jedem Tropfen neue Weiten zu genießen. Darum hat der Körpermensch so enge Lebensschranken, weil für ihn jede Stunde eine Stunde bleibt, da das denkende Wesen in eben derselben ein ganzes Menschenalter zu erreichen fähig ist. Wenn *Fühlen und Denken* — *Leben* ist, und unser Daseyn doch allein durch der Gedanken Zahl kann abgemessen werden, so ist das Leben einer so oftmaligen Verdoppelung fähig, als unsere Gedanken. Sie vervielfältigen sich aber nur durch eine gewisse Anordnung in unsern Vorstellungen, welche neue Begriffe, also neues Leben zeugt, das aber nur wenigen edeln Seelen zu Theil wird. Der übrige Pöbel ist verdammt, an den Aftergott der Sinnlichkeit zu glauben, der das Leben nicht *kurz*, aber öde macht. Selbst der Genuß der Sinnen veredelt und verdoppelt sich mit der Gedankenzahl; und nur denkende Wesen fühlen, was der Pöbel so unrichtig Lebensgenuß heißt, und allein der Weise kennt. Ordnung in den Begriffen ist *Vernunft*, in den Thaten *Tugend*. Aus der ächten Hinstellung der Gedanken entstehet das Feuer des Genies, das in wenigen Lebensstunden Millionen Menschenleben gebiert, und den Sterblichen zu nie betretenen Bahnen emporhebt, wo die Glückseligkeit an der Seite der Tugend hinanwandelt zur Unsterblichkeit. Nur, wer Herr ist seiner Zeit, ist Herr seiner selbst, und frey unter Tyrannen; auch frey in Republiken, wo der Schwächere das Joch eines jeden, doch nur so lange zu tragen verurtheilt ist, bis er frey von Leidenschaften, jede Kette mit Füßen tretend, zu sich sagen darf: Wer frey ist und bleiben will, bedarf nicht des Pöbelwahns; und wer Würde im Herzen fühlt, überläßt Volksgunst dem Schmeichler. Alle diese Tugenden entspringen aus jener allerersten Tugend: *die Zeit zu benutzen*. Dieß allein ist Lebensgenuß, und vertausendfacht das einzige Gut, das uns die Natur beschert — die Zeit." Was nun weiterhin die Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit, die Darstellung der Grundsätze der Schweizerrevolution im vierzehnten Jahrhundert, des Landvogtes oder Amtmanns Antritts- und Abschiedsreden, die Wanderungen durch's Bisthum Basel und die Gebirge von Neuenburg, Geistvolles und Gemüthliches in Fülle darbieten, wird aus dem Vorgesagten zu ahnen Niemanden schwer fallen.

Almanachsliteratur für 1825.

Als Rec. vorigen Sommer in den Buchladen des Buchhändlers *Feind* trat (er borgt hier diesen Namen von dem Magister Lämmermeyer in Künstlers Erdenwallen, welcher *jeden* Buchhändler so nennt, weil die Buchhändler seiner Meynung nach die natürlichen Feinde der Autoren sind), verließ es eben ein stattlicher dicker Herr mit den Worten: „Und à propos, vergessen Sie nicht, mir noch vor Michaelis für meine Frau den Almanach zu schicken." Mit Vergnügen, erwiederte Herr Feind, welchen befehlen die gnädige Frau? „Gleichviel, *der erste der beste*," sagte der Dicke, und gab damit allen Herren Feinden, welche Almanache verlegen, das beste Mittel

zum Sieg' über ihre Rivale an die Hand. Der erste, welcher fertig wird, ist in gewisser Hinsicht immer der beste. Auf unserem Recensirtische ist es dießmal das Taschenbuch der

Liebe und Freundschaft,

von St. Schütze: ein ungemein gefälliges Taschenbuch. Nicht blos, wie man zu sagen pflegt, von gefälligem Aeußeren, sondern von wahrhafter Gefälligkeit für die Kritik und für die Augen des beschauenden Publikums. Die Kritik, für die Augen des gedachten Publikums besorgt, und auf die Behauptung des Aristoteles gestützt, daß ein winzig kleines Thier (παμμικρον ζῶον) nicht schön seyn könnte, hat im Lit. Bl. No. 2. 1824. S. 7. an dem vorigen Jahrgange die Kleinheit der gewöhnlichen Monatskupferchen getadelt, und siehe, das Taschenbuch ist so gefällig gewesen, sie abzuschaffen, und durch äußerst sorgfältig und sauber gearbeitete Copien minder bekannter aber werthvoller Malerwerke zu ersetzen, von welchen der Herausgeber kurze aber geistreiche Erklärungen gibt. Sie sind größtentheils von der niederländischen Schule; ein Bohnenfest von G. Lundens, eins dergleichen von Joh. van Steen, und ein Viehstück von Klomp zeichnen sich aus, und obwohl Portraits im Kupferstiche gewöhnlich sehr verlieren; so ist doch der sitzende Fürst (ein Bourbon der gemeinen Meynung nach) mit der Allongeperrücke von Caspar Netscher ungemein sprechend. Die ruhige und freundliche Würde, womit er sitzt, wird auf das Zweckmäßigste durch die Devotion des vor ihm stehenden Pagen gehoben, welcher den Bescheid über ein Paar todte Rebhüner anzuhören oder zu erwarten scheint. Freylich sind dieser Stücke nur 8, also 4 weniger als Monate im Jahre; aber dafür wiegt auch der einzige Stier in dem Viehstücke von Klomp auf der Wage der bildenden Kunst eine ganze Noahsarche voll Ramberg'scher Thiere auf, woran es übrigens auch nicht fehlt, denn von den 3 Rambergschen Kupfern, welche den Erzählungen beygesellet sind, ist keines ohne Hund, und alle 3 Hunde sind erfinderisch differentiirt: der eine bellt, der zweyte guckt durch die halboffne Hausthür, und der dritte säuft, im Vordergrunde einer empfindsamen Scene.

Die eben gerühmte Gefälligkeit gegen die Kritik verbindet uns zu der Gegengefälligkeit einer prompten Anzeige. Wir dürfen uns daher nicht die Zeit gönnen, die in Prosa abgefaßten Erzählungen gründlich zu lesen, oder gar zu analysiren. Die erste von Friederike Lohmann, ist wehmüthigen Ausgangs, obwohl ihr Titel, Tamina, ein Seitenstück zur Zauberflöte erwarten läßt. Die zweyte, genannt die armen Liebesleutchen, von Fr. Laun, ist unfehlbar launig, und zwar gutlaunig, weil Laun ein guter und fast immer gutgelaunter Erzähler ist. Die dritte von Weisflog, welche der Denkzettel heißt, scheint in die Kategorie der humoristischen Mährchen zu gehören; die vierte aber, das Geheimniß, von einem (oder einer) Ungenannten, kann füglich wahr seyn, da sie nichts Ungewöhnliches enthält, als daß ein Liebhaber über ein früheres Fallkind seiner Geliebten sich hinwegsezt, nachdem er erfahren hat, wie unschuldig sie dazu gekommen ist. Zwey versificirte Erzählungen, von Langbein und Prätzel, werden die Leser, welche nicht vor Versen sich scheuen, in mehrerer Kürze ergötzen.

Zwischen diese Erzählungen sind eingeschoben: „Gedichte von Raupach, dito von Agnes Franz, dito von St. Schütze" und den Beschluß machen: „Vermischte Gedichte," das heißt aber hier nicht Gedichte vermischten Inhalts (denn das sind die von Raupach, Agnes Franz und Schütze auch); sondern einzelne Gedichte von vermischten Verfassern. Der Redacteur scheint diese Rubrik für diejenigen Mitarbeiter bestimmt zu haben, welche nicht mehr als zwey kleine Gedichte beytragen; denn die Namen: Peucer, Kannegießer, Silvio Romano, Sondershausen, kommen unter dieser Kategorie nur Ein Mal, und Lina Reinhardt nur zwey Mal vor; Raupach hingegen, obwohl er nur drey Gedichte gesteuert, hat sein eignes Rubrum oder Kapitel. Mög' er es künftig, wenn nicht mit mehr Gedichten, doch mit Gedichten von mehr Bedeutung füllen. Das Fach der poetischen Kleinigkeiten, oder, wie es die Franzosen nennen, der poésies fugitives, scheint nicht der Beruf dieses eminenten, gedankenreichen Geistes zu seyn, obwohl seine Braut im Garten zart empfunden und leicht gesungen ist. Das ist auch Sondershausens Ideal; nur der Genitiv „des Buchfinks" S. 279 will uns eben so wenig gefallen, als der Nominativ Langbeins in der Stelle S. 83:

> Denn das Mägdlein — —
> Sah er jezt, als Aerztin seiner Wunden,
> Lieblich, wie ein Engel, vor sich stehn.

Es mag da gestanden haben, wie ein Engel; aber er mußte es stehen sehen, wie einen Engel, im Accusativ. Der Platz dazu im Versmaße war hier eben so leicht, als dort für den Schwanz des Finken zu finden, der ja nicht eben ein Buchfinke zu seyn brauchte; z. B.: Hold, wie einen Engel, vor sich stehn, und: Nur des Finken ernste Strophe.

Doch weg mit der Sylbenstecherey: Genug, daß Lieb' und Freundschaft im Ganzen mit der Gabe für 1825 zufrieden seyn, und schon 1824 sie genießen können.

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. September 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

Gewerbkunde. Die beyden brittischen Gesellschaften zur Beförderung des Gartenbaues, wovon die eine in London, die andere (Caledonian horticultural Society) in Edinburgh ihren Sitz hat, haben schon heilsame Früchte gebracht, und ihre wohlthätigen Wirkungen schon weit verbreitet. Die Londoner Gesellschaft, deren Präsident der Pomolog Th. Andr. Knight ist, zählte am 22. Junius dieses Jahres, wo sie ihre Hauptversammlung hielt, 1870 Mitglieder. Durch ihre Thätigkeit sind nicht nur die Erzeugnisse des Gartenbaues veredelt, sondern auch viele neue schätzbare Gegenstände eingeführt worden, da ihr ausgebreiteter Verkehr sie mit allen Weltgegenden in Verbindung setzt. Ihre Bemühungen beschränken sich nicht auf den einheimischen Gartenbau; vom Nord-Cap bis zu den entferntesten Theilen Indiens schickt sie Sämereyen und Pflanzen, die den Bewohnern neue Vortheile und Genüsse bereiten. Beyde Gesellschaften geben Sammlungen ihrer Abhandlungen heraus. Die caledonische Gesellschaft hat neuerlich noch einen andern Beweis ihrer nützlichen Wirksamkeit gegeben.

Der treffliche Sinclair, der selber eine Reise in die Niederlande gemacht hatte, in der Absicht, die flamändische Landwirthschaft kennen zu lernen, schlug schon vor acht Jahren der Gesellschaft vor, Gartenbaukundige reisen zu lassen, um die Kulturarten des Auslandes kennen und benutzen zu lernen. Neill und Dickson, die beyden Secretäre der Gesellschaft, wurden dazu gewählt, und als der letzte 1817 gestorben war, kamen zwey Mitglieder, Hay aus Edinburgh, und Macdonald, Ober-Gärtner des Herzogs von Buccleugh, an seine Stelle. Sie traten ihre Reise im August 1817 an, deren anziehende Ergebnisse (Journal of a horticultural Tour through some parts of Flanders, Holland and the North of France — London 1823. 8.) Hr. Neill, der später noch einmal in Paris war, unlängst bekannt gemacht hat. Man weiß zwar, welche hohe Stufe der Gartenbau in allen Zweigen in England wie in Schottland neuerlich erreicht hat, aber es ist dennoch überraschend, wenn der Verfasser versichert, er und seine Reisegefährten hätten sich in der Meynung befestigt, daß die Art des Gartenbaues in Schottland im Allgemeinen die auf dem festen Lande von ihnen beobachtete Kulturart übertreffe, und daß die Schottländer in vielen Hinsichten namentlich weiter, als ihre ursprünglichen Lehrer im Gartenbau, die Flamänder und Holländer, gekommen seyen. Bey dem erhöhten Interesse am Gartenbau, das auch in Teutschland schon zur Stiftung ähnlicher Vereine geführt hat, wird es genug seyn, auf das Buch aufmerksam gemacht zu haben, und dazu mögen einige Beobachtungen beytragen, die hier ausgehoben werden sollen. In London beschäftigte die Reisenden vorzüglich auch die große Anlage zur Zucht der Ananas, wo der Eigenthümer, Andrews, die Dampfheitzung mit dem besten Erfolge eingeführt hat, und die Pflanzen am liebsten durch Schößlinge fortpflanzt. Sein Verfahren wird umständlich beschrieben. Er zieht auch die Ananas von Neu-Providence. — Ueber die Baumschule in Mile-End, über Chandler's und Buckingham's Anlagen, die sich besonders durch Camellien und Päonien auszeichnen, erhalten wie anziehende Nachrichten. — In Bertrands Garten zu Brugge fanden die Reisenden unter andern Seltsamkeiten ein Brennglas, welches so gestellt ist, daß die Sonne, wenn sie den Meridian erreicht, auf das unter dem Focus befindliche Zündkraut einer kleinen Kanone fällt, die dann abgefeuert wird. — Daß man die um Brügge und in andern Gegenden der Niederlande häufig angebauten Cichorienwurzeln zur Zeit des Continentalsystems als armseliges Ersatzmittel des Kaffees gebraucht hat, mußte den brittischen Reisenden natürlich ziemlich auffallend seyn. — Der in Brabant einheimische große Purpur-Klee, den man dort mit Asche düngt, wird zum Anbau empfohlen. — In Gent fanden die Reisenden anziehenden Stoff zu Beobachtungen. Es besteht hier seit 1809 eine Gesellschaft zur Beförderung des Landbaus und der Pflanzenkultur, die jährlich zwey Flora-Feste, das eine nach Sommersanfange, Salon d'été

genannt, das andere im Winter, Salon d'hiver, feyert. Zu diesen Blumen-Ausstellungen tragen Gärtner und Pflanzenliebhaber aus der Nähe und Ferne reichlich bey, und die öffentlichen Behörden begünstigen und unterstützen diese Versammlungen. Die Blumen werden in der Regel in Töpfen gebracht, und bleiben daher während der, drey bis vier Tage dauernden, Ausstellung bey mäßiger Sorgfalt in voller Blütenpracht. Bey jeder Ausstellung wird eine Denkmünze ausgetheilt. Die Blumen selbst werden als Preisbewerberinnen betrachtet, und diejenige, die entweder wegen ihrer Seltenheit, oder wegen der Größe und Schönheit eines Exemplares, den meisten Beyfall findet, wird gekrönt. — Der Garten der Frau Villain-Quatorze in Gent zeichnet sich durch seine prächtigen, gegen 200 Fuß langen, Gewächshäuser mit den seltensten exotischen Pflanzen aus. — In Antwerpen zog nur der schöne Garten des Banquiers Smeth die Aufmerksamkeit der Reisenden an. Sie fanden hier auch mehrere vorzügliche Birnen- und Aepfelarten, die erst einige Jahre vorher in Brabant eingeführt waren, wie unter jenen Delices d'Ardenpont, Passe Colmar, Belle de Bruxelles, und Nouvelle Epine d'hiver, die zuerst 1812 Früchte trug; unter diesen die um 1800 zu Mastricht aus dem Saamen gezogene Art Comte d'Orm.*) In Rotterdam fanden die Reisenden wenig Anziehendes außer dem trefflichen Blumenkohl, der bis in den Winter oft aus weiter Ferne in ganzen Bootladungen auf den Markt gebracht wird. — In dem botanischen Garten zu Leyden sieht man noch viele, von Boerhave gezogene Pflanzen, unter andern eine blühende Aesche, die er selbst gepfropft haben soll. Clusius'ens Palme, ein schönes Exemplar der Chamærops humilis, ist jezt über 220 Jahre alt, und 20 Fuß hoch. — Harlem ist noch immer der große Markt für Hyazinthen und Tulpen, und die Familie Van Eeden behauptet noch immer ihren Ruhm in der Fortpflanzung dieser theuren Kinder der Flora. Die besten gefüllten Hyazinthen werden in ein Beet gelegt, das gegen 1000 Zwiebeln enthält. Es wird dazu jährlich frischer Boden bereitet. Der Dünger muß vollkommen verfault seyn, und gleicht dann ziemlich dem natürlichen Boden, der aus hellem Lehm, mit vegetabilischer Erde und viel reinem weißen Sande gemischt, besteht. Die Zwiebeln werden in großen flachen Kisten aufbewahrt, die dem Luftzuge ausgesezt sind. Hope's Garten und Schloß, die Ludwig Bonaparte für 10,000 Pf. Sterling sehr wohlfeil kaufte, gehört jezt der verwittweten Prinzessin von Oranien, welche die Blumenzucht vernachlässigt, aber dagegen auf die Obstbaumzucht viel Sorgfalt verwendet. Mehrere ansehnliche Blumen-Pflanzschulen in der Umgegend Harlems werden beschrieben, besonders die Pflanzschule für Zwiebelgewächse in Overveen, die einen Umfang von beynahe hundert Morgen (acres) hat, und die reiche Sammlung seltener Blumen in Schneevogts Garten. In der Zucht der Aurikel und des Polyanthus haben die holländischen Blumengärtner, nach des Verfassers Versicherung, bey weitem nicht so viel geleistet, als die Anlagen bey Manchester und Macclesfield, und in Perth und Glasgow soll es schönere Rosen geben. Die Tulipomanie ist zwar längst vorbey, aber noch immer ist die Tulpe der Lieblingsgegenstand der Blumenzüchter, und man zieht jährlich neue Spielarten aus dem Saamen. Der gewöhnliche Preis einer Zwiebel ist von 3 bis zu 10 Gulden rheinisch. Nur wenige Arten steigen bis zu 20 Gulden, und die erlesensten neuen werden selten höher als 20—50 Gulden angebracht. Zu den köstlichsten gehörten im J. 1817: Pompe funèbre und Charbonier noir, mit gelbem Grund, Toilette supérieure und Louis XVI. mit weißem Grunde; wovon jede Zwiebel 100 Gulden kostete. — In dem, nicht sehr großen, botanischen Garten zu Amsterdam fanden die Reisenden einige seltene kapische Pflanzen, Siderexylon inerme und Jamus Elephantipes, und unter den Bäumen ein 12 Fuß hohes Exemplar der Trauer-Eiche. — Von Seteveldt's Garten in Utrecht, der noch immer im altholländischen Style erhalten wird, lesen wir eine anziehende Beschreibung. — In dem botanischen Garten von Brüssel zeichnet sich besonders eine prächtige Sammlung von 170 Pomeranzenbäumen aus, deren mehrere mit Einschluß des Kübels gegen 18 Fuß hoch sind, und zwey Fuß im Umfange messende Stämme haben. Einige derselben sind durch zwey Jahrhunderte hinab auf verschiedene Erzherzoge und Erzherzoginnen von Oestreich vererbt, und selbst während der Revolution von allen Partheyen geschont worden. Ein prachtvolles Exemplar aus demselben Stamm, das gegen 400 Jahre alt seyn soll, sieht man im Garten des Herzogs von Aremberg. Professor van Mons hat eine reiche Baumschule, und binnen 14 Jahren in Verbindung mit Duquesne gegen 800 des Anbaues werthe Birnen-Arten aus dem Saamen gezogen. Die Reisenden sahen hier eine merkwürdige Probe der Pfropfkunst. Ein Nachbar fällte im Frühlinge einen gegen fünfzehn Fuß hohen Apfelbaum, und da van Mons ihn für einen gesunden Stamm hielt, so sägte er sogleich einen Baum von gleichem Umfange dicht über der Wurzel ab, sezte den Pfropfbaum auf den Stumpf, stüzte den Baum durch Pfähle, beschmierte den Pfropfschnitt mit Thon, und häufte Erde darum. Der Versuch gelang, und im zweyten Sommer war der Baum so kräftig als je. — Der botanische Garten in Paris

*) Einige dieser Obstarten findet man doch schon in dem „Verzeichniß der Obst-Sorten in der (musterhaften) systematischen Obstbaumschule im Königl. großen Garten zu Dresden" (1819), das dem Pomologen als schäzbar bekannt ist.

lieferte dem Tagebuche der Reisenden Stoff zu manchen anziehenden Bemerkungen. In Malmaison, dessen Blumengarten zu Josephinens Zeit einer der reichsten in Europa war, sahen sie die ursprüngliche Zwiebel der Brunsvigia Josephinae, die ein holländischer Sammler vom Vorgebirge der guten Hoffnung mitbrachte. Als sie zum Ersten Mal blühte, wurde sie in Redouté's Prachtwerke über die Liliaceen unter dem Namen Amaryllis Josephinae abgebildet. Jene Zwiebel hatte im Frühling 1817 geblüht, und die verwelkte Blume maß 3½ Fuß im Durchmesser. Die Zwiebel, die seit etwa 17 Jahren in Malmaison war, hatte im Boden 2½ Fuß im Umfange. Der Stengel von der Zwiebel bis zur Blume war 12 Zoll hoch. Von Blättern sah man keine Spur, da dieselben, wie bey vielen Liliaceen, verwelken, ehe die Blumen ausbrechen. — Bey Gelegenheit der Erwähnung der zahlreichen Gärten von Montreuil, welche die Pariser mit Pfirschen und andern Früchten versorgen, erhalten wir eine kurze Nachricht über Mozard's Behandlung der Pfirschenbäume. Merkwürdig ist Bode's Pflanzschule, der 300 Rebenarten besizt, die er in einem Prachtwerke mit colorirten Abbildungen beschreiben wollte. Die unter der Aufsicht des rühmlich bekannten Du Petit Thouars stehende Baumschule zeigte den Reisenden empfehlende Beyspiele von Sieulle's Behandlungsart der jungen Pfirschenbäume. Die, von Du Petit diesem Pomologen gegebene, von dem gewöhnlichen Verfahren abweichende Anweisung zum Okuliren ist das Ergebniß sorgfältiger Beobachtung. Er behauptet, daß z. B. jedes Blatt an seiner Axilla eine Knospe hervorbringt, deren bald drey werden, von welchen die beyden äußersten Blütenknospen sind, während die mittlere eine Blattknospe ist, die unter gewissen Umständen zu einem Wasserschößling wird. Bey seinem spätern Besuche lernte Neill Noisette's ansehnliche Obstbaumschule genauer kennen, wo man es sehr vortheilhaft gefunden hat, Augen und Pfropfreiser nur von tragenden Bäumen zu nehmen.

Aus dem Lande, das keinen Tropfen echten Rebensaftes, nur künstliche Gebrände von Johannisbeeren und Rosinen-Madeira und Stachelbeeren-Champagner liefert, haben wir vor Kurzem ein ausführliches und schätzbares Werk über die Geschichte der Weine (The History of ancient and modern wines. London 1824. 4.) *) von Dr. Henderson erhalten, der sich unter der Vorrede nennt. Schon die ausgezeichnet schöne typographische Ausstattung desselben macht einen günstigen Eindruck, und die Druckverzierungen durch Vignetten und Anfangsbuchstaben geben einen neuen Beweis für die Fortschritte der Holzschneidekunst in England, und die Geschicklichkeit des Künstlers, W. Harvey. Der innere Gehalt des Buches ist nicht minder ausgezeichnet. Außer Barry's vor etwa 40 Jahren erschienenem Werke, das alles, was von den Weinen der Alten darin vorkommt, von Bacci entlehnt hatte, besaß die englische Literatur bis jezt nichts über die Geschichte der Weine. Henderson's Werk zerfällt in zwey Abtheilungen, die Geschichte der Weine der Alten und der neuern Weine. In der ersten hat er die Schriften der Alten fleißig benuzt, wiewohl ein deutscher Bearbeiter, den das Buch wohl zu erhalten verdiente, vermuthlich noch Stoff zu einer Nachlese und Anlaß zu tieferer Begründung finden würde. Zur zweyten Abtheilung hat der Verfasser den Stoff, auf einer Reise durch die europäischen Weinländer, aus Unterredungen mit Weinbauern und frühern Schriftstellern geschöpft. In einer Einleitung verbreitet er sich über mehrere, auf die Weinbereitung sich beziehende Punkte, z. B. Weinbau, Behandlung der Weinlese, Gährung und Nachgährung, und die dem Weine zustoßenden Unfälle. In der chemischen Ansicht über den Gährungsprozeß folgt er Cadet's Meynung, daß sie aus der mit Wasser verdünnten Mischung von Zucker, Schleim und Extractivstoff hervorgehe, womit meist auch Thenard übereinstimmt. Er geht dabey ins Einzelne, und gibt die zu einer gehörigen Gährung erforderlichen Bedingungen an. Ueber den Bau der Reben, der so wesentlichen Einfluß auf die Verschiedenheit der Weine hat, spricht er gleichfalls genügend, und handelt dabey von den Rebenarten, deren man in den französischen Weinländern allein 1400 zählt, vom Klima, vom Boden, wovon wohl hauptsächlich die Verschiedenheit der Weine abhängt, von der verschiedenen Lage derselben, von der Behandlung der Weinberge, und dem Einfluß des bey der Weinlese beobachteten Verfahrens auf den Wein. Wir erfahren hier unter andern, daß bey der Bereitung des Portweins die Traubenstiele mit gepreßt werden, was dem Weine immer Herbe gibt, wogegen man sie bey den feinen rothen Bordeauxweinen sorgfältig ausscheidet. Der Verfasser nimmt zwar an, daß die rothen Weine nur von dem farbenden Stoffe der Traubenhäute ihre Farbe erhalten, da nur bey der Tintilla-Traube (die den Tinto di rota liefert) der Saft gefärbt ist, versichert uns aber, daß es, nach den Versuchen des Doctors Prout, wenigstens zweifelhaft ist, ob auch das Würzige der Weine davon abhange. Die Erhaltung des Weines hängt nach Henderson von dem gehörigen Gleichgewicht der Bestandtheile ab; ist der Wein völlig geklärt, ist er frey von überflüssigem Extractivstoffe, oder enthält er mehr Zuckerstoff, als durch den noch immer darin befindlichen Gährstoff zersezt werden kann, so hält er sich auf unbestimmte Zeit; fehlt es hingegen an jenen Bedingungen, so verwandelt sich das Alcohol in Essigsäure. Bey dieser Gelegenheit äußert er auch gegen Chaptal die Meynung, daß die Bitterkeit, die Burgunder und Rheinwein zuweilen auf dem Fasse wie auf Flaschen bekommen, in der Entstehung einer gewis-

*) Pr. 2 Pf. 2 Sch. und 3 Pf. 3 Sch. mit den Vignetten auf India-Paper.

sen Menge von Citronen-Aether (citric ether) ihren Grund hat. — Die erste Abtheilung seines Werks beginnt mit Untersuchungen über die Beschaffenheit und Behandlung der Weinberge der Alten, und zeigt, daß diese in der Hauptsache dem von den Neuern beobachteten Verfahren gleich war. Der merkwürdigste Umstand ist der außerordentlich reiche Ertrag der Weinberge der Alten, da man berechnet hat, daß ein römisches jugerum, das kleiner als ein englischer Morgen ist, vier und fünfzig Orthoft Wein gegeben habe, während die besten Weinberge im Lyonnois, die einträglichsten in Frankreich, nicht viel über ein Fünftheil jenes Ertrages geben. Der Umstand hatte nach Columella, besonders darin seinen Grund, daß die Alten ihre Reben zu üppig aufwachsen ließen und zum Tragen trieben, bis sie erschöpft waren, und ihre ursprüngliche Trefflichkeit verloren. In den Abschnitten von der Weinlese, der Weinbereitung und der Kellerwirthschaft bey den Alten kommen gleichfalls viele anziehende Ergebnisse der Untersuchung vor. Der Verfasser geht alsdann zu den verschiedenen Weinen der Griechen, und den berühmteren des alten Italiens über. Den starken, rothen Pramnischen Wein von der Insel Icarus vergleicht er mit dem gewöhnlichen Portwein, und wie dieser ward er auch zuweilen als Arzney gebraucht, und daher pharmacites genannt. Ausführlich handelt er von dem berühmten Falerner, den er nach den Beschreibungen der Alten mit dem Xeres und dem Madeira vergleichen zu können glaubt. Beyde sind, wie der Falerner, strohgelbe Weine, die durch Alter oder durch besondere Umstände bey der Lese eine dunklere Farbe erhalten, beyde sind stark und dauerhaft, beyde in der Jugend hart und feurig, wie Horazens ardens Falernum, und müssen lange liegen, ehe sie milder werden. Der Xereswein scheint bey seinem derben und bittersüßen Geschmacke dem antiken Wein fast am ähnlichsten zu seyn, und auch bey ihm findet in dem Ergebniß der Gährung dieselbe Verschiedenheit statt, da man nie mit Bestimmtheit voraussehen kann, ob man einen herben oder süßlichen Wein erhalten werde; wiewohl auf der andern Seite der Boden der Insel Madeira, wie der Campania felix, vulkanisch ist, und daher auf größere Aehnlichkeit der Erzeugnisse geschlossen werden könnte. — Ein sehr unterhaltender Abschnitt handelt von dem Genusse des Weins bey den Gastmahlen der Griechen und Römer. — In den geschichtlichen Nachrichten über die Einführung fremder Weine in England findet man häufig auch Erläuterungen aus alten englischen, besonders dramatischen Schriftstellern. Vor 5 bis 600 Jahren kamen meist französische und rheinische Weine nach England, und auch die reichen Weine von den Küsten des Mittelmeeres und aus dem griechischen Archipel waren sehr geachtet. Später wurden die spanischen Weine allen andern vorgezogen. Am Ende des 17ten Jahrhunderts kamen die rothen Bordeauxweine in Aufnahme, bis die Kriege mit Frankreich den Verkehr störten. Die Gewöhnung an den starken Portwein mindert den Geschmack an süßen Weinen, und kaum findet man jezt den sonst so beliebten Canarien-Sekt mehr. Seit dem lezten Frieden kommen leichte Weine wieder häufig auf den Markt. — Der Verfasser theilt die neuern Weine in zwey Hauptklassen, rothe und weiße. Die Gattungen, Arten und Abarten hangen vom Boden, vom Klima, von besondern Oertlichkeiten und von den Eigenschaften der Reben ab. Zuerst spricht Henderson von den französischen Weinen, und sucht darzuthun, daß der Weinbau erst nach Columella allgemein in Gallien geworden sey. Die Franzosen sind jezt unstreitig die ersten Weinbauer in der Welt. Nach Chaptal waren 1808 schon 1,613939 Hectaren mit Wein bebaut, deren Ertrag im Durchschnitt auf 718,941675 Franken geschäzt wurde. In frühern Zeiten waren Weine berühmt, die jezt wenig oder gar keinen Ruf haben, z. B. die Weine von Orleans und Isle de France waren berühmter, als die Gewächse Burgunds und der Champagne, wovon der Grund unter andern auch in dem Wechsel des Eigenthums, besonders in dem Uebergange desselben aus geistlichen in weltliche Hände zu suchen ist. Die Weine der Champagne, Burgunds und der Dauphiné sind jezt die besten, und nächst ihnen die Erzeugnisse von Languedoc und Roussillon. Der Champagner wird in Flußweine (an der Marne wachsend), die meist weiß, und Bergweine, die roth sind, eingetheilt. Jene sind geistreich und schäumend, und zeichnen sich durch angenehmen Geschmack aus; doch sind die am meisten schäumenden Weine nicht immer die besten, und wenn sie nicht sehr stark sind, verfliegt viel Alcohol mit dem kohlensauren Gas, welches das Schäumen verursacht. Die leicht schäumenden Weine (Vins demi-mousseux) werden daher von Kennern vorgezogen. Der Boden der Champagne besteht aus lockerem Mergel, der auf Kreide liegt. Der beste Champagner behält seine Eigenschaften 10 bis 20 Jahre, wenn er in einer Temperatur von 54° Fahrenheit aufbewahrt wird. Troz des Ausspruches der medicinischen Facultät zu Paris, die 1778 dem Champagner den Vorzug zuerkannte, gibt Henderson dem Burgunder den Preis, und meynt, daß sich die Herzoge von Burgund mit Recht die „Fürsten guter Weine" genannt haben. Der erlesenste Burgunder ist der Romanee Conti, den ein einziger kleiner Weinberg liefert, der nur 6¼ englische Acre hält. Nächst ihm stand sonst der Wein von Clos Vougnot, als dieser Bezirk noch Kirchengut war; jezt aber sind der Romanee de St. Vivant und Musigny besser. Die weißen Burgunderweine gehören zu den vorzüglichsten Gewächsen Frankreichs. Der beste darunter ist der Mont-Rachet, wovon es drey, in der Güte und dem Preise verschiedene Arten (Ainé, Chevalier und Batard) gibt. Die Weine der Dauphiné gehören zu den ältesten in Frankreich, der Coudrieux, der Hermitage (weisser und rother) und Cote Rotie haben jedoch erst in neuern Zeiten Berühmtheit erlangt. In der Dauphiné wächst auch ein, dem Constantia ähnlicher Wein, der aus den reifsten, auf Stroh zum Welken gelegten Trauben gemacht wird, Strohwein. Languedoc, Provence und Roussillon liefern keine Weine, die mit den Erzeugnissen der Dauphiné verglichen werden können; dagegen sind die süßen Weine dieser Landschaften vorzüglich. Die rothen Weine aus Roussillon sind die stärksten und dauerhaftesten, die Frankreich erzeugt. Die Weine Gascogne's und Guyenne's sind die bekannten Bordeauxer, deren vorzüglichste Arten der Lafitte, Grave, Chateau Margaux, Sauterne, und Barsac sind. Ins Ausland kommt jedoch wenig reiner und echter Wein aus diesen Gegenden. Die Weinhändler in Bordeaux richten ihn für die verschiedenen Märkte zu. So gibt es eine eigne Fabrik für die Ausfuhr nach England, Travail à l'Anglaise genannt. Man gießt hier zu jedem Orhoft Bordeauxer 3 bis 4 Gallonen Alicante oder Benicarlo, ½ Gallon Gährwein, und zuweilen etwas Hermitage, und wenn man diese Mischung leicht hat gähren lassen, versendet man sie als Claret nach England.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. September 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Die spanischen Weine zeichnen sich durch würzigen Geschmack, Stärke und Dauer aus. Fehlerhafte Behandlung bey der Gährung macht besonders die rothen Weine schwer. Der vorzüglichste spanische Wein ist der Xeres, wiewohl die Spanier selbst den Malaga, Alicante und Fuencaral vorziehen. Die besten Weinberge in Xeres sind in den Händen französischer und englischer Ansiedler, durch deren Bemühungen der Ertrag derselben sehr verbessert worden ist. Man nimmt dazu rothe und weiße Trauben vermischt, die man welken läßt, ehe man sie keltert. Der Most gährt vom Oktober bis zum December auf den Hefen, ehe er abgezogen wird. Der zur Ausfuhr bestimmte Wein wird mit Branntwein vermischt. Der nußartige Geschmack dieses Weins kommt von einem Zusatze bitterer Mandeln. — Die portugiesischen Weine wurden seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts häufig nach England ausgeführt, und zwar Kraft des Methuen-Vertrages, der Portugal hinsichtlich des Weinhandels den Vorzug vor andern Ländern gab, unter der Bedingung, daß es dagegen englische Wollfabrikate nehmen sollte. Vor 1715 war es nicht üblich, den Portwein mit Branntwein zu vermischen, in der irrigen Voraussetzung, ihm dadurch Haltbarkeit zu geben. Die überhandgenommene Verfälschung gab 1756 Anlaß zur Stiftung der Alto-Douro-Gesellschaft. Es entstand daraus bald ein Monopol, dessen Nachtheile Henderson darlegt. Die Gesellschaft bestimmt das Maximum des Weinpreises in dem unter ihr stehenden Bezirke. Kein Wunder, daß die Betriebsamkeit des Weinbauers dadurch gehemmt wird. Jeder sieht nur darauf, eine reichliche Menge von dem zur Ausfuhr passenden Gewächse zu liefern. Durch Mischung der verschiedenen bessern und geringern Weine des Douro-Bezirks wird der, in Geschmack und Stärke wenig verschiedene, Portwein hervorgebracht. Die dazu genommenen rothen und weißen Trauben werden mit den Trestern gepreßt, bey der Gährung nachlässig behandelt, mit Branntwein vermischt, und, wenn es an rothen Trauben fehlt, mit Hollunderbeeren gefärbt. Während der Herrschaft der Cortes wurden Versuche zur Aufhebung des verderblichen Monopols der Douro-Gesellschaft gemacht, die ein bloßer kaufmännischer Verein bleiben sollte; die Kurzsichtigkeit der Weinbauer am Douro aber und andre Umstände hinderten die Ausführung des wohlthätigen Planes. Unter den übrigen portugiesischen Weinen wird nur der Colares, der bey Cintra wächst, nach England ausgeführt. Bucellao, Setuval und Carcavellas sind die besten weißen Weine Portugals. — Die Italiener sind sorglos und nachlässig in der Behandlung des Weins. Die berühmten Weine des Alterthums leben nur in den Gesängen der Dichter. Toscana ist der einzige Theil Italiens, der gute Weine liefert, und unter diesen ist der Montepulciano, ein süßer Rothwein, der beste. Im Kirchenstaate wächst kein, der Erwähnung werther Wein, als der Albano, Montefiascone und Orvieto. Den süßlichen rothen Wein, Lacrimae Christi, kennt man besser dem Namen nach, als in der Wirklichkeit. Er wächst nur in geringer Menge und wird für den Keller des Königs von Neapel aufgehoben. Der beste kommt vom Monte Somma und Galitte. Viele geringe Weine von Pozzuolo, Nola, Torre del Greco, Ischia, werden als Lacrimae Christi verkauft. — In Griechenland hat die Natur dem Weinbau so viele Begünstigungen verliehen, als in Italien, aber die Tyranney, welche den Geist des Volkes so lange in Fesseln hielt, hat auch die Eigenschaften und die Güte des Weines vermindert. Die besten griechischen und levantischen Weine sind der Cyperwein, der Tenos, der rothe Muskatwein von Tenedos, der weiße Muskatwein von Smyrna, dem köstlichsten Ungarwein gleich. Einige Inseln liefern leidlichen Wein, und auf Zante soll man aus den Korinthentrauben einen, dem Tockayer ähnlichen Wein machen. Auf dem griechischen Festland, Macedonien ausgenommen, wächst kein trinkbarer Wein, wiewohl es auch hier nicht an günstigen Lagen fehlt.

Literaturgeschichte. Wenn man sieht, daß die ästhetische Kritik in England erst jetzt, sichtbar durch deutsche Forschung angeregt, sichern Boden und festere Haltung zu

gewinnen anfängt, könnte sich auch in Beziehung auf Byron wiederholen, was bey dem größten englischen Dichter geschehen, den, selbst nach dem bereits früher (No. 23. S. 89) in diesen Uebersichten erwähnten Geständnisse eines Engländers, erst die deutsche Kritik gründlich und tief gewürdigt hat. Es ist damit wirklich der Anfang gemacht, und man wird gerade jezt nicht ohne lebhaften Antheil lesen, was Goethe im neusten Stücke seiner Zeitschrift mit seinem klaren und ruhigen Blicke über Byron's Cain, eine in England kläglich mißverstandene Dichtung, sagt. — Das Grab des außerordentlichen Mannes ist noch zu frisch, als daß in seiner Heimath die durch Partheyhaß aufgeregten Leidenschaften schon jezt genug beschwichtigt seyn könnten, um eine unbefangene Würdigung anzuhören; aber selbst seine politischen Gegner haben doch schon Palinodien angestimmt, und einer ihrer heftigsten Wortführer in der Literary Gazette (die in ihrem schwächsten Theile, dem kritischen, noch täglich dem Recepte folgt, das irgendwo im Athenäum zu einer englischen Kritik gegeben wird) meynte unlängst, das Publikum werde nach der Erscheinung der von Thomas Moore und Hobhouse angekündigten Biographien des Dichters und den versprochenen „Erinnerungen aus Byron's Gesprächen" Grundlagen haben, worauf sich ein Urtheil über ihn werde stützen lassen, das wahrscheinlich anders ausfallen dürfte, als die jezt herrschende Meynung sey. Es ist sehr zu beklagen, daß wir Byron's Selbstbiographie, allem Anscheine nach, für immer verloren haben, da sie uns gewiß das Innere des seltenen Geistes aufgeschlossen und manche Räthsel seines Wesens erklärt haben würde. Die Gründe, welche Moore bestimmten, das ihm anvertraute Denkmahl seines Freundes durch dessen Schwester vernichten zu lassen, sind noch immer nicht bekannt. Was er selber in öffentlichen Blättern darüber gesagt hat, ist nicht genügend, und das in der Zeitschrift John Bull neuerlich als Bruchstück der Handschrift abgedruckte Kapitel: „Die Hochzeitnacht," das Anlaß zur Zerstörung des Werkes gegeben haben soll, ist sehr verdächtig. Auf jeden Fall haben ängstliche, kleinliche Rücksichten obgewaltet, wie auch das beym Lord-Canzler nachgesuchte Verbot der Herausgabe der von Dallas angekündigten Privatbriefe Byron's (Lord Byron's private correspondance, including his letters to his mother written from Portugal, Spain, Greece and other parts of the Mediterranean) zu verrathen scheint. Vielleicht wird uns besonders Moore's biographisches Werk für den Verlust, den er zu verantworten hat, einigermaßen entschädigen, da man wohl voraussetzen darf, daß er die in seinem Gewahrsam gewesene Quelle benuzt haben wird. Mittlerweile hat der Baronet, Sir Egerton Brydges, Briefe über Byron (Letters on the Character and poetical genius of Lord Byron — London 1824. 8.) herausgegeben, die besonderer Beachtung werth sind, und eine im Ganzen unpartheyische Würdigung des Menschen und des Dichters enthalten; doch möchte dasjenige, was er über B's Charakter sagt, mehr genügen, als seine Bemerkungen über dessen Dichtergeist, wo die moralische Beurtheilung der ästhetischen Kritik ungebührlich den Weg vertritt. Byron's Fehler, sagt er, gingen aus ungezähmten Ideen hervor, aus einem Uebermaß von Kraft; es waren nicht Fehler, die aus Uebertreibung entstehen, einer Frucht der Schwäche, welche die Kraft durch unnatürliche Anstrengungen ersetzen will. Er besaß eine üppige Dichtergabe, der nur das Höchste fehlte, die Form der Wahrheit. Alle seine Charaktere verrathen die Mängel seiner geistigen und sittlichen Eigenheit; es sind leidenschaftlich aufgeregte Wesen, von einseitig ausgebildeten Naturgaben, sittlichen Zwang verhöhnend, glänzenden Lastern ergeben, die Lebenslage verachtend, worin sie sich befinden, Ansprüche auf höhere Auszeichnung machend, als ihre Bestimmung ihnen gestattet, und sie glauben dadurch von allem Zwang der Lebensverhältnisse frey zu seyn, und meynen, daß sie, ohne die Achtung und Bewunderung der Welt einzubüßen, zu jeder ausschweifenden und verwegenen Handlung berechtigt seyen, die Leidenschaft oder Laune eingibt, als ob sie sich für die Herabwürdigung rächen wollten, unter Geschöpfen geringerer Art zu leben. Diese Bemerkungen sind eine Probe der verherrschenden moralischen Beurtheilung, die nicht auf die innere Wahrheit und Konsequenz und die poetische Haltung der Charaktere sieht. Auf einem ähnlichen Standpunkte steht der Verfasser, wenn er Byron in gewissem Sinne Begeisterung abspricht, weil diese gleichförmig und unwandelbar sey, Byron aber von einer Anwandlung der höchsten Begeisterung plötzlich zu Neckerey, Hohn und Scherz übergehen und verlachen konnte, was er eben erst bewundert hatte. Eine solche Stimmung, sezt der Verfasser hinzu, habe Allem, was B. geschrieben und gesagt, höhere Kraft und mächtigern Nachdruck gegeben, er habe Alles im ungeschwächten Lichte des Augenblickes aufgefaßt, sey im Gefühle seiner Kraft unbekümmert auf sein Ziel losgegangen, und über die öffentliche Meynung sich hinaussetzend, habe er geglaubt, daß alles Gute ihn erheben, und nichts Schlechtes ihn niederdrücken könnte, all dieß aber habe einen großen Vortheil für die Entfaltung seiner Geisteskraft gehabt, die auf eben so stolzer Höhe gestanden, als in ihrer That einzig gewesen sey. Die Hand der Natur habe Byron's Gemüth eine finstere Gestalt gegeben; er habe gern das Furchtbare erhöhen, das Düstere verfinstern, das Schreckliche verstärken mögen. Zu den Eindrücken, die Byron's Gemüth in der Kindheit verdüstert und verbittert haben, rechnet der Verfasser auch den Umstand, daß seine Familie zu jener

Zeit in einer bedrängten Lage war. Sein Großoheim lebte seit einem unglücklichen Zweykampfe in menschenfeindlicher Einsamkeit, und sein Vater war wenigstens in seiner ersten Ehe unglücklich, dabey rauh und hart. Byron war in klassischen Kenntnissen noch weit zurück, als er in eine gelehrte Schule trat. Dazu kam ein körperliches Gebrechen, das zu denjenigen gehörte, worüber Knaben einander ohne Schonung necken, und der Ruf, daß sein Vermögen unter seinen Ranganspruchen wäre, und all dieß bereitete seinem stolzen und herrischen Geiste eine Kränkung, die seinem ganzen Leben die Farbe gab. Der ehrgeizige und eitle Jüngling sah sich in der gewöhnlichen Laufbahn gehemmt und gedrückt, und warf sich mit seiner ganzen Kraft auf die wildesten Bestrebungen. Er wurde mißtrauisch, menschenfeindlich, gleichgültig gegen seinen Ruf. Er fühlte, daß ein Genius in ihm die Flügel regte, den Andre nicht anerkannten, und dessen Ansprüche sie spottend zurückwiesen. Diese Bemerkungen, wie alle psychologischen Aufschlüsse, die der Verfasser gibt, sind gewiß treffend. Der Corsar ist, nach des Verfassers Meynung, B's vollkommenstes Werk, und zwar darum, weil sich die Gemüthsstimmung des Dichters, wie er sie in der Abgeschiedenheit und unter Gefahren gebildet habe, sich darin abspiegele. Hätte es diesen Vorzug, so hätte es ihn doch nicht darum. „Vor allem bekämpfte Byron — bemerkt der Verfasser richtig — Heucheley und falsche Anmaßung. Er bot die ganze Kraft seines Geistes auf, Licht auf die wahren Züge der Charaktere zu werfen, welche die Welt mit Unrecht bewundert, und den Schleyer wegzuziehen, der ihren Pferdefuß verbarg. Man macht ihm den Vorwurf, er habe bey dem Bestreben, die Heucheley zu demüthigen, das nackte freche Laster hingestellt; aber jede mächtige Kraft wird zuweilen über das Ziel hinausschießen, und der Maßstab muß darin gesucht werden, ob bey dieser Ausstellung der erhobene oder der herabgezogene Charakter mehr Unheil stifte. Das freche und enthüllte Laster hat stets sein Gegengift bey sich; verborgenes Verderbniß hingegen schleicht unter dem, mit Blumen bedeckten Boden fort, und verbreitet Krankheit und Seuchen." Mit ähnlichen Gründen vertheidigt der Verfasser Byron gegen den Vorwurf, daß er über weibliche Tugend spötte, und uns die Frauen nur in der Verworfenheit zeige, und doch alle Kraft aufbiete, um zügellose Freuden anziehend zu machen. „Gegen Laster, welche der Weltton billigt, vermag der ernste Unwille nichts, nur die Waffe des Lächerlichen kann sie treffen. Weiber, die sich offen ihren ungebundenen Neigungen überlassen, sind es nicht, die ein verderbliches Beyspiel geben; sondern das Gift wird durch diejenigen verbreitet, die sich in den Schleyer des Zartgefühls, der Sitte, der Zärtlichkeit, der weiblichen Liebenswürdigkeit hüllen. Nur durch die Berührung der magischen Lanze des Lächerlichen schwindet der Zauber." Wir übergehen, was der Verfasser über die, Byron vorgeworfenen Angriffe gegen die Religion mißbilligend sagt; aber es scheint, als ob diese Angriffe keineswegs immer so offenbar wären, als er meynt, und die Beschuldigungen oft aus einem Mißverständnisse der Absicht des Dichters hervorgegangen wären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lexicographie.

Historisch-biographisches Handwörterbuch der denkwürdigsten, berühmtesten und berüchtigsten (berüchtigtesten) Menschen aller Stände, Zeiten und Nationen. Nach den besten Quellen bearbeitet von Dr. Karl Florentin Leidenfrost, Professor am Großherzogl. Sächs. Gymnasio zu Weimar. Erster Band. A — Com. Ilmenau bey Voigt. 1824. 628 S. gr. 8.

Die schwächste Seite des vielbeliebten Leipziger Conversations-Lexikons ist unstreitig die biographische. Selbst die sogenannte „Neue Folge" desselben, bey deren Redaction auf Eigennamen vorzüglich Bedacht genommen worden, hilft diesem Mangel wenig ab, weil sie bald Anfangs in die Spekulation ausartete, durch Einholung biographischer Notizen von lebenden Personen die Anzahl der Abnehmer zu vermehren; des Partheygeistes nicht zu gedenken, welcher dabey sein hypokratisches Spiel trieb. Es war daher ein Bedürfniß unserer populären Literatur, welches unseren Verfasser auf den Gedanken des vorliegenden Unternehmens führte, und Herrn Karl Geib's glossirte Uebersetzung der französischen „neuen Biographie der Zeitgenossen" (s. Lit. Bl. 1822. Nr. 21.) stand demselben um so weniger im Wege, da dieses schätzbare Werk auf die Zeit vom Anfange der französischen Revolution sich beschränkt, und vorzugsweise von berühmten Franzosen handelt. Herr L. steckte sich rückwärts ein unendlich weiteres, und vorwärts ein engeres Ziel. Er schloß von den berühmten und berüchtigten Eigennamen aller Zeiten und Nationen nur diejenigen aus, welche „der Fabel und Mythologie" angehören, und wollte sich übrigens auf Verstorbene beschränken. Dem leztgedachten Theile seines Vorsatzes ist er nicht treu geblieben. Man findet z. B. den würdigen D Christoph Friedrich Ammon hier, und Gottlob ohne Todesanzeige. Den ersterwähnten Theil seines Plans hat der Verf. bis hieher mit Fleiß und Umsicht ausgeführt. An Vollständigkeit ist freylich nicht zu denken bey dem uner-

meßlichen Umfange des Stoffes; aber das Verdienst der Reichhaltigkeit springt bey dem ersten Anblicke dieses Probebandes in die Augen. Wir glauben die Anzahl der Artikel nicht zu überschätzen, wenn wir sie auf 5000 anschlagen. Bey Schriftstellern ist in der Regel, der Verheißung S. IX gemäß, auf die Angabe ihrer wichtigsten Schriften löbliche Sorgfalt verwendet. Indessen hätte, für Ausländer wenigstens, auch wohl das Fach bemerkt werden können, in dem sie sich berühmt machten. In dem Artikel Bürger z. B. ist mit keiner Sylbe angedeutet, daß der Mann ein Dichter war, und der unkundige Ausländer könnt' ihn nach seinen hier angeführten Lebensumständen weit eher für einen berühmten Juristen oder Philosophen halten. Sein Biograph Althof fehlt, und da Herr L. einmal Ammon erwähnte; so sieht man nicht, warum er den berühmten Archäologen Böttiger übergieng, dem übrigens dieser Band zugeeignet ist. Dagegen hat der jüngstverblichene Buchhändler Brockhaus einen, im Verhältnisse zu weit wichtigeren Personen sehr langen, lobseligen Artikel erhalten, der irgend einem Zeitungs-Nekrolog nachgeschrieben zu seyn scheint. Als eine Quelle der Celebrität dieses achtbaren Kaufmannes (denn das war sein Fach) werden unter andern auch seine literarischen Streitigkeiten mit Schriftstellern genannt. Uns ist nicht bekannt, daß jemals ein Schriftsteller von Bedeutung über einen eigentlich literarischen Gegenstand mit ihm in einen Streit sich eingelassen, obgleich einige die Schwachheit gehabt haben mögen, gegen seine pasquinischen Angriffe auf ihre Personen und Schriften die Justiz anzurufen. *) Was über solche Streitigkeiten gedruckt wird, ist darum noch kein literarischer Streit.

Daß es an kleinen Irrthümern in den Jahrzahlen nicht fehlt, kann nicht befremden; denn wie leicht ist eine Zahl verschrieben oder verdruckt. Als Todesjahr von dem Tragöden Brawe z. B. wird 1768 angegeben. Er starb aber 1758, bald nach der Erscheinung seines Freygeistes auf der Bühne.

Der Druck ist ungefähr wie bey'm Conversations-Lexikon, im Ganzen sehr gelesen, und noch zur Zeit scharf. Wir wünschen dem Verfasser wie dem Verleger, daß das Wachsthum der Theilnahme ihn bald stumpf machen möge.

*) Ganz recht. Einen davon kenn' ich, und der gesteht diese Schwachheit renig ein.

M.

Unterhaltungs-Literatur.

Blümlein Wunderhold, oder Abentheuer bey dem großen Freyschießen zu Straßburg im Jahre 1576. Romantische Erzählung von E. Spindler. Straßburg, F. G. Levraultsche Buchhandlung. 1824. 161 S. 8.

Wir entsinnen uns zwar nicht, den Namen des Verfassers unter der zahlreichen Schaar deutscher Erzähler gefunden zu haben, gleichwohl können wir nicht glauben, daß diese anziehende Novelle ein Erstling sey; denn sie verräth eben so viel Uebung, als Talent und Geschmack. Die Abentheuer sind freylich nicht romantisch im Sinne der neuen Schule, welche durch geschmacklosen Gebrauch des Grotesken und Wunderbaren unsere Romantik überhaupt in üblen Ruf gebracht hat; aber sie sind anmuthig, gemüthanregend, und die Lösung des leichtgeschürzten Knotens gewährt eine vollkommene Befriedigung. Alle Charaktere haben Wahrheit, Leben und Nationalität. Das Kostüm des Ortes und der Zeit ist historisch correct, und dabey mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit gemalt, welche den Zeit- und Sittengemälden des Lieblings der Lesewelt, des Verfassers von Waverley, nichts nachgibt, sondern ihr vielmehr den Rang streitig macht durch eine weit gediegenere Kürze, durch Vermeidung aller weitschweifigen Details. Dadurch wird selbst der Fehler gedeckt, welchen der Verfasser begangen hat, bey der Exposition der Geschichte des jungen Steinmetzen Engelhardt Imhof. Man muß das Buch Recensirens halber lesen, um Anstoß daran zu nehmen, daß die Mutter diese Geschichte ihrer Tochter erzählt, welche Imhof's Geliebte und Verlobte ist, und dieselbe „hundertmal schon aus seinem Munde vernommen hat.“ (S. 40.)

Herr Sp. hat auf den lezten vier Blättern einige kurze historische Anmerkungen beygefügt, welche, Dank der Lebendigkeit seiner Zeit- und Sitten-Schilderung, für den Genuß der Lectüre zwar größtentheils entbehrlich, aber dennoch als Erläuterungen an ihrem Platze sind. Die 5te (S. 156 ff.), welche die Bauhütten und die Hüttenbrüderschaft des 15ten Jahrhunderts betrifft, ist besonders für verständige Freymaurer interessant. Drey Steindrücke erhöhen die Zierlichkeit des Aeußeren, von dessen Inhalte wir nur darum so wenig verrathen haben, damit es den Reiz der Neuheit nicht verliere für unsere Leser. Sie mögen das Blümchen Wunderhold, welches eigentlich Walpurgis heißt, und jenen Namen blos einer Lotteriedevise verdankt, selbst kennen lernen. Sprachfehler haben wir nicht bemerkt, man müßte denn etwa die Nachlässigkeit S. 17: „in schwarzer Kappe und Kleid“ (in schwarzem Kleid' und schwarzer Kappe) dafür achten wollen.

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Statistik. Die für Englands westindische Kolonien hochwichtige Angelegenheit einer Verbesserung des Zustandes der Sklaven scheint durch die Ereignisse immer mehr zur Entscheidung gedrängt zu werden. Was die standhaften Verfechter der Abschaffung der Sklaverey seit Jahren und besonders neuerlich über die Verhältnisse der Farbigen zu den Pflanzern zur öffentlichen Kunde gebracht haben, und was darauf während der lebhaften Verhandlungen durch die Wortführer der Pflanzer erwiedert worden ist, Beydes hat denjenigen, der den öffentlichen Verhandlungen gefolgt ist, in Stand gesezt, über die verschiedenen Plane zur Freylassung und Veredlung der Neger ein richtiges Urtheil zu fällen. Dazu trägt vorzüglich auch ein eben begonnenes fleißig gearbeitetes Werk bey, welches uns das, bisher nur theilweise bekannte, Gesetzsystem, auf dessen Abänderung eben gedrungen wird, vollständig darlegt: The Slavery of the british Westindia Colonies described, as it exists both in law and in practice and compared with the slavery of other countries, ancient and modern. By J. Stephen — wovon der unlängst erschienene erste Theil (London 1824. 8.) die Gesetze enthält. Die öffentliche Meynung über die Sklaverey hat sich mehr durch die Vorstellung der Folgen des Systems der Colonialgesetze, als durch die Kenntniß der Gesetze selbst bilden können, die nur durch Erforschung wenig zugänglicher Urkunden der Colonialgesetzgebung zu erlangen war. Diesem Mangel hat der Verfasser abgeholfen. Er beginnt mit einer sehr anziehenden Abhandlung über den Ursprung und die Gültigkeit der Sklavengesetze in den Colonien, wobey manche Zweifel gegen die Gesetzlichkeit jener Colonialgewohnheiten, worauf das System der Sklaverey sich gründet, erhoben werden, z. B. gegen das Herkommen, das den Sklaven zu einem Zeugen unfähig macht. Darauf handelt er in besondern Abschnitten von den zum Sklavenstande gerechneten Personen, der gesetzlichen Beschaffenheit dieses Standes hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Sklaven und Herren, so wie hinsichtlich freyer Leute, und in Beziehung auf öffentliche Verwaltung überhaupt, und endlich von dem Anfange und der Auflösung der Sklaverey. Häufige Hinweisungen auf die, in andern, besonders den spanischen, portugiesischen und französischen Colonien bestehende Gesetzgebung über Sklaven, geben dem Werke vielseitige Brauchbarkeit, und wenn der Engländer auf manche seiner bürgerlichen Einrichtungen stolz seyn darf, so kann er nicht ohne Scham auf die Colonialgesetze der Spanier sehen, bey welchen doch freysinnige Einrichtungen und helle Einsichten seit langer Zeit einheimisch waren. Hier war es immer herkömmlich, Freylassungen zu begünstigen, und das Gesetz gab dem Sklaven ein Recht auf seine Freyheit, sobald er seinem Herrn wiederbezahlen konnte, was er gekostet hatte, und zu diesem Zwecke war ihm nicht nur der Sonntag, sondern sogar ein Wochentag zur Benutzung für sich selbst vergönnt. Hatte der Sklave durch Fleiß und Sparsamkeit den fünften Theil seines Kaufpreises erworben, so gab ihm sein Herr nach der Auszahlung der Summe noch einen Wochentag, und so fort, bis der Sklave das Ganze erarbeitet hatte. Auch in den portugiesischen und französischen Colonien standen die Sklaven unter einer weit mildern Gesetzgebung, und hier, wie in den spanischen Colonien, konnte z. B. der Sklave nicht für die Schulden seines Herrn verkauft werden. Was der Sklave in den westindischen Colonien der Engländer vor dem Gesetze ist, spricht auffallend die Verfügung aus, daß er, wenn das Gericht ihn zum Tode verurtheilt hat, vor der Hinrichtung geschäzt und der Werth, der aber eine gewisse Summe nicht übersteigen darf, dem Eigenthümer aus dem öffentlichen Schatze bezahlt wird. Auf mehreren Inseln, besonders auf Barbadoes, ist noch immer eine sogenannte exemplarische Todesstrafe bey schweren Verbrechen, vorzüglich bey Empörungen nicht aufgehoben. Der Sklave kann in solchen Fällen lebendig verbrannt, oder in einem Käfig dem Hungertode preis gegeben werden. Noch vor 40 Jahren wurden auf Barbadoes zwey Neger wegen eines Mordes verbrannt, wäh-

rend der Ermordete, wenn er die Neger ermordet hätte, mit einer Geldbuße von 15 Pf. davon gekommen wäre. Selbst von neuern Milderungen der ehemaligen Grausamkeit, wie z. B. die Verfügung, welche die Zahl der zu einer Zeit für ein und dasselbe Vergehen erlaubten Peitschenhiebe beschränkt, läßt sich kaum viel Erleichterung erwarten, wenn der Verfasser uns erzählt, er habe einen Treiber gekannt, der mit einem einzigen Streiche ein Maulthier durch das dicke Fell bis aufs Fleisch wund hieb.

Erd- und Völkerkunde. Die anziehenden Denkwürdigkeiten, die **Hunter** im vorigen Jahre über sein merkwürdiges Leben und seine Gefangenschaft unter den **nordamerikanischen Wilden** (Memoirs of a captivity among the Indians of North America from childhood to the age of nineteen etc.) herausgab, und die bereits in einer deutschen Uebersetzung *) zu lesen sind, erschienen vor Kurzem in der **dritten** Auflage. **Hunter** hatte schon längst die Absicht, zu den Gefährten seiner Jugend zurückzukehren. Mit der Geschichte der gesellschaftlichen Einrichtungen Europa's bekannt, und mit wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, ist er nun im Begriff, sein wohlthätiges Vorhaben auszuführen, das für die Bildung zahlreicher Volkstämme leicht von wichtigen Folgen seyn könnte, und im Mai dieses Jahres von London nach Amerika abgereiset. „Ich blicke mit Freude, sagt er, auf das Unternehmen, das ich mir freywillig vorgesezt habe. Meine Beweggründe sind nichts Geringeres, als einen großherzigen, edlen Menschenstamm, den man herabgewürdigt, betrogen und verläumdet hat, von dem Untergange zu retten, der ihm unvermeidlich bevorsteht, wenn nicht eine freundliche Hand die Ursachen wegräumt, die ihm schnellen Untergang drohen. Schon der bloße Gedanke, daß ein von der Natur so reich begabtes Volk untergehen sollte, ohne daß der Geschichte auch nur ein Andenken seines traurigen Schicksals übrig bliebe, muß jeden rühren, der ernstlich ihn erwägt, und für mich, der ich meine lebendigsten und frühesten Erinnerungen in der Mitte dieser Volkstämme finde, ist er unbeschreiblich schmerzvoll. Ich kann es nicht über mein Gefühl bringen, daran zu glauben. Abgesehen von den feindlichen Einfällen ihrer weißen Nachbarn, ist es die gegenwärtige Lebensweise dieser Völker, was ihnen den Untergang droht, der Umstand nämlich, daß sie ihren Unterhalt allein von den ungewissen Gaben der Natur erwarten können. Gezwungen, den streifenden Heerden in entlegene Gegenden zu folgen, kommen sie zuweilen halb verhungert, von Beschwerden erschöpft, und nicht selten von Krankheit gequält, in ein feindliches Gebiet. Dieß ist beynahe eine ewige Ursache des Kriegs zwischen verschiedenen Stämmen. Aber man fessle den umherstreifenden Wilden an eine Heimath, die er sein nennen kann, und wenn er auch nur halb sein Getreide erbaut, nur auf einem kleinen Fleckchen Erde, unter dem wohlthätigen Einflusse einer belebenden Sonne, im Schooße eines fruchtbaren Bodens, so wird sein kleines Feld ihm Brod geben, während seine hohen Wälder, mit ihrem Reichthum an Nüssen, die Schweine für ihn ernähren, die er in ansehnlicher Menge besizt, und die üppigen Weiden in den Ebenen seine Rinderheerden mästen und seine Milchkammern füllen. Ja, bringe man den wilden Krieger nur erst dahin, seine stolzen Begriffe von Ehre zu berichtigen und dem Ruhme zu entsagen, die Schädelhaut seiner Feinde abzuziehen; zeige man ihm lebende Beyspiele geselliger Tugend, sittlicher Würde, häuslicher Bequemlichkeit; gewinne man seinen Ehrgeiz — der nicht unterdrückt werden soll — für die Tugend, für nützliche Künste, erwecke man in ihm das Streben nach geistiger Veredlung, und der Menschenfreund wird mit Freude sehen, daß diese Wilden eben so würdige Gegenstände seines Wohlwollens sind, als irgend ein Mensch, dem er je seine Theilnahme widmete. Er wird seine Bemühungen durch schnelle und nützliche Veredlung belohnt, seinen Zeitaufwand durch ein ansehnliches Geschenk an guten Ländereyen ersezt sehen und für jede wohlthätige Handlung aufrichtige Dankbarkeit einernten." **Hunter** will, um die Wohlthaten des gesitteten Lebens unter den Indianern zu verbreiten, sich in der Nähe der **Quapah**-Indianer niederlassen. Sie haben einen tapfern und geistreichen Häuptling, dessen Muth seinen Kriegsruhm überlebt hat, und der sowohl unter nachbarlichen Indianerstämmen, als unter den Weißen Einfluß besizt. Sie haben die Gewohnheiten des gesitteten Lebens noch nicht angenommen, ihr Gebiet ist noch reich an Wild, das aber bey den Einfällen der Weißen bald verschwinden wird. Er will seine Nachbarn mit seiner wirthschaftlichen Einrichtung bekannt machen, seine bequeme Wohnung, seine reichen Wiesen, seine vollen Scheuern, seinen schönen Viehstand, kurz alle Lebensbequemlichkeiten ihnen zeigen, die er seinem Fleiße verdankt. Sie sollen auf seine unabhängige Lebensweise aufmerksam gemacht werden, sie sollen sehen, daß er nicht dem Wilde nachlaufen und seine Gesundheit bey feuchtem und kaltem Wetter in Gefahr setzen muß. Er glaubt dadurch ihren Stolz, ihr feines Ehrgefühl zu erwecken, und zum Wetteifer sie aufzuregen, da sie sich nicht gerne übertroffen sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Gefangene unter den Wilden. In drey Theilen. Dresden bey Hilscher, 1824. 8.

Dichtkunst.

Gedichte von Carl Egon Ebert. Prag bey A. C. Kronberger. 1824. 8. 209 S.

Das ist keine Kunst! so pflegt man zu sagen wann uns Einer etwas vormacht, was All' und Jeder kann — All und Jeder kann heut zu Tage deutsche Gedichte machen; also ist die deutsche Dichtkunst keine Kunst mehr, pflegt man zu sagen, oder wenigstens dunkel zu denken, wann man in Taschenbüchern und Zeitblättern die Verse überschlägt, eine Sammlung von Gedichten aber gar nicht in die Hand nimmt. Bey so bewandter und wahrlich nicht ungerechter Stimmung der Lesewelt hat der Kritiker durchaus nicht mehr nöthig von dem poetischen Mittelgut zu sprechen — solches ist gerichtet; von positiv-Schlechtem vermag er aber nicht zu sprechen, desgleichen Ergötzliches kommt leider gar nicht mehr vor, denn wie jezt die lezte herumziehende Truppe nicht minder vortreffliche Darstellungen gibt als das erste Theater der Residenz, so sind auch die heutigen Gedichte sammt und sonders nicht allein so ziemlich regelrecht gemessen und gereimt, sondern auch voller Gemüth und Phantasie und gar nicht von einander zu unterscheiden. Zeigt er also eine Sammlung von Gedichten an, so muß er sie, im guten Sinne des Worts, für ausgezeichnet halten, und dieß ist hier der Fall. Unter dem Ausgezeichneten das Ausgezeichnetste ist das kleine Drama unter dem Titel: Alpenscene; und hieran wollen wir, als ächter Rezensent, sogleich den Tadel anknüpfen. — —

> Richtet drum nicht hart die Fehle.
> Liebend übt die größte Strenge;
> Denn ihr richtet eine Seele
> Im Gewande der Gesänge.

Eigene Worte des Herrn Ebert an den Leser gerichtet. Der Dichter gesteht also selbst ein, daß hier nächst der Gesangweise, welche das Gewand oder die Form ist, das Innere zu richten sey, welches sich für nichts anderes, als eine Seele ausgibt. Aber eben hierin besteht auch unser Tadel, daß dieses meistens der Fall ist, daß uns fast überall nur eine und dieselbe, des Dichters Seele nämlich, im Gewande dieser Gesänge entgegen tritt. Die Seele kann nur entweder selig oder unselig seyn und verliert sich selbst in einer dieser beyden Empfindungen. Die gewöhnliche Ansicht hält den Ausdruck dieser Stimmungen für das Kriterium der gesammten lyrischen Poesie. Das Gemüth verfertigt, nach dieser Meynung, jedes lyrische Gedicht und was das Gemüth nicht hervorbringt, ist deßhalb kein lyrisches Gedicht, wenn es sich auch dafür ausgibt. Geht man aber tiefer in das Wesen der Dichtkunst überhaupt ein, so dürfte sich finden, daß zu ihren Produktionen nicht ein einzelnes, sondern das Gesammtvermögen des Menschen: der Geist, erforderlich ist und daß also lyrische Gedichte nicht allein gemüthlich, oder gar nur selig, sondern auch geistig seyn müssen. Es mögen die Poetischen noch so sehr gegen den trockenen Verstand und die kalte Reflexion audisputiren, diese sind dennoch, selbst zu rein-lyrischen Gedichten, unentbehrlich. — Ein einzelnes für sich bestehendes lyrisches Gedicht — in so fern solches ohne andern Zusammenhang betrachtet werden kann — vermag zu der ersten gewöhnlichen Ansicht zu verleiten; bey einer Reihe lyrischer Gedichte eröffnet sich aber eine andere Betrachtung. Hier spricht der Dichter in verschiedenen Lagen seine verschiedenen Empfindungen aus, und da er also nicht in einem einzigen Gemüthszustande befangen ist, so werden selbst die einzelnen Gedichte die Spuren seiner Erhebung über sich selbst — welche man Bewußtseyn, Reflexion oder auch Ironie nennen kann — an sich tragen. Dieses aber ist gerade die tiefere Schönheit, der höhere Reiz aller Dichtung. Nun kann man zwar sagen, daß durch ein solches Bewußtseyn der Dichter aufhöre, ein Lyriker zu seyn; aber erstlich einmal, gewinnt sogar die wahre lyrische Begeisterung durch eine solche Erhebung, und zweytens gibt es, in jenem abstrakt-gemüthlichen Sinne der gewöhnlichen Meynung, wirklich keinen lyrischen Dichter. Die ausgezeichneten Künstler dieser Gattung sind keineswegs in ihren verschiedenen Stimmungen befangen, sondern besitzen sie und gebrauchen sie gleichsam als äußeren Stoff; und so wie ihnen die eigene Empfindung zur fremden wird, wird ihnen auch wohl die fremde zur eignen. Dieß Verhältniß drückt sich sogar durch die äußere Form aus, die alsdann zum Epischen oder gar Dramatischen hinüberspielt, wie z. B. in der hier beurtheilten Sammlung, des Greises Trauerlied, an das Epische, und Lebensansichten an das Dramatische gränzt. Goethe ist wohl unter den lyrischen Dichtern der am meisten plastische, aber selbst der am meisten lyrische unter ihnen: der Sänger der Laura, der nur in einer einzigen ungetheilten Empfindung zu leben und zu weben scheint, schwebt demnach über derselben, und erhebt sich in seinen lezten Gesängen durchaus über sie. — Dieser Geist nun, im Gegensatz der Seele, diese Erhebung, Befreyung, Ironie, oder wie man es sonst nennen will, vermissen wir zum Theil in diesen zwanglosen und gemüthlichen Gedichten. Zum Theil sagen wir, denn es sind deren Einzelne, welche Spuren dieser Erhebung tragen, und am hervorstechendsten finden sie sich in dem schon erwähnten Gedichte in dramatischer Form: Alpenscene, weßhalb wir es auch für das ausgezeichnetste erklärten. In den bereits erwähnten Lebensansichten ist eine heilige, das heißt, eine nicht zerstörende, sondern schaffende, Ironie niedergelegt; aber eben weil sie nur darin niedergelegt ist,

müssen wir die Alpenseene höher stellen, die eine Blüte dieses niedergelegten Dichtungs-Princips ist. Unter den Romanzen halten wir Rübezahls Braut für die beste; bey weitem weniger gut ist: Carl der Große und die Jungfrauen, die meisten andern zeigen eine Vorliebe oder eigentlich ein Vorurtheil für Leichen, Gespenster und deren abgenutzten Zubehör und Apparat. Der junge (?) Dichter sollte sich hüten, seiner Einbildungskraft diese Schwäche zu gestatten. Was diese Gedichte vor den alltäglich erscheinenden charakteristisch auszeichnet, ist ihre ungezwungene und einfache Natur. Sie sind nicht, wie jene, aus dem todten Vorsatz: „nun will ich einmal Verse machen!“ sondern aus dem lebendigen Quell der Begeisterung entsprungen, zu welchem das wahre Talent von der immer gegenwärtigen Gelegenheit geführt wird. Was die Kunst der Verse betrifft, so fehlt das musikalische Element keinesweges; ja man wird meist immer auf musikalische Weise höchst angenehm berührt. Mikroskopisch anzuzeigen, wo dieses hie und da nicht der Fall ist, dazu fühlen wir uns nicht berufen, müssen aber im Allgemeinen noch sagen, daß Herr Edert in diesen Gedichten noch kein Zeugniß gegeben hat, daß er in die geheimeren Tiefen der rhythmischen und reimenden Kunst eingedrungen sey. Und so glauben wir weder die singende Seele, noch ihr Tongewand allzu hart und liedlos gerichtet zu haben. — Wir wollten, aber wir dürfen nicht mit diesen Worten schließen, weil man glauben könnte, daß sie das Eingangsgedicht, an den Leser, bespötteln wollten. Da wir aber gegentheils dieses Gedicht, wenn auch nicht für eines der vollendeteren, doch, hinsichtlich seines Gedankens, für ein sehr schönes halten, so möge es hier eine Stelle finden:

Kaum daß junge Schmetterlinge
Wachsen fühlen ihre Flügel,
Ueben sie die bunte Schwinge,
Flatternd über Thal und Hügel;

Kaum daß junge Nachtigallen
Töne in der Kehle finden,
Lassen sie die Lieder schallen
Frey hinaus nach allen Winden;

Kaum daß junge Sängerherzen
Liederdrang und Schwingkraft spüren,
Drängt sie's auch, so Lust als Schmerzen
In die Welt hinauszuführen.

Und ihr werdet sie nicht schmälen
Ob des frohen Außenstrebens.
Vieles kann der Mensch verhehlen,
Aber nicht den Kern des Lebens.

Nicht was ihm die Brust erfüllet
Tages über, in den Nächten,
Nicht, worein er ganz sich hüllet,
D'rein er ganz sich möchte flechten.

Richtet drum nicht hart die Fehle,
Liebend übt die größte Strenge;
Denn Ihr richtet eine Seele
Im Gewande der Gesänge.

Gedanke, Bild und äußere Form einen sich hier harmonisch und überdieß weht durch das Ganze der Zauber der Poesie. Für vollendet können wir aber das kleine Gedicht nicht halten, weil die vierte und fünfte Strophe nicht so nothwendig sind, daß sie nicht gänzlich wegfallen könnten, oder wenn sie beybehalten werden sollen, einer Verbesserung bedürftig sind, indem ihr Ausdruck weder so correct und angemessen, noch so fließend ist, als der der andern Strophen. Das: Schmälen, Außenstreben, der Kern des Lebens, das: in den Nächten und drein sich flechten — würden wir gesuchte Ausdrücke nennen, wenn der Dichter nicht eben durch Suchen hätte bessere finden können; wir können sie also nur gewöhnliche und nachlässige nennen, und sie werden dieß um so mehr, im Vergleich der schönen Einfachheit, mit welcher dieses Gedicht beginnt und schließt. — Zu den in der Form vollendeteren Gedichten gehört das folgende, welches wir, um nicht mit Tadel zu enden, hier anführen:

Wasser.

Wasser trägt im Oceane
Tröstend fernhin den Verräthern,
Spült im Fluß, auf leichtem Kahne,
Den Geliebten zur Geliebten.

Wasser rauscht aus Felsenklüften
Als Gesang herab zum Thale,
Perlt als Thau aus Morgenlüften,
In der Blumen Duftpokale.

Wasser träuft, als milder Regen,
Kühlend in die trockne Erde,
Wasser labt als Quell an Wegen
Wandrer, Hirten, Wild und Heerde.

Ohne daß es Wasser fange,
Stürb' auf Erden alles Schöne,
Ach, und nur im Menschenauge
Ist das Wasser — eine Thräne.

Druck und Papier sind vorzüglich gut. Wir wünschen dem Buche recht viele freundliche Leser.

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Man muß in Hunters Denkwürdigkeiten die anziehenden Bemerkungen über die Gemüthsart der Indianer lesen, um sich zu überzeugen, daß sein Plan auf eine genaue Kenntniß ihres Charakters gebaut ist. Er will aber keineswegs von ihren Gewohnheiten sich ganz entfremden; er will sich oft mit Jagen belustigen, zumal wenn seine Nachbarn ihn besuchen, da sie Geschicklichkeit im Gebrauche des Gewehrs für einen hohen Vorzug halten; er will oft an ihren Unterhaltungen Theil nehmen, die Pfeife mit ihnen rauchen, als Zeichen gastfreundlichen Wohlwollens. „Das Hauptbestreben, sagt er, muß darauf gerichtet seyn, den unsteten Wanderer in den Wäldern an Häuslichkeit zu gewöhnen. Die Natur hat ihm eine Seele gegeben, die Tyrannenketten verschmäht, aber man verwandle den kriegerischen Sinn, den dieser Hang zur Unabhängigkeit nährt, in friedliche Gesinnungen gegen die Mitmenschen. Die Natur hat in seiner Brust die Glut der Liebe zu dem sanftern Geschlechte entzündet, und man lasse durch häusliche Erziehung jenes Feuer in Güte und Aufmerksamkeit sich verwandeln, in eine Aufmerksamkeit, die seine belastete Hausfrau zu seines Gleichen, zur Genossin seiner Beschwerden, zur Theilnehmerin seiner Freuden erhebt. Die Natur hat das Feuer älterlicher Sorglichkeit in seinem Herzen angefacht, und man bringe ihn dahin, daß er seine Kinder zum Fleiße, zum Gehorsam gegen ihre Mutter, und zu allen unschuldigen Spielen und Vergnügungen anleite. Der Erfolg ist leicht vorauszusehen. Die rohe Indianer-Hütte würde sich bald in einen festen Wohnsitz verwandeln, der reiche Ertrag des Feldes die Jagdbeute ersetzen, und der unstete Wanderer bald eine Zierde des gesitteten Lebens werden. Ich habe keinen Gehülfen bey der Ausführung meines Vorsatzes, wiewohl viele Freunde in meinem Vaterlande; ich habe eine schwere Aufgabe, und nicht viel mehr als meine eigene Kraft, sie zu lösen." Hunter glaubt, daß die gegenwärtigen Umstände sein Unternehmen begünstigen. Noch vor wenigen Jahren glaubten die tapfern Indianer, daß alle vereinigten Mächte der Erde sie nicht besiegen könnten. Der muthvolle Tecumseh, von welchem der Verfasser viel Anziehendes in seinem Buche mittheilt, war selbst dieses Glaubens. Sein Fall hat in Vielen den feurigen Eifer früherer Zeit gedämpft und die Hoffnung vernichtet, und die Verständigen und Erfahrnen sehen nun ein, daß sie feste Ansiedlungen gründen müssen, wenn sie nicht bald im Meere der Vergessenheit untergehen wollen. Nichts ist dem tapfern Indianer-Krieger so schmerzlich, als der Gedanke, daß sein Stamm und sein Volk vom Angesichte der Erde sollen vertilgt werden, und die Liebe zu seinem Stamm, zu seinen alten Angehörigen, zu Weib und Kindern hat ihn oft bewogen, Tage lang ohne Nahrung durch pfadlose Wüsten zu ziehen, sein Leben in der Schlacht zu wagen, und ihn zu dem Entschlusse gebracht, sie bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, oder im Kampfe zu erliegen. Auch dieses mächtige Gefühl müsse gewonnen werden, sagt unser Verf. Duldet der Indianer so viel für sein Volk, warum sollte er sich nicht deswegen lassen, noch mehr für dasselbe dadurch zu thun, daß er das Streitbeil bey den Wurzeln des Friedensbaumes eingradt, und die Hand an den Pflug legt. „Ich kenne nichts, setzt H. hinzu, was das Gefühl eines Indianers kräftiger ansprechen könnte. Er ist liebreich, er ist brüderlich, er liebt sein Vaterland, und ein solches Volk wird schwerlich das einzige Mittel versäumen, den Streich abzuwehren, der ihm Vernichtung droht, ein Mittel, das den Bedürfnissen und Leiden des Lebens abhilft und dabey Frieden und Sicherheit gewährt." Hunter will seine Ansiedlung an den anmuthigen und fruchtbaren Ufern des weißen Flusses oder St. Francis-cus-Flusses anlegen. Hier liegt sie an der Straße nach einem der ersten Märkte, und die Schnelligkeit der Dampfboot-Fahrt macht die Entfernung von achthundert englischen Meilen bis Neu-Orleans unbedeutend. Aus allen Richtungen fließen dem mächtigen Strome Flüsse zu, die einen fruchtbaren Flächenraum von mehreren tausend Meilen bewässern. So ist ein vielfacher Verkehr

der Ansiedlung mit der gesitteten Welt zu allen Zeiten offen. Ueber zweyhundert Dampfschiffe befahren jezt „die Mutter der Gewässer" und die ihr zueilenden Ströme.

Seit dem siebzehnten Jahrhunderte hatte kein Engländer Merico untersucht, und einen Reisebericht herausgegeben, als W. Bullock die günstigen Umstände, welche die Revolution einem solchen Unternehmen darbot, benuzte. Während eines sechsmonatlichen Aufenthalts besuchte er unter dem Schutze und der Begünstigung der neuen Regierung, die merkwürdigsten Orte, deren einige den Europäern kaum bekannt waren, untersuchte die Bergwerke, die seit den Veränderungen in Montezuma's altem Reiche die Aufmerksamkeit englischer Kapitalisten auf sich gezogen haben, forschte nach Alterthümern, zog Nachrichten über den Handel und die Manufakturen des Volkes ein, und erforschte die Naturgeschichte des Landes. Sein Reisebericht: Six Months residence and Travels in Mexico, containing remarks on the present State of New Spain, its natures productions, state of society, manufactures, trade, agriculture, antiquities etc. (London 1824 1. Bd. 8.) erzählt anziehend die Ergebnisse seiner Unternehmung, und ist ein willkommener Nachtrag zu den Nachrichten, die A. v. Humboldt, gleichfalls unter Begünstigungen, die vor ihm keiner genossen hatte, vor zwanzig Jahren zu seinem klassischen Werke sammelte. Was diesem die Eifersucht der Regierung noch verborgen haben mag, öffnete sich nach dem Umsturze der alten Herrschaft den Blicken des neuen Reisenden, der diese günstigen Umstände besonders auch dazu benuzte, eine reiche Sammlung von merikanischen Merkwürdigkeiten zu erwerben, die er nach seiner Rückkehr in London ausstellte. Sein Buch liefert schäzbare Beyträge zur Kenntniß der Alterthümer des Landes und des gegenwärtigen Zustandes seiner Bewohner, und hat gute Karten und viele merkwürdige Abbildungen von Volkstrachten und Alterthümern. Dazu gehört auch eine Nachbildung des noch unbekannten Plans des alten Meriko, der auf Montezuma's Befehl für Cortez gemacht wurde, und jezt in Bullock's Besitze ist. Die von ihm gesammelten Thiere wird Swainson beschreiben. Wir wollen Einiges ausheben. Unweit der Stadt Tezcuco sah B. das Bad Montezuma's, das auf einem kegelförmigen Hügel, Namens Tescosingo liegt. Der Weg ging durch verwachsenes Gebüsch und über lose Steine hinan. Man kam bald zu den Trümmern eines ansehnlichen Gebäudes, in dessen Steinen man noch hier und da den Gipsmörtel sah. Gänge und Terrassen waren mit herabgefallenem Schutt bedeckt, und von Noyal-Bäumen dicht beschattet. An einigen Stellen waren die Terrassen mit Mauerwerk über Klüfte geführt, an andern durch den Felsen gehauen. Das Bad gleichfalls aus dem Felsen gehauen und aus demselben hervorragend, ist ein schönes, 12 Fuß langes und 8 Fuß breites Becken, in dessen Mittelpunkte sich ein, 5 Fuß tiefer, Born befindet, der mit einem Geländer, und einem Thron oder Siz, wie man ihn auf alten Gemälden der merikanischen Könige sieht, umgeben ist. In das Becken führen einige Stufen hinab. Das Ganze ist mit mathematischer Genauigkeit aus dem Porphyr gehauen und ungemein schön geglättet. In dem Felsen sieht man ein großes Behältniß, das den Palast mit Wasser versorgte. Bey näherer Untersuchung fanden die Reisenden, daß der ganze Berg mit Palästen, Tempeln, Bädern, hängenden Gärten bedeckt gewesen war. Bullock glaubt, daß diese Alterthümer über die Zeit der Entdeckung Amerika's hinausgehen, und von einem Volke erbaut wurden, dessen Geschichte schon vor der Erbauung der Stadt Meriko verloren war. Sein Begleiter, ein Eingeborner aus Tezcuco, versicherte ihm, daß man selbst auf dem Gipfel des Berges Ueberreste von Bauwerken finde, und der Berg künstliche Höhlen habe, deren eine unweit des Gipfels, in welche Stufen hinabführen, er selber gesehen hatte. In Tezcuco sah B. Trümmer von Wasserleitungen und außerordentlich starken Bauwerken, auch viele noch ziemlich wohl erhaltene Gebäude von merikanischer Bauart und den Palast, wo Cortez mit seinem ganzen Heere beherbergt und bewirthet wurde. — Er besuchte die berühmten Pyramiden der Sonne und des Mondes, oder St. Juan de Teotihuacan, unweit Otumba. Ueber diese Denkmäler wußte ihm Niemand, selbst der Geistliche nicht, etwas zu sagen, obgleich sie im Angesichte der Stadt sich stolz erheben. Als er sich den ungeheuern Bauwerken näherte, wurde die Gestalt der größten Pyramide immer deutlicher, und selbst die Terrassen ließen sich zählen. Die kleinere ist am meisten verfallen. Auf dem Gipfel derselben sieht man die Ueberreste eines 47 Fuß langen, 14 Fuß breiten Gebäudes, dessen Mauern meist von großen unbehauenen Blöcken sind. Der Eingang ist auf der Mittagsseite, und hat drey Fenster auf jeder Seite. Die Reisenden hatten hier die große Pyramide vor sich, viele kleinere zu ihren Füßen, und überblickten den Schauplatz alter Wunderwerke, wo der größte Theil des Thales, in welchem Merico mit seinem See liegt, eine weite Ebene, und die das Thal gegen Abend einschließenden Berge, in einem großen Landschaftbilde sich ausbreiteten. Hier besiegte Cortez das zahllose Indianerheer, und der Verfasser glaubt, daß die Höhe, von welcher der unerschrockene Held die mit Heerhaufen bedeckte Umgegend übersah, eben diese Pyramide gewesen sey, da es keine andere Anhöhe in der Gegend gebe, und er meynt, daß diese Bauwerke schon damals verfallen gewesen seyn müssen. Wären sie Gegenstände der Verehrung oder feste Punkte gewesen, so würde man sie ohne Zweifel vertheidigt haben. Die Terrassen der großen Pyramide sind gut erhalten, besonders

die zweyte, die gegen 38 Fuß breit ist, und mit einem gegen 10 Zoll dicken, aus Kalk und kleinen Kieseln bestehenden rothen Mörtel bedeckt ist. Höher hinauf haben die aufgeschossenen Nopal-Bäume die regelmäßige Gestalt der Stufen hier und da zerstört, doch ist die Gestalt des Werks im Ganzen so wohl erhalten, als die große Pyramide in Egypten. Ueberall fanden die Reisenden Bruchstücke von Werkzeugen, die Messern, Pfeilen und Lanzenspitzen glichen, von Obsidian. Der Gipfel der Pyramide ist eine ansehnliche Fläche, wo wahrscheinlich ein Tempel oder sonst ein Gebände, und wie die Sage will, ein mit Gold bedecktes Standbild sich erhob. Bullock fand hier Bruchstücke von kleinen Bildsäulen aus Töpfergeschirr, und was ihn noch mehr überraschte, Austerschalen, die ersten, die er in Meriko gefunden hatte. Beym Herabsteigen fand er Stücke von verzierter Töpferwaare, das eine mit erhobener Arbeit, ziemlich den sinesischen Geschirren gleich, das andere mit einem seltsamen Menschengesichte. An der Nordostseite der Pyramide, ungefähr in der Hälfte ihrer Höhe, hat man in einer entfernten Zeit eine Oeffnung zu machen gesucht. Die große Pyramide ist, nach den unsern Reisenden mitgetheilten Messungen, am Fuße 645 Fuß lang, und hat eine senkrechte Höhe von 170 Fuß, doch hält er diese lezte Angabe für zu gering. Ueber die Zeit der Erbauung der Pyramiden kann man sich blos in Muthmaßungen verlieren; die Umwohner haben eben so wenig Ueberlieferungen von diesen Werken, als sie überhaupt darauf achten. Eine alte Indianerinn, die Bullock unweit der Pyramiden fand, antwortete ihm auf die Frage, ob sie den Erbauer angeben könnte: „O ja, Herr, der heilige Franciscus." So hat sich das Andenken an eine gewaltige Vorzeit in einer Mönchskutte verloren! — Unter den Städten des Landes war Jalapa — woher die bekannte Arzney den Namen hat — bis ins 18te Jahrhundert hinab, eine der beliebtesten, als der größte Markt für europäische Waaren. Alle in dem ungesunden Vera-Cruz gelandeten Waaren wurden auf Mauleseln nach Jalapa gebracht, wo jährlich ein großer Jahrmarkt gehalten wurde, den die Priester — freylich Geschenke von den Kaufleuten erwartend — festlich einweihten. Der Ort ist, troz seines Verfalls, noch immer sehr hübsch, und das Klima herrlich. Unter den Kirchen ist die Domkirche ein sehr prächtig geschmücktes Gebände mit einem silbernen Hochaltar. Beym sonntägigen Gottesdienste waren alle Frauen über der gemeinen Klasse schwarz gekleidet, mit einem schönen Spitzenschleyer auf dem Kopfe, der aber das Gesicht nicht verhüllte, da man hier von der Sitte des Mutterlandes schon mehr aufgegeben hat, als selbst in Antwerpen und den Niederlanden, die doch seit Jahrhunderten von Spaniens Herrschaft frey sind. Jalapa ist wegen seiner vortrefflichen Waschanstalt berühmt, wohin viele Bewohner der Stadt Vera Cruz ihre Wäsche senden. Eine klare Quelle versorgt das öffentliche Waschhaus, die Techacupa, wo 144 Wäscherinnen zu gleicher Zeit arbeiten können, deren jede aus einer Röhre ununterbrochen Wasser für das steinerne Gefäß erhält, in welchem die Wäsche eingeweicht wird. Sie gebrauchen nur kaltes Wasser und Seife. — Die Bewohner fand Bullock mit der Lage von Europa sehr unbekannt. Man glaubt, das ganze europäische Festland sey Spaniens Herrschaft unterworfen, und England, Frankreich, Italien, Holland, Deutschland nicht viel mehr als Provinzen, worüber der König von Spanien Statthalter setze, um die Manufacturen zum Vortheile seines Reiches verwalten zu lassen. Viele glauben, Spaniens Reichthümer geben den andern, und wie sie sagen, ärmeren Theilen Europa's ihren Lebensunterhalt. Von den europäischen Kriegen wußte man eben so wenig, doch hatte man etwas von den Flibustiern gehört, und kannte auch Drake und Walter Raleigh als Seeräuber. Bey solcher lächerlichen Unwissenheit mußten einige Erzeugnisse der englischen Erfindsamkeit, die Bullock bey sich hatte, z. B. seine Flinte in einem Spazierstock, seine Camera lucida, das größte Erstaunen erwecken. Man riß sich um ein Heft von Ackermann's Modenjournal, das er bey sich hatte, und betrachtete mit Verwunderung die Abbildung einiger öffentlichen Gebäude in London. Das Erstaunen stieg, als man hörte, wozu dieselben dienten. „Und doch sind alle diese Leute nicht Christen, sprach man erstaunt zu einander. Wie Schade, daß sie nicht Christen sind!" Aber die Zeit kann nicht fern seyn, wo auch hier die Unwissenheit, worin die spanische Politik das Volk gehalten hat, vor der Fackel der Freyheit verschwinden wird. — Unweit Perote sah B. große Pflanzungen der amerikanischen Aloe (Agave americana), die den Lieblingstrank der Mexikaner, das Pulque liefert. Sie erreicht eine Größe, die jeden überrascht, der sie nur in europäischen Gewächshäusern sah. B. maß ein Blatt, das 10 Fuß lang, 15 Zoll breit und 8 Zoll dick war. Viele blühten eben, trugen 20 Fuß hohe Blumenstiele, und breiteten, wie kostbare Kandelaber, ihre mit gelben Blüten bedeckten Arme aus. Die Eingebornen nennen diese Pflanzen Maguey. Sie werden 5 bis 6 Fuß von einander gepflanzt, und kommen in günstiger Lage binnen 10 Jahren zum Blühen, wo dann der kostbare Saft gesammelt wird. Sobald der lange Blumenstengel sich erhebt, schneidet man, die Blätter um dessen Mitte ab, höhlt ihn napfförmig aus, und bricht auch die meisten übrigen Blätter ab, so daß der zu ihrer Nahrung bestimmte Saft zu dem großen Blumenstengel steigt, und in der Aushöhlung sich sammelt, wohin er so schnell strömt, daß man ihn zwey Monate lang täglich mehrmal ausschöpfen muß. Der gesammelte Saft wird in Krüge

oder Schläuche gefüllt, und nach einer leichten Gährung, die in wenigen Tagen erfolgt, ist er trinkbar. Fremde trinken ihn lieber frisch, die Eingebornen aber selten eher, bis er einen unangenehmen Geruch hat. Man macht auch Branntwein daraus. Die Blätter dienen zu Dächern, Zäunen, und ihre Fahnen geben Stricke, Gewebe, Papier. Die Wurzel wird mit Zucker eingemacht. — Die prächtige Stadt Puebla mit 90,000 Einwohnern, die 1533 von den Spaniern erbaut wurde, übersah Bullock vom hohen Thurm der Domkirche. Ein herrliches Panorama! Vulkane und andere Berge erheben sich in der Nähe. Man sieht die drey Stunden entfernte Pyramide von Chollula, deren Fuß größer als bey der großen Pyramide ist, aber dieses gewaltige Menschenwerk schwindet zur Unbedeutsamkeit gegen die ringsum sich erhebenden Natur-Pyramiden, deren Gipfel ewiger Schnee deckt. In der Pracht und dem Reichthume seiner Kirchen, in dem Glanze der kirchlichen Gebräuche, ist Puebla vielleicht die erste Stadt in der christlichen Welt. Man sieht sich hier in eine Zeit versezt, wovon man in Europa nur schwache Spuren findet. Heiligenbilder, Gitterwerk und Leuchter von gediegenem Gold und Silber schmücken die Kirchen, und vor allen ist die Domkirche, obgleich von einfacher Bauart im Aeußern, im Innern mit verschwenderischem Reichthum überladen. Der Hochaltar, der erst in neuern Zeiten von einem italienischen Künstler vollendet wurde, ist von so unverhältnißmäßigem Umfange, daß er einen ansehnlichen Theil der Kirche einnimmt, und bis in die Kuppel hinanreicht, und besteht aus dem schönsten Marmor Neu-Spaniens. Die zahlreichen hohen Säulen, mit glänzenden goldenen Knäufen, der eigentliche Altar von reinem Silber mit Standbildern überladen, Alles macht einen unbeschreiblichen Eindruck, wiewohl das Ganze mit dem Gebäude nicht im Verhältniß steht, und gegen die Umgebungen zu neu ist. Unter den, mit kostbaren Rahmen geschmückten Gemälden scheinen vorzügliche Kunstwerke zu seyn, aber von Gitterwerken eingeschlossen, gestatten sie keine Annäherung und hangen meist im Dunkeln. Besonders glänzend war die Kirche beym Gottesdienst am Charfreytag; mehrere Tausend Wachskerzen auf prächtigen goldenen und silbernen Leuchtern erhellten die Pracht des Innern; ein Heer von Priestern in den kostbarsten Gewändern, wehende Fahnen; eine feyerliche, trefflich ausgeführte Musik. Merkwürdig ist eine Zuflucht für Andächtige, wo Personen beyderley Geschlechts, die sich aus dem Lärm der Welt zurückziehen wollen, um sich ungestört durch Gebete zum Abendmahl vorzubereiten, acht Tage lang frey gehalten werden. Die Anstalt ist reich begabt, ein großes, palastähnliches Gebäude, das zwey Höfe hat, deren einer aus einem schönen Garten besteht, wohin die Fenster der Bußkammern gehen. Jeder Büßer hat ein bequemes Gemach mit einem schön gearbeiteten Kruzifix und andern frommen Sinnbildern, einer hölzernen Bettstelle, Stuhl und Tisch. Bullock zählte 71 mit Nummern bezeichnete Gemächer, wo die Büßer ihre Zeit meist zubringen, ausgenommen die wenigen Augenblicke bey der sparsamen Mahlzeit, und die öffentlichen Andachtstunden in der Kapelle. Die langen Gänge, wo sie sich Bewegung machen können, sind auf das prächtigste mit goldenen und silbernen Kruzifixen und andern Verzierungen ausgestattet, und mit vortrefflichen Gemälden aus der alten Schule geziert, die Gegenstände aus der heiligen Schrift und dem Leben der Heiligen darstellen, und dazwischen liest man Bibelstellen in spanischer Sprache. Die Zimmer sind gewöhnlich zwölfmal im Jahre, abwechselnd von Männern und Frauen, bewohnt. Der Priester hat seine Wohnung in einem abgesonderten Hofe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

Der Hypochondrist, ein Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Willibald. Allen Hypochondristen in Deutschland gewidmet. Ulm in Commission der Stettin'schen Buchhandlung. 1824. VIII und 119 S. 8.

Wenn dieses Lustspiel komisch wäre, so müßte Rec. fürchten, an der Hypochondrie zu leiden; denn er hat bey Lesung desselben nicht ein einziges Mal lachen können. Vier Akte hindurch ist der Held, ein Heraldiker, hypochondrisch, und im fünften Akte heilt ihn ein Bekannter aus dem Karlsbad, indem er sich für den englischen Wappenherold ausgibt, welcher gekommen sey, die Wappensammlung desselben zu besehen; und indem er durch die Versicherung, daß der Wappenrock die Hypochondrie vertreibe, ihn bewegt, denselben anzuziehen und darinne zu tanzen. In der Vorrede sagt der Verf.: „Manchem wird mein Lustspiel zu breit angelegt vorkommen; ich werde aber in der Hauptsache nie etwas daran ändern, und ersuche besonders Theaterdirektionen, bey einer etwaigen Aufführung, nichts zu streichen, indem das Lustspiel gewiß Niemand, am wenigsten Hypochondristen, für die es eigentlich geschrieben ist, zu lang vorkommen wird.“ Das beruhigt den Rec. wiederum wegen der oben ausgedrückten Besorgniß: denn ihm ist es viel, viel zu lang vorgekommen, und er kann daher nicht glauben, daß er den gehörigen Beruf dazu habe, es ausführlich zu recensiren. Es verlangt einen hypochondrischen Recensenten.

Der Vf. schreibt übrigens: „Mir ist recht Angst darauf“ (st. davor); „Sie blassen ab“ (werden blaß) und dergl. mehr.

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. October 1824.

Die Zeitungen.

Die Wichtigkeit des Zeitungswesens hätte wohl eine besondere Abhandlung in diesen Blättern verdient; aber sie ist, anderer Gründe nicht zu erwähnen, deßwegen nicht erschienen, weil von der Allgemeinen Zeitung dabey hätte die Rede seyn müssen, welche als eine Rede pro domo gedeutet seyn möchte. Unseren Lesern wird indeß angenehm seyn, die Aeußerungen der Göttinglschen gelehrten Anzeigen über das Zeitungswesen zu vernehmen, und so wird Folgendes aus dem 117ten und 118ten Stück von 1824 entlehnt:

Unsere Leser werden nicht verlangen, daß wir die hier *) genannten, hundertfältigen, in fünfzehn Sprachen geschriebenen Zeitungen characterisiren, oder aus dem Zeitungs-Preiscourant der Preuß. Posten, denen die allgemeine Wohlfeilheit noch kein Leides zu thun scheint, einen catalogue raisonné machen. In England könnte man sich wohl unbedenklich, und mit nachbarlicher Hülfe recht gründlich damit befassen, aber dort kennt Jedermann die einheimischen Zeitungen ohnedieß hinreichend, und ist auf die fremden nicht sonderlich neugierig. Ohne Zweifel sind die Zeitungen der gelesenste und schnell wirkendste Theil des jetzigen Schriftwesens, und die geübtesten, hin und wieder auch die mächtigsten Hände helfen daran. Das Eigenthum eines englischen oder französischen Hauptblattes gibt einen Ertrag gleich dem größten Landgute, und es fallen dabey noch außerordentliche Einnahmen von mehreren tausend Thalern vor. Diese gewann selbst ein bloßes Sonntagsblatt, the observer, welches die Gerichtsverhandlung über Thurtell's Ermordung zuerst hatte, und 137,000 Abdrücke davon verkaufte; dagegen ist es unrichtig, daß die Ministerialblätter im Solde der Minister ständen, wie man es nennt. Das könnte gar nicht ohne Wissen des Parlaments geschehen, und würde allgemeines Aergerniß geben, da Niemand weder mit seinen Steuern bezahlen noch lesen will, was den Ministern beliebte, schreiben und lesen zu lassen. Die Zeitungen gehen dort, wie alle Waaren den Käufern, den Lesern nach, und richten sich nach ihrem Sinn und ihrer Liebhaberey. So hält es der Courier mit den Herren vom Hofe, und ist immer der herrschenden Meynung des Adels, weicht aber nicht selten von den Ansichten der Minister ab. John Bull spricht dem schlichten Bürgersmann so recht nach dem Herzen, und donnert wider die Radicalen, wie ein strenger Hausherr über schlechtes Gesinde und Störung seiner (königmäßigen) Hausordnung. Auch er macht mitunter den Ministern nichts weniger als Complimente. Aber selbst in Frankreich ist es noch nicht gelungen, die Zeitungen zu wirklichen Ministerialblättern zu machen, obgleich man sie durch große Bürgschaftsleistungen monopolisirt, und in die Hände der Reichen gebracht hat, obgleich kein neues Blatt ohne Genehmigung der Regierung erscheinen darf, obgleich die Gerichte jeden ungezügelten Ausdruck streng und schnell ahnden, und obgleich das Eigenthum mißfälliger Blätter angekauft wird, wie von der Quotidienne, der Gazette de France und der Oriflamme geschehen seyn soll. Doch dagegen ist der Aristarch wieder aufgelebt, und das Eigenthum von Labourdonnaie, Sanlot, Baguenault und Desmares geworden; Maisiere und Sarrau, der auch wider die Zinsherabsetzung der Staatsschuld schrieb, werden als seine Redactoren genannt. Auch hat, aller Ungelegenheiten ungeachtet, das Oppositionsblatt, der Constitutionel, fortdauernd am meisten Absatz. **) Uebrigens erscheint zu Paris nun auch eine englische Zei-

*) Berlin bey Rücker: Nachweisung der vorzüglichsten, in deutscher, französischer, englischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, holländischer, schwedischer, dänischer, russischer, polnischer, böhmischer, ungarischer, griechischer und lateinischer Sprache erscheinenden politischen und nicht politischen Tages- und Wochenblätter und periodischen Zeitschriften, nebst Bemerkung des Preises, für welchen solche durch die K. Preuß. Postämter zu beziehen sind. 1824. Fol. 31 S.

**) Die obigen Andeutungen führen auf einen Kreuzweg, dessen Ausgang sie zwar unbestimmt lassen, ihn doch aber gleich im Anfange etwas bezeichnen. Es ist die nun wieder eingerichtete Censur, welche durch die heftigen Angriffe des Journals des Debats gegen den Premierminister hervorgerufen zu seyn scheint. Dadurch sind

tung, und in Südamerika*) stellt sich die englische Sprache der spanischen zur Seite, die französische Zeitung zu Smyrna, le spectateur oriental, ist geschlossen **), während Missolunghi, Athen und Hydra nun fünf griechische Blätter haben, hier ist nur erst der hellenische Telegraph zu Wien aufgeführt. Unter den russischen Zeitungen fehlt die Senatszeitung, auch deutsch, welche die Anstellungen und Verordnungen enthält, die academische Zeitung redigirt der Astronom Schubart; und die Moskauische die Universität daselbst, wo gleichfalls eine noch nicht angemerkte Zeitschrift, Mnemosyne, erscheint. Unter den Preußischen Zeitscheiften ist die lateinische des jetzigen Rectors Friedemann zu Braunschweig, sonst zu Wittenberg: Miscellanea angegeben; den englischen sind beyzufügen, das gelehrte Cambridger Review, das radicale Westminster Review, und das grundfarblose Universal-Review, das deutsche Schriften der eigenen, doch ziemlich beschränkten Beurtheilung unterwirft, statt daß man sie bisher gewöhnlich nach Inhalt unserer critischen Zeitschriften anzeigte.

Von dem deutschen Zeitungswesen ist noch nicht die Rede gewesen und wir haben doch eins, und es darf sich mit dem französischen und selbst englischen vergleichen lassen. Wenn es auch nicht so fein und geglättet wie jenes und nicht so vertraulich und dienstfertig wie dieses ist, so nähert es sich doch, nach dem deutschen Sinn, der Idee der Universalität mehr als beyde. Welche fremde Zeitung war so frey von historischen und geographischen Schnitzern, so unbefangen, so viel berichtend und so wenig räsonnirend, als die Hamburgische Zeitung, und welche von allen war verbreiteter als sie vor der französischen Besitznahme von Hamburg. Aber ihr fehlte der Tact in der Aufnahme der Diskussionen, die Würdigung der Quellen, die Correspondenz war zu mangelhaft, und im Süden völlig beschränkt. Während sie von den Franzosen zerstört ward, erhob sich, wunderbar genug, die Allgemeine Zeitung durch den einsichtsvollen und thätigen Cotta. Sie läßt sich am leichtesten dadurch charakterisiren, daß sie zu Paris einen ultra-, einen ministeriellen- und einen liberalen Correspondenten hat, also allen Partheyen offen steht. Sie ist reicher als die englischen Zeitungen in auswärtigen Sachen, war es namentlich über das spanische Ereigniß, und sie bleibt von den Aeußerungen der englischen nichts Wesentliches, als Persönlichkeiten schuldig, welche sich entbehren lassen und den Gebildeten nicht ansprechen. Nur darin ist sie unvortheilhaft mit den englischen im umgekehrten Verhältniß, daß sie besser mit den ausländischen als mit den inländischen häuslichen Sachen bekannt macht.

Da das Zeitungswesen ein allgemeines und wesentliches Bedürfniß ist, welches das bestbediente Amt der auswärtigen Angelegenheiten mit dem geringsten Landkrämer theilt, so muß es nothwendig den Grad der Vollkommenheit haben, welchen die Literatur selbst hat. Man kann der einen Zeitung die, der andern jene Farbe geben, um auf die öffentliche Meynung so oder anders zu wirken; aber um die vollkommenste Wirkung zu haben, muß man die gewählte Farbe am vollkommensten geben. Nun kann die Zeitung des einen Landes die Nachrichten aus den Zeitungen anderer Länder nicht aufnehmen, ohne zugleich die Färbung aufzunehmen; so spiegelt sich der Geist der einen in der andern, und fehlt der eigene, so fehlt doch der fremde Geist nicht; oder die Zeitung fehlt, und ist nur ein so und sonderbar genanntes Intelligenzblatt, oder es müßte wenigstens möglich seyn, den Vortrag eines englischen Parlamentsredners in einen deutschen Reichskanzleyvortrag zu verwandeln, um dadurch rechte Nachricht von seiner Rede und ihrem Eindruck zu erhalten. In England werden allerdings die Sachen am freyesten behandelt, und da sich die englischen Nachrichten ohne ihren Geist in andern Zeitungen nicht geben lassen, so hat auf den jetzigen Zeitungsgeist entscheidenden Einfluß, daß die dortige Opposition die Streitfragen über Staatstheorien jetzt beruhen läßt, und sich darauf beschränkt, die Vorschläge der Minister gründlich zu prüfen, und möglichst zu verbessern. Dieser gute Frieden unter den dortigen Meynungsmächten, die Radicalen trieben nur Gaunerunfug, hat auch unter den Zeitungen die Ruhe, das höfliche Benehmen, den Ton unbefangener Unterhaltung und Mittheilung hergestellt, worin hoffentlich das Pariser Getümmel über verfehlte Spekulationen auf Ministerstellen und Staatsrenten so wenig stören wird, als das Nachrauchen eines ausgebrannten Keaters seine Anwohner beunruhigt.

---

indessen der Zanksucht nur die Zeitungen und nicht auch die Flugschriften verschlossen, und die Zanksucht selbst, die eigentlich die Censur und mehr die Disciplin verdiente, läßt sich leider nicht in Censur nehmen. Es ist sehr zu bedauern, daß sie bey unsern Nachbarn, die doch so liebenswürdig seyn wollen, vorherrscht, und ihnen nicht blos selbst, sondern zugleich vielen guten und friedsamen Leuten grossen Schaden thut. Man bemerkte sie, beyläufig gesagt, schon bey den westphälischen Friedensverhandlungen, und nannte den Herrn Servien l'ange exterminateur de la paix. Und wahrlich, die Presse bedarf auch ihres Friedens, und eines guten, dauerhaften Friedens.

*) Dort erscheint jezt eine neue Zeitung nach der andern, namentlich zu Mexico, Guadalaxara, S. Fe de Bogota, Caraccas, Buenos-Ayres, Rio-de-Janeiro, Fernambuco.

**) Durch den Smyrnéen ersezt, welcher das Ereigniß auf Ipsara nicht ohne die Kunst erzählt, die Wahrheit unter den Türken, oder gleich viel unter welchen andern Barbaren, die sie nicht leiden mögen, zu sagen, ohne zu beleidigen.

Periodische Literatur.

Paläophron und Neoterpe. Eine Schrift in zwanglosen Heften ästhetisch kritischen Inhalts, bezüglich auf Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft. Herausgegeben von K. E. Schubarth. Zweytes Stück. Erstes Heft. Berlin bey Duncker und Humblot. 1824. VI und 194 S. 8.

Wir freuen uns, die Fortsetzung dieser Zeitschrift, deren erstes Stück Num. 1 dieses Lit. Bl. Jahrg. 1824. beurtheilt worden, so bald folgen zu sehen. Im Allgemeinen gehen die Herren Verfasser (denn Hr. Schubarth will, der Vorerinnerung zufolge, nicht für den Verf. aller in dieser Schrift enthaltenen Aufsätze gelten) den Weg mit Besonnenheit weiter, auf welchem wir sie im ersten Stücke begleiteten; wenn aber dort manches sich fand, an dem der unbefangene Leser mehr oder weniger zweifelnd und mißbilligend anstieß, so ist die Summe dessen hier bey weitem weniger. Die Verf. halten sich ruhig forschend auf dem Pfade der vermittelnden Kritik; sie erläutern ihre Ansichten in einer viel weniger gezierten Sprache, als dieß häufig im ersten Stücke der Fall war. Es ist besonders das feste, sichere Durchführen eines Gedankens, dieses natürliche Anreihen von Glied an Glied, was mehrere Aufsätze in diesem Hefte recht vortheilhaft auszeichnet, z. B. sogleich den ersten: Ueber die antike und moderne Tragödie. Sowohl die Hauptidee in Bezug auf die Unterschiede der antiken und modernen Tragödie, wie manche andere, hierher einschlagende Ansicht ist geistreich gedacht und scharfsinnig durchgeführt. Einige Bemerkungen über diesen Aufsatz mögen hier eine Stelle finden. Der H. Verf. gibt jeder Nation eine Geisteskraft, die sich als Hauptanlage, als ein, alle andern Vermögen des Geistes überwiegendes, Hauptvermögen zeigt. Bey den Italienern soll dieß die Poesie, bey den Deutschen die Wissenschaft, bey den Griechen die Kunst gewesen seyn. So scharfblickend der Verf. durch diesen recht gut geschützten Vorpostenstand auf seinen eigentlichen Zweck hinarbeitet, so scheint uns doch eine solche Ansicht von dem Charakter des alten Griechenthums viel zu einseitig. Es war eben die harmonische Ausbildung aller geistigen Kräfte, was die Griechen so weit über jedes Volk der Erde erhob. Niemand wird ihnen das hohe Kunstvermögen, welches ihnen inne wohnte, bestreiten; aber in der Zeit, wo es in seiner schönsten Blüthe sich zu Athen entfaltete, hatte auch das wissenschaftliche Streben seinen höchsten Flug begonnen, die Poesie unsterbliche Werke geschaffen u. s. w. — Wenn wir S. 7 lesen, der Grieche kenne keine Trennung von Realem und Idealem, so stimmen wir wohl ein; es war aber diese Ansicht nur etwas anders ausgedrückt (man sprach von Objectivem und Subjectivem) längst gäng und gäbe. — Was von S. 24. an zur Vertheidigung der drey „in neuerer Zeit mit Unrecht angefochtenen" Einheiten gesagt wird, hat uns, in Bezug auf die des Raums vorzüglich, noch nicht überzeugt, daß A. W. Schlegel Unrecht hatte, als er bewies, die Griechen hätten sich nicht so sklavisch an dergleichen Nebendinge gebunden; wir könnten den Beyspielen, welche Schlegel gibt, seine Ansicht zu unterstützen, noch einige beyfügen, wenn der Raum erlaubte, in diese Materie hier näher einzugehen. — Wie der Verf. S. 27. das Material des Bildhauers und den Stoff des tragischen Dichters zusammenstellen und daraus beweisen mag, daß beyde kein willkürliches, sondern ein gegebenes wählten, ist uns durchaus unbegreiflich. Soll unter Material des Bildhauers der Marmor, das Erz u. s. w. verstanden werden? oder das durch diese Darzustellende? und im leztern Falle hätten die Griechen nie ein willkürliches gebildet? Quod credat Judaeus Apella. —

Am gehaltvollsten und gehaltensten ist nach der genannten Abhandlung die „Ueber die Gottheiten Homers." Der Verf. bemüht sich hier nach einigen allgemeinen mythologischen Andeutungen, in denen er sich unter andern lebhaft gegen die neuesten Symboliker erklärt und manche geistvolle und wahre Bemerkung mittheilt, die ursprüngliche Heimath der Homerischen Götter nachzuweisen. Der Gedanke lag nahe, und muß manches in dem dunkeln Gewinde des alten Mythus aufhellen, obgleich wir ihn in dieser Art bis jezt nicht ausgeführt fanden. — Was wir unter der Rubrik: „Auf religiösmentale Geschichte Bezügliches" lesen, ist nicht von Bedeutung, auch nichts neu Gedachtes, überdieß wieder überschwenglich geziert, sowohl in Bezug auf Gedanken als auf die Form. — In den zwey Aufsätzen über „Neuere Kunst" ist manches Wahre enthalten; daneben aber auch Hypothetisches und auf falscher Ansicht Beruhendes. Eine Beurtheilung derselben gehört dem Kunstblatte an. — Die folgende Probe aus einer neuen Uebersetzung der Eumeniden des Aeschylos hat von der Stollberg'schen keine auffallenden Vorzüge; Stollberg scheint eher die eigenthümliche Farbe des Originals wieder gegeben zu haben, wie viel sie auch sonst zu wünschen übrig läßt. — Unter den literarischen Mittheilungen ist nur die über Immermann's Gedichte anziehend; die zweyte, über die Gedichte von H. Stieglitz und E. Große sagt gar nichts; die dritte über W. Pandin's Uebersetzung des Shakespeare'schen Drama's: Troilus und Cressida, ist höchst oberflächlich; die vierte, über F. v. Raumer's Hohenstaufen lobt den formellen Theil dieses Werkes, während uns derselbe bey weitem zu trocken, zu gedehnt, zu kalt scheint. Der Ruf, der diesem Werke vorausging, veranlaßte Erwartungen, die nichts weniger als erfüllt wurden; die fünfte, über Men-

zel's Geschichte unserer Zeit u. s. w. unterschreibt Rec. mit voller Ueberzeugung; die sechste, über „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" etwas höchst Ueberflüssiges für die Mitwelt und höchst unbrauchbar für die Nachwelt, wenn dieß sich des Denkens nicht entschlägt, lassen wir hingestellt seyn; die siebente, über „Beyträge zur Poesie u. s. w. von J. P. Eckermann" betreffend, so möchten wir H. Schubarth auffordern, dieses seltene Werkchen einer ausführlichen Beurtheilung zu unterwerfen, da wir ihn vorzüglich geeignet halten, etwas Belehrendes und Erschöpfendes darüber beyzubringen.

X.

Geschichte.

Histoire de Saint Louis, par M. le Cte de Ségur de l'Académie françoise. Paris chez A. Eymery.

Vor kurzer Zeit hat ein christlich frommer Redner vor der versammelten Academie eine Lobrede Ludwig des Heiligen gehalten, so drückt sich ein Pariser Tagsblatt aus, hier aber erzählt ein französischer Ritter uns allen das Leben Ludwig IX., und diese Erzählung ist auch eine Lobpreisung, nur eine vollständigere, eine würdigere als die andere.

In der That, die Wahrheit bedarf nicht der Schminke, und des einschmeichelnden Zaubers des Wohlredens, und um den gefeyerten Sohn der Königin Blanca würdig zu rühmen, genügt das einfache Wort über sein Leben und sein Thun,

„Er war gerecht, er war gut."

Die Schreibart und Manier des Grafen Ségur ist bekannt genug. Was an denselben lobenswerth ist, Reinheit, Ausdruck und gesunde Critik, findet man auch in diesem Buch. Und was man ihm sonst allgemein vorwirft, daß er sich vom eitlen Spiel französischen Witzes, zu weit getriebener, obwohl geistvoller Zusammenstellungen hinreißen, gleichsam verführen lasse, ist ihm in dieser Geschichte Ludwig des Heiligen nicht vorzuwerfen. Denn, sollte ihn die Schönheit des Gegenstandes hier nicht hingerissen und hinwiederum zurückgehalten haben? —

Um von diesem wirklich erhabenen, heilig genannten König ein Bild zu geben, entlehnen wir einzelne Züge aus dem vorliegenden Werke, welche ihn auf das Treffendste schildern und seinen Geist und Sinn im schönsten königlichen Lichte ächter Fürstlichkeit darstellen.

Ludwig IX. verlangte, daß kein öffentlicher Bediensteter oder Staats-Diener Geschenke oder Besoldung annehme. — Um sein Zutrauen und eine Anstellung zu erhalten, war es aber auch nicht nothwendig, einen adlichen glänzenden Namen zu besitzen. Er sah hierbey nur auf Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit. — Man hinterbrachte ihm einst die Nachricht von einem gegen seine Person begangenen groben Vergehen. Die Hinterbringer erwarteten freudig ihren Lohn, da erwiedert der König: ich verzeihe den Schuldigen, sie haben **nur mich** beleidigt.

Die strengste Wahrheitsliebe war eine charakteristische Eigenschaft Ludwig IX.; und diese Tugend bewog ihn, ein unter den Umgebungen der Könige sonst gänzlich unbekanntes Amt zu creiren. Er wählte zu demselben den tugendhaftesten und helldenkendsten seiner Hofleute, und ließ ihn darauf vereiden, **daß er ihm, seinem königlichen Herrn und Gebieter, alle gegen seine Person und Regierung erhobenen Klagen, Tadel, selbst den Spott und alles Ueble, genau und im Worte der Wahrheit berichten solle.** Und weit entfernt, durch die auf diesem Wege erhaltene genaue Nachricht von der öffentlichen Meynung erzürnt oder beunruhigt zu werden, benützte er sie nur als Lehrer und Wegweiser.

So ritterlich sich dieser Fürst auch sein ganzes Leben gezeigt, so war er doch sehr wenig galant. Eine hoch bejahrte Dame von großer Familie, welche immer noch alle Mittel aufbot, um zu gefallen, wie dieß nur im Frühling des Lebens erlaubt seyn mag, erschien eines Tages als Bittende bey seiner Audienz. „**Ich werde an Ihre Angelegenheit denken, Madame,** war **seine Entschließung, aber Sie müssen auch an Ihr Heil denken. Man sagt zwar, daß Sie schön gewesen sind, allein Sie müssen wissen, daß Sie es nicht mehr sind. Die Schönheit des Körpers verblüht, wie die Blumen des Feldes. Darum, bitte ich, denken Sie nun nur doch an die Schönheit und Ausbildung der Seele, die für alle Zeiten dauert.**" Dieser vortreffliche Rath machte auf die Umstehenden einen tiefen Eindruck. — So wahr dieses Wort ist, so ist es immerhin im Munde eines französischen Königs schwer zu glauben, allein was zu glauben noch mehr Mühe kostet, was aber Herr v. Ségur doch für eben so wahr ausgibt, ist, daß die Dame den gegebenen Rath befolgte.

Ludwig IX. sagte oft zu seinem Sohn: „**ich bitte dich um alles in der Welt, dir die Liebe deines Volkes zu erwerben, denn offen gesprochen, zöge ich vor, daß ein Schottländer aus Schottland, oder irgend ein anderer noch viel weiter her käme, und in Frankreich gut und gesetzmäßig herrschte, als daß dieses herrliche Land von dir schlecht und lieblos regiert würde.**"

Mit dem größten Interesse wird gewiß Jedermann die Nachforschungen und merkwürdigen Details über die Regierung Ludwigs IX. und deren Administration lesen, welche Graf Ségur in diesem neuen Werke mittheilt, und wie er, werden auch seine Leser den bekannten Satz des berühmten Verfassers des Esprit des lois zu würdigen wissen, in welchem dieser sagt: „daß Ludwig IX. die große Herrscherkunst verstand, seine Unterthanen zu leiten und zu führen, ohne ihnen zu befehlen, ohne sie zu nöthigen."

Nr. 82.

Literatur = Blatt.

Dienstag den 12. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Die Wichtigkeit, die Columbia für das englische Handelsinteresse gewinnt, hat eine ausführliche geographische Beschreibung des neuen Freystaates veranlaßt: Columbia, being a geographical, statistical, agricultural, commercial, and political account of that country — (London 1824. 2 Bde. 8.), deren Verfasser die Werke von Humboldt, Depons und andern Reisenden benuzte, und von Zea, und besonders von Miranda, manche Nachrichten erhielt. Er gibt im ersten Theile eine Beschreibung des Landes und seiner einzelnen Theile, eine Uebersicht der eingebornen und eingewanderten Einwohner, und endlich eine Schilderung der Indianer; im zweyten ist von den Erzeugnissen, dem Handel, der Geschichte und Verfassung des Landes die Rede. Der Verfasser macht aufmerksam auf den Umstand, daß die Flut im stillen Meere 7 bis 8 Fuß hoch steigt, während sie im atlantischen auf der andern Seite des Isthmus nur so viele Zoll hoch wächst, weßhalb, wenn ein Kanal durch diese Landenge gegraben würde, die Strömung immer bey der Flut in das atlantische Meer gehen müßte. Ein solcher Kanal, wenn er für die gewöhnlich zum Handel nach Ost- und Westindien gebrauchten Schiffe fahrbar wäre, würde dem Welthandel eine neue Richtung geben, die besonders für England vortheilhaft seyn würde, indem derselbe einen nähern Weg nach Neu-Holland, den Gewürzinseln, Sina und Calcutta öffnete. Eine, für Böte zu gewissen Jahrzeiten fahrbare Straße aus dem stillen Meere ins atlantische, besteht schon seit 1788, selbst den Spaniern unbekannt. Im Innern der Landschaft Choco verbindet die Schlucht Raspabura die Quellen des Flusses Noanama, oder St. Juan, mit dem Quito, der mit dem Andegada und Zitara den ansehnlichen Fluß Ottrato bildet. Der St. Juan fließt in's stille Meer. Vor mehreren Jahren ließ ein Mönch im Dorfe Zitara durch seine Kirchkinder einen kleinen Kanal in jener Schlucht graben, auf welchem nach häufigem Regen und bey hohem Wasserstande in den Flüssen, Böte mit Cacao aus dem atlantischen ins stille Meer fahren. — Auffallend ist, was der Verfasser von der wahnsinnigen Sucht zum Selbstmorde unter den Creolen in Tocuyo erzählt, die sich mit der größten Gleichgültigkeit die Kehle abschneiden, oder hängen. — In Cumana sieht man noch den Sonnenweiser, den A. v. Humboldt anlegte, wofür die Einwohner seiner dankbar gedenken. Merkwürdig ist, was der Verfasser von der feindseligen Stimmung der Indianer gegen das Christenthum sagt. Der Indianer gibt freylich immer den Glaubensartikeln seine Zustimmung und billigt die Moral, die man ihm predigt, aber in seinem Widerwillen gegen andächtige Uebungen zeigt sich sein Unglaube. So lange diese Uebungen blos in äußern Gebräuchen bestehen, machen sie ihm Spaß, das Glockengeläute, das Psalmensingen, die Musik dabey, Erleuchtungen und Kirchenverzierungen, alles dies scheint ihm zu gefallen; aber Katechismus, Predigten, stille Messen, Fasten, sind ihm ganz unausstehlich. Sein Betragen in der Kirche beweiset keineswegs Erbauung. Er kommt immer in zerlumpter, oft kaum die Nacktheit bedeckender Kleidung, ja zuweilen erscheint er splitternackt, und streckt sich während des Gottesdienstes auf die Erde. Der Indianer, der an die christlichen Lehren glaubt, gilt unter seinen Landsleuten für einen Pinsel. Zauberey und Beschwörung sind die einzigen Glaubenssatzungen, die einen Indianer ansprechen. Selbst im Alter wird er nicht gläubig, und im Gegentheil verwischen sich die leichten Eindrücke, die er vielleicht in seiner Jugend zu Gunsten des Christenthums erhalten hat. Nicht selten hört man alte Weiber die Predigten verspotten, um dadurch die heilsamen Wirkungen zu zerstören, die auf die jüngeren Zuhörer daraus hervorgehen könnten. Diese alten Weiber, in allen Theilen der Kirche zerstreut, machen ihre Bemerkungen über jedes Wort des Priesters. Spricht er von Gottes Güte und Macht, so murmelt die Alte: Nun, wenn er gut und mächtig ist, warum läßt er uns denn unsere Nahrung mühsam erarbeiten? Beschreibt er die Qualen der Hölle, so fragt sie: Ist er da gewesen? Oder wer hat's ihm gesagt? Spricht er

von Abtödtung und Enthaltsamkeit — nun, fragt die Alte, thut denn der heilige Vater, der da so schöne Lehren predigt, alles dieß selber? Ermahnt er zur Beichte, so sehen die Alten darin nichts, als die Neugier des Priesters, und meynen, Gott brauche nicht erst zu erfahren, was die Indianer thun. — Der Anhang enthält eine Uebersicht der Geschichte Columbia's, und die Verfassungsurkunde, deren Geist aus folgender Stelle der an das Volk gerichteten Einleitung hervorgeht. „Die gesetzgebende, in zwey Kammern getheilte Gewalt gibt euch vollen Antheil an der Abfassung neuer Gesetze, und die sicherste Hoffnung, daß sie stets gerecht und billig seyn werden: Ihr werdet nur durch solche Gesetze gebunden seyn, zu welchen ihr durch eure Vertreter selbst eure Zustimmung gegeben, und keine andern Abgaben bezahlen, als solche, die ihr selbst vorgeschlagen und gebilligt habt; keine Last kann euch aufgelegt werden, die nicht Alle gemeinschaftlich tragen, und sie soll nicht aufgelegt werden, um die Leidenschaften Einzelner zu befriedigen, sondern den Bedürfnissen des Staates abzuhelfen. Die vollziehende Gewalt, in den Händen eines Einzigen vereinigt, dem es obliegt, über die innere Ruhe und die äußere Sicherheit der Republik zu wachen, besitzt alle, zur Erfüllung dieser hohen Pflicht nöthigen Fähigkeiten. Ihr werdet finden, daß sie in dem Glanze ihres Ansehens Wohlthaten verleihen, aber nicht Unrecht zufügen kann; sie wird ihr Schwert nur gegen die Feinde der Regierung aus der Scheide ziehen, und es ist keine Möglichkeit da, daß sie den friedlichen Kolumbier beleidige; sie gleicht einer Sonne, deren wohlthätige Wärme, in dem ganzen Staate sich verbreitend, zur Entwickelung der köstlichen Keime unseres Glückes und unserer Wohlfahrt beyträgt. Volkserziehung, Ackerbau, Handel, Künste und Wissenschaften, alle Zweige der Betriebsamkeit des Landes, stehen unter ihrer weisen Verwaltung und unter ihrem wohlthätigen Einflusse. Die richterliche Gewalt — wo alle Bemühungen der Ränkesucht ihre Kraft und der Reichthum sein Uebergewicht verliert, und vor welcher Niemand mit heiterem Gesichte erscheinen kann, wenn sie nicht in das schlichte Gewand der Gerechtigkeit gekleidet ist — soll eure Zwiste unpartheylich schlichten, den Missethäter im Zaume halten, und die Unschuld schützen; vor ihrem geachteten Sitze wird jeder dem Gesetze huldigen, und ihr werdet hier die Leidenschaften bezwungen, die Netze der Arglist zerschnitten, die Wahrheit offen dargelegt sehen."

Der Verfasser der Skizzen aus Indien und der Erinnerungen aus der Halbinsel, hat uns eben wieder ein unterhaltendes Buch: Scenes and impressions in Egypt and in Italy (London 1824. 8.) geliefert, das eben so anziehend als die frühern ist, und selbst auf einem bekannten Boden fand sich noch reiche Nachlese. Wir heben hier seine Worte über Ali Pascha aus, welche so ganz von den Schilderungen anderer Reisenden abweichen, daß sie eben darum merkwürdig sind. „Der Pascha, heißt es, richtete zuweilen eine Frage an uns, besonders auch über die Perser und die bey denselben eingeführte europäische Kriegszucht, aber alle waren unbedeutend. Ich saß auf dem Divan, und heftete meine Blicke auf ihn, um das Gesicht des Mannes zu erforschen. Ein lebhaftes Auge, gemeine Züge, eine häßliche Nase, ein graulicher Bart, ein Aeußeres, das mehr als fünfzig Jahre ankündigt, die abgenutzten Züge jener Lebenszeit, und es schien ihn schon jenes Aussehen zu beschleichen, das dem ergrauten hinfälligen Wollüstling eigen ist. Mohammed Ali ist ein Türke, ein echter Türke. Er ist von ausländischen Abenteurern umgeben, die ihm schmeicheln, ihm Begriffe in den Kopf setzen, und Worte in den Mund legen, die für die seinigen gelten und in der That auch dafür gelten können. Sie und er wetteifern, wer am meisten von dem andern gewinnen kann, und ich glaube, der Pascha fährt dabey am besten, in so fern halb durch Gewalt, halb durch Betrug sich etwas ausrichten läßt. In seinen Ansichten von Staatswirthschaft gleicht er ziemlich jenem Landmann, der die Gans schlachtet, und sich wunderte, als er nicht mehr goldene Eyer fand. An Verbesserung seines Landes ist nicht zu denken, im Gegentheil, so viel wir sehen und hören konnten, bringt er es in Elend und Armuth. Er hat sich von seinen Türken und Albaniern losgemacht, und schmeichelt sich, seine Werbung sey ein politischer Meisterstreich. Er bezahlt seine Soldaten nicht, und sie werden nie Anhänglichkeit an ihn haben. Wenn sie nicht, was ich für wahrscheinlich halte, mit ihren Waffen davon gehen, und die Eroberungen jenseits der Wasserfälle stören, so werden sie allmählig in Verfall gerathen und in kurzer Zeit sich auflösen. Man muß den Schutz, den er reisenden Europäern gewährt, anerkennen, jedoch nicht auf Kosten der Wahrheit. Er weiß, daß die Europäer nicht kommen würden, wenn sein Land nicht sicher wäre; er ermuntert den Verkehr mit ihnen, weil es sein Wunsch ist, die Abendländer aufzunehmen und zu gebrauchen, und es ist daher nothwendig, sie sehen und wissen zu lassen, daß er sie beschützt, um seine Unterthanen an ihre Gegenwart zu gewöhnen. In so fern ein Pascha unabhängig von der Pforte seyn kann, ist er es, und er weiß, daß er nur durch die Fortsetzung seiner Verbindungen mit Europa es bis an sein Ende bleiben kann. Vergebens würde der Sultan ihm jezt die seidene Schnur schicken. Er sey nicht blutdürstig, hört man sagen, aber der Mensch wird des Blutvergießens müde, wie andrer Freuden, und wenn der Pascha durch das Abhauen eines Kopfes Gold in seine Kisten bringen könnte, würde er ohne Bedenken das Zeichen dazu geben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Periodische Literatur.

Das großartige, offenbar in **englischem** Geiste gedachte Unternehmen der **Europäischen Revue der Geistesprodukte**, einer wissenschaftlichen Monatschrift, die zu gleicher Zeit für England in englischer, für Italien in italienischer, für Frankreich in französischer, und für Deutschland in deutscher Sprache herauskommen sollte, ist bereits im ersten Viertheil dieses Jahres von Paris aus im Morgenblatte besprochen worden. Der Correspondent hatte daran gezweifelt, daß die Zeitschrift zu Stande kommen würde, doch schien die Nachricht, daß mehrere berühmte französische Schriftsteller die Theilnahme zugesagt hätten, seinen wankenden Glauben wiederum etwas befestigt zu haben. In der That hat die Herausgabe, die unseres Wissens im Junius d. J. beginnen sollte, sich leicht um einige Monate verspätigen können, da die berühmtesten Schriftsteller aller europäischen Nationen zur Mitarbeit eingeladen werden sollten; auch wissen wir in diesem Augenblicke (Anfang Septbr.) nicht, wie weit der Generaldirector des Institutes, der sich Mr. Walker nennt (No. 17 Westbourne Terrace, Bayswater, London), mit den außerenglischen Editionen gekommen ist: aber von der englischen haben wir das erste Monatsheft vor uns. Es führt den Titel:

The European Review; or mind and its productions, in Britain, France, Italy, Germany etc. by an association of their literary men. Edinbourgh: printed by Walker et Greig. 1824. 146 p. gr. 8.

Als Mitarbeiter werden in den Präliminarien 32, meist sehr bekannte Namen genennt, darunter Arnault, Barante, Beranger (für das Fach: French Song, was doch wohl die lyrische **Dichtkunst** bedeutet), Champollion Figeac, correspondirendes Mitglied des französischen Instituts (für das Fach der egyptischen Hieroglyphen), Champollion Jeune (für Archäologie), Graf Cicognara (für italienische Sculptur), Emeric David (für französische Sculptur), John Flaxmann, Esq. von der königl. Akademie (Sculptur überhaupt), Benjamin Constant de Rebecque — ohne Angabe des Faches —, Denon (schöne Künste), Tissot, „successor of Delille at the College of France" (french Poetry, doch wohl nicht im **Gegensatze** zu french Song?), Mazois (franz. Baukunst), Koch „Professor at the Royal School of Application" (Kriegskunst), Lemercier, von der franz. Academie (französisches Drama), Müllner (deutsches Drama), Professor F. C. Schlosser, „Director of the Library at Heidelberg" (deutsche Geschichte), Ugo Foscolo (Italian Song), Heiberg (Dänische und Norwegische Literatur), Warden (Amerikanische Literatur), Charles Dupin und Alexander Nimmo, Esq. (Ackerbau, Manufakturen und Handel), Jouy von der franz. Akademie (Französische Lebensweise, „French Manners") u. s. w. Henry Neele Esq. ist als Besorger der poetischen Uebersetzungen „für das Werk" — vermuthlich für die englische Ausgabe — genannt, und als „Editors" werden angeführt: Of the English Edition — Mr. Scott, of the French Edition — M. Varaigne, of the Italian Edition — Sign. Ville, of the German Edition — Herr de Preti (?) Der leztgedachte Name ist jedoch in unserem Exemplare, welches die Generaldirektion eingesendet hat, mit der Feder durchstrichen, woraus wir schließen, daß hier ein Irrthum vorgegangen, und daß vielleicht die deutsche Ausgabe noch keinen Besorger gefunden hat, sey es nun wegen der Schwierigkeit, für die englisch, französisch und italienisch geschriebenen Aufsätze (jeder Mitarbeiter sendet die Arbeiten in seiner Muttersprache ein) tüchtige Schnell-Uebersetzer zu finden, oder wegen der, vielleicht noch größeren Schwierigkeit, englisch **gedachte** Aufsätze in deutscher Sprache durch die deutsche Censur zu bringen, die fast in jeder Stadt **anders** instruirt ist.

Der Inhalt dieses Heftes theilt sich in vier Parthieen: Original-Arbeiten (Original-Papers), kritische Analysen jüngst erschienener Bücher, Skizzen aus neuerlichen periodischen Werken, und literarische Neuigkeiten (Literary News). Unter jenen befindet sich der Anfang einer „Correspondance avec mes arrières neveux," französisch und englisch zugleich, der französische Text aber voller Druckfehler, z. B. vne long étude, d'vn aigrette, n'ont pas eut l'idée, vne Protée, fouilles epersées u. s. w. Sie steht unter der Rubrik: Mœurs françaises, und der Verfasser, welcher Stephanus Ancestor unterzeichnet, könnte wohl der Akademiker Jouy seyn. Unter der Rubrik: Present State of German Historicale Literature, befindet sich ein freymüthiger Aufsatz über die historische und politische Schriftstellerey der Deutschen, als Einleitung zu künftigen Kritiken einzelner Werke. Den Würtembergern wird ein gutes Lob S. 24 a. E. zu Theil. Unter den Badenern kommt vor „Paulus und Zacharias;" es sind der Herausgeber des Sophronizon und Zachariä gemeynt. Von Sachsen heißt es: „In the Saxon states is the native home of authorship." und über Polite (Pölitz), Krug, Tschirner und Loden wird löblich, doch mit gemäßigtem Liberalismus geurtheilt. Von Görres heißt es S. 23, seine politischen Meynungen hätten keine Freunde außer ihm selbst. Von Arndt, Passow, Murhardt und Gagern ist vorläufig nur ganz flüchtig die Rede, und vom Staatsmann des Herrn „Pfeilschifter" heißt es: — is of a peculiar class of political writings: of this too in future. Raumer's, Wachler's und Anderer neueste historische Schriften sind S. 25. mit Beyfall genannt. Wilhelms Germanien, Dorow's Denkmäler

alter Sprache und Kunst, und die jüngsten, vom Thüringischen Verein ausgegangenen Schriften scheint der Verf. noch nicht gekannt zu haben.

Unter der Rubrik der kritischen Analysen findet sich noch zur Zeit kein deutsches Buch, außer den von Stieglitz und Grosse 1823. zum Besten der Griechen herausgegebenen Gedichten. Diese Ehre verdanken sie wahrscheinlich mehr den Griechen, als sich selbst, auch sind die Gedichte blos beyfällig angezeigt, ohne Beleg des Beyfalls, und ohne eigentliche Kritik: der Verfasser des Aufsatzes hat blos davon Gelegenheit genommen, die türkisch-gesinnten Christen in Europa ein wenig zu persiffliren. Die gehaltreichste kritische Analyse dürfte die von Carrian Nisas Geschichte der Kriegskunst, die interessanteste vielleicht die von Moore's Mem. of Capitain Rock seyn.

Unter der Rubrik: Sketches from the Periodicals etc. findet man eine anziehende Charakteristik der Amerikanischen Präsidenten und Präsidentur-Candidaten, und von den literarischen Neuigkeiten heben wir blos die aus, daß eine Negerin von 16 Jahren eine Haitische Tragödie: Christophs Tod, geschrieben, und der Präsident Boyer deren Aufführung auf dem Theater der Republik angeordnet hat. In England kann diese Schnelligkeit der dramatischen Benutzung historischer Personen freylich nicht sehr befremden, da man dort bereits Georg den Dritten namentlich auf das Theater gebracht haben soll; aber in Deutschland, wo von Friedrich II. nur die Maske auf die Bühne darf, und wo die Theaterpoeten genöthiget sind, ihn in dem Incognito eines anonymen Herzogs zu verbergen, kann diese Haiti'sche Theaterfreyheit einigen Neid erregen.

(Die deutsche Ausgabe ist von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung übernommen, welche in Kurzem das erste Heft herausgeben wird.)

Aus Italien.

Nachdem die Akademie della Crusca, im Jahr 1823 einen Preis von 500 Scudi auf eine befriedigende Lösung mehrerer, von ihr aufgegebener, sich auf die italienische Sprache beziehender Fragen ausgesezt, von den eingegangenen Beantwortungsversuchen aber keines ihren Erwartungen ein völliges Genüge geleistet, daß blos eines, von Francesco Antonio Mori herrührenden Versuches ehrenvolle Meldung hatte gethan werden können, so hat nun, unter Genehmigung des Landesfürsten, die gedachte Akademie dieselben Fragen nochmals als Gegenstand einer außerordentlichen Preisbewerbung aufgestellt. Es sind folgende: 1. Wie und zu welcher Zeit hat die Sprache der Römer angefangen, sich zu verändern, und die italienische, provenzalische und französische Sprache ins Leben zu rufen? 2. Welche Umstände und Umgestaltungen haben ganz besonders dazu beygetragen, dem italienischen Idiome eine bestimmte und eigenthümliche Anlage und Geist zu verschaffen? 3. Welches sind die Ursachen, aus welchen, und der Zeitpunkt, in welchem man angefangen hat, Italienisch zu schreiben? 4. Wann fing die Schriftstellersprache an, sich von der Volkssprache bedeutend zu unterscheiben? 5. Wie stark war der Einfluß der Volkssprache auf die der Gelehrten, und hinwiederum dieser auf jene? 6. In welchem Theile von Italien hat die Volkssprache sich der Gelehrtensprache sich am meisten genähert? 7. Haben die sicilischen Dichter auf die Sprache der übrigen italienischen Schriftsteller Einfluß gehabt? 8. Hat vor Dante, Petrarca und Boccaccio diese oder jene italienische Mundart über die andern ein Uebergewicht gehabt, und sind es die gedachten Männer, durch welche der toskanische Dialekt der vorherrschende geworden ist? 9. Warum ist die italienische Sprache nicht vorzugsweise vor den andern Sprachen, in den gegenseitigen Verhältnissen der europäischen Nationen gebraucht worden, da sie doch früher als alle übrigen Idiome Europa's zur Vollkommenheit gediehen, aus der römischen Sprache entstanden und der Mutter unter allen ihren Töchtern am ähnlichsten ist? Der äußerste Termin des Concurses ist der 31ste December 1826.

Zu Turin hat die dortige Akademie der Wissenschaften abermal zwey Bände ihrer Abhandlungen (XXVI und XXVII) erscheinen lassen. Sie reichen bis auf das Jahr 1823. Die eine der beyden Klassen der Akademie, die für mathematische und Naturwissenschaften, hat dießmal zwey Abhandlungen über reine, zwey über angewandte Mathematik, vier über Physik, eine chemischen Inhaltes, sieben über Naturgeschichte und eine über Chirurgie geliefert. Etwas weniger mannigfach, jedoch auch keineswegs ohne Interesse, sind die Arbeiten, welche die zweyte, sich mit den moralischen, historischen und philologischen Wissenschaften beschäftigende Klasse darbietet, und die in fünf historischen Aufsätzen, zwey literarischen Notizen und einer Abhandlung über einen neuaufgefundenen Bildsäulen-Marmorbruch bestehen. In diese zweyte Rubrik gehört neben andern eine Abhandlung des Grafen Galeani Napione di Cocconato, über den Geburtsort des Columbus, aus welcher erhellet, daß der berühmte Seefahrer nicht, wie die Geschichtschreiber melden, ein Genueser, sondern ein Piemonteser und von Cuccaro im Herzogthum Monferrat gebürtig gewesen sey. Die Beweisgründe, welche er zur Unterstützung seiner Behauptung anführt, sind so authentisch und zahlreich, daß die Stadt Genua mit ihren Ansprüchen schlecht dabey wegkommt. Aus derselben Feder findet sich in den Memoiren der Akademie eine zweyte Abhandlung über die Tempelherrn und die Abschaffung ihres Ordens, und eine dritte über ein Hirtengedicht des Hieron. Vittonio, eines Dichters des XVI. Jahrhunderts. In einer lateinischen Lobschrift feyert Hr. Boucheron das Gedächtniß des 1822, in einem Alter von 77 Jahren, verstorbenen Gelehrten Joseph Vernazza, Bibliothekars der Stadt Turin. Umständlichen Bericht erstattet der Ritter von St. Quintino über einen Bildsäulen-Marmorbruch, unweit Seravezza, der jezt neuerdings bearbeitet wird, nachdem er mehrere hundert Jahre lang war vernachläßigt worden. Der Fels, welcher diesen schönen Marmor liefert, ist, wie solches der Augenschein lehrt, eine Fortsetzung des Felsen von Carrara. Er bildet einen hohen Berg, dem seine Weiße von fern das Aussehen eines Gletschers verschafft. Nach diesem Berge flüchten sich zur Sommerszeit die Einwohner der benachbarten Sumpfgegenden, um den Krankheiten, welche die böse Luft erzeugt, zu entgehen. Nach der Meynung des Doctors Targioni müßte der Marmor, den diese Grube liefert, auch den Lautenmachern nicht weniger dienlich seyn, als den Bildhauern; es müßten sich aus demselben eben so wohl klingende Instrumente als aus Holz verfertigen lassen. Bemerkenswerth ist auch noch eine von Hrn. v. Igliano mitgetheilte Notiz, betreffend einen Roman aus dem XIV. Jahrhundert, dessen Verfasser ein Marquis de Saluces ist, ein Vasall des Herzogs von Savoyen, mit dem er lange Zeit im Krieg begriffen war. Dieser Roman, der irrende Ritter betitelt, ist französisch geschrieben, obschon der Verfasser ein Italiener war; auch finden sich, was damals als eine Neuerung im Felde der Literatur betrachtet wurde, Verse zwischen die Prosa eingemischt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Wir hatten bis jezt nur unvollständige Nachrichten von einem der merkwürdigsten Denkmale der untergegangenen Civilisation Indiens, dem Hohlentempel zu Elora, dessen Entstehung die indische Sage einem Halbgöttergeschlechte zuschreibt, und erst Kapitän Seely, der den Alterthümern und der Mythologie Indiens ein mehrjähriges Studium widmete, hat uns neuerlich die Wunder Elora's (The Wonders of Elora, or the Narrative of a journey to the temples and dwellings excavated out of a mountain of Granite etc. London 1824. 8.) umständlich beschrieben. Elora liegt gegen 260 englische Meilen von Bombay und über 1000 Meilen von Calcutta. Seely reiste von Bombay über Puna, Ahmed-Nuggur, Toka, Aurungabed und Daulatabad dahin. Der erste Anblick des Wunderbaues, der plötzlich vor ihm stand, erweckte in ihm stummes Erstaunen. Die Todtenstille des Ortes, die Einsamkeit der umliegenden Ebenen, die romantische Schönheit der Gegend, und der überall ausgehöhlte Berg selbst — Alles erregt in dem Beschauer ganz neue Gefühle. Er steht plötzlich vor dem ungeheuern Tempel, der von einem großen offenen Hofe umgeben, aus dem Granitfelsen gehauen ist, vollkommen und schön in allen seinen Theilen, durch einen breiten Hof von dem nachbarlichen Berge geschieden, gegen 100 Fuß hoch, 143 Fuß lang und 62 breit, seine felsigen Zinnen erhebt, mit gut gebildeten Thorwegen, Fenstern und Treppen, und fünf schönen großen Gemächern, die regelmäßig durch Säulenreihen getheilt sind. Der mächtige Felsenbau hat einen Umfang von wenigstens 500 Fuß. Außer den Höfen gibt es noch drey, von regelmäßigen Säulen getragene Galerien, worin man 42 riesengroße Figuren aus der indischen Mythologie sieht. Diese drey zusammenhängenden Galerien, welche die Höfe umschließen, bilden einen, gegen 420 Fuß langen, aus dem Felsen gehauenen Raum. Das wäre ein schwacher Umriß von dem Wundertempel, dessen Beschreibung der Verfasser durch Abbildungen und Grundrisse erläutert. Er macht die gegründete Bemerkung, daß zu der Zeit, wo diese außerordentlichen Arbeiten begonnen wurden, die umliegende Gegend in tiefem Frieden, und im Besitze reicher Hülfsmittel, das Volk aber glücklich und zufrieden gewesen seyn müsse, das religiösen Zwecken die anhaltende Arbeit habe widmen können, welche dieser Felsentempel erforderte. Er hält es für wahrscheinlich, daß derselbe vor der Zeit entstanden, wo Mohammeds Anhänger Indiens Ruhe störten, ja lange vor den Einfällen Alexanders des Großen oder des Seleucus. Die indische Sage lautet so: Drutarras, ein frommer Blinder, ein Liebling Brahma's, hatte einen Sohn, Namens Kauru, und einen Bruder, Pandu genannt. Der Oheim und der Neffe sollten die Welt beherrschen, aber sie konnten sich nicht über die Theilung der Herrschaft vergleichen. In einem Traume ward ihnen befohlen, den Streit durch ein gewisses Glücksspiel zu schlichten, und Pandu verlor. Er gelobte, das Angesicht der Menschen zu fliehen, und als er mit seinem Weibe Konti lange gereiset war, kam er in die einsame Gegend Elora's, wo er sich niederließ. Konti gebar ihm fünf Söhne. Aus frommer Absicht, dem Gott Krischna zu gefallen, fingen sie an, den Granitfelsen auszuhöhlen, und damit das Werk den Menschen wunderbar erscheine, baten sie den Gott, ihnen eine Nacht zu geben, die ein ganzes Jahr dauerte. So geschah's. Bihm, der zweyte Sohn, war der thätigste Arbeiter, aber auch mit Riesenstärke begabt, und ein so gewaltiger Esser, daß er täglich 9 Centner Fleisch aß. Als die Brüder ihre Arbeit geendigt hatten, brach der Tag an. Sie verbreiteten die Kunde von dem Wundertempel, und Millionen strömten herbey, ihn zu sehen. Die Brüder erlangten durch den Ruf ihrer Heiligkeit die Herrschaft über zahllose Länder, und zählten bald sieben Millionen Krieger. Sie beschlossen nun, ihren Vetter Kauru zu bekriegen, und obgleich auch er ein Heer von eilf Millionen hatte, so verschaffte doch Krischna's Gunst den Brüdern den Sieg. — Der Verfasser fand auf seiner Reise zu dem Tempel Stoff zu vielen Beobachtungen, und spricht viel über die indischen Angelegenheiten

überhaupt. In seinen Bemerkungen über die öffentliche Verwaltung ist er nicht sonderlich glücklich. Er verbreitet sich auch weitschweifig darüber, daß es nicht rathsam sey, in Indien eine freye Presse zu gestatten, und preiset die beschränkenden, willkürlichen Maßregeln, welche die Machthaber in neuern Zeiten dagegen genommen haben. „Man muß die Engländer erinnern (sagte vor einigen Jahren der Verfasser der Schrift: On colonial policy as applicable to the government of India — London 1822), daß ihre Brüder in Indien, welchem Berufe sie auch redlich und fleißig obliegen mögen, in Gefahr gerathen, davon entfernt, aus dem Lande verwiesen und hülflos in die weite Welt hinausgestoßen zu werden, wenn sie etwas schreiben, das der Regierung mißfällt. Die ausgesprochene Entschuldigung für die Fortdauer dieser Schändlichkeit ist, daß es gefährlich seyn würde, unbescheidene Erörterungen unter den Eingebornen bekannt werden zu lassen. Was heißt das aber anders, als daß unsre Beweggründe und Absichten die Prüfung nicht aushalten, und daß sich unsre Regierung den Ansprüchen und Wünschen eines verständigen Volkes nicht anfügen kann?" Und allerdings scheint es bitterer Spott gegen die Regierung in Indien zu seyn, wenn man meynt, daß sie von einer freyen Presse etwas zu befürchten habe. Ist das System der Verwaltung gut, so wird freye Erörterung es befestigen, ist es schlecht, so kann es nicht früh genug aufhören. Aber, fragt Seely, würde die ungeheure Bevölkerung Indiens durch eine freye Presse auch nur im Geringsten glücklicher, aufgeklärter, tugendhafter werden? Er verneint es, aber ohne Gründe. Indien sey nicht fähig, die Freyheit zu schätzen, sagt er, und das englische Regierungssystem sey gegen die Herrschaft der einheimischen Fürsten ein Segen. Es kann seyn, aber würde darum die Verbreitung von Einsicht und Kenntnissen, welche die Folge einer freyen Presse seyn müßte, nothwendig die alte Barbarey zurückführen? Wir erinnern hier an eine Bemerkung des neusten Geschichtschreibers des brittischen Reichs in Indien (J. Mill's in seiner History of british India — London 1820), die Aufschluß über diese Angelegenheit gibt. „Man muß die unglückliche Lage bedauern, worein das Gemüth des Engländers in Indien versezt wird. Durch kräftig einwirkende Umstände wird, wie bey andern Menschen, sein Verstand hingerissen, sich seinen Wünschen zu fügen, und er wird gegen den gröbsten Selbstbetrug nicht durch jene heilsamen Einflüsse geschüzt, die unter günstigern Umständen auf das menschliche Gemüth wirken. Das indische Volk, worunter die Engländer leben, und auf welches die unseligen Wirkungen ihrer Täuschungen fallen, ist nicht in der Lage, die Trugschlüsse aufzudecken, wodurch ihre Beherrscher sie hintergehen. Sie wagen dieß nicht, ihre Erziehung hat sie nicht dazu befähigt, und es fehlt ihnen eine Presse, wodurch es geschehen könnte. Die Beherrscher haben daher gar keinen Beweggrund, auf ihrer Hut zu seyn, und die Gründe streng zu prüfen, wodurch sie die Nachgiebigkeit gegen ihre Neigungen vor sich selber rechtfertigen. Das menschliche Gemüth, von Zwang befreyt, beruhigt sich leicht durch Gründe, die seinen Neigungen günstig sind, und der Verstand ist ein demüthiger Diener der Neigung. Die herrschenden Engländer in Indien sind nicht nur von der heilsamen Furcht vor den forschenden Köpfen und den freyen Federn eines einsichtigen Publikums frey, sondern sie wissen auch, daß Entfernung und andere Umstände die Wahrheit vor englischen Blicken so ganz verbergen, daß sie, wenn sich die Sache nur irgend beschönigen läßt, und sie nur dafür sorgen, mit dem Minister gut zu stehen, für die Befriedigung der Erwerbsucht alle Begünstigung in England zu hoffen und selten etwas zu fürchten haben."

Als eine schätzbare Gabe müssen wir den Ertrag der Reise bewillkommnen, die der, früher schon durch eine Anleitung zur Geologie und Mineralogie bekannte R. Bakewell, von seiner Frau begleitet, durch die savoyischen Alpen, die Schweiz, und unter den ausgebrannten Vulkanen in Auvergne, zum Theil durch sehr selten besuchte Gegenden in den Jahren 1820—22 machte: Travels, comprising observations made during a residence in the Tarentaise, and various parts of the Grecian and Pennine Alps, and in Switzerland and Auvergne — London 1823, 2 Bde. 8. Der Verfasser hielt sich während zweyer Winter in Genf auf, und machte von hier im Sommer seine Ausflüge nach den Gegenden, die seine Beobachtung anzogen. Seine Bemerkungen sind das Ergebniß einer sorgfältigen Untersuchung, da er gewöhnlich einige Zeit in der Nähe der beschriebenen Gegenstände sich aufhielt, und die Erscheinungen, die er beschreibt, sorgfältig sowohl mit den Forschungen Anderer, als mit seinen frühern Beobachtungen verglich. Die Ausbeute für den Naturforscher ist so schätzbar, als der Ertrag für Völkerkunde. Der Verfasser geht von dem See Annecy aus, in dessen Nähe das abgeschiedene Dorf Talloires, Berthollets Geburtsort, war. Das traurige Schicksal des Sohnes des berühmten Chemikers, das B. hier erzählt, wird nicht allen Lesern bekannt seyn. Er war ein junger Mann von seltenen Talenten, aber weder die glänzenden Aussichten, welche ihm dieser und der Rang seines Vaters öffneten, noch die Annehmlichkeiten, die ihm das gesellige Leben in Paris darbot, konnten ihn vor dem Lebensüberdrusse sichern, der ihm zulezt unerträglich ward. Er schloß sich in ein kleines Zimmer ein, wo er jede Oeffnung und Spalte verstopfte, zündete ein Kohlenbecken an, und sezte sich an einen Tisch, worauf sich eine Sekundenuhr, Feder, Dinte und Papier befanden. Er

zeichnete dann genau die Zeit auf, wo er die Kohlen anzündete, beschrieb die ersten Empfindungen, die der Dampf hervorbrachte, und die Fortschritte der Geistesbetäubung, bis endlich die Züge seiner Hand verworren und unlesbar wurden. Man fand ihn todt auf der Erde. In Faverge war Bakewell Zeuge des Drucks, der dem Volke nach dem glücklichen Erfolge des Befreyungskriegs durch die Wiederherstellung der Frohndienste aufgelegt wurde. Das romantische Thal Thones wird selten von Reisenden besucht. Die Römer bahnten zuerst durch eine enge Schlucht einen Weg dahin, der noch immer mittelst eines Esels oder Maulesels zugänglich ist. Auf der östlichen Wand des Thales sah B. einen Kalksteinfelsen, der eine Fläche von beynahe 2000 Fuß bildete, die größte unzerklüftete senkrechte Kalksteinmasse, die er je sah. Die Stadt Thones liegt höher aufwärts im Thale. Die Bauern in diesem Theile Savoyens sind meist arm; aber, bey den hier statt findenden vielfachen Unterabtheilungen des Eigenthums, lieben sie die Unabhängigkeit, und sind höflich gegen Fremde. Ihre zahlreichen kleinen Heerden, ihre fleißigen Weiber, die beym Hüten derselben sich mit Stricken, Strohflechten oder dem Spinnrocken beschäftigen, erinnern an das einfache Hirtenleben. Fast jedes Kleidungsstück ist einheimisches Erzeugniß. Der Wallnußbaum liefert Oel zur Ausfuhr nach Frankreich und Genf. Die Inwohner sind fromme Katholiken, die sehr unter dem Einflusse ihrer Priester stehen, und viel auf Prozessionen halten. Sie sind wohl gebildet, aber Beschwerden und Armuth reiben sie bald auf, und da jezt die Klöster aufgehoben sind, so sehen sich die Alten und Kränklichen oft hülflos. — Das Thal der Nieder-Isere gilt für den fruchtbarsten Theil Savoyens. Die Kalksteingipfel der Berge verlieren sich hier, und auf den Höhen gehen meist Kiesel-Breccie und dunkler Grauwackenschiefer zu Tage aus. Ein Felsenhorn hinter L'Hopital, das man sehr genau auf der Terrasse bey der Kirche von Conflans sieht, hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit Gibbon's Profil, daß der Verfasser, der es in der günstigsten Beleuchtung am Abend sah, einen in Kupfer gestochenen Umriß von jenem seltsamen lithographischen Schattenrisse gegeben hat. Von Conflans nach Montmellian breitet das Gelände sich in eine Ebene aus, die von schneebedeckten Bergen in der Ferne umschlossen und von der stürmischen Isere durchströmt wird. Der Boden ist fruchtbar. Reben und weiße Maulbeerbäume gedeihen unter dem Schutze der Berge. Der Badeort Aix liegt in einem Thale unter einem sehr hohen Kalkfelsen, an dessen Fuße die beyden Heilquellen entspringen, deren Temperatur zwischen 111 — 117 Fahrenheit steht. Die Hauptbestandtheile sind kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk, schwefelsaures Natrum (Glaubersalz), schwefelsaure Talkerde (Bittersalz) und Schwefelwasserstoffluft. Jährlich kommen 1500 bis 1800 Badegäste, die aber, nach dem Rathe der Aerzte, sich selten länger als höchstens vier Wochen hier aufhalten. Lähmungen, gichtische Leiden und Skrofeln sind die Beschwerden, wogegen der Heilquell sich wirksam zeigt. Das angränzende schöne Thal erstreckt sich von Chambery zu dem anmuthigen See Bourget, der durch einen schiffbaren Kanal mit der Rhone zusammenhängt, und daher, wenn nicht auch hier Beschränkungen hemmten, zu einem Verkehr mit Lyon, dem Mittelmeer und dem Innern Frankreichs benuzt werden könnte. Der Weg von Chambery zu dem neuen Felsenwege von Les Echelles beträgt ungefähr sieben Stunden. Jener Weg, auch ein Denkmal des Genies und Unternehmungsgeistes Napoleons, ist ein 27 Fuß breites, eben so hohes und 960 Fuß langes Gewölbe, das durch einen sehr harten Kalksteinfelsen gebrochen wurde, welcher früher die felsige Schlucht verschloß. Der Reisende kommt in fünf Minuten aus öder Finsterniß in's Tageslicht, und sieht eine reiche, von prächtigen Bergen umschlossene Ebene vor sich. Das Thal Les Echelles ist, nach des Verfassers Meynung, nicht durch regelmäßige Wasserströmungen ausgehöhlt, sondern eher durch Senkung des Bodens entstanden. Das Kalksteingebirge scheint hier, wie überhaupt in Savoyen, auf Sandstein zu liegen, der zuweilen senkrecht geschichtet ist, und da er von weicherem Gefüge, als der Kalkstein ist, leicht zerfällt, und Senkungen veranlaßt. Der Verfasser glaubt, daß die gewöhnliche Wirksamkeit der Atmosphäre und der Wasserströmungen nicht hinlänglich sey, die gekrümmte und senkrechte Lage der Hauptschichten zu erklären, und daß man eine hebende unterirdische Kraft annehmen müsse, die mächtig wirksam gewesen sey zur Zeit, als die Berge sich erhoben. — Das obere Thal der Isere mit den darein sich öffnenden Seitenthälern heißt die Landschaft Tarentaise, von dem alten Darentasia, der ehemaligen Hauptstadt der penninischen Alpen. Die dunklen, wilden Schiefergebirge, die es einschließen, erheben sich selten zur Linie des ewigen Schnees. Die Abhänge sind mit Wäldern bedeckt, aus welchen die nackten Felsen hervorragen, während zahllose Katarakte aus Schluchten brüllen. Kornfelder, Weinberge und Landhäuser aber beleben angenehm das breitere Thal. Auf diesem Wege nach dem kleinen St. Bernhard soll Hannibal sein Heer geführt haben, und Bakewell verficht sinnreich die Meynung, daß bey dieser Gelegenheit wirklich Essig gebraucht worden sey, freylich nicht um die Felsen zu schmelzen, wohl aber sie durch Gasentwicklung, oder durch Ausdehnung der Dämpfe, oder durch eine Vereinigung beyder Kräfte zu zerreißen. — Bakewell verweilte einige Wochen in dem neuen Badeorte Brida, unweit Moutiers. Der im J. 1819 zufällig entdeckte salinische Heilquell hat eine Temperatur von 93 — 97°,

und seine Bestandtheile sind schwefelsaure Talkerde, salzsaures Natrum, schwefelsaurer und kohlensaurer Kalk. Es schmeckt stark nach Schwefelwasserstoffluft. — Das Dorf Villard Goitrou hat seinen Namen von der auffallend großen Anzahl der mit Kröpfen behafteten Bewohner. Auch Kretinen sind hier nicht selten. Bakewell vermuthet, daß die Ursache dieser Mißbildung in den, im Trinkwasser aufgelösten Mineralbestandtheilen zu suchen sey, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenigstens hat man auch in andern Orten, wo man die Neigung zu Kröpfen häufig findet, die Ursache zum Theil in ähnlichen Umständen gesucht. Der Kretinismus, der erblich zu seyn scheint, ist nicht immer mit Blödsinn verbunden, wiewohl die Unglücklichen, die des Verfassers Wagen umdrängten, alle Zeichen des tiefsten physischen Elends zeigten. — Die geognostischen Verhältnisse der Landschaft Tarentaise beschreibt B. in einem eigenen Abschnitte, worin er die Ergebnisse seiner Beobachtungen umständlich darlegt. Seine Nachricht vom Ackerbau in Savoyen zeigt uns die verderblichen Wirkungen der ungebührlichen Einmischung der Regierung in den Anbau des Bodens. Die mineralischen Quellen auf der nördlichen und südlichen Seite der Centralkette der Alpen entspringen, nach seinen Beobachtungen, aus der Tiefe der Kalkformation und zwar wo dieselbe an den, auf dem Granit aufliegenden Glimmer- oder Kalkschiefer gränzt. Zieht man dabey die häufigen Erdbeben in Erwägung, so wie die öftern Erhebungen von Schichten und die sehr zweifelhafte Beschaffenheit vieler, bisher für Urgestein gehaltenen Gebirgsarten, so gewinnt der Schluß, daß unterirdische Hitze in diesen Gebirgen kräftiger gewirkt habe, als es die meisten Beobachter zugeben wollen, allerdings Wahrscheinlichkeit. — Der rothe Schnee, den die Seefahrer im Polarmeere zu beobachten so häufig Gelegenheit hatten, kommt auch in den Alpen vor; doch nur in Jahrzeiten, wo Reisende selten sind, nämlich vom März bis zu Anfange des Junius. Gegen Saussure's Meynung, daß er pflanzlicher Natur sey, vermuthet Bakewell, er sey von irgend einer Fliegenart abgesezt, weil das daraus gewonnene Oel nach Wachs riecht. Anziehend sind des Verfassers Nachrichten über Genf, Bern und das Oberland. Hier nimmt er auch Gelegenheit, seinen Landsleuten das uns Bekannte von des Herrn v. Haller Winkelzügen zu erzählen, und sagt, es sey in dessen Betragen ein so großer Mangel von Redlichkeit gewesen, daß der Mann es verdient habe, aus einem Verein achtbarer Männer gestoßen zu werden. — Die fruchtbare Ebene von Interlaken, wo ein wohlthätiges und glückliches Volk wohnt, das weder drückende Dienste zu leisten, noch lästige Abgaben zu zahlen hat und in Sicherheit die Früchte seines Fleißes genießt, veranlaßt den feinsinnigen Verfasser zu einem freudigen Blicke auf sein Vaterland, das im Gegensatze des Volkselends, welches immer das Ergebniß der Willkürherrschaft ist, seinen lange genossenen Vorzug vor allen despotischen Staaten der höhern Freyheit verdankt, die es besizt. Bey solchen Thatsachen findet er es mehr als seltsam, daß es selbst in England Schriftsteller gibt, welche die nach Freyheit ringenden Völker schmähen, und den Vortheil, das Glück und die unveräußerlichen Rechte des Volkes den willkürlichen Ansprüchen einiger wenigen Familien aufopfern wollen. Bakewell wurde zu diesen Bemerkungen besonders durch die Unterhaltung mit Reisenden veranlaßt, die aus Italien zurückkamen, und er blickt mit Unmuth auf die frühere Politik Englands zurück, das nach seiner Ansicht die Gelegenheit, den Frieden Europa's zu sichern, absichtlich zurückgestoßen habe. Aber der böse Geist, der zu jener Zeit Englands Angelegenheit leitete, sezt er hinzu, sey zu sehr von Schmeicheleyen bethört gewesen, um einsehen zu können, daß Englands Macht durch Vernichtung der freyen Staaten des Festlandes, die allein seine wahren Freunde gewesen seyn würden, vermindert werden müßte. Zum Glücke, meynt er, würden jezt weisere Rathschläge herrschend, und die englische Regierung werde bald nicht mehr von den Völkern Europa's gehaßt werden. — Von Genf reiste der Verfasser über Lyon meist durch granitische Gebirge nach Clermont, und sah zuerst bey Pont sur l'Allier den vulkanischen Tuff von Auvergne. Nach allem, was frühere Reisende, und neuerlich der wackere Daubeny aus Oxford, über die ausgebrannte vulkanische Welt dieses merkwürdigen Landes gesagt haben, wird der Geognost in des Verfassers klaren und gründlichen Nachrichten noch immer Vieles finden, was frühere Mittheilungen theils bestätigt, theils erläutert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Der, im Januar dieses Jahres zu Rom verstorbene Ritter Gius. Tambroni war 1774 zu Bologna geboren, und ein jüngerer Bruder der berühmten Hellenistin Crotilde. Sehr früh legte er sich auf die Wissenschaften, und stand eben im Begriffe, die Universität seiner Vaterstadt zu beziehen, als er sich durch die politischen Ereignisse in Italien genöthigt sah, in die diplomatische Laufbahn einzutreten. Er reiste als Angestellter bey der Gesandtschaft des Königreichs Italien nach Frankreich, und ward dann Consul zu Livorno. Mitten unter seinen öffentlichen Geschäften hörte er nicht auf, die Wissenschaften und seine Freunde zu cultiviren. Die neuesten Reformen Italiens hatten ihn bewogen, sich in eine friedliche Zurückgezogenheit nach Rom zu begeben, wo er seit 1811 gelebt hat. Mit Eifer wurden seine Lieblingsstudien hier wieder zur Hand genommen. Häufig besuchte er daneben die berühmtesten Künstler und Literatoren der Hauptstadt. Mehrere Akademien nahmen ihn zum Mitgliede an. Viele, durch ihren Rang sowohl, als durch den Schuz, welche sie den Gelehrten angedeihen lassen, ausgezeichnete Männer schenkten ihm ihr Wohlwollen, und er wußte sich desselben würdig zu erhalten. Man hat von ihm ein (zu Mailand 1807 in zwey Quartbänden erschienenes) Compendium der polnischen Geschichte. Auch verdankt man ihm die erste öffentliche Bekanntmachung von Cennino Cenninis Abhandlung über die Malerey, welche er in einem Manuscripte der Vaticanischen Bibliothek entdeckt hatte, und mit vielen Anmerkungen bereicherte. Eine Denkschrift auf den berühmten Canova und mehrere Briefe über die bey Castel Gandolfo gefundenen Aschenkrüge haben ebenfalls ihn zum Verfasser. An dem Giornale Arcadico war er Mitarbeiter. Ein vortrefflicher Ehemann und Vater verlor er frühzeitig seine Gattinn, Teresa Conti von Chambery. Untröstlich über diesen Verlust, und tief betrübt über das Schicksal seines Vaterlandes, starb er im fünfzigsten Jahre seines Lebens. Um ihn trauerten zahlreiche, mit ihm gleich denkende und fühlende Freunde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. October 1824.

Alterthumskunde.

Lieder und Schriften der Vorzeit, dargestellt von Ulrich Friedrich Kopp aus Hessen-Cassel. Mannheim auf Kosten des Verfassers.

Wenn wir auf dieses seltene Buch aufmerksam machen, so geschieht es mehr, um den Freunden des Faches und der Wissenschaft einen Dienst zu thun, als um unsere Kritik zu üben, zu tadeln oder zu loben. Wir führen dabey das Sprichwort für uns an: „Besser spät als nie“, indem die Verspätung nicht uns zur Last fällt, sondern in den Verhältnissen begründet ist, unter denen der gediegene Inhalt dieses Werkes in den Druck gekommen ist. Der Verfasser selbst sagt hierüber in der Vorrede: „dieses Werk wird so wenig, als andere meiner Arbeiten, je im Buchladen erscheinen. Ich habe mich auch nie überwinden können, einem Buchhändler den Verlag meiner Bücher anzubieten, deren Druck so große Kosten erfordert, und welche bey dem bekannten tändelnden Geschmack des größten Theils der Lesewelt nie können ersezt werden. Es sind daher nur wenige Exemplare gedruckt worden, und von diesen wenigen nur 12 bis jezt ganz vollendet. Denn wegen der Kupfer, besonders der farbigen, wird ein jedes in Ansehung der Mühe und Arbeit, welche es noch nach beendigtem Druck erfordert, fast einem Manuscript zu vergleichen seyn. Wem daher nicht ganz besonders daran gelegen ist, das Werk zu besitzen, der fordere es von mir ja nicht!“

Fürwahr ein seltener Verfasser in unserer Zeit, der dem Buchhändler keinen Schaden verursachen will, und ein eben so seltener Verleger, der dem Publikum zuruft, kommt nicht, mein Werk zu kaufen, wenn euch nicht wahre Liebe zu dem darin behandelten Stoff dazu treibt.

Indessen, dieser würdige Ernst entspricht ganz dem gediegenen und gelehrten Fleiße, mit welchem der Verfasser gearbeitet hat. Wir gestehen nochmals, daß wir meist aus Unkunde sein Werk nicht beurtheilen wollen; indessen drängt es uns, ein Verzeichniß seines Inhaltes zu geben, welchem eine kleine Probe aus der 1sten Abhandlung folgen soll. Der erste Theil enthält:

Abhandlung I. Ueber den Geburts-Adel. Enthält einen Auszug aus dem alten deutschen Gedicht, der Ritterspiegel genannt, und betrifft die Anmaßungen des Geschlechtsadels von den ältesten Zeiten her; namentlich die Frage, ob derselbe blos wegen seiner Geburt, wenn auch keine persönlichen Verdienste vorhanden sind, einen Vorzug vor andern Staatsbürgern fordern könne, welches, als der gesunden Vernunft und dem Wohl des Staates zuwider, verneint wird.

Abhandlung II. Gemälde des Sachsen-Rechts, aus der von Rom nach Heidelberg zurückgekommenen schönen Handschrift, welche beschrieben, und die vorzüglichsten Bilder mit allen Farben treu nach dem Originale gezeichnet, mitgetheilt und aus den altdeutschen Rechten und Alterthümern erläutert werden.

Abhandlung III. Reise-Bemerkungen über merkwürdige Handschriften, von Wien, Straßburg, Bamberg und Würzburg mit Schriftproben, wobey eine Untersuchung über das Alter und die Eigenschaften der codicum rescriptorum eingeschaltet ist.

Abhandlung IV. Ueber phönicische Inschriften. Worin nicht nur, was bisher in Ansehung ihrer Erklärung geschehen, gemeldet, sondern auch des Verfassers Auslegung zur Beurtheilung vorgelegt wird. Die Inschriften sind 1) von der Insel Cypern, 2) von der Insel Malta, 3) die Atheniensische.

Abhandlung V. Enthält die Kritik einiger paläographischer Schriften.

Der II. Theil enthält: Abhandlung I. Fortsetzung der Erklärung der Gemälde des Sachsenrechtes. Abhandlung II. Messingenes Taufbecken und darauf befindliche unbekannte Schrift. Abhandlung III. Schrift aus Bild, gegen die Meynung, daß nie Buchstabenschrift aus Bilderschrift entstehen könne. Abhandlung IV. Entwicklung der semitischen Schriften, und zwar:

Allgemeine Ansicht. Semit. Schriften in ihren Theilen. Vocalbuchstaben und Endbuchstaben. Semit. Schrift im Zusammenhang. Richtung derselben. Wort-Abtheilung. Interpunction. Nähere Betrachtung der einzelnen semitischen Schriften. Aelteste babylonische Schrift.

Haupt-Linie von der babylonischen bis zur hebräischen Quadratschrift. Phönicische Schrift. Aeltere hebräische und samaritanische Schrift. Aramäische ältere Schrift. Neuere palmyrische Schrift. Hebräische Adr. Schrift. Weitere Ausbreitung des semitischen Schriftstammes. Aeltere und neuere persische Schrift. Arabische Schrift. Entwicklung der heutigen syrischen und arabischen Schriften. Schrift der Zabier. Tartarische Schrift. Aethiopische Schrift.

Außerdem sind bey anderthalbtausend Holzschnitte, bestehend aus Bild, Inschriften und einzelnen Schriftzeichen, aus der sinesischen, japanischen, indischen, armenischen und ältern semitischen Schriften mit eingedruckt. Dann Steinschriften, Münzinschriften; kufische Handschrift, Abstammung des maueitanischen Alphabets.

Zur Probe mag ein altdeutsches Gedicht aus der ersten Abhandlung hier stehen. Der Dichter sucht darin auszuführen, daß nach der damaligen Verfassung in Deutschland von einem Mann aus dem niedrigsten Stande, sogar von einem Leibeigenen, ein Geschlecht hervorgehen könne, welches Deutschland sogar seinen Kaiser gäbe. In der That ist diese Skizze, so selten sie sich auch im Leben verwirklicht haben mag, doch mehr als bloße Dichtung.

Nu werdin ouch rechte eigin Luthe
mit der Hant fry wedir gegebin
also man daz wole mag beduthe
wan ez erin herrin werdit ebin 1)
und kouffin si guthir di nicht sint fry
und vorzeinsin di selbin guthe
so mogin si frome gebur wol sy 2)
werdit redelich danne er gemuthe
so zeihin er Kinder dan in die stete. 3)
Er guthe si do vorschossin
und gebruchin der friheid darmete*
der sie von den Forstin han genossin. 4)
Ist also menlich er kindir lebin
daz sy in den herrin hose rithin
und en sich zcu dinste dan gebin
und togin zcu rechtin und zcu stritin
so belenit si der Herre danne
mit fryguthin die eme sterbin loz
also werdin sy der ediln Herrin manne 5)
werdit darnach er habe eynaz groz
und sint er kindir tugintsam und fromme
und diensthaftig in erin tagin
so mag ez en wol darzcu kommen
daz si werdin zcu rittern geslagin 6)
Kommen si darnach zcu sleßin
di gud und riche und veste sint
und sint si menlich und unvorbroßin
so werdin si edil und alle er kint 7)
wan si di mannlehin vorlihin
und di rittermaßigin undir en han
und en helffin zcu erin krigin dan
so werdin er kindir zcu grafin gemacht 8)
Das geschet en von dem riche. 9)
Werdin si darnach daz geacht

1) Leibeigene konnten freygelassen werden. Die Folge davon war persönliche Freyheit, und daß der Freygelassene hingehen konnte, wohin er wollte.

2) Freygelassene konnten Güter kaufen und für sich erwerben; nicht wie die Leibeigenen alles für ihren Herrn. Die Güter, welche sie kauften, waren aber wohl noch keine freye, sondern solche, welche der gemeine Mann zu haben pflegte, und die sich für einen Ritter nicht schickten, und so mußten sie denn, obwohl persönlich frey, die Lasten übernehmen, welche auf dem Gut hafteten. Sie gehörten zu den frommen Geburen oder selbst betreibenden Landleuten, welche jedoch Zinsen und Gülten zahlten.

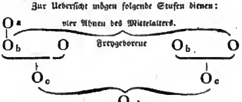
3) Die auf sie folgende Generation ihrer Kinder, also die Kinder des Freygelassenen (Freygeborne), ziehet in die Städte.

4) Ihre Güter waren nun schon freyer, sie zahlten nur dem Stadtbeutel Schotz- oder Geschoß-Geld, und erfreuten sich mannichfaltiger, den Städten von den Fürsten verliehener, Freyheiten.

5) Haben sie männliche Nachkommen, so konnten die Kinder der Stadtbewohner, Enkel des Freygelassenen, Diener (Ministerialen) des höheren Adels werden, welcher sie mit Freygütern wohl belehnen mochte.

6) und wurde der Freygeborne so vermögend, daß er und seine Nachkommen den Kriegsdienst zu Pferde thun, und eine fortwährend kriegerische Lebensart führen konnten, so waren leztere von Ritterart, und konnten zu Rittern geschlagen werden, wenn sie sich tapfer und mannhaft hielten.

Zur Uebersicht mögen folgende Stufen dienen:



a) Leibeigner, nachher Freygelassener, kauft unfreye Güter. b) Mittelfreye (Freygeborne) ziehen in die Stadt. c) Des Mittelfreyen Kinder dienen dem hohen Adel, werden Vasallen. d) Höchstfreyer, wird zum Ritter geschlagen.

Hieraus erklärt sich der Sinn der unbescholtenen, d. h. freygebornen, vier Ahnen des Mittelalters, welche erfordert wurden, um zum Ritter geschlagen werden zu können. In diesem Sinne kann jezt jeder Bürger Ahnenprobe machen, wenn sein Vater und Großvater nicht Freygelassene waren. Die Aufnahme in den Orden der Ritterschaft galt demnach als wirkliche Standes-Erhöhung.

7) Erwerben sie sodann Schlösser und Herrschaften, halten sie sich dabey männlich und tapfer, so erlangen sie hiedurch factisch die Würde der Dynasten.

8) Sind ihre Herrschaften so bedeutend, daß von denselben rittermäßig-adliche Mannleben abhängen, deren Besitzer unter ihrem Banner Ritterdienste thun müssen, so mögen sie wohl in den Grafenstand erhoben werden.

9) Erst bey dieser Standes-Erhöhung muß die Autorität des Kaisers als Reichsoberhaupt hinzutreten, (weil der Grafen-Stand eigentlich ein Reichs-Amt war), während bey den vorhergehenden Standes-Veränderungen theils

sy mogin sich den forstin gegliche 10)
Gewunnen si eynes forstin Laud
abir belehnite si der Koning darmede
So werdin si geforstint alzen haud
wer wolde dawedir rede. 11)
Sterbit danne Koning oder Keysere
her mag an sine stad werde gekorin
ab eme god had beschert di ere. 12)
Also werdit daz adil nicht angeborin
zcu deme erstin von anbeginne 13)
Ez stigie also uf und vellit
wer dit ebin kan besinne
Darnach man sich fromelich stellit
vellit eyner in Torheit balde
und vorlusit seinen togintlichen mud
und wel wedir worte noch truwe halde
In allin dingen di her tud
her werdit gar zcu nichte
sin herrschaft snellichin vergehit:
Mit wißheit mucz her ez uzrichte
Wel her daz sin adel bestehit. 14)

G. C.

Dienste, theils Geburt von vier freygebornen Ahnen, theils der Besitz von Gütern und Vasallen das politische Vorschreiten eines Geschlechtes von selbst zur natürlichen Folge hatten.

10) In diesem Stande sind sie, gleich wie des Reiches Fürsten auch denselben gleich hoch geachtet.

11) Endlich läßt der Dichter die Nachkommen des Freygelassenen, nunmehr Grafen im Besitz von Schlössern und Herrschaften, gar eines Fürsten Land, d. h. noch ausgedehntere Herrschaften, die ein staatsrechtlich geschlossenes Ganzes bilden, erwerben, oder damit belehnt werden, und sagt, daß dieselben dann wohl leicht gefürstet werden dürften. Dem Dichter ist hiebey kein Vorwurf zu machen, daß er einen Grafen vom Leibeigenen herstammen läßt. Selbst Scheidt sagt: „es können sehr wenige Grafen wissen, daß ihr Stammvater kein Freygelassener gewesen.“ Der Uebergang von dem Grafen- in den Fürstenstand aber leidet noch weniger Vorwurf, weil er durchaus keine Standes-Erhöhung, sondern zufällige Folge einer Gebietsvermehrung, Belehnung oder kaiserlichen Gnade war, und weil sogar im XIIten Jahrhundert die vier ursprünglichen weltlichen Kurhäuser noch im Grafenstand erblickt werden können.

12) Stirbt nun der deutsche König oder Kaiser, so mag er an seine Stelle (gekürt) gewählt werden, wenn ihm Gott diese höchste Ehre beschert. Der Schwabenspiegel sagt bey der Frage: „Wer zu Kunig edel genug ist?“ — „Die Fürsten sollen erwelen einen Kunig, der ein freyer „Herr sey, und also frey, daß sein Vater und seine „Mutter frey seyen gewesen und nicht sollent mittelfreyer seyn.“ Hiedurch wird bey der Kaiserwahl also nur der niedere Adel ausgeschlossen, und ein Graf kann, wie dieß auch geschehen, zum Kaiser gewählt werden.

13) und 14) Nun folgt die Moral und Schluß des Gedichtes, daß der Adel dem Menschen von Natur nicht angeboren werde, daß auf dieser Welt Glück und Unglück, Größe und Niedrigkeit wechseln, wie eine Welle die andere treibt, daß aber der Tugendhafte und Weise seines eigenen Glückes Schmid seyn könne, wie denn der Thor, der Lasterhafte, der Treulose, seines guten Namens und seines Besitzes, sey er noch so edel und alt-

Kunstlehre.

Was nützt uns schöne Kunst im gemeinen Leben? Kurz und faßlich beantwortet von einem Kunstfreunde. Wien bey Leopold Grund 1823. 66 S. gr. 8.

Schiller hat in seiner Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen die nämliche Frage mit philosophischem Scharfsinn erörtert; aber er hat es an Popularität fehlen lassen. Unser ungenannter Kunstfreund hat nach Popularität gestrebt, aber an jenem Scharfsinne leidet er augenscheinlichen Mangel. Er beginnt mit folgender Erklärung: „Schöne Kunst ist jene Thätigkeitsart des Menschen, vermöge welcher er das Schöne hervorbringt und genießt.“ Nach dieser Definition ist jeder Ehmann, der mit einer schönen Gattin schöne Kinder zeugt, ein Künstler, und sein Ehestand schöne Kunst.

Ungeachtet dieses Fehlschusses im Definiren trifft der Verf. das Ziel der Wahrheit, wenn er später den Nutzen der schönen Kunst hauptsächlich darin sucht, daß sie gleichzeitig all' unsere geistigen Kräfte beschäftiget, und dieselben dadurch zu einem harmonischen Zusammenspiel ausbildet. Der Mensch ist eine kleine Welt, und wie man das Theater eine kleine Welt genannt hat, so könnte man auch wohl den Menschen mit einem Theater vergleichen, dessen Hauptacteurs seine geistigen Kräfte sind. Soll das Theater gut werden; so muß kein Acteur auf Kosten der andern glänzen. Alle müssen, einander wechselseitig unterstützend und belebend, im Zusammenspielen sich üben, und die schöne Kunst ist die Directrice, welche sie darin unterweist. Es ist unter diesen unsichtbaren Histrionen, wie unter den sichtbaren, eine Neigung zu ewigem Kriege herrschend, welche nur durch die schöne Kunst überwunden werden kann. Sie allein stiftet den wahren, inneren Frieden, der freylich nicht viel länger dauert, als der Genuß am eignen oder fremden Kunstwerke, aber doch immer ein Gefühl von Freudigkeit zurückläßt, welche auf die gemachte Erfahrung des Besitzes harmonischer Kräfte sich gründet. Das ungefähr ist es, was der Verfasser in dem Résumé seiner, ziemlich trockenen Betrachtung also ausdrückt: „die schöne Kunst ist es, die alle unsere Kräfte harmonisch entwickelt, hiedurch den höchst möglichen Grad von Befriedigung wahrer Glückseligkeit bewirkt, diese Befrie-

---

angeerbt, schnell verlustig werde, oder wie sich ein altdeutscher Sänger ausdrückt:

„Eyn Edelman von gebort der sin adel swachet
Myt untugenden der nidert sich daz er gut zu ubele
machet.“

digung erkräftigt uns aber weiter zur höchst möglichen Erreichung dessen, was das Vernunftgesetz von uns fordert, daher bringt sie unser vernünftiges Wesen und unsere sinnliche Natur in einen vollkommenen Einklang, womit aber unsere Bestimmung erreicht ist, — folglich: verhilft uns die schöne Kunst zur vollkommenen Erreichung unserer irdischen Bestimmung, und hiedurch wäre ihr Nutzen für's gemeine Leben dargethan, was die Aufgabe dieser Blätter war."

Hieraus folgert er S. 63. die Pflicht, bey Anderen den Sinn für's Schöne zu fördern, und legt sie, in Bezug auf das Volk, besonders den Landgeistlichen an's Herz. Er behauptet, sie hätten so unschuldige als leichte Mittel in Händen, ihn zu nähren, zu veredeln, und dadurch dem Volke „eine wohlthätige Liebe für's Bestehende einzuflößen, welches Bestehende meistens weit schöner sey, als es unser hyper-reformatorisches Zeitalter glauben wolle." Diese Apologie der schönen Kunst ist wenigstens sehr zeitgemäß, denn die bestehende Politik hat zuweilen schon die schöne Kunst, weil sie sich gern freye Kunst nennt, in den Verdacht der Gefährlichkeit gezogen.

Der Styl des Verfs. ist klar und nicht unangenehm. „Es erübriget uns noch von dem vierten Sohne zu sprechen." (S. 47.) ist der bedeutendeste Fehler, den wir angetroffen haben. Erübrigen heißt durch Ersparniß übrig behalten. Erträgniß für Ertrag ist provinziell, und gang und gäbe für gäng und gäbe wird wohl dem Setzer zur Last fallen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Zu Florenz soll ein angehender dramatischer Dichter, G. B. Niccolini bereits mehrere Trauerspiele, deren Gegenstände der Nationalgeschichte enthoben sind, fertig und zum Drucke bereit haben. Eines derselben, ein ganz neues, Ino e Temisto betitelt, ist in den ersten Monaten dieses Jahres zu Florenz auf die Bühne gebracht, und schon bey der ersten Vorstellung mit großem Beyfall aufgenommen worden. Noch ungleich lauter erscholl das Lob des Verfassers bey den folgenden Aufführungen, nachdem er die über sein Stück gemachten Kritiken und Bemerkungen benutzt hatte. Mit Hinsicht auf diese gedenkt er sein Trauerspiel, an welchem eine, dieser Gattung angemessene Versification, ein lebhafter, mitunter gedrängter Styl und die darin zu Tage gelegten Grundsätze hauptsächlich gerühmt werden, in Kurzem im Drucke erscheinen zu lassen. — Auch zu Neapel hat seit einiger Zeit ein dortiger Bürger, Giulio Genoino, von mehreren seiner, auf den Bühnen von Neapel von der Schauspielergesellschaft Fabrichesi aufgeführten Lustspiele nicht geringen Beyfall eingeärndtet. Er hatte versprochen, von Anfange dieses Jahres an monatlich eins seiner Stücke durch den Druck bekannt zu machen. Die Sujets dieser Lustspiele sind dem größten Theile nach aus vaterländischen Geschichten und Traditionen geschöpft; wie solches nachstehende Ueberschriften beweisen: J. B. Vico, J. B. della Porta, der Schneider von Santa-Sophia, Sannazar, die Hochzeit des Malers Zingaro u. s. w. Es sey, bemerkt ein kritisches Blatt, nicht abzusehen, warum Hr. Genoino nicht auch das Leben des Salvator Rosa benutzt habe, welches ihm, was allerdings der Fall ist, für vielleicht mehr als ein ähnliches Stück sehr komische Situationen, Begebenheiten und Charaktere hätte an die Hand geben müssen.

— Aus der Feder des Römers Francesco Cancellieri und unter dem Titel: Notizie sopra l'origine e l'uso dell' anello pescatorio etc., erhält man unter mancherley Notizen über den Ursprung und Gebrauch des Fischerringes und der übrigen kirchlichen Ringe, eine sehr seltsame Erzählung von einer Vermählungs-Ceremonie, welche ehemals zwischen den Bischöfen von Pistoja und den Aebtissinnen des dortigen Klosters von San-Pietro Maggiore Statt gefunden hat. Der Schauplatz war die Klosterkirche von San-Pietro. In derselben bemerkte man, neben mancherley andern, sonderbaren Zuthaten, ein aufgerüstetes Bett. Der Bischof, auf diesem sitzend, empfing von der Linken her, die Aebtissinn als seine Braut, und beschenkte sie mit einem kostbaren Ringe und einem Hirtenstabe. Die Braut hinwieder machte dem geistlichen Bräutigam das reich verzierte Bett zum Geschenk.

— In einer früherhin in der Zeitschrift für Wissenschaften, Literatur und Künste für Sizilien erschienenen, nunmehr auch besonders abgedruckten Abhandlung über die Ursache der Vulkane (Memoria sul principio motore dei vulcani Palermo, bey Lorenzo Dato) erklärt sich der Verfasser, Hr. Agatino Longo, nach vorhergegangener Erörterung der von Bergmann, Patrin, Breislak und Davy auf die Bahn gelegten Erklärungsarten des großen Phänomens der vulkanischen Ausbrüche dahin, daß es ihm vorkomme, als ob keine derselben zur Erklärung der vor Augen liegenden Thatsachen genüge oder über dieselben, ihrer Gesammtheit nach, Auskunft gebe. Inzwischen schien die von Davy vorgetragene, und auch von dem Professor Maravigna in seiner Geschichte des Aetna-Brandes im Mai 1819 und in einer, in der gedachten sizilischen Zeitschrift enthaltenen Abhandlung über die Vulkane angenommene und entwickelte Hypothese in Sizilien ein entschiedenes Uebergewicht erhalten und die allgemeine Ansicht der vulkanischen Erscheinungen sich wenigstens für einige Zeit nach dieser gebildet zu haben. Dieser Meynung aber will Hr. Longo sich nicht fügen. Im Gegensatze mit dem englischen Chemiker glaubt er nicht, daß jene so oxydabeln Metalle, welche den Stoff aller bekannten Felsen, fast der ganzen, die Oberfläche des Bodens bildenden Erdschicht ausmachen, sich gegenwärtig noch in einer, unmittelbar unterhalb derjenigen, welche die vulkanischen Ausbrüche durch- und untereinander geworfen haben, sich durchziehenden Erdschicht im metallischen Zustande befinden. Er findet vielmehr in einigen der, theils auf der Oberfläche des Erdbodens, theils in nicht sehr bedeutenden Tiefen beobachteten Mischungen ein Princip, das im Stande wäre, unter günstigen Umständen alle Wirkungen des vulkanischen Feuers hervorzubringen, und die Zersetzung des, in dem Thonschiefer in so großer Menge sich vorfindenden Schwefeleisens scheint, seiner Meynung nach, jedes Forschen nach einer andern Ursache der Erdbeben, der Lava-Ausbrüche und der Beschaffenheit jener im Flusse begriffenen Felsenmaterie überflüssig zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. October 1824.

Länderkunde.

L'indépendance de l'empire du Brézil, présentée aux monarques européens par M. Alphonse de Beauchamp. Paris, chez Delaunay.

Das Kaiserreich Brasilien hat gegenwärtig einen Gebietsumfang, der über zwey Millionen Geviertmeilen beträgt. Seine, noch durch keine genaue Ausscheidung festgesetzten Gränzen beruhen auf den Verhältnissen zu den auswärtigen und Nachbarstaaten; die natürlichste Gränze ist die vom La Plata und Amazonenstrom gebildete. Des Reiches wirkliche Eintheilung begreift neunzehn Provinzen, nämlich: Rio Negro, Para, Maranham, Piauhy, Ceara, Rio-Grande do Norte, Parahiba, Pernambuco, Alagoas, Sergipe, Bahia, Espirito-Santo, Rio-de-Janeiro, San-Paulo, Santa-Catharina, Rio-Grande do Sul, Minas, Goyaz, Matto-Grosso. Seine, auf dem weiten Landesgebiet zerstreute Bevölkerung wurde, nach einer, statt neunzehn, jedoch nur siebzehn Provinzen begreifenden Werthung auf nicht mehr denn 3,617,900 Seelen angegeben. Spätere und die neuesten Zählungen geben die Gesammtbevölkerung Brasiliens höher denn vier Millionen an. Will man sich aber an die frühere zuverlässige Angabe halten, so zerfällt diese Bevölkerung in folgende Abtheilungen: 1,528,400 freye Menschen bilden eine gemischte Bevölkerung, die besteht aus 843,000 Weißen, worunter ein Drittheil mindestens europäische Portugiesen und ungefähr 562,000 Brasilianer, aus 426,000 freyen Mulatten und 259,400 Indianern aller Art. Rechnet man dazu annoch 159,500 freye Neger, so gibt dieß eine Gesammtzahl von 1,687,900 freyer Menschen, die im Besitz aller bürgerlichen und politischen Rechte sind.

Die Zahl der Negersclaven ist beyläufig 1,728,000, und die der Mulattensclaven beträgt 202,000; insgesammt 1,930,000. Demnach hätte Brasilien ungefähr zwey Millionen Sclaven, das will sagen, eben so viel als Freye, wofern man bey der alten Zählung stehen bleibt und die große Menge der durch die gegenwärtige Regierung zur Einwanderung veranlaßten Europäer nicht in Anschlag bringt. Uebrigens ist die Sclaverey bekanntlich in Brasilien milder als im ganzen übrigen Amerika. Die portugiesischen Gesetze gewährleisten dem Sclaven das selbsterworbene Eigenthum, und dieß ist unstreitig auch das Wichtigste, was sie für ihn thun konnten. Zweifelsohne wird die Sclaverey, dort etwas früher oder später, von selbst aufhören, wenn die Eigenthümer mehr Nachtheil als Vortheil darin erkennen, und man wird sich mit der Freysprechung der Neger, oder wenigstens mit einer allmähligen Besserung ihrer Verhältnisse beschäftigen. Wenn Rücksichten der Klugheit anrathen müssen, die gänzliche Freylassung annoch zu verschieben, und einzig nur die von freyen Vätern und Müttern erzeugten Söhne als Staatsbürger anzuerkennen, so bleiben doch allzeit noch Ausnahmen übrig, durch welche der Kaiser besondere Verdienste belohnen kann. Die bürgerlichen sowohl als die politischen Rechte der Staatsbürger Brasiliens sind übrigens durch die, vom Kaiser beschwornen Grundgesetze ausgemittelt.

Was die Indianer anbetrifft, so können sie überhaupt als Bundesgenossen der Regierung in Frieden und Krieg, somit als unter gleicher Herrschaft stehend, betrachtet werden. Es sind kleine Völkerschaften, die auf abgeschiedenem Gebiete leben. Die große Aufgabe besteht darin, sie der Unwissenheit, Barbarey und sittlichen Verderbniß durch intellectuelle und moralische Erleuchtung zu entreißen. Dieß vermag das Christenthum am zuverlässigsten. Die Missionarien haben das Werk begonnen, und setzen es weiter fort. In Kurzem werden auch die mährischen Brüder in Brasiliens Urwäldern als Apostel der Humanität und geselliger Kultur, durch Lehre und Ueberzeugung wirkend auftreten.

Unterschiede, die auf Geburt und Herkunft beruhen, sind in Brasilien vorhanden: die Aristokratie des Reichthums findet sich dort, wie allenthalben; ausgedehnte Grundbesitzungen sind daselbst gewöhnlich. Den freyen Gewerbs- und Berufsarten fehlte bis dahin sattsame Aufmunterung; auch der Militärstand hat seine nothwendige Entwicklung noch nicht erhalten. Nunmehr aber, nach-

dem die Brasilianer Schiffahrt und Handlung erworben haben, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt von Gährung und begonnenem Wetteifer, muß die Aristokratie, zum Theil wenigstens, wandelbarer werden.

Wo von Brasiliens Boden die Rede ist, muß seiner Bergwerke und Diamantgruben nicht weniger, als des fruchtbaren Gedeihens der wichtigsten Kulturarten gedacht werden. Die Zucht der Cochenille ist mit Erfolg eingeführt worden; eben so aus Madera die Pflanzungen des Zuckerrohrs; Baumwolle, Indigo, Tabak und hundert andere Erzeugnisse mehr, bieten sich wildwachsend dem Pflanzer dar. Fast alle europäischen Obstfrüchte werden in den Gärten von Rio-Janeiro gezogen. Der Hanf- und Flachsbau gedeiht am Rio-Grande, und die Pflanzengärten in Rio-Janeiro und Pernambuco acclimatisiren eine Menge fremder Gewächse.

Die Gold- und Diamant-Minen bilden auch keineswegs die erste und bedeutsamste Aussteuer des Reiches; die reichen Eisen- und Kupferminen seines Bodens sind ungleich wichtiger und nutzbarer; tüchtige Arbeiter werden dem Handel und den Künsten in Kurzem die Ausbeute derselben liefern. Das Eisen von Parucaba steht dem besten schwedischen Eisen nicht nach.

Es sind übrigens die Verhältnisse Brasiliens so beschaffen, daß seine Provinzial-Verwaltung sich den Einrichtungen föderativer Monarchien, wie deren noch einige bestehen, nähern muß. Die Provinzial- und Munizipal-Gewalten werden eine gewisse Selbstständigkeit erhalten, die mit den Grundgesetzen des Staats, wie der Kaiser Don Pedro sie am 25. März letzthin anerkannt und beschworen hat, gar nicht unverträglich sind. Jene werden sich, wie zu hoffen steht, in den Formen einer erblichen und repräsentativen Monarchie, mittelst der großen Hebel der öffentlichen Erörterung und der freyen Presse, stets besser bewähren und befestigen.

Die wesentlichen Fortschritte sind unverkennbar, welche das Land machte, seit die Regierung ihren Sitz daselbst aufgeschlagen hat, und keine seiner bedeutsamsten und reichsten Bürger durch Geschäfte, Ehrgeiz oder Gewohnheit weiterhin vom vormaligen Mutterland angezogen werden.

Die eigenthümliche Regierung sichert Brasilien auch eine eigenthümliche Seemacht. Mit den vereinbarten Vortheilen von eintausend bis zwölfhundert Meilen Küstenlandes, der Fahrt auf dem Amazonenstrom und dem Rio de la Plata, der schönsten, zahlreichen und sichern Hafen, trefflicher Fischereyen und einer geographischen Lage an der schmalsten Kanalstelle des atlantischen Meers, von wo in dreyzehn Monaten die Erdumseglung möglich ist, mit fast unzerstörbaren Materialien für den Schiffbau (die Holzarten sind fünfmal dauerhafter, als die europäischen), muß Brasilien unstreitig der mächtigste Seestaat im Südmeere werden, und er ist es auch bereits schon. Das Monopol einzig nur hatte seine nautische Entwicklung gehemmt, wie vormals diejenige der Seemacht der vereinten Staaten Amerikas. — Das mit der Landesbefreyung unverträgliche Monopol ist nun auf immer verschwunden.

Zusehends, man möchte sagen alltäglich, erhält die brasilianische Marine neuen Zuwachs; Linienschiffe werden nicht gebaut; man glaubt mit Recht, daß für's Kreuzen und für die Schiffahrt auf diesen Meeren Fregatten, Corvetten und Brigg's ungleich passender sind. Man darf nur die Zeitungen von Rio-Janeiro lesen, um sich von dem Eifer für das Seewesen zu überzeugen, der die Einwohner Brasiliens und der Hauptstadt insonderheit belebt. Jedes Blatt enthält Angaben freywilliger, für diesen Zweck dargebrachter Gaben. Man hatte anfänglich geglaubt, nach Maßgabe ähnlicher Verhältnisse, auf eine Steuer von im Durchschnitte fünf Franken auf die Person rechnen zu können; diese Vermuthung blieb jedoch weit hinter der Wirklichkeit zurück, und die freywilligen Beyträge für die Marine betrugen mehrere Millionen. Man darf sagen, es habe die brasilianische Marine gewissermaßen den Gemeingeist dieses Landes ins Leben gerufen. Die, jetzt in brasilianischem Dienste stehenden brittischen Matrosen sind ein Gegenstand der Nachstrebung und des Wetteifers für die dem Seedienst sich widmende Klasse der Bevölkerung dieses Landes geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Die Macht des Wahnes. Tragödie von Christian Samuel Schier. Trier bey Gall 1824. [illegible]X und 166 S. 8.

Der Wahn, welcher hier seine Macht entfaltet, ist der Glaubenswahn. Das Stück spielt im Jahre 1546. Der junge Spanier Juan Diaz ist aus reiner Ueberzeugung zur reformirten Kirche übergetreten, und steht im Begriff, mit der Tochter eines Predigers bey Neuburg sich zu vermählen. Sein Bruder Alphonso hat der heiligen Hermandad geschworen, den flüchtig gewordenen Apostaten aufzusuchen und ihn entweder in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, oder die Ehre seines rechtgläubigen Stammes in dessen Blute rein zu waschen. Am Hochzeittage trifft er ein, begleitet von einem Diener, der im Solde der Inquisition steht, und im Geheim mit dem Befehl des gräßlichen Glaubengerichtes versehen ist, den Mord selbst zu vollziehen, wenn Alphonso seinem Schwure untreu werden wollte. Die vom Glaubenswahn erstickte Bruderliebe erwacht in Alphonso; zwar versucht er, Don Juan wieder für den

Glauben seiner Väter zu erwärmen, aber das Licht der Duldung, des Bruders Festigkeit und Seelenruhe, machen ihn selbst für Augenblicke wankend: der Fanatismus hat einen starken innern Kampf zu bestehen, und würde vielleicht unterliegen, wenn die Inquisition demselben nicht einen eben so schlauen als beredten Beystand in dem Diener Pietro zugeordnet hätte. Dieser weiß es dem Alphonso zum spanischen Ehrenpunkte zu machen, daß er seinen gräßlichen Eid erfülle, und als dieser nichtsdestoweniger unentschlossen bleibt, zeigt er ihm den geheimen Befehl. Alphonso überläßt dem Diener die Ausführung der blutigen That, befördert selbst den Plan dazu, und während Pietro die mörderische Hand an den, listig aus dem Hause gelockten Don Juan legt, entleibt Alphonso sich selbst.

An tragischem Gewichte fehlt es diesem Stoffe keinesweges; aber der Verfasser hat den tragischen Helden, den Alphonso, zu passiv dargestellt, und mehr die politische Macht der Inquisition, als die moralische des Fanatismus hervorgehoben. Alphonso erscheint zu sehr als bloßes Werkzeug der Inquisition, und noch dazu als ein **schwaches** Werkzeug, welchem die Meisterin selbst nicht traute. Er **will** zwar den Brudermord begehen; aber nicht aus Fanatismus, sondern wegen des Eides, den er im Glaubenswahne geleistet hat. Denn er sagt S. 126:

Ja, ich **muß**!
Mich hat Eumeniden-Kuß
Zum Geschäfte eingeweiht!
Rückzukehren ist nicht Zeit.
— Als ich jenes Wort geschworen,
Hatte ich mich selbst verloren —
Es gescheh', was muß geschehn;
Leben heißet dem Beruf,
Jenem heißt er: **Untergehn**.
Treib' der Dämon denn sein Wesen:
Ich hab' meinen Theil erlesen;
(mit Entschluß)
Genüg ich meinem festen Schwur,
Genüge ich auch der Natur!

Dennoch begeht er den Mord **nicht**, er überläßt die That dem Diener Pietro, der damit beauftragt ist, und es scheint nach S. 117. weniger der fanatische Eid zu seyn, der ihn bestimmt, sie geschehen zu lassen, als vielmehr die Ueberzeugung, daß trotz seiner Weigerung der Bruder dem Dolche des Gerichts dennoch nicht mehr entrinnen könne. Nun sagt aber Aristoteles Poet. XIV, 15, wissentlich die insanable That thun **wollen**, und **nicht** thun, sey das Schlimmste: es sey häßlich und nicht tragisch, weil das malum atrox, das eigentliche **Pathos** fehle. Gegen diese Regel hat der Verf. gesündiget, und ihre Uebertretung hat in der verminderten Wirkung sich gerächt. Diese würde weit stärker, weit imposanter seyn, wenn Alphonso, hingerissen von der Leidenschaft des Fanatismus, die That **selbst** beginge, und dann erst, wenn sie **gethan** ist, von ihrem Gewicht erdrückt würde, ungefähr wie im Orest.

Das Stück geht übrigens sehr merklich nach der Melodie der **Schuld**, nicht blos im Versmaße, sondern auch in dem lyrischen Gange des Dialogs; doch läßt sich eignes Talent an dem Verf. nicht verkennen. Nur hat diese Melodie denselben hin und wieder ein wenig genirt, z. B. S. 23., wo der Prediger von seiner Tochter sagt:

Nun — sie ging, um sich zu schmücken
Mit der Myrthe sinn'gem Kron'.
Denn noch heute soll, mein Sohn!
Euch der Ehe Band **umstricken**!

Daß die Krone generis masculini ist, fällt unfehlbar dem Setzer zur Last; aber das unpassende **umstricken** der mangelhaften Reimkunst. S. 109 sagt Alphonso zum Pietro:

Zücke Deiner Worte Spitze
Nicht auf mich mit frechem Hohne;
Spricht ein Knecht mit solchem Tone?
Fürchtest nicht des Zornes Blitze —?

und dieser antwortet in einem wunderlichen Bilde:

Euer Zorn ist wie die Kröte,
Die die Mast hat aufgeschwellt,
Und die auseinander schnellt
Auf des Mooses weichem Beete.

Nicht glücklicher in der Wahl der Gleichnisse ist der Prediger S. 9:

O wie ist das Leben schön
Wenn sich Wechselwünsche kreuzen
Für der Lieben Wohlergehn!
O wie ist das Leben schön —
Wie ein wallend Feld von Weizen.

Indessen fehlt es auch nicht an gelungenen Stellen, wovon hier diejenige zur Probe stehen mag, wo Don Juan die Ahnung seines Schicksals ausspricht.

Mit leisen Händen
Rührte ich mein Saitenspiel.
Innig quoll aus dem Gefühl
Jeder Ton, und jeder Klang
War ein tiefempfundner Sang.
So versinkt ich allgemach
Bey der Zither leiserm Schlag
In ein Brüten, in ein Sinnen —
Und die Seele war von hinnen.
Um mich webt's wie Geistertraum,
Die Erinn'rung malt es kaum.

Aus dem Süden kam ein Schwan
Voller Majestät gezogen.
Herrlich schwebte er heran
Wie ein Schiff durch Silberwogen.
Voll Verwundrung blickt' ich auf.
Blendend war sein Lichtgefieder;
Aber jetzt, im vollen Lauf,
Stürzet er auf mich hernieder.
Ich will liebend ihn umfahn.
Aber graß — aus weiten Höhlen
Gaffet mich ein Scheusal an;
Spitzgekrümmte Krallen quälen,
Eingehau'n in meine Brust.

Meine Nerven; mit dem Schweif,
Blutgeschwollen, schlüpfrig-kalt,
Hat es mit gewalt'gem Reif
Hals und Brust mir eingeschnallt.
Und sein Dreyzack, kalt wie Erz
Fleucht in mein zerriß'nes Herz.

Die beyden gelehrten Freunde des Predigers sind entbehrliche Personen, und Don Juans Braut ist zu wenig in die Handlung verflochten, um Theilnahme zu erregen.

Herr Pustkuchen und die Wanderjahre.

Endlich in der Zeitung für die elegante Welt 1824. Nr. 184, hat Herr Friedrich Pustkuchen zu den Pseudo-Wanderjahren als Verfasser sich öffentlich bekannt, und es ist das Literatur-Blatt, namentlich die Anzeige der Pseudo-*Meisterjahre* in No. 55, welche ihn dazu vermocht hat. Die Autorschaft von diesem elenden Producte lehnt er ab, und nennt den Recensenten *blödsichtig*, weil derselbe sie vorausgesezt, weil er den Abstand dieses Erzeugnisses von dem ersten und zweyten Theile der Pseudo-Wanderjahre nicht als einen Grund für die Annahme des Gegentheils in Anschlag gebracht hat. Aber dieser Abstand oder Abfall, wenn man lieber will, zeigte sich schon bey dem dritten Theile der Wanderjahre. Die Autorschaft von diesem dritten Theile stellt Herr P. *nicht* in Abrede; er sagt blos: „diesen Abstand erkenne ich an, kann mich jedoch über die Veranlassung hier nicht erklären.“ Nun, wenn Herr P. das nicht kann, oder nicht *will*, so muß er sich gefallen lassen, daß die Kritik die Erscheinung dieses Abstandes sich zu erklären suche, so gut es gehen will. Es will aber nicht wohl anders gehen, als durch die Annahme, daß die beyden ersten Theile, streng genommen, einen andern Verfasser haben, als der dritte. Daher die Vermuthung, daß jene ein Werk des verstorbenen *Apels* seyen. Diese Vermuthung nennt Herr P. *albern*. Apels Tod, sagt er, fällt in den Sommer 1816 und der Inhalt der W. J. schließt sich durchgängig der spätern Zeit an. Das entkräftet aber die Vermuthung keineswegs, man müßte denn zugleich *die* aufstellen, daß Herr P. nicht einmal das Geschick besäße, ein fremdes Manuscript dieser Art in denjenigen Stellen, welche die neuere Literatur berühren, auf das auszudehnen, was sich in den ersten 5 bis 6 Jahren nach Apels Tode Bedeutendes in diesem Gebiete ereignet haben mag. Ferner räumt Herr P. von demjenigen, was im Lit. Bl. über seine Verhältnisse zu Apel gesagt worden ist, zwar soviel ein, daß er 5 Monate lang als eingeladener Freund bey *Apel* zugebracht habe; behauptet aber, daß wenn ja eine *Passivität gegen fremden Einfluß* da gewesen, keiner, der *beyde* Personen gekannt, sie jemals *ihm* zulegen (?) werde. Rec. hat nur *Apel*, nicht Herrn P. gekannt, kann also über den Sitz der fraglichen *Passivität* nicht urtheilen. Aber hier ist auch nicht von einem *fremden Einflusse* (auf Ansichten und Meynungen) die Frage, sondern von dem öffentlichen Gebrauche eines *fremden* Manuscriptes als eines *eignen* Geistesproductes. Und für diesen Gottlob ziemlich ungebräuchlichen Gebrauch wird eine plausible Vermuthung immer so lange sprechen, bis es Herrn P. gefallen wird, die Kritik über die Ursachen aufzuklären, warum seine Fortsetzung der Pseudo-Wanderjahre (im dritten Theil) so auffallend schlechter gerathen ist, als der Anfang.

Ganz besonders scheint Herr P. durch die Rüge des Umstandes affizirt worden zu seyn, daß im 3ten Theile der W. J. von den *Perserinnen* (Persern) des Aeschylus die Rede ist. Er vertheidiget sich gegen den, darin enthaltenen Vorwurf eines Mangels an Kenntniß des Griechischen. „Entweder, sagt er, lese ich des Aeschylus Werke in der Urschrift, oder in einer Uebersetzung. Wenn jenes — wie könnte ich in dem Titel eines Stückes irren, dessen ganzer Inhalt mir nicht zu schwer war. Wenn dieses — welche Uebersetzung wäre so schlecht, daß sie nicht einmal die Namen der Stücke richtig verdeutschte? Und wie soll man ein Auge nennen, welches diese Alternative nicht bemerkte?“ Das Auge des Herrn P. hat einen *dritten* möglichen Fall übersehen, nämlich den, daß der Verf. des 3ten Theiles der Pseudo-W. J. die Perser des Aeschylus *gar nicht* gelesen, sondern blos den griechischen oder lateinischen *Titel* des Stückes zu Gesicht bekommen, und sich denselben unrichtig verdeutscht habe. Rec. gesteht gern, daß er die *theologische* Schrift des Herrn P. nicht kennt, aus welcher hervorgehen soll, daß Herr P. Griechisch genug verstehe, um nicht in jenen Irrthum zu verfallen. Aber ob der Verf. des 3ten Theiles der Ps. W. J. die Perser des Aeschylus gelesen habe oder nicht, das geht aus diesem 3ten Theile *nicht* hervor, und daß darin dem Aeschylus *Perserinnen* zugeschrieben (oder nach Hrn. P's Schreibart „zugelegt“) werden, das stellt er nicht in Abrede. *Woher* nun diese *Perserinnen*? Entweder hat sie der Setzer eingeschmuggelt, oder der Verfasser eingeführt. Wenn jenes — warum sagt er es nicht? Fürchtet er, daß der Verleger, mit welchem er sich entzweit zu haben scheinet, das Manuscript als Beweismittel gegen ihn producire? Und wenn dieses — warum erklärt er uns nicht, wie diese vertrackten Perserinnen in seinen Kopf, oder wenigstens wie sie in sein Manuscript gekommen sind.

Daß Herr P. mit Blödsicht, mit Albernheiten, mit Unverstand u. dgl. um sich wirft, das macht seine Sache nicht besser. Im Gegentheil! Es läßt der Befürchtung Raum, daß die literarische Polizei, nachdem sie endlich Goethe's anonymen Widerpart genöthiget hat, die Maske abzunehmen, die Entdeckung machen könne, es sey in keinerley Hinsicht der Mühe werth gewesen, und der Ritter Fouqué, welcher dem anscheinlich geistreichen Gegner seines Idols ein „Visir' auf!“ zurief, hab' eine bäuerliche Pudelmütze für einen Ritterhelm angesehen.

Der Rec. von W. Meisters Meisterjahren.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. October 1824.

Taschenliteratur für 1825.

Cornelia

von Aloysius Schreiber,

Ein Taschenbuch für deutsche Frauen,
Sowohl für Jungfraun, als für Weiber,
Ist dießmal prächtig anzuschauen.
Ihr wißt, der Verleger heißt Engelmann,
Und ist das nicht wirklich ein Engel von Mann,
Der allen Fraun
In deutschen Gaun,
Als ob sie ihn alle bezaubert hätten,
Ein solches Geschenk legt auf die Toiletten?

Das Gewand
(Der Einband wird es in Prosa genannt)
Ist von schneeweißem, gepreßtem Papier,
Zwey blaue Vignetten dienen zur Zier:
Vorn steht der Schönheit Wonnaltar,
Und Roll' und Lyra liegen darneben.
Das heißt — der Sinn ist sonnenklar —
Ihr Sänger sollt auch dieses Jahr
Die Schönheit in Liedern zum Himmel erheben.
Der Tugend Altar ist hinten zu sehn,
Ein Buch und ein Lorbeerzweig liegen am Fuße.
Auch das ist unschwer zu verstehn,
Zum Ueberfluß erklärt's euch unsre Muse:
Es ist die heil'ge Schrift, die hier am Altar liegt,
Darinne lest, ihr Fraun, und eure Tugend siegt.

Doch auch das Taschenbuch laßt mir nicht ungelesen!
Die Kupfer sind charmant, doch Räthsel bleiben sie,
Wenn ihr den Text nicht lest, der da ist, sie zu lösen;
Die meisten löst Karl Geib durch brave Poesie.
Fünf Sagen, die am Rhein von alten Burgen gehen,
Erzählt er, doch nicht in Novellen-Länge:
Ihr höret Bürgers, höret Hölty's Klänge,
Ihr fühlet Uhlands Melodieen wehen.

Ich hör' euch sagen: „Das ist Schade!
Wir wollen Prosa, nicht Gesang,
Weg mit Romanz' und mit Ballade,
Man unterhalt' uns, breit und lang!"
Allein bedenkt, die Unterhaltung
Läßt nicht, wie in der Hausverwaltung
Leinwand und Garn, sich mit der Elle messen.
Die Sage wird verewiget im Lied,
Gesungen haftet sie im Geist wie im Gemüth;
Dehnt man sie zum Roman, so wird sie bald vergessen.

Besorget nicht indessen,
Daß der Redactor Aloysius
Euch vorenthalte den Genuß,
Den bogenlang' Erzählungen gewähren.
Gar reichlich war er drauf bedacht,
Und hat die erste selbst gemacht,
Dem heil'gen Kreuz zu Ehren.
Er zeiget, wie das Christenthum
Zu Mainz im vierten Seculum
Besieget hat das Heidenthum
Mit Hülfe treuer Liebe.
Ach wenn doch bald des Kreuzes Sieg
Im grausam blut'gen Türkenkrieg
Der Smyrnéen beschriebe!
Und außerdem stehn auch noch hier
Drey andere Geschichten,
Von deren Inhalt aber wir
Euch weislich nichts berichten.
Gnug, daß fünf Sechstheil von dem Raum
Die liebe Prosa füllet,
Und der Gesang, nothdürftig kaum,
Aus schmalen Ritzen quillet.

Aus mancher quillt er lau und schaal,
Aus mancher andern frisch;
Vom Frischen steh' hier eine Schaal'
Als Prob' auf unserm Tisch.

Der Reiter und die Bleicherin.

Sie.

Hilf liebe Sonne schön
Bleichen mein Leinen,

Ich will zur Quelle gehn
Und du sollst scheinen.

Er.

Steh, Brauner, verkühl' hier und tränk dich gemach,
Ich will dich dem Zaune vertrauen.
Und weiter hinauf, bey den Erlen am Bach,
Die liebliche Dirne beschauen.

Sie.

Habe die Finger schier
Wund oft gesponnen,
Und bey dem Rädchen mir
Manches gesonnen.

Er.

Die blendenden Aermel gekraust und verkürzt,
So schwenkt sie gefällig die Glieder,
Die Flechten gelöset, das Röckchen geschürzt,
So neigt und erhebt sie sich wieder.

Sie.

Will es gern bald entzwey
Wiederum schneiden,
Und darin Eins, Zwey, Drey
Zierlich mir (!) kleiden.

Er.

Wie leise der nackte, der zierliche Fuß
Auf Gräschen und Blumen sich drücket!
Ich kann nicht vorüber, ich wage den Gruß,
Muß sagen wie sie mich entzücket.

Sie.

Hilf liebe Sonne schön
Bleichen mein Leinen,
Ich will zur Quelle gehn
Und du sollst scheinen.

Er.

Helf Gott dir, schöne Bleicherin!

Sie.

Ich danke.

Er.

Du reichst mir wohl die Kanne hin
Zum Tranke.

Sie.

Ich will dem Herrn
Erst frisch zu schöpfen gehn.

Er.

Mein Kind, nicht gern
Möcht' ich bemüht dich sehn.

Sie.

Der Brunnen ist nah,
Bin gleich wieder da.

Er.

Dort senkt sie die Glieder
Zum Borne hernieder,
Gebogen die Knie.
Ach, wähnet sie
Zu schöpfen mir kühlende Fluth?
O, freundliches Wesen!
Dieß Element
Hilft nicht, wo Liebe brennt,
Ich kann nicht im Wasser genesen,
Nicht löschen die zehrende Glut.

Sie.

Hier perlet, rein und gesund,
Erquickung für Herz und Mund.

Er.

Gieb, daß sie mich labe,
Die liebliche Gabe.

Sie.

Sacht! glühende Lippen,
Die dürfen nur nippen.

Er.

O, laß mich trinken,
Mich glücklich dünken!
Denn sieh im Quell,
So klar und hell,
Erblick' ich dein Augenlicht
Und küsse dein hold Gesicht.

Sie.

Nun das kann ich leiden.

Er.

Aber mit Freuden
Und größrer Lust,
Mit süßem Entzücken,
Kind, möcht' ich dich drücken
An meine Brust.

Sie.

Was hilf' mir das!
Ich muß mein Leinen begießen.

Er.

O, Liebchen, laß
Die günst'ge Zeit uns genießen!
Der Tag brennt schwül,
Am Bach ist's kühl.
So komm doch her!

Sie.

Nein, nimmermehr!
Ich bin nicht frei;
Gibt's andre doch genung.
Der Herr ist ja noch jung —
Ich hab' mein Theil.

Er.

Du hast einen Lieben und liebest ihn treulich?

Sie.

Ey freylich!

Er.

Behüt dich Gott vor Lug und Trug,
Vor Thränen, Gram und Schmerzen. —
Erwärmt vom treuen Herzen
Laß mir das kleine, seidne Tuch.
Dafür will ich mit goldnen Ringen
Dieß Kettlein scheidend um dich schlingen;
Gedenke mein!

Sie.

Was soll das seyn?
Wo rennt der tolle Mensch denn hin?
Was fuhr so rasch ihm wohl zu Sinn?

Er.

Fort, Brauner! schon hab' ich den Fuß im Bügel,
Streich aus, sey' über die Gräben und Hügel;
Das süßeste Glück,
Ach, laß ich zurück!

Was sagt ihr zu dem art'gen Dram'?
Uns hat's gefallen wollen.
Schumacher ist des Dichters Nam';
Ihr werdet ihm nicht grollen
Um einen einz'gen falschen Stich,
Wir meynen das märkische Mir statt Mich.
Sitzt doch der Schuh bequem,
Drückt nirgends auf die Zehen,
Die Phantasie kann angenehm
Sich drin ergehen;
Kurz wenn ihr's erwägt mit gesundem Sinn,
Und wenn ihr nicht züchtelt, so müßt ihr gestehen,
Es ist wahrhaftig was Goethisches drin,
Im Reiter und der Bleicherin.

Länderkunde.

L'indépendance de l'empire du Brézil, présentée aux monarques européens par M. Alphonse de Beauchamp.

(Beschluß.)

Die Verbindung der Hauptstadt mit den Provinzen wird noch geraume Zeit ungleich leichter zur See als über Land geschehen; um so mehr, als unter den neunzehn Provinzen vierzehn vom Meere bespült sind. Dieß Verhältniß fordert nothwendig, daß die Hauptstadt Brasiliens eine Seestadt sey, wie es auch die Hauptstädte von Portugal, Neapel, England, Dänemark, Schweden, Rußland und der Türkey sind, bis in der Folge einst die Oeffnung hinreichender innerer Verbindungen mit den großen Strömen gestatten mag, Neu-Petersburg vermuthlich zu Paracatou, zwischen Minas, Rio-Janeiro und Bahia zu erbauen.

Unter den Häfen dieses ausgedehnten Küstenlandes sind die, zwischen welchen die einstweilige Auswahl einer Hauptstadt schwanken konnte, auch diejenigen, welche bereits schon die wichtigsten Hülfsmittel und Vortheile darbieten. Montevideo, Maranham und der Recif liegen vom Mittelpunkt der Bevölkerung allzuentfernt. Es bleiben Bahia und Rio-Janeiro übrig. Die Näherung zu einer temperirten Atmosphäre, nebst der Pracht und Sicherheit seiner Rhede ertheilen aber Rio-Janeiro vor Bahia unstreitbaren Vorzug.

Man darf sich nicht vorstellen, daß Brasilien hinsichtlich auf Kunstfleiß, nützliche Erfindungen und Entdeckungen, und überhaupt alles dessen, was der europäischen Civilisirung angehört, durchaus und allzuweit zurückstehe. Die Schutzpocken-Impfung ist in allen Provinzen eingeführt, und so oft ein Negerfahrer in einen Seehafen einläuft, müssen die ankommenden Neger vaccinirt werden. Dampfmaschinen sind in Brasilien in bedeutender Zahl angewandt, in den Zuckersiedereyen, zum Holzsägen, für Getreidemühlen und zum Dienst der Binnenschiffahrt. Auch Wassermühlen sind zahlreiche vorhanden. Alle europäischen Ackergeräthschaften sind in Brasilien bekannt und angewandt; die Distillirkunst hat große Fortschritte gemacht, man trifft daselbst die verschiedenen Arten Rumfortscher Ofen und Siedekessel an und je die neuesten dahin einschlagenden Erfindungen werden in den Zuckersiedereyen angewandt.

Versuche für Weinfabrikation sind in Rio-Grande und auf der Insel Itaparica gemacht worden, die auch gute Hoffnungen begründen. In Rio Grande sind große Gärbereyen in Thätigkeit. In Bahia wird der Wallfischfang im Großen betrieben; in eben dieser Stadt findet sich auch eine ansehnliche Glashütte und eine Fabrik für Tau- und Seilwerke.

Fassen wir die Bildungsanstalten in's Auge, so haben alle großen und kleinen Städte Elementarschulen, worin die Kinder lesen und schreiben lernen. Der wechselseitige Unterricht ist nicht unbekannt. In allen großen Städten befinden sich Sprachlehrer für Latein und Griechisch; Professoren, welche Unterricht in der Vernunftlehre, Sittenlehre, Rhetorik, Meßkunst und Chymie ertheilen. Rio-Janeiro besitzt ein sehr schönes Museum, eine Schule für's Geniewesen und eine kaiserliche Schule des Seewesens; es werden auch Lehrkurse der Botanik und Mineralogie gehalten. Bahia und Rio-Janeiro besitzen öffentliche Bibliotheken, und Druckereyen sind überall in Brasilien vorhanden. Bahia hat eine Schule der innern und äußern Heilkunst, Pernambuco einen botanischen Garten. Geistliche Seminarien sind nur in Bahia, Rio-Janeiro und Pernambuco vorhanden. Es ist keineswegs der Fall, wie einige flüchtige Reisende versicherten, daß Brasilien von Mönchen wimmele. In Minas z. B. wird man keinen einzigen antreffen. Ueberhaupt kann man sagen, außer Bahia, Rio-Janeiro und Pernambuco gebe es keine Mönche in Brasilien: begütert sind einzig nur die vom Benedictiner- und Karmeliter-Orden. Was hier von den Mönchen gesagt ward, gilt hinwiederum auch von den Nonnen. Das Klosterleben und seine Liebhaberey sind in Brasilien außer Mode gekommen.

Anders verhält sich's mit den Wohlthätigkeitsanstalten. Rio-Janeiro und voraus Bahia besitzen Waisenhäuser und Spitäler für Arme, die hier zu Land Casa de Misericordia heißen. Häuser, worin Kranke und Findelkinder aufgenommen werden, gibt es in allen Provinzen.

Ueberhaupt sind diese Armen- und Krankenhäuser auch in mehreren Städten vom zweyten Rang reich dotirt.

Wir gehen zur Kriegsmacht und den Finanzen über. Die brasilianische Heermacht begreift ungefähr 25 bis 30,000 Mann Linientruppen und über 50,000 Mann geregelter Milizen. Ihre Vertheilung ist folgende: in Rio-Janeiro befinden sich 6000 Mann Linientruppen und 15,000 Milizen; in Bahia 3600 Mann Linientruppen und 22,000 Milizen; in Rio-Grande 8000 Mann Linientruppen. Der Ueberrest von 10,000 Mann Linientruppen und 15,000 Milizen ist auf die übrigen Provinzen vertheilt. Was die gleichsam improvisirte kaiserliche Marine anbetrifft, so kann auch diese bereits über dreyßig Kriegsschiffe aufstellen.

Hinsichtlich auf Brasiliens Handelsverkehr wollen wir die Ergebnisse der Ein- und Ausfuhr zwischen England und Brasilien, und die Verhältnisse des ersteren zu Portugal ins Auge fassen. In dem, vom dritten Ministerium über die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten von Großbritannien bekannt gemachten Werke wird angegeben, daß seit dem Zeitpunkt von Brasiliens Emancipation, der Handelsverkehr mit Portugal im Durchschnitt für nicht mehr denn 1,824,000 Pfund Sterling ansteigt, demnach einen Viertheil mehr als die der Hauptstadt, und über zweymal mehr als die des ganzen amerikanischen Festlandes, die Vereinten Staaten ausgenommen, beträgt. — Der Handel ist im Steigen begriffen: von 1820 auf 1821 hat die Einfuhr sich von 952,000 Pfund Sterling auf 1,294,000 vermehrt; die gleichzeitige Ausfuhr aber ist von 1,864,000 auf 2,278,000 Pfund Sterling gestiegen.

Brasiliens Einkünfte betrugen im Jahr 1823 die Summe von 66,743,586 Franken. Die Einnahme von 1824 wird noch höher, auf 94,721,960 Franken berechnet. Bemerkenswerth ist, daß Brasilien den großen Vorzug vor bald allen andern Ländern besitze, keine Staatsschuld zu haben; denn, wenn gleich auf seinem Budget eine Schuld von 30,000,000 Cruzaden zum Vorschein kömmt, so steht ihr gegenüber ein Haben von 33,000,000.

Einen unermeßlichen Vortheil, welcher entweder des Bedarfs von Darlehn überheben, oder die Rückzahlung derselben erleichtern kann, besitzt Brasilien in seinen ausgedehnten Nationalgütern, über die, ohne Beeinträchtigung des Klerus und der Ordensleute verfügt werden kann. An noch nicht urbarem Lande einzig nur besitzt Brasilien so viel, als eine zwanzigmal größere Bevölkerung für ihren Unterhalt bedürfte, das will sagen, das Land mag dereinst hundert Millionen Einwohner fassen und ernähren. Dieser Grundbesitz wartet nur auf Kolonisten, und bis derselbe vollständig veräußert ist, gewähret der Ertrag der Ueberlassungen dem Staat jährliche Einkünfte. Ist einmal die Veräußerung vollendet, so wird der Staat keine außerordentliche Hülfsmittel weiter nöthig haben.

Wir schließen diese Darstellung mit zwey Rechnungsetats über die Verhältnisse Brasiliens, die eine enthält die, nach den Provinzen geordneten Einkünfte, Activ- und Passiv-Schulden, die zweyte stellt die wachsenden Staatseinkünfte Brasiliens von 1808 bis 1820 dar.

I. Vergleichende Uebersicht der Einkünfte, so wie der Activ- und Passiv-Schulden der einzelnen Provinzen Brasiliens.

Namen der Provinzen.	Einkünfte.	Schulden activе.	Schulden passive.
	Reis.	Reis.	Reis.
Minas	265,550,111.	2,695,471,316.	76,579,963.
Goyaz	30,816,994	153,186,018.	158,413,331.
Matto-Grosso	36,726,492.	28,167,700.	785,439,331.
Sta. Catharina	23,665,436.	45,982,969.	54,109,782.
Rio grande do Sul	323,230,590.	148,687,893.	207,636,476.
St. Paulo	294,417,865.	82,620,625.	184,311,913.
Espiritu Santo	27,412,784.		
Campos	34,835,571.		
Bahia	1,420,100,385.	334,561,600.	414,217,949.
Pernambuco	1,130,661,355.	331,673,316.	57,681,327.
Rio grande do Norte	60,673,407.	11,209,832.	48,428,636.
Alagoas	96,852,88[illegible].		
Paraiba do Norte	157,615,731.	58,074,385.	8,025,498.
Piauhy	165,959,809		
Ciara	138,784,466.		
Maranham	1,221,870,993	119,369,333.	2,557,935.
Para	307,364,926.	187,941,729.	50,668,750
Rio-Janeiro	3,802,434,204.	205,511,842.	12,055,582,456.
	9,538,974,006.	4,403,458,598.	14,104,053,347.

II. Uebersicht des progressiven Zuwachses der Staatseinkünfte von Brasilien, vom Jahr 1808 bis zum Jahre 1820.

Jahr.	Einkünfte. In Reis.		In Franken. Fr.	Cent.
1808.	2,297,904	099	14,361,900	61
1809.	2,947,901	078	18,424,381	73
1810.	5,282,894	915	33,018,093	21
1811.	3,720,488	236	23,153,051	47
1812.	3,268,613	227	20,428,832	66
1813.	4,920,202	339	30,751,264	61
1814.	4,387,736	780	27,423,354	87
1815.	4,930,922	727	30,818,267	04
1816.	5,971,400	789	37,321,254	93
1817.	7,187,678	593	44,922,991	20
1818.	7,267,149	794	49,794,486	21
1819.	8,716,460	355	54,477,877	21
1820.	9,771,171	875	61,069,824	21

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Freitag den 29. October 1824.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Fortsetzung.)

Naturwissenschaften. Das Studium der organischen Ueberreste der Vorwelt hat auch in England, besonders seit Cuvier diese geheimnißvollen Urkunden der Vergangenheit uns aufgeschlossen, eine lebhafte Theilnahme gefunden. J. Parkinson, der schon früher (1811) ein ausführliches Werk über diesen Gegenstand (Organic remains of a former world) lieferte, hat neuerlich eine gedrängte Uebersicht dieses Theils der Naturkunde in seinen Outlines of Oryctology. An introduction to the study of fossil organic remains, especially of those found in the british strata etc. (London 1823. 8.) gegeben, die auch als schätzbare Ergänzung der von Conybeare und Philips herausgegebenen Untersuchungen über die Geologie von England und Wales dient. Er beginnt mit dem Pflanzenreiche, und zählt die verschiedenen Arten von Ligniten, Kohlen, Erdpech und Bernstein auf, und beschreibt die in der Kohlenformation vorkommenden Pflanzenabdrücke. Er hält die in Staffordshire, Derbyshire, Lancashire und bey Glasgow in dieser Formation gefundenen fossilen Bäume für succulente Pflanzen von ungemeiner Größe, den von Humboldt beschriebenen Cactus-Arten, Euphorbien u. s. w. ähnlich, geht aber offenbar zu weit in der Voraussetzung, daß die saftigen Pflanzen in einer frühern Periode der einzige Pflanzenwuchs des Erdballs gewesen seyen, da man doch eben so häufig Schilfe und Wasser- oder Sumpfpflanzen findet. Der größte Theil des Werks ist der Beschreibung der Thierüberreste gewidmet, die mit den Zoophyten beginnt. In der Aufzählung der Enkriniten und Pentakriniten zeigt P. seine vertraute Bekanntschaft mit diesen merkwürdigen Ueberresten. Die Beschreibung der Schaalthiere, worin er meist Lamark folgt, enthält ein Verzeichniß der in Großbritannien gefundenen fossilen Schaalthiere, nach der Folge der Schichten, worin sie vorkommen, geordnet. Man findet hier viele eigene Bemerkungen. Der Verfasser bestreitet die Meynung einiger Naturforscher, die aus der verhältnißmäßig späten Schöpfung der Landthiere geschlossen haben, daß die Bevölkerung der Erde mit unvollkommenen Organisationen begonnen habe. Nach dieser Annahme, sagt er, müsse man erwarten, die einfachsten Thiere in den ältesten Schichten zu finden, in den spätern hingegen immer vollkommnere Organisationen. Bey den Schaalthieren aber findet gerade das Gegentheil statt, und in den Kalkgebirgen kommen Ueberreste von Schaalthieren vor, die fast ohne Ausnahme alle bis jezt in spätern Formationen entdeckten, oder noch in den Meeren lebenden Thiere dieser Klasse an künstlicher Organisation übertreffen. In der frühern Schöpfung findet man jene zusammengesezten Structuren, die das Thier in den Stand setzen, sich im Wasser zu erheben und unterzutauchen, z. B. die vielfächerigen Univalven, den Nautilus, die Orthoceraciten. In der Uebersicht der fossilen Vögel, deren Vorkommen selbst nach Cuviers Beobachtungen noch immer sparsam ist, werden auch die in der Kirkdale-Höhle in Yorkshire gefundenen Knochen von Enten und Gänsen erwähnt. Der Verfasser zieht aus seinen Untersuchungen den Schluß, daß mehrere nach einander folgende Akte der Schöpfung und Veränderungen in dem Zustande des Erdballs in entfernten Zwischenräumen statt gefunden haben, und spricht es geradezu aus, daß die mosaischen Schöpfungstage Perioden von langer und unbestimmbarer Dauer gewesen seyen.

Aber dieß ist in England noch eine zu kühne Behauptung, die man dem Verfasser nicht ohne Rüge hat hingehen lassen, und wer sehen will, wie eine engherzige Berücksichtigung der mosaischen Urkunde bey der Bearbeitung der Geologie in England dem wissenschaftlichen Geiste Eintrag thut, lese nur Buckland's neustes Werk: Reliquiæ Diluvianæ, or observations on the organic remains contained in caves, fissures and diluvial gravel, and other geological phenomena, attesting the action of a universal deluge, wovon 1824 die zweyte Ausgabe, (London, 4.) erschien. Er und andere theologisirende Geologen gehen mit der, als Thatsache vorausgesezten, Annahme einer vorübergehenden Flut, welche die Ober-

fläche des Erdballs in einer nicht zu entfernten Zeit gleichzeitig und allgemein bedeckte, an die Auffassung und Prüfung der Beobachtungen. Bey einem solchen verkehrten Verfahren und einer buchstäblichen Auslegung der Geschichte der Schöpfung und der Sündflut verwickeln sie sich in Widersprüche und Schwierigkeiten, wo kein anderer Ausweg übrig bleibt, als in das unantastbare Heiligthum des Kastens Noah's zu flüchten. Die vorgefaßte Meynung verrückte dem Verfasser den Gesichtspunkt bey der Benutzung der vielen schätzbaren Beobachtungen, die sein Werk enthält. In den ersten Abtheilungen desselben stellt er die in Höhlen und Felsenspalten in Großbritannien und auf dem festen Lande vorkommenden Erscheinungen auf, die, nach seiner Meynung, auf die Sündflut als wirkende Ursache hinweisen, und in der zweyten die auf der Oberfläche der Erde beobachteten Erscheinungen, worin er gleichfalls Wirkungen der allgemeinen Flut sieht. Die Thierüberreste in der oben erwähnten, 1821 entdeckten Höhle zu Kirkdale sind die Grundlage seiner Schlüsse. Diese merkwürdige, gegen 80 Fuß über dem Bette eines kleinen Flusses und weit über dessen gegenwärtigem höchsten Wasserstande erhabene Höhle enthielt die Ueberreste von 23 Thierarten, die meist mit Kalksinter oder Lehm überzogen, und größtentheils alle in eckige Stücke zerbrochen waren, aber durchaus keine Spuren einer Abrundung durch Wasserfluten zeigten. Unter diesen Ueberresten waren mehrere gleichfalls, und zwar dem Anscheine nach durch Gewalt zerbrochene Hyänenknochen, und die Anzahl der gefundenen Zähne deutete auf 200 Hyänen. Auch fand man Ueberreste des Elephanten, Tigers, Rhinoceros, Hippopotamus; die meisten aber waren Knochen der Wasserratte. Das eigenthümliche Vorkommen dieser Ueberreste führt den Verfasser zu dem, keineswegs begründeten, Schlusse, daß Hyänen in der Höhle sich aufgehalten haben, und er glaubt annehmen zu müssen, daß zu jener Zeit das benachbarte Thal ein See gewesen sey, wo der Hippopotamus und andre Wasserthiere lebten, während der Elephant, der Tiger und andre Thiere, deren Ueberreste von den Hyänen in die Höhle geschleppt wurden, die Umgegend bewohnten. Aus diesen Umständen wird nun endlich gefolgert, daß jene Thiere gleichzeitig mit den Hyänen, deren Beute sie wurden, in England gelebt haben, und zwar unmittelbar vor der allgemeinen Flut, wie der Verfasser zur Rechtfertigung seiner Voraussetzung unbündig schließt. Er folgert ferner aus seinen Voraussetzungen, daß das Klima in der nördlichen Halbkugel Veränderungen erlitten haben müsse, und läugnet, daß Meeresboden und trocknes Land ihre Stellen gewechselt haben, wie andere Geologen mit de Luc annehmen. Er besuchte im Jahre 1822 die merkwürdigsten Höhlen in Deutschland, und die Erscheinungen, die er in denselben, und besonders auch an den Thierüberresten im Kuhloch beobachtete, scheinen ihm den Schluß zu begründen, daß nur einmal eine Flut auf sie gewirkt hat, und zwar zu der Zeit, als sie die Wohnung wilder Thiere waren. Die in der zweyten Abtheilung des Werkes gesammelten Beobachtungen sind größtentheils fremde, die der Verfasser, nebst den auf die Ueberschwemmung der höchsten Höhen hinweisenden Beobachtungen, eben so einseitig und befangen zur Begründung seiner Behauptung zu benutzen sucht, da nun einmal die Annahme mehrerer örtlichen, unter gleichen Umständen gleichmäßig wirkenden Fluten zur genügenden Erklärung der ihn verwirrenden Erscheinungen, eine Ketzerey ist, die den geologischen Lehrstühlen in Oxford und Cambridge ein Gräuel seyn würde. — In gleichem Sinne und mit gleicher Befangenheit hat Granville Penn unlängst in seinem Comparative estimate of the mineral and mosaical Geologies (London 1822. 8.), die Ergebnisse der Naturbeobachtung mit der buchstäblichen Auslegung der mosaischen Urkunde zu vereinigen versucht. Er nimmt an, daß zwey Revolutionen hinlänglich zur Erklärung aller auf der Erde vorkommenden Erscheinungen sind, und die sechs Schöpfungstage als natürliche Tage, und nicht als eben so viele Perioden von unbestimmter Dauer angenommen werden müssen. Buckland's Werk gab ihm Veranlassung, seiner Schrift einen Nachtrag (Supplement to the comparative estimate, u. s. w. relating chiefly to the geological indications of the phenomena of the cave of Kirkdale, — London, 1823) folgen zu lassen. Er zeigt hier mit schlagenden Gründen, wie wenig Buckland die Voraussetzung, daß die im Kalkstein der Kirkdale-Höhle, so wie in anderen secundären Formationen, gefundenen Thierüberreste erst nach der Consolidation des Gesteins dahin gekommen seyen, wahrscheinlich gemacht hat. Er verwirft daher die Annahme, daß Hyänen und andre tropische Thiere in den nördlichen Klimaten gelebt haben, und bleibt bey seiner Behauptung, daß dieselbe Ursache, welche den im Kalkstein in Dorsetshire vorkommenden Alligator aus südlichen Breiten herbeygeschwemmt habe, auch die vereinigten Ueberreste von Elephanten und Hyänen in Yorkshire aus denselben Gegenden gebracht haben müsse. Die Zersplitterung der Knochen in eckige Stücke, worauf B. so viel Gewicht legt, glaubt Penn leicht durch die Annahme erklären zu können, daß die bereits auf dem Wege zu nördlichen Breiten getrennten und zerbrochenen Ueberreste noch mehr durch den Druck und die zusammenziehende Kraft des austrocknenden Kalksteins zersplittert worden seyen.

Eine Bearbeitung von Cuvier's klassischem Werke über das Thierreich hat Eduard Griffiths in Verbindung mit andern Gelehrten unlängst begonnen: The Animal Kingdom described and arranged in conformity

with its organisation, by the Baron Cuvier — die in vierteljährigen Lieferungen erscheint, und hier Erwähnung verdient, weil sie viele Zusätze der Herausgeber enthält, die wissenschaftliche Anordnung mit einer allgemein faßlichen und anziehenden Ausführlichkeit verbinden wollen. Die erste Lieferung enthält außer Cuvier's Einleitung und der Beschreibung der Rückenwirbel-Thiere auch eine Naturgeschichte des Menschen von dem Herausgeber, die zweyte umfaßt die vierhändigen Thiere, Affen und Lemur. Viele Kupfer zieren das Werk, worunter Landseer's und Azire's Arbeiten vorzüglich sind.

Zu den in der ersten Abtheilung dieser Uebersichten genannten naturwissenschaftlichen Zeitschriften ist mit dem Julius dieses Jahres eine neue: The Edinburgh Journal of Science (Edinburgh bey Blackwood) gekommen, die D. Brewster herausgibt, nachdem er, der ursprüngliche Begründer des Edinburgh philosophical Journal; mit dem zwanzigsten Stücke von der Herausgabe dieser Zeitschrift zurückgetreten ist, die nun Prof. Jameson allein besorgt. Die neue Vierteljahrschrift befolgt den Plan der ältern, und wird die Fortschritte in der Physik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, vergleichenden Anatomie, praktischen Mechanik, Geographie; Schiffahrtkunde, Statistik, Alterthumskunde und in den schönen und mechanischen Künsten darlegen. Der Herausgeber hat die ausgezeichnetsten seiner frühern Mitarbeiter, Maccullоch, die Botaniker Hooker und Greville, den Zoologen Fleming, den Zoologen und Anatomen Knox, den gewandten Hibbert für Alterthumskunde und Geologie gewonnen, und nach dem reichen Inhalt des ersten Heftes zu urtheilen, wird die neue Zeitschrift der ältern Schwester um so weniger nachstehen, da Brewster seinem ehemaligen Mitherausgeber in Tiefe und Umfang des Wissens weit überlegen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Historiographie.

Geschichte der Expedition des Generals Xaver Mina nach Mexiko im Jahre 1816. Nebst seiner Biographie und einer Schilderung der damaligen Verhältnisse der spanisch-amerikanischen Colonien im Innern und gegen das Mutterland, Nach dem Englischen des W. D. Robinson, Bürgers der Vereinigten Staaten. Mit dem Motto aus der Albaneserin: „Der Erfolg ist nur der That Gepräge, nicht ihr Werth.“ Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1824. 305 S. gr. 8.

Auch eins von den Büchern, die (wie Riego's Biographie, s. Lit. Bl. 1824. No. 65.) im Jahre 1844 hätten erscheinen sollen. Der junge (1789 geborene) Liberationsheld, Xaver Mina, der in seinem 19ten Jahre mit 12 spanischen Soldaten zwischen den marschirenden Birnam's Wäldern der Napoleonischen Bajonnette sich hindurch schlich, und in Navarra den Guerillakrieg begann, welcher jenen eisernen Wäldern so verderblich wurde, war dazumal ein Mann aller Ehren, aller Orden werth. Aber der Xaver Mina, welcher nach Napoleons Falle um seiner Principien willen aus Spanien verbannt wurde, und nun über das Weltmeer schiffte, um für die Emancipation von Mexiko zu fechten; welcher dort der allein guten Sache vielen Abbruch that, und endlich, nach dem verunglückten Unternehmen auf Guanaxuato, von dem Royalistengeneral Orrantia in dem Dorfe Venadito bey Silao gefangen genommen wurde, war kaum noch der Auszeichnung werth, welche der Vicekönig ihm angedeihen ließ: der Auszeichnung, erschossen zu werden. Daß ein Bürger der Vereinigten Staaten, wie Herr Robinson (der Verf. des Originals), die Sachen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, und daher gegen die Regeln der guten europäischen Histoeiographie (das spatiöse Beywort im Sinne der bonnes lettres genommen) häufig verstößt, ist natürlich, und muß ihm zu gute gehalten werden. Ganz unpartheiisch ist ein gleichzeitiger Geschichtschreiber nun einmal nicht zu verlangen, zumal in einer Zeit des Principienkampfs. Wenn er nur mit den Thatsachen und ihrem Schauplatze hinlänglich bekannt, mit den Quellen und Beweisthümern vertraut sich zeigt, und dabey äußerlich frey, d. h. ein solcher ist, welcher seine Principien ungescheut an den Tag legen darf; so muß man schon mit ihm zufrieden seyn. Schreibt er überdieß noch schön, ordnet er gut, schildert er klar und lebendig, und hat er das Glück, in's Deutsche gut übersezt zu werden; so kann es ihm an Lesern nicht fehlen, mögen sie nun bloße Unterhaltung oder auch historische Belehrung suchen.

Das alles ist hier der Fall; aber die Belege dafür, die beweiskräftigen Ertracte aus dem Buche, müssen uns die Leser vor der Hand erlassen. Im Jahre 1844, wenn es die Umstände erlauben, wenn der Gegenstand die gehörige Entfernung haben wird, kommen wir vielleicht einmal darauf zurück.

Vergleichende Tabelle über den Ostermeß- und Michaelismeß-Katalog der Weidmannschen Buchhandlung von 1824.

Ostern 1824.	Michael. 1824.	Differenz.	A. Als fertig angezeigte Schriften.
2835	1805	— 1030	nämlich: in deutscher, lateinischer, griechischer rc. Sprache, aus allen Facultäten, Künsten und Wissenschaften,
158	101	— 57	Romane.

Ostern 1824.	Michael. 1824.	Differenz.	
71	32	— 39	dramatische Werke.
330	147	— 183	in ausländischen Sprachen (incl. Grammatiken und Wörterbücher) worunter
144	76	— 68	französische,
94	43	— 51	dänische,
25	12	— 13	englische,
23	1	— 22	polnische,
20	9	— 11	italienische,
12	1	— 11	holländische
—	5	+ 5	spanische,
8	—	— 8	böhmische,
1	—	— 1	wallachische,
1	—	— 1	russische,
1	—	— 1	serbische,
1	—	— 1	neugriechische.
			B. Künftig herauskommende.
			Unter welchen sich befinden: 23 theologische, 14 juristische, 12 medicinische, 4 pädagogische, 51 philologische, 19 historische, 8 naturwissenschaftliche, 4 chemische und pharmaceutische, 3 geographische und statistische, 2 politische u. publicistische, 4 technologische, 6 ökonomische, 7 Unterhaltungsschriften, 6 poetische und belletristische, 10 mathematische, 3 philosophische, 5 merkantilische, 1 musikalisches, 1 artistisches, 1 Taschenbuch, 2 literarische, 11 Sprach- u. Wörterbücher, 2 Kunst u. Alterthum betreffend, 1 vermischten Inhalts, 3 Reisebeschreibungen, 1 diplomatisches, 1 Bergbau, 5 Romane, 9 dramatische Werke. Welches alles die Summe von
3726	2024	— 1702	Nummern des Katalogs ergibt.
			Ferner zählt man unter den, als fertig angezeigten, Schriften:
528	238	— 290	theologische,
152	86	— 66	juridische,
203	82	— 121	medicinische,
383	133	— 250	pädagogische,
333	79	— 254	philologische,
317	99	— 218	historische,
237	71	— 166	naturwissenschaftliche, worunter
27	15	— 12	chemische u. pharmazeutische,
297	39	— 258	geographische u. statistische,
89	61	— 28	Landcharten u. Plane,
194	56	— 138	politische u. publicistische,
115	18	— 97	technologische,
134	83	— 51	ökonomische und forstwissenschaftliche,
380	313	— 67	poetische und belletristische (incl. Romane, dramat. Werke, Taschenbücher rc.)
191	28	— 163	eigentl. Unterhaltungsschriften,
97	45	— 52	mathematische,
66	38	— 28	philosophische,
64	30	— 34	militärische,
18	12	— 6	merkantilische,
22	17	— 5	musikalische,
89	35	— 54	artistische,
5	4	— 1	maurerische,
203	28	— 175	Zeitschriften u. Journale,
—	17	+ 17	literärische,
—	12	+ 12	Sprach- u. Wörterbücher,
—	16	+ 16	Reisebeschreibungen,
—	3	+ 3	diplomatische,
—	1	+ 1	numismatisches,
—	1	+ 1	heraldisches,
—	1	+ 1	nautisches,
—	5	+ 5	Kochbücher.
			Numärisch verglichen, zeichnen sich folgende Buchhandlungen aus:
58	40	— 18	Reimer in Berlin,
63	39	— 24	J. G. Cotta'sche Buchhandlg. in Stuttgart.
63	37	— 26	Hartmann in Leipzig.
23	36	+ 12	Krüll in Landshut,
32	27	— 5	Basse in Quedlinburg.
20	24	+ 4	Brockhaus in Leipzig.
35	24	— 11	Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.
vacat.	22	+ 22	Lauffer in Leipzig.
vacat.	22	+ 22	Leske in Darmstadt.
28	21	— 7	Brummer in Kopenhagen.
21	20	+ 1	Reitzel in Kopenhagen.
vacat.	20	+ 20	Steinkopf in Stuttgart.
vacat.	21	+ 21	Vogel in Leipzig.
21	21	=	Weschä in Bamberg.

Wer aus solchen Zusammenstellungen ein vergleichendes Urtheil über die Thätigkeit oder den Umfang der Geschäfte der angeführten Buchhandlungen fällen wollte, würde sich sehr irren — da die Kosten und der Umfang Eines Verlags-Artikels der einen Handlung ein Dutzend und mehr einer andern Handlung aufwiegen können. —

Die Vergleichung der Ostermesse mit der Michaelismesse gewährt noch weniger ein richtiges Urtheil, da man selbst aus dem Zusammenzählen falsche Schlüsse ziehen würde, indem z. B. die Zeitschriften öfters unter beyden Messen aufgeführt werden — nur das darf man als den gewöhnlichen Fall annehmen, daß, wer im Ostermeß-Verzeichniß mit seinen Verlagsartikeln nicht erscheint, diese in dem Michaelismeß-Verzeichniß nachträgt.

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. November 1824.

Dichtkunst.

Gedichte von Amalie Louise von Liebhaber. Zweyte Sammlung. Braunschweig, gedruckt bey Vieweg. 1824. 212 S. 8.

Zweyte Sammlung? Wir kennen keine erste, die unter dem Namen eines Fräuleins von Liebhaber erschienen wäre; aber von einer Amalie Louise sind im Lit. Bl. 1823. No. 77. S. 307. poetische Versuche angezeigt, und die vorliegenden Gedichte lassen keinen Zweifel übrig, daß das Fräulein von Liebhaber eben jene Amalie Louise ist. Die Verfasserin unterscheidet sich von den meisten unserer Dichterinnen zu deutlich, als daß hier ein Irrthum zu befürchten stünde. Und sie unterscheidet sich zu ihrem Vortheil. Sie singsängelt nicht von Lieb' und Mondschein, von Rittern, Klöstern, Gespenstern und dergleichen. Sie wagt sich über die Stoffe und den Schnitt der Frauenmode hinaus. Ihre Geistesbildung, wie ihre Geistesrichtung scheint sich mehr der männlichen zu nähern.

Unter dem Titel Gisela hat sie hier die rheinische Sage vom Ritter Bremser von Rüdesheim zu einer Romanze benuzt von 66 achtzeiligen Stanzen. Mängel im Technischen sind häufig, der Kampf mit den metrischen Schwierigkeiten ist merklich; aber die Fabel ist gut gehalten, und S. 13., in der Beschreibung von Bremsers Kampfe mit dem Drachen, findet sich ein ungemein glücklicher Zug, den wir in anderen Bearbeitungen dieses Stoffes, namentlich in der neuesten, übrigens sehr gelungenen, von Karl Geib in der Cornelia für 1825, nicht gefunden haben. Der Drache hat den Schweif um des Rosses Beine geschlungen, der Ritter ist gestürzt; doch er rafft den Speer auf, wirft den blanken Schild vor, und das Unthier starrt vor seinem eignen, scheußlichen Bilde, das in des Schildes Spiegel sich malt. Diesen Moment benuzt er, ihm den Speer in den Rachen zu stoßen. Ist dieses Erstarren des Drachen vor sich selbst Erfindung der Sängerin; so macht sie ihr Ehre. In einem folgenden Gedichte, die Götter des Nordens, trägt sie mit poetischer Didaktik die Grundzüge der scandinavischen Mythologie vor, z. B.:

Heilige Stille
Herrschet im Kreise
Feyerlich rings.
Schauer erfüllet den flimmernden Kranz
Der Weltgebiete: — Sol, Maon und Jörd
Horchen, hemmend den kreisenden Tanz.
Die Schöpfung schweigt, staunet — und hört:
„Mächtig soll walten,
Hehr sich entfalten
Jegliche Kraft,
Daß Großes sie schafft!“ —

Erhaben spricht
Odin, — und Licht
Glänzet ringsum, —
„Thor — den zuerst ich erzeugt — den erhebe
Ich zu des Donners furchtbarem Gott!
Daß die Kraft, die gewaltige, lebe,
Herrsche im Weltkreis sein mächtig Gebot.
Zittre die Erde!
Fliehe die Heerde! —
Wo strafend er droht,
Nah' furchtbar sich Tod!“ —

„Ueberfluthen soll rauschend die See!
Flammengluten
Steigen zur Höh'!
Felsen zermalme sein Hammer! — er dröhne
Sturm! zerschmettre! regt ihn die Hand.
Unter dem Fußtritt des Gottes erdröhne
Brausend das Meer — und bebe das Land:
Gerechtigkeit übe
Stets er, und liebe
Den, der erfleht
Huld im Gebet.“ —

„Uller, der Schöne,
Sein herrlicher Knabe,
Sey Meister im Lauf.
Zart ihm entsproßt erst dem Kinne die Blume,
Wie silberner Reif noch schimmert der Flaum. —
Ydalir sey ihm zum Eigenthume,
Der fruchtbarsten Thäler bewässerter Raum.
Pfeil und Bogen,
Gülden umzogen,
Trage der Hehre
Stets ihm zur Ehre.“

Die nämliche mannhafte Kraft, die hier unverkennbar ist, herrscht in den beyden epischen Dichtungen, die Eroberung von Zion oder der Maccabäer, und Sokrates. Der Hexameter ist nicht fehlerfrey, aber er scheint doch die Sängerin weniger, als der Reim, zu geniren.

Wir wünschen ihr Gelegenheit und Geduld, im Technischen nach guten Mustern sich auszubilden, möchten ihr aber doch, bevor dieß geschehen ist, nicht rathen, mit ihren Versuchen unter die Presse zu eilen. Das nonum prematur in annum des Horaz ist für Frauen freylich ein wenig zu lang; aber ein Drittheil davon wird immer gute Dienste leisten, wenn es benuzt wird, im Kreise von Freunden den Unterricht zu suchen, den die öffentliche Kritik nicht füglich gewähren kann. Es ist nicht eben nöthig, daß diese Freunde geübte Metriker seyen. Wenn sie nur natürlichen Sinn für den Rhythmus haben, so fühlen sie, wenn ihnen unvollkommene Verse vorgelesen werden, die Anstöße, und einmal aufmerksam gemacht, daß ein Anstoß gegeben sey, findet man dann bald, wo er steckt. Wir würden der Verfasserin Müllner's Vers und Reim auf der Bühne als eine populäre Taschenmetrik für Frauen empfehlen, wenn sie nicht über die Elemente der Metrik hinaus wäre, und wenn sich der Unterricht nicht zu eng auf das Theater beschränkte, wo der Vortrag der Verse die Hauptsache ist.

Ueberblick der englischen Literatur.

IV.

(Beschluß.)

Am Schlusse dieser Abtheilung unserer Uebersicht müssen zwey Neuigkeiten erwähnt werden, die man in die Klasse der Essays setzen kann, welche in England immer eine beliebte Form waren. Durch Darstellung und Inhalt anziehend, geistreich und kräftig selbst in ihren Seltsamkeiten ist die erste: Imaginary conversations of literary men and statesmen. By Walter Savage Landor. London, 1824. 2 Bde. 8. In der leichten Form von Gesprächen gibt der Verfasser, der sich, wie es scheint, in Italien aufhält, viel Gedankenreiches über Politik, viel Unterhaltendes über Literatur. Die Gegenstände der Unterredungen sind eben so mannigfaltig, als die Sprecher, unter welchen man die berühmtesten Namen, von Perikles, Sophokles, Demosthenes, Heinrich IV., Elisabeth von England, Bacon, Cromwell, Milton, Lord Chatham, Washington, bis herab auf Napoleon und andere merkwürdige Zeitgenossen von gutem und bösem Rufe findet. „Ich habe, sagt der Verfasser selbst, in diesen Gesprächen, auch einige kleine Leute, wie Kaiser und Minister von neuem Schnitt, aufgeführt, um die großen Männer in einem desto richtigeren Verhältnisse zu zeigen, wie ein Maler einen Bettler unter einen Triumphbogen, oder ein Kameel an eine Pyramide stellen würde.“ Die Aeußerung im Vorworte, daß die Eigenheiten berühmter Schriftsteller in Styl und Ansichten in diesen Gesprächen nachgeahmt seyen, könnte zu der Vermuthung verleiten, hier ähnliche unterhaltende Versuche zu finden, wie Tickel's witzige Anticipation (erdichtete Reden berühmter Parlaments-Glieder zur Zeit des amerikanischen Krieges) oder die ergötzlichen Rejected Addresses; aber ungeachtet der Styl einiger Schriftsteller glücklich nachgeahmt ist, so geht doch die Porträtähnlichkeit im Ganzen nicht weiter, als eben unvermeidlich war, wenn einmal bestimmte Personen gewählt wurden, um Ansichten auszusprechen, die ihrem historischen Charakter angemessen waren; und der Verfasser hat sich nie mit seinen Sprechern verschmolzen, sondern er spricht aus ihnen, und seine Stimme verändert sich nur wenig, wenn er diese oder jene Puppe auftreten läßt. Was wir auf diese Art erhalten haben, ist vielleicht auch besser, als was die gelungenste Nachahmung hätte hervorbringen können, und einige wohlbekannte Namen werden im Ganzen treffend und wirksam benuzt, die Erörterung wichtiger Fragen und die Ausstellung verderblicher Trugschlüsse und Ränke desto eindringlicher zu machen. Der Verfasser verräth seine eigene Meynung über mehrere wichtige Gegenstände, selbst wo andre Sprecher die Erörterung führen, deutlich genug, und man muß in vielen Fällen seinen Ansichten beystimmen, und von seinem freysinnigen und unabhängigen Geiste sich angezogen fühlen; aber so scharf sein Blick ist, das Verderbniß in öffentlichen Angelegenheiten zu entdecken, so tappt er doch oft im Nebel, in Bildern und allgemeinen Redensarten herum, wenn es zu der Frage kommt, wie es besser zu machen sey, und es legt sich dann oft zu Tage, daß seine Ansichten über Staatsverwaltung, Staatswirthschaft und Gesetzgebung unklar oder irrig sind. Verhandelt er in seinen Gesprächen Gegenstände der literarischen Kritik, so findet man ihn nicht selten in einer Befangenheit, die ihn von redlicher Darlegung der Gründe und Gegengründe abhält, und besonders ist dieß auffallend in mehreren Aeußerungen über die französische Literatur, wo seine englischen Vorurtheile ihn selbst gegen französische Volksthümlichkeit überhaupt ungerecht machen. Die besten Stücke sind die Gespräche zwischen Cicero und seinem Bruder, Leopold und Dupaty, Washington und Franklin, General Lacy und dem Pfarrer Merino. Dieses lezte Gespräch liefert uns eine Stelle, welche Geist und Ton des Buches bezeichnet. Lacy sagt in Beziehung auf eine Adelskammer, daß Spanien keinen Stoff dazu enthalte, da die Erziehung der Granden mangelhaft, und der Raum zwischen der Fibel

und dem Sandenito sehr enge sey. Dann fährt er fort: „Alle für die Franzosen entworfenen Verfassungen sind nur einstweilig. Mögen sie stolpern oder stürzen, mögen sie voranschreiten oder ausgleiten, immer geht die Richtung gerade auf Sclaverey los; nur die strengste Herrschaft kann sie von Grausamkeit oder Unfug abhalten; sie werden durch die Peitsche in gute Laune, und durch Hunger zur Zufriedenheit gebracht. Ich habe alles über die englische Verfassung gelesen, was ich nur finden konnte. Sie scheint mir ein allgemein verehrter Gegenstand, wie die Gottheit zu seyn, der aber einer Offenbarung bedarf. Ich finde nicht, daß das Oberhaus, wie ich's erwartete, zwischen dem Könige und dem Volke steht. Während einer langen Reihe von Jahren stand es nur zweymal im Widerspruch mit dem Hause der Gemeinen, einmal, als es erklärte, daß der Sclavenhandel nicht abgeschafft werden sollte, und wieder, als es behauptete, daß diejenigen, die an die Brodverwandlung glaubten, nicht tüchtig wären, ein Heer anzuführen, oder einen Rechtsstreit zu entscheiden. — Wolle oder Sandsäcke können die Heftigkeit eines gegen die Mauer geschleuderten Geschosses brechen; aber erbliche Aristokratie hat keinesweges solche Kraft gegen die Angriffe des Despotismus, der sie vielmehr gegen das Volk beschützen wird; denn ihre Macht und ihr Reichthum werden ihr zwar durch den König gegeben, müssen aber vom Volke genommen werden, und dieses hat nicht, wie jener, seinen Vortheil dabey, sich zu bereichern. Immer wurden eroberte Länder dem Sieger von den Aristokraten überliefert, die für ihre Besitzungen, ihre Macht, ihren Rang Bedingungen machten, und Volk, Vieh und Metalle aufgaben. Unter jedem Volke aber wird der Vorschlag zur Gründung eines Oberhauses lebhaften Beyfall finden. Die Reichen trachten nach Ehren, die Armen nach Schutz. Jede wohlhabende und achtbare Familie wünscht einen Pair unter ihren Verwandten zu zählen, und wo die Anzahl noch zu ernennen ist, kann jede darauf hoffen." In dem Gespräche zwischen Cicero und seinem Bruder, sagt jener: „Die Religion fordert nicht von uns, alle Fabeln des Pöbels zu glauben, sondern im Gegentheil sie zu berichtigen. Quintus: Nun, bey dem Zuströmen von Fremden aus allen Völkern, und bey unserer Bereitwilligkeit, die Possenreißereyen syrischer und ägyptischer Priester uns gefallen zu lassen, würden sonst unsre Bürger von diesen Betrügern nicht nur genarrt, sondern auch ihnen zinsbar werden. Der Syrier mag uns geißeln, bis wir in seine Klagen um Adonis einstimmen, und der Aegypter uns sagen, es sey unheilig, ein Küchlein zu essen, und heilig, ein Ey zu genießen, während ein pfiffiger Schelm aus Judäa uns zuflüstert: das ist Aberglauben; du kommst in den Himmel, wenn du mir einen Zehnten von deiner Ernte gibst. — Dieß geschieht in Judäa, wie mir Cr. Pompejus erzählt hat. Marcus: Allerdings, aber mit dem Zehnten werden alle Ausgaben für die bürgerliche Verwaltung und für den Gottesdienst bestritten; denn die Obrigkeit war, wenn man den Ausdruck im Ernste wiederholen kann, theokratisch. In Friedenszeiten würde ein Zehnten vom Eigenthum unerträglich seyn, aber die Juden hatten immer Krieg, bewohnten ein unfruchtbares Land, und waren Nachbarn eines fruchtbaren Gebietes, scharfsinnig, nachdenkend, traurig und mürrisch. Ich weiß nicht, ob wir solche Thaten vollbracht haben, wie sie, oder ob irgend ein Volk mit so viel Entschlossenheit und Hartnäckigkeit gefochten hat. Wir lachen über ihren Gottesdienst, sie verabscheuen den unsrigen, und darin sind wir, glaube ich, die klügeren, denn bey solchen Gegenständen des Nachdenkens ist es gewiß besser, zu lachen, als zu verabscheuen. Aber woher hast du denn deine Eyer und deine Küchlein? Ich habe unsern Varro wohl mancherley von ägyptischen Gebräuchen erzählen hören, aber davon doch nicht, so viel ich mich erinnere. Quintus. Die Unterscheidung ist freylich ein bischen zu abgeschmackt, selbst für die Anbeter von Katzen und Krokodilen. Vielleicht habe ich ihnen Unrecht gethan. Es kann seyn, daß ich das Volk vergessen habe, aber der Thatsache bin ich gewiß. Ich lege es in die Archive des Aberglaubens, und das rechte Fach dafür magst du selber aussuchen. Einige östliche Völker sind ihrer Priesterschaft so ganz unterworfen, daß bey der Geburt, bey Todesfällen, ja wahrlich selbst bey Heirathen, ein Priester zugegen seyn muß; er kann Strafen und Bußen auflegen, er kann dich zwingen, ihm alle Geheimnisse deines Herzens zu erzählen, er kann deine Frau, deine Tochter, deinen blühenden unschuldigen Sohn zu sich rufen, er kann von Sünden lossprechen, und von Vergebung ausschließen. Marcus. Nein, Quintus, dagegen sind Eyer und Küchlein, Katze und Krokodil nichts, du erzählst Unmöglichkeiten; so tief ist die Menschheit in ihrer tiefsten Erniedrigung nie gesunken. Der Wilde würde den Betrüger geißeln, der dieß versuchte, und der gebildete Mensch würde ihn durch Peitsche und Zischen verjagen. Einen solchen Zustand der Dinge können wir erwarten, wenn wir den Genius der Cimmerier und den Muth des Troglodyten vereinigt finden. Religionen nutzen sich ab, magst du sie mit Gold bedecken, oder in Eisen einschließen. Jupiter ist jezt minder mächtig in Creta, als zur Zeit, wo dort seine Wiege war, und er verbreitet weniger Schrecken in Dodona als ein Schäferhund."

Prosa von einem Dichter (Prose by a poet — London 1824. 2 Bde. 12.) heißt eine Sammlung geistreicher und gemüthvoller Aufsätze, und wenn uns oft unter dem Namen eines Dichters Prosa gegeben wird, ohne daß man sie ankündigt, so zeigt sich hier in der Prosa

ein wahrhaft poetisches Gemüth. Man schreibt das Buch dem, durch seinen Wanderer in Switzerland und andere Dichtungen bekannten, J. Montgomery zu. Es enthält vermischte Aufsätze über moralische, politische und religiöse Gegenstände, Spiele der Fantasie, worunter sich einige anziehende Dichtungen finden. Alles ist leicht und lebhaft geschrieben, von einem warmen, menschenfreundlichen Gefühle und frommer Innigkeit durchweht, die sich zuweilen auch zur Schwärmerey hinneigt. Kräftige Schilderung, die aus einem innigen Gefühle für die Schönheiten der Natur hervorgeht, und eine glückliche Leichtigkeit, die mystische Sprache, die so zu dem Herzen redet, zu übersetzen, sind des Verfassers Stärke. Minder glücklich ist er, wo er leichtere Töne anstimmt; seine Munterkeit ergießt sich nicht immer frey und ungezwungen. Unter den Stücken von größerm Umfange findet man die anziehendsten. Der Verfasser wird durch die ihm eigene Stimmung immer in sich selber geführt; er denkt, möchte man sagen, mit dem Herzen. Eine Auswahl aus diesen beyden Bändchen würde gewiß unser Publikum ansprechen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In Neapel war gegen Ende vorigen Jahres der unglückliche Vincenzo Coco, einer der ausgezeichnetsten Köpfe unseres Zeitalters, mit Tode abgegangen. Er war in Civitá Campomarano, einem kleinen Dorfe in der neapolitanischen Provinz Molise, geboren. Seine Eltern bestimmten ihn der Advokatur. In Neapel kannte er den Advokaten Galanti, nach dessen Beyspiele er versuchte, das in Finsterniß gehüllte Labyrinth der Gesetze mit der Fackel der Philosophie zu beleuchten. Im Gefühle der Disharmonie zwischen seinen Grundsätzen und Talenten, und seinem Berufe, wie derselbe damals betrieben wurde, zog er vor, sich auf Studien zu legen, die er für edler und wichtiger erkannte. Bey den Gelehrten seiner Zeit galt er für einen der vorzüglichsten Zöglinge der Schule eines Vico, Genovesi und Filangieri, die ihn ihres gesellschaftlichen Umganges würdigten. In den Strudel der jammervollen politischen Ereignisse von 1799 hineingerissen, traf ihn, mit einer großen Anzahl anderer Männer, deren Verbrechen einzig darin bestand, daß sie ihr Vaterland liebten, das Loos der Verbannung. Er suchte einen Zufluchtsort, erst in Frankreich, und dann im Königreich Italien, in welch leztererm Lande er seine Talente und Kenntnisse in vollem Glanze erscheinen ließ. Dessen zeugte vorerst sein Versuch über die Revolution in Neapel, deren Opfer und Augenzeuge er gewesen war, eine Schrift, in welcher er sich zwar mehrmals durch den überschwänglichen Reichthum seiner Ideen fortreißen läßt, aber selbst durch seine Abschweifungen die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, Studien und die Fruchtbarkeit seines Geistes zu Tage legt. Dann war er auch mit der Redaction des offiziellen Regierungsblattes beauftragt worden. Dieses Geschäftes entledigte er sich ebenfalls mit recht gutem Erfolge. Ganz besonders zeichnete er sich durch die Klarheit und Leichtigkeit seines Styles aus; und wenn er sich etwa zuweilen in den Fall gesezt sah, Meynungen darzulegen, die von seinen eigenen abwichen, so that er es mit solcher Beredtsamkeit, daß auch er selbst von demjenigen, dessen er andre überreden sollte, überzeugt schien. Am meisten Ehre machte er sich mit seiner Schrift: Plato in Italien, einem Romane, dessen Verdienst nicht so fast in der Erfindung, als eben in der Bedeutsamkeit der abgehandelten Gegenstände besteht, und worin der Verfasser, neben dem, daß er den Leser mit der Schule der Pythagoräer, dem Zustande von Groß-Griechenland und dem Schicksale seiner Freystaaten bekannt macht, Gelegenheit nimmt, mehrere Theorien des berühmten Vico auseinanderzusetzen, und sie nicht selten wahrscheinlicher und klarer zu machen. Vico war im nördlichen Italien vornehmlich durch das Zuthun einiger, gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts dahin geflüchteter Neapolitaner bekannt geworden. Zu Mailand wurde im Jahre 1801 eine neue Ausgabe seiner Scienza nuova veranstaltet. Monti gründete und befestigte ihren Credit, indem er sie als ein dürres und unwirthbares Gebirge bezeichnete, in welchem aber reiche Goldminen verborgen lägen. Jedermann wollte dieses Werk durchlesen, aber nur Wenigen war es gegeben, den Sinn desselben von Grund aus zu fassen. Wer zum Verständnisse derselben hauptsächlich beytrug, war Coco. Unterrichtet in den Schulen eines Locke und Kant, wußte er manche Lehren des neapolitanischen Philosophen dem gemeinen Menschenverstande begreiflich zu machen. Inzwischen konnte er, troz allen den schmeichelhaften Auszeichnungen, die ihm zu Mailand zu Theil wurden, seiner Pflichten gegen sein näheres Vaterland nicht vergessen. Er kehrte 1806 nach Neapel zurück, und wurde daselbst im Verfolge der Zeit zum Mitglied des Cassations-Gerichtes, zum Staatsrathe ernannt, und mit dem Orden beyder Sizilien und der eisernen Krone beehrt. Fortwährend mit den Wissenschaften und der Literatur beschäftigt, zielten seine Wünsche und Bestrebungen auf die Direktion des öffentlichen Unterrichts. Statt dessen ward die Oberaufsicht über das Schatzamt in seine Hände gelegt. Er aber glaubte, gerechte Ansprüche auf jene erstere Stelle machen zu können, weil er als Mitglied einer Spezial-Commission einen Plan zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichtes redigirt hatte, und die ihm übertragene Stelle als seinen Talenten und Fertigkeiten ganz heterogen betrachten mußte. Daß jener Plan, aus dem sich, mit einigen nicht sehr bedeutenden Modifikationen, von den gründlichen und lichtvollen Ansichten des Verfassers ohne Zweifel hätte Nutzen ziehen lassen, verworfen und Cocos Hoffnungen dadurch gänzlich vereitelt wurden, hatte auf seine Gemüthsstimmung einen überaus nachtheiligen Einfluß. Seiner politischen Laufbahn höchst überdrüssig, und wohl auch in Folge der im Jahre 1815 eingetretenen Veränderung, die ihn noch einen gewaltsamern Schicksalswechsel befürchten ließ, verfiel er in eine schwere Gemüthskrankheit, und bald zeigten sich an ihm Spuren des Wahnsinnes, in welchem er sich fortwährend von Widersachern und Verfolgern umgeben wähnte. In einem Anfalle dieser Krankheit soll er seine sämmtlichen Manuscripte verbrannt haben. Umsonst, daß man alles, was der Kunst, der Freundschaft, ja selbst der Regierung an Hülfsmitteln zu Gebote stand, auf seine Wiederherstellung verwandte; er starb, nach neunjährigen Leiden in seinem bedauerlichen Zustande, in einem Alter von 54 Jahren. Mit sanften Manieren verband er ein vortreffliches Herz, eine unausgesezte Achtung für die Grundsätze der Gerechtigkeit, und innige Theilnahme an dem Schicksale seiner Gefährten und seiner, gleich ihm unglücklichen Freunde. Sehr zu bedauern ist es, daß er weder eine Revision seiner Schriften vorgenommen, noch auch seine Manuscripte durch den Druck bekannt gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. November 1824.

Erziehungs-Literatur.

Briefe über Religion an Bettina von C. G. Pfeffel. Basel in der Schweighäuserschen Buchhandlung. 1824.

Da ich weiß, wie zahlreich die Verehrer und Anhänger des seligen Pfeffel besonders auch unter den Lesern dieses Blattes sind, so muß ich dieselben auf dieses kürzlich hier im Druck erschienene nachgelassene Manuscript desselben aufmerksam machen.

In der Vorrede wird gesagt, daß der ehrwürdige Pfeffel diese Blätter zwey Jahre vor seinem Tode einer Tochter geschenkt habe, welche auf einige Zeit seiner Leitung übergeben war, während sie durch einen würdigen Geistlichen zur Confirmation vorbereitet wurde. Pfeffels Aeußerung zu Folge: „ich schreib ja nur für meine junge Freundin, sie allein wird und soll mich lesen,“ wurde dieser anvertraute köstliche Schatz bisher nicht dem größeren Publikum übergeben. Allein von vielen Freunden des verehrten Mannes gelesen, welche alle der Besitzerin zu Herausgabe desselben rathen mußten, entschloß sie sich hiezu, als die Gemeinde, zu welcher sie gehört, genöthigt wurde, eine Kirche zu bauen, unter der Bedingung, daß der Ertrag der Schrift zu diesem Kirchenbau verwendet werden solle. Eine Bedingung, die, in des Verewigten Sinn gedacht, ihr genügende Entschuldigung erschien, wenn es anders einer Entschuldigung hiefür bedarf.

Ueber das Verdienst dieser ganz vortrefflichen kleinen Schrift, welche ungefähr acht Bogen füllt, ein Urtheil fällen zu wollen, würde als ein Frevel an den Manen des gefeyerten Mannes erscheinen. Nur darauf aufmerksam zu machen, scheint mir genügend, und dieses geschieht wohl am besten, indem ich das folgende Stück daraus anführe.

Pfeffels Worte bedürfen kein Lob, wie sie über allen Tadel erhaben sind.

* * *

„Die Philosophen aller Zeiten haben es versucht, das Sittengesetz in einen allgemeinen Satz zusammen zu fassen. Einer der größten Weisen unserer Zeit hat es in folgende Formel eingekleidet: „Handle so, daß deine Handlungen eine Regel für alle Menschen werden können.“ Doch es kommt auf dergleichen Formeln gar nicht an. Das Wesentlichste ist, daß wir bey allem unsern Thun und Lassen unser Gewissen zu Rathe ziehen, und seinen Eingebungen folgen. Doch darf ich den Ausspruch eines hebräischen Weisen, den du in der Folge näher kennen sollst, nicht mit Stillschweigen übergehen; er lautet also: Liebe Gott über Alles, und deinen Mitmenschen, als dich selbst! —

„Diese Regel macht die Liebe, diese süßeste aller menschlichen Neigungen, zur Richtschnur unsers moralischen Verhaltens. Er befiehlt uns nicht, uns selbst zu lieben, weil dieser Trieb uns natürlich ist: allein er macht die Selbstliebe gleichsam zum Maßstab unsers Betragens gegen unsere Mitmenschen, und eben dadurch hebt er den Widerspruch auf, der, wie wir gesehen haben, zwischen der Selbstliebe und dem Gewissen, oder dem Glückseligkeitstriebe und dem Sittengesetze stattfinden kann. Wenn jeder Mensch seine Mitmenschen wie sich selbst liebte, so begreift jedes Kind, daß die größte moralische Ordnung in der menschlichen Gesellschaft herrschen würde.

„Der hebräische Weise beschränkt unsere Pflichten nicht auf die Menschenliebe. Zuvörderst sagt er: Liebe Gott über Alles! und um den Grund dieses Gesetzes anzugeben, sagte er: Liebe Gott, deinen Herrn, über Alles! Wir sollen also in Gott unsern moralischen Beherrscher nicht blos verehren, weil wir von ihm abhangen, sondern lieben sollen wir ihn, weil wir ihm das Leben, und alle Wohlthaten des Lebens zu danken haben.

„Allein, so könnte meine Bettina fragen: ist denn das Leben eine so große Wohlthat? Bisher war es eine Wohlthat für mich: allein so jung ich bin, so habe ich doch bey weitem mehr unglückliche als glückliche Menschen gesehen; ich habe Erdbeben, Ueberschwemmungen, Bergstürze, verheerende Krankheiten erlebt, welche die Menschen zu Tausenden, ich habe Kriege erlebt, die sie zu Zehntausenden hingerafft, und Millionen der Lebenden

auf lange, vielleicht auf ihre ganze Lebenszeit arm und elend gemacht haben. Auch ohne diese Landplagen sehe ich, daß die meisten Menschen sich kümmerlich nähren müssen; ich sehe, daß ein sehr großer Theil derselben in der Jugend stirbt, ohne das Leben genossen zu haben, und was das Traurigste ist, so sehe und höre ich täglich, daß gute Menschen im Unglück schmachten, und daß große und kleine Bösewichte im Ueberflusse schwimmen, die Tugendhaften unterdrücken und verfolgen, alle ihre Lüste, auf Kosten der leidenden Menschheit, befriedigen, und meistentheils bis an's Ende ihrer Tage die Früchte ihrer Uebelthaten genießen. Gleichwohl ist Gott unser Aller Vater, und da er Alles kann, so könnte er auch dieser moralischen Unordnung wehren, und nur die Guten glücklich, und nur die Bösen unglücklich machen.

„Wenn du, liebes Kind, mir diese Zweifel vorlegtest, so gestehe ich dir, daß ich sie nur auf eine einzige Art zu beantworten wüßte. Unser Daseyn, würde ich sagen, kann sich nicht auf unsere irdische Laufbahn einschränken; es muß sich über das Grab hinaus erstrecken, sonst würde Gott nicht Gott, das ist, er würde nicht gerecht, er würde ein schlechterer Regent seyn, als die meisten Fürsten auf Erden, die, wenn sie den Gehorsam gegen ihre Gesetze gleich nicht stets belohnen, weil sie ihn für Pflicht halten, wenigstens den Ungehorsam gegen dieselben immer als Verbrechen bestrafen. Noch mehr, meine Freundinn, wenn unser Daseyn mit diesem Leben aufhörte, so würde der Mensch im eigentlichsten Verstande das einzige mißlungene Geschöpf Gottes seyn. Ein großer Theil seiner Eigenschaften und Anlagen würden keinen weisen Zweck mehr haben, sie würden unausgebildet, wie eine Blume in ihrer Knospe zu Grunde gehen, und selbst die Vorzüge des Menschen vor den Thieren würden sehr oft für ihn ein gar trauriges Geschenk seyn. Die unvernünftigen Thiere kennen zwar die Bedürfnisse der Nahrung, aber die vielfachen Nahrungssorgen des Menschen kennen sie nicht. Sie sehen die Zukunft nicht vorher, deren traurige Aussichten uns oft so vielen Kummer machen; sie kennen die giftigen Wirkungen der Verläumdung nicht, und die zahllosen Uebel, welche die Verschiedenheit der Meynungen unter den Menschen hervorbringt, sind ihnen fremd. Die Todesfurcht ist bey ihnen ein ganz dunkles Gefühl, das sich höchstens im Augenblick ihrer Auflösung äußert, indeß der Mensch, beym vollen Genusse seiner Gesundheit und seiner Gemüthskräfte, vor dem bloßen Gedanken seiner Vernichtung zurückschaudert, und bey dem Gedanken an seine hülflose Familie die Bitterkeit des Todes im Voraus tausendfach schmecket.

„Gestehe mir, meine Bettina, daß dieses Bild, dem ich noch weit schwärzere Züge hätte beyfügen können, keinesweges übertrieben ist, und daß wir nicht nur die Gerechtigkeit, sondern selbst die Weisheit Gottes lästern würden, wenn wir nicht an eine nothwendige Ordnung der Dinge glaubten, in welcher die gegenwärtige Disharmonie sich in Harmonie auflöset, und jede Fähigkeit, jede Kraft des Menschen sich zur höhern Vollkommenheit entwickeln wird.

„Nehmen wir an, daß dieses Leben blos der erste Akt unsers Daseyns, daß es ein Stand der Erziehung und Vorbereitung zu einem fortgesezten bessern Leben ist, so erscheint uns Gott wieder als Allvater, und das Gebot des hebräischen Weisen, ihn über Alles zu lieben, wird uns zur gerechten und süßen Pflicht. Er hat immer unsere Fortdauer nach dem Tode mit diesem Gebote verbunden. Aber auch schon vor ihm haben die größten indischen, persischen und griechischen Weisen ein Leben nach dem Tode gelehrt, und alle gesittete Völker haben diese Lehre zum Grunde ihrer, im Uebrigen so verschiedenen Religionen gemacht. Cicero, der größte unter den römischen Philosophen, sagt in einem seiner herrlichen Werke, daß die Vernunft uns die Unsterblichkeit unserer Seele eben so laut, als das Daseyn Gottes predige.

„Laß uns doch, meine Freundinn, die Aussprüche unserer Vernunft über diesen so höchst wichtigen Punkt etwas näher untersuchen!

„Seele heißen wir das Etwas in uns, dem das Vermögen beywohnt, zu denken und zu wollen. Ist dieses Etwas eine bloße Eigenschaft unsers Körpers, die mit ihm vergeht, oder ein von ihm unterschiedenes Wesen, das ohne ihn fortdauern oder bestehen kann?

„Dieses, meine Freundinn, wollen wir zu erforschen trachten.

„A. Gesezt, du wolltest schreiben, rechnen, zeichnen, oder das Clavier spielen, so entsteht zuerst in dir der Gedanke des Schreibens, Rechnens u. s. w., dann der Wille, diese Verrichtungen vorzunehmen, und dann erst gebietest du deinen Fingern, den Entschluß deines Willens auszuführen. Die beyden ersten Verrichtungen haben ganz und gar nichts mit deinem Körper zu thun, und sind von einander ebenfalls unabhängig. Du kannst an das Schreiben, Rechnen, Musikmachen denken, ohne den Willen zu haben, diese Dinge wirklich zu thun; du kannst sogar den Entschluß, sie zu thun, wieder zurücknehmen, und wenn du bereits die Feder ergriffen, die Hände nach dem Clavier ausgestreckt hast, so kannst du deinen Willen ändern, und die Verrichtung unterlassen. So muß bey jeder freyen Handlung der Körper deinem Willen gehorchen; ich sage: bey jeder freyen Handlung: denn die natürlichen Bedürfnisse des Körpers sind von der Seele unabhängig, ob sie gleich auch ihnen, z. B. dem Hunger, dem Durste, dem Schlafe, vermittelst des Willens, bis auf einen ge-

wissen Grad gebieten kann. Auch dieser Umstand scheint uns anzudeuten, daß die Seele von dem Körper unterschieden sey.

„B. Wir können uns vergangener oder geschehener Dinge erinnern. Wir können uns die Eindrücke vergegenwärtigen, die sie auf unsere Sinne oder auf unser Gemüth gemacht haben, wir können uns sogar die Bilder der entferntesten Gegenstände, ohne Zuthun des Körpers, vor die Seele rufen, als ob wir sie leibhaftig vor uns sähen, und diese Darstellung geht, vermittelst unserer Einbildungskraft in unserm Inwendigen vor; ja, die Sinne, durch welche wir diese Vorstellungen erhalten haben, können geschwächt, oder gar zerstört werden, und dennoch kann die Vorstellung selbst in ihrer ganzen Lebendigkeit bestehen. Man kann z. B. das Gesicht oder das Gehör verloren haben, und sich dennoch die gesehenen Personen, Länder oder Gemälde, oder den Schall eines vormals gehörten Instrumentes, das Brüllen eines Ochsen, das Toben eines Donnerwetters deutlich vorstellen.

„C. Selbst im Schlafe, wenn die Kräfte unsers Körpers abgespannt sind, und unsre Sinne gleichsam still stehen, ist unsere Einbildungskraft beschäftigt. Es eröffnet sich in uns ein innerer Schauplatz, auf dem wir nicht nur Zuschauer, sondern selbst handelnde Personen sind. Das ist, wir träumen. Freylich ist unter unsern Traumbildern selten ein Zusammenhang, und die Handlungen des Träumenden sind nicht die Wirkungen seines Willens. Weil wir aber in diesem Zustande oft weit lebhaftere Vorstellungen als im Wachen haben, weil wir alsdann Dinge thun, an deren Bewerkstelligung uns im Wachen unser Körper hindern würde, z. B. wenn wir in der Luft zu schweben träumen, so scheint auch aus diesem Grunde unsere Seele ein von dem Körper unterschiedenes Wesen zu seyn.

„D. Trotz aller Hindernisse, welche unsere Sinne und unsere körperlichen Uebungen uns in den Weg legen, kann die Seele die Kraft erlangen, für sich fort zu wirken.

Sie kann sich so sehr in sich zurückziehen, daß sie durch das Getöse einer Mühle, eines Wasserfalls, eines Sturmes, eines Gewitters, sich in ihren Verrichtungen nicht stören läßt, und man hat häufige Beyspiele von Menschen, die mitten unter den heftigsten Schmerzen des Körpers ganz vorzügliche Werke des Geistes verfertigt, oder, wie die Mutter Heinrichs des Vierten, die während der heftigsten Geburtswehen ein Liedchen sang, das Gefühl des Schmerzens durch Zerstreuungen betäubt haben.

„E. Noch mehr, meine Bettina, der Mensch hat Ideen oder Begriffe, die so ganz von allem Körperlichen geschieden sind, daß selbst seine Sinne und seine Einbildungskraft keinen Theil daran haben, z. B. Tugend, Laster, Wissenschaft, Gelegenheit, Schönheit, Abwesenheit und hundert andere, die man eben deßwegen abstrakte Begriffe nennt, weil sie von allen sinnlichen Gegenständen geschieden und gleichsam vergeistigt worden sind. Wenn du diese Begriffe vor die Sinne bringen oder verkörpern willst, so mußt du dir erst einen Gegenstand denken, dem du sie beylegst, z. B. eine schöne Blume oder einen abwesenden Freund u. s. w. Diese Bemerkung scheint noch mehr, als die vorigen darzuthun, daß die Seele ein für sich bestehendes Wesen ist.

„F. So gibt es auch Empfindungen der Seele, die dem Körper fremd bleiben, oder doch nur, wie durch einen Gegenschlag auf ihn wirken. Bey Lesung eines geistreichen Buches bleibt er ganz müßig, und die Erzählung einer lustigen Geschichte muß zuerst auf die Seele wirken, ehe sie den äußern Menschen zum Lachen reizt, anstatt, daß wir des sinnlichen den Sitz derselben an unserm Körper angeben können.

„Eine schmackhafte Speise, ein angenehmes Getränk kitzelt unsern Gaumen, und zur Zeit einer heftigen Kälte verdrängt das wohlthätige Gefühl eines warmen Zimmers die unangenehme Empfindung, die der Frost in unserm Körper oder in einigen Theilen desselben hervorgebracht hat. Wenn wir krank sind, so können wir fast immer die leidende Gegend unsers Körpers oder den Sitz der Krankheit angeben. Hören wir hingegen eine traurige Nachricht, oder wir lesen sie auf einem Blatte, das hundert Meilen weit herkommt, so ergreift ein schmerzhaftes Gefühl unmittelbar unsre Seele. Kein besonderes Gliedmaß unsers Körpers wird davon ergriffen; ob ihm gleich die heftige Erschütterung unsers Gemüthes eine Ohnmacht und bisweilen einen plötzlichen Tod zuziehen kann. Oft bleibt aber auch das Gemüth gefaßt, und der Körper erliegt. Diese Erscheinung, meine Freundinn, ist sehr merkwürdig, denn wenn die Seele mehr Stärke haben kann, als der Körper, so muß sie von dem Körper unterschieden seyn.

„Vielleicht machst du mir den Einwurf, daß bey vielen Menschen im hohen Alter die Seelenkräfte mit den Leibeskräften abnehmen, und daß folglich die Seele nicht von dem Körper unterschieden ist. Hierauf antworte ich durch eine Frage: Wenn das Instrument eines Virtuosen sich verstimmt, wenn eine oder mehrere Saiten daran gesprungen sind, ist es ein Beweis, daß das Talent des Künstlers abgenommen hat, oder gar verschwunden ist; wenn er nicht mehr so gut, oder gar nicht auf seinem Instrumente spielen kann? Die Seele gleicht diesem Virtuosen, sie wirket auf und durch die Organe des Kör-

pers; werden diese geschwächt oder zerrüttet, so bleibt die Seele dennoch, was sie ist, aber ihre Wirkungen werden gehemmt. Eben dieses gilt von den Trunkenen und Fieberkranken. So lange die Organe der erstern durch die Dünste des Weins betäubt, und die der leztern durch die Gewalt des Fiebers überspannt sind, so können die Verrichtungen der Seele nicht anders als unordentlich seyn; ist aber der Rausch oder die Krankheit vorbey, so kommen die Organe wieder in ihren natürlichen Zustand, und die Seele kann wieder ungehindert auf und durch sie wirken.

„Doch genug, meine Freundinn, über diese Materie. Es liese sich noch Vieles darüber sagen, allein ich halte die dir mitgetheilten Beobachtungen für hinreichend, um es dir mehr als wahrscheinlich zu machen, daß unsere Seele ein von unserem Körper unterschiedenes Wesen ist, das ohne ihn sein Daseyn fortsetzen kann; dieses lernen wir aus ihrer Natur. Daß sie aber ihr Daseyn wirklich fortsetzen wird, dieses können wir am leichtesten und am besten aus der Natur Gottes lernen.

„Da Gott dem Menschen das Sittengesetz in die Seele gelegt hat, so kann er dabey keinen andern Zweck gehabt haben, als die moralische Ordnung für die ganze Menschheit, und die moralische Vervollkommnung, das ist, die Tugend, für die einzelnen Menschen. Er mußte also selbst die moralische Ordnung und die Tugend lieben, und sobald dieses unläugbar ist, so kann es ihm nicht gleichgültig seyn, ob die Menschen dem Gesetze des Gewissens folgen oder nicht, das heißt, ob sie tugendhaft oder lasterhaft sind. Wenn dieses ihm nicht gleichgültig ist, so kann, wie wir schon oben gesehen haben, das Schicksal der Tugendhaften und der Lasterhaften ihm eben so wenig gleichgültig, und mithin muß auch ihre Bestimmung verschieden seyn, das ist, Gott als Regent und Gesetzgeber der moralischen Welt muß in dem Schicksal der Tugend, im Schicksal der Lasterhaften sein Mißfallen am Laster offenbaren. Und da es am Tage liegt, daß das Schicksal der Tugendhaften und der Lasterhaften in diesem Leben eine Offenbarung des göttlichen Wohlgefallens für die Erstern, und des göttlichen Mißfallens für die Leztern heißen kann, so muß diese Offenbarung in einem andern Leben stattfinden, und zu diesem Ende muß die Seele des Menschen unsterblich seyn.

„Laß uns aber, meine Bettina, den Fall annehmen, daß Gott die Tugend, als eine erfüllte Schuldigkeit, unbelohnt lassen wollte, so müßte er doch das Laster, als eine Uebertretung seiner Gesetze, bestrafen. Wäre nun die Seele nicht unsterblich, so müßte er den Lasterhaften in diesem Leben bestrafen, und da könnte jeder Verbrecher sich durch den Selbstmord seiner Strafe entziehen; das ewige Gesetz des Rechts, oder, welches einerley ist, die Gerechtigkeit Gottes, würde unbefriedigt bleiben, und die moralische Ordnung müßte nothwendig gestört werden.

„Eine Betrachtung, die ich oben blos berührte, verdient, daß ich sie etwas näher entwickle, weil viele weise Männer einen Schluß für die Unsterblichkeit unserer Seele daraus gezogen haben. Gott, sagen sie, kann kein denkendes Wesen der Vernichtung übergeben.

„Der Mensch hat von ihm das Vermögen empfangen, die Natur und ihren Urheber zu erkennen; er hat ihm eine unersättliche Wißbegierde, er hat ihm den edlen Trieb nach einer immer höhern Vollkommenheit, und mit ihm die Idee der Unsterblichkeit eingepflanzt. In jeder reinen Seele erregt diese Idee nicht nur den feurigen Wunsch, daß sie nicht blos ein schöner Traum seyn möge, sondern sie erweckt auch in ihr eine hohe Ahnung, ein weissagendes Gefühl, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen werde. Wie ist es möglich, daß der allweise und allgütige Vater der Natur dasjenige seiner Geschöpfe, das ihm das liebste seyn muß, weil er es am reichlichsten ausgestattet hat, durch die Idee eines Gutes täuschen sollte, das er ihm von ferne zeigt, aber niemals zugesteht? Was würden wir von einem Vater sagen, der seinem Busenkinde die herrlichste Frucht seines Gartens darreichte, und im Augenblicke, da es darnach langte, sie ihm mit gleichgültiger Miene entzöge? Warum wies er sie ihm, wenn er sie ihm nicht geben wollte? Müßte nicht ein solches Betragen die Ehrfurcht, die Liebe und das Vertrauen des Kindes gegen den Vater schwächen, wo nicht gar zerstören? Nein, nein, meine Bettina! der Wunsch nach Unsterblichkeit ist ein vernünftiger Wunsch, er ist auf ein moralisches Bedürfniß unserer Seele gegründet. Gott kann und wird ihn nicht unerfüllt lassen." G. E.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Den Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno bisestile 1824. (Mailand. in der königlichen Druckerey. 228 S. in groß 4.) in Betreff derer die Gesellschaft der Astronomen der Brera bezeugt, „daß die sämmtlichen darin vorkommenden Berechnungen von zwey kenntnißreichen Jünglingen, den Gebrüdern Capelli, welche aus freyer Neigung sich auf die astronomischen Wissenschaften legen, und auf eine preiswürdige Art zu den Beobachtungen der Sternwarte mitwirken, seyen unternommen und durchgeführt worden," hat der Graf B. Oriani, was auch in dem astronomischen Kalender für 1823 in Betreff von etwa vierzig, von Mailand aus sichtbaren, an den hohen Alpen sich anlehnenden Berghöhen im nördlichen Theile der Lombardie geschehen war, eine Notiz von sechzig andern Bergen beygefügt, die zum Theil von Mailand aus gesehen, zum Theil durch andere nähere, wenn schon niedrigere, bedeckt werden. Aus dem vorjährigen Verzeichnisse sind vier Berge der hohen Alpen, der Monteviso, Rosa, Simplon und das Finsteraarhorn, als außer der Lombardie gelegen, deßgleichen der Monte-Cimone und Peince, als zu den Apenninen gehörend, weggelassen, und hinwieder der auf dem Hügel San Colombano stehende Thurm Sommariva, als sehr bequem zu geodetischen Beobachtungen, und als, so zu sagen, im Mittelpunkte der Lombardie, und in der Nähe des ebenen Poufers gelegen, eingeschoben. Aus diesen Gebirgstabellen erhellet, daß die drey höchsten Berge in der Lombardie der Gavio, der Tonal und der Scalino sind. Der erste liegt 1838, der zweyte 1716, der dritte 1695 Toisen über dem Meer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. November 1824.

Reise-Literatur.

Briefe an deutsche Freunde von einer Reise durch Italien über Sachsen, Böhmen und Oestreich, 1820 und 21 geschrieben und als Skizzen zum Gemälde unserer Zeit herausgegeben von Dr. Wilhelm Christian Müller. Altona bey Hammerich. 2 Bände.

Zu den vielen Reisebeschreibungen über Italien noch eine, wie denn auch noch viele kommen werden! — Möchte doch jeder Reisebeschreiber ernstlich bedenken, daß es seinen Lesern natürlich mehr darum zu thun ist, durch ihn Belehrung und Kunde über das bereiste Land, als über sein Ich, über seine individuelle Ansicht zu erhalten; möchte jeder bedenken, daß es deßhalb darauf ankomme, ein nach allen Beziehungen ganzes, vollständig colorirtes und mit dem Hauche des Lebens begabtes Bild des Landes zu entwerfen, das er, wenn er Reisebeschreiber seyn will, für Andere und zum Nutzen Anderer mit Hintansetzung seiner Persönlichkeit, beweisen sollte.

Indessen reist nicht Jedermann, um nachher Reisebeschreiber zu werden, und nicht jede Reise wird beschrieben, um als Beschreibung der bereisten Länder zu dienen.

Der Zueignung und dem Titel nach scheint die vorliegende meist nur der Dankbarkeit für die Beförderer derselben ihre Entstehung zu verdanken. In so ferne muß sie dann auch aus einem ganz anderen Gesichtspunkt beurtheilt werden. —

Der Verfasser sagt in seiner Vorrede über die Aufgabe, die er sich gestellt: „Zu unserer und anderer Belehrung habe ich den Zustand der Religion, der Schulbildung, der Civilisation, der Veränderung und Verbesserung öffentlicher Anstalten, der bürgerlichen Gewerbe, des Landbau's, der Handlung, ehrlich ohne Vorurtheile zu beschreiben gesucht."

„Da man nicht Allen Alles werden kann, so dacht' ich wenigstens Vielen Vieles zu werden."

In wie fern nun dieses dem im Herzen und in der Anschauung jungen Greise von 68 Jahren gelungen ist, vermögen wir nicht so mit einem Worte hin zu entscheiden; wir wollen ihm auf seiner Reise folgen, und da dieselbe über Hannover, Halle, Leipzig, Dresden, Prag, Linz, Wien, Grätz, Laibach nach Venedig geht, vor Allem diesen, so viele interessante Gegenden und Städte Deutschlands betreffenden, beynahe den ganzen ersten Band füllenden Theil im Auge behalten.

Mehrere Briefe über Dresden, die dortige Gallerie, Ausstellung, italienische Oper, über Tharant, den ungeheuer gelehrten Böttiger, u. s. w., sind nicht uninteressant, allein je weiter wir in dem Buche lesen, um so mehr erfahren wir aus Ton und Ausdruck des Schreibers, daß der Verfasser nur seine wenigen Freunde, an die seine Briefe gerichtet, nicht aber ein größeres Publikum im Auge gehabt hat.

Die Beschreibung der sächsischen Schweiz von Pirna und dem Narrenhaus auf Sonnenstein hat uns angezogen; die von Prag ist reich und lebendig. Ueber die Geschichte Böhmens, das Land und seine Bewohner, so wie über die Anstalten für Erziehung und Verbreitung der Civilisation, ist hier manches Treffende gesagt.

Ueber Linz geht die Reise nach Wien. Nicht uninteressant sind die Zusammenstellungen von Sterbe- und Geburtslisten, von Consumtions-Verbrauch, die Aufzählung von Bildungsanstalten dieser Stadt u. s. w. Die beygefügte Behauptung, daß Wien die meisten und größten Bildungsanstalten vielleicht in der ganzen Welt habe, wird für viele Leser überraschend seyn. Neben einer, in die Sache eingehenden, Beschreibung der Kunst- und Naturalien-Sammlungen zogen uns die Notizen über die Bibliotheken jener Kaiserstadt an. Eigentlich gelungen sind die Bemerkungen über Kirchenmusik und Choralgesang (sie enthalten vortreffliche Winke), über Protestantism und deutschen Katholicism. Die Regierung, sagt der Verfasser, nimmt keinen Antheil an der Proselytenmacherey einiger katholischen Eiferer — die in der fortschreitenden allgemeinen Aufklärung das Ende ihrer Verfinsterung des Evangeliums, wenigstens des Papis-

mus fürchten. Gibt es aber dergleichen Finsterlinge
nicht auch unter den Protestanten, und jezt mehr als vor
20 — 30 Jahren?! Die Regierung scheint den ausgespro-
chenen Unglauben sowohl, als den gemißbrauchten Aber-
glauben verbannen zu wollen. Die Bildung der jungen
Geistlichen scheint dem Verfasser noch etwas zurück. Die
den geistlichen Stand wählen, sagt er, sind gewöhnlich
Kinder armer Eltern. Um Versorgung zu finden, ent-
sagen sie (so zu sagen) der Welt. Nun fehlt ihnen die
Quelle der Humanität; die Eltern sind ihnen verloren,
ihr Herz bindet weder Weib und Kind, noch Haus und
Baum. Sie werden oft versezt, kein Eigenthum fesselt
sie an einen Ort. Sie können nichts liebgewinnen, als
ihre Nahrung. Bey geringen Einkünften verbauern sie
oft auf dem Lande; viele mechanische Geschäfte machen sie
zu Maschinen; die Fortbildung der Welt bleibt ihnen
fremder, die Begriffe ihrer Jugend erweitern sich schwer
— sie bleiben die Stiefkinder der Gesellschaft, sie, deren
Amt und Wirkungskreis das Erhabenste und Würdigste
eines Sterblichen. Am übelsten sind die daran, welche
durch Kraft des Genie's, oder durch philosophische oder
protestantische, oder durch leichtsinnige Schriften, oder
durch Umgang zu freyerer Ansicht gekommen, oft die Ge-
lehrtesten — wenn sie mit der Schale den Kern wegwer-
fen, über den leeren Mechanismus der Gebräuche spotten, den
lebendigmachenden Glauben verlieren, und in der Tole-
ranz Indifferentisten — oder gar Heuchler — werden.

Bey den Predigten und Predigern Wiens wird auch
Werners also gedacht: Ich halte ihn für den vollendet-
sten Volksredner. In Gestalt und Bekenntniß eines
armen Sünders erscheint er auf der Kanzel. Er kennt
die Abweichungen vom Tugendpfade, und trifft bald die-
ses Gemüth, bald jenes Gewissen. Er beschwichtigt nicht
mit Heilmitteln der katholischen Kirche, er faßt den Sün-
der gleichsam bey den Haaren, schleudert ihn ans Kreuz,
und macht ihm die Hölle so heiß, daß er keinen Rath
weiß, als Besserung durch Glauben an Jesu.

Seine Sprache ist biblisch, seine Auslegung vernünf-
tig, wozu er die Kirchenväter beweisend anführt; sein
Styl ist blühend, voll schöner, treffender Bilder und
Gleichnisse. . . . Er braucht kräftige, zuweilen krasse
Worte, weil er das gemeine Volk anredet, und sezt
auch wohl hinzu: „von gemeinen Dingen muß man ge
mein reden.“ Z. B. dieser Art: „Da sizt ein Tölpel
„im Bierhause und rühmt sich, daß er nicht gestohlen,
„nicht gemordet, nicht .... — oder kommt zum Beicht-
„stuhl und bekennt .... Meynst du, Wicht, daß es
„dem Geistlichen eine Freude wäre, sich mit deinem Sün-
„denkoth zu befassen? — oder, daß seine Verkündigung
„dich von deiner Schwärze weiß waschen, oder, daß der
„Genuß des geweihten Brodes dich mit dem Erlöser
„vereinen werde? —

In einer Predigt entwickelte er die Idee des Glau-
bens nach den Textes-Worten: „die Kranke berührte nur
des Herrn Kleid und sie ward gesund. Und Jesus sprach
zu ihr, dein Glaube hat dir geholfen.“ Da sagte er un-
ter anderem: „Im Gedränge berührten wohl Hunderte
„sein Kleid, aber es half ihnen nichts. — Die Erde,
„die ganze Welt ist (nach dem Psalm) das Kleid Gottes,
„wer berührt es nicht? Aber wem hilft es? — der lieb-
„liche Aufgang eines Frühlings-Morgens — der kühle
„Abend, der Schatten schöner Bäume — erquickt aber
„nicht den Sünder — nur den Glaubigliebenden, der
„überall Gott ahnet, denkt, schaut, fühlt — das Wort,
„die Taufe, das Abendmahl gehören zum Saume des
„Gotteskleides, es ist das Aeußere der Religion, nicht
„das Wesen derselben. — Der Sünder kommt und sagt:
„ich stehle nicht, ich besaufe mich nicht, ich gebe den Ar-
„men Almosen, und erwartet in der Beichte Absolution
„und Befreyung von der Hölle. — Aber das hilft dir
„Alles nichts, du berührst sein Kleid, aber ohne Glau-
„ben kann's dich nicht heilen, nicht gesund machen! —
„Was ist gesund? wo alle Theile des Körpers in voll-
„kommen harmonischem Zustande mit einer gesunden
„Seele sind. Und eine gesunde Seele? die mit sich
„selbst einig ist, keine heftigen Begierden der Vernunft,
„die dem Gewissen und dem Gesetz Gottes widerstreiten,
„wo das Herz in Ruhe, und das Gewissen ohne Reue,“
u. s. w.

„Glaube, Gesinnung, That können im Menschen
„eben so wenig getrennt werden, als die Dreyeinigkeit
„in Gott. Sie machen zusammen Eine Einheit. Durch
„Liebe belebtem Glauben folgt aus der Gesinnung die
„That nothwendig, gleichsam in einem Brennpunkte,“
u. s. w.

Der Zustand der Musik, Liebhaberey für dieselbe,
und Nachrichten über mehrere zu Wien lebende große
Musiker machen den Inhalt der folgenden Briefe.

Von der ferneren Reise, die über Triest, Venedig,
Padua, Ferrara, Bologna und Florenz geht, machen wir
vorzüglich auf die Briefe aufmerksam, welche Venedig,
diesen dahinsterbenden Meeres-Riesen, beschreiben. Die
Briefe über Florenz, während eines längeren Aufenthal-
tes geschrieben, enthalten gerade nichts Neues; das über
Gallerien und Kunstsammlungen Gesagte ist mehr eine
Aufzählung der Gegenstände, als künstlerische Würdigung
derselben. Die Bemerkungen über naturhistorische Samm-
lungen, Kirchenmusik, das Gegeneinanderstellen der äu-
ßern Form des Gottesdienstes katholischer und protestan-
tischer Confession hingegen enthalten, wie in den frühe-
ren, viel gut Gedachtes und Beherzigenswerthes, das
dankbare Anerkennung verdient.

Gegen den florentinischen Adel, unter welchem wir
manche hochachtbare Individuen persönlich kennen, drückt

sich der republikanische Bremer etwas absprechend aus, wenn er im Allgemeinen sagt: „Aus solchen Familien sind auch „wenige Staatsdiener bekannt. Es fehlt ihnen an den nö„thigen Kenntnissen. Sie taugen nur zu Kammerherrn, „Offizieren — oder leben in Paris von den Einkünften „ihrer Güter, deren Willen verwaidt stehen."

In den Briefen aus Siena erfahren wir manches über alt-deutsche Baumeister und Baukunst in Italien.

Von der öffentlichen Musik in Rom, zumal von der Kirchenmusik, deren Zustand der Verfasser mit Vorliebe und Kenntniß behandelt, ist viel Interessantes und Eigenthümliches gesagt, besonders in Bezug auf Tact, Bewegung des Tempo's und deren Verhältniß zum Locale.

Die Briefe über Rom, Neapel oder über den eigentlichen Aufenthalt in Italien, dann die Rückkehr über Perugia, Florenz, Livorno, Pisa, Modena, Mailand, über den Simplon in die Schweiz, werden, so wie das ganze Werk, Vielen, welche die Reise nach Italien gemacht, angenehme Erinnerungen zurückrufen.

Unser Reisebeschreiber meynt es so redlich, daß wir uns gerne von ihm erzählen lassen. Die gewählte Form von Briefen an Freunde scheint uns zweckmäßig und gefällig, und am meisten haben uns die an Schleiermacher gerichteten angesprochen.

Neben manchen, in Rücksicht auf Styl und Ausdruck gelungenen Stellen haben uns die „billige Unterhaltung im Gasthof," die „jungen Studierten p. 509." und die „weisschimmlichten Ochsen p. 516." wirklich befremdet.

G. E.

Musik-Literatur.

Für Freunde der Tonkunst, von Friedrich Rochlitz. Erster Band. Leipzig bey Cnobloch. 1824. VI und 430 S. 8.

Diese Schrift enthält I. Bildnisse, II. Betrachtungen, III. Vermischtes. Die Bildnisse sind bildlich zu verstehen, es sind Biographien berühmter Musiker. Im vorliegenden ersten Bande findet man Hillers, der Mara und Andreas Rombergs Leben. Das der Mara zieht am meisten an. Nach dem Conversations-Lexikon soll sie ihre musikalische Laufbahn in London als Eitherspielerin begonnen haben. Nach unserem Verf. ist das ganz falsch. Ihr Vater war Stadtmusicus in Cassel (Schmehling mit Namen), und die Geige war das Instrument, auf welchem die nachherige berühmte Sängerin als Kind von 6 Jahren excellirte. Das kleine Mädchen war rachitisch. Der Vater trug es in die Häuser der Musikfreunde seines Wohnorts, und spielte mit demselben Duette. Einer dieser Musikliebhaber nahm Vater und Tochter mit nach Frankfurt a. M. zur Messe. Hier fand die kleine Geigerin Unterstützung. Im 9ten Jahre gab sie Concerte in Wien, und im 10ten spielte sie in London, in den königlichen Kammerconcerten. Die Art, wie das schwächliche Mädchen das Instrument handhabte, erregte Lachen, Anstoß und Mitleid, man wünschte, daß sie singen lernte, man gab ihr den alten Kastraten Paradisi zum Lehrer; aber ihr Talent entwickelte sich damals noch nicht bis zu dem Grade, daß sie in London als Sängerin hätte Sensation machen können. Der Vater ging mit ihr nach Cassel zurück, aber der Landgraf fand kein Behagen an ihrem Gesange; sie war nicht Italienerin. Schmehling wendete sich an Hiller in Leipzig, und dieser wurde nun nicht nur ihr Lehrer, sondern recht eigentlich ihr musikalischer Adoptiv-Vater. Deutschland, welches diese Sängerin geboren hatte, erzog sie auch, und in Deutschland pflückte sie ihre ersten Lorbeern auf der Bühne und im Orchester der Concertsäle. London ward erst später der Schauplatz ihres Ruhmes. Auch die Anecdote von ihrem ersten Auftreten in Potsdam vor Friedrich II. wird hier ganz anders erzählt, als im beliebten Conversations-Lexikon. Sie ist charakteristisch. Gertrud Schmehling wurde in den Concertsaal geführt und an das kleine Sängerpult neben den Flügel gestellt. Sie sah den König sitzen, dem Flügel gegenüber. In sich gebückt heftete er das durchdringende Falkenauge auf sie; sie stand ruhig da. Sich ihm zu nähern, wagte sie nicht; da er aber fortwährend den Blick auf ihr haften ließ, führte sie der Concertmeister, Franz Benda, der seine Art kannte, ihm etwas näher. „Sie will mir 'was vorsingen?" sagte der König in seinem hohlen, trocknen Ton. „Wenn Ew. Majestät befehlen." „Na, sing' sie!" — Gertrud, ihrer Sache gewiß, sang ohne alle Furcht. Auf den Rath einiger dabey interessirten Männer hatte sie eine der größten Arien Grauns gewählt, den der König geachtet, ja geliebt hatte. Er kannte die Arie, und hörte aufmerksam zu. Als sie geendet, sagte er freundlicher: „Sie hat das gut gemacht. Kann sie auch von Noten singen?" Er meynte, vom Blatt: a prima vista; und Gertrud verstand es auch so. Sie antwortete getrost: Ja." Hierauf holte der König selbst eine der schwierigsten Bravour-Arien, gleichfalls von Graun, die der Sängerin nicht bekannt seyn konnte. Er schlug die Partitur auf, indem er sagte: „Die Arie ist gut. Das da" — er wies auf einige lange, künstliche Rouladen — „das ist dummes Zeug: aber wenn's gut gesungen wird, so klingt's doch hübsch. Da! sing' sie!" — Er gab die P[illegible]n hin; die Stimmen wurden aufgelegt, das Ritornel begann. Gertrud sang, und, wie sie später sagte, wenigstens ohne

Fehler. Als sie geendigt, sagte der König: „Ja, sie kann singen.“

Der König stellte sie an mit 3000 Rthlr. Gehalt, und — der Violoncellist Mara half ihn verzehren. Die Heirath mit diesem Unwürdigen, dessen Namen sie verewigt hat, wurde die Ursache der spätern Unstetigkeit ihres Lebens, bey der sie zwar, besonders in England, Hunderttausende einnahm, aber auch bald wieder los wurde. Selbst nach der Trennung von ihm ging das Finanzwesen nicht viel besser. Ein Signore Florio, 24 Jahr alt, war der Begleiter der 50jährigen Sängerin, als sie zu Anfange dieses Jahrhunderts wieder in Deutschland erschien. Doch gelangte sie zum Besitz eines unbeweglichen Eigenthums in Moskau. Sie verlor es in der Verwüstung von 1812, fand Zuflucht in Liefland, und gab Kindern Unterricht in der Musik. Der Wunsch einer gesicherten Ruhe im Alter bewog sie i. J. 1819 zu einer Reise nach Berlin und London. Vergebens! Sie besuchte Cassel in derselben Absicht. Auch da fand sie nicht, was sie suchte, und kehrte nach Liefland zurück. Dort, soviel der Verf. erfahren konnte, „lebt sie noch jezt, nun in ihrem 74sten Jahre“ —. Der Gedankenstrich, den hier der Verf. angebracht hat, gibt zu Betrachtungen Raum, die den Sängerinnen sehr heilsam werden können, wenn sie dieselben ein halbes Jahrhundert vor dem 74sten Lebensjahre anstellen wollen.

Des Autors Betrachtungen sub No. II. sind von anderer Art, sie betreffen größtentheils rein musikalische Gegenstände, unter andern die Fuge und die Entstehung der Oper. Nach ihm ist dieselbe hervorgegangen aus dem Bestreben eines gräcisirenden italienischen Hofes, die Tragödie der Alten nachzuahmen. Und jezt sehen wir sie herangewachsen zu einem theatralischen Ungethüm, welches seine eigne Mutter und alle wahre dramatische Kunst überhaupt zu verschlingen droht.

Das „Vermischte“ sub No. III. besteht aus kleinen, meist humoristischen Aufsätzen, welche ebenfalls auf die musikalischen Dinge der heutigen Welt sich beziehen, und unterhaltend zu lesen sind.

Der Verf. ist bekanntlich seit vielen Jahren Herausgeber der Leipziger musikalischen Zeitung, und hat sich dort als einen fein empfindenden und klar denkenden Kenner und Liebhaber der Tonkunst bereits hinreichend legitimirt. Er versteht, (was nicht leicht ist), über Musik zu schreiben, während andere nur darüber dikmeln, phraseln und faseln; aber seine Schreibart ist uns doch hin und wieder ein wenig zu weitschweifig vorgekommen; zu präludiös, zu dehnend, zu redensartlich. Der Druck ist ausgezeichnet gut in jeder Hinsicht.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Von Pisa, woher das literarische Publikum vor einiger Zeit aus der Feder des Professors Battini mit einer höchst erbärmlichen Apologie der Jahrhunderte der Barbarey beschenkt wurde, ist nun, unter dem Titel: De typographicae artis abusu ad studiosam juventutam Pamanadis auch noch ein zweytes, ähnliches Zeichen der Zeit in die Welt ausgegangen. So wie nämlich der Professor Battini mit einem Angriffe auf die gesammte Civilisation unserer Tage hervortrat und dieselbe von der verderblichsten Seite darstellte, um hierauf den Ruhm der früheren Zeiten der Unwissenheit zu gründen, so hat nun der Professor der Moraltheologie an der Hochschule zu Pisa, Eligio Volpini, gleichsam als Commentator seines Collegen, es über sich genommen, nicht zwar, wie der Titel seiner Schrift besagt, von dem hin und wieder von der Buchdruckerkunst zu Verbreitung ungesunder Lehren gemachten Mißbrauche, sondern von der gedachten Kunst überhaupt, als von einer der wiederansteбenden Sittigung im Gefolge gehenden verderblichen Folge zu sprechen. In dieser Absicht werden denn mit lächerlicher Uebertreibung, gegen ein, blos in Hrn. Volpinis Phantasie existirendes „immane chaos“ die Stimmen aller Jahrhunderte aufgerufen, und Worte der Apostel, des Aristoteles, Cicero, Augustinus, Horaz, Plinius, Hieronymus und einer Menge anderer Männer von ungleicher Religion, Sprache und Ansichten, Alles in höchster Verwirrung zu einem und demselben Zwecke, nämlich wider die Erfindung und die wirksamen Folgen einer Kunst angeführt, vermittelst welcher „heut zu Tage alle Arten von Schändlichkeiten, und je die verworfensten Künste der Buhldirnen, Dinge, wovon die Germanen nichts wußten, (?) dem Volke bekannt gemacht werden.“ — In einer, gegen Ende des vorigen Jahres zu Rom bey Bourlié erschienenen Schrift, welche den Titel führt: Notizie storiche delle stagioni e de' siti di versi, in cui sono stati tenuti i Conclavi nella Città di Roma etc. scheint es sich der Verfasser, der Abbate Francesco Cancellieri, als Hauptzweck vorgesezt zu haben, zu beweisen, daß, ungeachtet viele Papstwahlen in die heißesten Monate gefallen seyen, sich gleichwohl während der ganzen Zeit ihrer Dauer nie eine epidemische Seuche gezeigt habe, indem diejenigen, welche Berufes halber in den heißen Monaten haben reisen, und den heiligen Comitien beywohnen müssen, meistentheils (quasi sempre) ohne Nachtheil ihrer Gesundheit davon gekommen; höchst seltsamer Weise aber ergibt sich aus den von ihm angeführten Thatsachen selbst ein ganz anderes Resultat, als er hatte herausbringen wollen. Es zeigt sich nämlich, daß sich das Conclave vielmehr weit die meisten Male außer der Sommerszeit versammelt, und mehr als ein Sommerconclave für die darin Eingeschlossenen höchst verderbliche Folgen gehabt habe. So verließen z. B. im Jahre 1287, nach dem Tode Honorius IV., nachdem sechs Cardinäle verstorben waren, die übrigen alle das Conclave, wegen der Pest, an welcher noch viele andere erkrankten, und kehrten nicht eher zurück, als bis die Ansteckung aufgehört hatte, d. h. bis im Winter 1288. Aus dem Conclave von 1392 begaben sich die Kardinäle, nachdem bey eintretender Sommerszeit einer verstorben und mehrere erkrankt waren, ebenfalls auf die Flucht. Die Papstwahl Urbans des VIII., vom 29sten Juli bis 6ten August 1623, kostete dem größten Theil der Conclavisten das Leben; wer nicht starb, verfiel in schwere Krankheit. Aehnliches erfolgte bey der Papstwahl im August 1644, u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. November 1824.

Dichtkunst.

Gedichte von L. Tieck. Dritter Theil. *) Dresden bey Hilscher. 1823. 280 S. 8.

Obschon Tieck niemals etwas gedichtet hat, wovon man sagen könnte, daß es in die Nation eingegangen sey, wie fast Alles von Schiller und so Manches von Goethe; so hat er doch bey den ausgezeichneten Köpfen immer Beyfall zu erwecken gewußt, und durch den öffentlichen Ausdruck desselben einen Namen erlangt, der einige mittelmäßige Köpfe zu der Behauptung vermocht hat, er sey der einzige deutsche Dichter, welcher Goethen an die Seite gestellt werden könnte. Mittelmäßige Köpfe, sagen wir; denn es hat uns stets ein Zeichen von Beschränktheit geschienen, lebende Dichter, wahre Dichter nämlich — nach der Größe rangiren zu wollen, wie die Soldaten, die man nach Füßen und Zollen messen kann. Die Frage, welcher von zwey gegebenen Dichtern der größere sey, ist in den meisten Fällen nicht viel gescheidter, als die, ob Austern oder Fasanen das bessere Gericht sind. Weder die Gaumen, noch die Magen in der Welt können jemals über die Antwort einig werden, und der Grund davon ist vielleicht gerade darin zu suchen, daß beyderley Gerichte gut sind, obschon jedes Eigenschaften hat, welche dem andern fehlen. Lassen wir also diese Streitfrage denen zum Spiel, welche gern über den Geschmack disputiren, führen wir ihnen allenfalls den Ausspruch Lessings zu Gemüthe, daß derjenige der größte Geck ist, welcher die größte Fertigkeit im Bewundern hat, und halten wir uns an die Vorschrift eben dieses großen Kritikers, „bey Beurtheilung eines „Werkes sich auf das Werk allein einzuschränken, an „keinen Verfasser dabey zu denken, sich unbekümmert zu „lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er „noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe, und „nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff man „sich aus diesem gegenwärtigen allein mit „Grund von ihm machen könne.“

Im Vorworte zu diesem dritten Theile wiederholt der Dichter, was er bereits bey Gelegenheit des ersten gesagt hat: daß er dem Ansuchen vieler Freunde nachgegeben, und ihnen zu gefallen aus seinen Romanen und Schauspielen solche Gedichte, die außer dem Zusammenhange immer etwas einbüßen mußten, in diese Sammlung aufgenommen habe, insoferne sie sich zur musikalischen Composition zu eignen schienen, oder schon in Musik gesezt waren. Die Kritik kann billiger Weise nichts dagegen haben, daß Tieck seinen Freunden gefällig sey. Sie darf aber doch nicht verhehlen, daß ihr diese Methode, Bücher anzuschwellen, eben nicht sonderlich gefällt. Daß ein Dichter seine zerstreut erschienenen Gedichte sammele, ist in der Ordnung, und wird hinlänglich gerechtfertiget durch den Zweck, seinem Publikum den Gesammterwerb zu erleichtern. Aber Lieder, welche Theile anderer Werke desselben Autors sind, und nur dort ihre volle Bedeutung und Wirkung haben, hier auch mitsammeln, das sieht aus wie Buchmacherey, und kann durch die Componirbarkeit oder das Componirtseyn derselben gegen diesen Vorwurf kaum vertreten werden, zumal in Bezug auf die „Freunde von des Dichters Muse“: denn gerade von diesen darf er voraussetzen, daß sie jene größeren Werke desselben Autors schon besitzen. Setzen wir einmal, Schiller hätte den Monolog der Jungfrau: die Waffen ruhn rc., seinen Gedichten einverleibt, was würden wir von ihm gedacht haben? Und was insonderheit die bereits componirten Tieck'schen Lieder anlangt, so ist darauf zu wetten, daß die Besitzer der Compositionen auch die Texte schon mitbesitzen, die Nichtbesitzer aber auch die Compositionen hier zu finden wünschen würden. Warum hat der Sammler, wenn er einmal „den musikalischen Freunden seiner Muse“ gefällig seyn wollte, nicht auch diese hier mitgetheilt? Ein Eingriff in fremdes Geisteseigenthum wäre dabey nicht, da die Tonsetzer ihrerseits kein Bedenken tragen, den Text unter ihre Noten drucken zu lassen.

In diesem lezten Theile — fährt der prologus auctor

*) Der erste und zweyte sind 1821. No. 83., und 1822. No. 85. angezeigt.

M.

fort — wird man eine Anzahl von Gedichten finden, die der kranke Verfasser auf der Reise nur als flüchtige Andenken (?) schnell in seinem Tagebuche aufzeichnete. Es war meine Absicht, diese mit Fleiß überzuarbeiten (zu überarbeiten auf Deutsch), als während dem Drucke (während des Druckes auf Hochdeutsch, s. Adelung s. v. Während) mich eine ähnliche, schmerzhafte Krankheit befiel, die es mir unmöglich machte, meinen Vorsatz auszuführen." Wenn es dem Verfasser mit diesem Vorsatze Ernst gewesen ist, wie in aller Welt hat er dessen Ausführung aufschieben können bis zum Drucke vom lezten Theile? Wollt' er denn seine Gedichte bey Durchsicht der Aushängebogen überarbeiten? Hier ist der Vorredner wohl in den Fehler verfallen, welchem die conventionelle Höflichkeit ausgesezt ist, wenn sie kleine Unarten gegen die Gesellschaft durch Nothlügen entschuldigen will: in den Fehler, nicht zu wissen, was sie spricht. Inzwischen hofft er die kleine Unart, dem Publikum Ungefeiltes zu bieten, werde von gutem Erfolge, und „der Ausdruck des Momentes frischer und lebhafter seyn, als es bey mehr Fleiß die Ausbildung des Verses oder der hinzugefügte Reim und die geordnete Strophe zugelassen hätten." Es ist möglich, daß Tieck, wenn er diese Ergießungen vorübergehender Gefühle, diese Striche flüchtiger Lebensansichten in der metrischen Form hätte verbessern wollen, dieselben verdorben hätte; aber zugelassen hätte Vers, Reim und Strophe wohl, sie nicht zu verderben, denn das wahre Talent weiß den poetischen Moment in der Erinnerung festzuhalten, und auch während der Ausfeilung das ursprüngliche Bild der Phantasie anzuschauen. Es ist eine der leidigen Lehren von der bequemen Schule, daß die Feile der poetischen Frische schade; eine Lehre, die mit Hülfe einer gewissen conventionellen, tageblättelnden Lobhudeley selbst gute Dichter wohl schon verleitet haben mag, bey Herausgabe ihrer Werke zu verfahren, als ob es schon ein Gedicht sey, wenn sie einmal genief't haben, oder als ob ihr Name sie berechtige, ihre Schreibtafeln, ihre Schmatter-Bücher unter die Presse zu bringen.

Am Schlusse des Vorberichtes heißt es endlich: „Auch das ist Laune oder Eigensinn, daß hier mehr Kleinigkeiten und Zufälle in der Schilderung auftreten, als die Darstellung großer und begeisternder Gegenstände, die sich wohl schon oft in andern Büchern findet." Nun, auch das ist ein Luftloch, welches die bequeme Schule sich offen zu erhalten sucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß sie dem Publikum Futilitäten geboten, wo sie Würdiges hätte geben können. Laune und Eigensinn sollen die Dürftigkeit des Schreibepultes entschuldigen, dessen Gründlinge man eben zu Markte bringen will. Daß Männer, welche schon Bedeutendes gedichtet haben, sich in dieser Hinsicht mit dem Publikum einige Freyheiten herausnehmen, wollen wir ihnen nicht verargen, und immerhin mag auf den Meeren der belletristischen Literatur die Flagge (der Name) die Waare decken; aber es ist besser, sie thun es schweigend, theils um sich einen schalen Vorwand zu ersparen, theils um Andere, welche auf dergleichen Nachsicht bey dem Publikum sich noch keinerley Ansprüche erworben haben, nicht zu gleicher Sorglosigkeit im Druckenlassen zu verleiten.

Um dieses Uebels willen, woran unsere belletristische Literatur krank liegt, und welches ihr auf Kosten des Geistes den Leib anschwellt, haben wir geglaubt, mit Tieck um diesen Vorbericht voll abgetragener Entschuldigungen ein wenig rechten zu müssen. Indessen müssen wir gestehen, daß die nicht überarbeiteten, ungefeilten Reisegedichte (aus Italien) hier in der That die besten sind. Ist es Eigensinn gewesen, was den Dichter bestimmte, meist nur unbedeutende Erscheinungen zu besingen; so wird dieser Fehler durch die Laune verbessert, mit welcher er dieselben besang: denn es ist, troz seiner Kränklichkeit, eine angenehme Laune. Hier eine Probe; Kleines Theater in der Arena.

Werther und Charlotte wird gespielt. —
Wie neugierig strömt das Volk
Das Lieblingsstück zu sehn,
Wie ungeduldig sucht jeder Platz,
Den Liebling als Werther zu vernehmen.

Die kleine Bude
Steht ohne Vorhang,
Das volle Sonnenlicht scheint hinein,
Unten der gemeine Mann,
In zweyen Logen die Vornehmen und Kranken.
Wie sonderbar
Strecken sich die großen runden weiten Stufen
Der Steinzirkel aus,
Ein Sechstheil nur des großen Amphitheaters
Ist eingehegt,
Um auch von dort zu schaun.
Hierher ziehn die Frauen und Mägdlein,
Mit Schmuck angethan,
In farbig seidenen Kleidern,
Sie nehmen lachend die hohen Sitze ein,
Und spannen über sich bunte Sonnenschirme.
Wie ein Tulpenbeet glänzt die Versammlung,
Wie leuchtende Edelsteine
Bewegen sich die Farben im wechselnden Schimmer.

Alles ist aufmerksam,
Und wie das Leiden der Dichtung steigt,
Erröthen die staunenden Hörer gerührt.
Carlota piango! ruft Werther
Im süßesten Schmerze melodischen Lauts,
Und alle Hände, Fächer, Tücher, Beine, Stöcke
Erregen das lauteste Getümmel freudigen Beyfalls,
Und tausend Thränen fließen.

Glückseliger Dichter,
Der du nur die schwache Feder
In den Wohllaut der süßesten Sprache
Nachläßig tauchen darfst!

Wozu noch Bilder, Gedanken, Gefühle,
Wenn dein Mutterton
Schon für dich dichtet und die Herzen bewegt?
Doch Heil dir, Werther,
Denn nie vernahm ich wieder
Die zarten Worte also schmerzlich und süß erklingend.
Charlotte, das edelste Bild,
Anmuth jede Geberde,
Kräftig und groß,
Die Stimme zart und voll: —

O weh!
Was mischt sich in die Leiden der Liebenden?
Ein ferner Donner ertönt vernehmlich,
Die leuchtenden Farben bewegen sich unruhig,
Auch das Parterre murrt schon.
Und wieder ein Schlag,
Und der Regen strömt schwer in großen Tropfen,
Da drängen sich Weiber und Mädchen herbey,
Sie springen die Stufen herab,
Ein Flammenmeer bunter Farben,
Sie suchen alle Schutz, wo keiner zu finden.
Unten kehrt man Bank und Sessel um,
Sich gegen den Regen zu bergen,
Alles murrt und zankt, Niemand weiß weswegen,
Und der geliebte Werther
Muß im Monologe
Der Leidenschaft gebieten und inne halten. —
Das Stück bleibt stehn,
So lange das Gewitter des Himmels spielt.
Darüber wird es spät und finster,
Mancher schleicht fort,
Und der durchnäßten Versammlung
Wird in der Finsterniß
Bey wenigen Lichtern,
Gegen die die Fledermäuse fliegen,
Das Schauspiel geendigt,
Und Werther gerettet,
Doch war er nicht froh mehr,
So schien es, des Lebens.

Ein anderes Gedicht auf die Veroneser Arena (S. 116.) wirft einen ernsteren Blick auf das Leben, und auf das, was wir unsere Bildung nennen; und die Beschreibung des Taubenmarktes zu Florenz (S. 144.) nimmt eine gutmüthig spottende Wendung nach demselben Gegenstande hin.

Fortgeschoben
Seh ich in hohen Körben
Der sanften Tauben Geschlechter,
Ruhig liegend, an Füßen gebunden,
Hoch auf einander gepackt,
Und aufgehoben
Eine nach der andern,
Nimmt sie behende der Alte,
Oeffnet leicht den Schnabel,
Streut einige feine Körner hinein,
Ein Zweyter empfängt sie,
Ein kleiner Trichter
Wird ihr in den zarten Schnabel gethan,
Und einige Wassertropfen eingeflößt,
Dann wirft er sie neben sich in den Korb,
Und so eine nach der andern,
Bis jede genossen,
Was sie in der Hitze bedarf.
Noch stand ich lächelnd,
Und die beyden Fütterer lächelten mir entgegen,
Weil sie meine Unwissenheit merkten,
Daß ich nie dergleichen gesehn.

Doch sinnend ging ich weiter,
Tiefer Gedanken voll,
Und meine Seele weilte
Heimathlicher Gefühle schwanger
Im lieben Vaterlande.
Dachte der Lesezirkel,
Der Journal-Gesellschaften,
Wo den Aufeinandergepackten,
Nach Bildung Lüsternen,
Auch so das Mäulchen geöffnet wird,
Und wenig zarte Körner
Und einige Tröpfleine Wasser
Ihnen zufließt (zufließen) von geschickten Fingern.

O armes Florenz,
Das du nur bildlich
Von unsrer Bildung
Die schwache Ahndung hegst!

Daß der Dichter nicht das sogenannte deutsche Florenz meynt, bedarf, da er hier in Italien singt, der Erwähnung nicht.

Was die musikalischen Gedichte betrifft, so wissen wir zu ihrem Lobe nichts zu sagen, als daß sie meist gedankenleer und empfindungsvoll sind, und das ist es ja wohl, was unsere Musik von der Poesie verlangt. Sie eignen sich nicht nur für die Composition, sondern sie brauchen sie auch.

Dieß gilt, in einem andern Sinne, auch von dem Gedichte Phantasus, welches diesen dritten Theil eröffnet, die Composition desselben ist dürftig, und die Ausführung ungemein nachlässig.

Der Knabe Phantasus tritt ein,
Das Haupt gekränzt mit jungen Rosen,
Die eben aus den Knospen losen.

Es ist Schade, daß das im Hochdeutschen gänzlich veraltete Zeitwort losen (lauschen, in der Schweiz loßen) das artige Bild den meisten Lesern unverständlich machen wird.

Der Frühling geht umher mit Pracht,
Hat Laub des Waldes angefacht,
Es brennt das grüne Feuer wieder. (S. 3.)

Das grüne Feuer finden wir schön, in Betracht unmittelbar vorher der Sonnenschein erwähnt ist, aber das anfachen will uns eben so wenig gefallen, als daß S. 30. grüne Pflanzen entglommen sind. Dergleichen Metaphern scheinen zum Behuf einer poetischen Wirkung das Antithesenspiel zu erfordern, wie es z. B. Calderon zu treiben pflegt, bey welchem die Blumen zwar auch wohl entbrennen, aber dagegen auch meistens in denselben Redesatze die Sterne erblühen.

Daß S. 4. der Dichter die Stirn verrunzeln läßt, mag passiren, aber daß die Lippen verschrun-

zeln (st. verschrumpfen) ist eine Reimgeburt. Verbrümmelt S. 5. würden wir auch dafür halten, wenn es nicht im Anfange des Verses stünde. Ungelachsen keimt ebendas. auf gewachsen. Gesezt, daß das Wort im Deutschen wirklich existirte (wir haben es nirgends gefunden); so macht es doch hier der Reim widrig, weil er es zu erzwingen scheint.

Natur hab' ich ergründen wollen.
Da kam ich gar auf seltsam Schrollen. (S. 9.)

Das provinzielle Hauptwort Schrolle (Grille, Laune) ist weiblich, soll hier der Plural stehen, so müßt' es heißen: seltsame Schrollen; die Wegwerfung der Endung des Adjectiv wäre fehlerhaft. Freylich sagt Tieck S. 11. auch:

Duft, röthlich(er) Glanz kreucht (!) aus dem Baum;

aber Schnitzer gegen die Sprache bleiben Schnitzer, wie oft auch die bequeme Poetenschule sie begehen mag. Des Raumes wegen, beschränken wir hier die Lese derselben auf die ersten 9 Seiten.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Zu Mailand war vor einigen Monaten eine Schrift erschienen, welche nachstehenden Titel führte: Dagl' insetti nocivi all' uomo, alle bestie, all' agricoltura, alla ortaglia etc. coi mezzi che impiegar si debbono per distruggerli e tenerli lontano e rimediare a' mali, che possono aver cagionato. Opera compilata da Antonio Ascona etc. Milano, 1824, dalla tipografia di Felice Rusconi in 12., di pag. 243. L. 2. 50. ital. Bald nachher trat aus demselben Verlage eine zweyte Schrift, wörtlich mit demselben Titel hervor, mit dem einzigen Unterschiede jedoch, daß es nun nicht mehr hieß: Opera compilata da A. A., sondern Opera di G. Bayle-Barelle, gia P. P. di agraria nell' J. R. Università di Pavia, riprodotta da Ant. Ascona etc. Ueber diese seltsame Variante gibt die Chronik des literarischen Räuberwesens nachfolgenden Aufschluß. Hr. Ascona erschien bey dem Buchhändler Rusconi mit einem Manuscripte, welches er ihm anbot, und dafür ein Honorar verlangte. Der Buchhändler nahm das Anerbieten an, und bezahlte sofort das Manuscript. Bevor zum Drucke geschritten wurde, sahen die beyden Contrahenten sich gemeinschaftlich nach einem Mäcen um, dem sich das Buch dediciren ließe. — Einen solchen fanden sie in der Person eines durch mehrere landökonomische und mineralogische Schriften rühmlich bekannten Gelehrten. Kaum war das Werkchen unter dem erstangeführten Titel ausgegeben, so ergab es sich aus dem Vergleich desselben mit einer im Giornale della Società d'incoraggiamento vom Jahre 1809 enthaltenen Abhandlung des Professors Bayle-Barelle, daß Hr. Ascona nichts weiter gethan hatte, als diese leztere getreulich und wörtlich, von der ersten Sylbe bis zur lezten, zu copiren. Um das Scandal so gut als möglich zu heben, mußte nun der Titel des Buches verändert, die Dedication weggeschafft werden, und Hr. Ascona sich selbst aus einem Verfasser oder Redacteur in einen bloßen Herausgeber umtaufen. — Unter eben diese Rubrik literarischer Plagiate gehört einigermaßen auch die Uebersetzung von G. Carpani's schon voriges Jahr in einer zweyten, verbesserten und vermehrten Ausgabe erschienenen Briefe über das Leben und die Werke Haydns (Padua, in der Buchdruckerey der Minerva). Diese unter dem Titel le Haydine bekannten Briefe wurden von einem jungen Franzosen in seine Sprache übergetragen, und zu Paris als seine eigene Arbeit gedruckt. Er trat unter dem erdichteten Namen Alessandro Bombet auf, und mehrere der gelesensten französischen und englischen Blätter äußerten sich günstig über ihn, und erhoben den Schriftsteller Bombet bis in den Himmel, ohne Carpani's auch nur mit einem Worte zu gedenken. Dieser auf die Sache aufmerksam gemacht, beschloß seine Rechte zu vertheidigen, und warf in der Biblioteca Italiana dem Franzosen den Handschuh vor. Dieser aber wagte es nicht, ihn öffentlich aufzuheben, sondern begnügte sich, aus dunkelm Hinterhalte, und ohne die Maske des Plagiarius abzulegen, dann und wann einen Pfeil gegen seinen Gegner loszuschießen. Inzwischen wurde es doch bekannt, daß der angebliche Bombet ein seit einiger Zeit zu Mailand haushäblicher Franzose sey, der vor Kurzem eine Geschichte der Malerey in Italien herausgegeben, und diesem Werke die wahren, mit denen von Alessandro Bombet zusammentreffenden Anfangs-Buchstaben seines Namens vorangesezt habe. — Von zwey noch gegen Ende des vorigen Jahres erschienenen, den berühmten Künstler Canova zum Gegenstande habenden Schriften liefert die eine, zu Turin gedruckte, (Descrizione di due Statue di Antonio Canova) eine, mit jenem, den südlichen Regionen eigenthümlichen Feuer der Einbildungskraft abgefaßte Beschreibung zweyer, zu Parma befindlicher Statuen von Canova's Arbeit, von denen diejenige die vorzüglichere ist, durch welche der Künstler, unter der Gestalt der Erzherzogin Marie Louise, in der Epoche, wo sie den französischen Thron bestieg, symbolisch die Eintracht dargestellt hat. Ein Kupferstich findet sich dieser Beschreibung beygefügt. Der Verfasser der zweyten, aus Udinesischen Pressen hervorgegangenen Schrift. (Il templo di Antonio Canova e la villa di Possagno), Hr. J. B. Bassi, beschreibt die Kirche, welche Canova, auf eigene Kosten und nach eigenen Zeichnungen an seinem Geburtsorte Possagno hat erbauen lassen. Seinem Aufsatze hat er eine Ode zu Ehren des gedachten Künstlers voran geschickt, und demselben ein Bild Canova's, nebst einem Aufrisse und Plan des Tempels, so wie auch eine Ansicht von Possagno beygefügt. Wenn er den Tempel von Possagno als das größte Denkmal erklärt, welches religiöse Pietät und das Genie eines einzelnen Menschen jemals dem Ewigen errichtet hat, so ist wenigstens so viel gewiß, daß Canova sowohl durch sein Bildhauertalent, als durch den edeln Sinn, womit er durch Errichtung jener Kirche an seinem Geburtsorte der Gottheit eine Huldigung dargebracht und zugleich seinen Mitbürgern eine Wohlthat erwiesen, sich ein Andenken bereitet hat, dessen Ruhm nimmer erlöschen wird. Es sollen, wie Hr. Bassi meldet, von einem, wenn auch enthusiastischen, doch immerhin ganz natürlichen Gefühle getrieben, die Einwohner von Possagno, Männer und Weiber, jung und alt, Reiche und Arme, sich alle Feyertage, ihren Pfarrherrn an der Spitze, und unter Absingung geistlicher Hymnen auf den benachbarten Berg begeben, um Bausteine zur Fortsetzung des Kirchenbaues herbeyzuschaffen; auch auf mehreren, zum Transporte jener Materialien bestimmten Werkzeugen die Worte: Religion und Vaterland zu lesen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In No. 90. 1ste Sp. Z. 10, statt „beweisen" lies „bereisen."

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. November 1824.

Periodische Literatur.

Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer, insonderheit der germanischen Völkerstämme. Nebst einer Chronik des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums ꝛc., in Verbindung mit dem genannten Vereine herausgegeben von Professor Dr. Friedrich Kruse, Secretär des Vereins und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1sten Bandes 1stes Heft, mit zwey Steindrucktafeln. Halle, Verlag von Friedrich Ruff. 1824. (100 S.)

Zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer Tage können wir mit Recht das Wiedererwachen der vaterländischen Alterthumskunde zählen, die in der lezten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts in einem fast todtenähnlichen Schlummer lag. Mehrere kürzlich erschienene Prachtwerke bezeugen zur Genüge die Aufmerksamkeit, welche jezt ein großer Theil des gebildeten Publikums diesem Zweige des Wissens widmet, und berechtigen uns zu der frohen Erwartung, daß die Zeit nicht mehr fern sey, wo man der deutschen Alterthumskunde neben der von Hellas und Latium eine ehrenvolle Stelle einräumen wird. Mehrere Vereine wissenschaftlich gebildeter Männer in allen Gegenden unseres gemeinsamen Vaterlandes arbeiten schon seit Jahren nach diesem Ziele hin; und es gewährt uns Vergnügen, die Leser bey dieser Gelegenheit auf das anspruchslose Wirken einer dieser Gesellschaften besonders aufmerksam machen zu können. Dieß ist der Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums und Erhaltung seiner Denkmäler. Es sey uns erlaubt, zuvörderst einige Worte über die erste Bildung dieses Vereins, dessen sämmtliche Urkunden und Schriften gerade vor uns liegen, vorauszuschicken, bevor wir zu der Beurtheilung der Kruse'schen Alterthümer übergehen.

Es war am 20. Juli 1819, als sich mehrere wissenschaftlich gebildete Männer auf dem Landgut des Herrn Landraths von Helmolt zu Bilzingsleben im Wipperthale, unweit der alten Sachsenburg an der Unstrut, versammelten, um die Grundlinien zu den Statuten eines Vereins zu entwerfen, welcher ausschließlich der vaterländischen, hauptsächlich der thüringischen Alterthumskunde gewidmet seyn sollte. An der Spitze dieser Berathungen stand der damalige preußische geheime Rath und Ober-Präsident zu Magdeburg von Bülow. Eine Gesellschaft von fast 200 Mitgliedern war schnell zusammengebracht, und diese trat sogleich in Wirksamkeit durch die Deckung der bey Eröffnung einer bedeutenden Anzahl altgermanischer Grabhügel aufgelaufenen Unkosten. Durch den glücklichen Erfolg angemuntert, unternahmen es nun mehrere Freunde vaterländischer Alterthümer, in einer am 3. October 1819 auf dem alten Schlosse Saaleck bey Naumburg an der Saale gehaltenen Versammlung, ein ähnliches Institut zu gründen; und da der ältere Verein an dem Ufer der Unstrut nach demselben Ziele hinstrebte: so kam bald eine Vereinigung beyder Institute zu Einem zu Stande, wodurch dieses Eine desto fester begründet und in seiner Wirksamkeit wesentlich verstärkt wurde. Die Leitung der Geschäfte übernahm interimistisch der thätige und kenntnißreiche Landrath Lepsius zu Naumburg, und alljährlich wurden durch einen officiellen Bericht der Direction die sämmtlichen Mitglieder über die Resultate der Bestrebungen der Gesellschaft in Kenntniß gesezt. Drey dieser Jahresberichte liegen vor uns, von denen besonders die beyden lezten aus den Jahren 1822 und 1823 höchst reichhaltig sind; und wir müssen es innig bedauern, daß nur so viel Exemplare davon abgedruckt wurden, als gerade für die Mitglieder der Gesellschaft hinreichten, daß sie mithin nicht in den Buchhandel gekommen sind. Die beygegebenen Steindrucktafeln sind äußerst sauber und genau gearbeitet, und liefern die getreuen Abbildungen von aufgefundenen Idolen, Waffen, Grabgefäßen, Münzen, und unter andern auch von einer höchst merkwürdigen römischen, die Devotion des Marcus Curtius darstellenden Bronze in Form eines Schildbuckels, welche unter der Erde auf einem Felde in der Nähe der Klosterschule Ros-

leben in Thüringen zum Vorschein kam. Was ferner durch angestellte und systematisch geleitete Nachgrabungen an deutschen Alterthümern aus dem Schooße der Erde hervorgezogen wurde, ward in dem Kabinet der Gesellschaft zu Naumburg aufgestellt, das in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Sammlung anwuchs. Aber auch das Mittelalter blieb nicht ausgeschlossen von den Bestrebungen der Gesellschaft, und alljährlich erschienen in der Bürger'schen Buchhandlung zu Naumburg einige Hefte unter dem Titel: Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, in groß Quart, gewöhnlich von schönen Kupfertafeln begleitet, in welchen Gegenstände aus diesem Zeitraume mit vieler Umsicht behandelt wurden. Das erste Heft: Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor, von dem thätigen Director der Gesellschaft, Herrn Lepsius, Naumburg 1822, löset einige Streitfragen der ältesten sächsischen Geschichte sehr glücklich auf, gibt mehrere bis jezt noch unbenuzte Urkunden aus dem Archive des Domcapitels zu Naumburg, und verbreitet sich in einem Anhange über die Baukunst des Mittelalters, welche man bald die neugriechische oder die byzantinische, bald die ältere deutsche oder die sächsische genannt hat. Wir halten diese Abhandlung für sehr gelungen, und sind der Meynung, daß der Herr Verfasser hinsichtlich des Theoretischen kühn mit einem Stieglitz, einem Moller und Büsching in die Schranken treten könne. Das zweyte Heft: Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege, Naumburg 1823, ist ein literar-historischer Versuch eines jungen Lehrers an der Landesschule zu Pforta, des Hrn. August Koberstein, welcher des Verfassers Beruf zu kritischen Untersuchungen der Art sehr vortheilhaft beurkundet. Angehängt ist diesem Heft: Etwas über des Hrn. Gottschalk Berichte von den Bergschlössern Rudelsburg und Saaleck und die Tandische Chronik, von einem Ungenannten. Dieser Ungenannte zeigt sich hier als einen gründlichen Historiker, der sich, wo er seine Wissenschaft in Gefahr glaubt, mit großer Wärme der guten Sache annimmt. Dieß ist nun zwar sehr löblich; jedoch können wir keineswegs den herabwürdigenden Ton billigen, in welchem hier von einigen Gelehrten gesprochen wird, deren Verdienste um die Geschichtskunde unseres Vaterlandes längst anerkannt sind. Das dritte Heft enthält: Die Geschichte des Schlosses Rothenburg in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, von C. Fr. Hesse, Naumburg 1823, nebst Abbildungen und einer kritischen Beleuchtung des vermeintlichen altdeutschen Gözenbildes Püstrich, welches der Sage nach auf der Rothenburg verehrt worden seyn soll, und sich jezt in dem fürstlich Schwarzburg-Sondershausischen Naturalienkabinet befindet. Durch diese, von umfassender Gelehrsamkeit und Scharfsinn zeugende Abhandlung wird der Püstrich mit Recht von dem altdeutschen Olympus herabgestoßen, und für ein bloßes physikalisches Kunstwerk des Mittelalters erklärt, welcher Ansicht wir nach genauer Prüfung jener unförmlichen metallenen Statue unbedingt beystimmen. Beygefügt ist noch ein drey Bogen langes Sendschreiben des Hrn. Dr. A. B. Wilhelm zu Kloster Rosleben: Ueber das Castell Radulfs, des Thüringerherzogs, welches für die Geschichte Thüringens in dem Zeitalter der Merovinger von Wichtigkeit ist. Es ist nämlich dem Verf. gelungen, an dem Ufer der Unstrut jenes Castell wieder aufzufinden, in welchem sich der Thüringerherzog Radulf im Jahre 640 gegen die fränkische Uebermacht unter Siegibert III. mit so viel Erfolg vertheidigte, daß er sich von nun an gegen die fränkischen Usurpatoren fast ganz wie ein unabhängiger König (Fredegar. Chron. Cap. 87.) der Thüringer betragen konnte. Das vierte Heft dieser Mittheilungen ist zwar im Drucke bereits vollendet, konnte aber wegen einiger noch fehlenden Kupfertafeln bis jezt nicht in den Buchhandel kommen; es umfaßt die Geschichte des Schlosses Rudelsburg an der Saale, geschöpft aus den noch unbenuzten Urkunden des Naumburger Domcapitels, von Lepsius, und das fünfte und sechste Heft wird die Geschichte der berühmten, von Otto II. zum Gedächtniß seiner daselbst verstorbenen Vorfahren, Heinrichs I. und Otto's des Großen, gestifteten freyen Benedictiner-Abtey Memleben in der goldenen Aue von Dr. A. B. Wilhelm enthalten. Außerdem erschienen noch mehrere Schriften einzelner Mitglieder des Vereins, welche, indem sie nach gleichem Ziele hinstreben, hier erwähnt werden müssen. Hierhin gehören vor allen: Das Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer, insonderheit der germanischen Völkerstämme, in Verbindung mit dem genannten Vereine herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Kruse zu Halle, 3 Hefte, Leipzig 1822, mit Charten und Abbildungen, Dr. A. B. Wilhelms Germanien und seine Bewohner, Weimar 1823, mit zwey Charten, Dr. Fr. Kruse's große Charte der Germania Magna, Leipzig 1823, und Dr. Franz Fiedler's Geschichte und Alterthümer des untern Germaniens oder des Landes am Nieder-Rhein aus dem Zeitalter der römischen Herrschaft, Essen 1824, mit 5 Tafeln in Steindruck. Dieß sind die Documente der Wirksamkeit des Thüringisch-Sächsischen Vereins, so lange sich die Direction desselben zu Naumburg an der Saale befand, und wir glauben der Gesellschaft zu dem in der kurzen Zeit seit ihrer Entstehung mit geringem Kostenaufwand Geleisteten mit Recht Glück wünschen zu können.

Längst war es in dem Plane gewesen, dem Vereine durch Verlegung des Centralsitzes in eine Universitätsstadt und durch das engere Anschließen desselben an irgend eine deutsche Hochschule eine festere Haltung und größere

Ausdehnung zu geben, und dieser Plan wurde denn auch in den ersten Monaten des laufenden Jahres wirklich in Ausführung gebracht. Der Berghauptmann von Veltheim zu Halle erklärte sich für bereitwillig, das Präsidium zu übernehmen, und der Prof. Dr. Kruse wurde zum Secretär der Gesellschaft gewählt. Um aber eine schnellere Communication mit den einzelnen Mitgliedern herzustellen, gründete man statt der früheren Jahresberichte ein Journal, welches in zwanglosen Heften in kürzeren Zeitabschnitten erscheinen soll, und von diesem liegt uns das erste Heft zur Beurtheilung vor.

Wir müssen gestehen, daß uns schon der Titel dieser Zeitschrift nicht ganz ohne Anstoß ließ. Der Umschlag verheißt uns nämlich: Deutsche Alterthümer, herausgegeben von Dr. Fr. Kruse. Wer sollte unter diesem Titel das Hauptorgan einer deutschen Gelehrten-Gesellschaft vermuthen? Wir glaubten auf dem innern Titel das zu finden, was wir auf dem äußern vermißten; aber auch hier war nur beyläufig erwähnt, daß das angeführte Werkchen auch eine Chronik des Thür. Sächs. Vereins enthalten solle, und daß es in Verbindung mit der genannten Gesellschaft herausgegeben werde. Nun verdankt aber diese Zeitschrift, wie wir aus guter Hand wissen, einzig und allein dem Thür. Sächs. Vereine ihr Daseyn; der Fortgang derselben hängt eben so fast ausschließlich von der Theilnahme der Mitglieder jener Gesellschaft ab: und so halten wir es mit Recht für nicht ganz billig, daß die wahre Mutter des Kindleins von diesem öffentlich so äußerst stiefmütterlich abgespeist wird. Der Inhalt dieses ersten Heftes hat uns indessen mit jenem äußeren Verstoße wenigstens einigermaßen wieder ausgesöhnt, und wir haben darin recht schätzbare Sachen gefunden. Den Reigen eröffnet eine in der zweyten Generalversammlung des Thür. Sächs. Vereins am 22. Februar 1822 von dem Herausgeber gehaltene Vorlesung: Ueber den Zweck, den wir uns bey Forschung im Gebiete des germanischen Alterthums vorsetzen können, und über die Mittel, denselben zu erreichen (S. 1—38). Eine genaue Aufzählung alles dessen, was bereits in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Beförderung der vaterländischen Alterthumskunde gethan worden ist, bildet die Einleitung. Die Sprache ist edel und gewählt, und eine Fülle von Sachen macht diese Vorlesung selbst für den, der nicht gerade vom Fache ist, höchst anziehend und belehrend. Mit welcher Wärme der Redner von seinem Gegenstande durchdrungen ist, möge folgende Stelle (S. 32) beweisen: „Die Geschichte ist die unsterbliche Tochter des Zeus, der mit gleicher Liebe alle Völker umfaßt. Darum möge ihre Fackel nicht blos die Pracht hellenischer und römischer Tempel beleuchten, sondern auch die cimmerische Finsterniß des Nordens erhellen. Die classische Bildung und die germanischen Studien stehen sich nicht einander entgegen, sondern sie unterstützen sich gegenseitig, und keine von beyden hat ein Recht, sich über die andere erheben zu wollen. Wenn wir aber als Deutsche sprechen wollen, und mit Recht stolz sind auf den Ruhm unserer Vorfahren, welche der weltgebietenden Roma widerstanden und endlich die Siegerin zu ihren Füßen sahen, wenn wir den zarten Keimen nachforschen, aus welchem(n) sich der Baum bildete, der im Mittelalter seine Aeste und Zweige über das westliche Europa verbreitete, und jezt die ganze gebildete Welt beschattet, dann müssen wir in das Dunkel der germanischen Vorzeit zurückkehren, und die Erde auflockern, in der jene Keime verborgen liegen, und dürfen keine Hülfe dabey verschmähen, welche das Alterthum, das Mittelalter und die Gegenwart uns darbieten." — Hierauf versucht in einer kurzen Abhandlung (S. 39—53.) der würdige Superintendent Worbs zu Priebus die Frage zu lösen: Sind die Urnen-Begräbnisse, die man im östlichen Deutschland findet, slavischen oder deutschen Ursprungs? Wir bekennen, daß uns die Beantwortung dieser Frage: Die Slaven verbrannten ihre Todten nicht; die Germanen thaten es; nur diesen, nicht den Slaven gehören die Urnen, die wir finden — keinesweges befriediget hat. Der Verf. sieht sich genöthiget, um seinen Satz durchzuführen, die Stelle Dietbmars (Chron. libr. VIII. pag. 248. ed. Wagner.) und des Bonifacius (Epist. XIX. ed. Serar.), wo ausdrücklich von der Sitte des Verbrennens der Leichname bey den slavischen Völkern die Rede ist, höchst willkürlich blos auf diejenigen germanischen Stämme zu deuten, welche in den, von den Slaven unterjochten Landstrichen sitzen geblieben. So macht er zugleich dieß zu einer germanischen Sitte, daß die Frau nach dem Tode ihres Mannes gezwungen war, wie Dietbmar und Bonifacius in den angeführten Stellen erzählen, sich selbst zu entleiben, damit sie auf demselben Holzstoß verbrannt werden konnte. Unseres Wissens galt jedoch diese Sitte unter den germanischen Völkern nur bey den für sehr barbarisch ausgeschrieenen Herulern (Procop. Bell. Goth. II, 11. edit. Lugd.), und Tacitus weiß durchaus nichts von einem so barbarischen Gebrauche bey den übrigen Germanen. Eben so wird, gestüzt auf die bekannte Stelle des Tacitus (Germ. XXVII.), von dem Verf. das Verbrennen der Todten als ein allgemein gültiger Gebrauch der alten Deutschen angenommen. Referent lebt in einer Gegend Deutschlands, wo zu keiner Zeit slavische Stämme ansässig gewesen sind, und doch hat er bey mehrfachen Eröffnungen altgermanischer Grabhügel in den schönsten Steinhäusern mehrentheils nur unverbrannt Bestattete gefunden. Oft traf er Spuren von Leichenbrand und ganze Leichname in ein und demselben Hügel, die mitgegebenen Waffen und Gefäße deuteten unläugbar auf das früheste germanische Zeitalter hin. So höchst

unsicher und unhaltbar ist also der von dem Verfasser dieses Aufsatzes aufgestellte Grundsatz, und wir müssen uns offenbar nach andern Kriterien umsehen, wenn wir ein wendisches Grab von dem eines Germanen mit Sicherheit unterscheiden wollen. Hierauf folgt ein Sendschreiben des Hrn. Hofrath Reichard zu Lobenstein: Ueber das alte Südostgermanien, welches uns sehr dankenswerthe Blicke auf die Art und Weise, wie der Verf. die alte Geographie Deutschlands behandelt, thun läßt. Hauptrichtschnur ist ihm mit Recht der so lange verkannte Alexandriner Geograph Claudius Ptolemäus. Den Suevus dieses Geographen hält Reichard für die Oder, den Viadus für die bloße Odermündung Dievenow, und die Jadua nicht für eine falsche Lesart statt Viadus, wie von jeher geglaubt wurde, sondern entweder für die Thue, die durch Bahn in die Oder geht, oder gar für die Ploen, deren Wasser durch den jezt ausgetrocknet werdenden (!) langen See Madua fließt. Den Beschluß des Heftes macht eine Abhandlung über den merkwürdigen Suevenhöck bey Skopau, unweit Merseburg, von Römer, nebst einem Nachtrag des Herausgebers. Dann folgen unter der Rubrik: Chronik des Thüringisch-Sächsischen Vereins, die Statuten der Gesellschaft zugleich mit den durch die Verlegung des Centralsitzes von Naumburg nach Halle nöthig gewordenen Abänderungen, welche wir sehr zweckmäßig finden.

Wir fühlen uns bey dem Schlusse unserer Anzeige zu dem Wunsche veranlaßt, daß die nächsten Hefte dieser Zeitschrift nicht von der in den lezten Jahresberichten beobachteten löblichen Sitte abweichen mögen, die Protocolle der angestellten Nachgrabungen in extenso mitzutheilen, die wir in dem vorliegenden Hefte vergebens gesucht haben. Diese Protocolle, welche uns den nackten Thatbestand der Auffindungen geben, lassen uns gemeiniglich tiefere Blicke in das vaterländische Alterthum thun, als die oft sehr unhaltbaren Raisonnements der Gelehrten, und da nach den Statuten Nachforschungen im Schooße der Erde ein Hauptaugenmerk der Gesellschaft sind, so sollten diese nicht fehlen.

Nord-Amerikanische Journale.

Ein New-Yorker Blatt gibt folgende offizielle Zusammenstellung aller im Gebiete der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erscheinenden Journale für das Jahr 1823. Hiebey ist nun blos zu bemerken, daß sich nach ganz sicheren Quellen die Zahl derselben seither vermehrt hat.

Namen der Staaten.	Anzahl der Journale.
Alabama	10
Carolina (Nord-)	10
Carolina (Süd-)	12
Colombia (Distriet von)	8
Connecticut	23
Delaware	4
Georgia	14
Illinois	5
Indiana	12
Kentucky	18
Louisiana	8
Maine	12
Maryland	22
Massachusett	35
Michigan	1
Mississippi	7
Missouri	6
New-Hampshire	11
New-Jersey	18
New-York	137
Ohio	48
Pensylvanien	110
Rhode Island	9
Tennesse	15
Vermont	8
Virginien	35
Summe	398

G. C.

Druckfehler in der Recension von Minutoli's Reise, No. 72. 73. 74. 75. des Literatur-Blattes.

S. 285. Sp. 2. Z. 17. v. o. statt Wedi-Musa lies Wadi-Musa.
S. 289. a. m. O. st. Peuting-Tafel l. Peutingersche Tafel.
S. 290. Sp. 1. Z. 12. v. o. st. Jubrivab l. Juveibab.
S. 290. Sp. 1. Z. 17. v. o. st. Kaffee-Schama l. Kaffer-Schama.
S. 295. Sp. 2. Z. 5. v. o. st. Ittea-Tithrambo l. Rheas-Tithrambo.
S. 297. Sp. 2. Z. 9. v. u. l. koptischen Klöstern.
S. 298. Sp. 2. Z. 24. v. o. st. Scheik-Ababah l. Scheik-Abadeh.
S. 298. Sp. 2. Z. 2. v. u. st. der Hintere l. der hintere.
S. 299. Sp. 1. Z. 17. v. u. st. Sticci l. Ricci.
S. 300. Sp. 2. Z. 24. v. u. st. Cöucy l. Cönch.
S. 300. Sp. 2. Z. 4. v. u. st. Schanzcorallen l. Schmelzcorallen.

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. November 1824.

Jubel-Literatur. *)

Die Leiden des jungen Werther. Neue Ausgabe, von dem Dichter selbst eingeleitet. Leipzig, Weygandsche Buchhandlung. 1825. 212 S. kl. 8.

Eine interessante Erscheinung! Die Wiege von Goethe's Ruhm, frisch angestrichen, nett polirt, und geziert mit dem Bildnisse des Dichters. Ref. hat von dieser berühmten Wahr-Dichtung (so möcht' er die innigste aller Vermählungen von Poesie und historischer Wirklichkeit nennen) die erste Ausgabe vor sich, welche in derselben Buchhandlung im Jahre 1774 erschien. Das halbe Jahrhundert, welches beyde Ausgaben trennt in dem Elemente der Zeit; die grossen Wirkungen, welche während desselben das kleine Buch hervorgebracht; die Unzahl von empfindsamen Romanen, die nach demselben entstanden sind und die es überlebte; die Anfechtungen, die es bis auf die neuesten Zeiten (bis auf die Insurrection von Lieme) erfahren hat; die Wechselphasen des Geschmackes und der Kunstphilosophie, die während seines Daseyns in der belletristischen Welt vorübergegangen sind: das Alles erweckt Betrachtungen und Empfindungen, die zu einem seltenen und eigenthümlichen Genusse werden, wenn man die poetische Einleitung liest, welche der Dichter dieser neuen Ausgabe vorangeschickt hat. Auf diese Einleitung beziehen sich nämlich die etwas dunklen Worte des Titels: von dem Dichter selbst eingeleitet, welche fast klingen, als ob er das Geschäft dieser Ausgabe eingeleitet, als ob er die Buchhandlung dazu veranlaßt hätte. Das ist ihm schwerlich eingefallen. Es war vielmehr Ehrensache der alten Verlagshandlung, diesen berühmten Artikel nicht ausgehen zu lassen auf ihrem Lager, und der Dichter, dankbar gegen die Säugamme seiner literarischen Unsterblichkeit, ließ sich bewegen, seine persönliche Theilnahme an dieser Wiedererscheinung seines funfzigjährigen Erstlinges durch einen Prolog an den Tag zu legen. „Noch einmal," hebt er an,

> Noch einmal wagst du, vielbeweinter Schatten,
> Hervor dich an des Tages Licht,
> Begegnest mir auf neubeblümten Matten
> Und meinen Anblick scheust du nicht;
> Es ist, als ob du lebtest in der Frühe,
> Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
> Und nach des Tages unwillkommner Mühe
> Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
> Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkohren,
> Gingst du voran und hast nicht viel verloren.
>
> Des Menschen Leben scheint ein herrlich Loos,
> Der Tag, wie lieblich! so die Nacht, wie groß!
> Und wir, gepflanzt in Paradieses Wonne,
> Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
> Da kämpft sogleich verworrene Bestrebung
> Bald mit uns selbst und bald mit der Umgebung,
> Keins wird vom andern wünschenswerth ergänzt,
> Von außen düsterts, wenn es innen glänzt,
> Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
> Da steht es nah, und man verkennt das Glück.
>
> Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
> Ergreift uns Liebreiz weiblicher Gestalt,
> Der Jüngling, froh, wie in der Kindheit Flor,
> Im Frühling tritt als Frühling selbst hervor,
> Entzückt, erstaunt, wer dieß ihm angethan?
> Er schaut umher, die Welt gehört ihm an,
> Ins Weite zieht ihn unbefang'ne Hast,
> Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Pallast,
> Wie Vögelschaar an Wäldergipfeln streift,
> So schwebt auch er, der um die Liebste schweift,
> Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
> Den treuen Blick und dieser hält ihn fest.
>
> Doch erst zu früh, und dann zu spät gewarnt —

Aber nein, es wär' unbillig gegen die Verlagshandlung, diese Einleitung hier ganz mitzutheilen. Kaufe das Buch, wer den Inhalt ansehen lernen will mit den Augen des ehrwürdigen Greises, welcher einst in voller Jugendkraft demselben die poetische Gestaltung gab; wer sich erheben will auf den Standpunkt der Lebensansicht, den die Worte bezeichnen: Du gingst voran, und — hast nicht viel verloren. Mögen dieß nun Worte der Philosophie, oder Worte aus dem Buche des Un-

*) Das Buch feyert sein 50jähriges Jubiläum, seine goldne Hochzeit mit der Presse: das will die obige Rubrik sagen, weiter nichts.

Müllner.

muths (s. d. Westöstl. Divan) seyn, welches jezt aufgeschlagen liegt in dem Gemüth' aller Männer von Geist und Talent; genug, sie ergreifen, diese Worte, in dem Munde eines Sechs- und -siebenzigers, dem ein halbes Säculum die Schläfe mit Lorbeern schmückt. Sie dringen tiefer in die Seele, als die beyden bekannten Motto's vor dem ersten und zweyten Theile des Buchs, die sich bereits in dem Schmieder'schen Diebesdrucke der Goethe'schen Schriften von 1778 finden, und die zuverlässig von Goethe selbst herrühren, obschon sie hier sowohl, als in Goethe's Werken (Bd. 12. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhdlg. 1817) fehlen, Ref. meynt die zwey Strophen:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen, so geliebt zu seyn;
Ach der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sey ein Mann; und folge mir nicht nach!

Warum indessen auch das kurze, prosaische Vorwort, welches in den Werken S. 3. steht, hier weggelassen worden ist, sieht Ref. nicht recht ein, da der Abdruck im Uebrigen jener vorlezten Ausgabe der Werther-Leiden völlig gleichlautend zu seyn scheint. Das leztere ist allerdings in der Ordnung; aber fast wäre doch Ref. von dem Wunsche beschlichen worden, man hätte hier hin und wieder die erste Lesart von 1774 wiederhergestellt. Die gelben Hosen zwar (S. 148. Ausg. von 1774) gibt Ref. willig hin für die später umgearbeiteten gelben Beinkleider (S. 169. der vorlieg. Ausg. und S. 122 der Werke), aber die guten Kerls von Pfarrern (S. 149. Ausg. 1774) hätt' er lieber hier wieder gesehen, als ihre Stellvertreter, die ehrlichen Geistlichen, und der kräftige Ausdruck des Unmuths im Anfange des Briefes vom 15. Sept. (S. 148) wird ihm durch den matt verbesserten (S. 171, 1825, und S. 124, 1817) keineswegs ersezt. Indessen es wird einst die Varianten-Lese nicht ausbleiben.

Da dem sorgfältig, schön und bequem gedruckten Büchlein, welches in sauberem Einbande verkauft wird, äußerlich nichts zu einem Mode-Taschenbuche fehlt, als etwa der goldene Schnitt und ein halbes Dutzend Ramberg'scher Hund- und Katzenbilderchen; und da der Inhalt so zu sagen ein halbhundertjähriger Kalender der Liebe ist: so empfehlen wir diese neue Einzel-Ausgabe allen Liebenden, welche ihre Geliebten sinnreicher beschenken wollen, als es mit den jeztlaufenden Almanachen geschehen kann.

Almanachsliteratur für 1825.

Das Becker'sche Vergnügen,

das heißt, J. W. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, welches F. Kind bey Göschen herausgibt, bietet dieses Mal den Oedippen der Modewelt eine ganz neue Ergötzlichkeit dar, nämlich folgende (S. 416 befindliche) Aufgabe der ästhetisch-combinatorischen Analysis.

Gespräch zwischen Mutter und Tochter.
(Wie ist es zu lesen?)

M.	Wa	Ich	Da	Nun	rum	kann	ich
wie	nicht	spin	nicht	lie	du	T.	ne
be	spin	ein	ne	A	Mut	Mäd	mor
o	chen	ter	sein	lie	war	des	ach
Kind	Ich	Pfeil	kann	Was	hübsch	fein	konnt
ich	Pfeil	fleiß	da	nicht	hat	lärr	sig
ger	nicht	mich	un	spin	spin	ver	ge
trof	drof	nen	nen	sen	sen	T.	M.

Unsere Leser sehen hier eine vollständige, obwohl nicht gescheckte Schachtafel, in deren 64 Feldern die 4 Abbreviaturen M. M. T. T. (Mutter, Tochter) und 60 Sylben dergestalt vertheilt sind, daß sie, nach gewöhnlicher Schreibordnung gelesen, keinen Sinn geben. Wie muß man diese 64 Elemente ordnen, damit ein Sinn hineinkomme? Das ist die Aufgabe unfehlbar. Mathematiker, welche wissen, daß 64 Elemente nicht blos in Millionen, Billionen oder Trillionen, sondern in Quatuordezillionen verschiedene Ordnungen gestellt werden können, werden über die Aufgabe lachen. Sie werden sagen, ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter, aus 4 Interlocutionen bestehend, müsse sich aus den gegebenen 60 Sylben auf hunderttausenderley, ja vielleicht auf millionerley Weise zusammensetzen lassen; und es liege mithin hier ein Afterräthsel vor, welches 100,000 Oedippe zugleich würden lösen können, und doch jeder mit einem andern Schlüssel. Darin mögen sie auch wohl recht haben; aber was thut das? Es gilt hier (wie es von dem Becker'schen Vergnügen nicht anders sich er-

warten läßt), den besten Schlüssel zu finden, d. h. die 64 Elemente so zu ordnen, daß nicht nur ein Sinn in das Gespräch, sondern auch möglichst viel Geist und Gemüthlichkeit in den Sinn komme, und wie leicht man in dieser Hinsicht fehlgreifen kann, das hat uns ein junger Schriftsetzer bewiesen, den wir der Auflösung halber zu Rathe gezogen haben.

Auf den ersten Blick wollt' er entdeckt haben, daß den Stoff des Gesprächs die Liebe und das Spinnen abgeben müßten: denn 4 Mal kommt die Sylbe spin, 2 Mal der Pfeil und einmal Gott Amor (im 5ten und 8ten Felde der 3ten Horizontalreihe von oben) vor. Die Wörter fleissig (Feld 3 und 8, Reihe 6) und unverdrossen (Feld 4, 7, Reihe 7, Feld 2, 6, Reihe 8) passen zum Spinnen, und das Wort getroffen (Feld 8, Reihe 7, Feld 1 und 5, Reihe 8) ist wie gemacht zum Verbum für den Pfeil des Amor. Bey'm zweyten Blicke bemerkte unser junger Setzer, daß 2 Mal die Sylbe ne, und 2 Mal die Sylbe nen vorkämen; das gäbe, meynte er, 2 Mal den Infinitiv spinnen, und 2 Mal das Wort spinne, welches leztere jedoch sowohl die prima praesentis indicativi, als auch die tertia praesentis conjunctivi oder der Imperativ seyn könnte. Er bemerkte ferner, daß 4 Mal nicht vorhanden wäre, welches auf eine Verneinung des viermaligen Spinnens hindeuten möchte; daß die Sylbe ger (Feld 1, Reihe 7) durchaus nur an 2 andere, nämlich an ne (gerne) und län (länger) passen wollte, und daß sie unstreitig zu län gehörte, weil ihre Verbindung mit ne, zu gerne, die Möglichkeit aufheben würde, aus dem vierten spin ein Wort zu bilden. Endlich bemerkte er 2 große Ich und 2 kleine ich, 2 Mal kann, einmal konnt, und außer den beyden großen Ich's noch vier Sylben, Wa, Was, Da und Nun, deren Initialbuchstaben verriethen, daß sie Sätze anfangen müßten; auch schloß er aus dem Umstande, daß die nur einmal vorkommende Sylbe ge zu dem Worte getroffen unentbehrlich sey, die Sylbe konnt könnte nicht zum Particip gekonnt werden, und müßte folglich ein Imperfectum mit dem Nothhäkchen (konnt' ich, z. B.) seyn, welches Nothhäkchen, zusammt der Interpunction überhaupt, als der Willkür des Setzers überlassen zu betrachten wäre. Durch alle diese, und noch einige andere Betrachtungen kam er zu folgendem Resultate der combinatorisch-analytischen Setzkunst:

T. Ich kann nicht länger spinnen, liebe Mutter.
M. Warum nicht, o liebes Kind? Da ich ein Mädchen war, wie du, da konnt' ich unverdrossen spinnen. Nun, spinne hübsch fleissig!
T. Ich spinne nicht — kann nicht! Amor — ach, sein Pfeil — sein Pfeil hat mich getroffen!
M. Was?

Wenn man nach Art des Vandermonde (s. Klügels Mathemat. Wörterb. s. v. Springer, Theil 4. S. 466), die Felder der Schachtafel mit Brüchen bezeichnet, deren Nenner anzeigt, in der wievielten Horizontalreihe das Feld liege, und deren Zähler angibt, das wievielte Feld es darinne sey; so besteht die erste Rede aus den Elementen der 12 Felder: [illegible]. Die Elemente der zweyten Rede liefern die 31 Felder: [illegible] Die dritte Rede ist aus den 19 Feldern: [illegible]; und endlich die vierte Rede aus den 2 Feldern genommen: [illegible] und [illegible]. Da nun 12+31+19+2=64; so ist nicht zu läugnen, daß unser Setzer die Aufgabe, in combinatorisch-analytischem Betracht, ohne Tadel aufgelöst hat; aber in ästhetischer Beziehung hat er gewiß sehr weit vom Ziele geschossen. Zwar hat er eine gewisse Gemüthlichkeit und Naivetät in das Gespräch hinein combinirt, ja es ist sogar etwas Theatralisches in den Dialog gekommen, nämlich die interruptorischen Gedankenstriche der dritten Rede, und das Erstaunen, welches die Mutter in dem einzigen Worte der vierten Rede ausdrückt. Aber es fehlt dem Gespräch an Geist, und da dieser doch unfehlbar darin ist, nämlich in dem Gedanken des Autors der Aufgabe; so ist die gegebene Auflösung gewiß nicht die rechte, und der Autor wird im Almanach von 1826 die Leserwelt mit einer Permutation obiger Setzer-Anordnung überraschen, welche zeigen wird, wie sehr es der Mühe werth war, sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen.

Man glaube daher nicht, daß dieses interessante Problem auf einen bloßen nutzlosen Zeitvertreib hinauslaufe. Gleichwie die magischen Quadrate, der Rösselsprung und andere, in Ozanam's Récréations mathématiques enthaltene Kunststückchen die combinatorische Analysis gefördert haben, so wird das vorliegende ästhetische Quadrat auch der Dichtkunst erhebliche Dienste leisten. Es ist die erste Grundlage der Kunst, vermittelst der combinatorischen Methode, oder (wie sie u. a. Lorenz nennt) vermittelst der mathematischen Syntaktik, aus schlechten Versen gute, aus langweiligen Aufsätzen geistreiche zu machen, blos durch veränderte Ordnung und Combination der Elemente. Auch können die mystischen Dichter, oder wie sie nach einem witzigen Vorschlage des philosophischen Grammatikers Schmitthenner künftig genannt werden dürften, die Munkelpoeten, der Form solcher Quadrate sich bedienen, um desto sicherer das Ziel der Dunkelheit und Vielsinnigkeit zu erreichen. Ja sogar den Recensenten kann diese Form von Nutzen seyn, und um ihnen zu zeigen, wie? wollen wir selbst unser kurzgefaßtes Urtheil über das vielbeliebte Becker'sche Vergnügen in ein kritisches Quadrat bringen.

Beurtheilung des Becker'schen Vergnügens.
(Wie ist sie zu lesen?)

Hund	die	Kei	ter	es	dacht	lein	Ge
ten	un	der	Wer	al	den	gibt	ge
Ku	el	ist	ne	ihr	hier	dich	gar
ber	schlich	pfer	Doch	ten	Katz	nach	he
nen	macht	fer	Ge	Nur	wenn	viel	kein
als	den	und	da	bel	Ist	Ka	ther
ge	hal	un	Spiel	vier	El	Hund	Stud
ter	dies	be	ben	und	nicht	Na	ne

Aus diesen Elementen lassen sich begreiflich mancherley Recensionen combiniren, die zugleich auf mancherley Taschenbücher passen möchten. Eine davon ist gereimt, und wird nach dem Gesetze des sternförmigen Rösselsprunges gefunden, wovon im Lit. Bl. 1824. No. 41. S. 163. ein Typus steht. Man darf nur dort Anfangs- und Schlußfeld dergestalt verlegen, daß die unvollkommene Complexion zur vollkommenen wird; so kann dieser Typus zum Lesschlüssel des kritischen Quadrats dienen.

Der Nutzen dieser neuen Recensirmethode, deren Erfindung nicht sowohl uns, als vielmehr dem Räthselgeber des Becker'schen Vergnügens angehört, springt in die Augen. Auf einer Schachtafel sind viele Millionen verschiedener Rösselsprünge möglich, und auf Tafeln von mehr als 64 Feldern kann eine Unzahl von magischen Quadraten *) gebildet werden. Es wird daher nicht schwer halten, eine quadratförmige Recension dergestalt einzurichten, daß zwey verschiedene Schlüssel dazu passen, deren einer einen beyfälligen oder gar lobhudelnden, der andere hingegen einen abfälligen oder gar hämischen Sinn aufschließt; und daß mithin durch ein und dasselbe kritische Quadrat (über die doppelten Wanderjahre z. B.) sowohl die Parthey, als die Gegenparthey des Autors zufrieden gestellt werden kann, je nachdem ihnen die Redaction des Journals, etwa in einer Glosse, einen Euler'schen Rösselsprung oder ein indisches Planetensiegel (i. e. ein magisches Quadrat) als Löse- und Lese-Schlüssel in die Hand gibt. Solche wahrhaft magische Recensionen kann vernünftiger Weise kein Redacteur ablehnen, kein Verleger drucken zu lassen sich weigern, und mithin ist die obgedachte Erfindung ein Universalmittel gegen die Krankheit der Büreau- und Typokratie, woran die Respirationsfreyheit deutscher Kritik laborirt: nicht zu gedenken, daß dergleichen Recensionen auch wohl durch zweyerley ganz verschieden instruirte Censuren gebracht werden können, wenn die eine mit dem, die andere mit jenem Schlüssel sie zu lesen veranlaßt wird.

*) Ein geschachtes Quadrat heißt magisch, wenn die Felder dergestalt numerirt sind, daß in allen Reihen gleiche Summen der Zahlen sich befinden.

Nachschrift.

Kein übler Einfall; und schwer ist das Ding eben nicht. Eine Kritik z. B. folgenden Inhaltes: „Dieses Buch können wir dem Publikum gar nicht genug empfehlen. Der Herr Verfasser hat seinen Stoff mit Fleiß und Einsicht, doch ohne Prätension bearbeitet, davon zeugt das ganze Werk" — läßt sich durch bloße Versetzung einiger Elemente in ihr Gegentheil umändern: „Dieses Buch können wir dem Publikum gar nicht empfehlen. Der Herr Verfasser hat seinen Stoff ohne Fleiß, Einsicht, und mit Prätension bearbeitet; doch genug davon, das ganze Werk zeugt." Zerstreut man nun die Sylben auf einem geschachten Quadrat von 49 Feldern:

Herr	Ein	ar	be	on	hat	Ver
und	gan	von	ze	da	ß	sei
tet	Werk	wir	nen	bli	Der	sicht
das	zeugt	dem	Die	kön	len	ten
Prä	ben	Pu	ses	Buch	pfeh	doch
Fleiß	ne	em	nicht	gar	kum	nen
fer	mit	ge	nug	ob	Stoff	fas

so gibt der Schlüssel: [illegible] — den ersten Sinn; und man erhält den zweyten, wenn [illegible] und [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible], [illegible] und [illegible] in die Reihe anders eingeordnet werden. Eine neue Philosophia occulta, die besonders bey'm Recensiren freymaurerischer Schriften gut zu brauchen wäre.

Müllner.

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. November 1824.

Spiel-Literatur.

1) Der unerschöpfliche Maitre de Plaisir, oder die Kunst, in allen Jahreszeiten, im Freyen und zu Hause, so wie in allen nur denkbaren Freudentagen die unterhaltendsten und belustigendsten Parthien anzuordnen. Enthaltend die besten Spiele, Lieder, Declamir- und Kunststücke, Räthsel, Charaden ꝛc. Vierte, mit neuen Spielen und Kunststücken sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Ilmenau bey Friedrich Voigt. 1824. 415 S. 12.

Da dieses Product bereits eine vierte Auflage erlebt hat; so bedarf es keiner Empfehlung. Inzwischen mögen wir nicht unterlassen, die Spiellustigen auf das S. 17 f. beschriebene, höchst geistreiche Spiel aufmerksam zu machen.

„Der todte Capuziner."

„Einer der Spielenden legt sich der Länge nach auf die Erde und stellt sich todt. Alle Damen drehen sich um ihn, indem sie laut rufen: Bruder Pancrazius, seyd ihr todt? Der Todte antwortet nichts, und macht keine Bewegung. Nun kommen die Herren, einer nach dem andern, in Prozession, und legen sich auf ihn, legen ihre Hände auf seinen Rücken, sprechen ihm ins Ohr, ähnlich dem Propheten, welcher einen Todten aufweckte. Endlich kommt der, auf den es abgesehen ist: aber kaum hat er sich auf den todten Capuziner gestreckt, so erwacht dieser, umklammert ihn mit Armen und Beinen, und während er ihn in dieser Stellung fest hält, schlägt Alles auf ihn, und er empfängt freundschaftliche Schläge."

„NB. Bey diesem Spiele müssen alle Persönlichkeiten vermieden werden, und darf da Niemand sein Müthchen kühlen wollen."

Die Kunst, freundschaftliche Schläge zu ertheilen, dabey aber alle Persönlichkeiten zu vermeiden, und nicht sein Müthchen zu kühlen, das ist die Aufgabe der Kritik. Aber leider soll sie dieselbe lösen, ohne daß ein todter Capuziner den Autor festhält, und daher sind wir gesonnen, den Compilator dieses Büchleins ohne alle Schläge durchzulassen. Nur wollen wir allen denjenigen, welche nach seiner Anleitung S. 229 ff. L'hombre spielen wollen, den Rath ertheilen, höchstens um Pfeffernüsse zu spielen, und, wenn sie über die Spiele mit der französischen Karte schreiben wollen, nicht zu schreiben, wie S. 227 vielmal zu lesen ist: Treffe, indem der Name dieser Couleur nicht vom Treffen herkommt, sondern vielmehr vom Kleeblatte (trefle).

2) Die enthüllten Geheimnisse des Roulettespiels in ihrer völligen Klarheit ꝛc. Der dritten französischen Ausgabe frey nachgebildet und mit erläuternden Zusätzen und Tabellen versehen. Mit einem allegorischen Titelkupfer. Ilmenau bey Voigt. 1824. 101 S. 12.

Der Titel, so weit wir ihn oben abgeschrieben haben, läßt eine Enthüllung der Betrügereyen erwarten, welche, besonders von Seiten der Bankhalter, möglich seyn möchten, und die wäre, als Abschreckungsmittel, zu empfehlen. Aber davon ist hier nicht die Rede, sondern vielmehr von einem Anreizungsmittel, von einer „faßlichen Anweisung, wie man durch leichte, aber sichere Berechnung und Beobachtung der Fälle, mit geringem Fond, stets das Spiel zu seinem Vortheile lenken und den Verlust abwenden kann — nach 20jährigen Erfahrungen und Studien." Also im Grunde die Kunst, von der Bank zu gewinnen. Der Verf. des Originals, unfehlbar ein erfahrener Spieler, hätte seine Studien in viel kürzerer Zeit absolviren, und seine Anweisung viel faßlicher ertheilen können, wenn er Laplace's Wahrscheinlichkeits-Rechnung (calcul des probabilités f. Lit. Bl. 1821. Nr. 68 f.) zuvor studirt hätte: denn auf dieser, unbekannter Weise wie es scheint, ruht sein ganzes System. „Man weiß," sagt er S. 16, „daß das Roulette-Spiel, so wie die andern öffentlichen Spiele, außerordentliche Vortheile zum Schaden der Spielenden,

dem Banquier gewähren. Miethe, Holz, Licht, Abgaben, zahlreiche Dienerschaft, kurz alles, was er braucht und bedarf, wird davon bezahlt. Und außer diesen ungeheuren Ausgaben, welche theils Nothwendigkeit, noch mehr übertriebener Luxus gebietet, sammlen Leute solcher Art oft ein colossales Vermögen."

„Es sind aber nicht allein die Zeros, welche so erfreuende Wirkungen hervorzubringen vermögen. Das Betragen der Spielenden ist es, was ganz eigentlich den Beutel füllt. Sie begehen von allen Seiten Fehler und wissen nichts von einer Spieltaktik, die jeder kennen soll und muß. Geldgierde und Leidenschaft vertreten Vielen den ruhigen Weg, welchen sie wandeln müßten. Die am glücklichsten sind, mögen sich freuen, wenn sie das Geld, was sie gewannen, nur allein wieder verloren, während es noch andere gibt, die gänzlich ausgebeutelt werden. Die Unkenntniß einer guten Methode, verbunden mit Eigensinn — wohin soll das führen?"

„Wenn es Spielende gibt, die aus Mangel an Nachdenken, oder weil der Haufen Goldes vor ihnen so freundlich anlächelt, mit leerem Beutel und spitziger Nase abziehen, so sieht man viele, die sich noch tiefer in den Abgrund stürzen. Ich meyne die Halblingen, welche einen eignen Gang im Spiele zu haben sich einbilden. Sie beziehen sich auf Folgerungen, die sie aus einigen frühern Sitzungen abstrahirten, studiren emsig eine Handvoll durchstochener Karten, und glauben nun, eine unfehlbare Methode zu haben, die Bank zu sprengen."

„Ein Spieler solcher Art kann wirklich kaum die Stunde der Eröffnung der Sitzung erwarten. Mit lächerlicher Sicherheit wirft er sein Geldstück auf den Teppich. Siehe da, gefehlt! Er doppelt einfach, zweyfach, will den Umschwung der Chance erzwingen, aber ach! alle seine Misen vereinigen sich zur Vergrößerung des Haufens, welcher den Cylinder umgibt. Er seufzt, aber — morgen ist ja auch ein Tag, da man den Verlust ersetzen kann. Kein Baum fällt vom ersten Hieb. Es war das Schicksal, welches mich heute verfolgte, spricht er im Monolog, aber mein Gang im Spiel ist vortrefflich; es kann, nein, es kann nicht fehlen. Wie aber? ist er zum Unglücke verdammt? ein kleiner Gewinn lockt ihn an, stärkt seinen Muth und seine Hoffnung, nun kann er sich nicht länger halten, es muß biegen oder brechen, er bedeckt, besäet gleichsam den Tisch mit Geldstücken aller Art, und läßt kaum zum Unterscheiden der Numeros Platz übrig. Man sollte glauben, die Thaler in seiner Hand wären glühend, damit er sich schnell ihrer entäußern müßte. Und was ist das Ende? Er verliert alles, und geht eben so nach Hause, wie den Abend vorher, wahrlich, arm, wie ein Capuziner. Aber auf halbem Wege kann man nicht stehen bleiben. Wagen gewinnt! Blind ist bey ihm das Vertrauen, das Verlorne wieder zu gewinnen, er macht neue Aufopferungen, aber — wehe ihm! Bald steht er, aller Hülfsmittel beraubt, nackt und hülflos da, während man ihn belacht. Und doch bedauert er es in größter Noth, nicht noch Hülfsmittel zu besitzen, um sein Glück von Neuem versuchen zu können. Nicht immer, meynt er, würde ihm Fortuna unhold seyn. Sie ist ein Frauenzimmer, und hat nur ihre Launen. Oder war sie es nicht, die ihm den mehr sichern Weg beym Roulette-Spiel vorzeichnete."

„Andere Spieler sind so höflich (?) zu glauben, diese oder jene Nummer habe stets einen Begleiter bey sich rc. Sie sprechen über die Sympathie der Zahlen in dem Cylinder, beobachten die Art, wie jeder Tailleur Gewohnheit hat, die Kugel zu schnellen, und kurz, es gibt nichts Abgeschmacktes und Kindisches, was sich nicht viele Spieler — sonst Menschen an (von) Geist — erlauben, um sich und ihre leichtgläubigen Zuhörer zu täuschen."

„Wissen sie denn aber nicht, oder wollen sie es nicht wissen, daß alle Numeros, daß alle Farben und Combinationen ohne die geringste Ausnahme, ein Erscheinen, Schwinden und Wiederkehren in sich begreifen? Sie alle erschöpfen sich gleichsam, wenn sie die angewiesene Proportion überschritten, oder verbessern im Gegentheil ihre Trägheit. Jede unter ihnen ist nur augenblicklich begünstigt. Wenn die eine sich Anticipation erlaubt, so bleibt die andere zurück, und so ist durchgängig Gegeneinandersetzung."

„Gebe man sich nur die Mühe, das Schwarz und Roth, Paar und Unpaar u. s. w., die Transversalen, Colonnen, eine Zeit hindurch, wie ich mir die Mühe nicht verdrießen ließ, zu zählen. Es wird sich ergeben, daß in ihrem Gange ein vollkommner Accord herrscht, der freylich dem gewöhnlichen Kopfe auffallend seyn wird, übrigens aber dem Aufgeklärten als natürlich, sogar nothwendig, erscheint. Ja, es gibt Gesetze, welchen die Hazardspiele unwandelbar unterworfen sind." So weit der Verf.

Es läßt sich allerdings hören, daß dasjenige, was wir Zufall nennen, auch einer gewissen Regel unterworfen sey, zumal wenn diese unbekannte Macht mit ihrem anscheinlich ganz freyen Spiele durch den menschlichen Erfindungsgeist in einen abgeschlossenen Kreis von gleichmäßigen Möglichkeiten gebannt ist. Es ist plausible, daß sie dem großen Weltgesetze des Gleichgewichtes diene, und auf dieser Wahrscheinlichkeit ist der Wahrscheinlichkeits-Calculus wesentlich basirt. Setzen wir die Gewißheit eines Falls = 1, und die Unmöglichkeit = 0; so läßt sich alles, was zwischen diesen beyden Begriffen liegt, als ein Bruch betrachten, alles, was man, im weitesten Sinne des Wortes, Wahrscheinlichkeit nennen möchte, fällt innerhalb der Gränzen

von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{36}$. Die Wahrscheinlichkeit ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ein Bruch der Gewißheit, und wenn die Anzahl aller möglichen Fälle bekannt und $= n$ ist, so ist die Wahrscheinlichkeit eines jeden dieser Fälle $= \frac{1}{n}$. Darnach sind, bis auf einige Vortheile für die Bank (die Nullen), die Wetten in dem fraglichen Spiele berechnet: der Bruch $\frac{1}{n}$ sey so groß oder so klein, als man will, die Bank sezt dem Preise, um welchen der Ponteur wettet, diesen Preis $n - 1$ Mal entgegen. Hat jener z. B. eine Farbe besezt, (deren es hier nur zwey gibt), so ist $n = 2$, also die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes $= \frac{1}{2}$, und die Bank zahlt den einfachen Satz, $\frac{1}{n-1} = 1$. Hat er hingegen auf eine Nummer gesezt (deren 36 vorhanden sind); so ist die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes (der Bruch $\frac{1}{n} = \frac{1}{36}$. In 35 Fällen gewinnt die Bank, in Einem Falle nur der Ponteur; tritt aber dieser Eine Fall wirklich ein, so verlieren alle 35 Nummern der Bank, und sie zahlt den Einsatz $(n-1)$ Mal = 35 Mal. Das macht die Wette gleich, in Betracht der Ponteur 35 Mal hintereinander verlieren muß, um so viel zu verlieren, als die Bank verliert, sobald er Ein Mal gewinnt. Inzwischen steht die Wage der Wahrscheinlichkeit, scharf genommen, auf diese Weise nur insoferne inne, als man die Frage auf einen ersten und einzigen coup bezieht. Sezt man eine Reihe von coups (Drehungen) voraus, so gewinnt die Sache eine andere Gestalt. Die Wahrscheinlichkeit eines gegebenen Falles x wächst nämlich mit der Anzahl der coups, die ihn herbeyführen können, und wenn dieselbe für einen einzigen coup $= \frac{1}{36}$ ist, so scheint sie für 36 coups wieder auf $\frac{1}{2}$, als auf diejenige Größe anzusteigen, wo die Wette gleich steht bey gleichem Preise auf beyden Seiten. Und hier nun ist der Punkt, wo es vom Ponteur abhängt, sie ungleich zu machen, zu seinem Vortheile, weil es ihm freysteht, das Spiel des Zufalls zu beobachten, und zu beliebiger Zeit zu wetten. Setzen wir, er wartet 36 coups ab, und bemerkt, daß eine gewisse Nummer nicht herausgekommen ist. Nun fängt er an, diese Nummer zu besetzen, mit dem Entschlusse, die Besetzung im Falle des Verlustes 35 Mal zu wiederholen. Dann ist es, im schlimmsten Falle für ihn, eben so gut, als ob er den sechs-und-dreyßigfachen Satz darauf gewettet hätte, daß die besezte Nummer in 72 coups herauskommen werde, nur mit der Concession, daß sein Gewinn in eben dem Maße sich mindern solle, wie die Fehl-coups, vom 37sten an, sich vermehren. Hier steigt, wenn man von leztgedachter Concession abstrahirt, (welche freylich den Gewinn = 0 macht, wenn erst der 72ste coup der Treffer ist) die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes (die für beyde Theile zusammen = 1, d. h. Gewißheit ist) für ihn auf $\frac{3}{4}$ und fällt für die Bank auf $\frac{1}{4}$: denn da das Verhältniß der Anzahl der Nummern zu der Anzahl der coups = 1:2; so verliert die Bank von ihrer Wahrscheinlichkeitsgröße, die $= \frac{1}{2}$ war, die Hälfte, und dem Ponteur wächst dieselbe zu.

Man sieht leicht, daß dieser Gewinn, ein Gewinn an bloßer Wahrscheinlichkeit, vom Ponteur vermehrt werden kann, je länger er wartet, je mehr coups er vorüber gehen läßt, ehe er anfängt, die außengebliebene Nummer, Farbe oder andere chance zu besetzen. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Berechnung der Wahrscheinlichkeit zulezt immer nur auf einer wahrscheinlichen Voraussetzung ruhet, nämlich auf der, daß dem sogenannten Zufalle ein mysteriöses Streben inwohne, das gestörte Gleichgewicht der Fälle herzustellen.

Aber was ist dieses Gleichgewicht? Wie ungefähr sieht dessen Begriff aus? Nun, man denke sich den unwahrscheinlichen Fall, daß in 36 coups alle 36 Nummern herauskämen, und folglich eben so viel Mal Roth als Schwarz, Passe als Manke, Gerad' als Ungerade 2c. Hier hätte der Zufall nur die Zeit- und Zahlenfolge der Fälle in Unordnung gebracht, aber das Verhältniß ihrer Anzahlen (=1:1), das arithmetische Gleichgewicht der Fälle und Gegenfälle, gar nicht gestört. Stört er es aber, dringt er in n coups nur $n - x$ der möglichen Fälle heraus, hebt er die Gleichheit der Anzahlen von Fall und Gegenfall auf; so ist es doch nur für diese Reihenfolge von n coups unwiderruflich gestört, es kann in $n+y$ oder in $n \times z$ coups entweder vollkommner hergestellt, oder das Verhältniß der Anzahlen von Fall und Gegenfall kann der Gleichheit wieder angenähert werden; und es ist wahrscheinlich, es ist nach des Verfs. Versicherung durch Erfahrungen bestätiget, daß dieses geschehe, und zwar um so gewisser und vollständiger, je größer die Anzahl der coups angenommen wird.

Darauf gründet sich sein System, welches Ref. am besten durch ein Beyspiel von dessen Anwendung anschaulich zu machen hofft. Einer seiner Bekannten spielte häufig auf einzelne Nummern. Er hörte Anfangs von fern dem Abrufen der herauskommenden Nummern zu, notirte sich jedesmal die Anzahl der coups und durchstrich die herausgekommene Nummer auf seiner Markirkarte. Waren nur noch 3 Nummern übrig; so fing er an mitzuspielen, besezte jede derselben, und zwar meist um so höher, je mehr coups vorhergegangen waren. Kam nun Eine davon vor dem 12ten coup heraus; so hatte er offenbar gewonnen. Blieb sie länger; so pflegte er für die folgenden 12 coups den Satz mäßig zu steigern. Kam

sie endlich, so verfolgte er die beyden übrigen mit desto weniger Wagniß, weil er nun schon wieder im Vortheile war, dafern Eine davon nur vor dem 18ten coup erschien. Bey der lezten konnte er ruhig den 36sten abwarten. Und den wartete er gewöhnlich ab, wenn nicht etwa — die Summe, die er für diesen Abend bestimmt hatte, früher erschöpft war. Er gewann meistentheils, selten viel, verlor aber nie bedeutend, und hatte den doppelten Vortheil, daß vor dem Anfange des Mitspielens die Beobachtung des Spieles ihm die Zeit vertrieb, und daß während des Mitspielens die Fortzählung der Fehl-coups seine Aufmerksamkeit hinreichend beschäftigte, um ihn vor dem Andrange der Leidenschaften zu bewahren.

Diesen Wahrscheinlichkeits-Calculus auf das gleichzeitige Spiel mehrerer chances auszudehnen, und sich denselben durch tabellarisch eingerichtete Markir-Karten zu erleichtern, das ist es hauptsächlich, was der V., leider mit weit mehr Geschwätz und ungesalzenem Scherz, als Klarheit, seine spiellustigen Leser zu lehren sucht, und wobey er, angeblich nach Erfahrungen, die er durch die Vergleichung von vielen Tausend beobachteten „Kugelungen" (in Einer Woche 39,835, nach S. 101) festgestellt hat, die Zeit-Gränzen des Außenbleibens der verschiedenen chances angibt, und die Wahrscheinlichkeit, womit sich ihre Wiederkehr erwarten läßt, in Crisen, Mittelziele, Maturitäten u. s. f. eintheilt.

Wer einmal dieses Spiel spielen will, der wird wohlthun, diesem Lehrer zu folgen: denn so viel wenigstens ist klar, daß dieser Spiel-Calculus gegen die Leidenschaften, welche die Ponteurs zu ruiniren pflegen, wenigstens eben so viel Schutz gewähret, als — nach Hermes-Sintenis — das Studium des Generalbasses gegen die Regungen des Geschlechtstriebes.

Niederländische Zeitschriften.

1) Vaderlandsche Letteroefeningen. — Amsterdam bey Leenemann.

Diese Zeitschrift, von welcher jeden Monat ein Heft von wenigstens 100 Seiten in 8. erscheint, darf in Bezug auf niederländische National-Literatur wohl als die beste bezeichnet werden. Detaillirte Analysen der in den Niederlanden erschienenen Bücher findet man vorzüglich in ihr. Ihr Character besteht in einer gesunden, scharfsinnigen und unpartheyischen Kritik, welche in einem freymüthig einfachen und überzeugenden Ton geschrieben ist.

2) Magazin voor wetenscheppen, kunsten en letteren. Amsterdam bey Meyer Warnars.

Dieses vorzügliche Werk genießt in Holland längst anerkannten Ruf. Es nahm schon 1785 seinen Anfang, und währte bis 1812 fort, wo es in Folge politischer Ereignisse aufhören mußte; es umfaßte hauptsächlich Geschichte, Naturwissenschaften, belletristische Werke u. s. w. Seine Redactoren waren stets Gelehrte vom Fache und Schriftsteller vom ersten Rang. — Seit 1822 hat Herr van Kampen, ein als Verfasser mehrerer nützlicher Werke rühmlichst bekannter Schriftsteller, die Redaction dieser Schrift mit all dem Fleiß und Eifer wieder übernommen, den man von ihm erwarten konnte. Alle drey bis vier Monate erscheint eine Lieferung von 150 Seiten in 8.

3) Algemeen letterlievend maandschrift. (Monatliches Lit. Bl.) Amsterdam bey Brouwer.

Diese Monatsschrift, welche es übernommen, mit allen in den Niederlanden erscheinenden Werken bekannt zu machen, Aufsätze über Literatur aufzunehmen u. s. w., verdient den andern guten Zeitschriften Hollands würdig zur Seite zu stehen; doch entgeht sie dem Vorwurf nicht, in ihren Analysen manchmal zu oberflächlich zu seyn.

4) Tydschrift voor binnen en buitenlandsche letterkunde. Amsterdam bey Abbink. (Zeitschrift für vaterländische und fremde Literatur.)

Diese Zeitschrift hat nur erst mit dem Ende des Jahres 1823 begonnen. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, einen allgemeinen Ueberblick sowohl über die fremde, als holländische Literatur zu geben. Sie erscheint in Monatsheften von fünf bis sechs Blättern. Ihre Redaction ist sehr fleißig und sorgfältig. In den bis jezt erschienenen Heften derselben finden sich mehrere vortreffliche Analysen fremder und einheimischer Werke, Anecdoten, Poesien u. s. w.; auch ist sie wegen ihrer Mannichfaltigkeit und Unpartheylichkeit, dieser beyden so wesentlichen Eigenschaften periodischer Schriften, sehr zu loben. Gewiß ist zu wünschen, daß die Theilnahme des Publikums die Fortdauer eines Werkes begünstige, das sich durch einen sehr guten Anfang ausgezeichnet hat.

5) Gezondheidsblad. Amsterdam bey Van Es. (Gesundheitsblatt.)

Dieses Blatt enthält häufig interessante Artikel über Erhaltung der Gesundheit und practische Heilkunde. Jedes Heft ist von einem oder anderthalb Bogen.

6) Geneeskundige mengelingen, uitgegeven van wegen het genootschap orti salutiferi. Amsterdam bey Van Es. (Medicinische Verhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft art. salutif.)

Ein für Aerzte sehr interessantes Werk, welches alle drey Monate in Heften von fünf bis sechs Bogen erscheint.

7) Hippocrates magazyn, von den Doctoren Sander und Wachter herausgegeben, erscheint zu Rotterdam.

Dieses von zwey sehr gelehrten Männern herausgegebene Werk ist für den ausübenden Arzt eine wahre Fundgrube. Viele der ausgezeichnetsten Aerzte theilen mittelst desselben ihre Erfahrungen und Meditationen mit. Es erscheint von drey zu vier Monaten in Lieferungen von sechs bis sieben Bogen.

(Der Beschluß folgt.)

Verbesserung.

In der Rec. von Schiers Macht des Wahnes No. 85. S. 339. Sp. 1. Z. 2. ist zu lesen: das Licht der Aufklärung, statt d. L. der Duldung.

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. November 1824.

Dramatische Literatur.

Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne, von J. H. von Weßenberg. Segnius irritant animos demissa per aures, quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus. Horat. Constanz, gedruckt bey J. M. Bannhard. 1824. 80 S. 8.

Dieser Abhandlung des ehrwürdigen Bisthumsverwesers von Constanz kann keineswegs der Vorwurf gemacht werden, daß ihr Verfasser Andere darin für und wider sprechen, seine eigene Meynung aber fast nur errathen lasse, wie von dem Stäudlin'schen Geschichtbuche über den nämlichen Vorwurf von einem andern Rec. neuerlich in diesen Blättern (Nr. 35) gesagt ward. Erörterungen über die Natur der Verbindung von Kunst und Sittlichkeit darf man hier auch nicht suchen; aber das Daseyn dieser Verbindung heischt der Verfasser, sey es nun zwischen Gleichberechtigten (Pairs) im Geisterreiche, oder zwischen einem Primären und seinem Secondären. Ist die Verbindung vorhanden, so erklärt er sich für, ist sie nicht vorhanden, gegen die Schaubühne, und den Zweck der Abhandlung drückt die Schlußstelle also aus: „Möge dieser Versuch beytragen, eine Reinigung unserer Schaubühne von ihren sittlichen Mackeln zu veranlassen! Mögen die Priester, Verehrer und Liebhaber der dramatischen Kunst vereinigt dahin wirken, daß es tief unter ihrer Würde geachtet werde, das Publikum auf Kosten der Tugend zu ergötzen; daß sie vielmehr, gemäß dem hohen Rang, der ihr unter den schönen Künsten gebührt, und vermöge des Einflusses, den ihr Zauber, durch Anregung der verschiedenen Anlagen und Kräfte der Menschheit, ausübt, nicht nur eine reine Fülle von Genuß und Vergnügen spende, sondern auch bildend Herz und Sitten veredle!"

Von einem summarischen Ueberblick der Geschichte der Bühne ausgehend, weiset Hr. von Weßenberg nach, wie dieselbe in Athen und einigen andern griechischen Städten nicht allein unter den Volksvergnügungen den ersten Rang einnahm, sondern noch die höhere Bestimmung hatte: eine fromme Gesinnung von den Göttern und göttlichen Dingen, und den Sinn für erhabene Bürgertugenden, die Liebe der geordneten Freyheit und den Haß der Tyranney zu beleben und zu steigern; wie in Rom hingegen die Bühne darum nie zur Würde einer Religions- und National-Anstalt gelangte, weil, im Zeitraume der Freyheit Rom's, seine aufdämmernde Literatur sich nach der griechischen bildete und griechische Stoffe behandelte, später unter den Kaisern hingegen es mißlich gewesen wäre, die freysinnigen Tugenden großer Republikaner verherrlichen zu wollen, wie die Schauspiele des Mittelalters nach biblischen Geschichten und der Legende durch Rohheit und Unschicklichkeit der Behandlung vielmehr als durch Wahl des Gegenstands Tadel verdienten, indem mit verständiger Auswahl der Bibel unstreitig höchst rührende und erhebende Auftritte für dramatische Zwecke enthoben werden mögen u. s. w. Von den Verirrungen und Gebrechen der neuesten deutschen Bühne alsdann umständlicher handelnd, werden, neben andern mehr, als solche bezeichnet, die vielfältige Nahrung, die dem Aberglauben und der Wundersucht dargeboten wird, und die weichliche Romantik, die leidend, empfindelnd, sophistisch klügelnd und nachgebend, alle Kraft und allen Ernst vertilgt, und dem verfeinerten Geschlechtstrieb eine immer ausschließlichere Herrschaft bereitet. Bey Gelegenheit des ersteren Punkts wird beyläufig gesagt: „Von Goethe's Faust kann hier nur insoferne die Rede seyn, als der Geist dieses alle Schranken kühn übersliegenden Drama's auf manche Werke, die die Bühne betreten, Einfluß erhielt. Geist und Herz allen Lockungen zur Verirrung und zum Bösen bloßgestellt und ihnen unterliegend, dieß ist der Gegenstand des Stücks. Alles, was darin vorgeht, entsteigt dem Abgrund der finstern Mächte. Mephistopheles (das böse Princip) herrscht darin mit Allgewalt. Die Züge satanischer Virtuosität und menschlicher Schwäche sind mit Witz und Scharfsinn meisterhaft gezeichnet und nebeneinandergestellt. Aber dieß ist auch Alles. Von einer Erhebung des guten Princips über das böse, von der bessern, höhern Kraft im Menschen, von der

Macht seines Willens, von seiner Verwandtschaft mit Gott zeigen sich nur zuweilen leise Spuren, und alsogleich werden sie wieder verwischt. Es sind die Erbärmlichkeiten der Zeitgenossen darin mit treuer Wahrheit abgespiegelt. Schade, daß das Gute, Wahre und Rechte hinwieder nirgend mit wahrem Ernst in Schutz genommen ist! Doch wird der tiefer Forschende im Faust eine Bestätigung finden, daß alles Wissen und alle Kultur bey völligem Mangel an Demuth und Glauben zu nichts führe, als allen Täuschungen des Geistes der Lüge zu überliefern." Hinsichtlich auf den verweichlichenden Einfluß, welchen die neuere Bühne dem Sexualverhältnisse einräumt, wird auf die von Griechenland zurückweisend bemerkt: „Warum war der Geschlechtsliebe in ihrer Süßigkeit sowohl als in ihrer Schmerzen Bitterkeit, in ihrer Zärtlichkeit sowohl als in ihrer Wuth, im griechischen Drama nie die Hauptrolle, warum waren ihr nur untergeordnete Rollen vergönnt? Blos deßwegen, weil sie etwas Alltägliches, Gemeines ist, weil sie mit aller Macht, die sie ausübt, doch keinen höhern Adel verleiht, weil sie den Weisen, den Helden, den Edelsten vor allen Menschenkindern nicht auszeichnet, vielmehr sie zu dem gemeinen Haufen herunterstellt, weil sie in ihrer Leidenschaftlichkeit oft in verbrecherische Schwäche oder Raserey ausartet, weil ihre getreue Schilderung weit mehr die Leidenschaft entzündet, als davor warnt oder davon heilt; weil endlich die Herrschaft, die der Liebe auf dem Theater eingeräumt wird, nothwendig die Herrschaft der Weiber über die Männer in einem die Ordnung und das Wohl der Gesellschaft störenden und gefährdenden Grad erweitert." Im Gegensatze damit findet sich die Verirrung der neueren Bühne also bezeichnet: „Der alles beherrschende Geschlechtstrieb ist jezt die Seele der Schauspiele wie der Romane. Zahllose Schaaren solcher Dichtungen sind nichts weiter, als mehr oder minder getreue Gemälde der verderblichen, den innern Frieden und das häusliche Glück zerstörenden, Richtungen und Ausschweifungen jenes Triebes. Seine Ausschweifungen werden aber auf mancherley Weise, im Namen bald der Natur, bald der Vernunft, sophistisch beschönigt und entschuldigt, obgleich Natur und Vernunft dem Geschlechtstrieb, damit er zur Beglückung und Veredlung des Menschen diene, eine sehr stille und eingezogene Sphäre, die der Häuslichkeit anweisen."

Was ihr Verfasser von der Bühne heischen und hoffen möchte, und daß er keineswegs ihren Verächtern angehöre, wird annoch folgende Stelle darthun. „Welche Verstärkung für die Macht der Religion und der Gesetze, wenn mit ihnen die Schaubühne in Bund tritt, sie, auf welcher Alles Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen, alle Schminke verfliegt, und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält! Besonders hat die höher stehende Klasse von Menschen Ursache, dankbar gegen die Bühne zu seyn. Hier hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören, Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier, den Menschen. Uebrigens soll die Bühne nicht nur von den Lastern abschrecken, sondern auch vor den Thorheiten, deren Zahl das der Laster weit übersteigt, warnen und davon entwöhnen. Hier lehren Gemälde heidnischer Pfaffenwuth, Religionshaß und Verfolgung vermeiden. Mit eben so glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne auch Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an uns vorüberführen; hier könnten unsere Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger lieben lernen." Die vorstehenden Stellen sind hinreichend, den Charakter der kleinen Schrift zu bezeichnen, worin viel Einzelnes mannichfachen, mitunter gegründeten Widerspruch finden wird; die gründliche Kritik müßte der Abhandlung eine Abhandlung entgegensetzen, aber niemals würde sie den edlen Sinn und das schöne Ziel verkennen dürfen, die der Verfasser im Auge hatte.

Jahrbuch deutscher Nachspiele. Herausgegeben von Holtei. Dritter Jahrgang, für 1824. Breslau bey Graß, Barth und Comp., und Leipzig bey J. A. Barth. 343 S. 8.

Der Ausdruck Nachspiele, obwohl neuerlich L. Tieck in seinen Abendzeitungsaufsätzen über das Theater seines Wohnortes kein Bedenken getragen hat, ihn von Müllner's kleineren Lustspielen zu gebrauchen, kommt uns immer etwas ungeschickt vor, wenn er Dramolets oder Stücke bezeichnen soll, die nicht lang genug sind, um den herkömmlichen Theaterabend für sich allein auszufüllen. Denn zwey und drey dergleichen Stücke machen oft bey den größten Bühnen die Darstellung eines Abends aus, und dann paßt doch der Ausdruck: „Man gibt heute nichts als drey Nachspiele," ungefähr eben so gut, als der auf den Berliner Theaterzetteln, aller Logik zum Hohne, noch immer gebräuchliche: „Lustspiel (oder Schau-Trauerspiel) in einer Abtheilung." Der Herausgeber hätte das Unpassende seines geschmack-

losen Titels wenigstens bey dem ersten der hier gesammelten Stücke fühlen sollen: der König und der Künstler, geschichtliches Schauspiel in einem Akte von Bärmann; denn dieses ist vielmehr ein Vorspiel, ein Stückchen, welches sich höchstens dazu eignet, am Geburtstage eines Königs der gewöhnlichen Darstellung vorangeschickt zu werden, um demselben das Compliment zu machen, daß er die Künstler beschütze und in Ehren halte. Nach Analogie der Kind'schen Theorie von den Malerschauspielen könnte man es aber auch ein Bildhauer-Schauspiel nennen. Die Anecdote hätte wirksam werden können, wenn der Verf. es verstanden hätte, sie zu handhaben. Der Hochverraths- und Ketzerey-Prozeß, welchen man dem Bildhauer wegen einer geheim gefertigten und verborgen gehaltenen Statue bereitete, von der sich am Ende fand, daß sie, nicht ein Götzenbild, sondern das Bild des Fürsten war, bey welchem der dankbare Künstler Aufnahme gefunden hatte — dieser Prozeß, meynen wir, hätt' eine echt dramatische Handlung abgeben können; aber gerade dieser Prozeß ist es, welchen der Verfasser mit dem offenbarsten dramaturgischen Ungeschicke behandelt hat. Die Intrigue des Anklägers ist so plump und einfältig, er selbst so verdächtig, seine Bosheit so handgreiflich, und die Falschheit der bestochenen Zeugen wird so leicht (sogar noch vor der förmlichen Vernehmung) an das Licht gebracht, daß alle Spannung des Interesse, welches man an dem Ausgange eines prozessualischen Drama zu nehmen pflegt, nothwendig wegfallen muß, und der Zuschauer nur nothdürftig durch die Neugier hingehalten wird, endlich die Bildsäule zu sehen, welche vom Anfang' an verhüllt auf dem Theater gestanden hat.

Das zweyte Stück: Nein, von Herrn Gustav von Barnekow, kann zwar kaum ein „Lustspiel" genannt werden, da es eben nichts Komisches und überhaupt eigentlich keine Handlung enthält; aber der Einfall, welcher demselben zum Grunde liegt, ist so artig und ergötzlich, daß man bedauern muß, ihn nicht fester in den Boden der Wahrscheinlichkeit gepflanzt zu sehen. Ein aus dem Felde heimkehrender Offizier trifft seine Geliebte in der seltsamen Lage an, auf alle Fragen mit Nein antworten zu müssen. Da er nun Anfangs seine Fragen natürlich stellt, z. B.: ob sie ihn noch kenne, ihm gewogen sey, u. s. f.; so erhält er ungünstigen Bescheid. Nachdem er aber errathen hat, daß hier eine Laune dahinter stecken müsse, stellt er seine Fragen künstlich, und erhält durch das „Nein" durchaus erwünschte Antworten. Um diesen Scherz zu basiren, kam es nur darauf an, eine plausible und belustigende Nothwendigkeit für dieß ewige Neinsagen zu erdenken, der Verf. hat aber nichts erdacht, als einen Befehl des Vaters der Geliebten, welchem diese pünktlich gehorcht, weil der Vater in diesem Punkte äußerst streng ist. Das ist aber unwahrscheinlich, weil sich kein verständiger Zweck des Befehls denken läßt: denn selbst der Spaß, welcher sich hier daraus ergibt, konnte von dem Vater nicht vermuthet werden. Er ist rein zufällig, der Liebhaber durfte nur gleich Anfangs ein einziges Mal anders fragen, z. B. Haben Sie mich vergessen? statt: Haben Sie meiner gedacht? so fiel der Spaß weg. Die Verse sind nicht übel, und die Sprache rein. Doch wenn es S. 58. heißt:

Gehorsam fordert er, nichts spricht davon mich frey,
Und wenn auch sein Befehl nur eine Laune sey,

so ist das gegen die Sprachlehre. Wenn auch fordert wäre; aber ob auch hätte das sey zugelassen:

Ob sein Befehl auch nichts als eine Laune sey.

Daß der Verfasser das militärische Hauptwort Oberst nicht declinirt, läßt im Drama sich zur Noth als Militärjargon entschuldigen.

Mehr Werth hat das dritte Stückchen: Blind und Lahm, von Herrn Ludwig Robert. Zwey Liebende wollen sich bey ihrem Wiedersehen dadurch prüfen, daß sich die Dame für blind, der Herr (auch ein heimkehrender Offizier) hingegen für lahm geworden ausgibt. Der Einfall gehört zwar nicht unter die ausgesuchten, aber er ist nicht auf alltägliche Weise ausgeführt. Kein Theil täuscht den andern, jeder weiß den Betrug, der ihm gespielt werden soll, glaubt aber den gelungen, den er selbst spielen will. Daraus ergibt sich manches Ergötzliche, welches der zwischen beyde Hauptpersonen gestellte Oheim herauszuheben weiß, indem er zugleich die Nichtigkeit solcher Prüfungen in das gehörige Licht stellt. Aber leider ist das nicht blos ausgeführt, sondern ausgesponnen, und der Faden wird am Ende zu dünn, weil er zu lang wird. Das Metrum dieses Stücks sucht der Verf. in einer Art von Dissertation zu rechtfertigen, die er vielleicht abgekürzt haben würde, wenn ihm dasjenige bekannt gewesen wäre, was vielfältig, und noch neuerlich *) in Müllner's Spielen für die Bühne, Bd. 1. S. 283 ff. über die Eintönigkeit des deutschen Alexandriners bemerkt worden. Dort ist gezeigt, daß demselben die Abwechslung fehlt, welche im französischen Alexandriner daraus hervorgeht, daß die Franzosen die Sylben nur zählen, nicht messen, mit andern Worten, daß es bey ihnen keine Versfüße gibt. Müllner glaubte, daß diesem Uebel einigermaßen

*) Nicht allzu neuerlich; sondern vor 9 Jahren. M.

dadurch abgeholfen werden könnte, daß man das französische Cäsurgesetz milderte, und cum grano salis das Enjambement zuließe. Herr Robert hat denselben Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen gesucht, daß er statt der männlichen Cäsur in den jambischen Sechsfüßler abwechselnd eine weibliche, dactylische, oder amphimacerische einführte, z. B. S. 87.

O Friede, dessen Segnungen, | deß Sinn nur der versteht,
Der dich in Angst und Kriegesnoth | weinend von Gott erfleht. —
Ei was! Ein paar Lief'ranten | und Plündrer ausgenommen,
So ist wohl Ruh' und Frieden | der ganzen Welt willkommen.

Das hebt allerdings die Eintönigkeit des Alexandriners auf, aber es bringt eine andere hervor, und wenig oder nichts scheint dabey gewonnen, daß die Cäsur, statt duch einsylbigen Schlag, durch ein zwey- oder dreysyldiges Schleppen sich überall bemerklich macht. Die weibliche Cäsur desonders macht bey weiblichem Versende nur noch eine Eintönigkeit mehr. Sollte der cäsurlose jambische Vers der Alten nicht bessere Dienste leisten? *) Inzwischen hat Herr R. seinen After-Alexandeiner mit Geschick gehandhabt, und es wird allenfalls seiner Regeln, aber nicht seine Schuld seyn, wenn minder geschickte Versificatoren noch jene Sechsfüßler bilden, die durch den Schwanz in der Mitte das Ansehen von aufrechtstehenden Affen bekommen. Uebrigens findet man auch hier einen indeclinablen Obersten, z. B. S. 98: „Zum Oberst!“ Und dieser Oberst kann ebendaselbst für (vor) Ungeduld nicht warten.

Das vierte Stück, genannt: Ein Morgenscherz, von Karl Immermann, spricht für die Meynung, die bereits im Lit. Bl. 1822. No. 89. laut geworden ist: daß Herrn J's dramatischer Creditbrief nicht auf das Haus Thalia laute. Der Morgenscherz ist so geschwätzig und doch so gezwungen, so gewaltsam poetisch, daß, wenn am Ende die Freundin der Braut sagt:

Der Vorhang fällt so gleich. Das Weitre, im Gedichte
Macht's Langeweile nur —

man darauf antworten möchte: Sie ist schon fertig. Es ist nicht überley, daß diese Lucinde am Schlusse den Morgenscherz sowohl recensirt, als erklärt, nämlich so:

Es hat der Morgenscherz hübsch abgespielt sich.
Der Mittag kam heran. Laßt uns zur Mühle gehn,
Denn die Forelle wird schon auf dem Tische stehn.
(An die Zuschauer.)
Umsonst, sie hören nicht. An Euch, Ihr klugen Leute
Das so nothwend'ge Wort, was dieser Scherz bedeute.
In Deutschland ist der Scherz kein Narr, der harmlos springt;
Es ist ein scharfer Schütz, deß Pfeil zur Scheibe bringt.
Die Lieb' ist frohberedt, die Lieb' ist still und stumm,
Die Lieb' ist Trau'r und Lust, die Lieb' ist klug und dumm.
Die Liebe geht im Kreis, als wie ein Mühlenroß.
Und denkt, sie wandre weit. — Sie baut sich manches Schloß.
Die Liebe jauchzet auf, die Liebe ächzt beklommen.
Wer ihr die Thorheit nimmt, hat Alles ihr genommen!

Das fünfte Lustspiel: Fragt nur mich um Rath! von einem Herrn Albini, auch in Alexandrinern, hat zwar ebenfalls nur Einen Act, füllt aber 90 Seiten groß 8., und wir müssen offenherzig bekennen, daß wir es nicht haben durchdringen können vor Ungeduld über die Langweiligkeit, welche sogar diejenige noch übertrifft, die der Verf. in der alten Bäuerin Thekla (der Rathgeberin einer jungen Wittwe) selbst personifizirt hat. Handlung und Dialog schleichen recht eigentlich dem Reime nach. Der Vers mit dem Rothhälchen S. 212:

Es ist nicht fein von Ihr, daß sie solch' Meynung hat —

ist bey Weitem noch nicht der schlechteste.

Die Posse endlich: Die Luftschiffer, aus dem Nachlasse des D. Sessa, Verfassers von Unser Verkehr, ist in Prosa geschrieben. Zwey bejahrte Landjunker werden vom Liebhaber ihrer respective Nichte und Braut, der sich als reisenden Experimental-Physiker verkleidet hat, mit verbundenen Augen in einen Luftball gesezt, mit dem sie aufzusteigen wähnen, und geben endlich ihre Einwilligung zur Heirath, damit der Liebhaber nicht ausschwatze, wie plump sie sich haben anführen lassen. Einige beyläufige witzige und satyrische Einfälle sind alles, was hier den Leser ergötzen, und die Luftpassagiere im Ballon alles, was die Gallerie zum Lachen bringen kann. Der verstorbene Verfaßer, der in Unser Verkehr viel Talent zur Charakteristik des Niedrigen zeigte, hat wahrscheinlich die Schwäche dieser Arbeit selbst gefühlt, und Herr v. Holtei hat nicht wohl gethan, dieselbe an das Licht zu ziehen.

Er selbst hat gar nichts beygetragen. „Weil ich bessern Producten den Raum nicht nehmen wollte,“ sagt er S. IV, „obschon ich einige kleine Stücke vorräthig habe.“ Sind sie nicht besser wie dieses und das vierte; so thu' er damit wenigstens, wie Sessa mit dem seinigen gethan hat: er gebe sie bey Lebzeiten nicht heraus.

*) Ich glaube kaum. M.

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. November 1824.

Weltweisheit.

Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie. Ein Versuch von Friedrich Ancillon. Berlin bey Duncker und Humblot. 1824. XII und 152 S. 8.

Dieser „Versuch" ist, seinem Gegenstande nach, ein Versuch von großer Wichtigkeit; denn es handelt sich dabey um nichts Geringeres, als um die Zurückführung der Philosophie auf die Basis aller Religion, auf den Glauben an eine moralischfreye unsterbliche Seele und an einen persönlichen Gott. Man weiß, wie Jacobi vor einem halben Jahrhundert ungefähr, angefochten und gleichsam verketzert wurde, weil er einen G l a u b e n predigte in der philosophischen Kirche, die nichts für wahr gelten lassen wollte, als was der Mensch w i s s e n, begreifen, beweisen kann. Man bedachte damals und bedenkt häufig auch n o c h nicht, daß die menschliche Seele, wenn sie ihr eignes Daseyn beweisen und ihr Wesen begreifen will, wie einen Grundsatz oder Lehrsatz der Mathematik, vollkommen dem ergötzlichen Lügner Münchhausen ähnlich ist, welcher behauptete, sich und das Reitpferd, auf welchem er saß, bey seinem eignen Haarzopfe aus einem tiefen Moraste herausgezogen zu haben. Will der menschliche Geist einmal philosophiren; so muß er E i n s wenigstens voraussetzen und ohne Beweis annehmen: sein eignes Daseyn, und schon diese Voraussetzung, obschon Cartesius mit seinem: Ich denke, folglich bin ich, derselben den Anstrich eines Beweises gab, ist immer nichts anderes, als ein G l a u b e n, wofür es keine innere Bürgschaft gibt außer dem Gefühl. Dieser Glaube nun involvirt unmittelbar einen zweyten, nämlich den Glauben an Wesenheiten (E x i s t e n z e n nach unserem Verf.) a u ß e r der menschlichen Seele, die überhaupt zu dem Begriffe eines D i n g e s nur dadurch gelangen kann, daß sie es von andern Dingen u n t e r s c h e i d e t. Sie f ü h l t ihr eignes Daseyn lediglich insoferne, als sie Dinge außer sich wahrnimmt, sey es nun durch die ihr dienenden Sinne des Leibes, oder durch ihren i n n e r e n Sinn, den unser Verf. S. 40 V e r n u n f t nennt, und über welchen er sich also erklärt:

„Die Vernunft, von der ich hier rede, ist nicht ein Werkzeug oder ein Organ, das dazu dient, gewisse Verrichtungen zu thun, sondern eine wahre productive Kraft, ein schaffendes Vermögen, das seine eigene Offenbarung hat; das nicht beweist, was da existirt, sondern die Existenzen anschaut, und sie nur im Bewußtseyn aufgehen läßt; das sich nicht damit begnügt, das Gegebene zusammenzusetzen und aus dem Gegebenen zu schließen, sondern selbst uns die Realität gibt. Diese Vernunft ist keine arithmetische Maschine, sondern ein thätiges Prinzip, das nicht mühselig und langsam zur Wahrheit gelangt, sondern von der Wahrheit ausgeht, weil es sie in sich selbst findet."

„Diese Vernunft, das innere Auge, welches unmittelbar das Licht des Seyns empfängt, und die Existenzen wahrnimmt, wie das körperliche Auge die Umrisse und die Farben der sinnlichen Welt, ist ein unmittelbarer Sinn, der das Unsichtbare anschauet."

„Diese Vernunft ist der Grund alles Wissens, denn alles Wissen beziehet sich auf Realität und Existenzen."

„Alles Wissen muß zuletzt, oder zuerst, auf Thatsachen, allgemeinen Thatsachen, nothwendigen Thatsachen des inneren Sinns beruhen; auf Thatsachen, die uns u n s s e l b s t und die Ueberzeugung des Daseyns anderer übersinnlichen Wesen geben."

„Diese Thatsachen sind für uns geistige Anschauungen. In sofern sie uns eine schnelle, klare, objective Wahrnehmung der Realität geben, führen sie mit Recht den Namen Anschauung; in wiefern diese Anschauung sich auf Gegenstände der unsichtbaren Welt beziehet, verdient sie den Beynamen einer geistigen."

„Eine solche Anschauung, ein solches geistiges Gefühl erzeugt den p h i l o s o p h i s c h e n G l a u b e n. Dieser Glaube bestehet in der unmittelbaren Wahrnehmung der Existenzen, welche den Sinnen ganz verborgen und verschlossen sind, die sich uns aber im Innern offenbaren, und zwar mit einer nothgedrungenen Ueberzeugung ihrer Objectivität."

„Glauben, im philosophischen Sinne, heißt also, ohne Beweis, ohne Vernunftschluß, ohne irgend eine Deduction, Wahrheiten höherer Art, die zu den übersinnlichen, und nicht zu der Welt der Erscheinungen gehören, annehmen.“

„Dieser philosophische Glaube beziehet sich, wie der theologische, auf die Mysterien der unsichtbaeen Wett; abee wenn dieser leztere sich auf das Ansehen einer äußern Offenbarung gründet, so gründet sich jener auf die Offenbarungen des inneren Sinnes oder des Bewußtseyns.“

„Weit entfernt, daß der philosophische Glaube dee Vernunft entgegengesezt wäre, ist er nicht einmal wesentlich von derselben verschieden; er ist vielmehe die Vernunft selbst, in ihrer Quelle oder ihrer Grundlage angeschaut.“

„Die Vernunft sezt etwas gegebenes oder allgemein anerkanntes und angenommenes voraus, und alle Vernunftschlüsse setzen die Vernunft, und eine solche Vernunft, voraus. Also bestehet das Wesen der Vernunft nicht in Vernunftschlüssen, sondern diese künstlichen Verrichtungen sind ohne eine höhere unmittelbare, unabhängige Vernunft nicht denkbar; jene Ausdrücke sind also nichts weniger als identisch.“

„Diese Vernunft, und der Glaube an dieselbe, sind nicht in Hinsicht der Ueberzeugung, die sie bewirken, und iheer Resultate, sondeen nur in Hinsicht ihrer Aet, die Ueberzeugung herbeyzuführen, und des Mittels, wodurch sie zu ihren Resultaten gelangen, vom Wissen verschieden. Dee philosophische Glaube nimmt Existenzen an, die weder zu begreifen noch zu beweisen sind. Der Glaube ist also wohl ein Wissen um die Existenzen, allein ee weiß nicht die Existenzen, wenn man unter Wissen — beweisen, erkennen, begreifen, versteht.“

Diese Erklärungen sind die Achse, um welche die ganze vorliegende Abhandlung sich drehet. Diesen „allgemeinen inneren Sinn, diese höchste Seherkraft im Menschen,“ nennt der Verf. später (S. 48) den intellectuellen Instinkt, weil er auf der einen Seite durch plötzliche, schnelle, (eine Tavtologie, sollten wir meynen) einförmige, unwiderstehliche Eingebungen sich verkündiget; auf der andern aber diese Eingebungen sich auf Gegenstände beziehen, die nicht zum Gebiete der Sinne, sondern der übersinnlichen Welt gehören.

Man wird bemerkt haben, daß schon hier in der Philosophie des Vs. Poesie sich regt, und, in der That, sie zeigt sich später (S. 65), wo von dem philosophischen Wissen, und insonderheit von dem Unterschiede zwischen ephemerer und permanenter Existenz die Red' ist, in melodisch ertönenden Fluge.

„Eine schöne Lilie erhebt sich, auf ihrem emporragenden Stiel, in eleganter Form und mit blendendem Glanze. Sie ist uns in der Anschauung gegeben, und diese Anschauung zwingt uns gebieterisch und unwiderstehlich, die Existenz dieser Blume anzuerkennen. Wir können diese Nothwendigkeit nicht abwehren. Sie ist von der Vorstellung der Lilie unzertrennlich, eine Vorstellung, die wir nach Belieben weder läugnen, noch hervorbeingen, noch abändern können.“

„Die Anschauung und die Empfindung, welche diese Lilie uns gibt, sind nicht diese Lilie selbst. Wir gestehen, daß wir nicht mit Gewißheit von der Vorstellung der Lilie auf ihre inneren und reellen Eigenschaften schließen können. Aber dieser Zweifel erstreckt sich nicht bis auf die Existenz der Lilie; diese können wir nicht läugnen. Wir sind gezwungen, zu gestehen und anzunehmen, daß außerhalb Unser etwas von uns Unabhängiges da ist, welches uns die Vorstellung der Lilie gibt, und uns keine andere geben kann.“

„Diese schöne Pflanze hat sich entwickelt, hat geblüht, hat vermittelst des in ihr eingeschlossenen Samens sich fortgepflanzt. Bald nachher verwelkt, vertrocknet, hat sie sich in Staub aufgelöset, und es ist von ihrer eleganten Form und iheem prächtigen Leben nichts geblieben.“

„Diese schnell vorübergehende Existenz, die uns von dem, was das Wesen odee der Gegenstand war, eine gewiß nicht ganz entsprechende Vorstellung oder Anschauung gegeben hat, war sie eine wirklich reelle Existenz?“

„Wir glauben es fest und unwandelbar, weil wir nicht anders können; wir glauben es, weil wir fühlen, und mit einer unwiderstehlichen, mit keiner andern zu verwechselnden Gewalt fühlen, daß wir diesen Gegenstand oder dieses Wesen weder wachend noch schlafend geträumt haben, obwohl wir beydes öfters gethan, aber von der Gegenwart immer unteeschieden; weil wir fühlen, daß wir diesen Gegenstand oder dieses Wesen nicht freywillig durch eigne schaffende Kraft hervorgebracht haben. Dieses Wesen, sich trennend und unterscheidend von der ganzen Natur, was und wie es auch seyn mag, hat sich nicht allein uns dargeboten, sondern hat dieses unter individuellen Formen gethan.“

„Alle materielle Wesen, deren Existenz nur durch die Sinne auf eine mittelbare Art offenbaeet werden, und die Sinne selbst, mit dem Körper, dem sie inwohnen, der sie unterhält und ernährt, sind, in ihren verschiedenen Erscheinungen und Phasen, jener Lilie, dem Lieblinge der Natur, ähnlich. Der Lilie Geschichte ist die ihrige. Von der Eiche, die Jahrhunderte lang unbemerkt im Walde langsam wächst, bis sie ihre Vollendung erreicht, und dann Jahrhunderte an Kraft und an Umfang abnimmt, ehe sie iheen Staub mit dem der mütterlichen Erde vermischt, — bis zu der

Blume, die in einem einzigen Tage wie ein Hauch entstehet und vergehet; vom Löwen und Tiger, welche in unbesiegter Stärke ihre wilde Bewegung und ihr blutiges Leben in der Wüste lange führen, um in der Wüste ihr Grab zu finden, bis zur Mücke, der nur ein Augenblick beschieden ist; von der Sonne, die nicht immer geleuchtet, und auch einst verlöschen wird, bis zum Prisma der Bergkrystalle, bilden sich alle Wesen, um zu erscheinen, und verschwinden, um nie wieder zu erscheinen; nachdem sie alle sich unseren Sinnen längere oder kürzere Zeit offenbart, sie auf eine mehr oder minder anziehende oder zurückstoßende Art erregt und gerührt haben, werden sie zersetzt, und, in ihre Elemente aufgelöset, hinterlassen sie keine Spur ihres Daseyns."

Der feste und unwandelbare Glaube, der hier in Anspruch genommen wird für die sinnlichen Wahrnehmungen, muß, wie uns dünkt, zuletzt immer wieder als ein Gebäude betrachtet werden, welches auf der obigen Voraussetzung des intellectuellen Instinktes ruht, denn wer anders, als jener Instinkt, kann uns die Eingebung machen, daß die Sinne, die wir so oft auf dem Betruge ertappen, in dem gegebenen Falle nicht lügen? daß nicht die Phantasie uns einen Streich spielt, wie dem Macbeth, dem sie einen Dolch vorspiegelt, als er damit umgeht, den Duncan zu ermorden? Wenn es inzwischen darauf ankommt, der sogenannten philosophischen Speculation einen Schlagbaum vorzuwerfen auf derjenigen Seite, wo sie Gefahr läuft, im Unergründlichen sich zu verlieren; so wüßten wir kaum, was dazu besser taugte, als eben jener intellectuelle Instinkt. Wenn der Philosoph den Eingebungen dieses Instinktes unbedingt trauet, so sind zuvörderst alle Zweifel an der moralischen Freyheit der menschlichen Seele ausgeschlossen: denn sie fühlt dieselbe so klar, wie ihr eignes Daseyn, sie nimmt keine Wesenheit außer ihr wahr, welche mit eiserner Nothwendigkeit ihren Willen zu dieser oder jener Handlung bestimmen könnte.

„Die ganze moralische Welt, sagt der Verf. S. 115, drehet sich um den Mittelpunkt der Freyheit, und kennt keine andern Angeln. Wir können diese Thatsache weder begreifen, noch mit ihr ganz deutliche Begriffe verbinden. Sehr wahr. Wir können diese Thatsache nicht mit der Nothwendigkeit vereinigen. Ich gebe es gern zu. Wir können diese Thatsache nicht in Einklang bringen mit dem göttlichen Vorherwissen. Auch richtig. Allein schwächt dieß alles die Thatsache?"

Dagegen wäre vielleicht nur der Zweifel aufzutreiben, daß die menschliche Seele sich minder frey fühlt im Denken, als im Wollen, daß Gedanken und Gefühle ohne vorgängigen Willensact in ihr entstehen, daß diese das Produkt einer unerkannten Nothwendigkeit seyn können, und daß also der Wille, der doch immer nach Maßgabe vorgängiger Gedanken oder Gefühle zum Handeln sich bestimmt, vielleicht unter mittelbarer Botmäßigkeit der unerkannten Nothwendigkeit stehen könnte. Indessen ist dieser Zweifel wohl nicht so schwer, daß er nicht sollte aus dem Wege geräumet werden können; gesetzt auch, daß man neben dem intellectuellen Instinkte noch einen besondern moralischen annehmen müßte.

Jener offenbart uns demnächst auch die Unsterblichkeit der Seele, obschon etwas minder klar, als deren moralische Freyheit. Unmittelbar fühlen wir freylich diese Unsterblichkeit (Fortdauer mit Bewußtseyn) nicht; aber wir fühlen die Unmöglichkeit, eine absolute Vernichtung der Seele zu denken, und das zwingt uns, das Gegentheil derselben, die Fortdauer zu glauben.

Zuletzt offenbart uns der intellectuelle Instinkt einen persönlichen Gott, wenn wir mit dem Scharfsinne unseres Vs. den Begriff einer Ursache von dem eines Grundes unterscheiden. Nach ihm (S. 99. ff.) ist die Ursache einer Thatsache nichts, als eine andere Thatsache, welche jene hervorgebracht hat; der Grund aber ist allezeit der Gedanke einer freyen Intelligenz, von welcher die fragliche Thatsache die Ausführung ist. Wenn nun die Frag' ist von der Entstehung der Thatsache, die wir Natur nennen; so ist das keine Frage nach der Ursache der Natur, die immer wieder ihre Ursache haben müßte, sondern eine Frage nach dem lezten Grunde derselben, der als Gedanke in einer freyen Intelligenz gesucht werden muß; und das führt nothwendig auf das Daseyn eines persönlichen Gottes, der eben die freye Intelligenz ist, in welcher der Grund der Natur liegen muß, wenn sie überhaupt einen haben soll. Den muß sie aber doch wohl um so gewisser haben, als sie keine lezte und oberste Ursache haben kann, weil jede Ursache eine Thatsache ist, die wiederum eine Ursache voraussezt, wenn man nicht einen Grund (ein ideelles Princip im Gegensatze des reellen, nach unserm Verf.) statuirt, der ohne weitere Ursache denkbar ist, als Gedank' einer freyen Intelligenz, eines freythätigen Schöpfers. Daß sie uns das Wie seiner Schöpfung ein unerklärliches Geheimniß ist, stößt diese Offenbarungen unseres intellectuellen Instinktes nicht um; und wir haben nur die Wahl, über die Welt auf der Basis des Glaubens an einen persönlichen Gott, oder gar nicht zu philosophiren, d. h. uns in einem ewigen Kreise von Afterschlüssen herumzudrehen, deren Resultat entweder Schwindel oder Trostlosigkeit ist.

Das Leztgedachte wollen wir, wenn es den etwaigen philosophischen Lesern des M. Bl. gefällig ist, hübsch bleiben lassen. Von Eingebungen halten wir zwar nicht viel; aber die Eingebungen der Vernunft, be-

nen Herr A. das Wort redet, machen billig eine Ausnahme, das sind echte Eingebungen von oben, während die mystischen meistens von unten kommen, oder aus der Mitte. Die philosophische Katheder-Kritik wird freylich dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er nicht scharf genug denke; aber man wird nicht läugnen können, daß er schön denkt, und unsere Leser werden bereits an obigen Citaten bemerkt haben, daß er auch schön schreibt. Inzwischen ist seine Schreibart nicht frey von Gallicismen und Berlinismen. Z. B. S. 7: „es ist immer auf uns selbst, daß wir eine Spitze des Zirkels ruhen lassen.“ Ebendas.: „indem sie ihr Gebäude auf die menschliche Natur (auf der menschlichen Natur) errichtet und begründet.“ S. 16: „welche außer der sinnlichen Welt nichts kennen, und über dieselbe (derselben) nichts ahnen.“ Ebendas.: „in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt eindringen zu wollen, und auf sie durch phantastische Mittel einwirken können zu wähnen“ (zu wähnen, daß man — einwirken könne). S. 25: „ein Interesse an gewisse (gewissen) Wahrheiten.“ S. 6 u. a. mehreren Orten wird das Princip oder die Quelle einer Wissenschaft ihr Ausgangspunkt genannt, welches zweydeutig ist, da Ausgang sowohl den Antritt als das Ende einer Laufbahn bedeutet. Der Druck ist, im Verhältniß zu der gewöhnlichen deutschen Preßsudeley, brillant zu nennen, und wir haben ihn ziemlich correct gefunden.

Namenkunde.

Die Moden in den Taufnamen; mit Angabe der Wortbedeutung dieser Namen von M. Johann Christian Dolz, Vicedirector der Raths-Freyschule zu Leipzig. Leipzig bey J. A. Barth. 1825. VI und 176 S.

Obschon die Taufnamen ihrem Hauptzwecke nach nichts als Sprachzeichen sind, wodurch die Individuen einer und derselben Familie von einander unterschieden werden sollen; so hat doch ihr Klang und ihr Sinn so mancherley Einfluß auf das Leben, daß ihre Wahl nicht für ganz gleichgültig gehalten werden kann. Bey den Dichtern, zumal bey den dramatischen, steht sie sogar unter dem Gebote der Kunst, Namen sind ihnen Mittel, Vorstellungen und Empfindungen anzuregen, und gar füglich könnte die Onomatologie als ein eignes Kapitel in die Poetik aufgenommen werden: denn es ist doch immer der Erklärung werth, warum die Cordelia im Lear nicht Goneril heißen durfte. Wieviel ferner in der Liebe auf Klang und Sinn der Taufnamen ankommt, weiß jeder, der geliebt hat, und zur ars amandi gehört die Onomatologie um so gewisser, je wirksamer hier die poetische Deutung der Namen ist, in deren mündlichem Ausdrucke sich oft eine Fülle von unaussprechlichen Empfindungen zusammendrängt. Schon in diesen Beziehungen ist die historische und sprachforschliche Untersuchung der üblichen oder üblich gewesenen Taufnamen von praktischem Interesse sowohl für das Leben als für die Kunst, und ein gutes, etymologisches Taufnamen-Lexikon würde leicht ein größeres Publikum finden, als ein Lexikon der Blumensprache.

Etwas Aehnliches vermutheten wir hinter dem Titel des vorliegenden Buches; aber wir fanden uns betrogen. Hr. D. sagt sehr wenig über die Moden in den Taufnamen, er ist in der Erklärung ihrer Bedeutung meistentheils nachtretend, ungründlich und unbefriedigend, und was er darüber zusammengelesen hat, das trägt er vor ohn' allen Plan, ohn' alle Ordnung. Ein Gebrechen, welches er selbst gefühlt zu haben scheint, und welchem er durch ein alphabetisches Register aufzuhelfen gesucht hat. Zum Unglück ist dieses nicht ohne Fehler in den Seitenzahlen gedruckt, bey Gerhard z. B. wird auf S. 39 gewiesen, dort aber kommt der Name gar nicht vor, sondern S. 30, wo jedoch nichts weiter zu lesen ist, als die trockene, vage und unmotivirte Angabe, daß die Namen Gerhard und Hartwig den Starken, Kraftvollen, den Vertheidiger bedeuten. Eben so flach hin spricht er S. 31 über den Namen Hugo, der mit Hauck, Hoyer und Hügel verwandt seyn soll. Er beruft sich auf Beneken, und scheint Herders Erklärung (in der Schrift: Verstand und Erfahrung, Leipzig bey Hartknoch 1799 Theil I. S. III.) gar nicht zu kennen: „Hug, Hugo, Hugr, sagt dort die Note, hieß in der nordischen Sprache der Gedanke, der innere Sinn, die Neigung. Hugsa, Hügsa heißt denken, geheim aussinnen, im Schilde führen.“ (Daher vielleicht Hrre, nach der Anmerkung S. VIII.) Plausibler erklärt er den seltnen Vornamen Rulemann, welchen der Hr. Bischof Eylert führt. „Er ist unstreitig englischen Ursprungs und bedeutet wahrscheinlich einen Mann, welcher nach der Regel lebt; denn Rule heißt bekanntlich nicht nur Regierung, sondern auch Regel, Richtschnur. Nun, es heißt auch Lineal, Winkelmaß, Muster, Modell u. s. w., und der Begriff eines Mustermannes liegt dem Worte so nahe, daß wohl nur der Witz auf den Gedanken verfallen könnte, dasselbe durch Regierungsmann zu übersetzen. Wer zufällig das Unglück hat, eine Brigitte zu lieben, der findet S. 98 den Trost, daß der Name eine Prächtige, eine berühmte Schöne, eine Hellglänzende bedeutet; aber von den Beweisgründen für diese Erklärung schreibt Lucas nichts; er fehlt sogar, nebst vielen anderen gangbaren Taufnamen, im Register. Eben so müssen diejenigen, welchen der Name Alona gefällt, es dem Verf. auf's Wort glauben, daß er die ausnehmende Schönheit bedeutet. Da Houwald in seinem jüngsten Trauerspiele, die Feinde, ihn für die Geliebte des Kronprinzen gewählt hat: so mögen die Theaterrecensenten die Richtigkeit dieser Erklärung untersuchen.

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. December 1824.

Geschichte.

Die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck, in ihren historischen Beziehungen dargestellt, mit urkundlichen Beylagen und Zeichnungen, auch einem doppelten Anhange, von C. P. Lepsius. Naumburg 1824. Bey A. C. Bürger. 108 S. gr. 4. Preis 2 Rthlr.

Dieses Werkchen bildet das vierte Heft der von dem Thüringisch-Sächsischen alterthumsforschenden Vereine herausgegebenen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschung, welche, wie wir aus den früher erschienenen Heften schließen müssen, hauptsächlich der Geschichte des Mittelalters und zwar des vaterländischen (Thüringen und Sachsen) gewidmet sind. Der bescheidene Verfasser will seine Arbeit nicht als eine Geschichte und noch weniger als ein historisches Gemälde, sondern blos als einen Versuch, über die ehemaligen Verhältnisse beyder Burgen einiges Licht zu verbreiten, angesehen haben. Zu einem Mehreren, so sagt er in dem kurzen Vorwort, biete die dürftige Ausbeute der Urkunden keinen Stoff. Nun gewährt allerdings der Gegenstand dieser mühevollen Untersuchungen zunächst nur ein lokales Interesse, was bey den meisten Monographien dieser Gattung der Fall ist; aber der Nutzen derselben für die Aufhellung der provinziellen und allgemeinen Geschichte ist darum nicht weniger entschieden. Wie die spezielle Geschichte ohne Kenntniß der allgemeinen ein Unding ist, so kann die allgemeine, wenn sie auf Vollständigkeit und Treue Anspruch machen will, ohne die sorgfältigste geschichtliche Bearbeitung der einzelnen Theile nicht bestehen. Beyde befinden sich also in der genauesten Wechselwirkung, ungefähr wie die Chorographie und Geographie nach der anerkannt richtigen Feststellung des Claudius Ptolemäus (Geogr. I, 1.), und können sich gegenseitig durchaus nicht entbehren. So viel im Allgemeinen über das Verdienstliche dieser Arbeit, die wir jezt etwas näher ins Auge fassen wollen. Es sind bereits mehrere Schriften vorhanden, in welchen die Geschichte beyder Schlösser abgehandelt wird; aber gerade die beyden ausführlichsten und bekanntesten sind auf so unhaltbarem Grund gebaut, daß wir es für nöthig erachten, bey dieser Gelegenheit die Freunde der vaterländischen Geschichte warnend darauf aufmerksam zu machen. Die erste finden wir unter dem Titel: Historische Nachricht von der Rudelsburg, im 1. Hefte des 1. Bandes des im Jahre 1792 zu Dresden erschienenen Journals für Sachsen, und die zweyte ist im 5. Bande S. 287 der vielgelesenen Ritterburgen Deutschlands von Friedrich Gottschalk enthalten, welche leztere Christian (nicht Friedrich, wie S. 9 der Lepsius'schen Schrift steht) Niemeyer, der bekannte Verfasser des deutschen Plutarchs und des Heldenbuchs, in den seitdem entschlafenen Thüringischen Provinzialblättern 1822. S. 79, nicht ohne Lobpreisungen, im Auszuge mitgetheilt hat. Sowohl Herr Gottschalk als auch der ungenannte Verf. des zuerst angeführten Aufsatzes gaben jedoch fast nichts, als ein Gewebe von Fabeln und Mährchen, denn sie stüzten sich beyde hauptsächlich auf die Berichte der sogenannten Rauhischen Chronik, deren historischer Unwerth (sie ist ohne Zweifel das Machwerk eines Naumburgischen Antiquitätenkrämers aus dem vorigen Jahrhundert, Namens Rauh, der von der Leichtgläubigkeit seiner lieben Landsleute durch Abfassung chronikartiger Berichte über Naumburg und dessen Umgebung nicht ungeschickt Vortheil zu ziehen wußte) durch den anonymen Verfasser eines geharnischten Aufsatzes im zweyten Hefte der Mittheilungen des Thür. Sächs. Vereins S. 72 mit sehr überzeugenden Gründen dargethan worden ist. Herr Lepsius hat nun einen ganz andern, ungleich mühsamern, aber untrüglichen Weg eingeschlagen, indem er sich in der vorliegenden Schrift blos auf die Resultate seiner Untersuchung der sämmtlichen noch vorhandenen Originalurkunden, welche über die Geschichte beyder Burgen einiges Licht verbreiten können, beschränkt. Die Urkunden selbst, die noch ungedruckten nämlich, ein und zwanzig an der Zahl, sind in einem Anhange dem Werkchen beygefügt, und können als eine schäzbare Bereicherung der

Diplomatik des Mittelalters angesehen werden. Der erste Abschnitt gibt uns zuvörderst historisch begründete Nachrichten von der Burg Saaleck und den Voigten zu Saaleck im zwölften und zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts; der zweyte über die Inhaber der Rudelsburg vom Ende des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Der dritte Abschnitt verbreitet sich ausführlich über die Abstammung der Schenken zu Saaleck, einer Nebenlinie der in der Thüringischen Geschichte so berühmten Schenken zu Vargula, welches der etymologische Aberwitz früherer Zeit von dem Römer Quinctilius Varus (Varila Quinctilii Vari de nomine dicta, Quem dedit Arminius cum legione neci. J. C. Olearii Rer. Thüring. Syntagma p. 364.) herleiten wollte, und erzählt uns die Geschichte dieses Dynastenhauses von der Erwerbung der Herrschaft Saaleck bis zu deren Verkauf an das Stift Naumburg i. J. 1344. Der vierte und fünfte Abschnitt endlich beschließt die Geschichte beyder Burgen, indem er den Wechsel der Besitzer bis auf die neuesten Zeiten fortführet. In dem dreyßigjährigen Kriege fand die Rudelsburg durch Einäscherung ihren Untergang, und die Burg Saaleck scheint schon früher, da sie bey verändertem Kriegswesen aufgehört hatte, den Bischöfen zu Naumburg „in Kriegen und Nöthen" als sicherer Zufluchtsort zu dienen, in Verfall gerathen zu seyn. Ein doppelter Anhang ist dem Werkchen hinzugefügt. Der erste sub Lit. A. macht uns bekannt mit zwey handschriftlichen Sammlungen der Pfortaischen Klosterbriefe, von denen die ältere, ein schöner Codex membranaceus, auf der Schulbibliothek zu Pforta, die jüngere, ein Codex chartaceus, im dortigen Rentamtsarchiv aufbewahrt wird, welche beyde für die Aufhellung der Geschichte Thüringens von großem Werthe sind, und bis jetzt noch zu wenig benutzt wurden. Der zweyte sub Lit. B. handelt über das Alterthum des benachbarten Salzortes Sulza, und gibt einige sehr schätzbare Beyträge zur Geschichte des dortigen Klosters. Der Verfasser tritt in dem Eingange dieses zweyten Anhanges unbedenklich auf die Seite Reichards, welcher in seinem „Germanien unter den Römern" (S. 99 und 126) die Sächsische Saale für jenen von Tacitus (Annal. XIII. 57.) erwähnten salzreichen Fluß nimmt, der den Vernichtungskrieg zwischen den an seinen Ufern benachbarten Catten und Hermunduren veranlaßte, und ist zugleich mit dem Consistorialrath Dr. Ilgen der Meynung, daß namentlich die Salzquellen zu Sulza zu denen gehörten, um welche jener blutige Kampf gekämpft wurde. Als Beweise für seine Behauptung führt er die um Sulza häufig vorkommenden Spuren einer starken Bevölkerung in der frühesten germanischen Zeit und namentlich den benachbarten sogenannten Sonnenberg an, den er, nach mehreren daselbst aufgefundenen Alterthümern und nach einer daran sich knüpfenden Tradition, für ein dem Sonnendienst gewidmetes Heiligthum hält, und nach jener Stelle des Tacitus (eos maxime locos propinquare coelo, precesque mortalium a diis nusquam propius audiri) mit den Sulzaer Salzquellen in Verbindung bringen zu müssen glaubt. Dieß ist nun aber nach unserer Ansicht kein haltbarer Entscheidungsgrund in einer Sache, über welche nur nach historisch-geographischen Grundsätzen abgestimmt werden kann. Die Gränzen des alten Catten- und Hermundurengebietes zu der von Tacitus genau bezeichneten Zeit (i. J. 58 n. Chr.) deuten offenbar jenen namenlosen Salzfluß nicht auf die Sächsische, sondern auf die Fränkische Saale; denn nach dem von Morelli entdeckten Fragmente des Dio Cassius (Dion. Cass. fragmenta a Jac. Morellio edita, Bassani 1798 p. 32) hatte der römische Feldherr Domitius Aenobarbus den heimathlos umherschweifenden Hermunduren auf dem damals (im Beginne der christlichen Zeitrechnung) von Einwohnern entblößten nördlichen Ufer der Donau Wohnsitze angewiesen, wo wir sie auch in der Germania des Tacitus (Cap. XLI.) wiederfinden. Wenn wir nun annehmen wollten, daß alte Hermundurengebiet hätte von der Donau bis an die Ufer der Sächsischen Saale gereicht, welche übermäßige Ausdehnung eines nicht allzubedeutenden germanischen Volksstammes bekämen wir dann? Ueberdieß hat man in dem vergangenen Jahre, im Flußgebiete der Fränkischen Saale, innerhalb des alten Gaues Gradfeld, des Gravionarium des Ptolemäus, zahlreiche altgermanische Gräbermassen entdeckt, die offenbar einen Cattischen Ursprung verrathen, und Gräbermassen müssen in diesem Streite wohl entscheidender seyn, als eine annoch problematische heilige Stätte. Wir können also den Ansichten des Hrn. Verf. keineswegs beypflichten, eben so wenig, wie dem S. 8 von ihm aufgestellten Grundsatze: daß runde Thürme auf ein höheres Alterthum hindeuten, als vierseitige. Die römische Baukunst, das Vorbild der fränkischen, führt hier den triftigsten Gegenbeweis. Jede Kunst ist ja stets von dem Leichteren zu dem Schwierigeren übergegangen, nie umgekehrt, und ein runder Thurm fordert eine höhere Kunstausbildung als ein vierseitiger, das ist erwiesen. Sehr zu loben ist übrigens der in dem vorliegenden Werkchen herrschende ruhige Geist anspruchsloser Forschung und die gediegene, wahrhaft kernhafte Schreibart, die sich durchgängig frey hält von dem eitlen stylistischen Flitterstaat, welcher dem wahren Historiker nie geziemt. Eben so verschmäht der Verf. alle die trügerischen Kunstgriffe deutschthümelnder Scribenten, welche, um für ihren Gegenstand an Interesse zu gewinnen, das Mittelalter auf Kosten der Gegenwart zu erheben suchen. Die beygegebenen Steindrucke und Kupfertafeln sind sauber und reinlich gearbeitet, und dienen dem Werkchen als eine sehr freundliche Ausstattung. Besonders hat uns

das Titelkupfer angezogen, welches eine perspektivische Ansicht der Rudelsburg, durch das gothische Fenster des Saalecker Thurmes gesehen, darstellt; wir vermissen an ihm nichts als den Namen des wackeren Künstlers.

Philosophie.

Wilhelm Gottlieb Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie für den akademischen Unterricht. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage oder zweyte Bearbeitung von Amadeus Wendt, ord. Prof. der Phil. zu Leipzig. Leipzig bey J. A. Barth. 1825. XVI und 562 S. gr. 8.

Φιλοσφέω heißt buchstäblich nichts anderes als sapientiam amo, ich liebe die Weisheit. Warum haben die Sprachreiniger das erotische Wort Philosophie durch Weltweisheit verdeutscht? Weisheitsliebe oder Gernweisheit wäre viel passender. Die deutsche Philosophie trägt vor der jeder anderen Nation den Charakter der Liebe an sich: sie ist leidenschaftlich, ausschweifend, eifersüchtig und veränderlich. Ihre Geschichte ist eine wahre Liebesgeschichte, und ließe sich weit leichter in der Form eines Romans bearbeiten, als in der Gestalt einer Wissenschaft. Vielleicht führt einmal ein Ausländer diesen Einfall aus; aber die Weisheitsliebe der Deutschen ist nur darauf bedacht, die papierne Welt mit Wissenschaften zu bevölkern, und hat unter die Wissenschaften eine Fruchtbarkeit gebracht, die allenfalls mit der Fruchtbarkeit der Juden wetteifern könnte. „Die Geschichte der Philosophie," sagt unser Verf. S. 18, „wurde von den alten Philosophen nicht als besondere Wissenschaft behandelt." In diesem Stücke sind wir viel weiter, bey uns wird fast die Geschichte jeder Wissenschaft als eine besondere Wissenschaft vorgetragen, und sobald sie nur einigermaßen herangewachsen ist, bekommt sie wieder eine Geschichte, die als besondere Wissenschaft ausgebildet werden muß. In der That findet sich hier ein Paragraph (36), welcher die Ueberschrift führt: „Geschichte der Geschichte der Philosophie." Freylich nur noch ein Embryo, wenig über zwey Finger lang; aber doch schon in drey Perioden gegliedert: in die Perioden von Bayle bis Leibnitz, von Brucker bis Tiedemann, und von Kant bis auf die neuesten Zeiten. In 50 bis 100 Jahren füllt vielleicht die Wissenschaft von der Geschichte der Geschichte der Philosophie einen tüchtigen Octavband, so gut, wie jetzt die bloße Philosophie-Geschichte.

Setzen wir inzwischen allen Scherz bey Seite, und gestehen wir, daß keine Wissenschaft ihre eigene Geschichte weniger entbehren kann, als die deutsche Philosophie: denn sie ist eigentlich nichts als eine Geschichte, nichts als die Vorgeschichte einer Wissenschaft, die erst noch geschaffen werden soll für die deutsche Nation. Philosophien zwar, Systeme, haben wir seit 50 Jahren in Ueberfluß gehabt; aber keines ist zur Nationalphilosophie geworden, alle haben nur gelebt, um zu sterben und anderen Platz zu machen, denen sich kein anderes Prognostikum stellen läßt. Nur das Kantische macht insoferne eine Ausnahme davon, als es mit einzelnen Ansichten in einigen positiven Wissenschaften sich festgesetzt hat, besonders in der Jurisprudenz: es ist bis in die Entscheidungsgründe der Gerichtshöfe gedrungen, wie unter andern aus Kinds Quaest. forens. zu ersehen ist.

Will unter diesen Umständen ein deutscher Student Philosophie studiren; so kann er damit vernünftiger Weise nichts anderes wollen, als sich vorbereiten zur Wahl irgend eines Systems oder zur Erfindung eines neuen; und der Lehrer, wenn er es redlich meynt, und nicht blos darauf bedacht ist, Proselyten seines Systems zu machen, kann es nicht füglich Umgang nehmen, ihm die Geschichte der Philosophie vorzutragen, ohne welche im Grunde kein System, wenigstens kein modernes, vollkommen verständlich ist.

Der Compendien dieser Geschichte gibt es viele, und dasjenige, womit der verstorbene Tennemann i. J. 1812 hervortrat, ist eines der brauchbarsten wegen der Klarheit und Unbefangenheit, womit es die verschiedenen, theils aus der Mode gekommenen, theils noch mit einander kämpfenden Systeme in ihren Grundrissen charakterisirt. Es fand daher bald Eingang, der Verf. erhielt bereits i. J. 1815 durch eine zweyte Auflage Gelegenheit, es zu vervollständigen; als diese aber fast vergriffen war, überraschte ihn der Tod. Da Werke dieser Art, um vollkommen brauchbar zu bleiben, nothwendig von Zeit zu Zeit fortgeführt werden müssen bis auf die neuesten Zeiten; so benutzte der Verleger den Herrn Prof. Wendt zur Besorgung der dritten Auflage. Diese Wahl war sehr verständig: denn Wendt ist ein Philosoph, der keine eigenthümliche Philosophie zu verfechten hat, kein neues, selbst ersonnenes System auszubreiten denkt, und solche Philosophen sind — wenn schon nicht die berühmtesten — doch die besten, wenigstens für die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie. Ueberdieß hatte Wendt von

Tennemanns Grundrisse auf seinem eigenen Catheder Gebrauch gemacht, er kannte dessen Vorzüge und Mängel aus Erfahrung, er war sonach der Mann, ihnen abzuhelfen, und zwar zum Theil ganz im Sinne des verstorbenen Verfassers, weil er durch die Hand des Verlegers ein durchschossenes Exemplar der ersten Auflage erhielt, in welchem sich Anmerkungen befanden, die Tennemann bey der zweyten Auflage noch nicht benuzt hatte. Diese bestanden hauptsächlich in einer zwar ausführlichen, aber fragmentarisch hingeworfenen Darstellung der Fichte'schen und Schelling'schen Lehren. Hier mußte geordnet und verbunden werden, das machte eine Charakterisirung der gleichzeitigen philosophischen Ansichten und Systeme von Bouterweck, Krug, Fries, Schulze, Köppen erforderlich, und die beabsichtigte Fortführung des Tennemann'schen Grundrisses führte auch nothwendig auf die nachzeitigen Ansichten und Systeme von Herbert, Hegel, Wagner u. a. Da nun überdieß manche Lücken auszufüllen waren, die in einer so verwickelten Geschichte, wie die der Philosophie ist, wohl keiner ganz vermeiden kann, und da ein Selbstdenker, wie Wendt, auch bey der Bearbeitung eines fremden Werkes unmöglich ganz sich verläugnen kann; so mußte natürlich aus der neuen, verbesserten und vervollständigten Auflage ein Compendium werden, welches von einem neuen Werke mehr durch den Titel und durch die Methode, als durch den wesentlichen Inhalt sich unterscheidet.

Es führt daher den Namen einer zweyten Bearbeitung mit Grund, und wenn ein literarisches Unrecht dabey ist, so besteht es nur darinne, daß dieser Name beynahe zu wenig sagt.

Von dem, was dem Bearbeiter eigenthümlich angehört, ist die Charakterisirung der neueren, von Tennemann noch nicht gekannten oder doch noch nicht berührten Ansichten und Systeme die Hauptsache. Und hier hat Ref. den Bearbeiter überall befriedigend, überall verständlich gefunden, mit alleiniger Ausnahme des Paragraphen: Hegel S. 511—513. Aber das liegt unfehlbar an Hegel, nicht an Wendt. Der souveraine Satz der Hegel'schen Philosophie: Was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig, hat den Ref. noch nicht davon überzeugen können, daß Hegels Philosophie — wirklich sey, besonders in ihrer Anwendung auf die Staats- und Rechts-Wissenschaft. „In der Anwendung der fortschreitenden Methode," sagt Wendt, „zeigt sich zwar großer Scharfsinn; aber die Darstellung hat eine Trockenheit und Härte, welche das Verständniß ungemein erschwert." Ref. muß bekennen, daß diese Trockenheit und Härte ihm das Verständniß — was man so eigentlich Verständniß nennt — unmöglich gemacht hat.

Obschon das Buch die Jahrzahl 1825 trägt; so ist doch die Wendt'sche Vorrede schon 1823 geschrieben. *) Daher reicht denn die Zeittafel nur bis auf Reinhold und Maaß, und bey Darlegung der Grundzüge von Eschenmeyers Ansicht (S. 507 und 508), hat die ähnliche von Friedrich Ancillon (Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie 1824) noch nicht erwähnt werden können.

*) Sie scheint geschrieben zu seyn zur dritten Auflage; das vorliegende Buch von 1825 nennt sich eine vierte, und ist vermuthlich ein unveränderter Abdruck der dritten.

Müllner.

Ueber das Studium der Philosophie in England.

Es ist sehr erfreulich zu bemerken, wie in England das Studium der deutschen Philosophie nun eine andere und zweckmäßigere Richtung nimmt. Der Sinn für Erforschung und Aneignung dessen, was in Deutschland in den verschiedenen Zweigen der Philosophie geleistet worden, ist erst in der neuern Zeit lebhaft geweckt worden: diejenigen aber, welche sich mit dieser Wissenschaft beschäftigten, huldigten alsbald der Schelling'schen Schule, und gaben in prunkenden Worten das Unverstandene und Unverdaute einem Publikum wieder, das, von Natur kühl und frostig, bey weitem nicht in die Mysterien des Ueberschwänglichen eingeweiht war, und daher die deutschen Philosophen ohne weiteres für etwas Weniges verrückt ansehen zu dürfen glaubte. Kant's Lehren kannte nur ein kleinerer Theil aus einer verstümmelten lateinischen Uebersetzung; sein System populär zu machen, möchte auch in früheren Jahren kaum möglich gewesen seyn, wo allenthalben der Wortgepränge dem klaren Denken und Forschen entgegenstand. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, sich zu dem zurückzuwenden, wovon wir ausgehend eine neue Bahn gebrochen sahen, auf der Besonnene mit Glück nun weiter schreiten. In der eben erscheinenden Encyclopædia Londinensis ist die Kantische Lehre (Art. Philosophy) nach Snell's „Handbuch der Philosophie für Liebhaber" und dessen „Einleitung in das Studium der Philosophie" durch Hrn. Thomas Wirgman klar und einfach-faßlich dargestellt, und wie können es uns nicht versagen, unsern Landsleuten den Namen des Gelehrten preisend zu nennen, der es zuerst versuchte, der Kantischen Philosophie in England Eingang zu verschaffen, und der bey der Wahl der vielfachen Erörterungen über jene Lehre glücklich genug war, auf Snell's Darstellungen zu treffen, die durch ihre seltene Klarheit und Einfachheit auch in Deutschland am meisten zur Popularität der Kantischen Philosophie beytrugen.

Z.

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 7. December 1824.

Dichtkunst.

Vermischte Gedichte von Wilhelm Meinhold. Coserow (auf Usedom in Pommern) bey dem Herausgeber, und Greifswald in Commission der Universitäts-Buchhandlung von C. A. Koch. 1824. 172 S. gr. 8.

Ein junger Landsmann des verewigten Kosegarten legt hier den Kunstfreunden ein Bändchen Talentproben vor, bey deren Prüfung sie das Talent schwerlich verkennen werden. Er hat sich in verschiedenen Gattungen versucht. Ueberall zeigt sich Kraft des Gemüths und der Phantasie, wenn schon nicht überall so glücklich, als in folgendem Winterbilde:

Wie gräßlich schreint der Schnee,
Wie krachet unter meinem Fuß die Scholle!
Kein Leben rings so weit ich seh',
Nichts, nichts, als Schnee —
Und pfeifend über diese grauenvolle,

Erstarrte Flur der Nord.
Die Sonne bläßer jeden Schreckensmorgen
Und fort und ewig fort,
Nur Tod und Mord,
Im Wettergrau'n der Tagesnacht verborgen!

Wie dampft das Thal, wie fürchterlich!
Es stöhnt die braune Creatur der Felder,
Und krümmt und kauert sich
So hungerig
Und so erstarrt am weißen Rain der Wälder!

Hier liegt ein Vögelein,
Ob kaltem Schnee gespreizt die kleinen Flügel. —
Wollt' Niemand Futter streu'n
Dir, Vögelein!
Daß du vergehen mußtest an dem Hügel?

Und, oh! Entsetzen, schaut!
Was blinket dort am schrägen Kirchhofsberge? —
Der Todtengräber haut,
Mit dumpfem Laut,
Ein Grab hinein in's tiefe Thal der Särge!

Und unten steht ein Greis
Und seufzt empor mit thränenvollen Blicken;
Sein Haar hängt lang und weiß
Und starrt von Eis,
Und nackend liegt sein Leib auf zween Krücken!

Ach armer, alter Mann!
Wollt' Niemand deiner Blöße sich erbarmen?
Du zeigst den Berg hinan — — —
Oh Mann, oh Mann,
Der nirgend weiß, als dorten zu erwarmen!

Er weiß Empfindungen zu malen, wenn schon nicht überall so anregend wie in dem Abend auf dem Anstande.

Es scheint der Mond so helle
Am grauen Fichtenrand,
Es rauscht des Meeres Welle
So dumpf am fernen Strand. —

Kein Thier ist mir erschienen,
Oh daß ich heimwärts wär'!
Wie schwebt es von den Dünen
So schemenhaft daher!

Wie rauscht es durch die Eichen,
Wie knistert's rings herab,
Und senkt wie Menschenleichen
Das welke Blatt in's Grab!

Ich weiß nicht welches Bangen
Mich wunderbar durchzückt,
Als ob mein Geist den langen
Vernichtungsarm erblickt — —

Ich schmett're dich nicht nieder,
Komm' ruhig, sich'res Thier!
Mir graus't es durch die Glieder
Als zielt' es auch nach mir.

Wenn seine beyden Oden auf die Schlacht von Leipzig weniger ansprechen, so liegt der Grund davon wohl größtentheils am Stoffe. Diese Schlacht, welch ein poetischer Moment in der Geschichte sie auch seyn mag, hat in ihren Folgen so viel poetische Hoffnungen noch unerfüllt gelassen, daß der Gedanke daran in der jetzigen Zeit nur von höchst prosaischer Wirkung auf die Gemüther seyn kann. Das soll uns inzwischen nicht abhalten, dem Dichter ein Bravo zuzurufen, wenn er S. 17 singt:

Krach' lauter, lauter mußt du seyn,
Der du die Erde weckst,
Du Donnersturm! Und das Gebein
Des Franken niederstreckst.

Ha horch! schon spricht's die Erde mit.
Jezt ruft's der Himmel nach:
„Das ist der Kampf, den Herman stritt,
Als er die Fessel brach!“

So schlägst du groß, so mußt du seyn,
Du laute Völkerschlacht,
Daß Haufen stürzen, und allein
Ihr Sturz wie Donner kracht!

Ja, der in Gottes Wolken geht,
Ist schmetternd, doch zu schwach,
Wann eine Freyheit auferstebt,
Dann folgt ein andrer Schlag! —

Daß er um der gedachten beyden Oden willen nicht mit den „Siegespoeten am Parnaß“ (s. Müllners Vermischte Schriften Bd. 1.) in eine Klasse gehört, dafür spricht unter andern sein Unmuthsgesang S. 127, bey'm Anblick der Bildsäule Luthers auf einem Kupferstich:

Ich kann den heil'gen Unmuth nicht verschmerzen.
Was hat die Welt von diesem Bild' Gewinn?
Oh Held, sie rissen dich aus ihrem Herzen,
Und stellten dich vor ihre Augen hin!

Wo ist dein Glaube, der das Joch gebrochen
Und frey und kühn den großen Feind bekriegt,
Wo ist die Kraft, mit welcher du gesprochen,
Wo die Vernunft, mit welcher du gesiegt?

Ach nichts! ach nichts! ist unsrer Zeit verblieben.
Das Große hat bey uns nicht Ruh und Rast,
Denn was noch göttlich spricht, das wird vertrieben,
Und was noch denkt wie du, das wird gehaßt!

Die Wahrheit flieht mit klagender Geberde
Den dunklen Ost, und sucht im fernen West
Sich ein Asyl auf einer freyer'n Erde.
Wohl wird verlassen, wer sich selbst verläßt! —

Und abermals umbraust uns das Gewitter,
Worin der große Feind verborgen ist.
Doch jezo bist du Erz, und sinkst in Splitter
Herab vom Strahl des argen Antichrist!

Und braune Männer werden einstens weilen
Vor deinem Torso und die Schrift besehn,
Wie wir jezt sinnend vor den Trümmersäulen
Persepolis, und Pasargada's stehn.

Was lächelt ihr des Dichters Traumgesichte,
Der dem Verhängniß euch verfallen sieht?
Oh eitle Thoren! fraget die Geschichte,
Ob je ein Volk auf Erden es vermied?

Sank nicht die Herrlichkeit des Indus nieder,
Und ist Aigyptos reiche Flur nicht stumm?
Wie kehrt die Majestät Carthagos wieder,
Und nie das starke Volk von Latium!

Wo der Triumphgesang in stolzen Thöen
Umjauchzte das erhab'ne Capitol,
Da hört man jezo fromme Seufzer stöhnen,
Da kniet das Volk der Welt vor dem Idol!

So sinkt dahin im flücht'gen Tanz der Horen
So Heldenruhm, als Völkerherrlichkeit —
Denn was da lebt, das hat die Zeit geboren,
Und das vertilgt auch wiederum die Zeit.

Und selbst die schönste That hat ihre Grenzen —
Denn Staub nur bleibt der Mensch dem großen Geist,
Der heut ihn noch in seiner Schöne glänzen,
Und morgen glanzlos niederfallen heißt.

Doch tönt nicht Salamis von Siegeswonne,
Hält Marathon nicht abermals Gericht?
Ersteht nicht Hellas Volk? ob Gottes Sonne,
Verlaß dieß Volk, und auch das meine nicht! —

Das Idyll, der Sturm an der Ostsee (S. 50), hat der Verf., vor Jahresfrist ungefähr, wenn Ref. nicht irrt, im Morgenblatte mitgetheilt. Es verdient Beyfall, obwohl der Pfarrherr zu viel darin prediget. Reicher an Gedanken und an Farben ist das Gedicht, der Strekelsberg (S. 72 bis 122), zu welchem das Titelkupfer gehört.

Sollen die Scenen aus dem unvollendeten Trauerspiele Odoacer S. 132 ff. eine Anfrage an die Kritik seyn, ob das Talent des jungen Dichters auch auf diese Gattung der Poesie sich erstrecke; so muß Ref. mit non liquet darauf antworten. Zwar läßt uns hier der Dichter nicht ohne Kunst einen interessanten Blick thun in die Seele eines Sohnes, worinnen der Vaterhaß als ein neugebornes Ungeheuer liegt, und an einer prophetischen Verwünschung aus dem Mund' eines Unglücklichen zur Mordlust sich aufsäugt. Aber dieser tragische Zug allein reicht noch nicht hin zu dem Urtheil über des Vfs. Beruf zum Tragöden. Die Sprach' ist nicht ohne Gehalt und Kraft; aber die Kunst des Dialogs bedarf der Ausbildung.

Auf jeden Fall ist die Kritik diesem Sänger die Aufmerksamkeit schuldig, ihn aufmerksam zu machen, auf die Fehler, denen er noch in Handhabung der Sprache und des Versbaues ausgesezt ist. S. 7 singt er:

Im Lufthauch der um Angerblümchen streift,
Wie im Orkan, der tausend Eichen schmettert.

Warum nicht deutscher: der Eichen niederschmettert? Warum hat er S. 11 das Rothbäkchen: „Und seufzend find't das arme Herz sich wieder,“ nicht vermieden? z. B. — findet sich die Seele wieder. Offenbar sprachwidrig ist die Stelle S. 22:

Wo zur grünen Rasenbank
Ich die Theure pflegte locken.

Warum vermied er die grammatikalische Sünde nicht auf dem Auswege der poetischen Freyheit: Ich die Theure pflog zu locken? „Welch' (welch' ein) Morgenhimmel“ (S. 35) gibt einen um so empfindlicheren Anstoß, da es im Anfange des Gedichtes vorkommt. „Welch' Teufel“ (S. 142) ist der Compagnon zu diesem Verstoß. Die Pforten, die dich umgeben“ (S. 45) sind selbst dann nicht zu rechtfertigen, wenn man das fürstliche Grabgewölbe oder gar den Sarg darunter versteht.

Den vermischten Gedichten ist ein biographisch-kriti-

scher Aufsatz über Kosegarten angehängt, worinnen Herr Meinhold sich die undankbare Mühe gibt, den verewigten Dichter gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er, zur Zeit der Napoleonischen Weltherrschaft, eine feurige Lobrede auf den Usurpator gehalten. Napoleon war ein Held, er war der Held seiner Zeit, und

Recht oder nicht; der Ausgang mag es melden,
Den Scalden zieht es ewig hin zum Helden.

Sprachwissenschaft.

Die Lehre von der Satzzeichnung oder Interpunction in der deutschen Sprache, nebst einer kurzen vorbereitenden Darstellung der Satzlehre, von Fr. Schmitthenner. Frankfurt a. M. in der Hermannischen Buchhandlung 1824. VI und 90 S. 8.

Auf der ersten Seite des Buches findet man folgenden Perioden: „Noch täglich sehen wir den Gang, welchen die Ausbildung des Menschengeistes und demnächst auch der Sprache, die für den Gedanken die Stoffwelt ist, wo er, um fortzuleben, einen Leib anzieht, in der Geschichte genommen hat, in dem Leben des Einzelnen sich wiederholen." Dieses Satzgefüge ist so mißgefügt, daß es bey allen denjenigen, welche den Einschachtelungsstyl (s. Lit. Bl. 1822. No. 97. S. 388) nicht lieben, nothwendig ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen den Schriftsteller erregen muß, welcher damit einen Vortrag der Satzlehre beginnt. Aber Herr S., der sich bereits durch andere Schriften (s. u. a. Lit. Bl. 1823. No. 59.) im Fache der Sprachlehre vortheilhaft bekannt gemacht hat, denkt deutlicher, als er bisweilen schreibt, und seine Satzlehre ist besser, als der Satzbau in obigem Beyspiele. Aus dem Wesen der Sätze, woraus ein Periode besteht, aus ihren logischen Verhältnissen untereinander, entwickelt er die Regeln für den Gebrauch der Interpunctionszeichen, die er in Satztheil- und Satzton-Zeichen eintheilt, je nachdem sie entweder blos Pausen andeuten (wie Komma, Kolon rc.) oder auch zugleich eine gewisse Tongebung bezeichnen, wie das Fragzeichen und das Ausrufungszeichen. Sein System ist im Ganzen scharf und klar durchdacht, und wenn man auf Dunkelheiten stößt; so rühren sie meistentheils von dem leidigen Purismus her, der nicht immer consequent durchgeführt wird. Um die Fremdwörter: Komma, Kolon und Semikolon, für den Begriff der Satztheile selbst zu sparen, (s. S. 38 Anmerk.) verdeutscht er sie durch Einstrich, Strichpunkt, Doppelpunkt. Warum nicht auch den Punkt durch Stich, und dem gemäß jene durch Einstrich, Strichstich, Doppelstich? Das Adjectiv sprachlich (für grammatikalisch oder grammatisch) wollen wir nicht anfechten; aber S. 40 stellt er demselben denklich (in dem weitesten Sinne von logisch) gegenüber, ohne zu bedenken, daß dieses Wort schon eine andere Bedeutung hat (denkbar, glaublich), die in der Verneinungsform (undenklich, vor undenklicher Zeit) am kenntlichsten hervortritt. Es ist hauptsächlich die Fortbildung nach dem Gesetz der Analogie, welche die Sprachreiniger zum Probirstein ihrer Erfindungen von Surrogaten für Fremdwörter gebrauchen sollten. Jenes denklich ist schon darum bedenklich, weil man bald auch ein undenklich daraus bilden würde, welches etwas ganz Anderes bedeutet, als der Neolog damit würde sagen wollen.

Entschieden erklärt sich der Verf. S. 9 und 48 gegen die Vermehrung der üblichen Interpunctionszeichen, und sein Grund verdient vollkommenen Beyfall: Schriftsteller sollen die Sätze so stellen, daß Zweydeutigkeit vermieden wird, aber nicht dem üblen Bau der Perioden durch Zeichen nachhelfen. Mit diesem Grundsatze scheint es im Widerspruche zu stehen, daß der Verf. S. 25 und 78 dem Gebrauche mathematischer Zeichen in der Sprachlehre das Wort redet, z. B. des Additionszeichens (+) für beygeordnete Sätze, des Gleichheits- und Aehnlichkeitszeichens (= und ∽) für gleichgeltende, vertauschbare, tautologische. Aber er empfiehlt das blos zu „sprachlehrlichem" Gebrauch, und was er darunter versteht, zeigt das Beyspiel S. 9 deutlich. Er gebraucht dort einige solche Zeichen, um dem Schüler klar und kurz vor Augen zu stellen, von welcher Art jeder Satz des betrachteten Perioden ist; und das ist im Allgemeinen eben so wenig zu tadeln, als die Bezeichnung der Sylbenquantität im Gradus ad Parnassum.

Für unrichtig halten wir die Regel S. 54, nach welcher das Fragzeichen auch allen eingefügten Fragwörtern beygesezt werden soll, z. B.: der Tod erwartet uns alle, wo? und wenn? aber, das steht bey Gott. Da hier der Frageton nicht stattfindet, was soll das Fragzeichen? Herr S. hätte, um von seinem Irrthume zurückzukommen, nur daran denken dürfen, daß man die Fragwörter hier auch als Substantiven, selbst mit dem Artikel, zu gebrauchen pflegt; z. B.: Das Wo und Wann aber steht bey Gott; das Warum wird offenbar rc. Das Ob ist ausgemacht, das Wie hangt von den Umständen ab.

S. 55 ist er in eine wunderliche Vermischung der Begriffe verfallen, indem er die glossirenden und parenthesirten Frag- und Ausrufungszeichen, welche z. B. die Recensenten den citirten Stellen beyzufügen pflegen, in die Interpunctionslehre zog. Das hätt' in den Anhang gehört, wo er von den Correctur-

Zeichen spricht, i. e. von denjenigen, deren sich die Correctoren der Druckbogen zu bedienen pflegen. Er führt für einen solchen Gebrauch des Doppelfragzeichens das Beyspiel an: Euler behauptet, daß das Licht durch Schläge auf den Aether erzeugt werde (??). Diese eingeschlossenen Zeichen sind aber nichts als parenthesirte, eingeschobene Noten. Werner in seinem abenteuerlichen Gedichte, die Weihe der Unkraft, ließ sie in der That als Noten unter den Text setzen, und manche Zeitungsleser schreiben solche Zeichen mit der Bleyfeder an den Rand der Tageblätter, um in ihren Lese-Nachfolgern Zweifel an der Wahrheit dieser oder jener Nachricht, oder an der Unbefangenheit des Berichterstatters zu erregen. Wer das mit der sprachlichen Interpunction verwechseln wollte, der würde Gefahr laufen, auch Okens famöse Eselsköpfe in der Isis für Interpunctions-Zeichen anzusehen. Es gehört nicht einmal in das Kapitel der stilistischen und anderen „sprachlehrlichen" Zeichen, welches der Verf. S. 72 ff. mit vieler Einsicht und sehr umfassend abhandelt.

Das Unterstreichen, welches im Druck ein Durchschießen, Größer- oder Anders-Drucken wird, läßt er als Hervorhebungszeichen gelten, und faute de mieux muß er das freylich wohl, obschon es den Druck unangenehm bunt, und daher ein anderes Auskunftsmittel wünschenswerth macht. In die S. 85 aus König Yngurd als Beyspiel angeführte Stelle: der Löwe, weil er stark ist, herrscht im Wald u. s. w., hat sich ein falsches Komma eingeschlichen, welches zum Beleg dienen könnte, wie schwer das Hervorhebungszeichen zu entbehren ist: Bey Hrn. S. ist hier gedruckt:

> Im dunkeln Reich, selbst unter unsern Füßen
> Gilt als Gesetz der Stempel der Natur.

Ref. faßt den Satz so: Selbst in dem dunkeln Reich unter unseren Füßen gilt u. s. w., und würde demnach, ohne Komma nach Reich, denselben so sprechen:

Im dunkeln Reich selbst unter unsern Füßen. *)

Bey einem andern, aus demselben Drama genommenen Beyspiele S. 74 hätte bemerkt werden sollen, daß Apostrophen wie: Ich lieb' die Stille ꝛc., nur da statthaft sind, wo die Schriftsprache die Bequemlichkeiten und Nachlässigkeiten der Mundsprache nachzuahmen befugt ist; damit die Schüler sich nicht etwa verleiten lassen, solcher Nothhäkchen sich zu bedienen, wenn sie den Virgil oder Horaz in deutsche Reimverse bringen wollen.

Herr S., obwohl selbst Purist, scherzt S. 8 geistreich mit den Sprachreinigern, indem er ihnen das Wort Munkeley, wegen der Verwandtschaft desselben mit μυειν, und wegen des Anklanges an dunkel, als ein Surrogat des Fremdwortes Mysticismus empfiehlt. Die sogenannte Karfunkel-Poesie, die im Dunkeln leuchten will, aber es nur dunkler macht, kann gar füglich Munkelpoesie genannt werden, und es wird in den neuen Almanachen weder an Munkelgedichten, noch an Munkelgeschichten fehlen. Vielleicht werden diese summenden Kerbthiere, welche das Ohr für die Lieder der Sangvögel taub zu machen drohen, ein wenig scheu, wenn man sie mit diesem Spottnamen ruft.

*) Daran wird' er nicht zum Besten thun. Das Reich bedarf keiner Hervorhebung; es genügt, wenn nur das selbst so eng daran geschlossen wird, daß man merkt, es gehöre dazu.

M.

Niederländische Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

8) **Roomsch-katholyke bibliotheek voor het koningryk der nederlanden.** — Bois-le-Duc bey Langenhuyzen. (Römisch-katholische Bibliothek für das Königreich der Niederlande.)

Dieses Werk, von welchem von zwey zu zwey Monat ein Band von 6—7 Bogen erscheint, enthält zum öftern interessante Artikel über Kirchengeschichte und über Predigten. Der Zweck desselben ist, Liebe für die katholische Religion einzuflößen, solche möglichst zu verbreiten, gute Bücher, welche in ihrem Geiste geschrieben sind, anzuzeigen und bekannt zu machen, solche aber, welche der römisch-katholischen Religion zuwiderlaufen oder als für dieselbe gefährlich erachtet werden, als verwerflich zu bezeichnen. So lobenswerth auch der Religionseifer seyn mag, so meynen wir doch, daß die Mitarbeiter dieser Schrift sich manchmal von demselben zu weit fortreißen lassen. Christliche Liebe und Duldung müssen der Redaction einer solchen Zeitschrift vor Allem zur Richtschnur dienen. Denn obwohl eine Menge Schriftsteller reformirten Glaubens gleichen Vorwurf verdienen und in ihren Schriften den bittersten Haß gegen die Katholiken ausbauchen, so sollten die Redactoren dieses Journals doch einen bessern, schönern Weg gehen.

9) **Annales littéraires des Pays-Bas.** Brüssel bey Weissenbruch.

Dieses ist eine, der Literatur, den Künsten, dem Handel und der Industrie gewidmete, Zeitschrift, von welcher alle vier Tage 1 Bogen erscheint. Herr Ricord der ältere, ein ausgezeichneter Schriftsteller, steht an der Spitze ihrer Redaction. Ihr Inhalt ist unterrichtend, angenehm und von großer Mannichfaltigkeit. Besonders zeichnet er sich durch seine Kritiken dramatischer Werke aus.

(Der Beschluß folgt.)

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. December 1824.

Sprachkunde.

Theoretisch-Praktisches (praktisches) Elementarbuch der deutschen Sprache nach naturgemäßer Methode, von Fr. Schmitthenner, Prorector am Herzoglich Nassauischen Pädagogium in Dillenburg rc. Hadamar in der neuen Gelehrten-Buchhandlung. 1823. XII und 322 S. 8.

Diese geistreiche Schrift schließt sich an des Vs. Sprachlehre für Gelehrtenschulen an, welche im Lit. Bl. 1823. No. 59 beurtheilt worden ist, und welcher sie eigentlich wohl hätte vorausgehen sollen: denn jene Sprachlehre hat der V. selbst als eine logische bezeichnet, die er auf eigene Grundsätze der Denklehre baute; und diese eigenen Grundsätze treten natürlicher Weise hier, in dem Elementarbuche, weit deutlicher, als in der ausgeführten philosophischen Grammatik, an's Licht, eben weil es die einfachen Elemente der Sprachkunst sind, welche daraus abgeleitet werden. Da inzwischen beyde schätzbare Schriften nunmehro vorhanden sind; so hangt die Priorität oder Posteriorität des Gebrauches von den Lehrern ab, und es ist nur zu wünschen, daß es deren viele geben möge, welche die Hauptidee des Vs. völlig zu begreifen und im Unterrichte folgerecht zu realisiren im Stande sind.

Die gewöhnlichen Elementar-Lehrbücher nehmen, wie Herr S. im Vorworte S. V sehr richtig bemerkt, die deutsche Sprache als eine todte und fremde, die man erst zu lernen habe. Daher der Zuschnitt nach dem Muster der lateinischen Sprachlehre. Aber der Jüngling, welcher eine Gelehrtenschule besucht, ist voraussetzlich schon im praktischen Besitze seiner Muttersprache, „die gefühlt und gelebt(?) aus unserem Inneren quillt,“ und wenn er hier noch Unterricht darin empfangen soll; so kann der Zweck desselben nicht dahin gehen, ein Gedächtnißwissen zu begründen, indem es die größte Verkehrtheit wäre (S. IV.), die Muttersprache in der Grammatik gewissermaßen abzutödten und als ein caput mortuum dem Gedächtnisse zu überliefern. Dieser Unterricht soll vielmehr als ein Mittel in geschickter Hand dazu dienen, den Menschen in der geheimsten Werkstätte seiner Gedanken zu ergreifen, zu erregen und zur absoluten Bildung, was die Vernunft ist, emporzuführen. In der Sprache ist der ganze Mechanismus unseres Denkens, von der Empfindung und einfachen Vorstellung an durch Begriff, Urtheil und Schluß zur Idee äußerlich dargestellt, und der Instinkt der Vernunft hat diese Darstellung geschaffen. Wenn nun der Sprachunterricht nicht ohne allen Verstand getrieben wird, so muß sich der Geist in diesem Gegenbilde selbst erblicken, das Bewußtseyn des Denkens sich an dem Bewußtseyn der Sprachgesetze entzünden. Materiale Zwecke, wie Gewandtheit und Richtigkeit im Gebrauch der Sprache, sind dem höheren formaler Bildung untergeordnet, und ohne ihn überall nicht zu erreichen, wie aus einer richtigen Ansicht der Sprache von selbst hervorgeht.

Zu diesem höheren Sprachunterrichte vorzubereiten, sind allerdings die obgedachten Elementar-Lehrbücher von lateinischem Zuschnitte wenig geeignet, und dieß bestimmte Herrn S. zur Abfassung des gegenwärtigen, welches den Weg ebnen soll, um in die Tiefen des Geistes der Sprache einzudringen. „Wie nun in der Sprachlehre für Gelehrtenschulen, wenigstens nach der Absicht des Verfassers, überall auf den Begriff, der die bewegende Seele der Sache ist, hingeführt ist, und durch Vergegenwärtigung der Verhältnisse des Denkens an den Sprachformen das selbstbewußte Denken, und eine freye Bewegung der Gedanken vorbereitet werden soll; so soll in dem Elementarbuch eine Genesis dieser Sprachformen, und zwar durch die bewußte Construction des Schülers selbst gegeben werden.“

So bestimmt der V. S. V. das Verhältniß beyder Schriften zu einander, und das ist, meynen wir, klar genug, obschon der Ausdruck: „durch die bewußte Construction des Schülers selbst,“ etwas in's Dunkle fällt. Daß ein Unterricht solcher Art für Gelehrtenschulen sehr zu empfehlen ist, weiß Ref. aus eigner Erfahrung, obwohl er ihn nicht in so elementarischer Gestalt genossen hat. Auf der sächsischen Fürstenschule Pforta, wo er für

die Universität sich vorbereitete, wurden die *alten* Sprachen gründlich gelehrt; aber für die Handhabung der Muttersprache im Schreiben war ihm das wenig förderlich, und er schrieb bis in die mittlere Klasse besser lateinisch als deutsch. Hier erst ging der Unterricht in der deutschen Sprache an: der damalige Mathematikus *Schmidt* (auch als mathematischer Schriftsteller rühmlich bekannt) las über dieselbe, in vorherrschendem Bezug auf ihren Gebrauch zu Kunstzwecken, besonders in der Poesie, und nun erst ging dem Ref. ein Licht auf über den Geist der Muttersprache, welches wiederum auf den Geist der todten Sprachen einen belebenden Wiederschein warf. Herrn Schmitthenners Bestreben ist auf denselben Zweck gerichtet, nur daß er weiter auf die ersten Elemente zurückgeht, als jener vortreffliche Lehrer in den wenigen Stunden thun konnte, welche ihm dazu vergönnt waren. Die Art, wie er dabey verfährt, ist streng folgerecht, aber nichts weniger, als trocken, weil sie nicht nur überall zu *denken* gibt, sondern oft auch durch interessante Aussichten der Verhältnisse zwischen Gedanken und Empfindungen und ihrem Ausdruck überrascht. So z. B. vergleicht der V. die Selbstlauter S. 15 ff. mit den Farben. Dem U-Laut soll das *Rothe* entsprechen als eine schreyende, und heftig anregende Farbe. Er wird aus der Tiefe der Brust hervorgebracht. Hieraus erklärt es sich, daß nur die heftigsten Gefühle, sowohl die jubilirende Freude, die aus diesem Laute zum J-Laut hinaufsteigt, als auch das tiefe Grausen sich in demselben äußern, und daß er häufig in den Namen von Dingen sich findet, welche mit der einen oder der andern Empfindung in Beziehung stehen (Juchhei, Jubel, Wuth, Blut, Glut). Auch findet er sich oft in den Namen *rother* Dinge (Funke, Purpur, Kupfer); doch befremdet es, daß der Verf. dabey nicht auch an die *schwarze* Farbe gedacht hat, (Fluch, Hut, Grube und dergl.) was gewiß geschehen wäre, wenn er Werner's Februar studiert, oder diejenige Recension desselben gelesen hätte, welche in den Namen der drey Fluchesopfer: Kunz, Trud' und Kurt Kuruth, eine mystische Vocalmalerey suchte. *) Ref. will eben nicht behaupten, daß solche Ansichten tief in den Geist der Sprache führen; sie sind dazu viel zu anfechtbar: aber sie *unterhalten* doch bey der Betrachtung steriler Gegenstände, und zeigen einen regsamen Geist, der immer auch ein anregender ist. Der Verf. mag vielleicht hier und da ein wenig zu weit gehen, wenn er einzelnen *Mitlautern* besondere Bedeutungen beylegt, die wohl nur gewissen *Sylben* angehören, z. B. wenn er im M und im N eine Kraft sucht, zu *verneinen*, (S. 25 und 28) vermuthlich weil *Nicht*, *Nein* und die Sylbe *Miß* verneinend sind. Indessen philosophirt er über die Art, wie die *Naturlaute* den Sinn der Wörter schattiren, meistentheils plausibel, und über den Werth verwandter Ausdrucksformen gibt er Erklärungen, die fast immer dazu geeignet sind, die wahre *Freyheit* im Gebrauche der Sprache zu befördern, indem sie deren logische *Schranken* kenntlich machen. Und das eben ist gar sehr am Platze zu einer Zeit, wo die Schriftsteller so viele *falsche* Freyheiten sich herausnehmen, indem sie das natürliche Recht, in der Sphäre der Sprache zu *schaffen*, bis zum Eingriff in die unwandelbaren Denkgesetze treiben.

Darin dürfte der Hauptwerth seiner Behandlung des Stoffes liegen, die wir hier nicht füglich näher charakterisiren können.

Zwey Anhänge sind dem Buche beygegeben. Der eine enthält „Lesestücke" aus Dichtern und Prosaikern, begleitet mit Hinweisungen auf diejenigen Sätze des Systems, welche durch einzelne Stellen derselben bestätiget und erläutert werden. Der zweyte, obschon der Verf. bey'm Niederschreiben desselben die Recension seiner Sprachlehre a. a. O. des Lit. Blattes schwerlich schon gelesen haben kann, ist dennoch seinem Inhalte nach eine versuchte Rechtfertigung gegen einen dort ausgesprochenen Tadel.

Getadelt nämlich wurde dort „der leidige deutsche Purismus in der Terminologie der Grammatik," und der gedachte Anhang handelt von den *Kunstwörtern der Sprachlehre*. Dem Verf. ist nach S. 307. nicht unbekannt, daß sein Purismus oder Neologismus in der Terminologie die Meynung *Kant's* gegen sich hat, welcher in dem Schmieden neuer Kunstwörter „eine Anmaßung zur Gesetzgebung in Sprachen" finden wollte. Herr S. bietet allen Scharfsinn auf, diese Meynung zu widerlegen, allein es gelingt ihm nicht. Zwar wird man ihm gerne zugestehen, daß das *Kunstwort* (terminus technicus) nichts weiter ist, als ein *willkürliches Zeichen*, dem eine bestimmte Bedeutung in irgend einer Kunst oder Wissenschaft beygelegt wird (S. 320.); und daß aus dem Rechte jedes Menschen, neue Ideen zu schaffen und seine Gedanken auf eine ihm eigenthümliche Weise zu verbinden, auch das Befugniß folgt, den Ausdruck, den die Idee ihm gebietet, zu gebrauchen. (S. 308.) Aber dieses Recht, für *neu* geschaffene oder neugestaltete Begriffe neue Kunstwörter aus den Elementen der Muttersprache zu erschaffen, hat Kant unseres

*) S. Leipz. Lit. Zeit. 1815. No. 298. Sp. 2380. verbis: „Er ward in der Taufe Kurt genannt, und gleichwie in den Wahlverwandtschaften *Mittler* den Beruf zum Mittleramte in seinem Namen trägt, so sprach nun die ganze Familie: Kunz, Trud' und Kurt Kuruth, durch den hier allein herrschenden tiefsten Selbstlauter U, als ein Gegenstand des gespenstischen Entsetzens sich aus."

Müttner.

Wissens nicht bestritten; und obschon ein Kunstwort ein ursprünglich willkürliches Begriffs-Zeichen ist (wie im Grunde jedes Wort überhaupt): so hört doch die Willkür billig auf, sobald das Zeichen angenommen ist von überwiegender Mehrzahl, sobald das Kunstwort sich etablirt hat, gleichviel aus welcher Sprache dasselbe genommen ist. Die Eintheilung des Himmels in Sternbilder und die Namen der lezteren waren ursprünglich auch sehr willkürlich; aber alle Versuche, sie abzuändern, sind gescheitert, weil sie die Gefahr mit sich brachten, das Verständniß zu verwirren, und die Mühe forderten, etwas allgemein Bekanntes umzulernen, um hier einen Ausdruck aus der Kunstsprache der Schauspieler zu gebrauchen. Mit den Kunstwörtern der Grammatik hat es eine sehr ähnliche Bewandtniß. Wer irgend Unterricht in der lateinischen Sprache erhalten hat (und das ist ja wohl auf allen Gelehrten-Schulen die Bedingung der Aufnahme); der weiß, ungefähr wenigstens, welche Begriffe die Kunstwörter: Infinitiv, Particip, Subject und Prädicat bezeichnen. Wie nun auch immer Herr S. diese Begriffe in seiner Sprachlogik zuschneiden und ordnen möge; wenn er den Infinitiv die Schwebeform, das Particip das Mittelwort, das Subject das Grundwort und das Prädicat das Sagniß nennt; so wird man ihn nicht überall verstehen können, ohne seine Terminologie (S. 315. ff.) nachzuschlagen, daferne man sie nicht etwa — auswendig gelernt hat. Ref. ist keineswegs wider die Verdeutschung der fremden Kunstwörter, aber er glaubt, sie müsse an die Bedingnung gebunden werden, daß sie sofort an das fremde Kunstwort mahne, wie z. B. des Verfs. Lippen-, Zungen- und Gaumenlaute (labiales, linguales und palatinae) und allenfalls auch sein Satzband (copula) und seine Satzfügung (Syntax). Auch sein Nennfall (nominativus) ist nicht zu tadeln, er ist sogar schon etablirtes Kunstwort, was er unstreitig dem Umstande verdankt, daß er eine sehr treue Uebersetzung des fremden Kunstwortes ist; aber wer wird leicht bey seinem Ergänzfalle an den Genitiv, bey dem Betheilfalle an den Dativ denken? Wer bey der Schwebeform an das Verbum ohne Bestimmung von Zeit und Person, an den Infinitiv? Wer bey dem Merkmals oder Sondernamen an das nomen abstractum? Oder bey der Nachvergangenheit an das Praeteritum in futuro, wovon sie gerade das Gegentheil auszudrücken scheint, da eine Vergangenheit, die erst noch werden soll, doch nicht füglich eine Nachvergangenheit genannt werden kann?

Jemehr es dem Verf. Ernst damit ist, den höheren Schulen nützlich zu werden, und jemehr er Beruf dazu hat, im Fache der Sprachphilosophie fortzuarbeiten; um so mehr wünscht Ref., daß er obige Gegengründe sorgfältig berücksichtigen, und dem Bedürfnisse der Leichtverständlichkeit das Vergnügen der logischen Wörterschaffung aufopfern möge.

Der Druck des Buches ist bequem, aber nicht correct, und in dem Erratenverzeichnisse sind Druckfehler von Bedeutung unangezeigt geblieben, z. B. S. 116 der Dativ: Meinen lieben Brüder (Brüdern), S. 275 die Verwirrung der Zahlen im Text und in den Anmerkungen, welche dadurch entstanden ist, daß im Text die Zahl 3 zweymal vorkommt, die Zahl 7 hingegen gar nicht, und dergl. mehr.

Was der Verf. S. 223 über die Ziererey sagt, welche in der neumodischen Nachäffung der Schreibart alter Chroniken liegt, ist beachtungswerth, auch die Bemerkungen über Goethe's Styl S. 245. ist dessen unmündigen Nachahmern zu empfehlen; aber die Behauptung, daß „die Manier, in welcher von manchen Neuern, wie z. B. dem Baron de la Motte Fouqué u. A. die Sprache behandelt und mißhandelt wird, als der Vorbote des Verfalls unserer Literatur anzusehen sey," ist hypochondrischer Natur.

Taschenliteratur für 1825.

1) Minerva, bey Gerhard Fleischer.
2) Urania, bey Brockhaus.

Von diesen beyden Taschenbüchern, die schon eine hübsche Reihe von Jahren die Allotriophagie der Lesewelt —

Doch halt! Der größte Theil der Lesewelt hat weder Griechisch gelernt, noch Medicin studirt. Im Convers. Lex. steht das Wort Allotriophagie nicht, und das neue encyklopädische Wörterbuch von Pierer ist zwar schon im B., das Wort steht auch richtig darin; aber es ist noch neu, dieses Wörterbuch, ist noch nicht fertig bis zum Z., und hat also, seines Reichthums ungeachtet, noch nicht Verbreitung genug in der Lesewelt. Ich muß also das fragliche Wort vor allen Dingen erklären. Allotriophagie ist eine Krankheit, welche darin besteht, daß die Kranken es nicht lassen können, Allotrien zu essen, als da sind Spinnen, Ameisen, Sand, Kreide, Kieselsteinchen und dergleichen Dinge mehr, welche von gesunden Leuten für ungenießbar gehalten werden, und auch wirklich nicht mit Fug unter die gesunden Nahrungsmittel gezählt werden können, obwohl Kranke sich dabey ganz leidlich befinden. Nun will ich zwar keineswegs die Behauptung wagen, daß die beyden genannten Taschenbücher schon eine hübsche Reihe von Jahren her nichts als ungenießbare Allotrien geliefert hätten. Aber all' unsere belletristischen Taschenbücher, und die Tageblätter dazu, haben doch die Basis ihres Bestandes, fi-

gärlich zu reden, in einer gewissen Allotriophagie der Lesewelt, d. h. in einem Hange, allerley Kleinigkeiten lieber zu lesen, als Werke von Bedeutung und voll Nahrungsstoff.

Daher kann ich denn füglich behaupten, daß die Minerva und Urania schon eine hübsche Reihe von Jahren die Allotriophagie der Lesewelt befriediget haben, ohne daß die eine Göttin der andern merklich nachgestanden oder den Rang abgelaufen hätte in der Lesewelt ersprießlicher Gunst. Aber für das Jahr 1825 muß ich entschieden der Urania den Vorzug geben.

Zwar enthält die Minerva u. a. eine Erzählung von Fouqué, und noch dazu eine Malar-Erzählung; einen Fündling von Jacobs, der mir kein Gründling zu seyn geschienen hat; mehrere Romanzen von Gustav Schwab, dessen Romanzen ich immer mit Vergnügen gelesen habe; und eine kleine Reise-Beschreibung von Matthisson, die durch die Schilderung wohlthuender Empfindungen angenehm wird. Auch liefert die Minerva Kupfer aus Goethe's Egmont, alle von Ramberg gezeichnet. In der ersten Scene bellt ein Hund ganz im Vordergrunde, während die Bürger den bedenklichen Toast: Ordnung und Freiheit! ausbringen, gleich als ob er die spanische Polizei in den Niederlanden aufwecken wollte; in der zweyten Scene wird der Windhund der Regentin eben abgeführt: und in der ersten Scene des vierten Aufzugs sind auf einem kleinen Wassertümpel drey Enten zu sehen, deren eine eben den Kopf untertaucht, und höchst natürlich und wahr den Schwanz in die Höhe streckt. Das Alles sind erfreuliche, löbliche, empfehlende Eigenschaften.

Aber dennoch muß ich, wie gesagt, für 1825 der Urania den Vorzug geben; denn sie ist, wie mein Almanachsspediteur mir geschrieben hat, gar nicht erschienen. Ich will es nicht leugnen, daß sie dadurch mein Urtheil zu ihrem Vortheil und zum Nachtheil der Minerva einigermaßen bestochen hat, indem sie mir die Bequemlichkeit verschaffte, einen Almanach recensiren zu können, ohne ihn vorher auch zu durchblättern. Allein mein Beyfall hat nicht blos subjective Gründe, sondern auch objective. Ich suche das Verdienst nicht sowohl im Nichterscheinen, als vielmehr in dem muthmaßlichen Warum desselben, welches der Urania Ehre macht. Sie ist schon früher einmal einige Jahre lang außengeblieben, und als sie wiederkam, brachte sie, gleich als ob sie neue Schöpferkräfte gesammelt hätte, Erzeugnisse von Bedeutung mit, wenn ich nicht irre, die bezauberte Rose, Werners Februar und Oehlenschlägers Hirtenknaben. Ich muß daher vermuthen, daß sie dießmal aus gleichem Grunde sich zurückgezogen hat, und daß sie nicht eher wieder erscheinen wird, bis sie im Stand ist, etwas zu bringen, das sich auszeichnet und werth ist, daß die Kritik davon rede. Thäten das alle belletristischen Almanache, wahrlich, es wäre gut für alle, (Almanache sowohl als Leser und Recensenten) und um diesen Preis wär' es ihnen leicht nachzusehen, wenn sie nebenbey den Bedürfnissen der Allotriophagen auf der einen, und denen des belletristischen Durchfalls auf der andern Seite dienten.

Niederländische Zeitschriften.

(Beschluß.)

Außer diesen Zeitschriften erscheinen in Holland noch folgende andere weniger interessante oder ausgezeichnete.

1) Annales belgiques. Gand bey Haadin.

2) Messager des sciences et des arts. Ebendaselbst bey Goesin-Verhaghe.

3) Recensent, ein Amsterdamer Blatt.

4) Allgemeene konst en letterbode. (Kunst- und Literatur-Bote.) Harlem.

5) Journal d'agriculture, d'économie rurale et des manufactures. Brüssel.

Sehr interessant, und besonders in Frankreich sehr verbreitet.

6) Luxemburger Wochenblatt.

7) Maandboekje der stad Middelburg. Middelburger Monatschrift.

8) Scaramouche en zyne Vrinden. Rotterdam. (Scaramouche und seine Freunde.)

Diese in einem einzigen und originellen Tone geschriebene Zeitschrift zeichnet sich durch unterhaltende Anecdoten aus.

9) Euphonia, bey Zimmermann in Utrecht.

Dieses Blatt, welches monatlich fünf- bis sechsmal erscheint, enthält häufig gute Poesien und Anecdoten.

10) De Buitenman. (Der Landmann)

von Herrn Serrurier redigirt, erscheint im Haag. Er enthält viel Gutes im Fache der Landwirthschaft.

11) De Start (der Stern).

Diese periodische Schrift wird von dem Wohlthätigkeits-Verein der nördlichen Provinzen des Königreichs herausgegeben. Sie erscheint zu Amsterdam in Monatsheften von fünf Bogen, und enthält Details und Nachrichten über die Einrichtung der von jenem Verein begründeten Kolonie Frederiksoord, dann Mittheilungen über Armen-Versorgung jeder Art, und überhaupt über Alles, was zu Verbesserung des Schicksals bedürftiger und unglücklicher Armen beytragen kann.

12) Le Philanthrope. Brüssel bey Weissenbruch.

Diese Zeitschrift ist das Organ der Wohlthätigkeits-Gesellschaft der südlichen Provinzen des Reichs.

Hiezu kommt noch die erst ganz neuerdings erscheinende Sentinalle, deren Redacteur Herr Froment ist. Dieses Blatt erscheint monatlich einmal, und zeichnet sich durch guten Geschmack, Lebhaftigkeit und Witz aus.

G. C.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. December 1824.

Almanachs-Literatur für 1825.

Das Wendt'sche Vergnügen.

Wenn ich die Wahl hätte, möcht' ich tausendmal lieber ein Almanach seyn, als ein Recensent: denn die Almanache sind beliebt, die Recensenten verhaßt, und jene werden gut bezahlt, diese schlecht. Zwar bekommen sie Bogen-Honorar genug; aber leider wird es gemessen nach den Bogen, welche sie schreiben, nicht nach denen, welche sie lesen, und man verlangt, daß sie viel lesen und wenig schreiben, d. h. sich kurz fassen sollen. Von den drey Erzählungen dieses Almanachs hab' ich Eine gelesen, den neuen Pygmalion, nur 89 Seiten lang, von Karl Immermann. Ich hab' also 5$\frac{9}{16}$ Bogen gelesen, aber wenn ich den Inhalt kurz referiren soll; so wird davon nicht $\frac{1}{8}$ Bogen voll. Ein Baron heirathet die Tochter seines Försters: das ist das Ende der Geschichte, deren Mittel und Anfang darinne bestehen, daß er sie zu sich in sein Schloß nimmt, um sie zu seiner künftigen Gemahlin erziehen zu lassen; daß ihn die Erzogene und schön Herangewachsene alsdann nicht mag; daß sie aber Liebe zu ihm faßt, als er die seinige aufgegeben zu haben scheint.

Ueber die Art, wie Herr Immermann das erzählt hat, könnt' ich zwar im Nothfall einige Zeilen mehr zu Papier bringen; aber 89 Seiten nun und nimmermehr. Ich sag' also blos, daß er es mit mehr Geist als Gemüth erzählt hat (in Almanachen findet man meistentheils den umgekehrten Fall), und daß er besonders die Scene des Wiedersehens ungleich besser gezeichnet hat, als Herr Ramberg, welcher der Försterstochter statt der Attitüde der Ueberraschung eine Operntänzerinnen-Stellung gegeben, und dem vor Entzücken über so viel Schönheit in die Knie sinkenden Baron ein Schafsgesicht angezeichnet hat. Doch muß ich es loben, daß er auf diesem Bilde keinen Hund angebracht. Ueberhaupt sind unter den 12 Bildern nur 4 Ramberg'sche, und in allen nur 3 Hunde nebst einem Hirsch, von welchen 3 Hunden überdieß 2 zur Sache gehören, nämlich zu W. Gerhards Gedichte, der Bettler und das Kind.

Man sieht, daß ich auch dieß Gedicht gelesen habe, und ich versichere, noch viel' andere dazu. Eins davon müssen meine Leser auch lesen, weil es ein wahres ist. Es ist von F. Rückert und lautet so:

Geist genug und Gefühl in tausend einzelnen Liedern,
Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in Einem Gebild' es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jezt ein zersplitterter nur.

Wahr, leider wahr! *Disjecta membra poëtæ!* Aber warum ist dem also? Weil es der Almanache zu viel gibt: Bettler, lauter Bettler, welche die spazieren gehenden Poeten Deut um Deut ausbeuteln.

Den Druck muß ich dießmal besonders loben. Noch im vorigen Jahre gehörte dieser Almanach zu denjenigen, an deren Futteralen die Buchbinder zugleich Brillen-futterale anbringen sollten, damit man sie bequem mit Brillen verschenken könnte. Jezt sind die Lettern merklich gewachsen, sie werden denen des Kind'schen Vergnügens wenig oder nichts nachgeben. Die früheren Jahrgänge von 1791 — 1824 werden für 22 Rthlr. offerirt, und die 4 lezten für 2 Rthlr. 16 gr. Als Ursache von leztgedachter Ermäßigung wird angeführt, daß mehrere darinnen enthaltene Novellen aufs neue und zwar einzeln aufgelegt worden sind, „ohne alle billige Berücksichtigung des ersten Verlegers.“ Ja, *summum jus, summa injuria!* Auf den Almanachen steht: für das Jahr N. N. Ist das Jahr N. N. vorbey, so wird die Novelle von ihrem Verfasser anderweit herausgegeben für die Ewigkeit, wenn nicht ein Anderes bedungen worden ist.

Dramatische Dichtkunst.

Tetralogie tragischer Meisterwerke der Alten und Neueren, zusammengestellt, aus den Ursprachen neu übersetzt und erläutert von L. Petz. Kaschau, Verlag von Otto Wigand, 1824. 46 und 408 S. gr. 8.

Unter einer Tetralogie verstehen die Dramaturgen bekanntlich eine Reihe von vier Dramen, welche eine zusammenhängende Fabel ausführen, und vermittelst dieses Zusammenhandes unter sich ein Ganzes, ein aus Dramen bestehendes dramatisches Gedicht bilden. Agamemnon, die Coephoren und die Eumeniden des Aeschylus (die Ermordung des Agamemnon, die Rächung derselben durch die Hand Orests, und des Orest Erlösung aus den Händen der Furien) machen zusammen eine Trilogie (beyläufig eine weit vollkommnere, als Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod); und wenn diese drey Tragödien, die man bekannter Maßen unter dem Namen Orestia begreift, von irgend einem Erklärer oder Uebersetzer mit der Iphigenia in Aulis von Euripides zusammengestellt, erklärt oder übersetzt würden; so möchte das allenfalls wohl eine Tetralogie tragischer Meisterwerke genannt werden können, ungefähr in dem Sinne, wie Döbrentei's Uebersetzung der Schuld, wenn er sie mit einer ungarischen Uebersetzung der That von Therese Artner hätte verbinden wollen, eine Diatogie heißen möchte. Aber Herr P. stellt hier den gefesselten Prometheus des Aeschylus, den standhaften Prinzen von Calderon, den König Oedip des Sophokles, und den König Lear des Shakspeare zusammen: Stücke, deren Fabeln nicht den entferntesten Zusammenhang untereinander haben. Und es ist um so schwerer zu begreifen, wie er für diese Zusammenstellung den Titel Tetralogie wählen konnte, da er recht gut zu wissen scheint, was eine Trilogie für ein Ding ist, indem er S. 17. der Einleitung die bekannte Vermuthung ausspricht, daß der gefesselte Prometheus wahrscheinlich mit dem Feuerbringer und dem erlösten Prometheus (die verloren gegangen sind) eine Trilogie ausgemacht habe.

Ungleich besser, als der Titel des Buches, ist dem Verf. die Einleitung gerathen. Eben so scharfsinnig als klar, eben so schön als wahr, philosophirt er hier über das Wesen der Poesie im Allgemeinen, und der dramatischen insbesondere. Mit dem Ausdrucke des reifsten Geschmackes und der selbstständigsten Unbefangenheit charakterisirt er die vier Dichter und ihre vorliegenden Werke. Hier ein Beleg dieses Lobes.

„Die Hauptperson interessirt sowohl im Oedipus als im Lear bey weitem mehr, als Prometheus oder Fernando. Die Ursache hiervon mag wohl die seyn, weil sie bis zum letzten Augenblicke immerfort lebhaft thätig sind, sich immer eine Seite ihres Charakters entfaltet, immer ihr gegenwärtiger Zustand den vorhergehenden voraussetzt, und ihr Inneres gleichsam von Grund aus aufgewühlt wird. Beyde sind großen Theils durch Leidenschaft selbst an ihrem Unglücke Schuld, und sie fühlen es, das bringt sie uns näher. Prometheus trotzt, Fernando ist enthusiasmirt; beydes läßt uns kalt: aber Oedipus und Lear sind unglücklich, sie sind es nur dadurch, daß sie Menschen sind; wir versetzen uns an ihre Stelle, und finden das menschliche Schicksal beweinenswerth, das so großem Unglücke preisgegeben ist. Prometheus und Fernando könnten jeder auf der Stelle ihr Schicksal ändern, wenn sie sich dem Willen ihrer Obern unterwürfen; daher erregt ihr Betragen nur Bewunderung. Ihr Schicksal ist ihr Werk. Die kleinen Fehler, die Hitze des Temperaments und der Jähzorn des Oedipus und Lear, sind sehr menschliche Fehler, die sich jeder leicht selbst verzeiht, das traurige Schicksal, das sie trifft, ist diesen Fehlern nicht angemessen, und so wird unser Mitleid rege. Sie stehen überhaupt dem wirklichen Menschenleben näher, wo gewöhnlich das Verhängniß, verbunden mit den freyen Handlungen, des Menschen Schicksal bestimmt. Indessen sind Thränen nicht gerade der letzte Zweck der Tragödie; nur fallen sie mit demselben oft zusammen. Der Anblick eines Menschen in großem Unglücke, das uns an seiner Stelle auch hätte treffen können, regt am tiefsten unsere geistigen Kräfte auf; und diese Thränen, die wir da weinen, sind eigentlich Thränen voll Wollust, indem wir damit zugleich die energischeste Empfindung unseres geistigen Daseyns haben, wenn die geistigen Kräfte am lebhaftesten beschäftigt sind; daher die Stoiker sogar den Göttern den Genuß einer solchen Seligkeit zuschreiben, wenn sie sagen: Homo cum adversa fortuna colluctans dignum Deo spectaculum."

Das ist ein sehr faßlicher Commentar zu dem XIIIten Kap. der Poetik des Aristoteles. Inzwischen geht demselben (S. 11. der Einl.) eine Ansicht voran, welche mit diesem aristotelischen Urtheile im Widerspruche zu stehen scheint. Nachdem der V. überzeugend dargethan hat, daß der Mensch, der innere Mensch, in seinem Wollen, Erkennen und Empfinden, der würdigste und am meisten belohnende Gegenstand für die dichterische Darstellung ist, fährt er fort: „daß der Mensch Gutes oder Böses wollen kann, das unterscheidet ihn vorzugsweise vor den übrigen vernunftlosen Bewohnern der Erde. Er ist aber ein Sklave, indem er das Böse, er ist nur frey, indem er das Gute will. Folglich zeugt das Gute von intensiverer Kraft. Je mehr nun Kraft im Menschen ist, und je edler diese Kraft angewendet wird, um so bedeu-

tender ist das Wesen des Individuums, dem die Kraft angehört. Ist der Mensch die höchste Potenz der Natur, so ist der edle und große Charakter die höchste Potenz der Menschheit. Kann daher der Dichter Handlungen, Begebenheiten, Schicksale lebendig darstellen, die uns den edlen und großen Charakter im größten Conflict zeigen mit seiner Umgebung, und ihn in seine ganze Herlichkeit kleiden, so hat er die schönste Aufgabe gelöst."

Diese Schlussfolge führt zu dem bekannten Irrthume der Moral-Aesthetiker, welche die Dichtkunst und insonderheit die Tragödie auf die Darstellung von Tugendhelden beschränken möchten, und die Behauptung des Stagyriten, daß der beste tragische Held ein solcher sey, qui nec virtute et justitia excellit, nec per malitiam et turpitudinem in mala incidit, mit der Ausflucht abzuweisen suchen, daß Aristoteles ein Heide gewesen, obschon sie außer der aristotelischen Ableitung a priori auch eine hundertfältige Erfahrung, einen Hamlet, einen Macbeth u. s. w. gegen sich haben. Die Darstellung eines in der Tugend großen Charakters erwärmt das Herz der gebrechlichen Menschheit für die Tugend ungleich schwerer, als die Darstellung des Unheils, welches aus Fehltritten gegen die Tugendlehre hervorgeht, und die tragische Dichtkunst, für welche die Charaktere ihrer Personen nur Mittel zum Zwecke der Anschaulichmachung erhabener Ideen sind, hat es in ihrer Gewalt, die Tugend in ihrer ganzen Herrlichkeit zu zeigen, indem sie uns die Schwächen, ja selbst die Laster darstellt, welche ihren Triumph im Leben hindern, und sie in das Reich der Ideale verweisen. „Inzwischen hat wohl Herr P. mit der „schönsten Aufgabe" vielmehr die schwerste gemeynt, welche allerdings darinne besteht: mit der bloßen Darstellung eines vollkommen tugendhaften Charakters und seiner Schicksale die nämlichen Wirkungen hervorzubringen, welche die besten Tragödien auf anderem Wege hervorgebracht haben mögen. Ob sie nicht ganz unmöglich sey, wollen wir hier nicht untersuchen; aber der Grund der Schwierigkeit liegt offenbar darinne, daß die Bewunderung eines Wesens unserer Gattung eine erkältende Empfindung ist, die unser Gemüth von dem bewunderten Wesen abstößt, indem sie uns eine Art von Demüthigung zufügt. Kann man an einem Charakter von höchster Tugendstärke die Tugend so darstellen, daß wir sie ohne Bewunderung lieben können, dann wird auch jene Aufgabe nicht unauflöslich seyn.

Die Einleitung, haben wir gezeigt, ist besser, als der Titel; aber wie ist es mit dem Texte des Buches? mit den Uebersetzungen? Bilden diese das dritte Glied einer stetigen Proportion? Sind sie besser als die Einleitung? Leider nein! Zwar fehlt es ihnen nicht an gelungenen Stellen; aber im Durchschnitt sind sie so beschaffen, daß wir kaum begreifen, wie ein Mann, der soviel Geschmack für die Poesie und so viel Einsicht in das Wesen derselben zeigt, und bey dem Vortrag eigener Gedanken einer so guten Prosa mächtig ist, es hat wagen mögen, sich damit neben die beyden Stolberg, neben Schlegel und auch nur neben Wieland zu stellen, dessen Verdeutschung des Lear von ziemlich problematischem Werthe ist, obschon mehr Poesie darin athmet, als in der Eschenburgischen. Hier einige Belege für dieß harte Urtheil.

In der berühmten Hunger-Rede des standhaften Fernando S. 175. heißt es:

Denn so liest man, daß im dunkeln
Anklang eines Staats der Löwe,
Als König der Thiere, runzelt
Er die Stirne, sträuben Locken
Sich zum Scheitel krönend, ruhet.
Und den Muth bezwingt, die Beute
Fahren läßt, die leicht errungne,
Die sich ihm von selbst ergeben.

Den 3ten Vers mag vielleicht der nachlässige Setzer verhunzt, der Verf. mag geschrieben haben: Als der Thiere König. Aber nach der Verheißung in der Einleitung sollen die Uebersetzungen vor allen Dingen deutsch seyn. Was ist das für ein Deutsch? Was ist der Sinn dieser Stelle? Wie Schlegel sie gegeben hat, können die Besitzer des Lit. Bl., wenn sie Schlegel selbst nicht zur Hand haben, im Jahrgang 1821. No. 82. finden. Der Sinn ist: Wir lesen, daß der Löwe, der König der wilden Thiere, dessen sträubiges Haupthaar bey'm Runzeln der Stirn sich kronenartig erhebt, die leichte Beute verschont, die sich widerstandlos ergibt. Wer mag diesen Sinn herausfinden aus des Verfs. abenteuerlichem Perioden?

Ferner heißt es in eben dieser Rede:

Die Granatfrucht, die um unter
Allen Früchten Königin zu
Heißen, mit den spitzen Punkten
Einer Rinde sich gekrönt sieht,
Läßt, wenn sie von Gift durchdrungen
Ward, die Prachtrubinen welken,
Die sie schmücken, in die schmutz'ge
Topaströde sie verwandelnd.

Spitze Punkte? Wenn das Poesie ist, so muß es eine mathematische seyn. Die Red' ist von stechenden (hervorstechenden) Spitzen der Schale, welche dem Stiele genüber eine kleine Krone bilden.

Lear's Apostrophe an das Ungewitter hebt S. 328. so an.

Blas, Wind! daß dir die Backen bersten! wüthe, blase!
Ihr Wolkenbrüche und Orkane gießt,
Bis ihr die Thürm' umplätschert, Wetterfahnen
Im Wasser stehen.

Umplätschert? Till' you have drencht our steeples? Eschenburg hat überschwemmt. Das Entsprechendere wäre wohl ertränkt, ersäuft; aber die Vorstellung des Plätscherns liegt gar nicht in dem Worte.

Das folgende: Rumble thy belly full, spit fire, spout rain! gibt Herr P.:

Rumple dich toll und voll! Spey, Feuer! Rausche, Regen!

Abgesehen von der Trivialität des Rumpelns; so ist doch hier die Vorstellung offenbar und ganz sinnwidrig umgekehrt worden. Nicht: Rumple dich voll, sagt Lear zu dem Unwetter, sondern: Tobe deinen vollen Bauch aus, spey und gieß, bis er leer ist.

S. 349. ist der alte Gloster, als Regan ihm den Bart rauft, gar wunderlich höflich. „Nichtswürd'ge Dame," nennt er die naughty lady, nachdem er den Augenblick vorher die unmerciful lady hartherz'ge Frau genannt. Warum nicht dort schon Dame und später etwa gar: Nichtswürdige Prinzessin?

Solcher Anstöße gibt es viele, der Vers ist meistens schwerfällig gehandhabt, doch die Kraft der Shakspear'schen Diction gibt Herr P. im Ganzen besser wieder, als den Prunk und Schmelz der Calderon'schen. Auch ist er, aus ähnlicher Ursache vielleicht, glücklicher mit Aeschylus als mit Sophokles. Der Schluß des Prometheus ist gelungen zu nennen.

Und in der That, nicht blos in Worten mehr,
Bebet die Erde.
Schmetternder Hall langbrüllenden Donners
Rollt, und die feurigen Zacken der Blitze
Leuchten hervor, die wirbelnden Winde
Wälzen den Staub auf. Und herumtummelt sich
Aller Stürme Gesause: sie sagen sich
Gegenseitigen Kampf an;
Und mit Getrach stürzt die See an den Himmel.
Ha! dieser Schlag zuckt ja offenbar
Mir zum Schrecken von Zeus auf mich gerade her!
O meiner Mutter heiliges Haupt, o, der du allen
Dein gemeinsames Licht aufgehen heißest, Aether,
Du siehst's, wie widerrechtlich ich leide!

Daß er im Lear das Austreten der Augen weggeschafft hat, wollen wir nicht rügen, da er in der Einleitung von der Aufführbarkeit seiner Uebersetzungen spricht; aber Cornwall reißt dem Gloster das Auge aus und tritt mit dem Fuße darauf, das ist fast noch widriger. Auch in den antiken Tragödien hat er manche Milderung eintreten lassen, vielleicht um der Censur willen eintreten lassen müssen.

Die Erläuterungen der griechischen Stücke sind zweckmäßig populär, der Druck anständig, aber nicht sonderlich correct.

Periodische Literatur.

Im Jahr' 1820 erschienen zu Hamburg Nordalbingische Blätter, eine Musen-Monatsschrift, die gute Mitarbeiter hatte, aber nichts desto weniger bald wieder eingegangen zu seyn scheint. Wenigstens haben wir nicht mehr als 6 Hefte davon zu Gesichte bekommen. Mitten im Laufe dieses Jahres hat eine

Nordalbingische Biene

auszufliegen begonnen. Ihr Stock ist das Taubstummen-Institut in Schleswig, der Bienenvater (Redacteur) heißt Otto Koch, und ist, seiner im Lit. Bl. 1822. No. 73 beyfällig angezeigten Sanct-Gotthardsblume nach zu urtheilen, ein talentvoller Dichter. Wir haben von dieser Wochenschrift die ersten 4 Blätter vor uns. Sie unterhalten, meist durch kleine prosaische Aufsätze, ganz angenehm, vor allen durch den Traum: der neue Epimenides. Der Träumer ist ein deutscher Polizey-Inspektor vom Jahre 1823. Indem er ausschläft von einem kleinen Burgunder-Rausche, träumt ihm, daß er erwache, und zwar, ein zweyter Epimenides, im zwanzigsten Jahrhundert. Während seines hundertjährigen Schlafes haben die Bestrebungen der Obscuranten, der Ultra-Monarchisten, der Sociétés des bonnes lettres u. s. w. so glücklichen Erfolg gehabt, daß er, der Polizey-Inspektor aus dem neunzehnten Säculum, für einen Freygeist, Rundhütler (Demagogen) und Majestätsverächter gilt, und auf die Folter gespannt wird, wovon er wirklich erwacht, und sich in den Händen zweyer muthwilligen Mädchen wiederfindet, die eben beschäftigt sind, dem Schläfer die ausgestreckten Arme festzubinden. Die Idee ist nicht neu, aber die Ausführung voller humoristischer Einfälle, von denen zu wünschen ist, daß sie nicht prophetischer Natur seyn mögen; denn man verbrennt in dem erträumten Jahrhunderte wieder Hexen, ein Probst Donnerkeil prediget wider den Gebrauch der Vernunft in Religionssachen; der Dichter Speichel macht sein Glück durch ein Jammergedicht auf den Leichdorn der Fürstin Mutter, und der Theaterzettel bedroht diejenigen, welche in dem Trauerspiele: der zerschmetterte Hoheitsverächter oder Wurm krümme dich im Staube, Mißfallen laut werden lassen möchten, mit dem Pranger. Der letztgenannte Zug ist jedoch kaum stark genug für das geträumte zwanzigste Jahrhundert; er gehört, im Wesentlichen, dem wirklichen neunzehnten an. Siehe den Artikel Cavalletto in Müllner's Theaterlexikon, Vermischte Schriften, Band 1.

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. December 1824.

Almanachs-Literatur für 1825.

Aglaja,

verlegt von Wallishausser in Wien, redigirt von *niemand* (es wäre denn etwa vom Verleger selbst), bringt uns dieses Mal einen ganz neuen periodischen Poeten (so nennen wir nach Analogie der „periodischen Presse" und des haldveralteten französischen „poëte cyclique" die Almanachsdichter) und ein ganz neues poetisches Wort.

Der neue Poet ist Doctor (philosophiæ vermuthlich) und heißt mit Namen *Hüttenbrenner*. Er debütirt mit einem *Lied von der Weide*. Die Weide ist aber keine Schaaf-Weide (Trift), sondern ein Weidenbaum, und zwar eine Thränen-Weide, welche S. 273 über den Verlust ihres Liebchens klagt. Wer dieses Liebchen gewesen? Man sollte denken, ein Bach, oder ein Teich, der eben vertrocknet oder abgelassen worden; denn Thränenweiden küssen gern den Spiegel des stehenden Wassers und die Wellen der rieselnden Flut; da aber unser Poet die Thränen-Weide ausdrücklich sagen läßt:

> Mein Liebchen war der Heide
> Und aller Bäume Zier;

so muß es wohl ein Baum gewesen seyn, den die Art gefällt hat, und wir wissen nicht zu sagen, was der neue periodische Poet mit diesem Klagliede der Weide hat *sagen* wollen. Hat er etwa sich selbst als Thränen-Weide personificirt? Er nehme sich in Acht, daß ihm nicht die Muse, um die er buhlt, einen Korb aus seinen eignen Zweigen flechte!

Das neue Wort, welches wir oben verkündigten, ist von Herrn F. Rückert, und kommt vor in den *Hafisischen* (i. e. west-östlich divanisirten) Vierzeilen S. 102:

> Das Herz der Knospe wird *durchwonnt* von dir,
> Der Rosen Antlitz übersonnt von dir.
> Wie kann vor dir die Lilie stehn? Sie hat
> Ihr Licht vom Mond, sein Licht der Mond von dir.

Die Poesie kann nur dabey gewinnen, wenn sie conjugiren lernt: ich wonne dich, du wonnest mich, er wonnet sich u. s. w., und es muß liebende Poeten mit Freude erfüllen (i. e. durchwonnen), wenn sie künftig in ächt Hafisischem Deutsch singen können:

> Mach' auf des Ladens Schieber,
> Reich' einen Kuß mir süß,
> Und wonne mich hinüber,
> Suleik', in's Paradies.

Inzwischen auch in alten, längst gangbaren Worten weiß F. Rückert Schönes zu sagen; doch ist unter den 32 Hafisischen Vierzeilen und unter den 24 Rückert'schen, bald mehr- bald minderzeiligen „Bruchstücken" oder Dichtschnitzeln (S. 250) nichts, was uns wirklich gefallen hätte, als die Lehre des Heilandes: Liebet eure Feinde ꝛc., in folgender Paraphrase:

> Laß aus dem Buche guter Sitten hier
> Dir lesen das Kapitel feiner Zucht.
> Wer schmerzlich dir das Herz aufreißt, dem gib,
> Wie der großmüth'ge Schacht, des Goldes Wucht.
> Thu' minder, als der Fruchtbaum nicht, o gib
> Dem, der mit einem Stein dich wirft, die Frucht.
> Lern' von der Muschel Edelmuth, gib dem,
> Der dich zerschlägt, die Perle, die er sucht.

An allen übrigen Poesien dieses Almanachs ist nichts Merkwürdiges. Zwey Erzählungen, die nicht sowohl Novellen als vielmehr weit ausgeführte Romane sind (die eine von Rochlitz, die andere von einem Herrn Weingarten) füllen den übrigen, bey weitem größeren Theil des Raumes. Die Heldin der leztgedachten Geschichte ist ein Judenmädchen, das an Sentimentalität keiner Christin weicht.

„Nun, und die Kupfer?" Die sind wieder von *John*, und unter allen Almanachskupfern für das Jahr 1825 höchst wahrscheinlich die besten. Aber mit der Wahl der Gemälde, die er copirt hat, sind wir nicht sehr zufrieden. Nur Rubens Kirchenväter und Carravaggio's Lautenspielerin haben uns angezogen. Daß über die Bilder nichts *gesagt* wird in dem Buche, als in welcher Gallerie sie sich befinden, ist ein Mangel, auf dessen Abhülfe der nächstkünftige zwölfte Jahrgang Bedacht nehmen sollte.

Experimental-Physik.

Denke dir, liebste Emilie! von Biot's Experimentalphysik, deren Anzeige im Literatur-Blatt *) du, nach deinem neulichen Schreiben, spät, aber, wie du dich auszudrücken beliebst, „mit Vergnügen" gelesen hast, ist indeß bereits eine dritte Auflage erschienen, und die Leopold-Voß'sche Buchhandlung zu Leipzig läßt davon, durch M. Fechner, eine deutsche Uebersetzung bearbeiten, die auf 4 ziemlich starke Bände mit 19 Kupfern berechnet ist, und gleichwohl im Subscriptionspreise nur 6 Rthlr. 16 gr. kosten soll. Ich hatte keine Ruhe, bis ich diese Uebersetzung bekommen konnte: da liegt nun der erste Band vor mir, alle meine Erwartung schon durchs Aeußere übertreffend, Groß-Octav-Format, schöner Druck, reine Kupfer. Ich muß dir aber doch den ganzen Titel hersetzen, wenn du, meine liebe, für die Physik so leidenschaftlich eingenommene Freundin! dich selbst genauer mit dem Werke bekannt machen sollst: Lehrbuch der Experimental-Physik der Erfahrungs-Naturlehre, von J. B. Biot. 3te Auflage. Uebersetzt von M. Fechner. Und um dir zu dieser Bekanntschaft Lust einzuflößen, will ich das Buch mit der Feder in der Hand lesen, und dir das Interessanteste daraus, — hierher setzen. Theile aber mein Schreiben nicht etwan wieder der Fräulein N. mit; sie hat von einer ähnlichen Vertraulichkeit Gebrauch für ein öffentliches Blatt gemacht; ich will dieß nicht, ich will mich gehen lassen, und ganz bequem und plan schreiben, wie es eben erforderlich ist, um dir einen Genuß ohne Anstrengung zu verschaffen. Erst lese ich meiner Frau vor, die einen Schlüssel in der Hand hat, wie der Theaterfreund in Wilhelm Meisters Leseprobe, und gleich klopft, wenn ihr etwas unverständlich bleibt; das geb' ich dann anders, und damit magst du die vielen corrigirten Stellen in diesem Briefe entschuldigen. — Nun lies nur selbst fort, und lobe mich ein Bischen, wenn ich es mit Leichtigkeit getroffen habe; ich präsentire dir da eine Olla-Potrida-Leseschüssel mit eingemachten physikalischen Lesefrüchten; aber eingemacht in den Zucker angenehmschneller Verständlichkeit, und nicht in das scharfe Salz der Polemik, wie es noch keiner delicaten Damenzunge zugesagt hat. — Vor allen Dingen muß ich dir aber eine Stelle aus der Vorrede hersetzen, die beiden, mir mehrmals geäußerten, Zweifeln wegen der Solidität des physicalischen Wissenschaftsgebäudes ein Ende machen soll. „Ich habe" sagt Biot, S. XI. „in dieser Ausgabe alle neuen Entdeckungen und Bereicherungen der Physik aufzunehmen gesucht; und da der Druck ziemlich lange gedauert hat, so wird man auch die, während derselben gemachten noch in einem Anhange finden. Alle diese neuen Reichthümer aber lassen sich den großen, schon früher festgesetzten Abtheilungen einordnen; und selbst diejenigen Resultate, welche von den bisher bekannten Thatsachen am weitesten entfernt zu stehen schienen, fanden ihre Stelle unter den letztern mittel- oder unmittelbar, ohne fremdartig zwischen bestehende Beziehungen zu treten. Dieß ist aber das Kennzeichen einer Wissenschaft, die das Wahre getroffen hat, und die, ohne daß sie darum abgeschlossen und vollendet zu seyn braucht, auf zu festen Grundpfeilern ruht, um je einen Umsturz befürchten zu dürfen." Was sagst du nun? Man befindet sich wirklich wohler in den Gemächern eines Hauses, auf dessen Grundbau gehörige Sorgfalt verwendet worden ist, und wie viel Artiges habe ich dir in diesen einzelnen Gemächern (Kapiteln) darzubieten! Da, gleich im ersten, mit „allgemeinen Betrachtungen über die Materialität" angefüllten, ein von Wollaston angegebenes Verfahren, Platinadräthe von ganz unglaublicher Feinheit zu erhalten. „Man befestiget zu diesem Zwecke einen dicken Platindrath in der Axe einer hohlen, cylindrischen Form, welche man vollends mit geschmolzenem Silber ausfüllt, das um den Drath erstarrt. Hierauf zieht man das Ganze durch einen Drathzug, und bewirkt hiernächst die Auflösung des Silbers durch rauchende Salpetersäure, welche das Platin nicht ergreift, und solchergestalt Dräthe letzteren Metalles von solcher Feinheit zurückläßt, daß sie dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar sind." Du begreifst nämlich, liebe Freundin! daß, da der Platin in der Axe eines Silbercylinders steckt, die Verfeinerung auf dem angegebenen Wege eine gleichmäßige seyn muß. — Während du dich aber vielleicht gar entschließest, diesen interessanten Versuch, der die unendliche Theilbarkeit der Körper in ein helles Licht sezt, durch einen dortigen Freund vor deinen Augen wiederholen zu lassen, werde ich in aller Stille über das zweyte und dritte sich mit den Grundbegriffen von Raum, Ruhe u. s. w. und der Zerlegung der Kräfte beschäftigende, nichts Interessantes für dich enthaltende Kapitel weggehen, um zur Lehre vom Gleichgewicht (viertes Kapitel), zu gelangen. In diesem gehören deine Fragen über den Schwerpunkt, deren ich mich noch sehr wohl erinnere. Ich sagte dir immer vor, daß, um die Lage des Schwerpunktes eines Körpers zu finden, man diesen Körper so auf eine horizontale Ebene zu stellen habe, daß er dieselbe nur an Einem seiner Punkte

*) Nr. 20 sqq. des Jahrganges 1820; wenn du die Blätter vielleicht nochmals vergleichen wolltest.

Kürnberger.

berühre, wonächst sich der gesuchte Schwerpunkt in der durch den Berührungspunkt gehenden lothrechten finde; du lachtest mich aber aus, indem du mir die Schwierigkeiten wiesest, diese einzige Stellung bey den meisten Körpern zu finden, indeß der Astronom der Greenwicher Sternwarte, Pond, ein sinnreiches Mittel erdacht, um gleichwohl zum Ziele zu kommen. Er fehet nämlich den zu untersuchenden Körper seitwärts an eine kleine geneigte Ebene, die mittelst einer Schraube sanft erhöhet werden kann, und beobachtet nun die Neigung dieser Ebene in dem Momente, da der Körper nach der entgegengesetzten Seite umfällt. Wiederholt man diesen Versuch in zwey verschiedenen Lagen des Körpers, so gibt der Durchschnittspunkt der beyden entsprechenden Verticalen den Schwerpunkt. — Du wirst dieß, meine scharfsinnige Freundin! mit ganz wenigem Nachdenken übersehen: — Mit dem Schwerpunkt ist's überhaupt eine arge Sache: die meisten Künste des indianischen Jongleurs, von dem du mir neulich so viel scheinbare Wunderdinge geschrieben hast, beruhen auf einem feinen Gefühle des Schwerpunkts und auf der Geschicklichkeit, ihn über einer sehr kleinen Basis zu erhalten. Hierbey thut die Bewegung — und manche jener Kunststücke werden dir nun auf einmal klar werden — unentbehrliche Dienste: durch sie wird die Basis allemal nach der Seite gelenkt, wohin der Schwerpunkt sinken will, oder er selbst wird auf die entgegengesetzte Seite gelenkt. Es würde z. B. unmöglich seyn, einen Teller ruhend auf eine Degenspitze zu stellen; aber dieß ist sehr leicht, wenn der Teller dabey schnell um seine Mitte gedrehet wird. Alsdann beschreibt der wahre Schwerpunkt einen kleinen Zirkel um diese Spitze, und indem er nach der einen Seite bereits herabsinken will, ist er, in dem Augenblicke, da dieß Sinken anfängt, auch schon auf der entgegengesetzten Seite angelangt, daß also der anfangende Fall sogleich wieder aufgehoben wird, u. s. f. — Das ist hübsch, und muß dir gleich einleuchten; dagegen will ich über Hebel, Rolle und schiefe Ebene, davon das fünfte Kapitel handelt, nichts anführen, weil du diese Vorrichtungen, wie ich mich eben erinnere, in deinem Apparate selbst besitzest. Was aber das sechste, „vom Gleichgewichte der, keiner Zusammendrückung fähigen, tropfbaren Flüssigkeiten" überschriebene Kapitel betrifft; so hat sich die Physik in dieser Rücksicht künftig umsichtig auszudrücken. Wasser darf nicht mehr zu den Flüssigkeiten gerechnet werden, die „keiner Zusammendrückung fähig sind." Ich erinnere mich sehr bestimmt, gelesen zu haben, daß Oersted, der bekannte dänische Physiker, die Zusammendrückbarkeit des Wassers auf experimentalem Wege dargethan hat. *) Du sollst das Nähere darüber erfahren, wenn ich die etwas delicaten Versuche selbst wiederholt haben werde. — Luftförmige oder elastische Flüssigkeiten, z. B. die Luft, die wir athmen, unterscheiden sich, wie du weißt, von jenen tropfbaren Flüssigkeiten durch Ausdehnbarkeit und (größere) Zusammendrückbarkeit; und von der Betrachtung ihres und des Gleichgewichtes fester Körper, welche in schwere Flüssigkeiten eingetaucht sind (siebentes und achtes Kapitel) kömmt unser V., im neunten Kapitel, zu allgemeinen Begriffen über die verschiedenen Arten der Bewegung, über Zeit, Geschwindigkeit und Masse. Meine liebe Freundin! hier werde ich deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen; ich habe nichts Geringeres im Sinne, als dich, auf diese Veranlassung, mit den Gesetzen des freyen Falles bekannt zu machen, die Biot, unter Beziehung auf die Atwood'sche Fallmaschine, sehr schön vorträgt. Willst du letztere Maschine hiernächst selbst sehen, so darfst du, bey deiner vorhabenden Reise nach Halle, nur dem Kabinet des dasigen Pädagogiums einen Besuch machen, wo man auch mir die Anstellung von Versuchen damit sehr bereitwillig gestattet hat. — Jetzt aber fange damit an, etwan eine Kugel, z. B. eine bleyerne, auf die freye Hand zu legen: sie drückt dich, weil sie schwer ist; ziehst du aber die unterstützende Hand weg, so fällt die Kugel, in Folge jener Wirkung der Schwere, lothrecht herab. Du wendest mir ein, das sey eine weltbekannte Sache. Wohl! aber die Gesetze dieses freyen Falles der Körper sind's nicht so ganz. Ich führe erstlich an, daß, den Widerstand der Luft bey Seite gesetzt, große und kleine, schwere und leichte Körper unter den nämlichen Umständen, mit einerley Geschwindigkeit fallen: ein Loth fällt so schnell als ein Pfund. Denn du wirst mir doch zugeben müssen, daß zwey und dreyßig Lothstücke eins so schnell fallen, als das andere, und daß es dieser keinen Unterschied macht, ob sie einander berühren, zusammenhängen oder nicht. Du nimmst, indem ich dieß behaupte, in die eine Hand eine Feder, und in die andere jene Bleykugel, lässest beyde fallen, und machst mich auf den Unterschied der Geschwindigkeit aufmerksam. Liebste Emilie! dieser Unterschied rühet, wie gesagt, blos vom Widerstande der Luft her, den freylich eine Bleykugel leichter überwindet, wie eine Feder. Bist du noch nicht überzeugt, so laß dir nun den Versuch mit einer Luftpumpe wiederholen: unter der luftleeren Glocke derselben fällt in der That die leichteste Feder so schnell, als die schwere Kugel. — Hiernächst nimm nun die oben erwähnte Atwood'sche Fallmaschine wieder zur Hand: man kann daran die Räume abmessen, die ein solcher fallender Körper in der ersten, zweyten, dritten u. s. w. Secunde seines Falles durchläuft. Das wird dich ergötzen.

*) Anmerk. Ich sehe eben, daß der Anfang des Werkes dieser Entdeckung auch bereits Erwähnung thut. Oersted's Apparat wird S. 192 des ersten B. der Annales de Chimie et de Physique beschrieben; und der Umstand, daß sich der [illegible]

[illegible]

In der ersten Secunde fällt der Körper durch fünfzehn, in der zweyten durch fünf und vierzig, in der dritten durch fünf und siebenzig Fuß, und so immer um dreyßig Fuß mehr. Nach zwey Secunden ist er also durch sechzig, nach drey durch einhundert fünf und dreyßig Fuß gefallen; und wenn du diese Fallhöhen mit den zugehörigen Zeiten vergleichst: so wirst du mit Vergnügen finden, daß sie sich, wie die Quadrate derselben, nämlich wir vier zu neun verhalten. *) Du wirst mir zugeben müssen, daß diese Regelmäßigkeit Seitens der fallenden Körper sehr überraschend ist. Ach! es geht nicht überall auf der Welt so regelmäßig zu. — Laß mich jezt gleich auf einen verwandten Gegenstand, auf die *krummlinige Bewegung* (*zehntes Kapitel*) übergehen. Ich muß ihn mit der Frage einleiten, ob du schon vom *Parallelogramm der Kräfte* gehört hast. Nimm, mir zu liebe, einmal ein rechtwinklich viereckes Bret, rolle auf dessen oberer Kante eine Walze fort, um welche ein Faden gewickelt ist, an dem eine Kugel herabhängt, und bemerke den Weg, den die Kugel dabey beschreibt: du wirst sehen, daß die Linie dieses Weges schräge von einer Winkelspitze zur andern geht; man nennt sie die Diagonale des Viereckes, welches seinerseits ein Parallelogramm **) heißt. Jezt merkst du, wohin ich will. Auf die Kugel wirken gleichzeitig zwey Kräfte: während sie die Schwere durch die *vertikale* Seite des Parallelogramms treibt, rollt deine Hand den angeknüpften Faden längs der *horizontalen* fort; ***) und der Körper kann also nur einen Mittelweg, nämlich die Diagonale dieses Parallelogramms beschreiben, welches darum den obigen Namen des *Parallelogramms der Kraft* führt. Ich sehe hier eine Einwendung auf deinen Lippen schweben, bin aber auch schon bereit, darauf zu antworten. Du führst mir nämlich einen geworfenen Stein an: für diesen träten doch ganz die nämlichen Umstände ein, und gleichwohl sehe man deutlich, daß derselbe nicht in der angegebenen geradlinigen Richtung, sondern in einer Art von Bogen wieder zur Erde herabsinke. Ja, lasse sich nur einer mit Damen ein! Bezöge ich mich auch auf Biot, ich müßte, wie artig er die Sache vorträgt, „einen „contredit de production“ erwarten, denn, die Einwürfe anlangend,

Was wir Physiker alle nicht sehen,
Das werden die Augen der Damen erspähen. **)

Aber wenn ich dich nun auf die verhältnißmäßige Kleinheit des Bretes und den Widerstand aufmerksam mache, den die Steife des Fadens, an welchem die Kugel hängt, der *beschleunigenden* Kraft der Schwere entgegensezt, so wirst du mir doch nothwendig einen Unterschied zugeben müssen, der zwischen der Diagonalmaschine und jenem von dir gewählten Beyspiele des freyen Falles besteht. Es ist übrigens ganz gut ausgesucht, jenes Beyspiel, um dir einen vollkommen deutlichen Begriff von der krummlinigen Bewegung zu geben, die also entsteht, wenn eine andere Kraft den Körper *stets* aus seiner vorigen Richtung bringt. Die krumme Linie endlich, in der du den Stein zur Erde kommen siehst, heißt eine Parabel. **)

(Der Beschluß folgt.)

---

*) *Anmerk.* Nimm mir die lange, ausgestrichene Stelle hier nicht übel; der pochende Schlüssel hat mich dazu gezwungen; und ich schwärze sie nur als Anmerkung, mit der Bitte um Mittheilung an H. M. Fechner, der, wie ich eben erfahre, deine Bekanntschaft besizt, wieder ein.

Der Saz, daß sich beym freyen Falle die Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten, wird gewöhnlich aus der Formel

$$ds = v\,dt$$

hergeleitet, indem man für v seinen Werth $2\,gt$ substituirt, und durch Integration von $ds = 2\,gt\,dt$, so daß für $t = 0$, auch $s = 0$, $s = gt^2$ erhält (wo g die Galileische Zahl bedeutet). Allein halten wir uns einmal an die bloße Beobachtung des Resultates der ersten Secunde: der fallende Körper hat in derselben eine *effective* Geschwindigkeit von 15 Fuß, und sammelt, wie der Versuch lehrt, eine *virtuelle* von 30 Fuß auf. Da leztere mit dem Anfange der zweyten Secunde zur effectiven wird, so muß er also in dieser 30 Fuß mehr als in der ersten, und nach der bloßen Natur einer *gleichförmig beschleunigenden Kraft*, in der dritten Secunde wiederum eben so viel mehr als in der zweyten u. s. w. machen. — Ich habe mich ganz in diese Vorstellungsart verliebt; und wenn du ihr nur einiges Nachdenken schenken willst, verträgst du dich wohl auch damit. Melde mir doch gelegentlich, was M. Fechner dazu gesagt hat. *Nürnberger.*

**) Ich komme schon wieder mit einer Anmerkung, weil ich nicht recht weiß, wie ich mit dir daran bin. Eigentlich heißt *Parallelogramm* jede geradlinige, vierseitige Figur, in welcher zwey und zwey Seiten parallel sind. Also gehören *Quadrat*, *Oblongum*, *Rhombus* und *Rhomboid* her. Euklides hat auch diese allgemeine Benennung nicht. *Nürnberger.*

***) *Anmerk.* Die einfache, hier beschriebene Verrichtung gehört zum physikalischen Apparate, und führt den Namen der *Eberhard'schen Diagonalmaschine*. Du hättest hinter dem gelehrten Titel am Ende etwas sehr Künstliches gesucht. *Nürnberger.*

*) *Anmerk.* Ich darf dir, bemerkungsweise, hier anführen, daß ich, durch diese Wendung, bey einer der Vorlesung zuhörenden jungen Dame viel Glück gemacht habe. Sie wäre im Stande gewesen, mir, über das Kompliment, den Beweis zu erlassen. *Nürnberger.*

**) *Anmerk.* Wenn ich von dir verlangen dürfte, daß du auch nur etwas von der algebraischen Zeichensprache verständest, so würde ich mich gegen dich so erklärt haben, wie gegen meinen ältesten Jungen, der mit den krausen algebraischen Formeln schon ganz vortrefflich umzuspringen weiß. Nenne, sage ich dem, die beyden Coordinaten der apollonischen Parabel, C und C^1, so wird ihre Gleichung, wie du weißt, $C^2 = pC^1$ oder $C = \sqrt{p}\,\sqrt{C^1}$, d. h. = dem Produkte einer constanten Größe in $\sqrt{C^1}$. Der Wurf gibt $C = vt$, also $t = \frac{C}{v}$; der Fall gibt $C^1 = gt^2$, also $t = \frac{\sqrt{C^1}}{\sqrt{g}}$, woraus $C = \frac{v}{\sqrt{g}}\sqrt{C^1}$ = dem Produkte einer constanten Größe in $\sqrt{C^1}$, wie oben. Nun muß sich der geworfene, d. h. der Wirkung jener beyden Kräfte unterworfene Körper nach *jeder* Zeit t in einem, durch die, diese Kräfte ausdrückenden Ordinaten bestimmten Punkte befinden, folglich bilden *alle* diese Punkte in ihrer Stätigkeit eine Parabel von der angegebenen Gleichung. — *Kürzer* kann man's freylich nicht geben, und das, liebste Emilie! ist der unschäzbare Vorzug der krausen Zeichen. *Nürnberger.*

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. December 1824.

Experimental-Physik.

(Beschluß.)

Du darfst nur ein gutes Wort an mich wenden, so will ich dir über die merkwürdige Natur dieser krummen Linie noch viel artigere Dinge sagen. Für diesen Augenblick aber muß ich gleich auf das folgende (eilfte) Kapitel übergehen, welches vom Pendel handelt. Nun, einen Pendel kennt jede Dame: da braucht sie nur nach der Pendüle zu sehen, und ich kann mir also die Beschreibung ersparen. Ich will aber nicht hoffen, daß du das Ding an der Uhr für ein bloßes Bey- oder Spielwerk gehalten hast: es steht wirklich mit dem Räderwerke in Verbindung; und da die Schwingungen des Pendels das Eigene haben, daß gleiche Bögen in unwandelbaren gleichen Zeiten zurückgelegt werden, so kannst du dir nun den sicheren, gleichförmigen Gang deiner Pendeluhr erklären. Mit der Anwendung eines solchen Pendels zur Regulirung der Uhr oder einer andern Maschine ist es indeß nicht abgemacht; und wenn du all' das Wissenswürdige davon kennen lernen willst, so fasse dir ein Herz, und lies einmal dieß ganze darüber handelnde Kapitel selbst. *) Es ist mir eigentlich verdrüßlich, daß ich zu diesem Briefe nur ein Paar Bogen zusammengesteckt habe, und nun nichts mehr einflicken kann: ich wäre gern ausführlicher über alle diese Gegenstände; da ist gleich im folgenden (zwölften) Kapitel wieder von einer höchst interessanten Materie, dem Stoße der Körper, die Rede. Du mußt dießmal vorlieb nehmen; ich will das nächste Mal vorsichtiger seyn. Spielst du nicht Billard? So ein Billard ist recht dazu gemacht, um die Lehre vom Stoße, dessen Theorie mehr Schwierigkeiten hat, als du auf den ersten Anblick glaubst, zu versinnlichen. Etwas muß ich dir schon davon sagen; du magst den Versuch hernach anstellen. Ich bin, mit Mephistopheles zu reden,

> Ich bin des neuen Lehrtons satt,
> Muß wieder recht den Doctor spielen;

und frage dich also zuerst, was das heißt: ein Körper stoße den andern? Du meynst das zwar recht gut zu wissen, aber du kannst mir's doch nicht schulgerecht sagen. Wenn ein Körper seine Bewegung nicht fortsetzen kann, ohne einen andern vor sich aus der Stelle zu treiben, so sagt man, er stoße den lezteren; und weil dabey ein Theil seiner Bewegung in den andern überzugehen scheint, so nennt man den Vorgang auch Mittheilung der Bewegung. Geht die Linie, nach der sich des stoßenden Körpers Schwerpunkt bewegt, auch durch des andern Körpers Schwerpunkt, so heißt der Stoß central, sonst excentrisch. Steht die erwähnte Linie auf der Ebene, in der sich beyde Körper berühren, senkrecht, so heißt der Stoß gerade; sonst schief. — Sage mir nun aufrichtig, ob du diesen Unterschied zwischen centralem und geradem Stoße schon gekannt hast? Ich muß dich schon einmal ein Bischen mit dergleichen Distinctionen martern, damit du, durch meinen Vortrag verführt, nicht anfängst, die Physik für eine gar zu leichte Sache zu halten. Der pochende Schlüssel meiner Frau controllirt mich nur zu scharf, sonst hätte ich lange gern einmal über die Schnur gehauen. — Mit der gereimten Drohung da oben ist's aber mein Ernst doch nicht; vielmehr sollst du aus dem nun daran kommenden, noch ernsteren dreyzehnten, von den Bewegungen incompressibler Flüssigkeiten, z. B. des Wassers, handelnden Kapitel nur eine artige Spielerey erfahren. Es ist nämlich in diesem, sonst überaus lehrreichen Kapitel viel von den Springbrunnen die Rede; du hast ja einen solchen in deinem Garten. Man soll zur Belustigung „leere Eyer in den Wasserstrahl legen, die durch den steten Impuls in der Höhe erhalten werden, und sich dabey immer um sich

*) Anmerk. Wenn du dich dazu entschließen solltest, so wirst du auf eine Anmerkung des Uebersetzers stoßen, in welcher er der Cycloide oder Radlinie Erwähnung thut, und dabey den Ausdruck „durchschwingen“ in Bezug auf cycloidische Bogen gebraucht. Du wirst hier anstoßen: schwingen in cycloidischen Bogen kann ein Pendel nur, dessen Gewicht an einem Faden hängt, der sich dabey von cycloidisch geformten Körpern abwickelt; ein Stangenpendel muß immer Kreisbogen beschreiben. Setze also fallen statt schwingen, und denke dir einen cycloidisch geformten Kanal, den eine Kugel durchrollte. Sprich nur mit H. Fechner darüber: er wird mich gleich verstehen. Nürnberger.

selbst drehen." Ich habe das versuchen lassen: es sieht allerliebst aus; und die theoretischen Folgerungen, die man daran knüpfen kann, und die ich, um nicht wieder aus der Rolle zu fallen, deinem eigenen Nachdenken überlasse, machen die Sache noch interessanter. — Das fünfzehnte, die Bewegung luftförmiger Flüssigkeiten betrachtende Kapitel beschließt endlich das erste Buch, und ich mache dich, im ersten Kapitel des zweyten Buches, sogleich mit etwas Interessantem über die Verfahrungsart, Ausdehnungen zu messen, bekannt. Von Vernier oder Nonius *) nämlich hast du doch schon gehört? aber kennst du die sinnreiche Einrichtung eines solchen Meßwerkzeuges? Ich werde recht stolz darauf seyn, wenn ich's dir in wenigen Worten und ohne Zeichnung deutlich zu machen verstehe. Denke dir also, deine Elle, die jezt zwey Fuß hält, enthalte deren z. B. zwölf, um größere Stücke Zeug schneller übermessen zu können; zugleich handle sich's aber darum, auch kleine Reste von nicht mehr ganz Einem Fuße damit sehr genau zu messen, ohne doch mühsame Unterabtheilungen auf den Fußmaßen selbst anzubringen. Da nimmt man nun die Länge von eilf Fußen auf der ersten Elle, und theilt sie auf einem zweyten, um Einen Fuß kürzeren, in zwölf Theile; der sind die zwölf kleineren Theile der lezteren gleich eilf größeren der ersteren, oder Ein kleinerer Theil gleich 11/12 des größeren, d. h. da der Fuß bekanntlich in zwölf Zoll getheilt wird, jeder Theil der zweyten Elle ist um Einen Zoll kleiner, als ein Theil der ersten. Nun denke dir diese beyden Ellen gegeneinander gelegt, so daß die äußersten Theilstriche auf einander passen, so stehen die folgenden erst um Einen, dann um zwey, drey u. s. w. Zoll von einander ab; und du begreifst den Augenblick, daß man sie nur gegen einander zu verschieben braucht, um die Länge eines Zeugrestchens in Zollen zu bestimmen, ohne auf der ersten Elle eine solche mühsame Unterabtheilung anzubringen. — Das ist doch wahrhaft so sinnreich, als es nur irgend seyn kann. Und gleichwohl dürfte dir vielleicht aus dem folgenden (zweyten), die Wage betrachtenden Kapitel dieses zweyten Buches die Art, auch mit einer unrichtigen Wage richtig zu wägen, noch mehr gefallen, zumal da sie so außerordentlich einfach ist. Du thust den zu wägenden Körper nämlich nun in die eine Schale der Wage, und erfüllst die andere etwa mit Sand, bis die Zunge genau einsteht. Hierauf nimmst du den Körper weg, und legst statt seiner so viel Gewicht hin, daß das Einstehen hergestellt ist; so zeigen diese Gewichtstücke gewiß des Körpers wahres Gewicht an, die Wage mag genau seyn oder nicht. Das ist so einleuchtend, daß ich deinem Scharfsinne kein Compliment machen würde, wenn ich mich erst in Erläuterungen darüber einließe. — Bey'm Thermometer (drittes Kapitel) habe ich wieder den großen Vortheil, daß ein solches Ding an deinem Fenster hängt, und ich dich also nur dahin zu verweisen brauche. Du siehst eine, bis zu einer gewissen Höhe mit Quecksilber gefüllte gläserne Röhre vor dir, und bemerkst eine mit 0, 1, 2, u. s. w. bis 80 bezeichnete Eintheilung; — daß das so eingerichtete Instrument aber den Zweck hat, die Grade der Wärme oder Kälte anzugeben, ist dir sehr wohl bekannt. Alle Körper werden nämlich, bey eintretender und auf sie wirkender größerer Hitze ausgedehnt; das Quecksilber aber gewährt, neben andern Vortheilen in diesem Bezuge, noch den, vorzugsweise empfindlich gegen die Wärme zu seyn. Sezt man jene Röhre in eiskaltes Wasser, welches eben gefrieren möchte, so fällt das Quecksilber bis zu dem Nullpunkte der oben erwähnten Theilung, erhizt man aber das Wasser hiernächst, so steigt das Quecksilber, sich ausdehnend, wieder höher, bis es, bey der Hitze des Wasserkochens, den 80sten Grad erreicht. *) So einfach geht die ganze Geschichte auseinander: und nicht weniger einfach verhält es sich um den Barometer (fünftes Kapitel), auf welchen ich, mit Uebergehung des vierten, vom Binden und Freywerden des Wärmestoffes handelnden, dir nicht recht zugängigen Kapitels, gleich komme. Liebste Emilie! wie sich das mit dem Barometer verhält, will ich dir, nach Anleitung unseres Biot und seines braven Uebersetzers, spielend erklären, oder heiß mich nicht Nürnberger; du must mir nur den Gefallen thun, und genau ausführen, was ich dir jezt vorschreiben werde. Nimm also eine, einige Schuh lange, oben zugeschmolzene Glasröhre, von beliebiger Weite, und fülle sie durch die untere Oeffnung ganz mit Quecksilber, daß gar keine Luft in der Röhre bleibt. Hiernächst halte diese Oeffnung mit dem Finger zu, und bringe die Röhre

*) Anmerk. Erschrick nur nicht vor dem gelehrten Namen; das Instrument heißt so nach seinen Erfindern. Nonius oder Nunnez, wie er eigentlich heißt, war ein portugiesischer Mathematiker des sechzehnten Jahrhunderts; er beschreibt seine Erfindung in dem, 1542 gedruckten Werke: de crepusculis. Vernier aber lebte zu Dornans in der Franche-Comté; er ging noch einen Schritt weiter als Nunnez. Sein Schriftchen: Construction du cadran nouveau, erschien 1631 zu Brüssel. Nun kannst du mitreden. Nürnberger.

*) Anmerk. Ich muß dir noch bemerken, daß dein, so eingetheiltes Thermometer, nach seinem Erfinder, ein Reaumür'sches heißt, obwohl die ursprünglichen Reaumür'schen Thermometer statt des Quecksilbers Weingeist enthielten. Ich habe es zuerst erwähnt, weil dein's gerade so ist. Außerdem aber hat man noch Celsius'sche Thermometer, die vom Eis- bis zum Kochpunkte 100; und Fahrenheit'sche, die 180 Grad zählen. Daher findest du bey Thermometerangaben oft ein R., oder C. oder F. nachdem ein oder ein anderer Thermometer gemeynt ist. Nürnberger.

so in ein, gleichfalls mit Quecksilber gefülltes Gefäß, sodann aber nimm den Finger weg. Was wird jezt geschehen? Du meynst, nun werde die Röhre ganz auslaufen; — um Vergebung! nur ihr oberer Theil wird leer, und eine, etwas über 27 Zoll hohe Quecksilbersäule bleibt in der Röhre stehen. Denn sieh, auf dem Quecksilber im *offnen* Gefäße ruhet eine Säule atmosphärischer Luft, und drückt das Quecksilber in der Röhre empor, da deren zweytes, zugeschmolzenes und luftleeres Ende keinen Gegendruck der Luft leidet. Du wirst mir einwenden, das Bischen Luft bis zu deiner Stubendecke könne dazu unmöglich hinreichend „schwer" seyn; aber den *Druck der Luft* muß man nicht geradezu von ihrer Schwere, sondern vielmehr von ihrer Spannkraft abhängig annehmen. Im Freyen erfolgt der Versuch genau so, wie im Zimmer, unerachtet im ersteren Falle eine viel höhere Luftsäule unmittelbar über dem Quecksilber zu stehen scheint; aber die Decke deines Zimmers hindert die Luft eben so wohl, sich auszubreiten, als es die darüber stehende höhere Luftschicht im Freyen thut, und die Spannung ist also, im nämlichen Augenblicke, hier und dort gleich groß. *) Denke dir nun, diese Spannung nehme zu, so muß das Quecksilber im Barometer steigen, und dieß ist das ganze Geheimniß der sogenannten *Wettergläser*, die nichts weiter, als solche gekrümmte, und mit Quecksilber gefüllte Barometer-Röhren sind, auf deren offenes Ende der Druck der Luft wirkt, während das andere, angegebenermaßen luftdicht verschlossen und luftleer ist. *Steigt* das Quecksilber im Wetterglase, so hat also die Elasticität der Luft zugenommen, und das *pflegt* heiteres Wetter zu bedeuten, gleichwie umgekehrt das *Fallen* Regen, Sturm oder so etwas bringt, oder vielmehr zu bringen pflegt. **) Auf diese interessante Abhandlung von den Barometern folgt, im *siebenten Kapitel* eine Betrachtung über die *Spannkraft der Gasarten*, die gewiß nicht weniger interessant ist, nur nicht für eine liebe *Freundin*, wie du, die die Physik zu ihrem Vergnügen treibt. Ich gehe also wieder darüber weg, um im *achten Kapitel* gleich zu den *Wasser- und Luftpumpen* zu kommen. Wenn deine Leute aus dem benachbarten Born, mit so geringer Mühe ein Glas des köstlichsten Quelles hervorbringen, so denkst du nicht an die künstliche Vorrichtung, die erforderlich ist, um dir so schnell dazu zu verhelfen. Nun, was ich dir, aus Veranlassung des Barometers, vom Drucke der Luft gesagt habe, soll dir das Verständniß bald eröffnen; und hiernächst magst du denn gelegentlich das betreffende Kapitel selbst vergleichen. Für jezt denke dir also, um bey dem hauptsächlichsten stehen zu bleiben, eine einfache, in dem Wasser des Brunnens stehende Röhre; in diese paßt recht genau ein Kolben, der einem Eimer gleicht, dessen Boden sich von unten nach oben öffnet; die Röhre aber ist über dem Wasserspiegel mit einer Klappe verschlossen, die ebenfalls von unten nach oben aufgeht. Zieht man nun den Kolben mittelst des Schwengels und der Zugstange in die Höhe, so entsteht in der Röhre ein luftleerer Raum, in welchen das Wasser, die Klappe aufstoßend, durch den Druck der äußern Luft, eben so hinauf gepreßt wird, wie das Quecksilber in der Barometer-Röhre. Stößt man aber den Kolben wieder hinunter, so kann das Wasser durch die, nur von unten nach oben aufgehende Klappe nicht wieder zurück, muß also den Kolbenboden aufstoßen, und wird so allmählig bis zur Ausgußröhre gehoben. Dieß wiederholte Aufziehen und Niederstoßen des Kolbens nennt man das Kolbenspiel; und du wirst mir wenigstens zugeben müssen, daß ein sinnreicheres, und, was das Ergebniß betrifft, erfrischenderes kaum erdacht werde. kann. Mir selbst wird, schon beym Schreiben darüber, frischer, und ich will dir, im Zuge, in welchen ich dadurch gekommen bin, gleich noch die Frage vorlegen: ob du weißt, was ein *Pyrometer* ist? das *neunte Kapitel*, vom *Maß der Ausdehnung fester Körper*, bringt mich darauf. Du weißt es wahrhaftig nicht. Sieh, ein Pyrometer ist ein Instrument, um höhere Hitzgrade zu messen, als durch den Thermometer, dessen Glasröhre dabey bald in Fluß kommen würde, geschehen kann. Man hat dergleichen von Brongniart, der sich ihrer bedient, um die hohen Hitzgrade seiner Oefen in der Porzellanfabrik zu Sèvres, aus der du Tassen besitzest, zu bestimmen. Die Einrichtung gründet sich auf die oben erwähnte Eigenschaft der Körper, von der Wärme ausgedehnt zu werden. Diese Ausdehnung mißt man. Wie? ist hier im Buche ganz allerliebst beschrieben. Lies nur nach. Ich wollte es berichten, habe es aber, wie du siehst, wieder wegstreichen müssen; der pochende Schlüssel hat mich dazu gezwungen. So habe ich dir auch aus den *fünf folgenden Kapiteln*, die von der *Ausdehnung der Gasarten und tropfbaren Flüssigkeiten* durch die Wärme, und von der Natur der *Dünste* handeln, für dießmal nichts sagen mögen; ich werde ja öfter ein physikalisches Brief-

*) *Anmerk.* Fasse doch diesen Umstand ja wohl ins Auge, liebe Emilie! er scheint mir, wenn ich sonst nichts übersehen habe, hier von Biot übergangen, und ist doch entscheidend für Erlangung eines deutlichen Begriffs von der Natur des Herganges. Glaube mir nur, diese vollkommene Deutlichkeit der Grundbegriffe, das ist der rechte Punkt! *Nürnberger.*

**) *Anmerk.* Mit dieser Auseinandersetzung muß ich's getroffen haben: meine Frau hat nicht ein einziges Mal geklopft, zum Beweise, daß sie mich vollkommen verstanden hat, oder dieß wenigstens glaubt. Ich muß dir aber doch noch anführen, daß plötzliches Fallen des Barometers in der Regel mit Sturm vergesellschaftet ist. Mein lieber Magdeburger Landsmann, Otto von Guericke, den du als Erfinder der Luftpumpe gewiß kennst, hat das schon gewußt. Er sagte im Jahre 1660 aus dem starken Fallen seines Wetterglases einen Sturm an; und nach zwey Stunden erreichte dieser Magdeburg wirklich. Das stehe geschrieben in seinem berühmten Werke: Experimenta nova Magdeburgica de vacuo spatio; Amst. 1672, Fol. pag. 100. *Nürnberger.*

chen an dich schreiben. Blos auf den Unterschied zwischen Dunst und Gas muß ich dich aufmerksam machen; du möchtest beyde für gleichbedeutende Dinge halten. Wenn du deinen Thee kochst, so wird ein Theil des Wassers durch die Hitze verflüchtiget, und entweicht in Luftgestalt; legt sich aber dergleichen Dunst irgendwo an, z. B. an den Deckel der Theekanne, so läuft er, wie du oft beobachtet haben wirst, beym Erkalten zu Tropfen zusammen und wird wieder Wasser. Siehst du, das ist der Charakter der Dünste, bey dem allmähligen Erkalten, erst zu einem sichtbaren Nebel, in welcher Gestalt sie dann Dampf heißen, und hiernächst zu einer tropfbaren Flüssigkeit verdichtet zu werden. Gas dagegen nennen wir Physiker eine permanent-elastische Flüssigkeit, die unter keinerley Bedingung tropfbar wird. Die Luftart, womit man die Luftballons füllt, ist ein solches Gas; und, um dir ein näheres Beyspiel anzuführen, die uns umgebende atmosphärische Luft, abgesehen von den verdünsteten Feuchtigkeiten, die sie enthält, ist ebenfalls ein solches Gas. Merke dir nun aber auch den Unterschied, er pflegt von den Damen, wie so mancher andere, nicht recht beachtet zu werden. Das Alles wird noch näher, im fünfzehnten, von der Verdunstung überschriebenen Kapitel, beleuchtet, ich muß dich, auf Veranlassung desselben, vor einem Vorurtheile warnen, welchem sich, nach dem Vorbilde der antiphlogistischen Physiker aus dem vorigen Jahrhunderte, viele Meteorologen ergeben haben, indem sie annehmen, die Luft besitze einen chemischen Verwandlungseinfluß auf das Wasser." Sie sehen demgemäß den Regen, — um gleich auf eins der wichtigsten Resultate des Verdunstungsprozesses überzugehen — als einen Niederschlag aus jener vermeynten chemischen Auflösung des Wassers in der Luft, als eine Wiedervereinigung seiner getrennten Elemente, an. Glaube daran ja nicht; und schenke überhaupt den einfachsten Erklärungen immer am ersten Glauben: man ehrt die Natur dadurch. „Die Versuche von Saussüre, Deluc, Dalton u. A. erlauben eine erklärende Darstellung aller Resultate, ohne Mithülfe jener Verwandlung; und es berechtiget daher nichts, sie anzunehmen, da kein Umstand (wirklich gar keiner) darauf hindeutet." Ich halte mich an die ganz einfache Thatsache: Wenn eine tropfbare Flüssigkeit in freyer Luft steht, so verfliegt, verdunstet sie allmählig. Die Atmosphäre namentlich also erfüllt sich beständig mit solchen Wasserdünsten, und gibt sie unter eintretenden Umständen, der Erde als Regen u. s. w. zurück. Dabey bleib stehen, um den ganzen Vorgang höchst einfach zu finden; bey'm Weitergehen könntest du dich vielleicht in Subtilitäten verwickeln. Nach dieser Vorbereitung wirst du einsehen, wie wichtig es für die Physiker ist, die Wassermenge zu kennen, die sich in der atmosphärischen Luft gerade in Dunstgestalt vorfindet; *) und „von den Mitteln zu dieser Bestimmung handelt derjenige Theil der Physik, welchen man die Hygrometrie nennt" (sechzehntes Kapitel). Das Instrument, dessen sie sich dazu bedient, heißt Hygrometer, und du hast solch ein Ding tausendmal gesehen, ohne die deutliche Rechenschaft, was das lange Haar, welches den wesentlichen Bestandtheil daran ausmacht, eigentlich soll. Höre nur, Haare, die man durch Auslaugen in einer Kali-Auflösung dazu vorbereitet hat, besitzen in einem höheren Grade als andere Körper, die Eigenschaft, sich in der Trockenheit zu verkürzen, und in der Feuchtigkeit zu verlängern; und du begreifst also, daß die Verbindung eines solchen Haares, vermittelst einer Rolle, mit einer langen, längs eines Gradbogens hinstreichenden Nadel, hinreicht, um das Maß der Trockenheit oder Feuchtigkeit im Allgemeinen zu bezeichnen. Das ist der einfache Mechanismus des Dinges mit dem gelehrten Namen, gegen dessen unbedingte Zuverlässigkeit ich aber noch Zweifel habe, die ich indeß für heut unterdrücken muß, da ich mit Schrecken sehe, daß mein Papier zu Ende geht. Da kann ich dir von den noch vorhandenen sieben Kapiteln dieses ersten Bandes meines lieben Fechner-Biot, nur im Allgemeinen sagen, daß sie vom specifischen Gewichte, von der Kapillarität und Elasticität handeln. Allein sey ohne Sorgen: du sollst von diesen Dingen noch Artiges genug zu hören bekommen; beruhige mich nur erst über das Schicksal dieses ersten Briefchens in seiner Art. Es ist so etwas Ungewöhnliches, über Gegenstände, wie die hier verhandelten, an eine Dame zu schreiben, daß ich, bey allem Respekte vor deiner Liebe zur Physik, doch wegen der Aufnahme nicht ganz ohne Besorgniß bin. Höre, ich will dir da einen Vorschlag machen: Hab' ich's getroffen mit Erregung deines Interesse, und in der Behandlung des Stoffes, so antworte mir gar nicht: das ist das sicherste Mittel, mich zu einer baldigen Fortsetzung zu zwingen, da ich ohne deine Briefe nicht wohl seyn kann. Wenn aber nicht, so sende mir mein Manuscript recht bald zurück, um mich schnell von der Sucht zu heilen, allen meinen Unterhaltungen einen ernsten Charakter zu ertheilen. An einer Süßigkeit, um die Pille einzuwickeln, wird's dir ja nicht fehlen. Sieh, so machen's die Redactionen: man hat seine Lust an der artigen Wendung, mit der sie einem Aufsätze, die eben nicht in ihren Kram taugen, zurücksenden; und das kann, nach Zeit und Umständen, den gediegensten Arbeiten, und diesen am ersten, begegnen. Es ist recht curios, und ich sage dir's nicht so ohne alle Gründe en passant. — Nun heut ist Donnerstag; und wenn ich also künftigen Donnerstag keine Antwort von dir habe, so weiß ich, woran ich bin, und schreibe an Leopold Voß nach Leipzig um den zweyten Band seines Fechner-Biot. Bis dahin lebe recht wohl.

Sorau den 18ten Novbr. 1824.

Dr. Nürnberger.

*) Anmerk. Du siehst, liebste Emilie! hier oben wieder die ausgestrichene Stelle; ich kann mir aber nicht helfen: was mich der pochende Schlüssel im Texte meines Briefchens zu streichen zwingt, muß ich zuweilen versuchen, in Gestalt einer Anmerkung wieder einzuschwärzen. Mit der Hygrometrie nämlich ist's bey alle dem eine kitzliche Sache: was sie kennen lehrt, ist eigentlich nur die Fähigkeit eines Mediums, Wasser mitzutheilen. Sieh, ich stelle mir vor, das längere Verweilen von Wasserdünsten in der atmosphärischen Luft amalgamire sie dergestalt mit derselben, daß jene hygrometrische Indication darüber bis auf Weiteres verloren gehe. Was mich in dieser Ansicht bestärkt, ist der merkwürdige, von den Aeronauten beobachtete Umstand, daß in den höheren Luftschichten die hygroscopischen Substanzen eine große Trockenheit anzeigen, wiewohl verdünnte Luft zur Aufnahme und Beherbergung von Dünsten in dem nämlichen Maße geschickter ist. Allein die seltenere Alteration des heitern Zustandes jener höhern Schichten verstattet den darin enthaltenen Dünsten eine elastische Permanenz, welche den hygrometrischen Einfluß überwältiget.

Nürnberger.

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. December 1824.

Dichtkunst.

Hebels allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der Allemannischen Mundart übersezt von Adrian. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1824. 271 S.

„Hebels allemannische Gedichte ins Hochdeutsche übergetragen! Wahrhaftig ein unglücklicher Gedanke!“ rief ein geistreicher Freund dem Verfasser dieser Anzeige entmuthigend entgegen, als er das Buch auf dessen Pult aufgeschlagen und diesen im Begriff antraf, zur Recension zu schreiten. „Ist es, fuhr er fort, nachgerade nicht eben so unzweckmäßig, als wenn man einer hübschen Schwarzwälderin, einer echten und gerechten Allemannierin, ihre eigenthümliche, sie einzig zierende Tracht auszöge und, um sie bey der Welt vom guten Ton einführen zu können, und auch dieser ihre Schönheit einleuchtend zu machen, — sie in Hofdamentracht stecken wollte? Möchten nicht die derbrothen Wangen und der braune Hals, die zu Strohhut und Mieder so gut passen, unter dem Schleyer und im seidnen Shawle, gemein, und die naivsten Bewegungen des schönen Kindes ungelenk und plump erscheinen?“ Ref. sah mit Sorgen auf das offene Buch und die geschnittene Feder; da er aber die Anzeige nicht im Leichtsinn unternommen hatte, so ermannte er sich doch bald zu einer Antwort, die im Wechselgespräche vollständiger und siegreicher wurde, als er erwartet hatte, und die er jezt, nachdem der Freund ihn verlassen, nur niederschreiben darf, um die Rezension des Büchleins fertig zu machen.

Freylich, lautete diese Antwort, wäre es ein vergebliches, ja thörichtes Bemühen, dem Bauermädchen Modetracht anlegen zu wollen: wenn alle Welt, auch die fremde und vornehme, in seiner heimischen Tracht, die ihm wie angegossen ist, das Kind betrachten und bewundern könnte. Wie aber, wenn jener Anzug den unglücklichen Zauber in sich trüge, daß er das Mädchen, sobald sie die Heimath verläßt, für Jedermann unsichtbar macht? Soll man auch dann noch keine Umkleidung wagen, wenn diese Verwandlung das einzige Mittel ist, eine so seltene Schönheit den sehnsüchtigen Blicken Vieler zu gönnen? Freylich nicht, wenn diese Schönheit nur die einer vierschrötigen Bauerndirne ist, wie sie der Freund anzudeuten schien; aber, gibt es denn nicht gerade in Allemannien, d. h. im Schwarzwald und in der Schweiz, eben unter jenen Bäuerinnen die feinsten Gesichter und geborne Grazien, die in jedem Gewande (wenn auch im einen mehr, im andern weniger) schön und anmuthig bleiben; und sieht man nicht wirklich, z. B. in Bern, dasselbe schöne Kind, das die Woche über den Strohhut auf dem Kopf, im schwarzen Mieder und faltigen Rock, schmuck und sittig nach dem Markt und in den Garten wandelt, Sonntags in knapper, französischer Tracht sich gleich reitzend und anmuthig bewegen? Und ist nicht für absolute Schönheit und Grazie ein solcher Wechsel des Anzugs, wenn der leztere nicht eben absolut abgeschmackt ist, die rechte Schönheitsprobe?

Und nun, bey Seite die Vergleichung! Es leidet keinen Zweifel, daß die Hebel'schen Gedichte in ihrer Urgestalt einem großen Theile Deutschlands kaum halbverständlich, ja dessen ganzem Norden, wo das Interesse für Poesie so lebendig, und vielleicht lebendiger ist, als bey uns Süddeutschen, — ein ganz verschlossener Schatz sind. Ref. hat selbst in Norddeutschland diese Erfahrung oft gemacht. Aufgefordert, die Hebel'schen Gedichte im Vorlesen selbst den empfänglichsten Lesern durch Milderung und kurze Erläuterung des Dialekts, dessen er mächtig zu seyn sich rühmen darf, genießbar zu machen, ist er nach langem Abquälen, doch immer damit gescheitert, und der Schluß des Liedes war immer: wir verstehen es eben doch nicht. Keine Wahl also: entweder müssen unsere nordischen Brüder zu uns nach Allemannien kommen, und unsern Dialekt nach seinem Geiste, wo er erst Poesie wird, lernen, und das ist nichts Kleines, auch mit einer flüchtigen Schweizerreise nicht abgethan; oder wir müssen darauf denken, die Gedichte ih-

nen in ihre Mundart überzutragen. Gewiß, auch dieses ist nichts Leichtes, aber ist es etwas so ganz Undankbares, wie den Ref. der Feennd übereeden wollte? Der Geist der allemannischen Sprache und des allemannischen Gedichts ist kein derb-bäuerischer, der, ins Hochdeutsche hinüberwandernd, in diesem unedel und gemein auftritt: er ist vielmehe die Sprache des Herzens und Gemüths und des unschuldigen Witzes, zart und sinnvoll; einzig fähig, die kindliche Thräne und das Lächeln des Kindes in Woete zu verwandeln. Mit Geschick ins Hochdeutsche übregetragen, sollte er diesem ehee etwas Sanftes, Weibliches mittheilen, als Unbiegsamkeit und Häete hineinbringen. Freylich bleibt Vieles an ihm, wie an jeder Speache, unübertragbar; aber so wenig wir uns dadurch bey andern Sprachen abhalten lassen zu übersetzen, so wenig kann das hier der Fall seyn. Meistee in der Uebersetzungskunst haben uns bewiesen, daß unser Schelftdeutsches die feinsten Schattirungen des in fremder Speache Gedachten und Empfundenen wiederzugeben im Stande ist. Sollte dieß in Beziehung auf allemannische Gedichte wenigstens nicht bey manchen deeselben möglich seyn?

Es fragt sich nun: leistet die vorliegende Uebersetzung etwas der Aet? — Mein Freund fing an in dem Buche zu blättern. Er las gleich auf den ersten Seiten des ersten Gedichts, das die Wiese, diesen wundeeliebliehen Waldstrom des Breisgau's besingt, folgende Verse:

„Im verschwiegenen Schoose der Felsen heimlich geboren,
An den Wolken gesäugt mit Duft und himmlischem Regen,
Schläfst du, ein winziges Kind, in deinem verschlossenen Stübchen,
Heimlich, wohlverwahrt., Noch nie haben (⏑⏑!) menschliche Augen
Schauen dürfen, und sehn, wie schön mein Mägdelein daliegt
Im kristallnen Gemach und in der silbernen Wiege,
Und es hat noch kein menschliches Ohr sein Athmen erlauschet,
Oder sein Stimmchen gehört, sein heimliches Lächeln und Weinen.
Nur die stillen Geister, sie gehn auf verborgenen Pfaden
Aus und ein, und ziehen dich auf, und lehren dich laufen,
Geben dir fröhlichen Sinn und zeigen dir nützliche Dinge;
Und es ist auch kein Wort verloren, was sie dir sagen.
Denn, wie du dich bewegen kannst auf eigenen Füßlein,
Schlüpfst du mit leisem Schritt aus deinem kristallenen Stübchen,
Baarfuß heraus und blickst mit stillem Lächeln zum Himmel.
O wie bist du so niedlich, wie hast du so heitere Aeuglein.“

Diese Stelle gefiel dem Tadler selbst, und er wußte außer dem gerügten metrischen Verstoß nichts daran auszusetzen; er gestand, daß das Poesie geblieben sey, und konnte nicht widersprechen, als Ref. beyfügte, daß der süße Hauch des allemannischen Dialekts auch noch jezt in diesen Versen wehe. Beym Weiterlesen fand sich denn freylich Vieles zu tadeln. Der Heeameter ist nicht überall mit der gleichen Sorgfalt behandelt; hier und da scheint er vom Uebersetzer ganz vergessen worden zu seyn, wie in dem auf jene Stelle unmittelbae folgenden Vers:

„Nicht wahr, hier aussen ist's schön, so hast du dir's immer (lies nimmer) gedacht.“

Hebel:

„Gell do ussen isch's hübsch, und gell, so hesch der's nit vorg'stellt.“

Und warum denn nicht wörtlicher, etwa so übersezt:

„Gelt! da draussen ist's hübsch? und gelt, so dachtest dir's nimmer?“

Die wörtliche Uebersetzung des allemannischen Hexameters wird freylich bald durch die Dehnungen seiner Sprache, die im Hochdeutschen wegfallen, bald durch deren Verkürzungen, die dieses auflösen muß, höchst schwierig; aber in solchen Fällen verlangt die Kritik eine, eben so geistreiche, als das Original schonende, Umarbeitung, und nicht Verse, wie folgende:

„Nimm du | hier meinen (⏑ ⏑) | Ring, und wenn du kein Geld mehr besitzest
Weder zu Haus, noch | irgendwo (— ⏑ ⏑) |, sieh, es kann dir nicht fehlen; —
Nur an | keinem | Feyertag (— ⏑ ⏑), | das wollt' ich (— ⏑ ⏑), | selbst dir nicht (— ⏑ ⏑) | rathen! etc.
„An dem (— —) | ewgen (— —) | Beten und | unter | nutzlosen (— ⏑ ⏑) | Thränen:“

Solche Verse entstellen besonders zahlreich den Karfunkel und den Statthalter von Schopfheim, in dem es z. B. heißt.

„Mancher | brave Mann (— ⏑ ⏑) | konnte nicht mehr im Sturme sich halten,
Und verlustig der | Habe (— —) | mußt' er (— —) | hungern und betteln.“

und gar:

„Schaaren von | Nachzüglern (— ⏑ ⏑) | ließ auch der | Frieden im Lande zurück noch.“

Weit glücklicher ist Herr Adrian in der Uebersetzung der jambischen Verse, zumal der reimlosen fünffüßigen, und gewiß hat Hebel, dem das Buch dedicirt ist, sich gewundert, daß Gedichte, wie: der Wächter in der Mitternacht, Eine Frage, Noch eine Frage, und besonders die Vergänglichkeit, auch im Hochdeutschen so rührend, so scheinbar ursprünglich geblieben sind. Auch von den gereimten Jamben sind viele sehr glücklich behandelt; wir zeichnen die Irrlichter aus.

Das Schwierigste — nicht der Form, sondern dem Inhalt und dem Geiste nach — waren wohl die rein lyrischen Gedichte, die eigentlichen Lieder. Auch hier hat der Uebersetzer oft viel geleistet. Der Wächterruf hat viel von der allemannischen Milde, Sonntagsfrühe viel von der allemannischen Frische behalten. Wie schön sind im leztern Gedichte die Verse geblieben:

„Wie glänzt so hell auf Gras und Laub
Vom Morgenthau der Silberstaub!
Wie weht die frische Maienluft
Von Kirschenblüth' und Schlehenduft!
Die Bienchen fliegen arbeitsam,
Nicht wissend, daß der Sonntag kam."

— — — — —

„Das Vöglein sagt: ey freylich, ja!
O Wunder, seht, er ist schon da!
Er legt ja seinen Himmelsschein
Um Blüth' und Laub in Busch und Hain!
Das Distelfinkchen vornen dran
Hat auch sein Sonntagskleid schon an."

Unter die gelungensten Lieder gehört der Sommerabend (S. 48), schade, daß der Uebersetzer hier sich Einmal zur prosaischen Modernisirung verleiten läßt. Die kraft- und saftvollen Worte Hebels von der Sonne:

„Und uf der Bleichi hat sie gschaft
Hüt je und je us aller Chraft."

heißen in der Uebersetzung;

„Und auf der Bleiche war sie heut
In ihrer vollen Thätigkeit."

Ref. meynt, folgende, viel wörtlichere, Nachbildung wäre ziemlich nahe gelegen:

„Und auf der Bleiche, voller Kraft,
Wie hat sie je und je geschafft!"

denn je und je und geschaft werden doch nicht als allemannische Ausdrücke verkannt werden sollen? Nein, dieses Epurationsprincip hat der Uebersetzer, voll richtigen Takts, auch sonst nicht befolgt. — Manche Worte, die dem Allemannischen gar gut anstehen, lauten freylich im Hochdeutschen ganz anders: der Mond, der sein „Jäckchen" (Tschöpli) anbat, und der Taugenichts, der „das Dieterchen" (der Dieterli) heißt, machen eine kuriose Figur.

Bey denjenigen Gedichten endlich, in welchen der allemannische Bauer oder sein Mädchen so recht in ihrer Aeußerlichkeit auftreten, konnte sich allerdings Recensent, mit dem Freunde, nicht entbrechen, an die Bauernmagd in Hoftracht oder den Bauernjungen im Modefrack zu denken. Dieß trifft besonders das Lied Hans und Verene (S. 126), aus dem wir ein Paar Verse zur Vergleichung beysetzen:

Hebel:

Am Zistig früeih bym Brunne
Se redt's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer Hans! was fehlt der echt?
„Es isch der näume gar nicht recht,
Nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

Adrian:

Am Dienstag früh beym Brunnen,
Da sprach sie gar mich an:
„Komm, hilf mir, Hans! was fehlet dir?
„Dir ist nicht wohl, das glaube mir,
Ja glaub' es mir!"
Mein Lebtag denk' ich dran!

Hebel:

Ein arme Kerli bin i.
Arm bin i, sell isch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
Und sufer gwachse wäri jo,
Das wäri scho.
Mit seitem hätt's ke G'fohr.

Adrian:

Ein armer Bursche bin ich,
Arm bin ich, das ist wahr.
Doch niemals that ich Unrecht noch,
Und gut gewachsen bin ich doch,
Das bin ich doch!
Man nimmt mich, das ist klar!

Der lezte Vers, bey Hebel unnachahmlich schön, ist in der Uebersetzung, die einen ganz andern Gedanken unterschiebt, total verunglückt, und durch das Französirende:

das ist klar! gar übel verundeutscht. Das Uebrige aber scheint uns auf Rechnung des Gegenstands und nicht des Uebersetzers geschoben werden zu dürfen.

Die besser gerathenen der eigentlichen Bauernlieder sind: der Schwarzwälder im Breisgau S. 231. Auf den Tod eines Zechers S. 267. und der Wegweiser S. 269. Diese Lieder haben so ziemlich sich in die Kleider des Wandsbecker Boten gesteckt, und da, däucht uns, hat der Uebersetzer die allein passenden für sie gefunden. Ebendieß ist mit einigen ernsten und rührenden der Fall. Darunter scheinen uns die gelungensten im ganzen Buche: der Abendstern S. 226 und: das Gewitter S. 252. —

Am Ende mußte der Freund mit Ref. sein Endurtheil dahin fällen, daß doch diese Unternehmung an sich so unrecht nicht sey, und die Art und Weise der Ausführung zwar noch mancherley vermissen lasse, daß aber der Uebersetzer doch eine gute Anzahl Hebel'scher Gedichte dem hochdeutschen Leser auf eine Art zugänglich gemacht habe, für welche ihm dieser nur dankbar seyn kann. Ab.

Geschichte.

Manuscript von 1813, oder kurze Darstellung der Begebenheiten dieses Jahres; ein Beytrag zur Geschichte des Kaisers Napoleon von dem damaligen Kabinetssekretär, Baron Fain. Aus dem Französischen übersezt. 1r Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. XII u. 409 S. 8. 1824.

Dieses Werk ist keines der vielen, den gleichen Gegenstand befassenden, welche nur durch ein Zusammentragen von Hörensagen entstanden sind, welche von Mund zu Mund gegangen, durch Uebertreibung oder Bosheit entstellt, nur erst nach den mannichfachsten Verfälschungen zu Papier gebracht wurden. Der Verfasser war überall selbst gegenwärtig, wo uns seine Blätter hinführen, mit eigenen Augen und Ohren hat er selbst das Beschriebene gesehen, gehört, und was das Beste ist, auch beurtheilt. Im Kabinet und auf dem Schlachtfeld in das geheimste Vertrauen gezogen, hat er die Ausführung der entworfenen Plane selbst mit erlebt. Er war in das Geheimniß der Gedankenreihe, die solche entwerfen hieß, und in das des Geistes eingeweiht, der sie ausgeführt. Er hatte die Befehle zu schreiben, welche Alles anordneten, und konnte hinwiederum ihre Befolgung beobachten. Alle Berichte, deren Ganzes er zu empfangen, zu sammeln und zu ordnen hatte, mußten ihn endlich auf das vollständigste in den Geist der militärischen Operationen und des Räthsels der Politik seines Herrn einweihen.

Gewiß konnte nie Jemand in einer bessern Stellung des Geschichtschreibers sich befinden, und seine Arbeit sagt uns, daß B. Fain dieser Stellung zu entsprechen wußte. Von allen Werken, welche jene großen Epochen der Geschichte zum Gegenstand haben, gibt es keines, welches mehr das Gepräge eines aufgeklärten Geistes und unbestechener Wahrheitsliebe an sich tragen. Auf das deutlichste spricht aus demselben jene, beym Geschichtschreiber so seltene Vereinigung des Talentes und der Geradheit. Durch eine immer lebhaft fortlaufende, selbst dramatisch zu nennende Erzählungsweise wird unser Beyfall erregt, und stets werden wir mehr und mehr angezogen. Der oberflächliche Leser wie der tiefer forschende Kundige werden beyde gleich gefesselt.

In der That kenne ich auch keinen Historiker, dessen Styl so sehr mit dem des Historien-Malers verglichen werden könnte, in der folgerechtesten chronologischen Perspektive, in der schönsten Anreihung der Situationen gruppiren sich die Ereignisse vor unsern Blicken, wir selbst wohnen den mit so lebhaften Farben beschriebenen Begebenheiten bey; jeder Bericht entwickelt vor uns rasches dramatisches Leben, jede Schlacht das wahreste Bild der Bewegung des Kampfes. Durchdrungen von dem Geiste eines Titus Livius und Tacitus läßt der Verfasser die noch neue Zeit jener Ereignisse, ein Theil unsers eigenen Lebens, im ernst-edlen Gewande classischen Alterthums an uns vorüberschreiten. Bis zur lezten tragischen Entwicklung wird unsre Theilnahme immer mehr und mehr gesteigert wie die Wichtigkeit und Größe der Handlung zunimmt.

Eines der schönsten Kapitel der neueren Geschichte bildet seine Beschreibung der Schlacht von Lützen, wie auch der Bericht über die Prager Verhandlungen der Feder des ersten Politikers Ehre machen würde. Diese so denkwürdige Schlacht von Lützen, auf der alten berühmten Wahlstatt geschlagen, wo nach der Catastrophe von Moscau und dem Rückzug aus Rußland, die französische Armee noch einmal den blutigen Sieg zu erringen strebt, erregt das Interesse des Lesers. Hier in diesem classischen Todtenfelde sehen wir die Blüthe der französischen und preußischen Jugend fallen; zum Erstenmale die Waffen in der Hand, fallen beyde unter dem Ruf „für Vaterland und Freyheit!" und das unüberschbare Grab, das die Gebeine zweyer Nationen aufnimmt, beschattet Eine Cypresse, Ein Lorbeer.

Wie viele Thatsachen erfahren wir aus diesem Buch, die bisher nur halb bekannt, oder in einem falschen Licht dargestellt worden waren. Die Geschichte aber sucht und kennt allein die Wahrheit. G. C.

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. December 1824.

Geschichte.

Die Schicksale der alten und neuen Kortes von Spanien, durch Ernst Münch. In zwey Bänden. 1ster Band. Stuttgart in der Metzler'schen Buchhandlung. 1824.

Die Aufgabe, welche vorstehendes Werk zu lösen versucht, gehört nicht zu den leichteren, wie man auf den ersten Anblick wohl sich vorstellen möchte. Nicht nur hängt über den ältern Ereignissen, die die Anfänge und Fortschritte und endlich den Fall der alten gesetzlichen Kortes von Spanien begleitet haben, noch manches historische Dunkel, und ein großer Theil des Materials zu einer kritischen Geschichte derselben liegt, vom Partheygeist verwirrt und verunstaltet, unbenutzt in Archiven, oder fiel in ungeweihte Hände, die wiederum einseitig es zu Apologien der Faktion, ohne Rücksicht auf die höhern, und von ihr unabhängigen Interessen der Geschichte verarbeitet haben; sondern auch die neuern, und noch weniger die neuesten Begebenheiten sind von der Art, daß eine gründliche und allen Bedingungen der historischen Kunst genügende Darstellung dessen, was zur Wiederherstellung jener alten Staatsrepräsentation, im Gewande eines neuen Zeitgeistes und desjenigen, was durch dieselbe Gutes und Schlimmes, und endlich mit derselben Tragisches wieder geschehen ist, noch lange nicht möglich seyn wird. Die Ursachen brauchen nicht erst detaillirt angegeben zu werden. Und somit wenden wir uns mit einigen Gedankenstrichen gleich zur vorliegenden Schrift, welche wenigstens einen Grundriß zu geben versucht hat, nach welchem dereinst ein solches Unternehmen ausgeführt werden mag. Der Verfasser derselben, Schweizer von Heimath, aber Deutschland stets mit warmer Liebe, (was alle seine früheren Schriften bezeugen), als sein gemeinsames geistiges Vaterland erkennend, hat es seiner Vaterstadt Rheinfelden, einer durch ihre Treue an das Reich und den mannhaften Widerstand während einer sehr langen Belagerung durch die Schweden bekannten Besitzung des Hauses Oesterreich, nunmehr zum schweizerischen Kanton Aargau gehörig, in einer frischen, aber im Ausdrucke ächt republikanischer Grundsätze zwischen den Partheyen des Tags die Mitte haltenden Vorrede zugeeignet; „dem Partheyschriftsteller — also meynt er unter anderm — könnte es Gefahr oder Verachtung erwecken, je nachdem seine Farbe in der öffentlichen Meynung herrscht oder abgestorben ist; ich, der Bürger eines friedlichen Freystaates, aber mächtig erfüllt von den Grundsätzen, die ihm das Daseyn gegeben, von den Grundsätzen der Freyheit und des Rechtes, habe das Gemälde, das nur zu lebendig in dem Mitgefühle aller, für höhere Gedanken nicht unempfänglicher Menschen steht, mit wahren Farben nur, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Menschenfurcht, und ohne Hoffnung eines Gewinnes von Königshuld oder Bürgergunst zu verfertigen mich unterstanden, und biete in ihm ein bald erhebendes, bald schrecklich niederschlagendes Schauspiel von Wechseln des Glückes, der Geistesgröße wie der Ohnmacht von Männern an, so ihre Zeit gewaltig gelenkt, bereichert oder elend gemacht haben; ferner von Völkern, welche wechselnd, in Zuständen der Anarchie und Sklaverey, der Freyheit und des Despotismus und allen Gräueln bürgerlicher Partheyung geschwankt, und nach einem kurzen Traume des Sieges unausführbarer Ideale, durch Thorheit mehr und Gutmüthigkeit als durch Mißbrauch und Uebermuth, eine Katastrophe erlebt haben, welche sie plötzlich wieder in einen unausfüllbaren Abgrund von Jammer und Elend stürzte. Der Schrey der Verzweiflung dieser Nation, — die gegen die kühnen Neuerer, wie gegen das wahre Interesse des Königthums selbst und gegen ihr eigenes Eingeweide, getrieben von bösen Geistern, unablässig wüthet, regte mich auf, in dieser unvollkommenen Skizze alte und neue Zeit, und wie aus beyden Wohl und Wehe sich erzeugt, kurz zu zeichnen, und durch Betrachtung früherer Formen, in denen jene Monarchie sich bewegt, zu sicherer Würdigung der neuesten Vorfälle einen Wegweiser in die Hand zu geben." Der Verfasser will sofort aus der Geschichte, die er bearbeitete, als aus einer großen Lehrmaterie überzeugen, daß „in den Extremen der Partheyen kein Heil

und im Wahnsinn, der der Freyheit oder dem urkundlichen Recht und alten Herkommen in einseitigem Siegesrausche flucht, kein Segen für die Völker zu finden ist." Das Folgende schildert die Glückseligkeit seines Freystaates, und all jener Staaten, die „nach Grundsätzen der Mäßigung und Gerechtigkeit, durch weise und loyale Fürsten regiert werden," und den „Segen jener Verfassungsanstalten, die nicht erst das Schwert in gefahrvollem Aufstande zu erkämpfen braucht, sondern die das Ansehen der Jahrhunderte und die innere Ehrwürdigkeit ihres Charakters heiligt." Der Schluß der Zueignung enthält eine Lobrede auf die Treue und die Tapferkeit seiner Mitbürger in früheren Zeiten, und enthält unter anderm die auch von Andern in unserer Periode wohl zu beherzigenden Worte: „Es ist eine Zeit nun, wo auch der Große nichts ist, wenn er sich selbst aufgibt, und der Kleine unbemerkt von dem Willen mächtigerer Gewalten verschlungen wird; aber auch diesem leztern steht ein großes Feld zum Ruhme annoch offen, wenn er die Kräfte, welche nach außen nichts mehr wirken können, zur Verbesserung des innern, geistigen Haushalts verwendet." —

Das Iste Buch nun schildert in zwey Kapiteln die Geschichte der alten Kortes von Kastilien und Leon, und die Kortes und Freyheiten der Arragonier bis nach den Zeiten Ferdinands des Katholischen und der Isabella von Kastilien, nach den besten, ältern und neuern Quellen; das IIte die Zeiten Don Karlos I. (Karls V.) Die Beschränkungen und Beeinträchtigungen der Nationalfreyheiten durch beyde oben genannte Könige, durch Ximenes und die Inquisition; darauf folgt eine umständliche und kritische Beschreibung der beyden mächtigen Aufstände der Communeros und Germanaden, Padilla's und des Maria Pacheco Heldenmuth, und den tragischen Ausgang dieser Insurrektion, der mit Untergang der wesentlichsten Bestandtheile der alten Verfassung endigt; schließlich die Begebnisse mit Perez und Lanuza, die für die Freyheit der Arragonier sich erhoben, der Unionsversuch des Grafen von Olivarez, und den Aufstand der Katalonier zu Ende des 17ten Jahrhunderts, der ihnen den lezten Ueberrest ihrer Rechte kostete.

Im IIIten Buche sofort ist die Geschichte der neuen Kortes erzählt; nämlich: zuvörderst, was für Erhaltung der Nationalselbstständigkeit und des Thrones der Bourbone geschehen, die Bildung, Reformen und der Sturz der Kortes von Kadix, alles sehr ruhig und unpartheyisch. Darauf das Gewebe von den vielen tragischen Scenen, welche die Restauration von 1814 begleitet haben, und den mißlungenen Verschwörungen Porliers, Lacy's, Vidals, van Halens u. A., und jener ersten, durch den Hauptanführer Abisbal selbst verrathenen Insurrektion des Expeditionsheeres zu Kadix. Das 2te Kapitel desselben Buches beschreibt sonach den äußerst interessanten Gang der erneuerten Verschwörung unter den Patrioten jener Armee und den Einwohnern von Kadix, so wie der Städte in der Nachbarschaft und das Verhältniß, in welchem sie zu den Liberalen auf andern Punkten standen, aus Quellen, mit denen ein nachmaliges Mitglied der Kortes, Galiano, und nach ihm der Staatsmann zu Offenbach, zuerst bekannt gemacht, und somit den Dank der Geschichtschreiber verdient haben. Die folgenden Kapitel aber haben als das Anziehendste des ganzen Werkes, und als Gegenstück zum Kampfe Padilla's und der Communera des 16ten Jahrhunderts den Ausbruch der Insurrektion bey las Cabezas und auf der Isla de Leon, unter Riego's und Quiroga's Anführung den kecken und mißlungenen Versuch des Obersten Rotalbo's auf Kadix, die Bewegungen Freyre's und der, der Königssache treu gebliebenen Anführer, ferner die Auftritte und Scenen in den verschiedenen Provinzen, welche auf den Ruf für Herstellung der Konstitution sich begeben, die Art, wie der Hof zu Madrid im kritischen Augenblicke sich benommen, und was er zur Aufrechthaltung seiner unbeschränkten Gewalt fruchtlos gewagt, endlich den kühnen Zug Riego's an der Spitze einer mobilen Kolonne durch mehrere Landschaften, und endlich, nachdem die Gräuelscenen zu Kadix, die einen so unaustilgbaren Fleck in Spaniens neuerer Geschichte bilden, und in welche noch immer die historische Leuchte nicht ganz hineinzünden darf, den vollständigen Sieg der Revolution durch den Einzug des Nationalheeres in Kadix. Wen sollte nicht der Gedanke an die Nichtigkeit aller menschlichen Entwürfe und Werke erschüttern, wenn er gedenkt, welch ein herbes Loos so bald den jezt vergötterten Helden des Tages bereitet worden. Diese Betrachtung eines tief ergriffenen Gemüthes liegt in den Worten, womit der Verfasser, nachdem er Quiroga's Verherrlichung auf dem Gemeindehaus zu Kadix geschildert, den ersten Band seines Geschichtwerkes schließt:

„Betrügliches Glück! Falsches Schicksal! Kaum sind drey Jahre verflossen, so flüchtet der, den du zum Helden der Freyheit erhoben, und mit aller Glorie ihres Glanzes umgeben hast, abermals mit dem Brandmal des Rebellennamens aus denselben Thoren, auf Meereswogen und dem entfernten Inselstaate die Rettung seines Lebens suchend; der Nebenbuhler seiner Größe endigt schimpflich auf dem Schaffot, gemeinen Missethätern gleich; die übrigen zwey (Odonoju und Lopez Bannos) hat nur früherer Tod oder feiges Verlassen der beschworenen Sache vor dem Mordbeil gesichert; und aus denselben Mauern, von denen Quiroga und Riego jezt siegestrunken nach der Hauptstadt Spaniens eilen, zieht König Ferdinand VII. die Vollstrecker schwerer Rache abermals zu seiner Seite, nach eben jener Stadt,

um den hergestellten Thron der absoluten Herrschaft von Neuem zu besteigen." —

Die zahlreichen, oft sinnstörenden Druckfehler, die auf dem 2ten Blatt schon beginnen, lassen bedauern, daß der Verleger nicht an Ort und Stelle einen genauen Revisor der Correktur bestellt hat. — r.

Unterhaltungs-Literatur.

Die fürstlichen Frauen der Vorzeit. Romantisch-geschichtliche Darstellungen von Sophie Mai. Erster Theil. 1824. bey Herbig.

Clio, bey all dem strengen Ernste, den ihr Geschäft fordert, ist und bleibt doch immer ein Frauenzimmer, das sich gern geschmückt sieht. Unsere Verfasserin besizt eine geschickte Hand, um die genannte Muse bey der Toilette zu bedienen, wenn sich dieselbe anschickt, einen ästhetischen Theecirkel oder eine romantische Redoute zu besuchen. Sie scheint zwar das Talent der verstorbenen Benedicte Naubert (Verf. des Walter von Montbarri, der Amalgunde u. s. f.) nicht zu besitzen; das Talent, die Muse der Geschichte so natürlich zu putzen, daß man glauben sollte, sie sey ganz unbekleidet (beyläufig ein Talent, worinnen selbst der vielgerühmte Sir W. Scott unserer verewigten Landsmännin nachsteht); aber sie entstellt doch auch dieselbe nicht durch hochromantische Frisur oder durch Ueberladung mit den böhmischen Steinen der neuesten poetischen Prosa. Mit einem Worte, sie hat Beruf, wenn nicht zum historischen Romane, doch zur historischen Novelle. Hier hat sie deren vier mitgetheilt: Hiltrudis von Baiern, Agnes Maria von Mähren, Ingeborg von Norwegen und Emma von Glocester. Die dritte scheint uns die gelungenste zu seyn; aber der Raum gestattet uns nicht, mehr daraus anzuführen, als daß sie mit einer Scenenschilderung anhebt, die Sir Scott selbst nicht imposanter hätte wählen und nicht besser ausführen können: es ist die Braut-Krönung der Prinzessin von Norwegen in Opslo (der alten Hauptstadt, dem französirten Auslo im Yngurd), interessant durch die Lage der Braut (ungefähr die Lage der Asla, wenn sie sich des Königs Alf Procurator Gyldenbrog hätte antrauen lassen müssen) und romantisch durch einen Schicksalsring, der auf dem Zuge nach der Kirche auf ihren Weg fällt.

S. 212 ist die Rede von des Herzogs Erik liebenswerthem Benehmen an den deutschen Höfen, und von seiner gastlichen Gestalt. Dieses Beywort (für schön, einnehmend, wohlgefällig) ist nicht zum schicklichsten gewählt: denn in Bezug auf die eigentliche Bedeutung müßte man sich dabey eine Gestalt denken, die Appetit erweckt. Doch still, Kritik! du hast das Werk eines Frauenzimmers vor dir, und noch dazu eines Frauenzimmers von so gastlichem Namen. Denk' an Uhlands Recensenten des Lenzes, des Mai!

Periodische Literatur.

Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. v. Schlegel. Zweyten Bandes erstes Heft. Bonn bey Weber. 1824. 148 S. 8.

Dieses Heft, überhaupt das fünfte der Zeitschrift (S. Lit. Bl. 1823 No. 19 und 85) enthält eine „Allgemeine Uebersicht," von welcher der Verf. S. 70 sagt, daß sie auf Vollständigkeit keinen Anspruch mache, und daß er sich darinnen auf dasjenige beschränkt habe, was ihm die Grundlage alles Uebrigen zu seyn scheine: Grammatik, Auslegungskunst und philologische Kritik! Die Vollständigkeit der sogenannten Uebersichten, über große Literaturzweige, ihre Zustände, und die Bestrebungen ihrer Anbauer, ist selten weit her; sie laufen meistens Theils auf ein flaches und flüchtiges Räsonnement über abgerissene Einzelheiten hinaus, womit der Ueberfichtler zufällig bekannt geworden ist, und die er si bien que mal zu einem Ganzen zu verbinden sucht, welches er für den gegenwärtigen Zustand der Sache ausgibt. So hören wir oft einen Einzigen über die Schriften aus zwanzig verschiedenen Fächern der Literatur schwatzen, und er sucht uns vergebens zu verhehlen, daß er in 18 oder 19 von diesen 20 Fächern keinen Bescheid weiß. Der wahre Gelehrte hingegen beschränkt sich gern auf das Fach, in welchem er ganz zu Haus ist, und leistet darin etwas Rechtes von übersichtlicher Darstellung. So hier unser deutscher Indier. An seine frühere Beleuchtung des Wilson'schen Sanskrit-Wörterbuches schließt er hier eine geistreiche Beurtheilung der Grammatik von Yates (Calcutta 1820), und der Chrestomathie von Herrn Prof. Frank in Würzburg an. Dem leztgedachten sucht er eine Arbeit zu ersparen, welche derselbe in der Vorrede angekündiget hat. Herr F. hat nämlich seiner Chrestomathie eine Abbildung des indischen Sonnengottes auf dem siebenspännigen Wagen vorgesezt, und in dem Vorberichte gesagt: es sey das Bild einer Statue, welche „in curia perillustris Societatis Indiae" aufbewahrt, und von welcher er in einem Werke über die indischen Mythen und Denkmäler handeln werde. Schlegel gibt ihm zu vernehmen, daß er mystificirt worden ist, obwohl nicht durch andere, wie sein Landsmann Beringer und Wilford, sondern durch seine eigne Inadvertenz. Das gerühmte indische Denkmal ist nämlich nichts Anderes, als ein im Jahre 1814 von dem englischen Bildhauer Coade Lambeth verfertigtes Kaminstück, wie an dem Marmor deutlich geschrieben steht. Der Oberbibliothekar hatte den Gedan-

ken, eine Zimmerverzierung von einem Gegenstande der indischen Mythologie zu entlehnen, und der Künstler bediente sich in vollem Maße der Freyheit, denselben nach europäischem Geschmack umzumodeln.

Demnächst spricht Schlegel über die bengalische Grammatik und Chrestomathie von Haughton, und kommt S. 29 auf folgende, frappante Behauptung: „Die Vorzüge derjenigen alten Sprachen, welche wir wegen der Vollkommenheit ihres Baues am meisten bewundern müssen, des Griechischen, des Lateinischen, des Sanskrit, sind unerreichbar und unersetzlich: es wäre vergeblich zu hoffen, daß im Laufe der Jahrhunderte noch irgend einmal Sprachen von ähnlicher Art entstehen könnten. Wir müssen sie für Denkmale eines andern Weltalters, einer fernen, weit über den engen Horizont unserer Geschichte hinaus liegenden Vorzeit anerkennen. Jene Sprachen sind die Urgebirge des menschlichen Geistes; es mag Sprachen des Uebergangs und der zweyten und dritten Bildungsstufe geben, alle von hohem Alter: die neueren Mundarten aber, deren Entstehung aus dem Zusammenstoß der Völker wir geschichtlich nachweisen können, gleichen jener Gebirgsart (Nagelfluhe, poudingue), welche aus lose verkitteten Kieseln und abgerundeten Bruchstücken verschiedener Steinarten besteht, und sich sogleich als eine formlose Anschwemmung vorübergehender Wasserfluthen verräth.“ Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Vorliebe für das Sanskrit, die sich in das Lob der todten Sprachen unserer Schulen versteckt, zu weit gehe oder nicht; genug, daß sie dem Verf. den mühevollen Weg der Forschung erleichtert.

Der zweyte Abschnitt enthält die Fortsetzung von der grammatischen Abhandlung Humboldt's, deren im Lit. Bl. 1823. No. 85 gedacht worden ist. Der Scharfsinn, womit H. über das Wesen des Verbum, des Infinitiv, des Gerundium u. s. w. philosophirt, macht den Aufsatz lesenswerth auch für diejenigen, denen die Suffira (S. 71 steht Sufflira) der Sanskritsprache böhmische Dörfer sind.

Den dritten Abschnitt endlich bildet die ausführliche Ankündigung des Ramayana, französisch und deutsch, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, da sie auch in besonderen Abdrücken verbreitet worden ist.

Antikritik,

das Kind'sche Taschenbuch betreffend.

Der Schrift-Setzer (oder Steller), welcher im Lit. Bl. No. 93 v. J. 1824 das magische Quadrat oder Planetensiegel im Becker'schen Vergnügen gelöset hat, scheinet nicht gern Verse zu setzen; denn sonst würde er leicht folgenden Schlüssel gefunden haben: $\frac{112233245}{153824571}$, $\frac{5667788}{6384726}$. $\frac{11334422}{48372616}$, $\frac{5566278}{58142531}$! $\frac{211243344}{737451638}$! $\frac{5566778}{2457164}$. $\frac{8117}{8262}$? $\frac{233445}{758143}$ — $\frac{5667788}{7263815}$. Das ist in ungereimten Versen:

M. (Mutter). Nun spinne, spinne, liebes Kind,
Hübsch fleißig, unverdrossen.
Da ich ein Mädchen war, wie du,
Was konnt' ich da nicht spinnen!
T. (Tochter). Ich kann nicht, liebe Mutter, ach!
Ich kann nicht länger spinnen.
M. Warum nicht? T. Amor, o sein Pfeil —
Sein Pfeil hat mich getroffen.

Antwort.

Recensent, welchem diese neue Lösung, als anonym eingesandt, vom Herrn Redacteur mitgetheilt worden, hat sie seinem Räthselrathe, dem jungen Setzer, mitgetheilt, und dieser behauptet, der Herr Antikritikus verstehe nichts von der Setzkunst. Sein Schlüssel könne metrisch gut seyn, aber er sey typographisch falsch; denn wenn einmal, wie in seinem 4ten Verse, der bloße Versanfang den Initialbuchstaben rechtfertigen solle, so müßten alle Verse mit Initialbuchstaben anfangen: nun sey aber im ganzen magischen Quadrat oder Setzkasten kein großes H zum Hübsch, und kein großes S zum Sein zu finden; im Felde $\frac{1}{6}$ stehe hübsch, nicht Hübsch, und im Felde $\frac{7}{1}$ sein nicht Sein. Wenn also diese neue Lösung die rechte seyn sollte, so müßte der Herr Setzer des Becker'schen Vergnügens zwey Böcke gemacht haben, oder der Verfertiger des Planetensiegels selbst.

Ich getraue mich nicht diesen wichtigen typographischen Streit zu entscheiden; aber so viel weiß ich, daß mir beyde Lösungen keine Genüge leisten. Ich vermuthe, daß in dem Zauberquadrat ein geistreiches Gespräch steckt, und das hat mir weder der metrische noch der typographische Combinator herausgefunden.

Dagegen hat der Erstgenannte meine magische Recension des Beckerschen Vergnügens in folgende Knittelverse aufgelöst:

Nur Eine Katze gibt es hier,
Doch der Hund' einen halben und vier.
Rathet, wenn ihr nachgedacht,
Wer die Kupfer habe gemacht.
Aber unter den Gedichten
Ist kein Hund, und unter den Geschichten
Keine Katz'; allein gar viel
Sind nicht besser, als dieß Spiel.

Die Kenner des Rösselsprunges mögen die Auflösung prüfen nach dem von mir angedeuteten Schlüssel im Lit. Bl. No. 41. D. Rec.

Nr. 105.

Literatur-Blatt.

Freitag den 31. December 1824.

Periodische Literatur.

Deutsches Museum; herausgegeben von Ernst Münch, in Verbindung mit deutschen, schweizerischen und elsässischen Gelehrten. 1ster Band, 1s—3s Heft. Freyburg im Breisgau; bey Friedrich Wagner. 1824.

Diese neue Zeitschrift ist dazu bestimmt, im Geiste jener frühern, die den gleichen Namen tragen, und deren jede, leider, an ungünstigen Zeitverhältnissen scheiternd, zu bald wieder einging, für Geschichte im weitesten Sinn des Wortes, dann aber auch für klassische Literatur, Philologie und Philosophie zwischen Gelehrten aus Deutschland, Helvetien und dem Elsaß eine Art Vereinigungspunkt zu rein wissenschaftlichen Zwecken zu bilden. Diese Tendenz ist frisch und freymüthig, mit nur allzugegründeter Klage über so viele Schattenseiten und Verkehrtheiten der neuesten Literatur und ihrer Lieblingsneigungen in der Vorrede ausgesprochen, mit welcher der Herausgeber, Professor an der Hochschule zu Freyburg, das deutsche Publikum begrüßt. Derselbe scheint aus guten Gründen aber gleich in den folgenden Heften den Plan des Journals vereinfacht, und blos auf historische und literarhistorische Motive sein Augenmerk geheftet zu haben, was wahrscheinlich dem Erfolg desselben in mehr als einer Hinsicht zuträglicher seyn wird. Das 1ste Heft eröffnet sich mit einigen Bruchstücken der paradoxen, aber höchst geistreichen und selten gewordenen Abhandlung des berühmten Agrippa von Nettesheim, de vanitate ac incertitudine scientiarum u. s. f., worüber, so wie über den Verfasser selbst, Meiners in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer ausführlichere Nachricht gibt. Die Uebersetzung ist vom Herausgeber, begleitet mit einem kurzen Vorwort über Agrippa und seine Declamation. Darauf folgt eine äußerst gehaltvolle und gründliche, an historischen Paradoxen aber nicht minder reiche Abhandlung Wolfgang Menzels, des Verfassers der Streckverse: Charakteristik des altgermanischen Lebens betitelt, womit ein größeres Werk, das eine Menge von Momenten des altdeutschen Volkslebens auf gleiche Weise schildern soll, angekündigt wird. Niemand wird diesen trefflichen Aufsatz ohne gesteigertes Interesse lesen, obgleich mancher Leser seine eigene Meynung zu Protokoll zu geben hie und da versucht werden dürfte. Von Deubers diplomatisch-historischer Untersuchung über Hermann v. Stahlek, Pfalzgrafen bey Rhein, läßt sich erst reden, wenn der Aufsatz, welcher etwas unschicklich abgebrochen hier erscheint, ganz gedruckt seyn wird. An Stahlek reihen sich zwey Bruchstücke aus einem größern Werke des Herausgebers: Franz von Sickingen, dessen Geschichte aus Quellen und Urkunden bearbeitet, bald erscheinen soll. Die, meistens sehr seltenen Urkunden, welche zur politischen und Religionsgeschichte damaliger Zeit höchst wichtige Beyträge und Aufschlüsse bieten dürften, werden vom Verfasser mit versprochen. Durch die vorliegende Bruchstücke werden Franzens große Plane in ein helleres Licht als bisher gestellt. Der ungedruckte Brief Napoleons wird von den Herausgebern der Oeuvres complettes nicht unbeachtet bleiben, da seine Aechtheit verbürgt ist. Nur glauben wir, daß er keineswegs an Berthier, sondern an einen der an jenem denkwürdigen Tage kommandirenden Marschälle geschrieben worden sey, da die Natur des Auftrags sowohl, als der Umstand, daß Berthier in Napoleons Nähe selbst sich befunden haben muß, gegen die erstere Annahme streiten. Der Mittheiler wird wahrscheinlich dieß selbst bey näherer Betrachtung einsehen. Des edlen Wankers kurze Biographie, zum Theil nach Hug, zum Theil aus eigenen Notizen, vom Herausgeber, wird den Männern eine willkommene Gabe seyn, die nach Wessenbergs Zurücktritt wenigstens einen Mann von Wankers Ruf und Verdienst im Besitz jener wichtigen Würde zu sehen sich freuten. Deubers Uebersetzungen einer Ode Pindars haben für den Philologen Werth; die deutsche scheint uns aber hie und da etwas steif und gezwungen; lieblicher munden die von einem Ungenannten gebotenen Petrarchica, womit das Heft schließt.

Das 2te Heft sezt Agrippa's philosophische Ansichten von der Wissenschaft und dem Leben seiner Zeit fort; die

Stockphilologen und Grammatiker werden es auch jezt noch für eine Satyre auf sie ansehen. Das ganze liebe Unwesen, wie es auch heute noch unter uns lebt und tollt, ist von dem unruhigen Manne, der ihrer Herrschaft hier so wenig Achtung bezeigt, trefflich geschildert. Eine frische, kräftige Meerluft weht aus den so wunderbaren und wechselreichen, als tragischen Geschichten Hakon Jarls, des skandinavischen Usurpators, entgegen, den Oehlenschläger in seinem Drama auf würdige Weise verewigt hat. Der Herausgeber hat diesen Helden aus den wenigen, von ihm vorhandenen Quellen, nämlich Saxo, Snorri, Torfäus und einigen spätern Berichten ausführlich und getreu bearbeitet; gut wäre es, wenn auch die Schicksale Sigurd Jarls und Hakons II., die mit denen des erstern einen sehr interessanten Cyklus bilden, auf ähnliche Weise gegeben, und die Skaldenlieder eingeschaltet würden, die von Eywind Skaldaspillo, Einar Thambasceifr u. A. auf Haken I. vorhanden sind. Man hofft nicht für einen Altdeutschthümler angesehen zu werden, wenn man die Klagen eines deutschen Patrioten des 17ten Jahrhunderts über das Sprach- und Sittenverderbniß und den Sieg des Fremdthums in Deutschland mit warmem Herzen vernimmt und, auch in Bezug auf unsere Zeit, nur mit einigen Varianten, unterschreibt. Der ehrliche Philander von Sittewald, aus dessen Visionen das Bruchstück mit den nöthigen Orthographieverbesserungen vom Herausgeber mitgetheilt worden, und der mit seinem eigentlichen Namen Moscherosch heißt, und ein sehr berühmter Schriftsteller seiner Zeit war, würde heut zu Tage wohl nicht Papier genug finden, wenn er nur alle die neuen Modethorheiten in Sprache, Sitten, Literatur und Politik, welche die ältern verdrängt oder vielleicht blos vermehrt haben, geißeln wollte. Von Kausler lieferte einen schätzbaren Beytrag zu San Martins, des Befreyers von Chili Lebensgeschichte; doch ist die Skizze viel zu kurz und nicht genugsam umfassend, um so mehr, da über diesen merkwürdigen Mann Materialien hinreichend vorhanden sind. Weißgerbers Uebersetzung und Kommentar vom Kyklopen des Theokrit verräth viele Belesenheit und schätzbare philologische Kenntnisse, doch hätten die Verse etwas gerundeter und wohlklingender seyn können. Immerhin möge aber derselbe fortfahren, den Dichter ganz auf solche Weise zu bearbeiten. Die dichterische Weitschweifigkeit seiner Prosa verzeiht man der gemüthlichen Wärme, mit der er seinen Liebling zu behandeln scheint. Uebrigens sollte, wie schon oben angedeutet worden, das Museum künftig weniger solchen, als reinhistorischen Aufsätzen Raum gönnen. Einige Notizen über Snorre's herrliche Heimskringla, wovon der Inhalt, weil das Buch äußerst selten geworden, hier gegeben wird, so wie über diesen ausgezeichneten nordischen Geschichtschreiber selbst, und ein merkwürdiger Brief des berühmten Saladdins an Kaiser Friderich den Rothbart sind die lezten Stücke dieses Heftes.

Das am reichsten ausgestattete ist das 3te Heft des Isten Bandes. Die Allemannischen Brüder von K. Walchner, der durch ein Schriftchen über Otto von Sonnenberg, Bischof zu Konstanz, und einen historischen Aufsatz über Paul V. sich bereits vortheilhaft bekannt gemacht und so eben auch eine Geschichte von Pfullendorf angekündigt hat, geben einen äußerst schätzbaren Beytrag zur Geschichte der Universität Paris, von deren Gestalt und Leben in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Einleitung handelt, und liefern genaue Nachricht von dem Buchdrucker-Kleeblatt Ulrich Gehring, Martin Kranz und Michael Freyburger, welche, mit Privilegien Ludwigs XI. begabt, die Buchdruckerkunst in Paris zuerst einführten; ferner von Johann a Lapide und seinen Verdiensten, nebst drey sehr interessanten Beylagen, nämlich einem Verzeichniß der am Ende des 15ten Jahrhunderts in Paris vorhandenen Kollegien, (man zählte deren 41); einer Elegie des berühmten Buchanans: de misera conditione litteras humaniores Lutetiae docentium und dem Indigenatsbrief des Königs für die drey Buchdrucker. Der 2te Aufsatz, vom Herausgeber, gibt eine Uebersetzung der Konstitution der gegenwärtig so viel besprochenen alten Kortes von Lamego nebst historischem Kommentar; ein zur Verständniß dieses Gegenstands und für die Tagsgeschichte nicht unwichtiger Beytrag, je seltener jenes Aktenstück geworden ist. Von vorzüglichem Werthe ist Hottingers Bruchstück seiner Fortsetzung von Joh. Müllers und Glutz-Blotzheims Schweizergeschichte; es enthält, in einer, der beyden preiswerthen Vorgänger nicht unwürdigen Sprache und mit rühmlicher Unpartheylichkeit alle Vorfälle schildernd, der Eidgenossen Bündniß mit Franz I. vom Jahr 1521, „das vorzüglichste und traurigste Denkmal eidgenössischer Entartung," wie das begleitende Vorwort des Herausgebers sich ausdrückt. Die Rechtlichkeit und der Freyheitsstolz vieler ächten Schweizer jener Zeit, besonders unter Zürichs Landvolk, spricht darin auf rührende Weise sich aus. Moscheros patriotische Klagen werden sofort geschlossen, und eine, wiewohl zu kurze und unvollständige Nachricht von seinem Leben und literarischen Wirken aus der Feder des Dr. Weick dient als Epilog dazu. Nun folgt ein Bruchstück aus des Herausgebers IVtem Theile der Heerzüge wider die Osmanen u. s. f. enthaltend die Geschichte der Verrätherey und des Falles von Caminar Sava, der vorzüglich zur Niederlage der Hetäristen bey Tergovist sehr viel beytrug, und des glorreichen Opfertodes des unsterblichen Sar-

bars Jorbaki (oder Georgs des Olympiers, wie Pouqueville ihn nennt) des ersten großen Märtyrers für die Freyheit der Neugriechen; endlich die Fortsetzung von Deubers Stablek, in ihrem Inhalte sehr interessant, aber wiederum in karger Portion zugemessen; möge der Verfasser, an dem vielleicht die Schuld vorzüglich liegen mag, in größern Abschnitten solche Arbeiten einrücken lassen; denn daß von dem Herausgeber dieß geschehen, läßt sich nicht wohl denken, da kein Journal selbst bey solcher Oekonomie Gefahr läuft. Ein besonderer, der Kritik geweihter, Artikel gibt Recensionen von Gerlachs neuer Prachtausgabe des Sallusts, von Rottecks VII. Band der Allgemeinen Geschichte, Rontiers Denkwürdigkeiten und von der Ausgabe zweyer Schweizerchroniken, von Justinger und Tschachtlan. — r.

Dramatische Dichtkunst.

Das Auge der Liebe. Ein Lustspiel von Karl Immermann. Hamm, bey Schulz und Wundermann. 1824. 143 S. 8.

Ein neuer Sommernachtstraum à la Shakspeare! Im Vorspiel erscheinen Oberon und Titania, entzweyt um einen Knaben, welchen die Elfenkönigin ihrem Gemahl entführt hat. Der erzürnte Geisterfürst befiehlt seinem Diener Puk (hier Droll, wie bey Schlegel), zur Strafe für diesen Knabenraub Titaniens Liebling, die reizende Prinzessin Amanda, vom Hofe zu Neapel in Wüsteneyen zu entrücken, und alle nur ersinnliche leibliche Häßlichkeit über ihre Person auszuschütten. Dieser Zauber soll auf ihr lasten,

> Bis das Aug' der Liebe sie entdeckt,
> Und als Scheusal Liebe sie erweckt.

Titania ist überzeugt, daß nur der Tod diesen Fluch lösen könne, und es bleibt ihr nichts übrig, als der Entschluß, Amanden in Träumen glücklich seyn zu lassen. So schließt das Vorspiel.

Beym Beginn des Lustspiels ist Amanda bereits verschwunden. Sie ist nicht die Tochter des Königs von Neapel, sondern eine Prinzessin von Deutschland, deren Vater sie ihm anvertraute. Der Kronprinz von Neapel war mit ihr durch die Bande der zärtlichsten Neigung verbunden, und trauert nun um ihren unbegreiflichen Verlust. Der König von Deutschland hingegen, der ihr Verschwinden bereits vernommen hat, ist erzürnt darüber, und rückt heran, den König von Neapel mit Krieg zu überziehen, weil er glaubt, man enthalt' ihm die Tochter vor, oder hab' ihr ein verborgenes Leid zugefügt. Der Kronprinz zieht gegen ihn in's Feld. Der Feldzug führt ihn in den Wald, wo die häßlich metamorphosirte Amanda, unsichtbar von Titanien und ihren Elfen beschirmt und durch Träume beglückt, als Pflegling eines Bauern lebt. Der Prinz sieht sie, erkennt sie mit dem Auge der Liebe an ihren Augen und an ihrer Stimme (welche Droll zu metamorphosiren vermuthlich vergessen hat), und Titania zeigt dem Oberon das trotz seines Zaubers glückliche Paar. Sie fordert nun die Entzauberung Amandens, aber Oberon besteht noch auf einer Probe: erst dann soll der Zauber gelöst werden, wenn der Prinz sein geliebtes Scheusal zu Hofe führen wird, um die Vermählung zu schließen.

Mittlerweile ist der Feind herangerückt, und der Jägermeister Claudius, dem Prinzen als Chef des Generalstabs beygegeben, hat so schlechte Anstalten zur Schlacht getroffen, daß dieselbe auf dem Punkte steht, verloren zu werden. Der Prinz, nachdem er den Armen der Liebe sich entwunden, kommt an zur höchsten Zeit, gewinnt die Schlacht, und gibt dem Reiche den Frieden, indem er dem feindlichen Könige eröffnen läßt, daß Amanda wiedergefunden sey, und er im Begriff stehe, ihr seine Hand zu geben. Da er wirklich von seinem Vater die Einwilligung zur Heirath mit der Häßlichen begehrt, so muß Oberon den Zauberfluch lösen, Amanda wird schön, wie vorher, und der Vermählung steht weiter kein Hinderniß entgegen.

Das ist die Hauptfabel, in welcher, wie man bemerkt haben wird, nicht mehr Geist ist, als in hundert und aberhundert andern Feenmährchen, welche zu Ehren der Allgewalt der Liebe ersonnen worden sind. Lachstoff ist wenig darin, nämlich in der Fabel an und für sich: denn er könnte seinen Sitz nur haben in der anscheinlichen Absurdität der Zärtlichkeit, welche der Prinz für eine grundhäßliche Prinzessin empfindet und an den Tag legt; aber was in diesem Verhältnisse etwa von komischer Kraft liegen möchte, das entnervt der Umstand, daß der Prinz hier eine Bezauberung nothwendig voraussetzen muß. Wollte der Verf. hier die lächerliche Zärtlichkeit nachahmen, welche im Sommernachtstraume die von Oberon's Magie verblendete Titania dem von Puk mit einem natürlichen Eselskopfe begabten Leinweber Zettel erweist; so schoß er sehr weit vom Ziele. Der Quell des Lächerlichen liegt dort nicht sowohl im sichtbaren Eselskopfe Zettels, als vielmehr in seiner geistigen Rüpelhaftigkeit. Die leiblichen langen Ohren waren ein derber Spaß für die Gallerie der damaligen Zeit. Auf ein gebildetes Publikum würde Shakspeare mit mehr komischer Kraft haben wirken können, wenn er den Eselskopf weggelassen, Titanien zu einer zufälligen Zuschauerin der Trauerspielprobe gemacht, und dem verblendeten Zauber die Wirkung gegeben hätte, daß die Feen-Königin in den Tölpel von Pyramus, in seine künstlerische Darstellung der Leidenschaft sich verlieben mußte. Bey Herrn J. ist die komische Wirkung in der Anlage des Verhältnisses schon

verfehlt; die Fortdauer der Liebe für die verzauberte Häßliche ist ihrem Wesen nach **rührend**, und wie lächerlich sie auch die Personen des Stücks finden mögen, welche in der abscheulichen Hülle Amanden nicht wieder erkennen; **wir** kennen sie, wie der Prinz, und können daher nicht **mitlachen**.

Inzwischen hat der Verf. in die Haupthandlung den Faden einer Episode eingeflochten, welche jenen Mangel ergänzen zu wollen scheint. Der alte Jägermeister Claudius hat eine junge, hübsche Frau ohne Temperament (Frigida), welche entfernt vom Hofe in ländlicher Häuslichkeit lebt. Als er in den Krieg ziehen soll, geräth er, auf Veranlassung einiger Späße seines Knechtes Hans Türk über den Hahnrei-Orden, auf den Einfall, die Treue seiner Gattin prüfen zu lassen durch zwey Gecken, die Kammerherren Thymian und Seybold. Der eine soll ihm den Ring, der andere die Halskette derselben als Siegeszeichen bringen, und sie, die Frigida, ermahnt er beym Abschied, diese Kleinodien sorgsam zu bewahren. Diese Ermahnung mißverstehend, **verschließt** sie dieselben. Nun spielt Türk den beyden Eroberern den Streich, jedem derselben eine von den herausgeputzten Mägden der Frigida statt der Herrschaft vorzustellen, und von den Mägden erhalten die Kammerherren Ring und Kette, welche diese aus dem Gewahrsam der Herrin entwenden. Triumphirend schicken sie dieselben dem Claudius zu, welcher nun Rache schnaubt gegen das vermeintlich ungetreue Weib. Er klagt Frigida vor dem König an, der Prinz führt eine Untersuchung, und bringt leicht die Wahrheit an den Tag, welche den Jägermeister beruhiget, und die Kammerherren beschämt. Mit dem Elfenwesen hängt diese Episode blos dadurch zusammen, daß Droll kurz vor dem Beginn der Gerichtsverhandlung dem Seybold die Perrücke abreißt, und dem Thymian die Nase lang zieht. Diese Nebengeschichte liefert einige komische Scenen, besonders zwischen den beyden Gecken und den verkleideten Mägden, deren eine so belesen ist, daß ihr Gespräch mit Thymian zu einer Brocken-Lese aus der Braut von Messina, der Schuld und anderen ernsten Dramen wird, nicht ohne Wirkung auf das Zwerchfell belesener Leser.

Diese Wirkung fehlt auch der **Charakterzeichnung** nicht, die drey Narren, Claudius, Thymian und Seybold, sind zweckmäßig unterschieden, und Hans Türk sammt den Mägden sind ergötzlich in der niedrigeren Sphäre der Komik. Im **Ausdruck** hingegen vermißt man Haltung und Takt. Man merkt fast in jeder Zeile, daß er shakspearisch seyn soll; aber er ist es selten, und wo er demselben nahe kommt, tritt er zu deutlich als Copie hervor. Das Wort- und Sylbenspiel S. 16 u. 17 z. B. mit **ziemen**, **ziemlich**, Ochsen**ziemer**, **ziehn**, **Simon**, **Ziem'ges** u. s. w. ist bis zum Aberwitz ausgesponnen. Von **gelungenen** Einfällen hier zwey Beyspiele. S. 23 fragt der alte Claudius seinen Knecht: „Was hältst du von meiner Gestalt?"

„Die Wahrheit zu reden, Herr, die Gestalt ist ein bischen schimmlig, aber ich wollte darauf wetten, daß euer Schatten sich ganz frisch erhalten hat. Stellt euch einmal in die Sonne, Herr Jägermeister, so! — Blitz! was für ein Schatten! Ein so gesunder, starker, vigoureuser Schatten, wie jemals geriehen werden. Ein vollblütiger, derber Schatten! Gegen ihn seyd ihr ein Schatten, Herr Jägermeister. Euer Schatten hat keine Hörner —"

Dieser Einfall hat unstreitig viel komische Kraft in sich. Dagegen ist Schönheit in der Stelle, wo der Prinz seinem Vater den Zustand seines Innern, den Grund seiner fortdauernden Liebe zu der Häßlichen erklärt.

> Zweyerley blieb ihr aus alter Zeit,
> Ihre süße Stimme und das Auge.
> Nehmet einem Weibe alle Reize,
> Lasset ihr die Stimme und das Auge,
> Und der Liebende wird sie erkennen.
> Sagte sie nicht tausendmal: du Herz!
> Mit dem einzig holden Flötenlispeln,
> Welches jezt noch dringt aus rauhen Lippen?
> Und mich sollt' es rühren nicht, wie sonst?
> Sandte sie nicht tausend Liebesblitze
> Aus denselben theuren blauen Augen,
> Deren Schimmer unverwüstet strahlt:
> Und mich träfen nicht mehr diese Blitze?
> Nein, mein Vater, kluge Meister setzen
> Auf die Werke ihrer Hand ein Zeichen.
> Leidet nun das Bild auch noch so sehr
> Von der Zeiten Lauf und plumpen Fäusten,
> Bleibt das Stück des Meisters kenntlich doch,
> Ward das Zeichen nicht hinweggerieben.
> Also kannt' ich auch an jenen Zeichen
> Dieses Meisterstück der höchsten Meister.

Vergleichen wir dieses Stück mit des Vs. erstem Lustspielversuche (die Prinzen von Syrakus, 1821, beurtheilt im Lit. Bl. 1822. No. 89); so ist nicht zu verkennen, daß Herr J. Vorschritte gemacht hat. Zwar ist seine Humoristik noch nicht frey von den a. a. O. gerügten „**epileptischen Zufällen**;" aber es kommen allgemach auch freye Flügelschläge und natürliche Zuckungen gesunder Lust zum Vorscheine. Nur zu **Sommernachtsträumen** ist der poetische Webestuhl noch nicht eingerichtet; die duftähnliche Feinheit, welche das Auge des Lesers so täuscht, daß er selbst zu träumen wähnt, fehlt dem Gewebe; es ist noch zu derber Einschlag, noch zu viel **Zettelhaftigkeit** darin: und der Weber wird wohl thun, an Arbeiten dieser Art nicht eher zu gehen, bis er sich in der Stimmung befindet, welche im Midsummernight's dream Theseus mit den Worten schildert:

> „Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
> „Blizt auf zum Himmel, blizt zur Erd' hinab,
> „Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
> „Von unbekannten Dingen ausgebiert,
> „Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
> „Das luft'ge Nichts, und gibt ihm festen Wohnsitz.
> „So gaukelt die gewalt'ge Einbildung;
> „Empfindet sie nur irgend eine Freude,
> „Sie ahndet einen Bringer dieser Freude
> „Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
> „Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält."

Müllner.



